image
not
available

[illegible] [illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

LXVII. Band. 1892. Nr. 1–26.

Sach-Register.

Romane, Novellen u. Erzählungen.

Aeneris, der. Novelle von W. Kirchbach 389. 409.
Barbara, die schöne. Eine Erzählung aus Arizona von K. v. Perfall 469. 489. 509. 529.
Hünengrabe, beim. Novelle von G. Walter 118. 138. 158. 192. 207.
Letzte Kugel, die. Weihnachtsgeschichte aus dem bayrischen Hochlande. Von O. v. Schaching 249.
Mädchen, das, vom Prater Wirt. Erzählung von R. v. Gottschall 10. 34. 54. 74. 94.
Schlafmütze, die. Novelle von A. Niemann 289. 309. 329. 349. 369.
Zu rechter Zeit. Roman von E. Jungbans 1. 25. 45. 66. 86. 109. 129. 149. 173. 197. 225. 255. 276. 298. 317. 334. 358. 378. 398. 415. 438. 458. 478. 495. 518. 538.

Skizzen.

Daheim. Von E. Peschkau 356.
Erstgeborene, der. Von V. Reng 14.
Idylle 58.
Lotse, der. Von Ph. Knieß 30.
Schäferspiel, ein. Von E. Peschkau 70.
Spieler, die. Von B. Rauchenegger 14.
Spottvögel. Von H. Denarius 78.
Stunde, eine schwere 38.
Venetianische Erinnerung, eine. Von G. v. Freiberg 14.
»Voilà Moltke!« Von Tanera 355.
Was mir die Rose erzählt. Von J. Freifrau v. Taube 383.
Werbung, die 315.
Zauberin, die. Von E. M. Vacano 156.
Zu Ehren der Favoritin 154.

Jagden.

Birschgang, der letzte 435.
Parforcejagd. Von O. Stein 28.
Wildschweinjagd. Von E. M. Berg 475.

Kultur- und Sittenbilder.

Ariel, das. Von A. Kirchen 282.
Augustinerbräu, im. Von B. Rauchenegger 375.
Auswanderer auf dem Wege zur Einschiffung 96. 97.
Auswanderer, die 91.
Begräbnis in Oberitalien 476.
Berlin in der Weihnachtswoche 259.
Café Josty, im 334.
Eisvergnügen. Von C. Brüning 400.
Entwischt. Von Th. Ziegler 14.
Fahrendes Volk. Von B. Hoffrich 340.
Gebet, das, zu Allah 331.
Herbsterinnerungen aus den Bergen. Von A. Achleitner 395.
Jägerlatein im Hochgebirge 275.
Karnevalsklänge. Von E. M. Vacano 451.
Karnevalszeit, zur, in Paris 456. 457.
Kirche, vor der 142.
Musikalischer Abend. Von C. Brüning 401.
Nationalcharakter, der französische. Von E. v. Jagow 471.
Neujahrsball, auf dem 275.
Nikolausabend, der 235.
Rosenfest, das, in Rom 50.
Sattler in Kairo 134.
Schützengilden, flandrische 51.
Türkische Studenten in der Hagia Sofia 115.
Ueberfall, ein 354.
Volkskonzert vor dem Wiener Rathause 484.
Volksküche, eine, unter freiem Himmel in Moskau 390.
Weihnachten auf dem Donaukanale 261.
Weihnachten, schwedische 259.
Zirkus, ein, unter Wasser. Von W. Herbert 162.
Zum erstenmal hinab ins Thal. Von A. Achleitner 38.

Humoristisches.

Vergnügter Fasching. Ein Februarscherz von Leo Hildeck 429. 449.
„Groß-Peking", aus 543.
Heiteren Seite, von der 41. 81. 125. 305. 345. 385. 425. 465. 505. 543.
Künstlerfest, ein, im Jahre 2000 420.

Geschichte und Zeitereignisse.

Bahnbrecher, unsere, in Ostafrika. Von F. Cantzler 79.
Beisetzung, die feierliche, König Karls von Württemberg 100.
Bekehrung, die, der Wenden 71.
Bismarck in Berlin 230.
Caracallas Einzug in Alexandrien 291.
Kronprinz Friedrich Wilhelm vor der Leiche des Generals Douay. Von Tanera 18.
Meiningen, der Brand in 165.
Moltke über den Krieg 1870—71 135. 155.
Nelson in der Schlacht bei Cap St. Vincent 185.
Oklahoma, die Besitzergreifung von 295.
Philipp dem Menschenfeind, unter. Von M. Ley 411.
Philipp III., König von Spanien, und die Zigeuner 294.
Thronwechsel, der, in Württemberg. Von J. Kürschner 92.

Biographien u. Charakteristiken.

Abbas Pascha, der neue Khedive 404.
Albert Victor, Prinz von Großbritannien, und seine Braut 362.
Barabino, Niccolo 275.
Barkhausen, Dr., Oberkirchenratspräsident 444.
Brunold, Fr. 504.
Charlotte, Königin von Württemberg 93.
Comenius 544.
Daase, Rudolf 423.
Daudet, Alphonse. Von Dr. J. Sarrazin 343.
Eberlein, G. 302.
Eltz, Freiherr von 236.
Grien, Reichsgräfin Urban, und ihr Gatte 364.
Fischer, J. G. 80.
Franz Ferdinand, Erzherzog von Oesterreich-Este 414.
Gotter, zum 200. Geburtstag des Grafen G. A. von. Von Dr. R. Hedermann 515.
Hauser, W., der neue schweizerische Bundespräsident. Von J. Nötzli 341.
Hochzeitsfest, ein, am bayrischen Hofe 364.
Ida, Fürstin von Reuß ä. L. † 99.
Jllich, L. 236.
Karl, König von Württemberg † 63.
Kruse, O. Von O. Baisch 240.
Manning, Kardinal 383.
Meisse, Marz 469.
Moltkes, Generalfeldmarschall Graf, Briefe an seine Braut und Frau 6. 30. 51. 71. 91. 115. 179. 211. 231. 283. 294. 314. 342. 354. 374. 403. 411. 434. 462. 474. 502. 514. 534.
Mozart, W. A. Von H. v. Wolzogen 203.
Paulsen, Louis 22.
Ritter, Prof. Paul, und sein Gemälde: Kaiser Matthias in Nürnberg. Von Marcus Schüßler 143.
Rossini, G. Von Dr. A. Kohut 463.
Rüdiger Korvettenkapitän. Von H. Nietze 284.
Schlögl, F. Von F. Groß 277.
Simar, H., Bischof von Paderborn 484.
Stablewski, F. v., der neue Erzbischof von Gnesen 283.
Sturm, Julius. Von Zupple 443.
Venetianerin, die schöne. Von G. von Freiberg 421.
Weihnachtsbrief, ein, des Grafen Moltke 255.
Wildenbruch, E. v. Von G. Dahms 391.
Wilhelm II., König von Württemberg 92.

Feste und Feierlichkeiten.

Virchows Jubiläumsfeier 144.

Populäre Medizin.

Beziehungen, die, der Krankheiten der Zähne zu denen des Auges. Von M. Bauer 14.
Diphtheritis, über. Von Dr. Bilfinger 531.
Kreosot als Mittel gegen Lungenschwindsucht. Von Schmidt-Beerfelden 122.
Zeitkrankheit, unsere, und ihre Bekämpfung. Von Dr. Bilfinger 395.

Länder- und Völkerkunde.

Europa.

Deutschland. Altmühlthal, das 31.
Charlottenburg, in der Mausoleumsgruft zu. Von A. Trinius 491.
Harz, aus dem. Von A. Weltner 15.
Malsdorf, Schloß 309.
Reinhardsbrunn. Von A. Trinius 189.
Rominten, kaiserl. Jagdschloß bei Theerbude 124.
Schönhausen, das Bismarck-Museum in. Von G. Thiel 120.
Schwarzwald, Winter im. Von E. M. Berg 275.
Stargard a. d. Ihna 79.
Vogelen, die deutschen 535.
Frankreich. Riviera, an der französisch-italienischen (Im Sonnenschein). Von W. Kaden 235.
Griechenland. Korfu 435.
Italien. Capri, auf und zur See 235.
Venedig, ein Frühlingsnachmittag an der Piazza San Marco in. Zeichnung von S. Melton Fisher 520.
Oesterreich-Ungarn. Cimon della Pala, der 374.
Hellbrunn, die Sternweiher-Grotte zu 542.
Rastelbinder, aus der Heimat der 449.
Salzburg 206.
Salzburg, das Mozarteum in 210.
Wien: Viehmarktklinik, bei der 38.
Wiens, die Erweiterungen 255.
Serbien. Serbin, die 437.
Spanien. Malaga 52.

Afrika.

Saadani, Lager zu 236.

Asien.

Sidon, die älteste Stadt Phöniziens 40.

Australien.

Ureinwohnern, bei den, des fünften Weltteils. Von F. Sicherer 59.

Literatur.

Bücher und Schriften, neue 22. 42. 82. 126. 146. 546.
Geschenk-Literatur, zur 213.
Geschenkwerke, illustrierte 239.
Grab, das, auf der Heide. Eines Liedes fünfzigjähriges Jubiläum 504.
Lebenswerk, das, eines deutschen Künstlers 302.
Literatur 18. 38. 58. 78. 99. 123. 142. 165. 187. 218. 214. 303. 322. 339. 375. 402. 443. 454. 483. 504. 515. 544.
Roman, der neue, von G. Ebers. Von Dr. A. Schilbach 238.
Weihnachtsgaben für Alt und Jung 262.
Weihnachtstisch, für den, der lieben Jugend 214.
Zeitungswesen, deutsches. Von O. Klaußmann 19.

Kunst.

Baukunst.

Villa, die, der Kaiserin von Oesterreich auf Korfu. Von F. Groß 435.

Bildnerkunst.

Armeedenkmal, das Münchener 475.
Friedrich Karl-Denkmal in Görlitz 105.
Mozartdenkmal in Salzburg 206.
Schubartdenkmal, das, in Aalen 144.

Malerei.

Gemälde.

Abzug, der, des Kaisers Matthias von der Burg zu Nürnberg. Von Prof. P. Ritter 132. 133.
Amsterdam, aus, zur Winterszeit. Von C. Hilgers 177.
Anbetung, die, der Könige. Von P. Veronese 316.
Archimedes. Von N. Barabino 273.
Begräbnis in Oberitalien. Von P. v. Nonnenstein 477.
Bergen, in den. Von J. G. Steffan 392.
Bildnis einer Dame. Von J. Wodzinski 541.
Bubert, 's, mag net. Von H. Merté 77.
Bürgergarde, die. Von H. ten Kate 473.
Café Josty, im. Von P. Hoeniger 333.
Cimon della Pala, der, in Tirol. Von H. Heubner 372.
Daheim. Von A. Maliegel 356.
Dorfkirmes, holländische. Von D. Teniers d. J. 369.
Entwischt. Von W. Diez 5.
Erstgeborene, der. Von J. Straka 9.
Fabiola. Von J. Henner 387.
Frauenbild, mein. Von H. Junker 500. 501.
Fischzug, ein reicher. Von G. Haquette 156.
Franz Ferdinand, Erzherzog von Oesterreich-Este, auf einer Gemsjagd. Von J. Beßa 417.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz, an der Leiche des Generals Douay. Von A. v. Werner. Kunstbeilage zu Nr. 1.
Gebet zu Allah. Von G. Signorini 332.
Gretchen. Von H. v. Engelhard 398.
Harz, aus dem. Von H. Fritsche 16.
Haussuchung, gerichtliche, bei dem Buchdrucker Christoph Plantin in Antwerpen. Von K. Ooms 412. 413.
Heiligtum, im, des Ateliers. Von H. Rettig 112.
Heimfahrt, nächtliche. Von A. v. Wierusz-Kowalski 276.
Heimkehr vom Markte. Von H. Deyrolle 328.
Herbstmorgen, ein klarer. Von A. Thamm 113.
Jägerlatein im Hochgebirge. Von F. Prölß 277.
Idylle. Von H. Lindenschmit 56.
Judith mit dem Haupte des Holofernes. Von C. Allori 353.
Kaiser Friedrich und A. v. Werners Bild: Der Kronprinz an der Leiche des Generals Douay 523.
Karneval, römischer. Von M. Weber 452.
Kirche, vor der. Von J. Tworoschnikow 141.
Kirchendiener, ländlicher. Von G. Kuehl 441.
Klosterbruder, ein gelehrter. Von Velasquez 229.
Lied, das, von der verlorenen Liebe. Von L. Pataky 173.
Lotse, der. Von E. Renouf 32.
Markgraf Gero läßt die besiegten Wenden vor sich kommen. Von R. v. Heyden 68.
Maskenball, nach dem. Von Ch. Beiter 433.
Menuett. Von G. Baglioj 460. 461.
Mondaufgang. Von Smith Hald 313.
Morgengruß, der erste 317.
Mozart am Hofe Georgs III. von England. Von Prof. G. Mantegazza 301.
Musik, die. Von M. da Forli 300.
Nelson in der Schlacht von St. Vincent. Von F. Baden-Powell 185.
Noch zu jung. Von O. Kirberg 136.
Novize, die. Von J. Benlliure y Gil 297.
Oberhaupt, das, der Familie. Von C. F. Deiker 157.
Oliven, unter den. Von Hartwich 76.
Parforcejagd. Von F. Amling 28.
Postillon, der, in der Christnacht. Von R. und L. Braun 249.
Proviantzug polnischer Reiter. Von W. Szerner 312.
Requisition, auf. Von F. Birkmeyer 376.
Rosenfest, das, in Rom. Von G. Rosati 48. 49.
Rast. Von F. Defregger 116.
Ruf ins Rettungsboot. Von L. Stähling 492.
Sauhatz. Von C. F. Deiker 298.
Schäferspiel, ein. Von L. Schmutzler 73.
Schiffbruch. Von Th. Weber 328.
Schützengilde, flandrische, nach der Uebung. Von Godding 45.
Schwarzer Peter. Von J. J. Egger 489.
Seeufer, am sonnigen. Von W. Frey 37.
Segen, reicher. Von F. Schlesinger 1.
Sehnsucht. Von G. Max 13.
Serbisches Mädchen. Von G. Vastagh 437.
Sie kommen! Von C. Rampp 137.
Spieler, die. Von K. F. Steinhardt 12.
Spottvögel. Von H. Seeger 69.
Stadtreisender, ein, um die Weihnachtszeit. Von H. Bachmann 225.
Sternweiher-Grotte, die, im Park zu Hellbrunn. Von J. F. Hennings 540.
Stillvergnügt. Von Peske-Geza 129.
Stunde, eine schwere. Von J. Danda 29.
Tod, der, von Pharaos Erstgeborenem. Von E. Neemand 373.
Trank, ein kühler. Von E. Nowak 20.
Ueberfall, ein. Von W. Diez 352.
Vater unser! Von M. Marr 496.
Venedig, am Rio del Olio in. Von F. R. Unterberger 8.
»Voilà Moltke!« Von L. Braun 357.
„Vom Himmel hoch, da komm' ich her." Von M. Wiegand 257.
Waldesblume. Von H. Salentin 4.
Weihnachten im Walde. Von A. Schweitzer 256.
Werbung, die. Von A. Ruß 317.
Wildschweinjagd. Von J. Bessin 476.
Winter im Schwarzwald. Von A. Karpis 272.
Winter in Holland. Von L. Apol 400.
Wintermorgen im Hochgebirge. Von A. Fink 309.
Wintertag auf der Landstraße. Von H. Mühlig 349.
Zauberin, die. Von Th. Dauz 176.
Zigeuner, die bedrohten, vor Philipp III. von Spanien. Von E. Long 289.
Zinsgroschen, der. Von Tizian 416.
Zu Ehren der Favoritin. Von F. Fabbi 149.
Zu Tode gehetzt. Von L. H. W. Klingender 497.
Zum erstenmal hinab ins Thal. Von H. Bachmann 36.

Zeichnungen.

Abfahrt, die, des Auswandererschiffes. Von Ch. W. Wyllie 280. 281.
Eisvergnügen. Von C. Brüning 400.
Musikalischer Abend. Von C. Brüning 401.
Straßenjugend, italienische. Von C. W. Allers 232.
Zuflucht, die letzte. Von C. T. Davidson 493.

Musik.

Haus- und Vereinsmusik 239.
Juwel, ein deutsches 323.

Poesie.

Beschwörung. Von G. Eberlein 304.
Frühlingsahnung. Von L. Thaden 504.
Gnomen-Märchen. Von J. Trojan 265.
Postillon, der, in der Christnacht 254.
Sehnsucht. Von H. Lingg 14.
Sturmentführung. Von Th. Souchay 91.
Verhaltene Glut. Von H. Freiin v. Thüngen 159.
Wetterprogramm, Aufstellung des, für 1892. Von J. Trojan 274.
Wintermorgen im Hochgebirge. Von O. Baisch 311.

Aphorismen. Von O. Wehlbrecht 384.
Gnomen. Von A. Friedmann 464.
Jahreswechsel, beim 275.
Sprüche. Von Paul Poche 343.
Sprüche und Aphorismen 93.
Spruch. Von F. Groß 419.
„ Von A. Roderich 351.
„ Von O. Welten 534.
Zeloten, einem. Von A. Roderich 238.

Kultur und Wissenschaft.

Entwurf, der, eines deutschen Trunksuchtsgesetzes. Von Dr. G. Strehlke 55.
Physik, die moderne. Von F. Bendt 99.
Versuche zur Erzeugung von Regen 163.

Landwirtschaft, Technik, Industrie, Handel und Verkehr.

Ausstellung, die internationale, für das Rote Kreuz in Leipzig. Von P. Rackó 455.
Handelsverträge, die, des deutschen Reiches. Von L. Fuld 312.
Holubs, Dr. E., südafrikanische Ausstellung 194.
Kolumbischen Ausstellung, das Casino der 396.
Kraftübertragung, die, zwischen Lauffen a. N. und Frankfurt a. M. Von F. Bendt 164.
Petroleumlampe, die Behandlung der. Von M. Mirus 186.

Digitized by Google

Post, die russische, in der Wüste Gobi 484.
Postbureau, ein schwimmendes. Von Th. Philipp 188.
Stern-Telegraphie, die. Von F. Bendt 394.
Transsaharabahn, die französische. Von Tanera 160.
Weltausstellung, zur, in Chicago 435.
Wißmannsche Dampfer-Unternehmen, das. Von G. Meinecke 236.
Zeitungsvertrieb, reichshauptstädtischer. Von O. Klaußmann 280.
Zinnsoldaten. Von E. Thiel 200.

Militär und Marine.

Armee, die englische. Von A. Winter 423.
Ballistik, das. Von R. v. Engelnstedt 15.
Bosnisch-herzegowinische Truppen in Wien 315.
Elefantenbatterie, eine indische 163.
Fouragierungsritt, ein 314.
Kaiserparade, die, bei München 58.
Rekruten-Reitschule, aus der deutschen. Von K. Wigner 523.
Requisition, auf. Von E. v. Wald-Zedtwitz 376.
Rettung aus Seenot. Von Ph. Kniest 494.
Wurfgeschütze zur Küstenverteidigung 93.

Sport.

Eissegelregatta, eine. Von C. Hosang 434.
Wintersport, ein neuer 384.

Handschriften-Beurteilung.

Von L. Meyer 22. 42. 62. 82. 105. 126. 166. 191. 215. 306. 326. 366. 386. 406. 426. 466. 506.

Rätselblätter.

18. 38. 59. 78. 98. 122. 142. 162. 187. 210. 242. 259. 263. 286. 303. 323. 346. 363. 383. 403. 423. 443. 455. 483. 503. 524. 543.

Für müßige Stunden.

19. 39. 59. 78. 98. 123. 142. 163. 187. 211. 239. 263. 283. 303. 323. 343. 363. 383. 403. 423. 443. 463. 483. 503. 522. 543.

Schach.

22. 42. 62. 82. 105. 126. 146. 166. 215. 267. 287. 306. 326. 366. 386. 406. 426. 446. 467. 486. 507. 526. 546.

Unter uns.

21. 61. 101. 145. 189. 241. 285. 325. 365. 405. 445. 485. 525.

Briefmappe.

23. 42. 62. 82. 105. 126. 146. 166. 192. 217. 242. 266. 286. 306. 326. 346. 367. 386. 407. 426. 446. 468. 486. 506. 526. 546.

Alphabetisches Register.

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.)

Abbas Pascha, der neue Vizekönig von Aegypten* 403.
Albert Viktor, Prinz von Großbritannien und seine Braut* 263.
Altmühlthal, das* 31.
Amsterdam, aus, zur Winterzeit. Gemälde von E. Hilgers* 177.
Aphorismen. Von O. Weddigen 384.
Armee, die englische. Von A. Winter 423.
Armeedenkmal, das Münchener* 475.
Arzneif, der. Novelle von W. Kirchbach 389. 409.
Asyl, das. Von A. Kirchen 232.
Augustinerbräu, im. Von L. Ganghofer* 375.
Ausstellung, internationale, für das Rote Kreuz in Leipzig. Von L. Nachs 455.
Auswanderer, die* 91.

Bahnbrecher, unsere, in Ostafrika. Von F. Cantzler* 79.
Ballistik, das. Von R. v. Engelnstedt 15.
Baratino, Niccolo* 275.
Barbara, die schöne. Eine Erzählung aus Arizona von A. v. Perfall 469. 489. 509. 529.
Barkhausen, Dr., Oberkirchenratspräsident* 444.
Begräbnis in Oberitalien* 476.
Beisetzung, die feierliche, König Karls von Württemberg* 100.
Bekehrung, die, der Wenden* 71.
Berlin in der Weihnachtswoche* 259.
Beschwörung. Von G. Eberlein* 304.
Beziehungen, die, der Krankheiten der Zähne zu denen des Auges. Von M. Bauer 14.
Bildnis einer Dame. Gemälde von J. Wodzinski* 541.
Birschgang, der letzte* 435.
Bismarck in Berlin* 230.
Bismarck-Museum, das, in Schönhausen. Von E. Thiel* 199.
Bosnisch-herzegowinische Truppen in Wien* 315.
Briefmappe 23. 42. 62. 82. 105. 126. 146. 166. 192. 217. 242. 266. 286. 306. 326. 346. 367. 386. 407. 426. 446. 468. 486. 506. 526. 546.
Brunold, Fr.* 304.
's Buberl mag net. Gemälde von H. Merté* 71.
Bücher und Schriften, neue 22. 42. 82. 126. 146. 546.

Café Josty, im* 334.
Capri, auf, und zur See* 235.
Carnevalszug in Alexandrien* 291.
Charlotte, Königin von Württemberg* 93.
Cimon della Pola, der* 374.
Cominius* 514.

Daase, Rudolf* 423.
Daheim. Von E. Peschkau* 326.
Daudet, A. Von Dr. J. Sarrazin* 343.
Diphtheritis, über. Von Dr. Bilfinger 531.

Eberlein, Gustav* 302.
Ehren, zu, der Favoritin* 154.
Eissegelregatta, eine. Von C. Hosang* 434.
Eisvergnügen. Originalzeichnung von E. Brüning* 410.
Elefantenbatterie, eine indische* 163.
Eltz, Freiherr von* 236.
Entwichen. Von Th. Ziegler* 14.
Erstgeborene, der. Von L. Renz* 14.

Fabiola* 334.
Fahrendes Volk. Von T. Happrich* 340.
Familienbild, mein. Von H. Junker* 500.
Fischer, J. G.* 80.
Fischzug, ein reicher. Gemälde von G. Haquette* 136.
Fouragierungsritt, ein* 314.
Franz Ferdinand, Erzherzog von Oesterreich-Este* 414.
Friedrich Karl-Denkmal* 165.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz, an der Leiche des Generals Douay. Von Tanera* 18.
Frühlingsahnung. Von L. Thaden 504.

Gebet, das, zu Allah* 331.
Geschenk-Literatur, zur* 213.
Geschenkwerke, illustrierte 239.
Glück, verhaltenes. Von H. Freiin von Thüngen 159.
Gnomen. Von A. Friedmann 464.
Gnomen-Märchen von J. Trojan* 265.
Gotter, Grafen G. A. von, zum 200. Geburtstag des. Von Dr. R. Hodermann* 515.
Grab, das, auf der Heide. Eines Liedes fünfzigjähriges Jubiläum* 504.
Gregors Fasching. Ein Februarscherz von Leo Hildeck 429. 449.
Gretchen. Gemälde von H. v. Engelbach* 393.
„Groß-Peking“, aus* 543.

Handelsverträge, die, des deutschen Reiches. Von L. Fuld 312.
Handschriften-Beurteilung. Von L. Meyer* 22. 42. 62. 82. 105. 126. 166. 191. 215. 306. 326. 366. 386. 406. 426. 466. 506.
Harz, aus dem. Von A. Wellmer* 13.
Haus- und Vereinsmusik 239.
Hauser, W., der neue Bundespräsident der Schweiz. Von J. Ablzi* 341.
Heiligtum, im, des Ateliers. Gemälde von H. Rettig* 112.
Heimfahrt, nächtliche. Gemälde von A. v. Wierusz-Kowalski* 276.
Heimkehr vom Markte* 334.
Heiteren Seite, von der* 41. 81. 125. 305. 345. 365. 425. 465. 505. 545.
Hellbrunn, die Sternweiher-Grotte zu* 342.
Herbsterinnerungen aus den Bergen. Von A. Schleitner* 395.
Herbstmorgen, ein klarer. Gemälde von A. Thoma* 113.
Hirschberg* 33.
Hochzeitsfest, ein, am bayrischen Hofe* 364.
Holländische Dorfkirmes* 374.
Holub, Dr. Emil, südafrikanische Ausstellung* 184.
Hünengrabe, beim. Novelle von G. Walter 118. 132. 153. 182. 207.

Jägerleben im Hochgebirge* 275.
Jahreswechsel, beim 275.
Ida, Fürstin von Reuß j. L. †* 99.
Idylle* 52.
Jllich, L.* 236.
Italienische Straßenjugend. Original-Zeichnung von C. W. Allers* 232.
Judith* 355.
Juwel, ein deutsches* 323.

Kaiser Friedrich und A. v. Werners Bild: Der Kronprinz an der Leiche des Generals Douay* 523.
Kaiserparade, die, bei München* 54.
Karl, König von Württemberg †* 65.
Karnevalsklänge. Von E. M. Vacano* 454.
Kilchenberg* 33.
Kirche, vor der* 142.
Kirchenchor, ländlicher. Gemälde von G. Kuehl* 441.
Klosterbruder, ein gelehrter. Gemälde von Seiler* 229.
Kolumbischen Ausstellung, das Casino der* 306.
Korfu* 435.
Kraftübertragung, die, zwischen Lauffen a. N. und Frankfurt a. M. Von F. Bendt* 164.
Kreosot als Mittel gegen Lungenschwindsucht. Von Schmitz-Berrsfelden 122.
Kruse, H. Von O. Baisch* 240.
Künstlerfest, ein, im Jahre 2000* 420.

Lebenswerk, das, eines deutschen Künstlers* 302.
Letzte Kugel, die. Weihnachtsgeschichte aus dem bayrischen Hochlande von O. v. Schaching* 249.
Lied, das, von der verlorenen Liebe. Gemälde von L. Passini* 173.
Litteratur 18. 38. 58. 78. 99. 123. 142. 165. 187. 213. 214. 303. 322. 339. 375. 402. 443. 454. 483. 504. 515. 544.
Loise, der. Von Ph. Kniest* 39.

Mädchen, das, vom Prohner Wieck. Erzählung von A. v. Gottschall 10. 34. 54. 74. 94.
Malaga* 52.
Manning, Kardinal* 383.
Mausoleumsgruft, in der, zu Charlottenburg. Von A. Trinius 491.
Meiningen, der Brand in* 165.
Melsdorf, Schloß* 509.
Moltke über den Krieg 1870—71 135. 155.
Moltkes, Generalfeldmarschall Graf, Briefe an seine Braut und Frau 6. 30. 51. 71. 91. 115. 179. 211. 231. 253. 294. 314. 342. 354. 374. 403. 411. 434. 462. 474. 502. 514. 534.
Moltke, Marie* 469.
Mondaufgang. Gemälde von Smith Hald* 313.
Morgengruß, der erste* 517.
Mozart, W. A. Von H. v. Wolzogen* 203.
Mozarteum, das, in Salzburg 210.
Müßige Stunden, für* 19. 39. 59. 78. 98. 123. 142. 163. 187. 211. 239. 263. 283. 303. 323. 343. 363. 383. 403. 423. 443. 463. 483. 503. 522. 543.
Musik, die. Gemälde von M. da Forli* 200.
Musikalischer Abend. Originalzeichnung von E. Brüning* 401.

Nach zwanzig Jahren. Von F. Friedland 234.
Nationalcharakter, der französische. Von E. v. Jagow 471.
Nelson in der Schlacht bei Cap St. Vincent* 188.
Neuen Welt, nach der* 382.
Neujahrsball, auf dem* 275.
Nikolausabend, der* 235.
Noch zu jung. Gemälde von O. Kirberg* 136.
Notizblätter 18. 38. 59. 78. 98. 122. 142. 162. 187. 210. 242. 259. 263. 286. 303. 323. 346. 363. 383. 403. 423. 443. 455. 483. 503. 524. 543.
Novize, die. Gemälde von Bestlinre y Gil* 297.

Oberhaupt, das, der Familie. Gemälde von C. F. Deiker* 157.
Oklahoma, die Besitzergreifung von* 295.
Oliven, unter den. Gemälde von Hartwich* 76.
Ostafrika, unsere Bahnbrecher in. Von F. Cantzler* 79.

Pappenheim* 33.
Parforcejagd. Von O. Stein* 38.
Pantlen, Louis* 22.
Petroleumlampe, die Behandlung der. Von W. Mirus 186.
Philipp dem Menschenfeind, unter. Von M. Lay* 411.
Philipp III., König von Spanien, und die Zigeuner* 294.
Phöniziens, die älteste Stadt* 40.
Physik, die moderne. Von F. Bendt 99.
Post, die russische, in der Wüste Gobi* 484.
Postbureau, ein schwimmendes. Von Th. Philipp* 188.
Postillon, der, in der Christnacht* 254.

Renbet* 25.
Rattelbänder, aus der Heimat der* 449.
Regen, Versuche zur Erzeugung von 163.
Reinhardsbrunn. Von A. Trinius* 159.
Rekruten-Reitschule, aus der deutschen. Von K. Wigner* 523.
Requisition, auf. Von E. v. Wald-Zedtwitz* 376.
Rettung aus Seenot. Von Ph. Kniest* 494.
Riedenburg* 25.
Ritter, Prof. Paul, und sein Gemälde: Kaiser Matthias in Nürnberg. Von M. Schüßler* 143.
Riviera, an der französisch-italienischen. Von W. Kaden* 295.
Roman, der neue, von Georg Ebers. Von Dr. A. Schilbach 238.
Rominten, das kaiserliche Jagdschloß, bei Theerbude in Ostpreußen* 124.
Rosenfest, das, in Rom* 50.
Rösl. Gemälde von F. Defregger* 116.
Rossini, G. Von Dr. A. Kohut* 463.
Rüdiger, Korvettenkapitän. Von H. Kaiser* 284.

Saadani* 236.
Salzburg* 206.
Sattler in Kairo* 134.
Sauhatz. Gemälde von C. F. Deiker* 293.
Schach 22. 42. 62. 82. 105. 126. 146. 166. 215. 267. 287. 306. 326. 366. 386. 406. 426. 446. 467. 486. 507. 526. 546.
Schäferspiel. Von E. Peschkau* 70.
Schiffbruch, der, der „Euphemia“ bei Terpoet* 235.
Schlafmütze, die. Novelle von A. Niemann 289. 309. 329. 349. 369.
Schlögl, F. Von F. Groß* 377.
Schubartdenkmal, das, in Aalen* 144.
Schützengilden, flandrische* 51.
Schwarzer Peter. Gemälde von J. J. Egner* 489.
Seeufer, am sonnigen. Gemälde von W. Frey* 37.
Segen, reicher. Gemälde von F. Schlesinger* 1.
Sehnsucht. Von H. Lingg* 14.
Seidin, die* 437.
Siders* 40.
Sie kommen. Gemälde von Prof. C. Kaupp* 137.
Simar, H., Bischof von Paderborn* 484.
Sonnenschein, im. Von W. Kaden* 295.
Spieler, die. Von L. Anzengruber* 14.
Spottvögel. Von H. Tenorius* 78.
Spruch. Von F. Groß 419.
„ Von A. Roderich 351.
„ Von O. Weltin 534.
Sprüche. Von Paul Bethr 343.
Sprüche und Aphorismen 93.
Stablewski, Florian von, der neue Erzbischof von Gnesen* 283.
Stadtreisender, ein, um die Weihnachtszeit. Gemälde von H. Bachmann* 225.
Stargard a. d. Ihna* 79.
Stern-Telegraphie, die. Von F. Bendt* 394.
Sternhimmel, ein merkwürdiger Vorgang am 467.
Stillvergnügt. Gemälde von Prölss-Gezo* 129.
Stunde, eine schwere* 38.
Sturm, Julius. Von Zupple* 443.
Sturmentführung. Von Th. Sonkay 91.

Thronwechsel, der, in Württemberg. Von J. Kürschner* 92.
Thüringer Landgrafen, an der Gruft der. Von A. Trinius* 180.
Tod, der, des Erstgeborenen* 374.
Transsaharabahn, die französische. Von Tanera* 160.
Trunk, ein kühler. Gemälde von E. Nowak* 20.
Trunksuchtsgesetzes, des Entwurf eines deutschen. Von Dr. jur. G. Sterzike 53.
Türkische Studenten in der Hagia Sofia* 115.

Ueberfall, ein* 334.
Unter uns* 21. 61. 101. 145. 189. 241. 285. 325. 365. 405. 445. 485. 525.
Ureinwohnern, bei den, des fünften Weltteils. Von F. Sichterer* 59.

Vater unser! Gemälde von W. Marc* 496.
Venedig, ein Frühlingsnachmittag an der Piazza San Marco in. Zeichnung von E. Melton Fischer* 520.
Venetianerin, die schöne. Von G. v. Freiberg 421.
Venetianische Erinnerung, eine. Von G. v. Freiberg* 14.
Veronese heilige drei Könige* 315.
Viehmarktlinie, bei der* 39.
Villa, die, der Kaiserin von Oesterreich auf Korfu. Von F. Groß* 435.
Virchows Jubiläumsfeier* 144.
Vogesen, die deutschen* 535.
»Voilà Moltke!« Von Tanera* 257.
Volkskonzert vor dem Wiener Rathause* 484.
Volksküche, eine, unter freiem Himmel in Moskau* 398.
„Vom Himmel hoch, da komm' ich her.“ Gemälde von M. Wiegand* 257.

Waardgelders-Hof, auf dem* 475.
Waldesblume. Gemälde von H. Salentin* 4.
Was mir die Rose erzählt. Von J. Freifrau von Taube 383.
Weihnachten auf dem Donaukanal* 261.
Weihnachten im Walde* 259.
Weihnachten, schwedische* 259.
Weihnachtsbrief, ein, des Grafen Moltke 255.
Weihnachtsgaben für Alt und Jung 262.
Weihnachtstisch, für den, der lieben Jugend 214.
Weltausstellung, zur, in Chicago* 435.
Wer fragt darnach! Wahrheit und Dichtung von Gräfin M. v. Be. 269.
Werbung, die* 315.
Wetterprogramms, Aufstellung des, für 1892. Von J. Trojan* 274.
Wiens, die Erweiterungen* 355.
Wildenbruch, E. v. Von G. Dahms* 391.
Wildschweinjagd. Von E. M. Berg* 475.
Wilhelm II., König von Württemberg* 92.
Winter im Schwarzwald. Von E. M. Berg* 275.
Winter in Holland. Gemälde von L. Apol* 409.
Wintermorgen im Hochgebirge. Von O. Baisch* 311.
Wintersport, ein neuer* 384.
Wanderung auf der Landstraße. Gemälde von H. Mühlig* 349.
Wißmannsche Dampferunternehmen, das. Von G. Meinecke* 236.
Wurfgeschütze zur Küstenverteidigung 93.

Zauberin, die. Von E. M. Vacano* 186.
Zeitkrankheit, unsere, und ihre Bekämpfung. Von Dr. Bilfinger 395.
Zeitungsvertrieb, reichshauptstädtischer. Von O. Klaußmann* 280.
Zeitungswesen, deutsches. Von A. O. Klaußmann* 19.
Zelotem, einem. Von A. Roderich 225.
Zinnsoldaten. Von E. Thiel* 200.
Zinsgroschen, der. Gemälde von Tizian* 416.
Zirkus, ein, unter Wasser. Von W. Herbert* 162.
Zu rechter Zeit. Roman von E. Junghans 1. 25. 45. 66. 86. 109. 129. 149. 173. 197. 225. 255. 278. 298. 317. 334. 358. 378. 399. 415. 438. 458. 478. 495. 518. 538.
Zu Tode gehetzt. Gemälde von L. H. W. Klingender* 497.
Zum erstenmal hinab ins Thal. Von A. Schleitner* 39.

Schuld, sogar in verhängnisvoller Weise ohne seine Schuld. Denn es ist eine üble Sache, wenn Verhältnisse, nach denen ein Mensch den Plan seines Lebens anzulegen veranlaßt worden ist, so ganz außerhalb des Bereiches seiner Einwirkung stehen, daß er dabei nicht das geringste ab oder zu zu thun vermag, und so endlich das Schlimmste geschehen lassen muß, ohne zur Verhütung einen Finger rühren zu können.

Aeußerlich hatte sein Mißgeschick auf Herrn Wolfgang Volmar wenigstens noch keinen leicht zu bemerkenden Einfluß gehabt. Er sah kräftig und blühend aus, wie immer, und etwas nach dem Sportsman, ein junger Herr, der den Eindruck machte, als ob ein Leben in freier Luft das ihm gemäßeste sei. Und dahin würde es wohl so leicht nicht kommen — selbst wenn er das zerlumpte, lehmbeschmutzte Wollenhemd eines kalifornischen Goldgräbers trüge — daß bei dieser Figur und Haltung sein äußerer Mensch die Zugehörigkeit Wolfgang Volmars zur guten Gesellschaft verleugnete.

Immerhin aber scheint der Ausdruck der Sorge und einer, wenn auch vorübergehenden Ratlosigkeit so schlecht zu manchen Gesichtern zu passen, daß er ihnen leichter als anderen abzumerken ist. Und das kräftige und meist heitere Antlitz Volmars war ein solches. Er fühlte, daß er sich den Anschein, als sei nichts geschehen, vor guten Bekannten wenigstens nicht würde geben können, daher es sein Bestreben war, den letzteren einstweilen so viel wie möglich auszuweichen.

Jetzt, in der hereinbrechenden Dämmerung, hatte er diesen Teil der Promenade so ziemlich für sich allein, und er ging, wie gesagt, auf und ab, die Hände in den Taschen des eleganten, kurzen Rockes, und zwar geballt, was zum Glück niemand sehen konnte, und bei aller äußern Beherrschtheit der Haltung innerlich im Kampf mit einem Feinde, dessen zäher, langsam fester schnürender Griff schon aus den Kräftigsten trotz allem ihrem Ringen das Leben endlich herausgewürgt hat.

Nun, jung und kräftig war Wolfgang Volmar wenigstens, bei seiner sehnigen, schlanken Figur kräftig wie Stahl, wie er sich jetzt einmal wieder sagen mochte mit einem tiefern Atemzug, der die breite Brust langsam hob. Gleich darauf stockte er und lüftete den Hut, da ihn eben jemand gegrüßt hatte, und nun, halb zögernd, ihn anreden zu wollen schien.

Es war dies gleichfalls ein junger Mann von langer Figur, mit einem glatten, ziemlich derb modellirten Gesicht und einer Brille.

„Ich wüßte nicht recht, ob ich wirklich das Vergnügen hätte ... Herr Volmar?"

„Nun freilich, Hugo," sagte Volmar gutmütig, dem andern, in dem er einen Bekannten von der bescheideneren Sorte erkannt hatte, die Hand hinstreckend. „Du auch hier? Wie geht's?"

„Ich bin hier angestellt an der Mittelschule," erwiderte Hugo. Er streifte eine gewisse Befangenheit erst nach und nach im Gespräche mit dem höher stehenden Kindheitsgefährten ab, wie er ihm auch das Du zu geben nicht würde gewagt haben, wenn nicht Wolfgang Volmar den Anfang gemacht hätte.

Denn die Bekanntschaft der beiden datirte aus dem Paradiese her, das heißt aus der traumhaften Periode vor dem sechsten Lebensjahre, ehe ein deutsches Kind in die Schule geht und damit gleichsam erst in den Bereich der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Rangunterschiede einrückt. Die beiden kleinen Jungen hatten zusammen gespielt im schönen, räumigen Hofe des Hauses, in welchem der Landrat Severin Volmar, der Papa Wolfgangs, den ersten Stock inne hatte. Die Familie des Kantors Lippert wohnte dazumal im Hinterhause, einem niedrigen, freundlichen Bau übrigens; er enthielt nicht etwa eine beängstigende Anzahl von Proletarierwohnungen, sondern außer dem Pferdestalle des Landrats und der Remise für seine Kutsche nur noch das Gelaß der sehr ordentlichen Kantorsfamilie, in deren großer, sonniger Vorderstube der kleine Volmar von damals auch wie zu Hause war.

Und wenn der Kutscher des Landrats den Sohn seines Herrn auf den breiten Rücken eines der schweren Braunen hob und einen Ritt um den weiten Hof herum machen ließ, dann bestand der Kleine darauf, daß Hugo nach ihm auch an die Reihe käme, wenn er wollte. Der wollte aber meistens im letzten Augenblick nicht; sobald die kleine Gestalt unter dem Berge von einem Pferd und in unmittelbarer Nähe der schweren Hufe stand, dann ging dem Kantorsjungen gewöhnlich der Mut aus, und packte ihn der Kutscher etwa einmal in derbem Scherz, um ihn trotz seines Sträubens hinaufzuheben, so schrie er mörderlich.

Die Schulen trennten dann naturgemäß die beiden, aber in den Freistunden fanden sie sich noch eine Reihe von Jahren hindurch oft zusammen. Und zwar war es Wolfgang Volmar, der solchergestalt die Gewöhnung der Kleinkinderjahre aufrecht erhielt; dem andern wäre es wohl auch nicht zugekommen, sich heranzudrängen, und er hatte von jeher ein starkes Selbstgefühl gehabt, welches sich damals in einer gewissen Empfindlichkeit nur zu äußern pflegte.

Und diese hatte des Landrats Sohn stets geschont. In ihm lebte etwas von der Treue, wie sie in dem Vasallenverhältnis keineswegs nur von unten nach oben, sondern auch von oben nach unten wirksam gewesen sein mag, der Treue, die der Herr seiner Gefolgschaft hielt.

Jene Kinder- und Schuljahre der beiden waren in einer behaglichen Landstadt verlebt worden. Heute trafen sie sich in der großen Stadt; sie hatten einander nunmehr seit etwa fünf Jahren nicht gesehen.

„Als Lehrer angestellt?" wiederholte Wolfgang Volmar jetzt freundlich. „Also das curriculum bis jetzt glatt durchlaufen! Und bist Du zufrieden?"

Herr Hugo Lippert zuckte die Achseln.

„Der Gehalt ist erbärmlich," sagte er. „Man könnte dabei verhungern, wenn man sich nicht mit Privatstunden hülfe."

„Das glückt Dir aber wohl, denn vom Verhungern scheinst Du ziemlich weit entfernt zu sein," meinte Volmar, leicht lächelnd und mit einem Blick über die muskulöse Gestalt des andern, auf welcher der Anzug prall und mit einer gewissen Flottheit saß.

Er habe allerdings Gelegenheit zu Privatstunden genug, erklärte Hugo. „Es wird mir mehr angeboten, als ich bewältigen kann. Aber es ist doch ein elendes Brot."

„Die Worte, mit dem scharfen r und der korrekten Deutlichkeit des Elementarlehrers ausgesprochen, standen in eigentümlichem Gegensatz zu dem ganzen Aeußern des jungen Menschen, dem man es nun einmal ansah, daß er sich bei diesem elenden Brot sehr wohl in seiner Haut fühle. Wolfgang Volmar ging auch weiter nicht auf dieselben ein, in der Idee vielleicht, daß solche Ausdrücke der Unzufriedenheit bei den Lehrern der unteren Rangstufen mit zum Handwerk gehören möchten.

„Und die Deinigen? Ah," fügte er, sich besinnend, in teilnehmendem Tone hinzu, „Dein Vater ist tot, nicht wahr?"

„Schon seit vier Jahren." Er habe jetzt die Mutter hier, berichtete Hugo. „Sie mochte in dem Neste" — das war Wallenfels, wo Wolfgangs Vater Landrat gewesen war — „nicht länger bleiben, sobald ich einmal hier die feste Anstellung hatte, und da habe ich sie kommen lassen. Es ist ja wohl teurer hier, aber ich spare doch so den Tisch und die Wäscherei außer dem Hause und manches andere."

„Gewiß," meinte Volmar etwas zerstreut, da die Vorteile jener Einrichtung seine ganze Aufmerksamkeit nicht zu fesseln vermochten. „Ganz so übel war das Nest übrigens doch nicht," setzte er gleich darauf hinzu, wobei der Ausdruck träumerischen Rückblicks in seine Augen trat.

„Nein," gab nun auch Hugo herablassend zu, „aber man hielte es doch jetzt nicht mehr dort aus. Und darf ich fragen, wie es bei Dir geht?" fuhr er dann fort, und nicht ohne einen leisen Zwang der Verlegenheit bei der vertraulichen Anrede an den Jugendgenossen, der mit seinem ungemein stattlichen Aussehen, dem eines jungen adeligen Rittergutsbesitzers etwa, ihm doch immer wieder imponirte trotz der harmlosen Unbefangenheit auf der einen und einem sehr starken Selbstgefühl auf der andern, nämlich auf Hugos Seite.

„Mir? O, ganz gut soweit ... das heißt, ich habe die Gesundheit eines Bären; nach der hast Du wohl aber auch nicht gefragt. Sonst —"

Er stockte, und nun fiel Hugo ein, und jetzt mit einer Vertraulichkeit, die aber bei diesem Anlaß nur mäßig wohlthuend wirkte:

„Ist es denn wahr, daß die Verhältnisse bei Deinem Onkel sich gar nicht so herausstellen, wie man vor Jahren erwartet hatte? Alles nur mehr Schwindel mit dem gewaltig vielen Gelde? Das heißt," unterbrach er sich etwas verwirrt, da ihm eine Verdunkelung auf dem Antlitz seines Gegenüber bei den letzten Worten nicht entgangen war, „ich meine nichts Absichtliches von seiner Seite, nichts weiter Unehrenhaftes — aber er hat sich doch nicht so benommen, wie er gesollt hätte, Dir gegenüber? Ich hoffe, es ist Dir nicht unangenehm, daß ich die Sache berührt habe?" fügte er jetzt etwas ungeschickt und unbehaglich hinzu, denn Wolfgang schwieg immer noch.

„Angenehm ist die Berührung der Angelegenheit für mich allerdings nicht," sagte dieser jetzt endlich ein wenig bitter, „aber warum sollte ich Dir einen Vorwurf daraus machen? Es ist sehr natürlich, daß darüber geredet wird. Ein solcher Zusammenbruch ist eben etwas Oeffentliches. Wenn Güter wie Eichsfeld und Ruchesloo unter den Hammer kommen, so kann das nicht in der Tasche geschehen."

„Also wirklich!" rief Hugo voll Aufmerksamkeit, um bei dieser Gelegenheit über jene Geschichte, von der man allenthalben redete, aus bester Quelle etwas Gewisses zu erfahren. „Ihr könnt die Besitzungen nicht halten .... wie fatal!" Dabei wurde er aber immer unsicherer in dem Bewußtsein, noch immer keineswegs den rechten, passenden Ton für diesen Fall gefunden zu haben. Mit Leuten, die total bankerott geworden sind, von ihrem Mißgeschick zu reden, mag freilich sogar für den Allertaktvollsten schwierig sein, und Hugo war mit der Luxuseigenschaft des Taktes nicht ausgestattet. So fügte er jetzt noch nicht eben glücklich hinzu: „Dann hätte Dein Onkel Dich aber auch nicht mit diesen Ansprüchen dürfen aufwachsen lassen, wenn er so wirtschaften wollte! Hat ihn denn der Schlag gerührt? Es hieß doch, er wäre plötzlich gestorben ..."

„Ja. Er hat sich noch zu guter Letzt die Freiheit genommen, zu sterben, ohne mich oder die Gläubiger vorher um Erlaubnis zu fragen," sagte Wolfgang ganz ruhig, aber Hugo Lippert, der ihn kannte, merkte den Stich doch.

„Ich will ihm ja nicht zu nahe treten, dem Oberamtmann," meinte er jetzt wieder. „Sich verspekuliren, das kann am Ende dem Besten passiren. Aber wenn man sich nun in Deine Lage denkt ..."

„Die ist allerdings für den Augenblick nicht gerade angenehm," gab der junge Volmar immer noch in jenem eigentümlich ruhigen Tone zu. „Aber ich werde die Sache ja wohl überleben. Da Du übrigens den Onkel gekannt hast" — etwas steif — „so erlaubst Du mir wohl noch einige Bemerkungen. Er hat sich nicht verspekulirt, wie Du Dich eben ausdrücktest; er war auf einige technische Unternehmungen geraten, diese scheinen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen zu haben, so daß er bei der Verwaltung des übrigen seinen Beamten vielleicht nicht genügend auf die Finger gesehen hat. Ob diese nur nachlässig oder auch Spitzbuben waren, haben wir noch nicht feststellen können, noch auch, durch wessen Schuld es gewissen Wucherern gelungen ist, dort festen Fuß zu fassen. Ihre Forderungen haben zur Katastrophe geführt. Gut, daß sie der Onkel wenigstens nicht erlebt hat," fügte er jetzt erst wieder in dem ihm natürlichern Ton ehrlichen Kummers hinzu, „obwohl sein rascher Tod, den ich, bei Gott, auch sonst herzlich betraure, die ganze Geschichte noch unendlich viel schlimmer und die Verwirrung völlig unergründlich gemacht hat. Es liegen da Dinge vor, über die nur er hätte Aufschluß geben können, und zwar wahrscheinlich mit einem Worte, während wir jetzt wie vor unbegreiflichen Rätseln davor stehen. Aber," unterbrach er sich, „das kann einen dritten unmöglich interessiren; verzeih, daß ich beinahe ins Reden gekommen wäre. Ich darf Dich auch wohl nicht länger aufhalten."

O, das habe nichts zu sagen, er sei für heute so ziemlich fertig, meinte Hugo, und nun trieb ihn etwas von wirklichem Anteil zu der Frage — die aber unter diesen Umständen auch etwas verlegen herauskam:

„Und der Herr Regierungsrat" — das war Wolfgangs verwitweter Vater — „er ist doch noch rüstig? Er wohnt auch hier, wenn ich nicht irre?"

„Ja, er ist nach seiner Pensionirung hier geblieben. Diese Wendung der Dinge trifft auch ihn hart ... es liegt nun einmal in seiner Art und vielleicht auch in den Verhältnissen, daß er seine Lebensinteressen leider mehr und mehr hier“ — leicht auf sich deutend — „konzentrirt hat .... Er erwartet mich übrigens um diese Zeit.“

„Ja, Du willst fort,“ sagte nun Hugo hastig, da der Wunsch des andern, das Gespräch abzukürzen, jetzt unverkennbar war. „Es hat mich gefreut —“

„Na, das Vergnügen, mich zu sehen, dürfte gerade jetzt ein mäßiges sein,“ meinte Wolfgang Volmar in halber Entschuldigung seines, wie er wohl fühlte, zerstreuten und gedrückten Wesens. „Für jetzt gute Nacht. Laß Dir's gut gehen und grüße Deine Mutter von mir!“

Hugo, für diesen Gruß dankend, bat, Wolfgang möge seine Empfehlung an den Herrn Regierungsrat ausrichten, und dann trennten sie sich.

Sein Weg führte den jungen Lehrer quer über den Paradeplatz und in die mittlere Stadt. Dort wohnte er mit der Mutter in der Kirchgasse, einer behaglich lebhaften Geschäftsstraße, im Hause des Schreinermeisters Kersting. Sie hatten den Oberstock inne, die zweite Etage, wie man das hier nannte. Die erste bewohnte der Hauseigentümer mit seiner Familie.

Als Hugo Lippert jetzt mit ein paar großen Sätzen die schmale, saubere Treppe des altmodischen Hauses hinaufsprang, traf es sich, daß gerade die nächst der Treppe liegende Thür im ersten Stock sich öffnete und ein junges Mädchen heraustrat oder vielmehr heraustreten wollte. Denn nun blieb sie unter der Thür, um ihn erst vorüber zu lassen. Gewiß eine halbe Stunde lang hatte sie schon in der elterlichen Küche auf diese jetzt erfolgende Heimkunft des Hausgenossen gewartet und zuletzt gar nicht mehr gewußt, mit was sie sich zum Scheine noch draußen zu schaffen machen sollte. Und vom Zimmer aus, und wenn etwa Vater oder Mutter gerade auf sie eingesprochen hätten, hätte sie den Tritt des Herrn Hugo nicht schon gleich bei seinem Eintritt unten in den Flur gehört, auch wohl nicht im rechten Moment hinaus gekonnt, um sich Auge in Auge mit ihm zu finden.

Das letztere war also einmal wieder geglückt. Und jetzt spielte die kleine, schlaue Person die mäßig Ueberraschte und Unbefangene recht natürlich, ob aber natürlich genug, um auch Herrn Hugo ohne eine Ahnung des eigentlichen Sachverhaltes zu lassen, das muß dahingestellt bleiben.

Er riß den Hut herunter und grüßte sehr höflich, aber mit einem breiten Lächeln.

„Fräulein Linchen — wieder fleißig in der Küche? Was zaubern Sie denn heute abend Schönes auf den Tisch mit Ihren niedlichen Händen da?“

„O, nichts Besonderes,“ sagte sie, nun doch etwas beschämt in dem Bewußtsein, daß, wenn es in der Küche zum Treffen kam, sie sich nicht mehr zu thun pflegte. Die rührige Mutter ließ sie kaum hinzu und nahm von vornherein alles auf sich, was besagte hübschen Hände des Töchterchens da hätte beeinträchtigen können; überzeugt, wie sie sein konnte, daß an ihren eigenen nichts mehr zu verderben war. Fräulein Linchen war ein zierliches blondes Mädchen mit kleinem, ganz besonders sorgfältig und kleidsam frisirtem Kopf und einem Anflug von harmloser Koketterie. Wenn sich auf ihrem hübschen achtzehnjährigen Gesicht jetzt etwa durch einen gewissen Mangel an vollständiger Unbefangenheit ein wärmeres Interesse für den Hausgenossen verriet, so war das eine Thatsache, auf welche der lange Elementarlehrer hätte stolz sein dürfen.

Einstweilen schienen sie noch auf mehr höflichem als vertraulichem Fuße mit einander zu stehen.

„Heute in vierzehn Tagen ist nun der Ball der Liedertafel, wenn er nicht noch einmal verschoben wird,“ sagte er jetzt. „Ich darf doch hoffen, daß wir das Vergnügen haben werden, Fräulein Linchen?“ wobei es aber nicht aussah, als ob ihn darüber — ob sie nämlich kommen werde oder nicht — irgend ein Zweifel auch nur von weitem bedrohe.

Und doch schien die Sache nicht so ganz außer Frage.

„Bitten Sie den Vater nur noch einmal darum, daß er mich hinläßt,“ sagte sie hastig und etwas leiser, „er ist so wunderlich. Daß der Ball nun schon zweimal angesetzt war und immer etwas dazwischen kam, und das letztemal, da mein ganzer Staat schon parat war und der Vater die Vorstandssitzung der Krankenkasse extra verlegt hatte, weil er doch auch mit uns gehen wollte, das hat ihn geärgert. ‚Warte, jetzt können sie Dir lange aufspielen, ehe Du ihnen tanzest!‘ hat er damals gesagt.“ Sie lächelte, aber doch ein wenig ängstlich. „Wenn Sie noch einmal bei ihm anfragten ... aber, bitte, ja nicht eher, als bis der Tag nun auch unwiderruflich festgesetzt ist ...“

„Gewiß ... mit dem größten Vergnügen! Was wäre denn der Ball ohne Sie, Fräulein Linchen!“ Und mit diesen Worten schien es ihm wirklich ernst zu sein. „Ich glaube übrigens bestimmt, daß es nunmehr bei dem fünfzehnten März bleiben wird, sonst könnte ich auch einmal etwas Hochdruck ausüben. Unsere Liedervorträge bilden ja einen Hauptteil des Programms, und ohne meine Wenigkeit können sie nicht viel machen. Da werde ich mit einem Streik drohen, wenn unseren Damen noch einmal umsonst die Nase lang gemacht werden soll!“

Fräulein Linchen hatte auf die letzten Worte und den geschmackvollen Ausdruck darin nicht acht, sie sah zu dem langen jungen Mann in die Höhe, den Kopf ein wenig auf der Seite, und fragte mit ganz besonderem Augenaufschlag:

„Werden Sie auch Solo singen, Herr Lippert? Ach, das müssen Sie thun“ — etwas leiser — „mir zu Gefallen ...“

„Sie sind sehr liebenswürdig!“ Natürlich würde er mehrere Solos singen und keineswegs nur ihr zu Gefallen; bis jetzt ließ er sich noch nicht lange bitten, seine ausgiebige Stimme bei jeder Gelegenheit loszulassen. Ihre Worte aber schmeichelten ihm deshalb nicht weniger; er sah jetzt in die hübschen Augen und meinte etwas sentimental: „Es macht Ihnen also ein wenig Vergnügen, mich zu hören? Und ich fürchte immer, Sie zu stören, wenn ich etwas durchprobire,“ log er noch dazu.

„Wie können Sie so etwas sagen!“ war alles, was Linchen hierauf erwiderte, aber mit einem um so beredtern Blick liebenswürdigen Vorwurfs. Da hörte man im Wohnzimmer den schweren Sorgenstuhl des Vaters rücken und dann Schritte, und nun stieß Fräulein Linchen rasch heraus: „Ich halte Sie aber auf; Sie haben ja heute abend Gesangverein, nicht wahr? Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Fräulein Linchen ...“ Hinzufügen konnte er nichts mehr, so rasch entschlüpfte sie ihm in die Küche; aber Hugo Lippert verstand es sehr wohl, den Augenblick zu benützen, er hatte doch noch ihr Händchen erwischt und warm gedrückt. Und so stieg er denn mit ein paar weiteren langen Schritten zufrieden vollends zum zweiten Stock hinauf.

„Sie weiß also, daß ich heute abend Verein habe; wie sie mir aufpaßt, die kleine Hexe!“ Das waren so seine durchaus nicht unangenehmen Gedanken, während er oben bei der Mutter eintrat.

Hier fand er in der Wohnstube schon den Tisch gedeckt und wiederum ein weibliches Wesen, welches ihm nur immer nach den Augen sah, um alle seine Wünsche dort abzulesen, seine Mutter nämlich.

Die Kantorsfrau und jetzt Witwe war sonst ihr Lebtag keine von den Sanftesten gewesen und hatte auch den seligen Kantor, Hugos Vater, sehr kurz gehalten, wie das die Bekannten ihrer ehelichen Zeit auszudrücken gepflegt hatten. Nur der einzige Sohn hatte nie etwas anderes als Nachsicht von ihr erfahren. Auf der Seite, die ihm zugekehrt war, schmolz gewissermaßen diese derbe Natur zur Weichheit, und zwar je älter er wurde, um so mehr, während sonst das Verziehen und Verwöhnen häufig nur den unerwachsenen Kindern widerfährt. Daß sie dem Sohn jetzt alle Liebe schenkte, deren ihr Herz fähig war, erklärte das Verhältnis noch nicht ganz. Ihren Mann hatte sie in ihrer Weise auch lieb gehabt und doch schlecht behandelt. Vor dem Sohn empfand sie aber auch je länger je mehr Respekt, da er die knapp Seminarzeit und dann die ersten kärglichen Anstellungsjahre so gut überwand und wo immer ein Vorteil in der Ferne sich zeigte, demselben die Richtung nach sich hin zu geben wußte. Und ihr Stolz auf den Sohn, eine sehr entwicklungsfähige Eigenschaft in ihr, weil dieselbe dem Hauptzug ihres herrischen Wesens entsprach, fand schon jetzt reichliche Nahrung, trotzdem Hugo noch nichts weiter als Lehrer an einer Mittelschule war.

Der Tisch war also gedeckt, das heißt, es lag ein derbes Tischtuch auf, und für eine Person standen und lagen da ein Teller, der Laib Schwarzbrot und eine Wurst.

„Gut, daß Du da bist, Hugo ... Wenn das Bier nur noch schmeckt ... ich habe es schon vor einer Weile geholt!“

Das war ein Vorwurf für den, der ihn herauszuhören verstand, aber in diese mildeste Form gekleidet, über welche Frau Lippert dem Sohn gegenüber selten oder nie hinausging. Wenn ihr Mann sie seinerzeit je einmal hatte warten lassen, wie anders war dem mitgespielt worden!

„Ich bin aufgehalten worden, Mutter,“ sagte er, sich mitten auf das Sofa setzend, seinen gewöhnlichen Platz, den seine zweihundert Pfund — denn er war, wie gesagt, ein langer, starkknochiger Mensch — schon zu einer Mulde eingedrückt hatten. Seine Mutter hatte ihm gegenüber am Tische Platz genommen; auf das Sofa setzte sie sich nie. Und jetzt sah sie ihm beim Essen zu, irgend eines Wunsches gewärtig, den er etwa noch aussprechen könnte.

„Ich hörte Dich auch unten auf dem Gange sprechen,“ sagte sie dabei auf seine letzten Worte. „Mit dem Linchen, nicht wahr?“

„Ja ... sie kam gerade aus der Küche, als ich vorüber wollte.“

Er konnte sich nicht enthalten, ein wenig zu lächeln. Frau Lippert aber wurde deutlicher:

„Nun natürlich ... das richtet sie so ein. Wie das kleine Ding Dir zu Gefallen läuft, Hugo!“

„Ach, Unsinn, Mutter!“ Aber man merkte es dem Tone dieser Abwehr an, daß dieselbe eine bloße Form war. Frau Lippert achtete auch weiter gar nicht darauf.

„Wenn es das Mädchen allein wäre,“ meinte sie nachdenklich, „die machte es lieber heute als morgen mit Dir richtig, aber ihre Eltern ... ich glaube, bei denen käme man schön an! Die sitzen fest auf ihrem Geld, er wie sie ... und anders als mit einem recht reichen Protzen für das Mädchen thun sie es nicht. Glaube mir, Hugo, so ist es ... so einfach sie sich auch immer geben, und wenn der Alte hundertmal in Hemdärmeln und Schürze in der Hausthüre steht — dabei hat er doch seinen stillen Uebermut. Wie ich neulich so an ihm vorüber will — er stand auch unten, die Hände in den Taschen, und in der blauen Schürze, und da genirt er sich noch nicht einmal, auch vor den feinsten Leuten nicht — da kam gerade der lange Doktor Richthofen vorbei, Dein guter Bekannter — er schreibt ja wohl in die Zeitung übers Theater, nicht wahr? — da meinte der alte Kersting: ‚Na, dem thun auch die Hände vom Couponschneiden nicht weh!‘

‚Aber Ihnen wohl?‘ sagte ich. Da zog er die eine Hand aus der Tasche, als wollte er seinen dicken, plumpen Daumen betrachten, und lachte so vor sich hin:

‚Das besorgt mir mein Linchen, die kann sich die Zeit dazu nehmen. Ja, ja, Frau Lippert, Handwerk hat einen goldenen Boden!‘

„Siehst Du, Hugo, so gutmütig er sich immer stellt, ich glaube, daß er gerade das nicht ohne Absicht gesagt hat, und ich habe mich auch die ganze Zeit her im stillen darüber geärgert!“

„Was Du Dir auch immer alles zusammenreimst, Mutter!“ kam es etwas ungnädig von Hugo. Und ebenso fragte er gleich darauf: „Willst Du denn vom Zusehen satt werden oder hast Du schon gegessen? Warum genießest Du nichts?“

„Ich hatte mir etwas Gemüse von heute mittag gewärmt und habe es vorhin gegessen, Dir mocht' ich es nicht anbieten,“ sagte die sonst so scharfe Frau in versöhnlichem, um nicht zu sagen demütigem Tone, „und mein Kaffee steht auf dem Ofen.“

Sie ging und holte, wie um ihm gefällig zu sein, die braune irdene Kaffeekanne, dazu eine blaue Unter- und weiße Obertasse herbei, alles sauber gespült, aber letztere ohne Henkel, worauf es übrigens um so weniger ankam, als sie den fast kochend heißen Trank aus der Unterschale genoß.

Sie wußte, daß sie ihrem Sohn etwas Unangenehmes gesagt hatte, aber es war aus gutem Willen geschehen und nach längst gehegter Absicht. Wie hätte es ihr entgehen sollen, daß zwischen den beiden jungen Leuten, ihrem Sohn und der Hauswirtstochter, die anfangs spielenden Beziehungen jetzt eine gewisse leise Angelegentlichkeit zu gewinnen begannen? Ferner aber war sie klarsehend und weltlich nüchtern genug, um die gewaltigen Hindernisse voll zu würdigen, welche einer Verbindung des jungen, so völlig vermögenslosen Menschen in bescheidener, schlecht bezahlter Stellung mit der reichen Bürgerstochter entgegenstanden. Ja, sie wußte sogar, daß eine solche Heirat vor allen Dingen in den Augen der elterlichen Schreinersleute eine lächerliche Unmöglichkeit sein würde. Menschen, die diesen Kreisen fern leben, werden vielleicht für den Abstand kein Gefühl haben, welcher zwischen einem Mädchen aus gediegener, sehr vermögender Handwerkerfamilie und einem armen Elementarschullehrer besteht, ebenso wie der eingefleischte Städter nicht zu fassen vermag, daß die Kluft zwischen dem niedrig geborenen Knecht und der Erbtochter vom großen Bauernhofe gerade so unüberbrückbar ist, wie die zwischen dem vornehmsten Standesherrn und dem Mädchen von der Gasse. Daher so oft das Erstaunen, wenn solche der Allgemeinheit nicht ganz verständliche, aber darum nicht minder tief gewurzelte Standesgefühle der Anlaß werden zu schmerzlichen, zuweilen bis ins Tragische sich steigernden Verwicklungen.

Nun, daß es hier nicht etwa so weit käme, dafür gedachte die Kantorswitwe beizeiten zu sorgen. Eine sehr tiefgehende Herzensverletzung war zwar für ihren Sohn, wie sie ihn kannte, bei der ganzen Sache nicht zu befürchten, mochte dieselbe ausfallen, wie sie wollte. Aber auch eine jede noch so leise Beschämung gedachte sie ihm zu ersparen. Er sollte nicht dastehen als einer, der sich auf Fräulein Linchen thörichterweise Hoffnung gemacht hätte und dem nun von dem Schreinermeister etwa gar begreiflich gemacht werden müßte, daß an Heiraten auch nicht im entferntesten zu denken sei.

Deshalb nahm Frau Lippert in ihrer mütterlichen Besorgnis und Empfindlichkeit sogar die üble Laune ihres Sohnes standhaft auf sich und fing jetzt, nach einer Weile, sogar noch einmal an:

„Ich müßte mich sehr irren, wenn ich nicht wüßte, wer dem Mädchen auch schon zugedacht ist ... der eine Leuckhardt ... der Zimmermeister ... Bauunternehmer nennen sie sich jetzt ... Kersting hat seit einiger Zeit schon die Arbeiten in ihren Neubauten; es wird schweres Geld verdient, besonders von den Leuckhardts, die ja die Sache förmlich ins große betreiben. Aber auch für den Kersting mag wohl nicht wenig abfallen. Das ist eine Partie, die macht sich ganz von selbst, gib acht ... Leuckhardt ist zwar Witwer und mit seinen vierzig Jahren wohl etwas alt für sie ... aber es sind keine Kinder da und großartige Verhältnisse ... Wagen und Pferd hält er sich ja jetzt schon, daß man meint, es wäre ein Graf, der da angefahren kommt. Das wird ihr am Ende doch einleuchten.“

„Du magst ja wohl recht haben,“ sagte hier Hugo, dem die Sache auch einleuchtete. Daß er dem hübschen Linchen nicht ganz gleichgiltig war, wußte er zwar selber am allerbesten, aber wenn er ihr etwa nur zum Zeitvertreib dienen sollte — nein, da mußte man sich vorsehen! Indem er sie in seiner unbefangenen Gewöhnlichkeit nach sich beurteilte, zweifelte er gar nicht daran, daß sie der Versuchung, in der Person des stattlichen Bauunternehmers eine sehr reiche Heirat zu thun, ohne weiteres erliegen werde.

Uebrigens, warum sollte er sich mit dem Gedanken an Heiraten überhaupt schon beschäftigen? Er war fünfundzwanzig Jahre alt (ein Jahr älter als Wolfgang Volmar), er hatte durch die Mutter eine Häuslichkeit, die seinen damals noch einfachen Bedürfnissen entsprach, und nach den beengten Jahren im Seminar schmeckte die Selbständigkeit sehr gut, welcher auch durch den Nebenverdienst der Privatstunden durchaus nicht alle Genüsse lebenslustiger junger Leute versagt waren. Sein musikalisches Talent, welcher Art dasselbe nun auch war, bahnte ferner manch eine Beziehung an; im Gesangverein spielte er eine Rolle, das Theater interessirte ihn und er konnte sich dieses Vergnügen, so lange er noch ledig blieb, gewiß häufiger verschaffen als später einmal. Nahm er ein armes Mädchen, so gab das einen Zustand lebenslänglicher Erbärmlichkeit, wie er es bei sich bezeichnete, nach dem er durchaus kein Verlangen trug. Glückte es ihm, etwas Vermögen zu erheiraten, dann waren da die Ansprüche der Frau an ihn und seine freie Zeit; Familiensorgen in beiden Fällen — nein, nein, er stand sich so einstweilen ungleich besser! Der verstohlene Reiz, welchen ein Händedruck, wie der vorhin mit Fräulein Linchen gewechselte, ausübte, änderte an dieser Thatsache nichts, noch auch brauchte man sich übrigens wegen derselben jenes kleine Vergnügen zu versagen. Durchgesprochen wurden diese Dinge jetzt nicht etwa, Hugo hatte sie aber schon verschiedentlich im stillen überlegt, ohne dabei selbst seine Mutter der ganzen Ausdehnung seines Gedankenganges teilhaftig werden zu lassen.

Jetzt, indem er tapfer seine Wurst kaute, kam er auf etwas anderes: er erzählte seiner Mutter von der Begegnung mit Wolfgang Volmar.

Sie legte den wollenen Strickstrumpf aus den harten Händen, um besser aufhorchen zu können. Ihrem lebhaften Anteil schien aber von Wohlwollen wenig beigemischt gegen die vornehme Familie, welche die ganzen Wallenfelser Jahre hindurch den Kantorsleuten ungezählte Beweise gegeben hatte von der leichtlebigen Gutmütigkeit, die ihnen allen eigen gewesen war.

„Also nichts, gar nichts wär' es mit der ungeheuren Erbschaft?“ rief sie. „Du hast es aus seinem eigenen Munde? Nun, dann ist es auch wahr. Wenn das die Frau Landrätin erlebt hätte, da würde ihr der Uebermut doch wohl einmal vergangen sein! Und gibt er denn nun klein bei ... der Wolfgang, mein' ich? Das muß ihm ja kurios zu Gesicht stehen ...“

„Nun, er war wenigstens in ziemlich gedrückter Stimmung. Er hat übrigens auch nach Dir zu fragen geruht und Dich grüßen lassen.“

„So?“ meinte sie spitz. „Jetzt fällt es ihm wohl erst ein, daß andere Leute auch auf der Welt sind.“

„Sei nicht gar so schlimm, Mutter,“ verwies er. „Bei all seinem Dünkel ist der Wolfgang gegen Dich und den Vater immer manierlich gewesen, Du weißt es recht gut.“

„Das hätte ich ihm auch raten wollen. Aus Dir hat er aber später lange nicht mehr genug gemacht,“ sagte Frau Lippert. Es wäre schwer gewesen, diese Behauptung im einzelnen zu begründen, daher versuchte sie es nicht. In Wahrheit hatte der Sohn des Landrats immer eine Art von loyaler Anhänglichkeit an die Knabenerinnerungen behalten, wenn auch Hugo Lippert, als erst einmal die Kinderschuhe ausgetreten waren und er sich zu demjenigen herauswuchs, was er jetzt war, naturgemäß je länger, je weniger zu dem in einer völlig andern Sphäre sich bewegenden ehemaligen Spielgefährten paßte. „Was will er denn nun aber beginnen? Er hat ja wohl nicht viel anderes gelernt, als den Großartigen spielen,“ meinte die Frau noch.

Hugo zuckte die Achseln.

„Er ging nicht mit der Sprache heraus. Vielleicht retten sie doch noch so viel, daß er ein Gut pachten kann, denn mit seinen vierundzwanzig Jahren ist es ja doch für alles andere zu spät ... Offizier werden oder Jurist kann er nun nicht mehr.“

„Aha, dann wird der Alte ein Kapital für ihn zusammenborgen, gib acht,“ sagte Frau Lippert mit einer Art Unzufriedenheit. „Der und sich herumdrücken wie unsereins! Das liegt gar nicht in den Leuten! Da muß immer mit dem großen Messer geschnitten werden. Und das geht ihnen auch so hin ... es ist wahrhaftig, als ob der liebe Gott selber sich fürchtete, sie anders als mit Handschuhen anzufassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Generalfeldmarschall

Graf Moltkes Briefe

an seine

Braut und Frau.

Als Moltke am 24. April 1891 den Augen der Zeitgenossen für immer entrückt wurde, um nur desto dauernder im treuen Gedenken seines Volkes fortzuleben, verzeichneten Tageszeitungen die Kunde, daß auf einen literarischen Nachlaß des Heimgegangenen oder doch auf die Veröffentlichung eines solchen nicht zu rechnen sei. Die nächste Zukunft schon lehrte ein Besseres! Bevor der Plan einer, vorzugsweise die historischen und strategischen Schriften des Feldmarschalls aus Drucken und Handschriften zusammenzustellenden Sammlung in Berlin auftauchte, hatte die Deutsche Verlags-Anstalt Unterhandlungen mit dem Major Henry von Burt angeknüpft, um die seit Jahren in dessen Besitz befindlichen kostbarsten Teile des Moltkeschatzes zur Veröffentlichung für „Ueber Land und Meer“ zu erwerben: die Briefe des Feldmarschalls an seine Braut und Frau, neben einer großen Anzahl anderer Briefe, die zumeist an Angehörige der Familie Burt gerichtet sind.

Moltke stand zu dieser Familie, der seine mit treuer Verehrung und inniger Zuneigung geliebte Frau Marie angehörte, dauernd in engsten Beziehungen. Marie von Burt hat Jahrzehnte an Moltkes Seite gelebt; ihrer Mutter legte es die hochselige Kaiserin Augusta ans Herz, Moltke über den Verlust seiner Frau hinwegzuhelfen und ihm eine behagliche Häuslichkeit zu schaffen; ihr Stiefbruder Henry lebte schon in der Kindheit im Hause des Feldmarschalls und ist dann nach dem Tode seiner Schwester vierzehn Jahre lang persönlicher Adjutant des Grafen gewesen, der ihm das größte Vertrauen schenkte.

Die Verwandtschaft Moltkes mit der Familie Burt ist eine doppelte: Mr. John Burt, der Besitzer einer Plantage in Westindien und des Landsitzes Colton bei Lichfield in England, hatte aus erster Ehe mit Ernestine von Staffeldt drei Kinder: John, Jeanette, Marie (Moltkes Gattin); aus zweiter Ehe mit Auguste, der Schwester Moltkes, zwei Kinder: Ernestine und Henry, Adjutant Moltkes, der die Herausgabe der ihm gehörigen Korrespondenz Moltkes besorgt. Moltke hatte mehrfach seiner Schwester Auguste angedeutet, daß sie ihm eine ihrer Stieftöchter zur Frau geben müsse, und diese hatte es erwartet, daß seine Wahl auf Jeanetten fallen würde. Moltke bat jedoch um die Hand der jüngern Schwester Marie, die auf die Mitteilung von der Werbung ihrer Mutter zunächst nichts erwiderte. Als dann am nächsten Abend, während die Mutter und Jeanette musizirten, Moltke seine zukünftige Braut frug, ob er seinen Urlaub verlängern lassen und noch bleiben solle, antwortete sie ihm in bejahendem Sinne, und damit war das Los beider entschieden. —

Was Moltke in der Geschichte gewesen, weiß seine Nation, weiß die Welt; was er auf dem Gebiete seines Berufs an schriftlichen Aufzeichnungen hinterlassen hat, wird immer zu den wertvollsten Denkmalen seiner genialen geistigen Thätigkeit gezählt werden. Das Intim-Menschliche aber an Moltke, das, was ihm neben der Bewunderung und Dankbarkeit auch die innige Liebe des Volkes sichern, ihm so recht die Herzen aller öffnen wird, das sind in allererster Linie die Briefe an seine Braut und Frau. Hier zeigt sich der Große von einer Zartheit der Empfindung, einer Tiefe des Gefühls, die bis zu Thränen rührt, hier kommt zur Erscheinung, was einen Menschen nur immer liebenswert macht, die Demut im Glück, der Mut im Unglück, Strenge in der Beurteilung seiner selbst, Milde in der Beurteilung anderer, treu sich und jedem.

Der Mann, den man gewohnt ist, sich als Helden der Schlachten vorzustellen, der die Erde erzittern macht mit dem Donner der Geschütze, und der dann heimkehrt als Sieger, mit unvergänglichem Lorbeer geschmückt — hier muß er sich um das Glück seiner Geliebten, fleht zum Himmel, daß er ihrer würdig werde, bittet Gott, ihn abzuberufen, wenn er der Frau nicht das sein könne, was ihm als Ideal vorschwebt. Ein anderesmal verweist er seine „süße Marie“ auf den prachtvollen Stern, der nach neun Uhr gegen Süden aufgeht, seine Mutter hat ihn oft bewundert: „Ich sehe ihn nie, ohne an sie dabei zu denken, und habe den Glauben, daß es mein guter Stern ist, denke dann an mich.“ Wenn sie reist, folgt er ihr in Gedanken und entschlummert mit einem Segenswunsch für die Geliebte. So geht er ein Leben lang neben ihr her in nie erkaltender Liebe, aber wiedergeliebt von ihr, wie kein Weib inniger den Mann ihres Herzens lieben kann. Und als sich das Fest der Vermählung zum zwanzigstenmale jährt, da ringen sich aus der Seele dieser Frau, der sonst alles Lyrische fern lag, zwei innige Lieder, die dem Gatten mit rührenden Worten für

ed by Google

alles danken, wodurch er ihr das Leben so schön gemacht. Aber vorzeitig ist diesem Glücke das Ziel gesetzt. Eine Erkältung wirft die Gattin aufs Lager, die Kraft erlischt mehr und mehr, das Fieber rüttelt die zarte Frau; noch geben die Aerzte zwischendurch Hoffnung, ganz Berlin bezeugt seinen Anteil, doch alle Sorge vermag den verhängnisvollen Lauf der Krankheit nicht zu hemmen, das Herz, das dem großen deutschen Feldherrn unwandelbar angehangen, bricht und läßt ihn vereinsamt zurück.

Lange weilt er mit seiner Schwester Auguste, seiner Schwägerin Jeanette und der Wärterin am Sterbelager. „So tief, so einzig tröstlich hat vielleicht noch nie ein Mann sein Weib betrauert, wie Helmuth sie," schreibt Mariens Mutter an ihre Tochter Ernestine. Noch wenige Tage vorher hatte Moltke all seine Sorgen, all die schweren Erlebnisse der Krankheit seinem Bruder Fritz geschildert; jetzt richtet er sich auf in dem hohen Gedanken, daß doch diese Tage des Leids wenig bedeuten nach einem so glücklich verlaufenen Leben, und ein Jahr später schreibt er von der „tapferen Seele" an seine Schwägerin: „vielleicht steht sie hier neben mir und sagt in ihrer kecken Weise: ‚Ach! was für Aufhebens, ich habe es hinter mir und Ihr werdet's auch bald haben.'"

Diese Korrespondenz Moltkes mit seiner Frau umfaßt ein Vierteljahrhundert, sie ist in jeder ihrer Aeußerungen bezeichnend für das ganze Empfinden und den Charakter Moltkes, dabei auch sachlich von höchstem Interesse, weil Moltke, sobald er von seiner Frau getrennt ist, ihr ausführlich — zum Teil in Tagebuchform — mitteilt, was ihm begegnet. Dahin gehören namentlich die Aufzeichnungen über England, die prächtigen Briefe über den Krieg von 1866 und verschiedenes andere. Auch die dänischen Briefe, die durch eine Indiskretion bei Lebzeiten Moltkes veröffentlicht wurden, sind an seine Frau gerichtet.

Bis zu seinem Tode spannen sich die Beziehungen Moltkes zur Familie Burt fort und spiegeln sich in zahlreichen Briefen. Der letzte Brief aus dem Jahr 1890 ist an den Major von Burt gerichtet, er beschäftigt sich eingehend mit Drummonds Buch „Das Beste in der Welt", das auf Moltke einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Moltke gedenkt dabei auch des Glaubensbekenntnisses, das nach den Zeitungsnotizen veröffentlicht werden soll, allerdings, was eben der Brief an von Burt beweist, gegen den Willen des Feldmarschalls. Dieser Brief zeigt — neben zahlreichen anderen Aeußerungen in Moltkes Korrespondenz — wie nachdrücklich sich dieser mit Fragen religiöser Natur beschäftigte, die er aber nicht zu einer konfessionellen Lösung führte. Wohl bemerkenswert ist seine Annahme, daß das Innere eines Menschen dem andern immer ein ungelöstes Rätsel bleibe, und es verdient mitgeteilt zu werden, daß er in einem Gespräch über Seelenwanderung zu der Bemerkung gelangte: „Wenn es eine Seelenwanderung gibt, so möchte ich nicht wieder Mensch werden, denn das Leben ist doch nur eine Kette von Enttäuschungen." Das am Endpunkt eines Lebens, das, wie selten eines, reich gewesen ist an Erfahrungen und, wie aus den Briefen an seine Frau hervorgeht, auch an innerem menschlichem Glück!

Freilich, das Glück den Namen, den er groß gemacht, auf Leibeserben zu übertragen, sein Geschlecht in direkter Linie sich fortpflanzen zu sehen, blieb ihm versagt. Wie stark sich trotzdem sein Gefühl für die Familie erhielt, beweisen am besten die Briefe an seine Braut und Frau. Sie werden immer als treueste Schilderer des Menschen Moltke einen Ehrenplatz in der Literatur beanspruchen dürfen, in ihrer Gesamtheit zugleich ein Erbauungsbuch für die Aelteren und ein Erziehungsbuch für die Jüngeren ...

In der stillen, tannenumrauschten Kapelle zu Kreisau ruht, was sterblich war an unserem Helden. Auch im Tode wollte er die an der Seite haben, die seinem Herzen besonders nahe gestanden hatten: seine Frau Marie und deren Mutter Auguste.

Joseph Kürschner.

I. Moltke als Bräutigam.

Mein süßes, liebes Mariechen!

Schon heute abend erhältst Du einen Brief von mir, denn die zehn Minuten, die mir bleiben, kann ich nicht besser anwenden, als Dich in Gedanken noch recht herzlich zu grüßen. Ich werde Euch morgen auf Eurer Rückreise mit meinen Wünschen begleiten. Tausend freundliche Grüße an Mama, Jeanette und Papa, und übrigens sein Sie munter, mein Fräulein. Ich freue mich auf Deinen ersten englischen Brief.

Briefe von Mine Brockdorff, Onkel Paschen[1]) und dergleichen an mich magst Du immer öffnen und mir den Inhalt auszugsweise mitteilen.

Nun adieu, mein Herzensliebes, my only dear Mary, ich drücke Dich tausendmal an mein Herz. Dein für immer

(Ohne Datum.) Helmuth.

[1]) Moltkes Mutter war eine geb. Paschen, Onkel Paschen ihr Bruder. (Diese und die folgenden Fußnoten rühren von Major v. Burt her. Die Red.)

Mein teures, liebes Mariechen!

Da sitze ich nun schon zwei Tage in Berlin ohne Dich. Die Geschäfte des Tages[1]) haben Dein liebes Bild in den Hintergrund meiner Seele gedrängt, „doch, wenn in unsrer engen Zelle das Lämpchen freundlich wieder brennt, dann wird's im eignen Innern helle, im Herzen, das sich selber kennt," dann lebst Du in meinen Gedanken, ich sehe Deine freundliche Erscheinung und glaube, daß Deine Seele mir nahe ist.

Während der Reise hieher hab' ich Dich auf allen Schritten begleitet, ich folgte Dir an Bord des Dampfschiffes, während der Eilwagen über die preußische Grenze fuhr; als die Sonne unterging, sah ich die schwarze Rauchsäule in den grünen Wiesen bei Itzehoe emporwirbeln. Mama war an der Landestelle Euch entgegengekommen, zu Hause dampfte schon der Thee, mein Platz war leer, aber Ihr gedachtet meiner freundlich und erzähltet, was Ihr in Hamburg gesehn und erlebt.

Als Du noch schliefst, rasselte unser Postwagen die Linden herauf, ich eilte in meine Wohnung, nahm mein erfrischendes Bad und machte die notwendigen Meldungen und Besuche. Da mein Prinz nicht mehr hier war, so hatte er seinen Glückwunsch schriftlich hinterlassen. Einer meiner ersten Gänge war zu John, den ich aber nicht zu Hause traf. Heute früh hat er mich aufgesucht. Ich habe ihm aber noch viel zu erzählen, denn seine Zeit ist durch den Besuch der verschiedenen Lotten Brockdorff in Anspruch genommen, welche vorgestern hier eingetroffen sind. Ich habe die Absicht, sie morgen aufzusuchen. Sie kennen Dich, und wir können von Dir sprechen.

Wüßte ich, daß Papa wirklich zum Herbst oder früher noch nach Berlin käme, so mietete ich sogleich ein hübsches Quartier in einem großen neuen Hause neben mir an. Es ist allerdings im dritten Stockwerk, aber dafür auch zweihundert Thaler wohlfeiler als dieselbe Wohnung im untern Geschoß.

Dies Quartier kostet ohne Stallung (welche im Nebenhaus) nur dreihundert Thaler, und ich glaube kaum, daß ich ein anderes, so gutes für denselben finden werde. Die Zimmer vorn heraus sind sehr groß, obschon nicht sehr hoch. Holzgelaß, Waschkammer und so weiter im Keller. Die Lage ist nächst den Linden die vornehmste und gesuchteste, vor dem Haus der Leipziger Platz, hinter demselben der Tiergarten. — Diese Wohnung könnte, wenn ich so lange meine daneben behalte, Papa, Mama, Jeanette, die kleinen Kinder und alle Dienstboten aufnehmen, und ich würde sie sogleich möbliren, so daß der Aufenthalt wenig mehr als der in Itzehoe kosten würde.

Von meinem Vater habe ich ein Schreiben hier vorgefunden, nach welchem er noch in Ilmenau war und mich auffordert, ihm nach Genf post-restante zu schreiben, was ich sogleich gethan habe, gewiß, ihn durch die Nachricht unserer Verlobung herzlich zu erfreuen.

Alle Ballhorns[2]) empfehlen sich Dir bestens und freuen sich, Dich wiederzusehen. — Sind vom dortigen Onkel Paschen und Mine Brockdorff keine Nachrichten eingegangen?

Tausend herzliche Grüße an Papa und Mama, sowie an Jeanette. Ich hoffe, sie wird uns viel besuchen, denn Du würdest sie doch sehr entbehren. Ueberhaupt fürchte ich, daß Du Dich anfangs sehr verlassen fühlen möchtest, wenn Du so ganz aus dem liebevollen Kreise scheiden solltest, in welchem Du aufgewachsen bist und wo Dich alle so lieb haben. Möchte ich Dich doch für alles entschädigen können, was Du um meinetwillen aufgeben mußt. Ja, liebe Marie, ich bitte Gott aufrichtig, daß wenn ich Dich nicht glücklich machen kann, er mich lieber vorher abrufe. Laß uns von beiden Seiten guten Willen und Vertrauen mitbringen und Gott das übrige anheimstellen.

[1]) Vom 10. April 1840 bis 18. Oktober 1845 war Moltke Generalstabsoffizier bei dem IV. Armeecorps. Dasselbe kommandierte S. K. H. der Prinz Karl von Preußen. Chef des Generalstabs des IV. Armeecorps war von 1840—44 Oberst Baron von Reitzenstein, von 1844—45 Oberst von Schöffer.

[2]) Eine Tante von Moltke, Schwester seines Vaters, war mit Ballhorn verheiratet. Diese Familie nahm sich Moltkes von seinem Uebertritt aus der dänischen in die preußische Armee auf das freundlichste und verwandtschaftlichste an, so daß er dort wie Kind im Hause verkehrte.

Süße Marie, wenn Du abends nach neun Uhr gegen Süden blickst, so wirst Du einen prachtvollen Stern am Horizont aufsteigen sehen. Es ist derselbe, den meine selige Mutter so oft bewunderte. Ich sah ihn nie, ohne an sie dabei zu denken, und habe den Glauben, daß es mein guter Stern ist. Denke dann an mich.

Du Aermste mußt nun wohl bald mit Mama alle die Visiten machen, die ich schuldig geblieben bin. Es wird noch öfter Dein Schicksal sein, da zu versöhnen, wo ich mit meinem verschlossenen, oft unfreundlichen Wesen die Leute verletzte. Du sollst überhaupt mein guter Engel sein, und ich nehme mir fest vor, mich zu bessern, damit ich Deiner würdiger werde. Nun gute Nacht, teure Marie, schlafe süß und sanft, und wenn Du erwachst, so denke freundlich an Deinen

Berlin, den 27. Mai 1841. Helmuth.

Berlin, am 2. Pfingstfeiertag 1841, abends.

Liebe Marie! Kaum war mein Schreiben vom 27. an Dich abgegangen (ich denke, gerade heute wirst Du es erhalten haben), so erfreute mich der Briefbote mit Deinem süßen Brief vom 26., den ich alle Tage ein paarmal durchlese. Herzlichen Dank für die ausführliche Beschreibung Deines Tagewerks; ich kann Dir nun zu jeder Stunde folgen und weiß Dich im Ankleidezimmer oder in der Küche, beim Vorlesen oder auf der Promenade zu finden. Vielleicht sitzest Du eben jetzt auf dem trauten Plätzchen in der Gartenlaube, wo der Mond Dir durch die Jasminzweige leuchtet, vielleicht blickst Du eben in sein blasses Antlitz, welches auch zu mir so freundlich in die offenen Fenster hinein scheint, als ob er mich von Dir grüßen wollte.

Da Du meine türkischen Briefe liesest, so schicke ich Dir durch Lawitz und Koch einige Hefte mit Ansichten, die so treu sind, daß ich bei einigen glaube, mitten in der Landschaft zu stehen. Fast alle darin enthaltenen Stellen sind mir wohl bekannt und kommen in dem Buche vor. Aber was fängt denn Papa während der Vorlesung an, die ihn nicht sonderlich interessiren wird? Ist er noch verdrießlich?

Du erhältst ferner mit derselben Gelegenheit ein kleines Andenken aus Neapel. Du gute kleine Seele; daß Du den alten, schäbigen Hut nicht hast wollen fortgeben, bloß, weil er Dich an das schäbige alte Gesicht erinnert, was darunter gesteckt hat, das hat mich ordentlich gerührt.

Mama wird Dir wohl ihren Brief mitteilen, und Du wirst daraus ersehen, was für schöne Hoffnung ich habe, Dich wiederzusehn. Noch ist freilich alles ungewiß, doch werde ich wohl bald Näheres melden können. Unterstütze Du nur die Pläne. Wenn Ihr nicht ins Seebad geht, so komme ich nach Itzehoe, oder besser wäre es, wir träfen uns in Cuxhaven. Ganz besonders aber rechne ich, daß Ihr Papa etwas zusetzt, daß er zum Herbst auf möglichst lange Zeit nach Berlin kommt; und da muß Jeanette tapfer mithelfen. Sie weiß trefflich mit Papa umzugehn und setzt mit ihrem nonsense alles durch. — Bitte, gib ihr einen Kuß von mir, wenn sie es verspricht. John grüßt Dich viele tausendmal. Er hat mich heute besucht.

Liebe Marie, schreib mir recht ausführlich, denn alles, auch das geringste, interessirt mich. Ich bin beim Schreiben viel schlimmer daran, denn meine Welt kennst Du nicht. Wenn Du erst einmal in Berlin gewesen bist, werden wir viel mehr Anknüpfungspunkte für unsere Briefe haben. Aber das freundliche Itzehoe steht so lebhaft vor mir, daß ich Dich dort in jeder Umgebung sehe. Habt Ihr noch Briefe bekommen? Ich erhielt gestern einen dänischen, sehr teilnehmenden und herzlichen von Mathilde Moltke,[1]) und heute einen von Vater, der die frohe Nachricht erst in Genf finden wird. Geht Ihr gewöhnlich nach Eichthal oder Klosterholz? Seid Ihr kürzlich bei Prinzeß[2]) gewesen? Hast Du Briefe von Großmama? Ist der Grasplatz grün geworden? Läßt Ewald Euch jetzt in Ruh'? Habt Ihr Cai Brockdorff[3]) gesehen? Trägst Du

[1]) Die Gemahlin eines Vetters von Moltke.

[2]) Prinzeß Juliane von Hessen, Aebtissin des adeligen Frauenklosters zu Itzehoe.

[3]) Cai, Baron von Brockdorff, aus dem Hause Kletkamp, verlobte sich bald darauf mit der Schwester Jeanette von Moltkes Braut.

Deine Haare aufgebunden? Ist das blaue Musselinkleid fertig? Habt Ihr schon Antwort von Wasmers? Hat Viktor[1]) sich nicht vernehmen lassen? Bist Du mir noch ein bißchen gut? — Du siehst, ich habe genug zu fragen.

Doch ich will nun für heute meinen dummen Brief schließen; die beiden langen Episteln an Papa und Mama haben mich schon ganz matt gemacht, und es ist wirklich rather hot. Ein Gewitter droht am nächtlichen Himmel, und alles seufzt nach Regen. Der schöne Rasen vor meinen Fenstern ist ganz verdorrt. Die Vegetation ist hier doch sehr weit mehr vorgeschritten, denn schon als ich ankam, standen die Akazien in voller Blüte, die bei Euch kaum Laub hatten, und man verkauft schon einzelne Kirschen.

Gute Nacht, mein süßes, liebes, teures Mariechen, schlaf wohl und träume sanft. Gott segne und erhalte Dich. Ich schreibe Dir bald wieder; der Postmeister wird reich an uns werden, wenn Du fleißig antwortest. Gute Nacht und, so Gott will, auf baldiges Wiedersehen. Dein Helmuth.

[1]) Jüngster Bruder von Moltke

(Fortsetzung folgt.)

Das Mädchen vom Prohner Wieck.

Eine Erzählung

von

Rudolf von Gottschall.

Eine Leichenwacht! Am Sarge des Vaters, des braven Fischers, der im Sturm untergegangen, trauerte die verlassene Tochter! Still lag jetzt das Prohner Wieck im Mondenschein ... der Sturm hatte längst sein unheilvolles Werk vollendet; bis zu dem Kreidefelsen der gegenüber liegenden Insel Rügen hatte er das Meer in eine einzige empörte Brandung verwandelt, die kleine Fischerflottille verschlungen, noch ehe sie den Strand erreichen konnte ... nur der Trauer der Hinterbliebenen hatte die Flut sich freundlich erwiesen und viele Leichen an den Strand gespült.

Es war ein stiller, tiefer Schmerz, in den das Fischermädchen versunken; mit ihrem Vater hatte sie den letzten Halt im Leben verloren. Die Mutter war ihm längst vorausgegangen, Dore hatte keinen Freund. Die wackeren Burschen, die um sie warben, hatte sie schroff abgewiesen, und der einzige, dem ihr Herz gehörte, schien sie vergessen zu haben.

Leise plätscherte die Welle am Strande und zerschlug das Bild des Vollmondes, der sich in ihr spiegelte, in silberne Trümmer. Dore sah über die Leiche des Vaters hinweg auf die Flut; ihr kam das Meer vor wie ein Raubtier, welches, nachdem es seine Beute verzehrt, sich behaglich dehnt und streckt.

Der Duft der Farm, der über den leise sich abzeichnenden Uferrändern der Insel schwebte, hatte sonst oft ihr Herz mit Sehnsucht erfüllt, eine Sehnsucht mit Bangen und Schmerz vermischt; jetzt starrte sie dumpf und stumpf ins Weite, nichts war in ihr als das Gefühl einer grenzenlosen Oede. Das weite Meer ... der weite Himmel ... alles so endlos, so zwecklos.

Des Vaters dachte sie, wie er noch vor einigen Tagen so rüstig durch die Hütte schritt, mit munterem Gesang an seinen Netzen besserte, so kräftig den Kahn durch die Brandung steuerte. Und jetzt ... dies wächserne Bild, das letzte, was von ihm übrig geblieben, und auch dies bald zerstört und verwüstet.

Sie rang die Hände und Thränen entströmten ihren Augen. Wie verstört blickte sie umher — neben dem Toten hörte sie den Schritt des Lebenden — und während sie eine kalte Hand hielt, legte sich eine andere, in welcher noch warmes Leben pulsirte, segnend auf ihre Stirn — und sie zögerte, an den Tod zu glauben. Und doch ... die verwitterten Züge des treuherzigen Mannes waren ja so starr und fahl und ausgelöscht das Licht der Augen, die so freundlich und liebevoll stets auf ihr geruht. Ja, er hatte sie wahrhaft geliebt und nur Schmerz, nicht Zorn hatte er für sie, als sie, in Liebe für den Sohn der Schloßherrin auf einem nicht weit vom Prohner Wieck entfernten Gut entbrannt, ihr Herz nicht bemeistern konnte und untreu wurde der Heimat und allem, was ihr hätte heilig sein sollen.

Sie trat vor die Hütte ... sie fröstelte im kühlen Mondschein, beim Blick auf die trügerische Spiegelfläche des Meeres! Was deckte diese nicht alles mit dem funkelnden Schild ... das unheimliche Getier der Tiefen mit seinem häßlichen Leben — und so lag ja unter der blitzenden Oberfläche des Menschenlebens so viel des Abschreckenden und Widerwärtigen und es gähnte darüber eine große, beklemmende Oede.

Als sie so dastand, in die See hinausblickend, Falten auf der Stirn, die Hände krampfhaft verschlungen, die hohe, schlanke Gestalt sich dunkel abhebend vom Dünensande, machte sie einen fast unheimlichen Eindruck trotz ihrer Schönheit; sie schien wie eine schicksalbrütende Norne, welche den Faden der Menschengeschicke durcheinander schlingt.

Da näherten sich Schritte, doch sie achtete nicht darauf, bis Klaus Bruns dicht vor ihr stand, ein stattlicher Bursche mit semmelblondem Haar, der Sohn des reichsten Fischers im Dorfe.

„Was willst Du?“ fragte sie kurz.

„Dore,“ erwiderte er, „es ist ein großes Unglück! Dein Vater ist tot, Du stehst jetzt ganz allein in der Welt.“

Dore senkte das Haupt und blickte zu Boden.

„Die meisten Burschen haben sich von Dir abgewandt ... Du weißt schon ... wegen des jungen Barons! Es war eine dumme Geschichte und mir selbst hat's genug Kopfschmerz gemacht. Was kümmerte Dich der vornehme Herr? Das war schlecht von Dir!“

„Klaus, Du erlaubst Dir ...“

„Was weiter? Ich kann Dir das wohl sagen, denn ich habe Dir schon verziehen ... schon längst! Du bist mir stets ein liebes Täubchen geblieben, wenn Du Dich auch einmal verflogen hast. Nur der Alte ...“

Klaus kraute sich in den struppigen blonden Haaren und seine Mundwinkel nahmen einen weinerlichen Zug an.

„Was ist's mit dem Alten?“

„Er wollte nichts davon wissen, er machte mir die Hölle heiß; er nannte Dich ... nun, ich mag's nicht wieder sagen ...“

„Ich kann alles hören,“ versetzte Dore.

„Eine fortgelaufene Dirne ... und meinte, Du gehörtest nicht mehr in das Haus wackerer Leute.“

„Was willst Du von ihm, von mir? Hat er nicht recht?“

Klaus blickte verwundert auf das Mädchen ... seine sonst blöden, etwas zugekniffenen Augen starrten sie groß an.

„Du meinst?“

„Ich meine, daß das alles so ist, wie Dein Vater sagt.“

„O, er hat auch viel Gutes von Dir gesagt; Du seiest das schönste Mädchen am Strande des Prohner Wiecks und man könnte alle anderen Dirnen wie die Heringe in eine Tonne packen und Dich in die andere Wage legen ... Du wögst sie allein alle auf; und Du wärst auch die Kräftigste beim Rudern und die Flinkste im Schwimmen. Und er sagte mehr, als ich zu sagen weiß; denn er hat's Reden los, und ich kann mehr im stillen denken.“

„Und weshalb kommst Du jetzt, mir das alles zu sagen?“

„Siehst Du, ich hab' Dich noch immer lieb, und Du thust mir jetzt leid. Vater ist jetzt nicht mehr so böse auf Dich, er wird mich gewähren lassen ... Er will selbst heiraten, des Werner Witwe, die junge Frau — und da ist's ihm recht, wenn ich aus dem Hause komme, und er macht nicht mehr so viel Wesens von der Person, die ich als Frau zu mir nehmen will. Die Käthe Werner ist ja auch nicht frei von schlimmer Nachrede — und er heiratet sie doch. Man darf nicht mit Steinen werfen, wenn man in einem Glashaus sitzt ... Dore, glaub mir's, ich hab' Dich von Herzen lieb, und Du wirst meine Frau ... Der Alte sagt ja! heute vielleicht noch nicht, aber morgen gewiß.“

„Da fehlt nur noch etwas dazu!“

„Und was?“

„Mein Wille! Wen Dein Vater heiraten will, ist mir gleich; doch ich will Dich nicht heiraten.“

„So ... ei, sieh! Du magst Klaus Bruns nicht? Warum? Man würde Dich beneiden! Daß ich ein schmucker Bursche sei, haben mir erst neulich die Mädchen alle gesagt, mit denen ich im Kahn fuhr ... ich bin so etwas wie Hahn im Korbe.“

„Nun, da hol Dir wenigstens den Korb dazu! Ich liebe Dich nicht, und Du weißt ja, daß ich einen andern liebe.“

„Der hat Dich verlassen!“

„Das ist meine Sache! Ich denke doch nur an ihn, das stirbt nicht, wie die Well' im Ufersande. Das nagt wie die Flut am Gestein ... immer, immer! Er ist nicht wieder gekommen seit lange, er hat mir nichts geschrieben, nichts sagen lassen ... wer sagt Dir, daß er eine andere liebt? Droben ins Schloß habe ich mich einmal eingeschlichen ... und da hört ich, daß er im Kriege sei.“

„Krieg ... es gibt keinen Krieg!“

„O ja, die Schillschen führen Krieg mit Napoleon, und da soll er mit dabei sein.“

„Die paar Husaren mit Napoleon ... das ist lustig!“

„Sie führen Krieg, sag' ich Dir. Nicht auf die Zahl kommt es an, aufs Herz, auf den Mut, und da steht er seinen Mann vor allen.“

„Den schlag' Dir nur aus dem Sinn. Das ist aus, und nun greif herzhaft zu, wenn sich was Rechtes findet. Und das hat sich gefunden; denn hier steh' ich und will Dich zur Frau.“

„Es bleibt dabei ... doch ich will Dir danken, Klaus! Du meinst es gut ... und es gibt nicht viele mehr in der Welt, die es gut mit mir meinen, seitdem der alte Mann da drinnen seine Augen geschlossen hat. Doch nun geh und laß mich ... es fällt mir schwer, zu sprechen ... mir liegt's auf der Brust ... eine schwere Last ... der tote Mann drinnen und alles, was sonst noch tot ist.“

Klaus schlich von dannen mit scheuem Gruß ... es lag in ihrem Wesen etwas so Gebietendes ... doch dann richtete er sich wieder auf ... es war doch von ihm kein kleines Ding, ein solches Weib zu lieben; Klaus Bruns wuchs bei dem Gedanken daran in seinen eigenen Augen.

Die Mondnacht hatte sich inzwischen verdunkelt, ein schwarzer Streif legte sich über den Himmel und verdeckte das nächtliche Gestirn und die kleineren Lichter, die vorher aus Weltenweiten hernieder gefunkelt hatten; das Meer wurde unruhiger, irgend ein Windhauch, ein Nachzügler des verbrausten Orkans, hob seine schäumenden Wellenkämme höher ...

Dore warf einen Blick in die Hütte auf die Leiche ihres Vaters und preßte die Hand aufs Herz. Wie einsam, wie dunkel alles ringsum ... selbst des Mondlichts holde Täuschung war verschwunden. So unter dem verhüllten Himmel stand sie mit dem trostlosen Blick auf die verhüllten Pfade ihres Lebens.

Was sollte sie jetzt beginnen? Noch hoffte sie auf ihn, für den sie ihren Ruf geopfert, der sie aber auch durch seine Liebe hoch erhoben über alles, was sie umgab. Doch diese leise sich regende Hoffnung war wie der aufblitzende Stern am Himmel, über den sich plötzlich wieder der dunkle Wolkenstreif schob. Er dachte ja nicht mehr an sie ... er hatte sie vergessen ... und sprühte noch bisweilen ein Funke der Erinnerung aus der Asche, so hatte ihn jetzt jedenfalls der Kriegssturm verweht.

Da hörte sie plötzlich Ruderschlag ... eine Barke legte ans Ufer an ... neben dem Schiffer saß ein in den Mantel gehüllter Offizier. Nach einer kurzen Verhandlung wandte der Schiffer den Nachen und fuhr wieder in die Bucht hinaus; der Offizier aber kam auf sie zu.

Sie blickte auf ihn hin, wie man auf ein Traumbild sieht ... war es eine Erscheinung, welche ihre erregten Sinne ihr vorzauberten? Sie wagte nicht, dem Ankömmling entgegen zu gehen, aus Furcht, daß die Erscheinung, wenn sie sich ihr nähere, in die Luft zerfließen könne.

Und doch ... er war es ... es war Ernst von Flemming ... und wieder, wie so oft in früheren Zeiten, kam er über die Bucht herüber und näherte sich der schlichten Fischerhütte, in der er, während der Vater auf See war, glückliche Stunden verlebt hatte.

Endlich erwachte Dore wie aus einem Starrkrampf und flog dem Geliebten entgegen. Er drückte sie ans Herz.

„Und Du kommst wieder zu mir?“ rief sie mit überschwenglichem Gefühlsausbruch.

„Ich komme," erwiderte er, „um mich an Deine Freundschaft zu wenden. Ich muß hinüber nach Stralsund und zu See, da das Land unsicher ist durch die dänischen und holländischen Streifcorps. Sie haben mich aufgejagt aus dem Schlosse meiner Mutter, wo ich, während die Genossen nach Stralsund marschirten, mit eintägigem Urlaub verweilte, und es ist mir kaum gelungen, ihnen zu entkommen. Ich wußte, daß die Dänen und Holländer unter Gratien auf der Triebseer Straße nach Stralsund marschiren; doch ich konnte nicht vermuten, daß sie ihre Streiftrupps bis an den Strand schicken würden. Ich bitte Dich, nenne mir einen wackeren Burschen, der mich nach Stralsund hinüber rudert ... ich darf nicht länger fehlen, wo es sich um ernste Entscheidungen handelt."

„Ich rudere Dich selbst hinüber," versetzte Dore nach kurzem Besinnen.

„Du selbst?"

„Doch nicht sogleich ... morgen in aller Frühe wird mein Vater begraben. So lange mußt Du Dich gedulden."

„Dein Vater?"

„Ich bin jetzt eine Waise ... er ist im Meer beim letzten Sturm zu Grunde gegangen ... mein armer Vater! Hier ist meines Bleibens nicht mehr — man verfolgt mich mit Anträgen, ehrenvollen Anträgen, doch ich mag sie alle nicht, die jungen Burschen, die sich um meine Hand bewerben ... und so habe ich sie alle zu meinen Feinden gemacht. Ich muß nach Stralsund, um ein Unterkommen zu suchen, meines Vaters Schwester hat dort einen kleinen Kram in der Fährstraße. Ich bringe kein Opfer ... mein Weg führt mich dorthin ... meines Vaters Kahn ist mein Erbe ... und doch ... ich bin glücklich, daß ich Dir helfen, Dich retten kann."

„Ich danke Dir ... doch ich hoffte, sogleich fortzukommen. Die Zeit ist kostbar ... sollte nicht ein anderer Bursche ..."

„Keiner wird bei meines Vaters Begräbnis fehlen ..."

„Doch wo soll ich weilen bis zum Morgen?"

„In meiner Kammer ... dort bist Du ungestört und kannst ausruhen von den Strapazen der Flucht. Ich schließe ab ... und niemand sucht und findet Dich dort."

„Und Du?"

„Glaubst Du, daß ich jetzt schlafen könnte? Ich habe die Leichenwacht und sorge, daß kein Windhauch die Kerzen auslöscht, die zu Häupten des alten Mannes brennen. Und wenn ich ihn so ansehe, da erinnern mich die verwitterten Züge an die Zeit, wo ich sie als Kind gesehen, wenn ich einmal aus einem bösen Fiebertraum erwachte ... und da beruhigte mich das gutmütige Lächeln des Vaters, der sich sorgenvoll über mich geneigt hatte ... und dann sehe ich ihn wieder, wie er vergnügt vom reichen Fischzug zurückkehrte und noch vergnügter aus dem Städtchen drüben, von wo er mir nach dem Verkauf der Fische allerlei Glasperlen mitbrachte und auch einmal einen kleinen Bernsteinschmuck; und wie freute er sich über meine Freude. Und wenn so ein Licht in mein armes Leben fiel ... von dem alten Manne ging's aus, der dort ausruht von all dem Guten, was er mir und all den anderen in seinem Leben gethan; denn er that nur Gutes! Doch das garstige Meer hatte kein Einsehen und begrub ihn mit all den bösen Nachbarn, von denen viele ihn so oft gekränkt. Und da ist's nun zu Ende ... er liegt still und starr ... und so werden wir alle beiseite geworfen. Nur wenige denken an ihn, wenn Wochen und Monde vergangen ... hier aber lebt er ... ich trag' ihn im Herzen."

„Und alles Licht in Deinem Leben ist von ihm ausgegangen?"

„Alles Licht, ja, aber nicht die Flamme. Die kam von Dir ... und Du fragst? Wie konntest Du mich so lange vergessen? Wie Du schön bist, männlicher als früher, sonngebräunt mit der Narbe auf der Stirn. Ach, wenn hier nicht die Leichenkerzen brennten ... welch anderes, feuriges Wiedersehen hätten wir gefeiert!"

Der Offizier sah das schöne Mädchen vor sich nicht ohne die aufleuchtende Glut früherer Leidenschaft. Brach es doch jetzt aus ihren von Thränen verschleierten Augen wie ein zündender Strahl hervor! Der herbe Schmerz konnte ihren Zügen nicht die gewinnende Anmut rauben, und jetzt schien ein glückliches Erinnern über ihn zu siegen, und um ihre vollen Lippen schwebte ein verklärtes Lächeln. Doch Flemming bezwang sich ... nicht die unheimliche Hausgenossenschaft lähmte sein leidenschaftlich Empfinden ... er dachte einer andern, der er Treue geschworen.

Noch ein kurzes „Gute Nacht ..." Dore führte ihn in ihre Kammer, die sie verschloß und versprach, ihn morgens in der Frühe zu rufen, wenn es Zeit sei. Darauf trat sie hinaus in die wieder hell gewordene Mondnacht, doch nicht, wie vorhin, mit düsterer Ruhe und Ergebung in ein hoffnungsloses Schicksal. Ein Kampf war in ihr entfacht; die Lebensgeister regten sich wieder, Hoffnungen und Wünsche ... und während die eine Hand das Leichentuch hielt, hob die andere den Schleier von einer ahnungsvoll beleuchteten Zukunft.

Ernst von Flemming hatte Muße, in der schlichten Holzkammer die Erlebnisse der letzten Jahre an sich vorüberziehen zu lassen. Beklemmender als die Ruhe des Toten war ihm der Gedanke an die Lebende, die in diesem engen Kämmerlein gewaltet, und es mahnte hier so vieles, was ihr zugehörte, mit süßer Heimlichkeit an süße Stunden.

Flemming hatte auf dem Schlosse seiner Mutter, das nicht weit von dem Städtchen Prohn gelegen war, stets die Zeit seines Urlaubs verbracht. Früh war er in das Heer getreten und hatte unter Schills Befehl gegen die Belagerer von Kolberg tapfer gekämpft. Von jenem Schloß aus machte er während seines Urlaubs oft Ausflüge, und auf einer Kahnfahrt nach dem Fischerdorfe hatte er die schöne Dore kennen lernen, sie sah nicht aus wie ein gewöhnliches Fischermädchen; der Zufall gefällt sich oft darin, im Volke Frauengestalten aufwachsen zu lassen, welche an Adel der Erscheinung die hochgeborenen Damen übertreffen. Und das konnte von Dore Möllner gelten ... sie hatte in ihrer schlichten Tracht etwas Hoheitsvolles, um das sie manches Schloßfräulein beneiden konnte. Flemming kam öfters zu ihr herüber; die Huldigungen des schmucken Offiziers schmeichelten ihrem Ehrgeiz, seine männliche Schönheit, seine feurige Zuneigung gewannen ihr Herz. Sie war kühnen Sinns und fühlte sich durch die Liebe des vornehmen Herrn herausgehoben über den Klatsch des Dorfes und den Neid der Jugendgespielinnen. Nur die Rücksicht auf ihren Vater ließ ihr die Zusammenkünfte im Dorfe selbst zuletzt unthunlich erscheinen, sie trafen sich dann öfter, nach getroffener Verabredung, im Städtchen Prohn, wohin sich Dore unter mancherlei Vorwänden begab; bisweilen verkaufte sie dort die Fische ihres Vaters, ein anderesmal kaufte sie für das Haus kleinen Kram ein oder irgend ein Schaustück für Hochzeit und Kindtaufe in den Nachbarhäusern. Flemming hegte leidenschaftliche Neigung für das Fischermädchen; er war in den leichtfertigen Grundsätzen der Berliner Garnison aufgewachsen, er freute sich des Glücks der Gegenwart und dachte der Zukunft nicht. Was galt den Kavalieren ein Mädchen aus dem Volke? Auch sie, dem leidenschaftlichen Zug ihres Herzens folgend, kümmerte sich nicht um das, was kommen werde, nur das eine stand ihr fest, daß er sie nie verlassen könne und dürfe. Sie maß den Abstand nicht zwischen seiner Lebenslage und der ihrigen, für das alles hatte sie kein Verständnis.

Doch dies Glück der Liebe, auf dessen Dauer der Liebende selbst nicht rechnete, fand bald eine Unterbrechung, welche dem Mädchen tiefen Schmerz bereitete. Flemming lud zu keinen Zusammenkünften mehr ein, und auch auf dem Schlosse, wohin sie sich einmal gewagt, konnte sie ihn nicht sprechen. Mochte er nun anwesend sein oder nicht, sie wurde wie eine Zudringliche behandelt, die sich über ihr Begehr nicht auszuweisen vermochte. In der That war ihr der Geliebte untreu geworden, er hatte sich verlobt. Durch Mißwirtschaft der Beamten war der Besitz seiner Mutter nach des Vaters Tode in Verfall geraten ... das altererbte Gut schien für die Familie verloren zu sein, wenn der einzige Sohn des Hauses nicht eine reiche Heirat machte. Und er brauchte nicht darnach zu suchen, sie kam zu ihm gleichsam ins Haus. Eine gleichnamige Verwandte aus einer sehr vermögenden Seitenlinie war durch den Tod ihres Vaters gänzlich verwaist und zog in das Schloß der Flemming, um sich der Fürsorge der liebenswürdigen Schloßdame anzuvertrauen; denn die Mutter von Ernst war in der ganzen Familie hochgeschätzt wegen der vorzüglichen Eigenschaften ihres Charakters. Paula war in der That eine reiche Erbin, sie besaß zwei Güter in Pommern, mehrere Häuser in Stralsund; doch auch hier lag die Befürchtung nahe, daß die Verwaltung der Beamten das schöne Erbe verschleudern könnte, sie war gleichsam angewiesen auf die Ehe mit einem tüchtigen Manne. Und der junge Ernst, schon früher oft der Genosse ihrer kindlichen Spiele, wenn auch als älterer Knabe, machte jetzt bei dem täglichen Verkehr einen tiefen Eindruck auf sie, und es war der Herzenswunsch seiner Mutter, daß er sie als Gattin heimführen möchte. Und wenn Ernst auch gleichgiltig gewesen wäre gegen des Mädchens Reize und Liebenswürdigkeit — der Wunsch der ganzen Familie, ihr Erbe zu erhalten, wäre immerhin eine mächtige Triebfeder zu einer Ehe mit Paula gewesen. Doch er war nicht gleichgiltig der anmutvollen Cousine gegenüber, die schlanke Blondine mit den dunklen braunen Augen hatte es ihm angethan. Munter und frisch in ihrem ganzen Wesen, hatte sie offenen Sinn für alles Schöne und Gute und war eine begeisterte Patriotin. Daß Ernst mitgefochten vor Kolberg, jener pommerschen Feste, von der in der Zeit allgemeiner Versumpftheit und schimpflicher Demütigung ein zukunftsvolles Licht ausstrahlte, ließ ihn in ihren Augen als einen Helden erscheinen, dem sie zugleich mit ihrer Bewunderung ihre Liebe entgegenbrachte.

Und diese Begeisterung trug den Sieg davon über ihre Angst, ihren Schrecken, als sie erfuhr, daß mitten im tiefsten Frieden das Schillsche Freicorps aus Berlin ausgerückt und Ernst nicht zurückgeblieben sei. Er war ja einer jener tapferen Offiziere, welche die Niederlage von Jena und Auerstedt nicht verschmerzen konnten und sie am liebsten wie einen wüsten Traum aus der taghellen Geschichte Preußens gestrichen hätten. Des großen Friedrich Stern, so tief verdunkelt, sollte neuen Glanz gewinnen, das ganze Volk sich erheben, um die über Preußen verhängte Schmach zu tilgen. Da bedurfte es des mutigen Mannes, der das Zeichen gab, der nicht zögerte, wie jener Römer mit dem hoch sich bäumenden Roß in den Abgrund zu springen, wenn dieser dadurch geschlossen würde zum Heile des Vaterlandes. Und Schill war dieser Mann, dieser Held ... wie hätte Ernst zögern sollen, seinem Chef sich anzuschließen? Es war ein vermessener Bruch der kriegerischen Zucht, und dem Unterliegenden drohte das Strafgericht von beiden Seiten. Doch so tief war Preußens Fall, daß nur eine That der Verzweiflung ihm Rettung versprechen konnte.

Mit hochklopfendem Herzen las Paula die Berichte in den Zeitungen, welche hin und wieder ein Brieflein des Geliebten aus dem Feldlager ergänzte, sie freute sich jedes schönen Erfolgs, des siegreichen Treffens bei Dodendorf; sie erschrak über des Königs Achterklärung, durch welche Schill und die Seinen als Deserteure gebrandmarkt wurden, während Kaiser Napoleon sie als Räuber behandelt sehen wollte. Nirgends erhob sich das Volk; Dörnbergs Aufstand in Hessen mißglückte. Es war ein Druck schmerzlicher Enttäuschung, der auf allen Genossen des kühnen Unternehmens lastete und sich auch in den Briefen von Ernst aussprach ... doch alle wollten tapfer ausharren und kämpfen bis zum Ende. Die Franzosen hatten die Truppen ihrer Bundesgenossen, der Holländer und Dänen, gegen die Schillschen ausgesandt, dem Führer kam es vor allem darauf an, sich einen festen Waffenplatz und Rückzugspunkt zu sichern, und so ging sein Zug, nachdem er die kleine Feste Dömitz erobert und wieder preisgegeben, dem Meere zu. Paula war in höchster Aufregung, so nahe kam der Kriegssturm dem Schloß der Flemming, sie hätte sich den braven Truppen anschließen, mit ihnen in den Verzweiflungskampf ziehen mögen.

Da kam die Kunde von dem siegreichen Gefecht bei Damgarten, wo Schill die Mecklenburger und die Franzosen, die sich ihm in den Weg stellten, geschlagen, so daß ihn nichts mehr hinderte, nach Stralsund vorzudringen, das er sich zu seiner Burg und Feste auserkoren.

Nach Stralsund ... dorthin trieb es auch Paula, sie hatte dort in einem ihrer Häuser eine eingerichtete Wohnung; dort war sie in der Nähe des Geliebten und sie war bereit, Not und Gefahr mit ihm zu teilen.

Während sie auf Mittel und Wege sann, mit geeigneter männlicher Begleitung dorthin zu gelangen, sah sie einen Reiter auf den Hof sprengen… konnte sie sich einen besseren Begleiter wünschen? Es war ja Ernst, ihr Geliebter, und aufjauchzend flog sie in seine Arme.

(Fortsetzung folgt.)

Entwischt.

(Hiezu das Bild Seite 5.)

Heillose Zeit des unglückseligsten Krieges aller Kriege! Hüben und drüben wird die Religion des Heilandes, dessen erstes und vornehmstes Gebot: „Liebe den Nächsten“ lautet, auf das Panier geschrieben, und hüben und drüben wird in furchtbarer Weise am Nebenmenschen gefrevelt. Im denkbar schroffsten Gegensatz zur Lehre des Erlösers herrscht die rücksichtsloseste Selbstsucht. Bereicherung und Genußsucht heißt die Parole der Großen, Raub und Schwelgerei jene der Untergebenen. Wohl gibt es noch Heerführer, welche mit eiserner Faust die verwilderte Soldateska im Zaume halten und in ihren Regimentern strenge Gerichtspflege üben, die den Profoß zum gefürchteten Manne macht; denn auch der roheste Freibeuter zieht Beulen und Wunden im Kampfe, ehrlichen Tod im Schlachtgewühl den Striemen und Hieben der Rutengasse, dem Bäumeln am Henkerstrick vor. Aber die größte Mehrzahl der zahllosen Haufen, welche unser armes Vaterland unablässig durchzogen, überall die Spuren ihres unheimlichen Verweilens zurücklassend, war nur auf Erpressen bedacht, wahrlich nicht wählerisch in den grausamsten Mitteln, um zum Ziele zu gelangen. Wehe dem Dorfe, wo solch eine Bande einfiel! Am Morgen noch zufrieden, glücklich, im Besitz genügender Habe, irren am Abend die Ueberlebenden verzweifelnd zwischen den rauchenden Trümmern ihrer ausgeplünderten Wohnstätten. Aber viele Plünderer, viele Teiler. Das hatten sich auch die vier verwegenen Gesellen überlegt, die in wilder Flucht sich vor dem Bauernhaufen retten. Erntezeit war's. Just die Stunden erspähend, wo Männer und Weiber auf den Feldern draußen sind, fielen die Schnapphähne in das auf sanfter Anhöhe über dem Flusse liegende Dorf ein. Unbekümmert um das Schnattern der kapitolinischen Wächter, die schreienden Kinder mit dem Tode bedrohend, dringen die ihren Stand als Soldaten schändenden Kerle in die Häuser, um nach Geld und Geldeswert zu fahnden. Sie raffen zusammen, was sie erreichen und woran sie Gefallen finden. Ein sicheres Gefühl überkommt sie. Da erschallt plötzlich die Sturmglocke. Ein altes Mütterchen hat sich zum Turme geschleppt und bringt mit der Kraft der Verzweiflung die Glocke in Schwung. In jäher Eile stürzen die Bauern dem Dorfe zu, um ihr Eigentum zu schützen und die frechen Eindringlinge zu züchtigen. Fluchend sind diese zu den Gäulen geeilt, um ihr Heil in der Flucht zu suchen. Gar eilig haben sie es, den Fluß zwischen sich und ihre Verfolger zu bringen. Mutig stürmen die Bauern den Räubern nach, die in der Hast die Furt nicht fanden und mit dem Wasser kämpfen mußten. Wohl büßen zwei Marodeure ihre Blechhauben ein, und der letzte klammert sich verzweifelt an seinen Kameraden an, der ihm hilft, dem nassen Grabe zu entrinnen, während der zweite — wie es scheint der Anführer — mit Mühe das wildgewordene Roß, das den andern abgeworfen hat, für diesen rettet. Eine ganze Unsumme von Wildheit, Roheit und Raubgier, jetzt aber auch Angst, liegt in den verwetterten Zügen des ersten Reiters. Der Raubzug ist zwar nicht vollkommen geglückt, aber dem rächenden Arm der wutschnaubenden Bauern entgehen die Spitzbuben doch. Nicht einmal die Kugel, welche der Flurschütz, auch ein alter Soldat, ihnen nachsendet, erreicht ihr Ziel, und grimmig blicken die Landleute den Fliehenden nach, ärgerlich zwischen den Zähnen hervorstoßend: „Die Hunde! Nun sind sie uns doch entwischt!“

Th. Zingeler.

Eine venetianische Erinnerung.

(Hiezu das Bild Seite 8.)

Wie oft habe ich das originelle Haus von dem leichtgeschwungenen Brückchen aus betrachtet, das Eckhaus, das von „entschwundener Pracht“ zeugt, obschon es geradezu auseinander zu bröckeln scheint! Auch seine Einwohner kannte ich, das heißt, ich habe ihre Bildnisse von der Meisterhand Anselm Feuerbachs gesehen, und unauslöschlich prägten sich mir ihre Züge ein.

Jener frühverstorbene, geniale deutsche Maler durchstreifte eines Tages Venedigs Gäßchen und gelangte an den Rio del Olio (Oelkanal), als Geigenklänge sein musikliebendes Ohr angenehm berührten. Er lauschte zu dem Eckhause empor, denn von dort klangen die Töne, — ernst, breit getragen, fast schwermütig. Und ernst und sinnend war der Frauenkopf, der, nachdem das Adagio verklungen, an einem Fenster sich zeigte: vornehme Marmorblässe, nachtschwarzes Haar… das war ein Typus, wie geschaffen für Feuerbach. Leider schloß die bleiche Schöne die Fensterladen, der Künstler aber trat in ein gegenüberliegendes kleines Kaffeehaus, gleichsam gebannt in die Sphäre der Unbekannten.

Darüber ward es Abend; auf der Wasserstraße trieb eine mit Lampions aufgeputzte Gondel daher und hielt unter der Brücke. Gleichzeitig öffnete sich ein Pförtchen des Eckhauses; die Bewohnerin mit dem Antlitz einer Bibelkönigin erschien. Unter dem Arm trug sie eine Geige, und ganz geschäftsmäßig stieg sie in den schwimmenden kleinen Konzertsaal.

„Aha,“ sagte sich Feuerbach, „sie ist ein Mitglied der venetianischen Serenade.“ Noch in derselben Nacht entwarf er die Skizze zu seinem prächtigen Gemälde „Das Konzert“.

Meister Anselm lernte das Mädchen vom Rio del Olio kennen. Esther war eine unbescholtene Jüdin, geschätzt von ihren leichtblütigen Kollegen und Kolleginnen, dem Musikantenvölkchen Venedigs.

Feuerbach war nicht der erste, welcher die sprode, wortkarge Geigerin um eine Sitzung bat; sie aber entgegnete halb lächelnd, halb gelangweilt: es bestände im Orient, dem sie entstammte, der Aberglaube, daß die Personen, welche sich abmalen ließen, sterben müßten.

Schließlich gab sie dennoch den dringenden Vorstellungen des begeisterten Künstlers nach, und in kürzester Zeit entstand das Konzertbild.

Da geschah es, daß Anselm Feuerbach eines Morgens Esther und die übrigen Modelle des noch nicht ganz vollendeten Gemäldes vergeblich erwartete. Verdrossen verließ er sein Atelier im Palast Pisani. Unten auf dem Canal grande fuhr soeben die Totengondel an ihm vorüber. Seltsame Ahnung krampfte sein Herz zusammen. Nur zu bald erfuhr er, daß in vergangener Nacht die ganze „Serenade“ von einem Lidodampfer überfahren worden. Esther und sechs andere Personen waren ertrunken. Das morsche Haus aber steht noch wohlgemut aufrecht, auch den Maler des „Konzertes“ lange überdauernd.

Günther v. Freiberg.

Sehnsucht.

(Hiezu das Bild Seite 13.)

Ertrag auch du, was ich ertrage,
Und was ich leide, leid auch du!
Schlafloser Nächte stumme Klage,
Bis Ohnmacht schließt die müden Augen zu!
Statt von der Freude muß mein Sehnen
Die Flügel, ach! von dunklem Schmerz entlehnen.

Hermann Haug.

Der Erstgeborene.

(Hiezu das Bild Seite 9.)

Vor Jahresfrist hatte er sie heimgeführt, seine Lisbeth, seine herzige Braut. Aber unter recht erschwerenden Umständen war es geschehen. Er unbesoldeter Assessor am Kreisgericht, vorläufig auf Diäten angewiesen; sie eine Waise, die in dem Hause des Onkels, ihres Vormundes, eines alten Egoisten und Hagestolzen, lebte und ihm die Wirtschaft führte, der sie nicht missen wollte — sie ohne Vermögen, er arm; allein sie liebten sich, und der murrende alte Herr mußte nachgeben.

„Hunger und Durst kommen da zusammen,“ hatte er spöttisch gesagt, „aber spekulire nicht auf meine Hilfe, ich habe Dich genug gewarnt. Nun seht, wie ihr durchkommt.“

Ja, sie hatten es recht schwer, die beiden jungen Leute, und nun wurde gar noch ein Drittes im Bunde erwartet, und die junge hübsche Frau wurde täglich verzagter. „Willy, was soll nur werden, wenn der Onkel uns ganz verläßt!“

„Gräme Dich nicht, meine Lisbeth!“ hatte er dann immer tröstend erwidert. „Der liebe Gott verläßt keinen Deutschen, und nächstens trete ich doch in festen Gehalt und — am Ende ist der Onkel auch nicht so schlimm, wenn wir ihm erst ein liebes Kleines präsentiren — meinst Du nicht auch?“

Aber sie hatte immer mit dem Kopf geschüttelt, wobei die Thränen nicht sparsam flossen. Und gestern erst hatte sie ihm abends erzählt, den Kopf an seine Schulter gelehnt, daß der Onkel plötzlich in ihre Stube getreten sei, um einmal zu sehen, wie es ihr ergehe. Zum erstenmal — denn selbst zur Hochzeit war er nicht erschienen. Und da habe er ihr gesagt: „Lisbeth, Du bist dumm gewesen, den Willy zu heiraten; denn sieh, ich weiß nicht, wem ich einst mein großes Geschäft überlassen soll? Du konntest meinen Prokuristen nehmen, der Dir es nahe genug gelegt hat. Aber, Geschehenes ist nicht zu ändern. Solltest du mir aber einmal die Freude machen, und mir einen tüchtigen, strammen Buben in der Wiege zeigen, so will ich auch bei ihm Gevatter stehen und — wenn er gerät, ihn ins Comptoir nehmen, und was dann noch kommt, das steht in Gottes Hand!“

Und am andern Morgen bat die blasse, ängstliche Frau so inständig: „Willy, bleib nicht zu lange im Gericht, komm bald heim, mir ist so eigen zu Mute.“ Und zwei Stunden später war das kleine Dienstmädchen ins Bureau gestürmt: „Herr Assessor, Sie sollen gleich nach Hause kommen, gleich!“

Und als er atemlos die Treppe hinaufgesprungen war, da hatte ihn die „kluge Frau“ vor Lisbeths Schlafzimmer erwartet und schmunzelnd gesagt: „Ich gratulire, Herr Assessor!“

„Wozu? Wozu?“

„Ein strammer Junge, Herr Assessor!“

Und im nächsten Augenblick kniete er an dem Lager seines Weibes. „Lisbeth, meine Lisbeth!“

„Willy, was wird der Onkel sagen?“

„Ja, Lisbeth!“ klang es gerührt. Und er setzte sich in den Stuhl am Bette und nahm das Püppchen in die Arme, so recht ungeschickt, und küßte das kleine, dumme Gesichtchen, bis der Mund sich zum Weinen verzog. „Lisbeth, es schlägt ganz in eure Familie; sieht es nicht dem Onkel ähnlich?“

Und sie lächelte. „Das habe ich auch gleich gefunden, und ich glaube, Onkel wird sich aufrichtig freuen. Aber nun, Willy, gehe zu ihm und zeige es ihm an, unsern Jubel über den Erstgeborenen. Es kann ja nun alles gut werden.“

B. Renz.

Die Beziehungen der Krankheiten der Zähne zu denen des Auges.

Es ist eine durch viele Beispiele erwiesene Thatsache, daß Augenentzündung oft als Reflexleiden auftritt. Wenn zum Beispiel das eine Auge eine Verletzung erleidet (besonders an den Lidern), so teilt sich dieser pathologische Zustand dem andern Auge mit. Ebenso ist die Thatsache, daß durch Krankheiten der Zähne eine Reflexreizung der Augen stattfinden kann, nicht zu bezweifeln, und zwar geschieht dies erstens durch Reizung auf äußere und innere Muskelschichten, oder zweitens auf die Schleimhaut und Augenhornhaut, oder drittens auf den Sehnerv, die Netzhaut und auf das innere Augengewebe. Unter die erste Rubrik fallen die Lähmungen des Strahlenmuskels, des Unteraugenhöhlenmuskels, des Augenschließers und der Muskelfasern der Regenbogenhaut. Stratus teilt folgenden Fall mit: Ein neunundzwanzigjähriges Mädchen hatte eine Lähmung der Augenlider seit vierzehn Tagen. Es wurden zwei linke obere defekte Mahlzähne entfernt. Nach drei Wochen war das Leiden geschwunden. In der zahnärztlichen Vierteljahrsschrift von 1874 finde ich folgenden Fall verzeichnet: Ein Arzt, welcher ein gutes Gebiß hatte, empfand seit einiger Zeit bedeutende Schmerzen in der Gegend des linken äußeren Augenwinkels, verbunden mit klonischen Krämpfen des linken oberen Augenlids. Bei Untersuchung der Zähne fand sich der linke obere Weisheitszahn an der distalen Seite defekt. Nach Entfernung des kranken Zahnes hörten sowohl die Schmerzen als die klonischen Krämpfe auf. In Bezug auf die zweite Art von Erscheinungen, die Reizung der Schleimhaut des Auges und der Hornhaut, finde ich in der Vierteljahrsschrift für Zahnheilkunde von 1872 folgenden Fall: Ein gefangener Soldat vom 98. französischen Infanterieregiment kam wegen einer Augenentzündung am linken Auge ins Hospital. Die Schleimhäute des Auges waren stark gerötet und die Gefäße der cornea stark injicirt. Es wurde eine augenärztliche Behandlung eingeschlagen, welche aber ohne Erfolg war. Darauf wurde von einem hinzugezogenen Zahnarzt eine Untersuchung der Zähne vorgenommen und der linke obere erste Mahlzahn defekt gefunden. Nach der Extraktion desselben trat eine schnelle Besserung ein, und nach sechs Tagen konnte der Patient als geheilt entlassen werden. Was die Erscheinungen betrifft, wobei durch kranke Zähne das Sehvermögen beeinträchtigt wurde, findet sich im „Dental Cosmos“ von 1870 folgender Fall verzeichnet. Ein einundzwanzigjähriger Mann hatte seit mehreren Monaten das Sehvermögen so weit verloren, daß er auf zwanzig Fuß Entfernung nichts erkennen konnte. Die Untersuchung der Zähne ergab, daß die meisten obern Zähne carios waren. Nach Extraktion mehrerer Zähne, welche exostotisch waren, kehrte das Sehvermögen allmälich zurück. In den „Dental Times“ von 1870 wird berichtet: Ein achtzehnjähriger Mensch hatte in zwei Tagen eine solche Verminderung des Sehvermögens erlitten, daß er nichts mehr sehen konnte. Die Untersuchung des Auges ergab nichts. Nach Extraktion des rechten zweiten und des linken ersten defekten Mahlzahns trat das normale Sehvermögen wieder ein. Die deutsche Vierteljahrsschrift von 1873 erzählt: Bei einem Mädchen hatte die Sehschärfe allmälich abgenommen und führte schließlich fast zur Erblindung. Es fanden sich mehrere defekte Zähne im Oberkiefer. Nach Entfernung derselben erlangte das Mädchen das normale Sehvermögen wieder. Aus alledem ergibt sich, daß jeder Arzt es sich zur Pflicht machen muß, bei allen Reizungen an den Augenlidern, bei dumpfen Schmerzen in den Schläfen, den Kiefern oder der Augengegend, bei plötzlich auftretender Erweiterung des Augensterns, bei Verkleinerung der Pupille, bei plötzlicher Lähmung oder Empfindungslosigkeit irgend eines Orbitalmuskels, wobei keine Symptome von Gehirnreizung vorhanden sind, bei allen Affektionen der Thränendrüse, der Bindehaut und Hornhaut, bei allen Fällen von plötzlichem Verlust des Accomodationsvermögens, besonders bei jungen Leuten, stets den Zustand der Zähne genau untersuchen zu lassen.

M. Bauer.

Die Spieler.

(Hiezu das Bild Seite 12.)

Wenn man den Weg zur Schenke genommen hat, ist es selten das volle Glas allein, das für die Dauer dem Zecher genügt. In Gesellschaft trinkt es sich besser, das Getränke regt die Lebensgeister an und löst die Zungen, schneller als bei irgend einer anderen Gelegenheit werden Bekanntschaften geschlossen, und man spricht von allen denkbaren Dingen, die im Hause und in der Welt vorgehen. In der Dorfschenke wird wohl zunächst Dorfpolitik verhandelt, und dabei geht der

Stoff bald zu Ende. Aber Unterhaltung möchte man doch haben, denn wenn man einmal hier sitzt, denkt man doch nicht daran, gleich wieder nach Hause zu gehen. Der wandernde Krämer, der sich heute mit Feßeisen und Hand in der Ecke breit macht, hat wohl allerlei Dinge erzählt, welche von den jungen Bauern mit Neugierde und Erstaunen vernommen worden waren; aber das Erzählen ermüdet auch, und es konnte nicht überraschen, wenn er plötzlich ausrief: „So, jetzt habt ihr meine Neuigkeiten; jetzt weiß ich nichts mehr. Wie wär's, wenn wir zur Unterhaltung ein Spielchen machten? Natürlich nur deshalb, daß die Zeit angenehmer vergeht, denn ich spiele ja nicht, um zu gewinnen, Gott bewahre, dazu ist mir mein Geld zu lieb!" Mißtrauisch hört der Bauer, dessen silberknöpfige Jacke einen Wohlhabenderen seiner Sippe vermuten läßt, auf den verlockenden Vorschlag. Er spielt nämlich nicht ungern, die Aufregung, welche das Buhlen um Fortunens Gunst erzeugt, ist ihm kein fremdartiger Genuß mehr. Aber der Krämer hat kein sehr Vertrauen erweckendes Gesicht, und deshalb geht der Eingeladene mit Zögern daran, die Einladung anzunehmen. Sein Partner jedoch weiß die Sache geschickt einzufädeln, und bald ist das Spiel im Gang. Wider Erwarten spielt der junge Mann im Anfang mit Glück und kann nicht „Nein" sagen, wenn sein Gegner, der im Verlust ist, einen höheren Einsatz vorschlägt. Allmählich wendet sich das Blatt. Der Bauer, an dessen Seite ein Kamerad dem Spiele zusieht, verliert und verliert immer mehr. Der Hausierer, welchem ebenfalls ein Dorfangehöriger, allerdings einer von der verdächtigeren Sorte, beim Spiele assistiert, hat sein Defizit längst gedeckt, und nun ist es am Bauern, der sein verlorenes Gut absolut mit Zinsen wieder erlangen will, den Einsatz zu verdoppeln. Warum soll sein Gegner nicht so generös sein, dies anzunehmen, da er ja doch im Gewinn ist? „Der Teufel muß hier die Hand im Spiele haben," denkt der Bauer, denn er verliert unausgesetzt. Wilde Leidenschaft entbrennt in seiner Brust, unbändiger Grimm steigt in ihm auf, aber er läßt nichts merken, denn das wäre doch lächerlich — einer muß ja gewinnen! Da stößt ihn sein Kamerad plötzlich an und lenkt seine Aufmerksamkeit auf den Gegner, der eben von dem hinter ihm stehenden Genossen eine Karte heimlich in Empfang nehmen will. Außer sich vor Wut springt der Betrogene auf. „Du elender Betrüger, hab' ich Dich einmal erwischt! Heraus mit dem Geld oder —" Die zornsprühenden Blicken lassen nichts Gutes ahnen, es wird zu einem heftigen Streite kommen. Angstvoll eilt die Wirtin fort, ihren Mann zur Verhinderung des bevorstehenden Kampfes herbeizuholen. Der Falschspieler aber sitzt ruhig vor seinem rasenden Gegner, es ist das erstemal nicht, daß ihm eine solche Verlegenheit erwächst, wenn es schlimmer geht, dann weiß auch er die Faust oder gar das Messer zu gebrauchen, und sein zottiger Kriegsgefährte, stets zur Verteidigung des Herrn bereit, macht schon Miene, in unangenehmster Weise für seinen Herrn zu intervenieren. Es wird dem gerupften Bauern nichts helfen; ehe der Betrüger den ergaunerten Gewinn herausgibt, läßt er es auf Mord und Totschlag ankommen. Das wird aber der Wirt und werden die anderen Gäste nicht zugeben. Zuletzt bleibt dem Geschädigten nichts übrig, als mit dem unbändigsten Groll im Herzen, sich selbst und anderen fluchend, den Heimweg anzutreten. Er ist um eine Erfahrung reicher geworden, aber es ist fraglich, ob er sie auch zu nützen gedenkt. Wenn morgen wieder einer kommt, und ihn zu einem Spiel auffordert, dann wird er erst recht nicht nein sagen, sondern sich höchstens vornehmen, recht vorsichtig zu sein. Wen der Spielteufel eben einmal in den Krallen hat, den läßt er so leicht nicht mehr los!

P. Rauchenegger.

Das Ballistit.

Von

A. v. Engelnstedt.

Seit längerer Zeit ist das rauchlose Pulver in der nichtmilitärischen Presse vielfach Gegenstand der Erörterung gewesen, auch des Ballistits als desjenigen Pulvers, welches in der italienischen Armee zur Einführung gelangt, Erwähnung gethan. Es dürfte daher bei dem allgemeinen Interesse, welches unter dem Druck der politischen Lage Europas auch in weiteren Kreisen dieser Frage entgegengetragen wird, angezeigt sein, Näheres über den Stand derselben, die Zusammensetzung und die Eigenschaften des neuen Treibmittels mitzuteilen.

Seit 1889 hat die italienische Regierung mit der Nobel-Dynamitgesellschaft zu Avigliana einen Vertrag abgeschlossen, wonach dieselbe bis März 1890 ein Quantum von 450 Tonnen Ballistit zu liefern hatte, überdies dem Erfinder Nobel für die Dauer von zwölf Jahren sein Patent abgekauft. Weil die genannte Fabrik zu Avigliana sehr nahe der französischen Grenze liegt, zugleich um sich von der Abhängigkeit von der zum großen Teil aus Ausländern bestehenden Gesellschaft frei zu machen, beabsichtigt sie die Anlegung einer eigenen Fabrik, wahrscheinlich bei Terni, wozu die erforderlichen Mittel bereits im Dezember 1889 beim Parlament beantragt wurden.

Bestimmend waren bei der Wahl dieses Pulvers die günstigen Ergebnisse, welche nicht nur die eigenen, sondern auch die in anderen Staaten, insbesondere von der Firma Krupp in Essen angestellten Versuche ergeben hatten.

Das Nobelsche Pulver, „Ballistit" genannt, ist eine hornartige Masse, aus Nitroglycerin, Nitrocellulose und Kampfer, welch letzterer indessen teilweise auch durch Zusatz von salpetersauren und anderen Salzen ersetzt werden kann, hergestellt, und erinnert äußerlich an das technisch vielfach verwendete Celluloid. Für den Gebrauch wird es in Körner geformt. Es verbrennt langsam genug, um das gewöhnliche Pulver ersetzen zu können, läßt bei der Verbrennung fast keinen Rückstand und gibt nur sehr wenig Rauch. Gleiche Quantitäten des Ballistits entwickeln eine erheblich größere Kraft als die des gewöhnlichen Pulvers.

Die einzelnen Bestandteile werden zusammengemengt, in Breiform zwischen zwei hohlen, mit Dampf auf 50 bis 60 Grad erhitzten Walzen durchgetrieben, die dadurch gebildeten flachen Kuchen in acht verschiedenen Abmessungen in kleine Würfel für die verschiedenen Geschützkaliber zerlegt.

Die in Essen angestellten Versuche ergaben eine überaus große Gleichmäßigkeit der Wirkung, größer, als sie jemals beim alten Pulver beobachtet worden. Es stellte sich ferner heraus, daß die Körnerform beim Ballistit noch mehr wie beim alten Pulver das Mittel bietet, die Wirkung zu beherrschen, indem mit der Körnergröße die Anfangsgeschwindigkeit und der Gasdruck in ganz auffälliger Weise abnehmen.

Ueber den Einfluß des Feuchtigkeitsgehaltes auf die Kraftäußerung des Pulvers und die Einwirkung der längeren Aufbewahrung und des Transportes auf eine etwaige Entmischung der Bestandteile, fehlen bis jetzt noch alle Erfahrungen.

Aus dem Harz.

Von

Arnold Wellmer.

(Hiezu das Bild Seite 16.)

Zwei uralte Harzsprüche kennzeichnen die Harzberge und ihre Bewohner sehr treffend. Der erste lautet:

„Aeußerlich arm und gebückt —
Innerlich reich und geschmückt!"

Wie seine Berge, so ist auch der Harzer. Der zweite Harzspruch heißt:

„Es grüne die Tanne,
Es wachse das Erz —
Gott schenke uns allen
Ein fröhliches Herz!"

Diesen bescheidenen Wunsch hat der liebe Gott dem Harzer aufs reichste erfüllt: auf seinen Bergen grünen die schönsten Tannen — in ihrer Jugend die frischesten Weihnachtsbäumchen auf den Tischen der Großstädter, im kräftigsten Alter die schlanksten Mastbäume auf allen Meeren — im Bergesschoß wachsen die edelsten und nützlichsten Erze, besonders reich das Eisen — in unserer Zeit des Dampfes, der Elektrizität und männermordender Kriege das wichtigste Erz. Aber auch reiche Adern von Silber und Kupfer, ja, hin und wieder ein Aederchen von Gold ziehen sich durch das schimmernde Gestein tief unter der Erde.

Die gebückten Harzberge sind wirklich recht arm auf ihrer Oberfläche, und ihre Bewohner führen jahraus, jahrein einen harten, schweren Kampf ums liebe tägliche Leben. Auf dem mageren, von rauhen Winden gefegten Boden des Oberharzes gedeihen neben den Tannen und dem kurzen kräuterduftigen Bergheu nur noch dürftig Kartoffeln und Hafer, — wenn der poetische „Reif in der Frühlingsnacht" sie nicht vorzeitig dahinwelken läßt. Ich bin Anfang Juni über den Oberharz gewandert; in der Nacht hatte es gefroren, die Kartoffel- und Haferfelder sahen ganz schwarz aus, und vom Brocken herüber leuchteten weiße Schneeflächen. Obst und feineres Gartengemüse gedeiht dort oben gar nicht mehr. Hin und wieder steht wohl ein armes Kirschbäumchen an einer geschützten sonnigen Hauswand, es treibt sogar zuweilen köstliche weiße Blüten, zum Entzücken hoffnungsseliger Kinderherzen ... aber nur zu oft entblättert schon in der nächsten Nacht ein eisiger Wind die Blüten und die Hoffnungen ...

Ja, des Harzers ganzes äußeres Leben ist „arm und gebückt", voll bitter harter Arbeit und Not, voll Entsagungen und Gefahren! Aber der gute Gott gab ihm zum Ersatz ein reiches, fröhliches Herz.

Der echte, unverdorbene Sohn der Harzberge, der sich sein ganzes Leben lang nicht hinablocken läßt in die weite, schimmernde Ebene zu seinen Füßen, in das üppige, gefährliche Leben reicher Fabrikstädte, der auf den geliebten armen Heimatbergen lebt und stirbt, — dieser echte Harzer ist von der Natur reich begabt, lebensmutig, thatkräftig, energisch, elastisch an Leib und Seele, klaren Auges und Verstandes, ruhig und besonnen, ernst, heiter, von rascher Auffassung und Entschlossenheit, phantasiereich und witzig, der eigenen Kraft bewußt, frisch und frei, voll Gottglauben und Gottvertrauen, herzfröhlich und stets sangesfreudig. Alles lebt und webt, sprüht und sprudelt an dem echten Sohn der Harzberge.

Ich habe in der schindelgedeckten Hütte des armen Bergmannes gestanden und habe seine Augen leuchten sehen, als er mir seine lieben altmodischen Blumen im Gärtchen vor der Thür und in den buntbemalten Töpfen auf dem Fensterbrett und seinen größten Schatz zeigte, an der Stubenwand Bauer an Bauer mit den kunstgelehrten Kanariensängern und den gelehrten Finken mit dem köstlichen Sprosserschlag ... Ich habe seinem kunstlosen Spiel auf der kleinen altersgeschwärzten Zither und seinen hundertjährigen melancholischen Liedern vom todbringenden Grubengespenst gelauscht ... Ich bin mit ihm hinabgefahren tief, tief in die erzreiche Grube, in feuchte, ewige Nacht, nur dürftig vom winzigen Grubenlicht erhellt, und habe dort des Bergmannes harte Arbeit und die tödlichen Gefahren kennen gelernt, denen sein Leben beständig ausgesetzt ist ... Und nie kam ein bitteres Wort über seine bleichen Lippen, so bleich, wie die Blume, der das Sonnenlicht fehlt.

Ich habe der harten, schmutzigen Arbeit in den Pochwerken zugeschaut, wo das erzreiche Gestein zerschlagen und gewaschen wird, ehe es in die Hochöfen zur Schmelze gelangt ... Ich habe in die Schulstuben der armen, kleinen, blassen Pochjungen geblickt, die schon mit zehn Jahren ihr hartes Brot selber verdienen müssen und die Tag für Tag aus dem Pochwerk in die Schulstube, und aus der Schulstube ins Pochwerk gehen ... Und das Herz wurde mir weich und das Auge wurde mir naß, als ein alter Bergmann in Klausthal mir erzählte: „Vom Himmel gossen die Wasser, als sollte die Welt in einer neuen Sintflut untergehen ... Unsere Gruben drohten zu ersaufen, unsere Pochwerke, unsere Hüttenwerke, unsere Wohnungen fortgeschwemmt zu werden ... Wir beteten Tag und Nacht zu Gott um Rettung, aber er wollte von uns alten Sündern nichts wissen, vom Himmel gossen die Wasser fort und fort ... Da schrie ich in meiner Herzensangst: ‚Laßt die kleinen Pochjungen kommen und beten, die sind noch herzensrein und schuldlos, ihr Flehen wird Gott erhören ...' Und wie die kleinen, schmutzigen Pochjungen mit ihren hellen, reinen Stimmen zu Gott beteten und sangen, da hörten die Wasser auf, und die Sonne brach durch, und unsere Gruben und wir waren gerettet ... Ich hab's nie wieder übers Herz gebracht, einen kleinen Pochjungen zu schlagen ..."

Ich habe die schwarzen Köhler bei ihren qualmenden Meilern im Walde, die Holzfäller und Schindelspalter und Steinbrecher bei ihrer harten Arbeit belauscht ... Ich habe in den Eisenschmelzen, Eisenhämmern, Walzwerken, Gießereien, Glashütten und Silberschmelzen halbnackte Männer in glühender Feuerhitze arbeiten und in Schweiß gebadet gesehen, und nicht einer murrte und klagte, wie Heine: „daß der berühmte ‚Silberblick' der Schmelzhütte seinem Leben fehle ..."

Ich habe in Andreasberg der jungen Spitzenklöpplerin bei ihrer kunstvollen, mühsamen Arbeit zugeschaut ... und als ich sie fragte: „Wie viel verdienen Sie wohl den Tag über am Klöppeltisch?" da hob sie das stille blasse Gesicht mit den guten blauen Augen und den lichtblonden Flechten hastig zu mir empor und sagte einfach, als wäre alles so in bester Weltordnung: „Lieber Herr, wenn ich früh anfange und den ganzen Tag über recht fleißig bin und ein schwieriges Muster klöpple und die Spitze keinen Knoten und keine falsche Masche zeigt, dann verdiene ich wohl den Tag über meine vierzig bis fünfundvierzig Pfennige ... Aber ich darf leider nicht mehr so angestrengt arbeiten, denn meine Brust hat schon gelitten von dem täglichen Gebücktsitzen über dem Klöppelkissen."

Ich bin mit den „Lastkieren des Harzes" oft meilenweit über die Berge und durch die Wälder plaudernd gewandert — mit jenen armen Weibern, welche in großen, schweren Holzbutten auf gekrümmtem Rücken Holzschnitzereien, Butter, Eier, die berühmten kleinen Harzkäse, Waldbeeren, junge Hühner und Tauben in die vielen „Luftkurorte" des Harzes zum Verkaufe tragen, — welche in hohen Körben Raff- und Leseholz, Moos und dürres Laub aus den Wäldern, Gras und Heu von den Bergen nach Hause schleppen, und die noch mühsamer Dünger und Jauche auf die Wiesen und Aecker steiler Berghänge schaffen ... um vielleicht morgen schon alle Arbeit durch einen tollen Gewitterregen fortgespült zu sehen ...

Ich habe in den großen Schwefelholzfabriken des Harzes, dort eben, wo das astfreie Fichtenholz so wohlfeil ist, weil der Transport in die menschenreiche Ebene zu beschwerlich und teuer wird, zarte, bleiche Harzkinder von sieben bis acht Jahren mit den kleinen, fleißigen und geschickten Händen ihr trockenes Brot verdienen sehen ... ja, so krankhaft bleich von den täglich eingeatmeten giftigen Schwefeldämpfen ... und wenn sie dann am Feierabend nach Hause eilten, dann sangen sie so lieblich, hell, rein und herzfröhlich ihre frommen Kinderlieder, wie ich glückverwöhnte städtische Gesangstundenkinder nie habe singen hören ...

Ja, der liebe Gott gab dem „armen, gebückten" Harzer, dem er bei Verteilung seiner bunten Erdengaben so viel Arbeit und Entbehrung auflegte, auf seine Bitte „ein fröhliches Herz", und das zeigt sich am reichsten und fröhlichsten bei den vielen Volksfesten, die dem Harzer von den Urältern überliefert wurden — und die er bis auf den letzten Freudentropfen rechtschaffen auszukosten weiß.

Da gibt es in den „sieben freien Bergstädten" des Harzes, in Klausthal, Zellerfeld, Wildemann, Lautenthal, Altenau, Grund und Andreasberg, um Fastnacht das „Bergfest", das Erntedankfest der Bergleute. Schon am dämmernden Morgen ziehen die Berg- und Pochleute in ihrer Feiertagstracht, in altertümlichen schwarzen Kitteln mit gezacktem Kragen, blank gewichstem Hinterleder und grünen Schachthüten durch die Straßen, ihre Steiger abzuholen. Beim ersten Glockengeläut geht's dann im langen, feierlichen Zuge in die Kirche, voran blasende Bergburschen, dann Berggeschworene, Einfahrer, Steiger, Berg- und Pochleute und die kleinen munteren Pochjungen, deren helle Stimmen während des Dankgottesdienstes Orgel und Posaunen laut übertönen. Herzfröhlichkeit zu Hause und im Tanzsaal beschließen das ernste Fest.

by Google

Ganz der Fröhlichkeit geweiht ist der Johannistag, der besonders in Klausthal festlich begangen wird. Die Bergleute haben vor ihren Häusern hohe, schlanke Tannenbäume errichtet, unten abgeschält und die Zweige der Krone mit Blumen, bunten Bändern, Papierfahnen, Ketten von ausgeblasenen und bemalten Eiern und mit komischen Puppen behängt. Guirlanden von Tannengrün verbinden diese „Johannisbäume“ mit einander. Nach dem Gottesdienst ziehen die geputzten Kinder, Hand in Hand in langer Reihe durch die Straßen, bilden um jeden Johannisbaum einen Kreis und singen tanzend die alten, hundertjährigen Lieder:

„O Tannenbaum, o Tannenbaum, du bist ein edler Zweig,
Wie grünest du den Winter, du schöner Sommerzweig!
Tripp, trapp, Käsenapp, heute ist Johannistag.“

Dann wieder, um den nächsten Johannisbaum tanzend:

„Peterzilie, Majorankraut, steht in unserem Garten.
Die Luise ist die Braut, kann nicht länger warten.
Lottchen, gib den Kasten weg, laß die Glocke sausen.
Traut den Junggesellen nicht, daß sie müssen laufen.“

Gegen Abend mischen sich die Erwachsenen in den Jubel und füllen die Straßen, zum Teil auf das tollste und bunteste verkleidet. Weiße Müller, schwarze Schornsteinfeger, Leierkastenspieler, Bärenführer, Guckkastenmänner, riesige Wickelkinder, Soldaten, Burschen als Weiber, Weiber als Männer verkleidet, Ausrufer, verkehrt auf einem Esel reitend, ziehen in immer länger anwachsenden Zügen hinter blasenden Bergknappen durch die Straßen von Klausthal-Zellerfeld und treiben mit einander allerlei Scherz und oft derbe Neckerei, die aber niemand übel nimmt.

Um die Johannisbäume, in deren Zweigen bei hereinbrechender Dunkelheit die Grubenlichter der Bergleute flammen, bilden Männlein und Weiblein in bunter Reihe Kreise, tanzen jauchzend und springend Ringelreihen und singen dazu:

„Zeigt mir doch das Hirschlein aus der Weide,
Du, o du bist meines Herzens Freude.
Bestellt mir die spanischen Pistolen,
Daß ich kann mein Schätzlein wieder holen.
Ei, so komm doch her, mein Kind,
Weil ich dich jetzt wieder find',
Treue, Treue, liebe mich,
Und vergiß das Küssen nicht.“

Und Alt-Männlein küßt herzhaft die junge oder alte Nachbarin ab, die sich dabei gar nicht ein bißchen ziert.

Unter einem andern Johannisbaum steht das schönste Mädchen. Junge Burschen bilden um sie einen Kreis und tanzen Hand in Hand herum. Alle singen:

„Wo treff' ich meinen Schäfer an,
Wo werd' ich ihn wohl finden,
Der mir mein Herz verjüngen kann,
Wohl unter einer Linden?
Wohl unter einer grünen Buche,
Da ich meinen Schäfer suche?“

Die Schöne singt, indem sie sich einen Schäfer auswählt:

„Schäfer, du bleibst stille stehn,
Mir däucht, ich sollt' dich kennen,
Warum willst du so von mir gehn,
Und dich so von mir trennen?
Darum will ich mich zu dir wenden,
Fasse dich an beiden Händen!“

Der glückliche Schäfer antwortet:

„Und du wirst desgleichen,
Auch mir ein Küßlein reichen!“

Das thut sie natürlich sehr gern und nicht sparsam, während der ganze Kreis das verliebte Paar im raschen Tanze umspringt und singt:

„O, wie glücklich ist die Stund',
Da ich meinen Schäfer fand!“

Auch der Tanz und Sang:

„Ich ging in einen Rosengarten,
Meine Liebste zu erwarten,
Die mir schenkt einen Kuß!“

bringt dem Tänzer und Sänger die ersehnte süße Frucht.

Unter dem Johannisbaum zu Klausthal-Zellerfeld findet so mancher junge Bergmann seine Bergmännin fürs Leben. Alte Junggesellen gibt's unter den Bergleuten gar nicht. Das gehört auch mit zur Herzfröhlichkeit des Harzers.

Herzfröhlich geht's auch auf den Knappschaftsfesten zu. Die Berg- und Hüttenleute freuen sich das ganze Jahr darauf. Im festlichen Aufzuge, mit Musik und Fahnen, ziehen sie hinaus auf den tannengrünen Festplatz, und dort wird fröhlich gesungen und gesprungen, geschmaust und getrunken, aber mit Maß und Würde. Noch nie habe ich einen Betrunkenen oder gar eine Schlägerei auf den Volksfesten des Harzers gesehen. Zum Knappschaftsfest erhält jeder Berg- und Hüttenmann aus der Bergkasse einen Beitrag.

Gar fröhlich feiert der Harzer seine Sänger- und Schützenfeste. Jeder Ort hat seine Gesangvereine, die sich zum „Harzsängerbunde“ vereinigen und jeden Sommer in einem andern Harzorte zum Bundessängerfest zusammenkommen. Und die Schützenfeste, „Freischießen“ genannt, werden klüglich so verteilt, daß es den ganzen Sommer über im Harz irgendwo Freischießen gibt, wohin man Sonntags und die halbe Woche hindurch wandern kann mit Kind und Kegel. Im Herbste folgt dann jeden Sonntag in einem andern Dorfe Gras- oder Birkentanz, wozu „die Frauen und Jungfrauen“ freundlich einladen. Sie führen an diesen Tagen das Regiment, und beim Tanze gibt es nur „Damen-Engagement“.

Das winterliche Hauptfest des Harzers ist das „Schlachtefest“, das in jedem Hause möglichst lustig und glanzvoll gefeiert wird. Alle lieben, guten und getreuen Nachbarn, Freunde, Gevattern und Verwandten werden zum Schweineschlachten feierlich eingeladen; sie helfen redlich beim Wurstmachen und natürlich auch beim Wurstessen, und ein Töpfchen Wurstsuppe holt sich auch der Fernstehende. Alle Kinder des Hauses bleiben selbstverständlich während der Schlachtefesttage aus der Schule fort, und ich könnte hier sogar ein stattliches Harzgymnasium nennen, dessen alter, guter Direktor einst einen bärtigen Primaner fragte: „Warum versäumten Sie gestern die Schule?“ — „Herr Direktor, wir hatten gestern Schlachtefest!“ — „So—o! Ist die Wurst gut geraten?“

Ein Harzpfarrer erzählte mir einst: „Einem Bergmanne war seine wackere, brave Frau gestorben und er kam zu mir, das Begräbnis zu bestellen. Ich sprach mit ihm über seine armen, kleinen, verlassenen Kinder, da der Vater ja fern vom Hause im Bergwerk arbeiten müsse ... Er unterbrach mich traurig und bekümmert: ‚Ach, Herr Pfarrer, und was soll nur aus dem Schweinchen werden, da die Riese es nicht mehr besorgen kann, und aus unserem Schlachtefest!‘“ Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!

Kronprinz Friedrich Wilhelm
vor der Leiche des Generals Douay.

(Hierzu unsere Kunstbeilage.)

Auf der Höhe bei Weißenburg, dem so brav verteidigten Geißberg, stand der Kommandeur der vorgeschobenen französischen Division. Mit den fest aufeinander gedrückten Lippen, mit den klugen braunen Augen, mit dem markirten Gesicht und der strammen Haltung des Körpers bot er ein Bild männlicher Thatkraft und Willensfestigkeit. Und ein solcher Mann war er auch, sonst hätte ihm Mac Mahon nicht die Avantgarde der Armee anvertraut. „Sie halten die Gegend von Weißenburg um jeden Preis!“ Das war sein Auftrag gewesen. Ihn wollte er auch erfüllen, und sollte er das eigene Leben dabei verlieren.

Voll Zuversicht hatte er mit seiner Division die für fast unangreifbar gehaltene Stellung bei Weißenburg bezogen und dieselbe durch Schützengräben möglichst verstärkt. Die Stadt selbst und die davor liegenden Weinberge hielten seine „braves Africains“, die mit so vielen Hoffnungen begleiteten Turcos.

„Jetzt sollen sie kommen!“

Sie kamen auch. Zuerst die Bayern des Generals von Hartmann. Die warfen seine Turcos über den Haufen. Dann führte der gegnerische Feldherr, der Kronprinz von Preußen, sein fünftes Corps heran, und vereint stürmten Preußen und Bayern trotz aller Gegenwehr die befestigte Stadt. Unterdessen drangen gegen den Geißberg selbst die Massen des elften Corps vor.

„Wollen diese Preußen etwa einen solchen beinahe unangreifbaren Berg stürmen? — Wahrhaftig, es sieht so aus! Nun, sie sollen bald mit blutigen Köpfen abziehen. Hier stehen meine Mitrailleusen. Die werden ihre Wunder verrichten und den Herren prussiens die Lust zum Ersteigen des Berges vertreiben!“

Wie ein Feuerregen sprühte es den preußischen Siebenundachtzigern, den Königsgrenadieren und so weiter entgegen. Allein sie stürmten doch herauf, und immer näher, immer unheimlicher erklangen ihre hellen, markerschütternden, siegeszuversichtlichen Hurras!

„Mon Dieu! Es kommen immer neue Massen. Der rechte Flügel des Generals Montmarie weicht. Ob ich den Rückzug antrete? Noch wäre es Zeit! — Nein, ich soll die Stellung um jeden Preis halten. Ich halte sie auch. Müssen meine braven Truppen der feindlichen Uebermacht erliegen, so möge ein mitleidiges Geschoß mich vor der Schmach der Gefangenschaft bewahren.“

So dürfte er wohl gedacht haben, der kleine General mit dem großen Herzen. Nun ritt er zu seiner Mitrailleusenbatterie zwischen die weithin sichtbaren drei Pappeln. Da erklangen neue mächtige Hurras der Preußen; mit erhöhter Macht bereitete die preußische Artillerie den Sturm ihrer Infanterie vor; schon naht diese dem Höhenrande, da — ein Blitz, ein Schlag — der Wunsch des tapfern Generals Douay ist erfüllt, eine preußische Granate zerschmettert ihn und seinen Adjutanten Closet; zu Tode getroffen sinkt er vom Pferde. Man bringt den Sterbenden in den nahen Schafbuschhof. Dort entflieht bald die heldenhafte Seele dem zerschossenen Körper; dem General blieb es erspart, die Niederlage der Seinen zu überleben.

Auf dem Schlachtfelde ist es unterdessen stiller geworden; nur einzelne Schüsse krachen hinter den Fliehenden her.

Da mit einemmale brausen hundert-, tausendfache Jubelrufe durch die Luft. Die tapferen Sieger begrüßen ihren geliebten Feldherrn, der herbeieilt, auf dem Felde der Ehre selbst ihnen zu sagen, wie stolz er auf sie ist, wie sie sich brav gehalten, wie sie des Königs, des Vaterlandes und seine Erwartungen so herrlich erfüllt. Es ist ein stolzer Ritt, der des Siegers über das eroberte Schlachtfeld.

Da führt der Weg am Schafbuschhof vorbei.

„Königliche Hoheit, hier liegt die Leiche des gefallenen feindlichen Kommandeurs!“

Sofort hält der glückliche Feldherr sein Roß an, steigt aus dem Sattel und betritt entblößten Hauptes das einfache Gemach, in das man den geschlagenen Gegner gebracht. Ernst und schweigend folgen ihm seine Begleiter.

Da liegt der Arme. Eine einfache Matratze bildet sein Lager, ein untergeschobener Stuhl unterstützt den Kopf. Noch hat der Tod das kriegerische Antlitz nicht verändert. Der General scheint zu schlafen. So glaubt wohl auch sein treues Hündchen, das wie so oft auch heute auf den Füßen seines Herrn ruht.

Vor dem Gefallenen steht der männlich schöne Sieger, eine reckenhafte Heldengestalt, voll Würde und markiger Kraft. Mitleidbewegt blickt sein Auge auf den toten Feind. Solch ein Mann ist keines höhnenden Wortes, keines niedrigen Rachegedankens fähig.

„Braver General! Du bist in Ehren, treu Deiner Pflicht, gefallen, und mit Recht schmückt der Lorbeer, den die Deinen Dir gespendet, Deine tapfere Brust!“

Dies drückt die Miene des siegreichen Feldherrn aus, und gleiche Gedanken verkünden die Gesichter der umstehenden preußischen Generale.

Solch ein Bild ergreift auch den französischen Arzt, der mit aller Kunst seinen geliebten Führer nicht retten konnte und nun unthätig am Tische lehnt. Darum betrachtet er aufmerksam den feindlichen Prinzen, und statt Haß spricht Bewunderung aus seinen Augen.

So hat wohl der Künstler die Scene im Geiste erschaut und meisterhaft auf der Leinwand verewigt. Tanera.

Literatur.

Der beliebte märkische Dichter Theodor Fontane hat im Verlag von F. Fontane in Berlin einen neuen Roman, „Stine“, erscheinen lassen. Frisches, tolles Leben pulsirt in demselben und die Licht- und Schattenbilder des Berliner Treibens werden mit photographischer Treue wiedergegeben. Das sonst so vielfach behandelte Thema des Standesvorurteils erfährt hier eine neue Beleuchtung. — Eine Novellensammlung: „Der Denunziant und andere Novellen“ von Karl von Wickede (Weimar, Herm. Weißbach) verdient gleichfalls die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums. Der Autor brandmarkt in seiner ersten Novelle einen der verwerflichsten Schäden unserer Gesellschaft: das Denunziantentum, das leider immer mehr und mehr sich ausbreitet. In dem hier behandelten Falle treibt die Furcht vor einem Duell einen jungen Studenten in die geächtete Rolle eines Angebers. Sämtliche Novellen Wickedes sind fesselnd geschrieben und werden immer ein dankbares Publikum finden.

In seinem Pariser Roman „Henriette“, einzige autorisirte Uebersetzung von Rich. Pen (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag) stellt François Coppée die, wie uns bedünken will, entschieden anzufechtende These auf, daß die Liebe der Geliebten größer als die der Mutter sei. Es ist ein Seelenroman, wie ihn die zeitgenössische französische Literatur zu Dutzenden auf den Markt wirft, der indessen durch treffliche Charakteristik der handelnden Personen die Dürftigkeit der Komposition wieder wett macht.

Die Schiffahrtskunde gehört zu denjenigen Wissenschaften, deren Ursprung sich in den entferntesten Tagen des Altertums verliert. Von den mythischen Sagen an, die über die ersten noch stümperhaften Versuche der Schiffahrt berichten, hat Schiffskapitän J. Friedrichson eine „Geschichte der Schiffahrt“ (Verlagsanstalt und Druckerei-Aktiengesellschaft, Hamburg) geschrieben, in welcher der erfahrene Fachmann ein ebenso übersichtliches wie erschöpfendes Bild von der Entwicklung des Seewesens bis zu unserer Zeit entwirft.

Notizblätter.

Bildende Künste.

Für die deutsche Historienmalerei bietet das neue Reichstagsgebäude hervorragende Aufgaben dar. Im nächsten Jahre wird der Putz der Innenwände, mit dem bereits im eben verflossenen Sommer begonnen ist, vollendet sein. Besonders wird mit malerischem Schmuck der große Sitzungssaal bedacht werden, der eine Länge von 27 Meter, eine Breite von 21 Meter und eine Höhe von 13 Meter hat. Große Geschichtsbilder sollen an den Wänden dieses Raumes über den braunen Holzpanelen und zwischen den gleichartigen Holzpilastern, welche die senkrechten Gliederungen der Flächen bilden, zur Ausführung gelangen. Vor allem wird die Wand hinter dem Präsidenten- und Bundesratspodium reichliche Flächen bieten für solche geschichtlichen Darstellungen, welche der Neuzeit angehören. Der großen Wandelhalle und einigen anderen Vorräumen ist Sinnbilder- und Wappenschmuck in Farben zugedacht. In gleicher Weise soll die Wand- und Deckenmalerei des Vorgemachs zum Bundesratssaale behandelt werden. Ebenso wie für den plastischen Schmuck des Aeußern dürfte auch für diesen farbigen Schmuck des Innern eine größere Anzahl von Künstlern herangezogen werden.

Kultur und Wissenschaft.

Das bescheidene Stübchen, in dem Hoffmann von Fallersleben 1841 auf Helgoland sein Lied: „Deutschland, Deutschland über alles“ dichtete, ist durch eine glückliche Fügung und schätzenswerte Pietät erhalten geblieben. Die Besitzerin des Häuschens, das jetzt „Villa Hoffmann von Fallersleben“ genannt wird, ist eine Frau [illegible], bei deren Eltern der Dichter damals als Badegast wohnte.

Eine Inschrift, die von Shakespeare herstammen soll, wurde auf einem eichenen Schranktisch bei Stratford entdeckt. Das Möbel ist seit hundert Jahren im Besitz der Familie Saddler, allein die Inschrift ist erst jetzt bei einer Reinigung entdeckt worden. Der Tisch soll früher in einem Hause gestanden haben, das nach der Ueberlieferung von der Familie Shakespeare bewohnt war. Die Inschrift ist mit kupfernen Nägeln hergestellt und lautet: „Ich kaufte es, sägte es, nagelte es, schnitzte es. William Shakespeare.“

Die Menge wertvoller Stoffe, die täglich, in Staub verwandelt, für immer der Technik entzogen wird, ist ungeheuer. Einen belehrenden Beleg hierzu bilden einige von der bayrischen Regierung angestellte Versuche. Hiernach verlieren 1500 Meter Schienengeleise unter dem Einfluß jedes darüber hinrollenden Zuges unter gewöhnlichen Betriebsverhältnissen etwa 1 Kilogramm Eisen, beziehentlich Stahl. Nimmt man — was sehr niedrig gegriffen sein dürfte — an, daß auf den Eisenbahnen je durchschnittlich 10 Züge in 24 Stunden verkehren, so ergibt sich für die gesamten Eisenbahnen auf der Erde von 450,000 Kilometer Länge ein täglicher Verlust von 60,000 Kilogramm Eisen und Stahl. Wenn man aber andererseits erwägt, daß die 18 Milliarden Kilo Schienen auf diese Weise erst in dreizehn tausend Jahren aufgerieben sein würden, so erscheint der Verlust der riesigen Menge als bedeutungslos.

Gesundheitspflege.

Um unter denen, die gesundheitshalber den Winter im Süden verbringen sollen, auch solchen den Aufenthalt zu ermöglichen, die weniger bemittelt sind, hat der vaterländische Frauen-Zweigverein Nizza vor einigen Jahren in dieser Stadt ein Pflegehaus errichtet, in welchem deutsche Reichsangehörige, die erholungsbedürftig und weniger bemittelt sind, ein sehr gutes Unterkommen zu verhältnismäßig sehr billigem Preis finden können. Das deutsche Pflegehaus in Nizza ist offen vom 1. November bis 1. Mai. Die Aufnahmegesuche sind zu richten an die Präsidentin des Vereins: Frau von Zitzewitz-Zenzin in Lauenburg, Pommern.

Denkmäler.

In Flensburg fand die Enthüllung des Kaiser Wilhelm-Denkmals statt, des nördlichsten Denkmals im deutschen Reich. Es besteht in einer von Professor Volz-Karlsruhe modellirten Büste auf hohem Granitsockel.

Am Fuße des Kreuzberges bei Berlin sollen den vaterländischen Dichtern, die zur Befreiung Deutschlands vom fremdem Joch durch ihre begeisternden Gesänge so viel beigetragen haben, Denkmäler errichtet werden, nämlich Theodor Körner, Ernst Moritz Arndt, Max von Schenkendorf, Friedrich Rückert, Heinrich von Kleist und Klopstock. Ein Komite, in dem angesehenste Namen aller Parteien vertreten sind, hat sich bereits gebildet und vorbereitende Schritte gethan.

Gestorben.

Capronnier, bedeutender belgischer Glasmaler, 70 Jahre alt, am 30. August, in Brüssel.

Classen, Johannes, Dr., Professor, ehemaliger Direktor der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg, hervorragender Philolog, 86 Jahre alt, am 31. August, in Hamburg.

Dombrowsky, Therese K., Pseudonym Th. Mainz, Romanschriftstellerin, 62 Jahre alt, am 3. September, in Charlottenburg.

Eckermann, Karl, geschätzter Landschaftsmaler, 57 Jahre alt, am 29. August, in Göttingen.

Ehrner, Adolf, bekannter Maler und Zeichner, 75 Jahre alt, am 6. September, in Leipzig.

Just, Leopold, Dr., großherzogl. bad. Hofrat, Professor der Pflanzenphysiologie und Agrikulturchemie an der technischen Hochschule in Karlsruhe, 50 Jahre alt, am 30. August, in Karlsruhe.

Thümmel, Friedrich, Dr., Wirkl. Geh. Oberjustizrat und Oberlandesgerichtspräsident a. D., am 30. August, in Halle a. S.

Deutsches Zeitungswesen.

Von **Oskar Klaußmann.**

(Hierzu die Bilder Seite 11.)

Die namhaftesten Tagesblätter des Reichs.

Die deutsche Post vermittelt nach ihrer neuesten Liste den Vertrieb von 7200 Zeitungen. Davon erscheinen in Berlin 630. Unter diesen gibt es 34 amtliche, 217 für Handel und Gewerbe, 105 für Kunst und Wissenschaft, 30 Zeitungen religiösen Inhalts und 70 politische Zeitungen, welche teils täglich, teils wöchentlich erscheinen.

Den Anfang der Einzelbetrachtung machen wir mit der „Vossischen Zeitung", welche diesen Vorzug schon um ihres Alters willen verdient.

Merkwürdigerweise ist diese vorzüglich geleitete und redigirte Zeitung ein spezifisches Berliner Lokalblatt. Dem Berliner ist die Zeitung unentbehrlich nicht nur wegen ihres Inhalts an Nachrichten, sondern auch wegen ihres hochbedeutenden Inseratenteils. Ein Kollege hatte ganz recht, als er mir neulich sagte: „Was wollen Sie, die Vossische Zeitung ist keine Zeitung im gewöhnlichen Sinne; sie ist ein ‚Berliner Institut' wie die Pferdebahn oder die Stadtbahn. Lassen Sie sie acht Tage nicht erscheinen, und die Berliner werden Zeter-Mordio schreien!"

Anfang der siebenziger Jahre, noch vor dem Krach, kam der Inhaber des bekannten Annoncenbureau, Rudolf Mosse, auf den Gedanken, eine Zeitung zu gründen, die unter dem Namen „Berliner Tageblatt" durch ihr Nachrichtenwesen dem Publikum imponiren mußte. Geschickt geschrieben, Mannigfaltiges und Abwechselndes bietend, war die Zeitung; geradezu verblüffend aber wirkte sie durch die Menge von Spezialtelegrammen, die sie täglich brachte, und für die sie keine Kosten und keine Mühe scheute. Das anfangs skeptische Berliner Publikum fand bald Gefallen an den raschen Nachrichten. Sprungweise stieg die Auflage, und am Ende der siebenziger Jahre hatte das Blatt in der Journalistik eine dominirende Stellung erreicht.

Auch das Berliner Tageblatt war ein spezifisches Lokalblatt, wie sein Name angibt. Unter neuer redaktioneller Leitung entschloß es sich, diesen Boden zu verlassen und ein politisches Blatt zu werden. Dieses Zurücktreten von dem lokalen Boden wurde Veranlassung, daß andere Blätter auf ihm Raum gewannen, und daß vor allem ein Blatt sich mit einer geradezu phänomenalen Geschwindigkeit entwickeln konnte, der „Berliner Lokalanzeiger". An ihm kann man es sehen, was die Geschicklichkeit eines umsichtigen Geschäftsmannes vermag. Alles lachte, als eines Tages der Berliner Lokalanzeiger erschien, für den so gar kein Bedürfnis vorhanden war, und doch ist es der Thätigkeit des Hauptunternehmers, Herrn Scherl, gelungen, dieses winzige Blättchen zu einer täglich zweimal erscheinenden großen Zeitung zu machen.

Unmittelbar im Anschluß an diese drei Blätter muß desjenigen Lokalblattes gedacht werden, welches allerdings bis vor einer Reihe von Jahren nur ein Anzeigeblatt war, aber doch auf allen Verkehr der Stadt Berlin einen mächtigen Einfluß hatte, das „Berliner Intelligenzblatt".

Obschon durch den Berliner Lokalanzeiger diesem Blatte eine schwere Konkurrenz erwachsen ist, bildet es doch heute noch den Markt für Angebot und Nachfrage aller Arten von Arbeit, von Beschäftigung und von Geschäften. In der Nähe seiner Expeditionen entwickeln sich heute noch typische Berliner Bilder von Leuten, die auf das Erscheinen des Blattes warten, von spekulativen Frauen, welche auf Nummern des Blattes abonnirt sind und gegen Leihgeld die Spalten des Blattes von Arbeitsuchenden durchsuchen lassen. Unterstützt wird diese Bedeutung des Blattes allerdings dadurch, daß alle offiziellen Bekanntmachungen der Behörden, soweit sie sich auf Berlin beziehen, in diesem Blatte veröffentlicht werden.

Ein solches offizielles Blatt für amtliche Bekanntmachungen und Veröffentlichungen im großen Stil ist der „Deutsche Reichs- und preußische Staatsanzeiger", dessen Bedeutung wohl nicht erst besonders hervorgehoben zu werden braucht. Außer den offiziellen Bekanntmachungen bringt auch der Reichsanzeiger politische Nachrichten und Besprechungen, welche allgemein für etwas offiziös gelten.

Von den spezifischen Parteiblättern gedenken wir zunächst der „Kreuzzeitung", deren schneidiges Auftreten in politischen Dingen genügend bekannt ist. Das Gegenstück zu ihr, der Vertreterin der altpreußischen Konservativen, bildet die „Freisinnige Zeitung", das Organ des Abgeordneten Eugen Richter. Noch weiter links steht „Vorwärts", früher „Volksblatt", welches die Arbeiter und deren Bestrebungen vertritt. Die „Post" ist das Organ der freikonservativen, die „Nationalzeitung" das der nationalliberalen, die „Germania" das der Zentrumspartei. Jedes dieser Blätter hat seine eigene Bedeutung, sein Sonderverdienst, dem gerecht zu werden wir eine Geschichte der deutschen Publizistik schreiben müßten, nicht eine in knappen Rahmen zu fassende Uebersicht. Gewissermaßen eine verkleinerte Ausgabe der Kreuzzeitung, aber doch ein durchaus selbständiges und sehr geschickt geleitetes Blatt ist der „Reichsbote". Der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", die sich unter der Aera Bismarck ganz besonderer Aufmerksamkeit erfreute, weil man gewöhnt war, in ihr an bestimmter Stelle Aeußerungen und sehr oft Enthüllungen zu finden, von denen man genau wußte, daß sie vom Schreibtische des eisernen Kanzlers kamen, wird neuerdings wieder eine Bedeutung verwandter Art zugeschrieben.

Ein Blatt, welches immer noch über einen Stamm treuer Abonnenten, und zwar in den besseren Gesellschaftskreisen verfügt, ist das „Berliner Fremdenblatt". Es ist konservativ, pflegt aber auch den lokalen Teil.

Einen vorwiegenden Parteicharakter haben noch die „Volkszeitung", Vertreterin der demokratischen Prinzipien, die „Staatsbürgerzeitung", mit antisemitischem Charakter, und endlich die „Berliner Zeitung", ebenfalls mit demokratischem Charakter, welche jedoch wohl mehr darauf Anspruch macht, ein Lokalblatt zu sein, da es den lokalen Teil sorgfältig pflegt. Die „Berliner Abendpost" ist eigentlich nur eine Provinzausgabe der Berliner Zeitung, ebenso wie die jetzige „Berliner Morgenzeitung" ein Appendix des Berliner Tageblatts ist.

Im Verlage einer großen Aktiengesellschaft erscheinen die auf dem Boden der Regierungsparteien stehenden „Berliner Neuesten Nachrichten".

Gänzlich unparteiisch will die „Tägliche Rundschau" sein, die namentlich durch ihr vortreffliches Feuilleton, das täglich

Für müßige Stunden.

Preisrätsel.

Mein Rätselwort, es füget sich zusammen
Aus fünfmal –, aus viermal gleichem –,
Je zweimal – – – – und einmal –.
Der Silben sieben hat's. Der ersten zwei
Verschied'nen Inhalt sagen dir die fünf,
Die ihnen folgen, wie dem Tag der Abend.
Achtzehn der Lettern hat das Rätselwort;
Die 1–6, für manches sind sie kurz
Und manches auch weiß lange sie zu halten,
So daß kein 4–7 merkbar wird.
7, 8, 9, 10, ein alter Name ist's
Für altes Land, wo, wie die Klage meldet,
Noch andres 8–12, als Bach und Quell.
Fügst du zu 11–15 ein klein Zeichen,
Zur Junge wird's, die, ein gar selt'ner Fall,
Zu schweigen weiß, ob es auch rechts und links
Laut um sie redet mit gewalt'ger Sprache.
Ein eigen Ding ist es um 7–18;
Dem einen hoch von Wert, würf' es der andre
Gern weit von sich, ob er's auch teuer kaufte;
Doch jeden suchen, freundlich oder feindlich,
In heimlich inhaltvollem Plauderstündchen
In bunter Reihe auf die 1–18.

Preise für die Lösung dieses Preisrätsels:

1. Preis: **Prachtbibel**, mit 230 großen Bildern von Gustav Doré. 2 Bände in Original-Prachteinband. Preis ℳ 100.–
2. Preis: **Schiller's Werke**. Mit 700 Illustrationen erster deutscher Künstler. Pracht-Ausgabe. 4 Bände in Original-Einband. Preis ℳ 60.
3. Preis: **Shakespeare's sämtliche Werke**. Mit 830 Illustrationen von Sir John Gilbert. Pracht-Ausgabe. 4 Bände in Original-Einband. Preis ℳ 40.–
4., 5. Preis: **Spindler's ausgewählte Romane**. Neue Ausgabe in Klassiker-Format. 14 Bände. Fein gebunden. Preis ℳ 45.–
6. Preis: **Deutsche Romanbibliothek**. Salon-Ausgabe. Jahrgang 1890. 15 Bände. Fein gebunden. Preis ℳ 30.
7. Preis: **Ein halbes Jahrhundert**. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Adolf Friedrich Graf von Schack. 3 Bände. Mit dem Porträt des Verfassers. Fein gebunden. Preis ℳ 19.–
8. Preis: **Beethoven's sämtliche Sonaten** für das Pianoforte. 4 Bände kartonirt. Preis ℳ 18.–
9., 10. Preis: **König Ludwig-Album**. 12 Photogravüren mit Porträt König Ludwig II. von Bayern. In eleganter Leinwandmappe. Preis ℳ 18.
11., 12. Preis: **Die schöne Müllerin**. Liedercyklus von Franz Schubert. Pracht-Ausgabe mit 40 Illustrationen. Fein gebunden. Preis ℳ 18.
13., 14. Preis: Honni soit qui mal y pense. Roman von Walter Morgan (Georg Gamerow). 3 Bände. Fein gebunden. Preis ℳ 12.–
15. Preis: **Der Kaiser**. Roman von Georg Ebers. 2 Bände. In Original-Einband. Preis ℳ 12.
16. Preis: **Märchen von Wilhelm Hauff**. Pracht-Ausgabe mit 42 Original-Illustrationen. In feinem Leinwandband. Preis ℳ 12.
17., 18. Preis: **Mozarts sämtliche Sonaten** für das Pianoforte. 3 Bde. kartonirt. Preis ℳ 12.–
19. Preis: **Kleinweltb**. Gedichte in oberbayerischer Mundart von Konrad Dreher. Illustrirt von Münchener Künstlern. In Original-Einband. Preis ℳ 10.–
20., 21. Preis: **Victoria, Königin von England**, Tagebuchblätter aus dem Hochlanden. Nach dem Englischen übertragen. In Halbfranzband. Preis ℳ 10.–
22., 23. Preis: **Idylle aus der Vogelwelt**. Achtzehn Originalzeichnungen von H. Giacomelli. Mit Gedichten von Josef Eberle. Randzeichnungen von David Franz. In Original-Einband. Preis ℳ 10.–
24. Preis: **Erlachhof**. Roman von Ossip Schubin. 2 Bände in 1 Band fein gebunden. Preis ℳ 9.–
25. Preis: Album lyrique de la France moderne par Eugène Borel. Avec 12 gravures sur bois. In Original-Pracht-Einband. Preis ℳ 7.–
26. Preis: The Rose, Thistle and Shamrock. A book of English poetry, by Ferd. Freiligrath. In Original-Pracht-Einband. Preis ℳ 7.–
27., 28. Preis: **Deutscher Dichterwald**. Lyrische Anthologie von Georg Scherer. Mit vielen Porträts und Illustrationen. In Original-Pracht-Einband. Preis ℳ 7.
29. Preis: **Haydn's ausgewählte Sonaten** für das Pianoforte. 2 Bde. Kartonirt. Preis ℳ 7.–
30., 31. Preis: **Illustrirte Romane aller Nationen**. Jahrgang 1892. Fein gebunden. Preis ℳ 7.–
32. Preis: **Drei Märchen für Alt und Jung**. Von Georg Ebers. Mit 3 Lichtdruckbildern. In feinem Leinwandband. Preis ℳ 6.–
33. Preis: **Das Meerweibchen**. Novelle von Emile Erhard. Fein gebunden. Preis ℳ 6.–
34. Preis: **Ein Goethe-Strauß**. Jugendgedichte Goethes nach der Handschrift des Dichters lexikalisch erläutert von Robert Keil. Mit 10 Illustrationen und einem farbigen Lichtdruckbild. Fein gebunden. Preis ℳ 6.–
35., 36. Preis: **Heinrich Dorel**. Ein schweizerischer Roman von L. Esch. 2 Bände in 1 Band fein gebunden. Preis ℳ 6.–
37. Preis: **Ein Soldatenleben in Krieg und Frieden** von Detmar Kubbe. Illustrirt vom Verfasser. Fein gebunden. Preis ℳ 6.–
38. Preis: **Abenteuer und Reisen des Freiherrn von Münchhausen**. Illustrirt von Gustav Doré. Oktav-Ausgabe. In Original-Einband. Preis ℳ 6.–
39. Preis: **Ein Vermächtnis Kaiser Wilhelms I.** Einundzwanzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg von Oskar Meding. Mit zahlreichen Illustrationen. Fein gebunden. Preis ℳ 4.–
40. Preis: **Passionsblumen**. Novellenbuch von Marie Conrad-Ramlo. Mit dem Porträt der Verfasserin. In Original-Einband. Preis ℳ 4.–

Die Lösung muß spätestens Ende Dezember 1891 mit Nachweis des Abonnements auf diese Zeitschrift an die Redaktion derselben in Stuttgart mit dem Vermerk: „Preisrätsel" eingesandt werden. Die Bekanntgabe der Preisverteilung erfolgt in Nummer 21 (10. Oktoberheft).

Bilderrätsel.

Auflösung des Scherzlogogriphs Seite 1063:

Seeleute — Ohrleute

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 1063:

Salente Salemi.

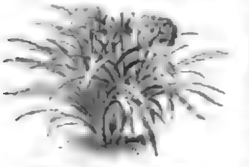
Diese Seite ist insbesondere den Interessen des Hauses und der Familie gewidmet. Sie will Winke und Anregungen zu förderlichem Thun und angenehmer Unterhaltung erteilen, auf beachtenswerte Erscheinungen hinweisen, gemeinnützigen Neuerungen den Weg bahnen helfen.

Unter uns.

Wünsche aus dem Kreise unserer geschätzten Leser werden thunlichst berücksichtigt. Mitteilungen über eigene Erfahrungen, soweit sie sich zur Wiedergabe an dieser Stelle eignen, mit Dank verwendet. Alles hierauf Bezügliche ist zu richten an die Redaktion von „Ueber Land und Meer“ in Stuttgart.

Sollen wir bei offenem Fenster schlafen?

Auch bei Erörterung dieser Frage bewährt sich der alte Satz: „Wenn zwei dasselbe thun, so ist es doch nicht dasselbe,“ und deshalb muß unsere Antwort in dem einen Falle bejahend, in einem andern verneinend ausfallen. Die bekannten Heilkolonien des [illegible] Riesengebirges oder des Thüringer Waldes sind also ebenso berechtigt, wie die Ängstlichkeit, welche sich allabendlich persönlich vom Verschlusse der Fenster und Läden überzeugt. Man kann beides am unrechten Orte thun oder übertreiben. Zweifellos schläft der bewegungslos Schlafende leichter als der regsame Wachende, und ersterer ist offenbar für alle Krankheitsreize empfänglicher als letzterer. Fast ausnahmslos sehen wir den Krankheitsbeginn auf die Nacht fallen; denn gewöhnlich fühlt man sich beim Erwachen unwohl, wenn man erkrankt. So lange die Post durch die italienischen Maremmen fuhr, hatten die Postillone den amtlichen Auftrag, ihre Passagiere nicht schlafen zu lassen, da erfahrungsgemäß Schlafende wesentlich häufiger an Malaria erkrankten als Wachende. Auch ist der im Bette Schlafende infolge unbewußter Bewegungen oftmals entweder zu warm bedeckt, oder er hat sich allzu sehr entblößt. Gute Angewöhnung von Jugend auf und richtige Temperierung des Schlafzimmers, das weder eisig kalt oder frostig, noch durch Ofen oder Kamin überheizt sein soll, beugt beiden Uebelständen vor, welche, wenn sie bestehen, durch ungehemmten Zutritt der Nachtluft noch übler wirken. In kühlerer Temperatur (etwa 8—12° R.) pflegt der Schlaf des Gesunden am ruhigsten zu sein. In milden Gegenden, wo hohe Tageswärme in Verbindung mit der Taubildung auch die Nachttemperatur minder tief sinken läßt, ist der Schlaf bei offenem Fenster wohl zulässig; doch auch hier bleibt es am besten, das Fenster eines durch Jalousien geschlossenen Nebenzimmers zu öffnen. Tritt dann in der Nacht etwa ein abkühlender Regen oder Gewitter ein, so findet eine allmähliche Ausgleichung der Innen- und Außentemperatur statt. Nicht die Kälte an sich nämlich wirkt so schädlich auf den empfindlichen Menschen ein, als ein starker Wechsel zwischen Kälte und Wärme. Und letzterer tritt in Gebirgsgegenden sowie auf weiten, den Winden offenliegenden Ebenen ganz besonders hervor, indem die Nachttemperatur selbst im Juli und August auf + 4° R. oder sogar auf den Eispunkt recht plötzlich sinken kann, während die Tagestemperatur + 25° R. betragen haben mag. An solchen Orten werden wir besser thun, die Fenster geschlossen zu halten. In Uebereinstimmung mit diesen unwiderleglichen Grundsätzen mehren sich in der That die ärztlichen Stimmen, welche vor einem unzeitgemäßen, übertriebenen Freiluftatmen warnen. Zweifellos bleibt ja das Schlafen bei etwas geöffnetem Fenster einem fortgesetzten Schlafen in eingesperrter, irgendwie verdorbener Luft vorzuziehen. Indessen: was dem Schmiede gut thut, bringt den Schneider um, und was das rebenreiche Rheinthal gestattet, verbietet das enge Gebirgsthal oder die offene Steppe. Dr. W.



Schöne Zimmerpflanzen.

Zu wenig bekannt und deshalb zu wenig gepflegt werden die zu den Amaryllideen gehörenden Clivien, diese herrlichen Kinder Floras, welche im Wohnzimmer so leicht gedeihen und sich sowohl durch ihre herrlichen Blüten als durch ihr hübsches Blattwerk auszeichnen. Die Gattung Clivia Lindley (Himantophyllum Hook.) ist bloß durch zwei Arten, nämlich durch Clivia nobilis und C. miniata, vertreten; erstere trägt hochrote Blumen mit grünen Spitzen, letztere mennigrote Blüten. C. cyrtanthiflora ist keine Art, wie fälschlich geglaubt wird, sondern eine Hybride, die zwischen den beiden Arten steht. Neuester Zeit sind namentlich in Belgien eine Menge Spielarten aus Samen gewonnen worden, welche die Stammarten an Schönheit und Größe der Blumen und Blätter weit übertreffen. Die typischen Formen tragen selten mehr als 12 bis 15 Blumen auf einer Dolde, während die neuen Varietäten bis 36 Blüten auf einem Schaft entwickeln; überdies sind die Blumen dieser neuen Formen von glänzenderer Farbe, und die Nuancierung derselben erstreckt sich vom lebhaftesten Mennigrot bis zum zartesten Rosa. M. L.

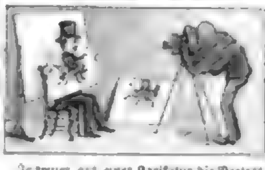
Bunte Schnittchen für den Abendtisch.

Man schneide von einem sogenannten Kastenbrote gleichmäßige Scheiben, die man entweder röstet oder, wo dies nicht beliebt wird, nur mit Butter bestreicht und wie folgt belegt. Man reibe mehrere hartgekochte Eidotter durch ein Sieb, verrührt sie mit einem rohen Eigelb, wenig Olivenöl, etwas Maille- rich, gewiegten Kräutern: als Petersilie, Kerbel, Schnittlauch und Estragon und teilt die Masse in zwei Teile; den einen Teil würzt man mit mehreren gehackten Sardellen oder Anchovis, den andern mit einigen Scheiben gehackter roter Rübe und saurer Gurke. Mit diesen beiden Teilen bestreicht man abwechselnd die Brotscheiben, belegt die mit den Sardellen gewürzte Masse mit Bratenscheiben, zu denen Reste aller Art vortrefflich zu verwenden sind, und die mit der roten Masse bestrichenen Schnitte kreuzweise mit Sardellen. Die Sardellenschnittchen bestreut man mit Kapern und dem gehackten Eiweiß der Eidotter; die Bratenschnitte belegt man mit kleinen Sternen Pökelzunge und mit Fleischgelee in verschiedenen Farben (Madeira färbt gelb, einige Tropfen Cochenille rot, wenig Spinat mattgrün und eine Messerspitze Liebigs Fleischextrakt braun). Man ordnet die Schnittchen zierlich, umkränzt sie mit Petersilie und ausgekernter Zitrone und erhält so eine ebenso verlockend aussehende wie wohlschmeckende Schüssel zu Bier und Thee. L. H.

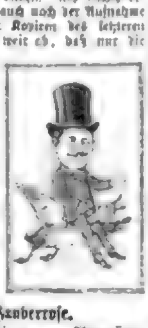
Stempelfarbe.

Wer sich solche selbst bereiten will, verreibe 3 Teile blauen Anilin sorgfältig in einem Mörser, füge dann allmählich 10 Teile destilliertes Wasser, und sobald sich dieses genügend mit dem Anilin verbunden hat, ferner 5 Teile Pyrogallussäure, 10 Teile Methylalkohol und 30 Teile Glycerin hinzu. Wie mit dem Anilin lassen sich auch mit Methylviolett, Diamantfuchsin, Vesuvin (braun) und Nigrosin (dunkelblau) sehr hübsche Stempelfarben erzeugen. C. Fl.

Photographische Scherzbilder.



Je treuer auf einer Karikatur die Porträtähnlichkeit gewahrt ist, um so effektvoller wird dieselbe sein. Aus diesem Grunde wird eine gelungene Karikaturphotographie, sofern der Porträtierte eine bekannte Persönlichkeit ist, nicht selten noch größeres Vergnügen bereiten als eine Karikaturzeichnung. Zur Anfertigung solcher Photographien kann man verschiedene Verfahren anwenden, wir wollen aber zunächst nur eines der einfachsten beschreiben. Man verschafft sich einen Bogen Kartonpapier von heller Farbe und zeichnet auf denselben recht kräftig, zum Beispiel mit schwarzer Kreide, irgend eine komische Figur, wie man sie für den Zweck gerade für geeignet hält, zum Beispiel einen auf einer Stange oder auf einem Esel reitenden Dandy oder dergleichen. Großes malerisches Geschick ist dazu nicht erforderlich, es kommt nur darauf an, die Figur, welche in der photographischen Wiedergabe die eigentliche Karikatur bilden soll, möglichst drastisch zu gestalten. Ferner ist zu beachten, daß die Figur ohne Kopf gemalt werden muß, da dieser in der fertigen Photographie eben sofort als Porträt erkannt werden soll, folglich nach dem „lebenden Modell“ aufzunehmen ist. Um dies zu bewerkstelligen, läßt man die Person auf einen Stuhl sich niedersetzen und bittet sie, den bemalten Karton (der so groß sein muß, daß er dabei bequem auf dem Schoße der Person ruhen kann) dicht vor der Brust zu halten, so zwar, daß ihr Kopf an der Stelle, wo der Hals der gemalten Figur abschneidet, hinaussieht. Die Figur und der Kopf der Person müssen jetzt, von vorn betrachtet, ein Ganzes bilden. Als solches erscheint dann beides auch nach der Aufnahme im Negativ. Beim Kopieren des letzteren deckt man alles so weit ab, daß nur die Figur mit dem wirklichen Kopf sichtbar bleibt, mithin auf dem lichtempfindlichen Papier zum Abdruck gelangt. Die durch den oberen Rand des Kartons gebildete, quer über den Hals hinweglaufende feine Trennungslinie läßt sich auf dem Negativ mit Leichtigkeit wegretouchieren. H. Lhn.



Die Zauberrose.

Mit einer Auflösung von Magnesium-Platincyanür malen wir eine Rose, deren Blätter mit einer [illegible] sichtbar hergestellt werden. Wird das Papier, auf welches die Rose gemalt wurde, vorsichtig mäßig erwärmt, so verschwindet dieselbe, während die mit einer verdünnten Lösung von Kobaltchlorür gemalten, zuvor kaum sichtbaren Blätter in schöner, hellgrüner Farbe erscheinen. Entfernt man dann schnell die Wärmequelle, — etwa eine Petroleumlampe — so bemerkt man, während die Blätter noch in ihrer schönen grünen Farbe erscheinen, daß sich die Rose wieder in voller Farbenpracht zeigt. Wenn man die Erwärmung des Papiers nicht allzu sehr steigert, so kann man diesen interessanten Versuch vielemale wiederholen. Die erforderlichen Lösungen besorgt jeder Apotheker, beziehungsweise jede Chemikalienhandlung. H. K.

Elfenbeinstickerei.

Diese Technik, einfach in ihrer Ausführung und originell in der Wirkung, wird auf altdeutscher, gebleichter Hausleinwand mit

waschechter coton à repriser auf der Marke D. M. C. und mit ziemlich starken übersponnenen Leinenkordeln ausgeführt oder man wählt als Grundstoff Creme-Atlas, als Stickmaterial offene spanische Seide (auch Filoselleseide) und Crème-Seidenkordel. Das Charakteristische der Elfenbeinstickerei besteht darin, daß der Grundstoff die Zeichnung bildet und die Grundflächen derselben mit Stickerei bedeckt sind. Zur Füllung solcher Grundflächen wählt man zumeist einen eindeutlichen Farbenton, außer es bedingt die Zeichnung eine Abwechslung, wie dieses beispielsweise bei der in Elfenbeinstickerei ausgeführten Zeichnung des Modellstreifens der Fall ist, um die Mittelfigur besser hervortreten zu lassen. In solchem Falle wählt man zwei Schattierungen von einer Farbe und bestickt mit dem hellsten Ton diejenigen Grundflächen der Zeichnung, welche hervortreten, und mit der zweiten Schattierung diejenigen, welche zurücktreten sollen. Zur Herstellung von Elfenbeinstickereien spannt man zunächst den Grundstoff in den Rahmen, überträgt die Zeichnung und geht dann zur Füllung der Grundflächen über, indem man dieselben entweder in senkrechter oder in wagerechter Richtung mit sogenannten Sparstichen bedeckt, eine Stichart, welche die Oberfläche des Stoffes ganz bedeckt, dagegen an der Kehrseite bloß kleine Vorstiche zu beiden Seiten der Konturlinien aufweist, welche sich an denselben durch das Weiterführen des Arbeitsfadens naturgemäß ergeben. Sind die Grundflächen mit Sparstichen gefüllt, wird der Arbeitsfaden in entgegengesetzter Richtung zur grundierten Fläche in regelmäßigen Entfernungen gespannt und diese gespannten Fäden mit versetzt angebrachten Ueberfangstichen niedergeheftet. Flächen, die hervortreten sollen, werden zuerst mit Ueberfangstichen grundiert, dann in diagonaler Richtung zur grundierten Lage in bestimmten Entfernungen kreuzweise überspannt, wodurch sich ein Netz von Fäden bildet, welch letztere an den Stellen, wo sie sich treffen, mittelst eines Ueberfangstiches niedergehalten werden. Sind alle Grundflächen gefüllt, so begrenzt man die Linien der vom Grundstoff stehen gebliebenen Zeichnung mit einer Schnur, die mit unsichtbaren Stichen festgehalten wird. Anfang und Ende der Schnur zieht man durch den Stoff nach abwärts, vernäht sie daselbst und schneidet den Ueberfluß knapp weg. Die Mittelfigur und die Blattformen des in Elfenbeinstickerei ausgeführten Modellstreifens erhalten als Verzierung im Stielstich ausgeführte Rippen. L. Sch.

Wie man Taschenuhren behandeln muß.

Um seine Taschenuhr in möglichst regelmäßigem Gang zu halten, muß man sie auch einer regelmäßigen Behandlung unterwerfen, das heißt, sie immer zu derselben Zeit des Tages aufziehen und sie, so lange man sie nicht trägt, regelmäßig entweder hinlegen oder aufhängen, je nachdem man es gewohnt ist, denn jede Uhr geht anders, wenn sie hängt, als wenn sie liegt oder getragen wird. Bei Uhren mit doppeltem Gehäuse darf das über dem Glas befindliche niemals offen stehen. Der aufmerksame Beobachter wird die Bemerkung machen, daß wenn eine derartige Uhr auch nur eine einzige Nacht über geöffnet bleibt, das Glas sich mit einer dünnen Lage von Staub bedeckt, der allmählich auch durch die winzigsten Oeffnungen im Gehäuse in das Werk eindringt und auf Jahre hinaus Störungen verursacht. Man soll seine Uhr des Morgens aufziehen, nicht nur weil man regelmäßiger aufzustehen als zu Bett zu gehen pflegt, sondern auch weil eine ganz aufgezogene Feder die Störungen leichter überwindet, welche den richtigen Gang einer Uhr während der Bewegung beeinflussen, die durch das Tragen veranlaßt wird. Die Federn springen so leicht nicht, wenn die Uhr sorgfältig aufgezogen und nicht unmittelbar aus der warmen Tasche an eine kalte Wand gehängt oder auf eine noch kältere Marmorplatte gelegt wird; bei letzterer ist eine schützende Matte wünschenswert. Die Fähigkeit einer Uhr, die Zeit richtig anzuzeigen, richtet sich sehr nach ihrer Konstruktion und ihrem mehr oder minder vollkommenen „Finish“. Auch von der besten horizontalen Uhr darf man nicht erwarten, daß sie stets richtig geht, um so weniger von den Uhren geringerer Güte, die in so großer Anzahl verkauft werden. Die Veränderung des Oels, die Veränderungen der Temperatur, die Trockenheit oder Feuchtigkeit der Luft, das alles beeinflußt den Gang einer Uhr, und nur die Arbeit vom allerbesten „Finish“ ist im stande, diese ungünstigen Einwirkungen bis zu möglichst hohem Grade zu neutralisieren. Thatsächlich geht keine Uhr ganz und gar richtig, und selbst die besten auf Observatorien und Schiffen gebrauchten Chronometer müssen nach Tabellen reguliert werden, welche die Schwankungen feststellen, denen die Uhren unterworfen sind. Will man seine Uhr lange behalten, so muß man sie alle zwei oder wenigstens alle drei Jahre reinigen lassen. Mit der Zeit zersetzt sich das Oel, vermischt sich mit dem Staub, der selbst in die am festesten schließende Uhr eindringt, beginnt als reibender Stoff zu wirken und nutzt die einzelnen Teile des Werkes ab. Auf diese Weise wird die beste Uhr verdorben und niemals wieder so gut gehen wie vorher. Es kommt oft vor, daß eine Uhr bereits alle zwei Jahre gereinigt werden muß, je nachdem sie schlecht schließt oder zu vielem Staub und Schmutz ausgesetzt ist. Wer das Unglück hat, seine Uhr ins Wasser oder in eine andere Flüssigkeit fallen zu lassen, der trage sie sofort zum Uhrmacher, damit er sie auseinander nehme und reinige, denn ein Verzug auch von nur einer Stunde kann sie auf immer verderben.

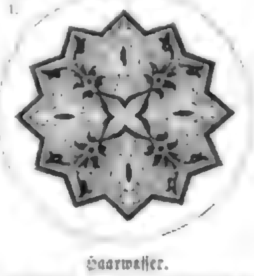
Flaconuntersätze (Ledermalerei).

Sowohl gepunzte wie auch gemalte Lederarbeiten sind heute sehr beliebt, da sie bei großer Dauerhaftigkeit und Schönheit für die mannigfachsten Zwecke Verwendung finden. Die Ausführung ist bei der Wahl leichter Muster nicht zu schwierig und namentlich bilden stilisierte Pflanzen neben einfachen ornamentalen Formen die dankbarsten Motive. Die Zeichnungen 1 und 2 zeigen derartige einfache Muster, welche auf ziemlich starkem Rindleder auszuführen sind. Zur Herstellung derselben gebraucht man an Werkzeugen:

2.

Eine Aufzeichennadel, Messer, Modellireisen, einen kleinen Hammer nebst Niederschlageisen, einen mittelgroßen und ganz kleinen Treibering; außerdem sind an Oelfarben nötig: Krapp Nro. II., Beinschwarz, Preußischblau und Goldocker; an Bronzen: Dukatengold und Silber, nebst [illegible] zum Binden derselben. Das Leder wird angefeuchtet und die Konturen des Musters, welches zuvor auf Pauspapier gezeichnet und auf dasselbe gelegt wurde, mit der Aufzeichennadel scharf nachgezogen, so daß der Eindruck deutlich sichtbar ist. Nun wird die Zeichnung bis zur Hälfte der Lederdicke eingeschnitten, und zwar mit ganz senkrecht gehaltenem Messer. Die linke Hand wird flach über die Arbeit gelegt, das Messer zwischen den zweiten und Mittelfinger derselben gestellt, vom ersteren vorwärts geschoben, während die rechte Hand nur den Griff desselben hält. Nach abermaligem Anfeuchten werden die geschnittenen Linien mit dem Modellireisen aufgerissen, womit Nro. 1, als Flachornament, bis auf das Anmalen fertig ist. Für die Apfelblüten in Nro. 2 ist noch ein weiteres Modellieren erforderlich, um Blumen und Blättern durch plastische Gestaltung Schatten und Licht zu geben. Auf diejenigen Stellen der abermals vermittelst eines Schwammes genäßten Zeichnung, welche als Lichtpunkte herausgehoben werden sollen, legt man, wenn sämtliche Linien ebenso wie bei Nro. 1 geschnitten und aufgerissen sind, einen der Treibringe, kehrt das Ganze um, setzt von der Rückseite das Niederschlageisen auf und treibt durch leise Hammerschläge das Leder in die Oeffnung des Ringes hinein. Die so entstandenen buckelförmigen Erhöhungen müssen jetzt durch Streichen mit dem Modellireisen nachgebessert und dann durch einen festen, aus Roggenkleie und Mehl bereiteten Kitt ausgefüllt werden. Das Aufschlagen des Randes in bogenförmige Zacken wird am besten in einer Werkstatt für Lederschnitt besorgt, da es viel Kraft erfordert. Ebenso ist es praktischer, die fertig gemachte Arbeit dort färben zu lassen, falls man das Leder dunkler zu haben wünscht; das Selbstfärben mit dem [illegible] wird dem Ungeübten zu leicht fleckig. In Nro. 1 sind die Ornamente je in der Reihenfolge der Abbildung mit Schwarz, Rot und Goldbronze ausgemalt; der Raum um den schwarzen Rand bleibt unbemalt. Um ein Oxydieren, das heißt Grünwerden der Bronze zu verhüten, was durch die im Leder enthaltene Säure verursacht wird, ist es notwendig, diese abzuschließen, und zu diesem Zwecke bestreicht man alles zu Bronzierende mit Schellacklösung, die gut getrocknet sein muß, bevor die Bronze aufgetragen wird. Für Nro. 2 werden die Blätter mit Gold, die Blumen mit Silberbronze untermalt, dann erstere in den Schatten mit Blau, letztere mit Krapp lasiert; als Lichter bleibt die Bronze zu sehen. Nach völligem Trocknen wird die Malerei mit französischem Firnis überzogen. Werkstatt für Lederschnitt und Bezugsquelle für Werkzeuge: „Lucka“, Berlin W., Bendlerstraße 2[illegible]. R. B.

1.



Haarwasser.

30 Gramm grobgeschnittene Chinarinde und 30 Gramm getrocknete Meerzwiebel werden mit 400 Gramm gutem medizinischem Franzbranntwein und 100 Gramm abgekochtem Wasser übergossen und müssen nun 5—6 Tage in der Sonne oder an warmer Stelle destillieren. Danach gießt man die Flüssigkeit ab, thut 3 Theelöffel voll Kochsalz hinzu und reibe mit diesem Extrakt die Kopfhaut mittelst eines Schwämmchens, am besten abends, täglich ein. Häufigeres Waschen mit milder Seife, leichtes Frottieren der Kopfhaut mit Seidenlappen, sowie der Gebrauch von Fettheilfett (reines Lanolin) unterstützen das Gedeihen des Haarwuchses. Dr.

Menu und Tischkarte.

In den üppigen Gesellschaftskreisen der großen Städte, wo auf dem Gebiete der materiellen Genüsse eine raffinierte Erfindung die andere jagt, bemüht man sich auch, das nötige Beiwerk damit gleichen Schritt halten zu lassen. Es ist geradezu erstaunlich, wie sich auf diesem Gebiete eine vollständige gewerbliche Industrie herausbildet; in reizender Ausführung verschaffen sich da ebenso liebenswürdige wie barocke Einfälle zur Verschönerung der Tafel Geltung. Als neuestes darin ist kürzlich das Menu und Tischkarte vereinigende „Rundreisebillet“ aufgetaucht, welches die Form des kombinierten Rundreisebillets nachahmt. Statt der Namen der Stationen tragen die Coupons die der verschiedenen Gänge des Diners mit den dazu gereichten Weinen, und als „Nebenstationen“ figurieren zum Beispiel Salat, Compot, Dessert. Der Name des Tischgastes fingiert die Unterschrift des Billetinhabers. Einige launige Bemerkungen der sachlichen Notizen würzen den Scherz, der übrigens mehr originell als geschmackvoll genannt werden darf und wohl auf die Idee eines spekulativen Geschäftsinhabers zurückzuführen ist. Ungleich hübscher waren die vor einiger Zeit von der Mode bevorzugten Tischkarten mit getrockneten und gepreßten Blumen, eine Arbeit zugleich, die jede Dame selbst ausführen kann. Um sie wirklich schön zu machen, gehören dazu freilich die feinsten, zartesten Blüten und Blättchen, die zu ihrer Handhabung großer Geschicklichkeit bedürfen. Das Vollkommenste dieser Art lieferte vor zwei Jahren die Arbeit einer Dame auf der [illegible] Kunst- und Gewerbeausstellung. Es wäre schade, wenn diese sinnige Industrie wieder einschliefe. R. R.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH,

Alle Aufträge von 20 Mk. an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland u. Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten

Nichtgefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Leipzig-Plagwitz.

Nr. 1[illegible]

Tricottaillen und Gesellschaftsblusen.

Nr. 1[illegible]. Tricottaille aus besonders starkem vorzüglichem Wintertricot. Moderner langer Schnitt, ringsherum mit feiner Mohair-Tresse eingefasst und mit Täschchen. Als Jaquet zu tragen. Vorräthig nur schwarz M. [illegible]

„ 1[illegible]. Moderne Form aus sehr gutem Wintertricot mit schrägem Schluss u. angesetzten Schösschen. Vorräthig nur schwarz M. 11.[illegible]

„ 1[illegible]. Guter Wintertricot mit gefälliger Garnitur von abgenähten Fältchen u. Tressen. Vorräthig: schwarz mit schwarz, marine mit schwarz, bordeaux mit schwarz garnirt M. [illegible]

„ 1[illegible]. Neuheit! Blusenform mit Achselstück und gefälligem Besatz von Tresse und Jetsteinen. Vorräthig: schwarz mit schwarzer, marine mit schwarzer und steingrau mit schwarzer Garnitur M. 1[illegible]

„ 1[illegible]. Kleidsame Bluse aus gutem Merveilleux, mit Umlegkragen und Bauscharmeln, durchweg gefüttert. Vorräthig: hellblau, crême und hellbordeaux M. 1[illegible]

„ 1[illegible]. Sehr elegante Bluse aus reinseidenem Merveilleux. Vorräthig: schwarz, hellblau, crême und hellbordeaux M. [illegible]

Wattirte Radmäntel

mit schwarzem Bezug und Kragen von gutem schwarzen Kanin.

Form A. Glatter einfacher Radmantel.

Form B. Radmantel, im Rücken anschliessend, hinten mit Falten, vorn zum Durchgreifen

Nr. 21[illegible]. Reinwollener Boucléebezug mit gestepptem wollenen Satinfutter in schwarz und rot . . . . Form A M. 18.7[illegible]. „ B M. 2[illegible]

„ 21[illegible]. Reinwollener kammgarnartiger Bezug mit gutem gesteppten Atlasfutter in schwarz, rot und hellblau „ A M. [illegible]

„ 21[illegible]. Reinwollener Boucléebezug mit besserem gesteppten Atlasfutter in schwarz und blaugrau „ B M. 3[illegible]

„ 21[illegible]. Reinwollener, eleganter, gemusterter Bezug mit besserem gesteppten Atlasfutter in schwarz, steingrau und kupferfarben „ A M. 3[illegible] „ B M. 3[illegible]

„ 219. Reinwollener feiner Cheviotbezug mit prima gestepptem Atlasfutter in schwarz und rot. Sehr eleganter, feiner Mantel „ B M. 4[illegible]

Unseren ungemein reichhaltigen Spezial-Katalog über Damen-Confection versenden wir unberechnet und portofrei.

Nr. 1[illegible]

Was „Ueber Land und Meer“ ist:

„**Ueber Land und Meer**“ **ist** seit dreiunddreißig Jahren das Lieblingsblatt der deutschen Familie nach Anlage, Tendenz, Ausstattung ꝛc. recht ;entlich ihr literarischer Mittelpunkt. Es wird in dem mit dieser Nummer beginnenden vierunddreißigsten Jahrgang sich in dieser Hinsicht nicht verändern, wohl :r immer mehr vervollkommnen, mit der Zeit fortgehen, sie widerspiegeln, um den alten treuen Freunden damit den besten Dank abzustatten und sich neue zu erwerben.

„**Ueber Land und Meer**“ **ist** die glücklichste Vereinigung von Unterhaltungsblatt und Neuigkeitsblatt. Es hat die ersten Erzähler unter seinen Mitarbeitern d geht nicht darauf aus, mit dem Köter der Trivialität Abonnenten zu fangen, sondern will durch gediegene, über dem landläufigen Lesefutter stehende Romane und vellen Geist und Herz seiner Freunde erfrischen. Die Abschnitte seiner unterhaltenden Beiträge sind von solchem Umfang, daß sich der Leser behaglich einlesen kann.

„**Ueber Land und Meer**“ **ist** immer an erster Stelle, wenn es gilt, aus der Fülle der Geschehnisse das Wichtigste herauszuheben und durch Wort und ld festzuhalten. Das gilt für Großes wie für Kleines, für Artikel wie für Notizen, und es ist sein Vorzug, daß es durch besondere Vertretungen, durch Mitarbeiter allen Orten in den Stand gesetzt ist, unverzüglich auf dem Plan zu sein. Fachleute geben auf allen Gebieten das Wissenswerte in verständlicher, anziehender Form.

„**Ueber Land und Meer**“ **ist** aber auch ein Blatt, das Jeder lesen kann, ohne sich verletzt zu fühlen, es ehrt jede ehrliche Meinung und steht im Dienste ner Partei. Es sucht dem Leben das Schöne und Charakteristische abzugewinnen, bewahrt sich offenen Sinn und offenes Auge für alles und erhebt Anspruch darauf, ch über trübe Stunden hinwegzuhelfen und mit gutem Rate jederzeit bei der Hand zu sein.

„**Ueber Land und Meer**“ **ist** reich illustrirt. Seine Bilder sind mit Geschmack und mit Rücksicht auf den Zweck gewählt, sie suchen das künstlerische rständnis und die Freude am Schönen zu fördern und bilden in ihrer meisterhaften Wiedergabe die schönste Galerie zeitgenössischer Kunstwerke, die durch eine Zeitcift wie „Ueber Land und Meer“ überhaupt geschaffen werden kann.

„**Ueber Land und Meer**“ **ist** die billigste Zeitschrift, nicht nur wegen ihres geringen Preises an sich, der eben ihre Anschaffung Jedem ermöglichen soll, dern zugleich mit Rücksicht auf die unübertroffene Menge und Güte des Gebotenen.

„**Ueber Land und Meer**“ **ist** für den neuen, mit vorliegender Nummer beginnenden vierunddreißigsten Jahrgang glänzend vorbereitet. Schränke und ppen sind gefüllt mit dem Besten, jede Nummer wird in ihrer Art Vortreffliches bieten.

„Ueber Land und Meer“ ist die einzige Zeitschrift,

es vergönnt ist, eine

Korrespondenz des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke

ihren Spalten zu veröffentlichen, und noch dazu die interessanteste und fesselndste, die der Generalfeldmarschall überhaupt hinterlassen hat, nämlich die

Briefe an seine Braut und Frau.

Hat schon die jüngst erschienene Geschichte des Kriegs von 1870/71, obgleich sie nur Bekanntes, stofflich im Generalstabswerk längst Enthaltenes brachte, es Interesse erweckt, so wird dieses unseren Briefen gegenüber **ungleich größer** sein. Sie zeigen das intim Menschliche an dieser gewaltigen historischen Gestalt, ; ihr zur Bewunderung und Dankbarkeit die innigste Liebe des Volkes erwerben wird, wie kein anderer Briefwechsel. Diese Briefe werden für Jeden, besonders r auch für die große Zahl der Leserinnen ein **unerschöpflicher Born geistigen Genusses und dauernder Erhebung des Gemüts** sein und bleiben.

Neben dieser köstlichen Darbietung nehmen zwei bedeutsame Erscheinungen auf dem Gebiete der Erzählungsliteratur in dieser Nummer ihren Anfang:

„Zu rechter Zeit“ von **Sophie Junghans** und **„Das Mädchen vom Prohner Wieck“** von **Rudolf von Gottschall.**

„Zu rechter Zeit“ trifft vollständig das Niveau der Leser von „**Ueber Land und Meer**“, die Leben und keine romanhaften Schemen, Kunst und keine che der auf die gewöhnlichen Instinkte spekulirenden Romanfabrikanten wollen. Weitere Erzählungen bekannter Schriftsteller schließen sich den genannten im Laufe des hrgangs an. Typisch für die Art der Illustrirung von „Ueber Land und Meer“ ist die als Extrabeilage beigegebene Nachbildung von Anton v. Werners Gemälde

„Kronprinz Friedrich Wilhelm an der Leiche des Generals Douay“.

Prüfen Sie die Vorzüge unseres Blattes, und Sie werden mit uns sagen:

„**Ueber Land und Meer**“ **ist** eine Zeitschrift, die allen Anforderungen gebildeter Leser in vollem Umfange entspricht.

Ueber Land und Meer.

In enger Verbindung mit „Ueber Land und Meer“ und empfehlenswert für alle Diejenigen, die in ergiebigster Weise von den besten Schöpfungen auf dem Gebiete des zeitgenössischen mans Kenntnis nehmen wollen, steht die soeben ihren zwanzigsten Jahrgang beginnende

Deutsche Romanbibliothek,

die billigste und wertvollste aller deutschen Romanzeitungen.

Wöchentlich eine Nummer von 24 Quartseiten. — Alle 14 Tage ein Heft vom doppeltem Umfang. — Preis vierteljährlich nur 2 Mark oder 35 Pfg. pro Heft.

Der Inhalt der „Romanbibliothek“ entspricht vierteljährlich etwa 5—6 Romanbänden, die erheblich billiger sind als die der verschiedenen wohlfeilen Sammel-Ausgaben, bei denen es sich rdies zumeist nur um den Abdruck alter Werke handelt. Die „Deutsche Romanbibliothek“ zählt fast ausnahmslos sämtliche Erzähler zu ihren Mitarbeitern und beginnt ihren neuen Jahrgang mit vorzüglichen Romanen: „**Voll Dampf voraus**“ von August Niemann und „**Die Taube auf dem Dache**“ von Ernst Wichert. Jedem Roman wird das Portrait seines Autors in ülerischer Ausführung auf einem besonderen Blatte beigegeben.

Der Abonnent auf die „Deutsche Romanbibliothek“ bekommt in **jedem Vierteljahr** für **nur 2 Mark** so viel Lesestoff, daß — wenn letzterer in Romanbände üblichen Umfangs eingeteilt wird — dieselben einen **Buchwert** mindestens **18 Mark** darstellen; er erhält also in schönster Ausstattung **die neuesten Romane der ersten deutschen Schriftsteller** als sein **Eigentum** beinahe um den Preis der Gebühr für das Lesen in der **Leihbibliothek.**

Bestellungen auf den **neuen Jahrgang** von „Ueber Land und Meer“ sowohl als „Deutsche Romanbibliothek“ nehmen **alle Buchhandlungen, Postämter** und **Journal-Expeditionen**, sowie jeder mit einer solchen in Verbindung stehende **Buchhändler** entgegen. Die **Postämter** effektuiren jedoch nur Bestellungen auf die wöchentlichen Nummern-Ausgaben.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Kunstbeilage zu dieser Nro. 1: Kronprinz Friedrich Wilhelm an der Leiche des Generals Douay. Nach dem Gemälde von A. v. Werner.

Der muß sich überhaupt in den letzten Jahren sehr geändert haben, er wäre kaum noch zu kennen, sagte mir der Rosenbaum von Wallenfels, der ihm auf der Straße begegnet war. Von dem starken, vollblütigen Herrn keine Spur mehr, und das war schon vor dieser Geschichte. Aber da ist es, weiß Gott, schon gleich halb acht Uhr, und der Dirigent hat noch besonders um pünktliches Erscheinen bitten lassen. Geschwind, Mutter, die andere Weste, den leichten Rock!"

„Ach, hetz Dich doch nicht ab, sie fangen ja ohne Dich doch nicht an!" meinte sie, indem sie das Verlangte herbeibrachte.

Hugo hatte aber doch einstweilen noch die Rücksicht, die sämtlichen übrigen Sangesbrüder nicht auf sich warten lassen zu wollen, und eilte gleich darauf mit langen Schritten fort, sehr wenig in seinem Behagen behindert durch den Gedanken an die verzweifelte Lage des Jugendgenossen, was übrigens auch nur menschlich war.

II.

Allerdings kein beleibter, vollblütig aussehender Mann mehr, wie ehemals, sondern ein hagerer Greis — so schritt der Regierungsrat Severin Volmar, nach vorn gebeugt, die Hände auf dem Rücken, in dem trübseligen kleinen Vorgarten hin und her, der das Haus von der Straße trennte.

Er wartete auf den Sohn, in nervöser Unruhe; derselbe schien ihm sehr lange zu bleiben. Aber die Wege aus der Stadt bis hier hinaus waren weit; das Haus, im Stile der Mietvilla vor einem Jahrzehnt gebaut und jetzt schon verwahrlost und verwittert aussehend, lag draußen vor dem Thore. Die Wohnungen in demselben mochten den meisten nicht verlockend vorkommen, was schon aus dem Umstande zu schließen war, daß der erste Stock leer stand. Der Regierungsrat und seine Magd, in dem Erdgeschoße über dem feuchten verwilderten Gärtchen, waren schon seit geraumer Zeit die einzigen Bewohner des Hauses.

Der alte Mann war im langen verschabten Hausrock und trug das eisengraue Haupt bar. So hatte er etwas Auffälliges um diese Tages- und Jahreszeit, in diesem Aufzuge, in dem man wohl an einem schönen Sommermorgen draußen spaziert, aber nicht im kältenden Nebelhauch dieses früh hereindunkelnden Märzabends.

Er merkte von seiner Umgebung wenig oder nichts, das war es eben. Zuweilen und bei mancher Art von Störung reizbar im Uebermaße, war er dann wieder so unempfindlich gegen äußere Dinge, wie es außer dem höchsten Affekte eigentlich nur die Gemütskrankheit ist.

Der Nebel hing jetzt in Tropfen an den Gebüschen und diese streiften ihn mit ihren über den Weg wuchernden Zweigen, ohne daß er es merkte. Einmal blieb er stehen und schob mit der Stiefelspitze seitwärts auf dem feuchten Rasen das vorjährige gefallene Laub, die in schwerer Nässe aneinander klebenden gelben welken Blätter fort. Richtig, da waren sie: ein nadelscharfes frischgrünes Spitzchen hatte sie ihm verraten … die Schneeglöckchen nämlich, die, eng zusammengedrängt, jetzt mit tauschweren Köpfchen, unter dem Wust hervorgediehen waren.

Das alles war aber von seiten des alten Herrn mechanisch geschehen; er hatte dabei an etwas ganz anderes gedacht. Und nun hob er rasch den Kopf und das bartlose, hagere, noble Antlitz horchte hinaus, und diesmal nicht vergebens. Der draußen herankommende rasche Schritt hatte gestockt; jetzt das mißtönige Geräusch der rostigen Gartenthüre, die, den Kies des Bodens aufpflügend, nur schwer in ihren Angeln zu bewegen war, und nun trat der Sohn ein und hastig auf den Vater zu.

„Aber, Papa — ohne Mütze draußen, bei diesem Wetter," sagte er mit liebevollem Vorwurf. „Wie kann die Lisbeth das leiden!"

„Ach, laß doch die Gans — sie weiß von nichts," entgegnete der alte Herr in kritteligem Tone. Und dann ebenso: „Du bleibst sehr lange, Wolf, hast Du Dich irgendwo aufgehalten, etwas besorgt …"

„Besorgt? Nein, was hätte das sein sollen?" meinte der Sohn, indem sie zusammen dem Hause zuschritten.

Der alte Mann lachte bitter.

„Du hast recht, ich wüßte freilich auch nicht, was uns groß zu besorgen bliebe — sie haben uns wenig zu thun übrig gelassen, besonders mir. Du, armer Kerl, bist wenigstens jung … aber ich … Hängen sollte man sich vielleicht …" fügte er im Tone des Unparteiischen hinzu. „Aber dann zieht der Staat die Pension ein, und Du hast den Teufel davon."

„Ach, komm, Papa," sagte der Sohn, mit etwas wie freundlicher Ungeduld und ohne die Bemerkung allzu tragisch zu nehmen.

Er hatte dem alten Herrn die Hand um die Schulter gelegt und sie traten zusammen ins Haus, dessen Eingang sich an der Rückseite befand.

Im Flur stieg es ihnen wie Kellerluft entgegen. Der Vorplatz, das Wohnzimmer, welches sie dann betraten und in dem noch keine Lampe brannte, trotzdem hier die Dunkelheit schon völlig hereingebrochen war, das alles ließ merken, daß anstatt der sorglichen Frau hier nur die Magd waltete. Wie düster sah es immer noch aus, auch als nun die brennende Lampe auf dem Tische stand, das Zimmer mit den verräucherten Gardinen und den großen, altmodischen Möbeln, denen der Schmuck peinlicher Sauberkeit fehlte, der einzige, welcher zu diesen gediegenen, aber jetzt vernachlässigten Stücken gepaßt hätte. Wolf sah sich einmal wieder abfällig um. Er bedauerte den Vater, der hier hauste, die kalte Unwohnlichkeit der Räume berührte ihn immer von neuem unangenehm, aber abzuhelfen wußte er auch nicht. Bei ihm, das heißt in der Eckstube, die er, wenn er beim Vater war, bewohnte, und in welche er jetzt eintrat, sah es nicht ganz so unbehaglich aus, denn der Gewehrschrank in der Ecke, die Jagdtrophäen, Waffen, ausländischen Sporen und Peitschen an den Wänden und ein paar ungewöhnlich große Wolfsfelle am Boden gaben dem Zimmer wenigstens ein besonderes Gepräge.

Die Einrichtung war sogar in gewissem Sinne kostbar zu nennen, durch die Seltenheit einiger der von dem jungen Besitzer erbeuteten oder erworbenen Stücke. Jetzt, als er eine Kerze angezündet hatte und Ueberrock und Hut ablegte, glitt sein Blick wie zufällig über jenen Schmuck der Wände, und er lächelte ein wenig bitter.

Er hatte diese Dinge auf Reisen gesammelt, von Jagdfahrten im In- und Auslande mitgebracht. Sie wiesen sämtlich auf die Lebensgewohnheiten der allerbevorzugtesten Stände hin, eben jene Gewohnheiten, in denen er bei den Eltern und besonders dem Onkel, einem zweiten Vater für ihn, groß geworden war. Wie gut würde das alles zu seinen künftigen Verhältnissen passen, in die schmutzige Verwalterstube auf irgend einem halb polnischen Gut, in welcher er wahrscheinlich das nächste Unterkommen finden würde! Ueberhaupt, wie trefflich hatte ihn seine Erziehung befähigt zu dem häßlichen Kampf mit dem Leben, das heißt, mit der gemeinen Not, den er jetzt würde aufzunehmen haben!

Er war etwa wie ein junger Majoratserbe aufgewachsen. Die erste Stimme in allem, was ihn betraf, hatte Herr von Dissenberg, sein Onkel, gehabt, der ihn von jeher zum alleinigen Erben seines bedeutenden Grundbesitzes bestimmt hatte.

So hatte Wolf schon die ganze Gymnasialzeit hindurch unter den Mitschülern eine Art Ausnahmestellung gehabt, mit seinem überreichlichen Taschengelde, welches er vom Onkel bezog, früh schon im Besitze eines Pony und vollkommener Pferdekenner zu einer Zeit, da die anderen Jungen nur erst den Briefmarkensport betrieben. Und in den Jahren, da seine Klassennachbarn bei Gelegenheit der Konfirmandenstunde des andern Geschlechtes nur eben gewahr zu werden anfingen, waren auf weiten Reisen, in denen ihn in den Ferien der Onkel mitnahm, nicht nur Pariser und Florentiner Blumenmädchen, nicht nur venetianische Schönen, die mit einer Blume, und Andalusierinnen, welche mit dem Fächer winken, sondern auch in Stambul und im alten Alexandria morgenländisch sich in den Hüften wiegende Tänzerinnen in den Erfahrungskreis des Obertertianers getreten, ohne weder ihm noch dem Onkel im geringsten zu schaden übrigens.

Herr von Dissenberg war ein Mensch von seltener Reinheit der Sitten, ein ewiges Kind in mancher Beziehung. Gutmütig ließ er sich schon früh in manchen Kleinigkeiten des täglichen Lebens von dem weit praktischeren Neffen zu seinem eigenen Besten bevormunden und brachte andererseits den stattlich emporschießenden jungen Burschen immer wieder ebenso völlig unverdorben nach Hause, wie er ihn mitgenommen hatte.

Nur daß der Schlingel natürlich schon sehr frühe Cigarretten zu rauchen verstand trotz einem, zum Entsetzen der Mamas minder entwickelter Mitschüler, und, wie gesagt, im Stalle und auf einem Pferde zu Hause war zu einer Zeit, da die anderen sich noch allabendlich von der Mutter oder der Kinderfrau im Nachtkittel zu Bett bringen ließen.

Das Gymnasium war auf diese Weise mit gemächlicher Langsamkeit aber nicht gerade mit Unehren absolvirt worden. Im zweiundzwanzigsten Jahre stand Wolfgang Volmar, als er sein Maturitätsexamen machte, und zwar gut machte. Seine recht tüchtige Bekanntschaft mit den beiden klassischen Sprachen drückte ihn nicht — wie man das heutzutage mit einer Art mißgünstigem Argwohn von einer solchen befürchtet — weil bei ihm ein kräftiger, frischer Geist in einem kräftigen Körper diese Kenntnisse beherrschte.

Er war dann anderthalb Jahre in Berlin und während dieser drei Semester bei der Universität immatrikulirt gewesen, ähnlich wie der junge Edelmann früherer Perioden auch eine Zeit lang auf Schulen geschickt wurde, ehe er die Verwaltung seiner Güter antrat. Er hatte verschiedenartige Vorlesungen besucht, sich zuletzt aber je mehr und mehr an die gehalten, welche eine praktische Anwendung der Naturwissenschaften zum Gegenstand hatten und so dem künftigen Großgrundbesitzer manch nützlichen Wink für die Verwertung der in seinem Grund und Boden steckenden gewaltigen Hilfsmittel geben konnten.

Denn Wolf war mit ganzer Seele Landwirt. Er brannte darauf, die Verwaltung eines Teiles seines künftigen Eigentums wenigstens selber in die Hand zu nehmen. Der Onkel aber hatte ihn bisher davon zurück gehalten — nicht aus Herrschsucht. „Genieße einstweilen noch Deine Jugend, Junge," hatte er gesagt. „Besitz und Sorge sind gleichbedeutende Worte; die schlaflosen Nächte werden noch frühe genug kommen, wenn Du erst einmal die Geschichte auf dem Halse hast!"

Daß man bei solchen und ähnlichen Aeußerungen niemals aufmerksam und auch nur im geringsten stutzig geworden war! Daß weder ihm noch dem Vater jemals der Gedanke sich genaht hatte, die schlaflosen Nächte des Onkels seien bitter ernst zu nehmen und bei ihm die wohlverdiente Strafe langjähriger thörichter Vertrauensseligkeit und jener Scheu, unangenehmen Dingen standzuhalten in Gedanken, und ihnen ins Gesicht zu sehen, welche so vielen leichtlebigen, guten Menschen und damit ihren Angehörigen zum Unheil wird!

Denn daß Herr von Dissenberg schon geraume Zeit vor seinem Tode nicht mehr ohne eine Ahnung der Verwirrung seiner Verhältnisse gewesen war, das hatte sich Wolf seitdem unzähligemale, und jedesmal mit einem unerträglich peinlichen Gefühl im Herzen, eingestehen müssen. „Warum ließ er mich nichts merken — es war grausam — grausam —" sagte er sich immer wieder.

Eine Grausamkeit aus Gefühlszartheit, aus Schwäche, wenn man will. Daß der Zusammenbruch die völlig Ahnungslosen mit um so furchtbarerer Wucht treffen mußte, diesem Gedanken hatte der alte Mann keinen Raum gegeben, wahrscheinlich auch immer noch gehofft, es werde das Schlimmste abzuwenden sein.

Und dann, als sich vor seinen Augen einer nach dem andern jeder Ausweg schloß, da war er einfach erlegen. Kein Zweifel, daß der Schlagfluß, der ihn gefällt hatte, die Folge von Aufregung und Seelenqual gewesen war.

So war er menschlichen Vorwürfen entrückt, und er hatte, soweit die moralische Seite seines Fehlens in Betracht kam, eine Sühne geleistet, schwerer, als sie irgend ein Gesetz ihm auferlegt haben würde: er hatte sein Verschulden mit seinem Leben bezahlt.

Wie sonderbar sich für diese kleine Gruppe einfach nobler Menschen alles Erdische verschoben hatte, seit das moderne Wuchergewächs der Spekulation sich hineingedrängt hatte in den Bau jenes altererbten, bisher so sichern Wohlstandes, schleichende, kriechende Wurzelfasern aussendend, dahin, wo das Gefüge desselben lockerer war und sie sich ansaugen konnten, bis sie erstarkten und nun langsam und stetig auch

die festeren Steine hoben und nach und nach aus den Fugen drängten! Durch den Mann, der ihn liebte wie einen Sohn, war ihm, dem jungen Wolf, das Furchtbarste angethan, waren lebenslang großgezogene Hoffnungen vernichtet worden, grausamer, als es von der Hand des allerschlimmsten Feindes hätte geschehen können!

Und wenn er auch jetzt keine Anklagen auf den Toten häufte, wie es andere thaten, so vermochte er doch noch nicht — und auf Jahre hinaus nicht — ganz ohne Bitterkeit an den Onkel zu denken. Das Bild der vertrauten Gestalt war ihm getrübt, die seine ganze Jugend hindurch die Verkörperung fast alles gegenwärtigen Guten und zugleich einer glänzenden Zukunft für ihn gewesen war.

Ohne verschwenderische Neigungen zu haben, war Wolf von jeher an das Vorhandensein reichlicher Geldmittel gewöhnt, wie ein gesunder Mensch an den vollen Gebrauch seiner Glieder. Der Onkel hatte ihm schon seit einigen Jahren eine liberal bemessene Summe für den persönlichen Verbrauch festgesetzt. Und er hatte charakteristischerweise die vierteljährlichen Raten dieses Betrags dem Neffen mit peinlicher Pünktlichkeit zukommen lassen auch dann noch, als das kleine Vermögen seines Schwagers, des alten Volmar, selber, welches er verwaltete, von dem Strudel seines hereinbrechenden Bankerotts längst rettungslos verschlungen war und zwar als ein kleiner, nebensächlicher Bissen, den jenes Ungeheuer kaum im Rachen spürte.

Der Regierungsrat hatte also jetzt nichts als seine Pension. Und diese war kleiner, als man hätte erwarten sollen, was verschiedenen besonderen Umständen zuzuschreiben war. Er hatte als ein reizbarer, zur Hypochondrie neigender Mann, gewisser Empfindlichkeiten wegen den Dienst des Staates, dem er seit 1866 angehörte, quittiert und war in die Verwaltung eines kleineren Nachbarlandes eingetreten. Hier, in Verhältnissen, wie sie vor jenem Umwälzungsjahre in Deutschland die allgemeinen gewesen waren, dachte er sich wieder heimisch und behaglich zu fühlen.

Aber, lag die Ursache in ihm oder außer ihm, auch da konnte er sich nicht wieder gewöhnen. Er fühlte sich nach kurzer Zeit erst recht beengt; Reibereien ergaben sich hier wie dort, um so empfindlicher für den alternden Mann, als ihm nach dem, was er gethan hatte, seine derzeitige Umgebung eine chronische Unzufriedenheit mit einigem Anschein von Recht vorwerfen konnte.

In einem Anfall besonders starker übler Laune war er um Pensionirung eingekommen. Und nun fand sich, daß er sich sehr schlecht stand. Die Pensionsnormirung in seiner neuen Heimat unterlag einigen Bestimmungen, die für den neueingetretenen Staatsdiener so ungünstig wie nur möglich waren. Er hätte dies vorher wissen können. Die betreffenden Paragraphen waren kein Geheimnis. Und so verschärfte das Bewußtsein, daß er ohne genügende Ueberlegung gehandelt hatte, impulsiver, als es sich für einen Mann in seinen Jahren ziemte, noch das Mißliche der Lage, und das alles ehe der Hauptschlag, der Ruin seines Schwagers und damit der allen Lebensaussichten seines einzigen Sohnes, noch gefallen war!

Wolf hatte in seinem Zimmer Hut und Ueberrock abgelegt und kehrte jetzt zum Vater zurück. Die Magd, eine bäurisch und dumm aussehende Person, deckte eben den Tisch. Und dann saßen sich die beiden Männer bei der einfachen Mahlzeit und der schlecht brennenden Lampe gegenüber, einsilbig, so lange das Mädchen ab und zu ging, das Essen augenscheinlich als eine lästige Notwendigkeit erledigend, wenn auch der Jüngere dabei den Appetit eines gesunden Menschen seines Alters entwickelte.

Der alte Herr genoß nur einen Teller Suppe.

„Schmeckt sie Dir nicht? fehlt etwas daran?“ fragte der Sohn einmal besorgt, als der Regierungsrat mit dem Löffel in der Hand eine Pause machte und vor sich hin starrte. Jetzt, aus seinen Gedanken auffahrend, aß er weiter und prüfte mit verzogenem Gesicht mit der Zunge. „Salzlos und dazu angebrannt wie gewöhnlich. Die Person verdirbt alles. Aber laß nur — es thut nichts ...“ da der Sohn ärgerlich nach der Klingel greifen wollte, wahrscheinlich um der Lisbeth dies Tadelsvotum verdientermaßen zu übermitteln, zu künftiger Beherzigung. „Nein, nein ... laß sie nur ... Es ist ein armes, dummes Tier ... aber wenn Du sie kopfscheu machst und sie geht, so bekommen wir so leicht keine andere hier heraus, und ich habe nur die verdammte Schererei davon.“

Das mochte Wolf einsehen, denn er ließ für jetzt die Klingel in Ruhe. „Dies müßte Deine Mutter sehen,“ begann der Regierungsrat bald darauf noch einmal, unter den Büscheln seiner zottigen Augenbrauen hervor einen Blick über das ganze allerdings nicht sehr sorgfältige Tischarrangement und dann durch das trübselige Zimmer sendend. „Aber, wenn ich Gott für etwas danke, so ist es dafür, daß sie das alles nicht mit erlebt hat. Sie ist wenigstens in der Ruhe ... wohl ihr“ — und noch einmal, und indem die tiefe Stimme weit aus der Brust heraus die Worte hervorholte und mit tragischem Ausdruck hervorstieß — „wohl ihr ... wohl ihr!“

Und schneidend war allerdings der Gegensatz zwischen der heiteren Tafelrunde des landrätlichen Hausstandes in seiner Blüte, da Wolf ein kleiner Bursch gewesen und dem, was jetzt hier von dem allem übrig geblieben war. Eine lebhafte, behagliche Frau, ein angenehmer Ueberfluß, stets Gäste, und zwar keine steife Geselligkeit, sondern alles meist alte, gute Bekannte, befreundete Juristen, Offiziere, die sich behaglich aufknöpften, und auf deren Palaschen der kleine Wolf indessen durch die Stube ritt, auch wohl Verwandte und vor allem der Onkel, der Herr von Dissenberg, der es, so oft er kam, nie unter Champagner that — derbe, laute, jedoch nur gutmütig laute Lebensgeister, immer Unruhe und Bewegung im Hause, aber eine heitere Unruhe, eine gesunde Bewegung, wie der Wechsel im lebendig dahinströmenden Wasser — so war es damals gewesen. Und wie war es jetzt?

Die Zeit schon ganz allein mit den Veränderungen, die sie wirkt, ohne daß besondere Unglücksfälle hinzutreten, vermag, wie man weiß, die Physiognomie eines ehemals heiteren Familienkreises sehr verhängnisvoll umzugestalten. Tempora mutantur et nos mutamur in illis — wir schauen mit fünfzig Jahren und einer sehr beeinträchtigten Verdauung aus ganz anderen Augen in die Welt, als wir mit dreißigen thaten.

Aber hier hatten noch andere Verwandlungen stattgefunden als die eines kräftigen, lebensfrohen Mannes in einen verbitterten Greis, und auch der Tod selber, obwohl er nicht schonend gehaust hatte in der Umgebung eben dieses Alten, war für die Verwüstung seines Lebens nicht allein und noch nicht einmal hauptsächlich verantwortlich zu machen. Es hatte mancherlei zusammenkommen müssen, um diese kalte Oede zu schaffen, da, wo sonst Fülle und Wärme gewesen war.

Und doch lebte diesem Manne noch der einzige Sohn, ein Sohn, auf den jeder Vater stolz sein durfte. Aber auch aus dem, was Gewinn und Trost hätte scheinen können, sog er nur neue Bitterkeit.

„Wieder ein Tag herum!“ sagte er jetzt, sowie die Thüre sich zum letztenmal hinter dem abräumenden Dienstmädchen geschlossen hatte. Und es war, als sei sogar die Gegenwart der indifferenten Person eine wahre Last für ihn gewesen, nach deren Entfernung er wie befreit aufatmete.

„Herr Gott, die Zeit vergeht doch wenigstens, das ist das Beste daran für einen alten morschen Kerl wie mich, der der Sache ein Ende — kein allzu fernes Ende hoffentlich — abzusehen vermag!“

„Komm, Vater, steck Dir eine Pfeife an,“ schlug hierauf der Sohn vor, sich solchergestalt eine andere Erwiderung auf jenen tragischen Ausbruch sparend. „Wo hast Du sie hingestellt?“

Er sah sich im Zimmer um, in den Ecken, an den Wänden, und brachte auch endlich Pfeife und Gerät zusammen, mit einem Etwas von Ungeschicklichkeit bei diesen Dienstleistungen, das dem eleganten jungen Manne nicht übel stand.

„Ach, laß doch —“ sagte der Alte mürrisch, nahm ihm aber doch die Pfeife ab. Er brannte sie auch mit Hilfe Wolfs an, dann aber schien er sie zu vergessen. Das Rohr in der Hand sah er den Sohn an und murmelte: „Wenn Du ein schlechter Bengel wärest, Wolf ... ein Thunichtgut, ein Spieler ... was weiß ich, siehst Du, das wäre jetzt, bei Gott, eine Art Trost für mich. Dann könnte man denken, den hätte der Reichtum nur vollends ruinirt ... keinem Menschen hätte er genützt damit und sich selber am wenigsten ... er wäre nur desto rascher dem Teufel in den Rachen getrieben ... Aber so ... aber so ...“

Wolf lächelte, ein ziemlich trübes Lächeln.

„Meine Vortrefflichkeit braucht uns nicht weiter zu drücken, Vater. Daß ich keine besonderen Schulden habe, ist immerhin jetzt ganz angenehm ... es sollte mir verwünscht schwer werden, sie mir vom Halse zu schaffen. Denn was ich in den nächsten Jahren verdienen werde, wird schwerlich große Abzüge vertragen.“

Was ich verdienen werde ... Wolfgang Volmar und um sein Brot arbeiten! Es klang kurios und paßte zu seinem Aussehen ungefähr so gut, wie die Hucke eines Bandkrämers auf den Rücken eines Husarenoffiziers gepaßt hätte. Der Regierungsrat sah ihn auch sonderbar an bei den Worten. „Du bist jetzt auf Dich angewiesen, natürlich. Du mußt Geld verdienen. Womit, wenn ich fragen darf? Mit Koffer tragen? Straßen kehren ...“

Hier flog es zum erstenmal wie Ungeduld über das Gesicht des Sohnes. Schlimm, daß die hypochondrische Laune des Vaters jede vernünftige Ueberlegung hinzögerte! Es mußte zu einer solchen doch nun endlich geschritten werden.

„Ich muß eben dasjenige verwerten, was in dieser Hinsicht allein in Betracht kommt,“ sagte er, „meine landwirtschaftlichen Kenntnisse nämlich. Es wird sich ja wohl irgend eine Stelle finden.“

„Eine Verwalterstelle? Ganz recht ... da rangirst Du etwas über dem Hausknecht hier im ‚Ritter‘ ... ein bezahlter und dazu schlecht bezahlter Verwalter, ein Kerl, der gerade noch mit am Tische der Herrschaft sitzen darf und sich da leidlich gut steht, sobald die Mamsell ihm gewogen ist und ihm von Zeit zu Zeit einen ordentlichen Bissen zuschustert ... Es geht doch nichts darüber, wenn einer sich nach der Decke zu strecken weiß ...“ Und das laute Lachen bei diesen letzten Worten war nur die Form, in der ein Wutausbruch des alten Mannes sich Luft machte.

„Du denkst an kleinere Gutsverhältnisse, Vater,“ sagte Wolf, dessen gutmütige Gelassenheit hier wieder einmal harte Proben zu bestehen hatte. „Ich hatte mehr eine Administration im Auge, eine ziemlich selbständige Stellung ... ich glaube, ich könnte da etwas leisten, während ich für die Dienstbarkeit, die täglich ein paarmal ihre Ordre vom Herrn bezieht, allerdings ja wohl verdorben bin.“

Diesen jungen Mann das sagen zu hören, wie er leicht vorgeneigt dasaß in seinem Anzuge vom allerteuersten Schneider, der aber nur das selbstverständliche und untergeordnete Beiwerk seiner stattlichen Person schien, das eine seiner langen Beine achtlos vorgestreckt, so daß das Beinkleid über dem modernen Schnürschuh den seidenen Strumpf sehen ließ ... alles an ihm, die kräftigen, wohlgeformten Hände, die Haut- und Haarpflege, alles, ohne den geringsten Beigeschmack von Stutzerhaftigkeit doch die kostspieligen Gewohnheiten eines bevorzugten Standes verratend — diesen jungen Herrn von einem Verhältnis der Dienstbarkeit sprechen zu hören, in welchem er selber etwas anderes als der Herr sein würde — das hatte unstreitig etwas Befremdendes.

„Mach mich nicht rasend, Wolf!“ sagte denn auch der Alte und sprang auf. „Herr Gott ... ist wohl jemals Menschen so niederträchtig mitgespielt worden wie uns? Wenn ich bedenke, wie Du aufgewachsen bist — wie er Dich hat aufwachsen lassen — mit welchen Aussichten! ... Und nun dies ...“ Und dann nach einer Weile, in einem völlig veränderten, einem harten, trockenen Tone: „Betteln wirst Du müssen ... dann bettle aber wenigstens da, wo es der Mühe wert ist. Wie wäre es, wenn Du bei Hengstenfeld Besuch machtest?“

Der Legationsrat von Hengstenfeld war ein Jugendgenosse des alten Volmar, hatte aber in späteren Jahren so total andere Bahnen eingeschlagen als dieser, und die Gegensätze in der Auffassung des einen und des andern von dem, was im Staatsdienst noch ehrenhaft sei, hatten sich mit der Zeit so verschärft, daß die Worte des Regierungsrats: „Wie wäre es, wenn Du bei Hengstenfeld Besuch machtest?“ bei ihm etwa so viel bedeuteten wie: „Wie wäre es, wenn Du Dich dem Teufel verschriebest?“ — „Er wüßte vielleicht ein Wie und Wo, um im diplomatischen Dienste anzukommen ... Und es würde ihn, glaub ich, gewaltig kitzeln, wenn einer unseres Namens

bei ihm scherwenzelte und ihm Dank schuldig würde." Ein unsicherer Seitenblick nach dem Gesicht des Sohnes und dann: „Ich würde es an Deiner Stelle versuchen, Wolf ..."

„Nein, Vater, das würdest Du nicht," sagte der Sohn, immer noch mit der Geduld, die man kranker Unvernunft entgegensetzt. „Denn Du weißt so gut, wie ich, daß das ein verrückter Schritt wäre, eine völlig nutzlose Demütigung, da ich mir jedenfalls bei der Gelegenheit von Hengstenfeld sagen lassen müßte, was ich mir ganz ebenso gut selber sagen kann. Abgesehen von der juristisch-kameralistischen Vorbildung, die mir fehlt, die ich mir nicht mehr aneignen kann, und von der doch immerhin ein Etwas vorhanden sein müßte, auch für den entlegensten obskursten Posten, brauchen sie da unbedingt Leute mit Vermögen, wenn nicht etwa ein altadeliger Name als Aequivalent da ist, oder eine ganz hervorragende Befähigung. Ich habe nichts von dem allem aufzuweisen. Meine Qualifikationen beschränken sich auf ein paar gut sitzende Röcke und die Gewohnheit, in anständiger Gesellschaft zu verkehren. Und Hengstenfeld würde mir bemerklich machen, daß das allein zum Eintritt in die diplomatische Laufbahn denn doch nicht ausreiche."

„Ich habe übrigens auch gar keine Neigung dafür," fuhr Wolf, mit den großen hübschen Fingern auf dem Tisch trommelnd, fort. „Und mit der Offizierscarrière, der andern anständigen Versorgung, die etwa noch in Betracht käme, geht es mir nicht besser, auch wenn es dafür nicht ebenfalls viel zu spät wäre."

„Ja, natürlich, viel zu spät," stöhnte der Alte. „Da hätten wir Dich untergebracht ... Du konntest beim Oberst von Trotta eintreten ... Aber Du bist zu alt ..."

Es gehörte nicht unter die leichtesten Prüfungen dieser Zeit, solche Klagen anhören zu müssen. Ueber das Gesicht des stattlichen, gereiften jungen Mannes flog es wie Scham. Ueber sich verhandeln zu lassen etwa wie der körperlich übergroße, geistig dafür etwas vernachlässigte arme Kerl, der damals mit ihnen als Fünfzehnjähriger in der Quarta gesessen und die anderen Jungens um ein paar Hauptes-längen überragt, sich deshalb aber um nichts wohler gefühlt hatte — ein ganz verdammter Zustand!

„Ja, Vater, allerdings zu alt für dies mühsame Hineinzwängen in ganz unangemessene Zustände," sagte er jetzt. „Und das beklag' ich noch am allerwenigsten. Laß einem Menschen, der weiter nichts hat, wenigstens ein bißchen Respekt vor sich selber. Und den kann er sich allenfalls bewahren, wenn er da steht, wo er etwas zu leisten vermag — besser vielleicht sogar als mancher andere ..."

Ruhiger, als man nach seinem bisherigen Benehmen vielleicht hätte erwarten sollen, schüttelte der Regierungsrat hier den Kopf. „Besser ... das ist eben Deine Selbsttäuschung, Wolf. Du wirst ganz sicher kein besserer Verwalter als irgend ein beliebiger Klotz von einem Menschen, und wenn Du auch hundertmal mehr Kenntnisse und Einsicht und Bildung hast als jener. Im Gegenteil, gerade das alles wird Dich auf Schritt und Tritt hindern und in schiefe Lagen bringen. Zu grober Arbeit gehören eben grobe Hände. Du wirst miserable Erfahrungen machen, armer Junge ..." und der alte Mann mit einem der seltsamen Uebergänge, die seine hypochondrische Laune kennzeichneten, sprach mit einemmale ruhig, wie von aller Leidenschaft verlassen, als ein abseits stehender Beobachter der menschlichen Natur. „Du hast jene noble Naivität der vom Glücke großgezogenen Menschen — Du weißt eben gar nicht, was Dir eigentlich bevorsteht. Und ich kann Dir nichts ersparen, nichts ebnen ... ich vermag nichts — nichts — nichts. Im Gegenteil ... wäre ich nicht, so würdest Du auswandern und wahrscheinlich wohl daran thun ... ist man einmal deklassirt, so vollzieht sich der böse Uebergang leichter in ganz neuer Umgebung ... ein anständiger Mensch von hier wird, wenn er's einmal nötig hat, doch immer noch lieber Hausknecht in New-York als in Berlin. Oder Schafzüchter in Australien ... das wäre etwas für Dich ... da kämest Du doch auch vielleicht wieder zu etwas. Und statt dessen liegt der Alp, Dein alter Vater, auf Dir und drückt Dich nieder ... nieder bis in den Boden ..."

Die Stimme erstarb in einem dumpfen Murmeln, während Wolf besorgt nach dem Sprecher hinüber blickte. Es war wahr, ganz wahr, was der Regierungsrat sagte: ohne ihn wäre sein Sohn freier gewesen, sich sein verändertes Schicksal erträglich zu gestalten, indem er dies in einem fremden Himmelsstriche versuchte. Aber: „Ich weiß es, und, elender Egoist, der ich bin — ich schicke Dich nicht fort, und so wirst Du ja wohl auch nicht gehen, obgleich es bei weitem das Beste für Dich wäre," murmelte der alte Mann weiter. „Ich bin zu mürbe, Wolf ... Dein Fortgehen wäre eine Trennung für immer, so viel wissen wir beide. Und zu einer solchen kommt es vielleicht über kurz oder lang doch, dann bist Du frei."

„Das wolle Gott verhüten," sagte Wolf ernstlich. „Das Auswandern ist im Grunde doch auch eine traurige Auskunft, Vater. Die Heimat und das deutsche Wesen aufgeben, wäre keine Kleinigkeit ... Auch das wäre ein Verzweiflungsschritt."

„Das deutsche Wesen aufgeben —" der Regierungsrat wiederholte die Worte mit einem leisen kurzen Lachen. „Ja, unsere Kolonisten werden alle halbe Ausländer, so viel ist richtig. Aber ob es sich verlohnt, so am deutschen Wesen zu hängen? Ob Dir Dein Deutschland je etwas darauf zu gute thun wird, daß Du hier aushalten willst? — Hast Du etwas gehört?" fügte er mit einem plötzlich aufmerksamen Blick hinzu. „Hast Dich wohl gar schon vermietet, wie?" da der Sohn in seiner Brusttasche nach einigen Papieren fühlte, die er jetzt hervorzog.

„Ich würde ja doch nichts fest machen, ehe ich mit Dir darüber gesprochen hätte," sagte Wolf, ohne von dem fatalen Ausdruck, den seine grillige Bitterkeit dem Alten auf die Lippen gelegt hatte, weiter Notiz zu nehmen. „Ich hatte vor einigen Tagen ein Inserat in der ‚Kölnischen Zeitung' beantwortet, und nun schreibt mir der Mann, auf dessen Dominium die Stelle frei ist, selber ... ein großer Rittergutsbesitzer, wie es scheint. Hier ist der Brief."

Der Regierungsrat griff hastig nach dem Blatte und las auch oben rechts die Ortsbezeichnung: Masaunen, bei Schippenbeil, Ostpreußen, dann aber warf er dem Sohne den Brief wie ein Kartenblatt über die Hand hin wieder zu, so daß derselbe über die ganze Tischplatte fuhr, und sagte ungeduldig: „Sag mir, was der Mann will, das genügt."

Wolf nahm das große Quartblatt ruhig auf; es enthielt vier geläufig beschriebene Seiten. Herr Mirbach, der Rittergutsbesitzer, schien, was immer er sonst sein mochte, jedenfalls ein höflicher Mann. Er bediente sich einiger sehr verbindlichen Wendungen gegen den Aspiranten für seinen Verwalterposten, mit liebenswürdiger Hindeutung auf die besonderen Verhältnisse desselben, wie sie Wolf in seiner Meldung um die Stelle mit kurzen Zügen ihm dargelegt hatte. Der Gehalt freilich, den er schließlich bot, war niedrig, während dagegen die Arbeitslast und Verantwortlichkeit des künftigen Gutsbeamten nicht klein zu sein schienen.

„Ich sage es ja, ein Dienstmann steht sich ebenso gut oder besser," meinte der Regierungsrat zu dem Betrage des jährlichen Gehaltes, der, bei völlig freier Station, wie nicht ohne Nachdruck bemerkt wurde, den Gutsverwalter des Herrn Mirbach auf Masaunen für seine Mühewaltung entschädigen sollte.

„Ich muß die Bezahlung als eine Art Taschengeld betrachten," sagte darauf Wolf mit unbehaglichem Lächeln. „Mit Kleidern bin ich auf ein paar Jahre hinaus versehen, und was werde ich dort sonst groß brauchen? Unter anderen Umständen wäre ich aller Wahrscheinlichkeit nach einmal eine Zeit lang als Volontär auf ein solches großes Gut gegangen, also ganz ohne Gehalt — denn mich interessirt die Art der Landwirtschaft dort — ich habe mir immer gewünscht, den Betrieb da, in der Heimat des Großgrundbesitzes, aus eigener Anschauung kennen zu lernen."

„Ja, und das wäre eine ganz verwünscht andere Geschichte gewesen als so. Du wärest als ein Mann hingekommen, der diesen Herrn Mirbach mit seinen paar tausend Morgen immer noch in die Tasche gesteckt hätte. ‚Unter anderen Umständen!'" wiederholte er Wolfgangs eben gebrauchten Ausdruck jetzt — „‚unter anderen Umständen' — Mensch, wie kannst Du die Worte so ruhig in den Mund nehmen, an denen man schon allein vor Wut ersticken möchte!"

Herr Severin Volmar, im Begriffe, sich wieder in die Aufregung hineinzuarbeiten, streifte hier halb zufällig mit dem Blicke das Gesicht seines Sohnes. Und da mochte ihm, vielleicht zum erstenmal, auffallen, daß dies Antlitz sich in den letzten Wochen doch auch verändert habe. Es kam ihm etwas schmäler vor als sonst. Und eben jetzt, bei der Erneuerung der nergelnden Klagen von seiten des alten Mannes, schlich es um die Augen des jüngeren wie ein Zug tiefer Ermüdung.

Und nun brach der Regierungsrat plötzlich ab und sagte dann nach einer Pause in verändertem Tone: „Was kann uns das alles helfen ... Hier heißt es: ‚Vogel friß, oder stirb'. Du scheinst Lust zu haben, dorthin zu gehen? ... Dann geh in Gottes Namen ... ich halte Dich nicht. Der Gehalt ist zwar ein Bettelgeld, und ich kann mir die Stellung eines Mannes, der so bezahlt wird, dem Gutsherrn wie den Leuten gegenüber kaum als eine auf die Dauer haltbare denken. Du siehst das nicht ein?" Da der Sohn sprechen zu wollen schien: „Nun, mache die angenehme Erfahrung selber — es kann sie kein anderer für Dich machen, und es wird nicht die letzte sein."

„Andere Stellen würden auch ihre Unannehmlichkeiten haben, Vater," sagte Wolf, und es war dies freilich eine unwiderlegliche Bemerkung. Bei manchen Entscheidungen, die anscheinend völlig in der Wahl der Beteiligten liegen, spricht das Fatum gerade am unmittelbarsten, indem es der von Anbeginn an vorhandenen Charakterrichtung allein den Ausschlag zu geben überläßt. Die beiden blieben noch eine Weile zusammen, besprachen auch noch manches — sie hatten an dem von Dissenbergschen Konkurse ja leider ein auf Jahre hinaus nicht zu erschöpfendes Thema — der Verwalterstelle wurde aber nicht mehr gedacht. Und als ihn sein Vater dann verlassen hatte, um zu Bett zu gehen, setzte sich Wolf gleich im Wohnzimmer hin und schrieb an den Herrn Mirbach auf Masaunen eine Antwort, in welcher er den ausgeschriebenen Posten mit dem Gehalt, welcher geboten wurde, annahm. Auch zum sofortigen Antritt der Stelle erklärte er sich bereit. (Fortsetzung folgt)

Generalfeldmarschall

Graf Moltkes Briefe

an seine

Braut und Frau.

Berlin, Donnerstag den 3. Juni 1841, abends.

Wie sehr sehne ich mich, liebe Marie, bald wieder von Dir zu hören. Vielleicht ist schon wieder ein Brief von Dir unterwegs, aber ich warte ihn nicht ab, sondern plaudre schon vorher ein bißchen mit Dir. Der Vollmond steht meinen Fenstern strahlend gegenüber, gewiß siehst Du ihn heute auch noch an. Wäre er doch ein Hohlspiegel und ich erblickte Deine lieben, süßen Züge darin, Deine nußbraunen Augen und sanft lächelnden Mundwinkel. Dicht daneben steht der große Stern, von dem ich Dir schrieb. Oft, wenn ich in fernen asiatischen Steppen den langen, heißen Tag geritten und die Nacht herabsank, ehe die müden Pferde ihr Nachtquartier erreicht, oder wenn ich auf dem flachen Dach der Wohnung meine Teppiche zum Lager breiten ließ, trat er mit südlicher Klarheit aus dem Abendrot hervor und leuchtete so milde, als wollte er sagen: Reite nur getrost und vergiß alle Sorgen, du wirst doch noch ein Herz finden, welches dich liebt. Und so habe ich Dich gefunden, teure Marie; aber des Schicksals Sterne wohnen in der Menschen

Digitized by Google

eigenen Busen und jeder ist so glücklich, als er es verdient. Würde ich es nicht mit Dir, so wäre es nur, weil ich nicht so rein und gut bin und nicht mehr werden kann wie Du. Je länger ich lebe, je mehr erkenne ich an, daß schon in diesem Leben die Vergeltung alles Guten und Bösen, wenigstens zum großen Teil, eintritt. Darum wirst Du, wie sich Dein äußeres Los auch gestaltet, das Glück des innern Friedens nie entbehren, denn Du bist wie eine Blume, und ich bitte Gott, daß er Dich erhalte so lieblich, rein und hold.

Ich habe heute einen Brief von Onkel Paschen gehabt, in welchem aber nicht sonderlich viel drin steht, außer ein Zopf für Mama. Er hat sie gebeten, ihm meine Adresse zu schicken, und das hat sie, was ganz unnötig war, vergessen. Nun will er wissen, und das soll ich Mama einschärfen, ihm zu sagen, damit sie es nicht wieder beim Dochschreiben vergißt, wer der Herr Ritter ist, der die Vorrede zu meinem Buch[1]) geschrieben. Da sie das wahrscheinlich selbst nicht weiß, so bemerke ich, daß es Karl Ritter, Professor der Erdkunde zu Berlin und einer der bedeutendsten jetzt lebenden Gelehrten in diesem Fach ist.

Ich habe heute auch an Großmama Staffeldt geschrieben. — Deinen Bruder John habe ich noch gar nicht recht zu Gesicht bekommen; er ist immer mit den reisenden Damen herumgezogen; heute sind diese aber über Potsdam davongegangen, und ich habe nun doch jemand, mit dem ich von Dir sprechen kann.

Ich möchte Dir gerne schreiben, wie ich meinen Tag hier zubringe, aber einmal kennst Du alle die Menschen und Gegenstände nicht, zwischen welchen ich mich herumtummele, und dann scheint mir mein eigenes Leben hier so leer und bedeutungslos, daß ich gar nicht recht weiß, was ich davon erzählen soll. Morgens um sechs Uhr stehe ich auf und bade, dann lasse ich mir meine Flasche Brunnen nach dem Tiergarten tragen, wo ich trinke, und spaziere bis gegen acht Uhr. Drauf gehe ich nach Hause, rauche eine lange türkische Pfeife und frühstücke meinen Kakao. Hierauf mache ich meine schriftlichen Geschäfte ab und gehe um zwölf Uhr zum Vortrag. Wenn selbiger beendet, mache ich die notwendigen Gänge in der Stadt, gehe in mein Speisehaus und finde, wenn ich nach Hause komme, die Zeitung, wehre mich gegen den Schlaf, der bei Kissingen verpönt ist, und setze mich, sobald der kühle Abend kommt, zu Pferd und mache einen Ritt. Dann gehe ich vielleicht einen Augenblick ins Theater oder zu Bekannten, namentlich zu Binckes, und kehre um zehn oder elf in meine freundliche, aber einsame Wohnung zurück, setze mich in einen weichen Lehnstuhl ans Fenster und schweife in Gedanken zu Dir hinüber. Ach, liebe Marie, wärst Du doch hier! Gute Nacht! Den 4. Juni abends spät. — Dear, dear little Mary, God bless you! I kiss your hand and your eyes.

Den 5. Juni. Als ich heute vom Essen nach Hause kam, fand ich einen Brief von Dir, liebe, liebe Marie, und die Züge Deiner Hand versetzten mich sogleich in eine bessere Laune als die, in welche mich die Geschäfte gebracht. Wie freute ich mich, zu lesen, daß Du Dich glücklich fühlst; möge es immer so sein. — Du mußt jetzt schon meinen Brief vom 30. Mai erhalten und daraus ersehen haben, daß ich einige Hoffnung hege, Dich in diesem Sommer noch zu sehen, sei es im Seebad oder in Itzehoe; etwas Bestimmtes ist aber leider noch nicht darüber zu sagen. Daß aber Papa zum Herbst hierher kommt, hoffe ich zuversichtlich.

Hast Du die Stahlstiche schon aus Altona von Lewitz und Koch erhalten? Sie enthalten auch eine kleine Karte vom Bosporus und viele Ansichten, deren in den Briefen erwähnt ist.

Du fragst: whether it be quite the same to me, if you dance? Das ist mir gar nicht gleichgiltig, ich wünsche vielmehr dringend, daß Du tanzest (nur nicht gerade mit Leuten, die enge Stiefel tragen) und Dich überhaupt so gut amüsirst wie möglich. Lene[2]) schrieb uns, es thue ihr immer leid, wenn sie sähe, wie jemand ein Stück aus seinem Leben weggestrichen werde. Gott verhüte, daß ich die Jugend aus Deinem Leben wegstriche. Du wirst noch eine lange Reihe von Jahren eine junge, hübsche Frau sein und sollst, so hoffe ich, alle Freuden genießen, welche die Welt einer solchen bietet. Diese Welt, liebe Marie, hat ihre großen Lockungen und Genüsse, sie hat aber auch bittere Täuschungen und Kränkungen. Möchtest Du aus dem Kerzenschimmer der vergoldeten Säle nur immer gern in die eigene kleine Häuslichkeit zurückkehren, möchtest Du bei so vielen glänzenderen Erscheinungen nur immer das Gefühl bewahren, daß doch niemand es treuer mit Dir meint, als Dein alter „Wir" daheim, dann ist alles erreicht, was ich wünsche, und Du magst so viel Bälle und Konzerte, Theater und Soiréen besuchen, wie es Dir Vergnügen macht. — Es ist übrigens notwendig, wenn Du hier auftrittst, daß Du gut tanzest, und das lernt man nicht bei Herrn Rosenhain, sondern auf Bällen. Betrachte sie also als Vorstudien und erlaube mir, im Cotillon in Gedanken eine Extratour mit Dir zu tanzen.

Tausend herzliche Grüße an Jeanette, und sage ihr, daß die eine Schere immer noch etwas wackelig ist seit der Reise nach Kiel. Uebrigens soll sie ihr freundlichstes P'pa sagen, sobald die Rede von einer Reise nach Berlin ist. Gute Nacht, süße Marie. Es ist sehr spät, draußen regnet es und der Himmel ist schwarz, aber alles schmachtet nach Regen. Schlaf süß.

Sonntag abend. — Ich war heute nach Spandau hinüber geritten; als ich nach Hause kam, fand ich Briefe von Vater aus Basel. Er hat seinen Reiseplan abgeändert, geht nicht über Genf und erhält nun die Nachricht unserer Verlobung erst in München. Uebrigens schreibt er sehr zufrieden, seine Reise geht trefflich von statten, er ist wohl und läßt Euch alle herzlich grüßen. Ferner fand ich Briefe von Fritz,[1]) welcher mir Hoffnung gemacht, daß er mich im Juli besuchen wollte, jetzt aber schreibt, daß er lieber zu unserer Hochzeit kommen will; endlich von Ludwig,[2]) welcher Mitte des Monats nach Femarn geht, wo er eine Wohnung für zweihundert Thaler gemietet hat. Er scheint ja ganz zufrieden und munter zu sein.

In diesem Augenblick mögt Ihr wohl noch um den Theetisch sitzen, oder Mama und Jeanette musiziren, Papa raucht die Cigarre und Du, meine kleine Marie, denkst wohl zuweilen an mich in meiner geräuschvollen Einsamkeit. Schreib mir nur recht fleißig, gute Seele, Deine Briefe machen mir so viel Freude, und die kleinste tägliche Begebenheit Deines Lebens interessirt mich mehr als alle Politika. Nun will ich diesen Brief auch nicht länger zurückhalten, morgen soll er weg. Adieu, liebe, gute, teure Marie. Truly yours Helmuth.

*

Berlin, Dienstag abend den 8. Juni, 1841.

Liebe, gute, süße, hübsche Marie! Gestern erst ist mein letzter Brief an Dich abgegangen, aber ich kann nicht zu Bett gehen, ohne ein paar Worte mit Dir zu plaudern. Ich war heute nach Schönhausen gefahren und habe den Rückweg, genau ein und eine halbe Meile, in vierzig Minuten zurückgelegt, ohne daß Deine kleinen arabischen Hengste ein nasses Haar hatten, woraus Du ersiehst, daß sie gut in Atem sind. — Es hatte vorige Nacht, nach langer Dürre, schrecklich gestürmt und geregnet, und die Natur war köstlich erfrischt. Nachdem ich zu Hause kam, habe ich meine Vortragssachen zu morgen bearbeitet, eine Menge Briefe expedirt und ruhe jetzt aus. — Heute hatte ich auch einen sehr freundlichen, lieben Brief von unseren Verwandten aus Ulm. Die Vettern[3]) lassen sich Dir unbekannterweise angelegentlich empfehlen und hoffen, sich Dir in Berlin selbst einmal vorzustellen, wenn wir nicht zuvor einmal nach Ulm reisen. Sie hatten Nachricht von Fritz Moltke[4]) aus Karlsruhe, wo mein alter Papa aller Herzen durch seine Liebenswürdigkeit erobert. Er wird über München nach Ulm gehen. — Mein Freund, der Geheime Finanzrat von Patow[1]) nebst Gemahlin empfehlen sich Dir ebenfalls und freuen sich im voraus auf Deine Bekanntschaft. — Ich denke, Du schläfst schon, gute Seele, und hast vor dem Einschlafen noch meiner gedacht. So will ich es auch thun.

Mittwoch, mir ist's, liebe Marie, als ob ich recht lange keinen Brief von Dir gehabt hätte; vielleicht ist aber schon einer unterwegs. Auch von Papa und Mama muß ich bald Antwort erhalten. Es kommt mir recht einsam hier vor, und ich versetze mich in Gedanken oft in Eure Mitte. Wie schön ist es doch, die Seinigen um sich zu haben.

Hast Du von Lowitz und Koch die Sachen erhalten? Wie weit seid Ihr in Eurer Lektüre? Wo wird der Ball sein, wo Du tanzen sollst? Habt Ihr aus Glückstadt keine Nachrichten? Ach, ich könnte noch viel fragen, aber wie lange Zeit vergeht, ehe ich Antwort bekomme. Nimmst Du fleißig Stunden? Ich empfehle Dir das Französische, namentlich ein bißchen das Sprechen. Ach, liebe Marie, wärst Du doch hier! (Fortsetzung folgt.)

[1]) Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839. Berlin, Posen und Bromberg. Druck und Verlag von Ernst Siegfried Mittler 1841.

[2]) Eine Schwester Moltkes, welche mit dem Pastor Bröker in Uetersen in Holstein verheiratet war.

[1]) Ein älterer Bruder von Moltke, welcher in dänischen Diensten stand.

[2]) Ein jüngerer Bruder, ebenfalls in dänischen Diensten.

[3]) Wimpffens.

[4]) Ein Vetter von Moltke.

[1]) Der spätere Finanzminister und Oberpräsident von Sachsen, mit welchem Moltke bis zum Tod aufs engste befreundet war.

Das Altmühlthal.

(Hierzu auch das Bild Seite 25.)

Bei der heutzutage herrschenden Reise- und Wanderlust ist es kaum glaublich, daß es selbst in den deutschen Gauen Gegenden voll landschaftlicher Reize gibt, die noch in großer Weltabgeschiedenheit schlummern mit ihrem köstlichen Wald- und Wiesenduft und ihren frisch plätschernden Quellen. Zu diesen wenig bekannten und gewürdigten Landstrichen gehört das Altmühlthal. Die außerordentlich fischreiche Altmühl ist ein ansehnlicher, linker Nebenfluß der Donau, der auf dem Burgbernheimer Walde, 11 Kilometer nordöstlich von Rothenburg an der Tauber, entspringt, die Kreise Mittelfranken und Oberpfalz des Königreichs Bayern in südöstlicher Hauptrichtung durchfließt und nach einem sehr gekrümmten und langsamen Laufe von 195 Kilometer Länge bei Kelheim in den Hauptstrom mündet. Die eigentliche landschaftliche Schönheit des Thales beginnt bei Treuchtlingen, einem lebhaften und gewerbfleißigen Städtchen an der Berlin-Münchener Bahn. Auf der nahe gelegenen Waldhöhe sind noch einige Mauerreste der Burg Treuchtlingen vorhanden, auf welcher der aus dem dreißigjährigen Kriege berühmte kaiserliche Feldherr Pappenheim das Licht der Welt erblickte. Hier bei Treuchtlingen tritt die Altmühl in den fränkischen Jura, den sie in einer engen Spalte mit großen Serpentinen völlig durchbricht. Der Fluß mit seiner verhältnismäßig geringen und nur langsam fließenden Wassermasse hätte das nicht vermocht. Aber in vorgeschichtlicher Zeit war ganz Franken ein einziger See, der wahrscheinlich mit dem vor dem Alpengebirgsstock lagernden großen Donausee in Verbindung stand. Als dann die Wasser des Donausees die Alpen durchbrachen und als Donau dem Schwarzen Meere zueilten, floß der Frankensee auch nach diesem Strom ab, und die mächtigen Wassermassen schwemmten das lockere Gestein hinweg, bis sie auf den harten Grund des Kalkschiefers und des Dolomitengesteins kamen. Oberhalb der romantischen Durchbruchsstelle zeugen noch mehrere Weiher und Sumpfstrecken von dem einstigen Stillstand des Wassers. Das Thal ist von Dolomitfelsen eingekleidet und tief eingeschnitten. Infolge dieser Einengung wird es auch häufig von verheerenden Ueberschwemmungen heimgesucht, die zum Beispiel bei Eichstätt und Riedenburg regelmäßig wiederkehren. Strichweise hat das Thal auch üppige Wiesengründe und große Waldungen mit gewaltigen uralten Baumriesen. In diesen Forsten übten schon die Pipine und Karolinger das edle Weidwerk aus. Auf der Wülzburg bei Weißenburg besaßen sie Jagdhaus und Gestüt; noch heute steht dort eine von Karl dem Großen gestiftete Kapelle. Neben diesen landschaftlichen Reizen ist aber das Altmühlthal noch besonders reich an historischen Erinnerungen, an großartigen Burgruinen, mittelalterlichen Schlössern, Kirchen und Kapellen und namentlich auch an römischen Altertümern. Nirgends ist der berühmte Pfahlgraben oder die Teufelsmauer, die Ueberreste jener gewaltigen Schutzwehr, die einst den von den Römern unterworfenen Teil des südwestlichen Deutschlands und namentlich die dekumatischen Aecker zwischen Rhein und Donau gegen Angriffe vom freien Germanien her gedeckt hatte, besser erhalten als auf der Hochebene der Altmühl. Noch stehen viele der von Strecke zu Strecke angebrachten, bis 26 Meter hohen Türme, so in Pappenheim, dem Stammsitze des uralten Grafengeschlechtes der Pappenheimer, das in früherer Zeit den Namen Calatin führte und ununterbrochen seit 940 im Besitz von Pappenheim ist. Schon unter den Ottonen bekleidete das reisige Geschlecht die Reichsmarschallwürde. Nachdem dieses Amt durch die goldene Bulle Karls IV. an die Kurfürsten von Sachsen übergegangen war, wurden die Pappenheimer stellvertretende Reichserbmarschälle. Das über dem Städtchen thronende Schloß,

by Google

verfassen lassen. Es ist der berühmte Prunner Codex der Hofbibliothek in München. Dann folgt Randeck, 1634 von den Schweden niedergebrannt, dessen Turm König Maximilian von Bayern als Kronprinz wieder aufbauen ließ. Von seinen Zinnen bietet sich dem Auge eine geradezu unvergleichliche Aussicht dar, nach Norden endloser Wald, nach Westen das Altmühlthal mit Prunn und Riedenburg, nach Osten das Donauthal mit der Befreiungshalle bei Kelheim, während im Süden die blaue Kette der Alpen das herrliche Panorama abschließt. Zwischen Randeck und Prunn steht am Eingange ins Teufelsthal das von uns im Bilde gebrachte kleine Bauernhäuschen dicht an eine Felswand angeschmiegt und deshalb das Felsenhäusl genannt. Es gehörte in früheren Zeiten einem verrufenen Gesellen, dem Felsen-Marl, den die erzürnten Bauern endlich seiner bösen Streiche wegen überfielen und unter grausamen Mißhandlungen umbrachten. Von Randeck aus ist es noch eine Stunde bis nach Kelheim, wo sich die Altmühl in die Donau ergießt. Ein prachtvoller Waldweg führt über den Michelsberg, der die Befreiungshalle trägt, nach dem weltentlegenen Kloster Weltenburg, wo die Donau in schauriger Felsschlucht den Jura durchbricht, eine der schönsten Partien der ganzen Gegend, die einen großartigen Abschluß einer Altmühlthalpartie bildet. Von Weltenburg aus bis Kelheim muß man auf Kähnen fahren, da zwischen Wasser und Felswand kein Platz für einen Weg vorhanden ist.

Das Mädchen vom Prohner Wieck.

Eine Erzählung

von

Rudolf von Gottschall.

(Fortsetzung.)

Ein entzückend schöner Maitag war's, und sie wandelten Arm in Arm durch den im frischesten Grün prangenden Wald ... ferne tönte des Meeres Brandung und bisweilen streifte der Blick durch das auseinanderrankende Gezweig seine weite Wasserfläche; dann lagerten sie im Schatten einer Eiche, deren knospendes Laub unter den noch nicht abgestreiften braunen Blättern des Vorjahrs hervorsproßte ... zu ihren Füßen die lieblichen Kinder der Waldwiesen, die Anemonen und Glockenblumen ... und so lagerten sie, Arm in Arm, Herz an Herzen ... in seligem Selbstvergessen! Und doch ... sobald sich ein Gedanke an die Zukunft regen wollte ... verfinsterte sich wie durch ein Gewölk das goldene Sonnenlicht, das durch die Zweige auf den Matten spielte ... bange Ahnung machte ihr Herz klopfen. Ein schweres Wetter stand ja am Himmel ... und der tödliche Blitz konnte sie treffen, ehe noch diese Augenblicke des Glücks zum zweitenmale wiederkehrten. Und ihm selbst erschien es oft strafwürdig, an Glück zu glauben, während die schönsten Träume der Befreier des Vaterlandes zunichte geworden. Das Unglück zog heran mit der napoleonischen Heeresmacht, mit dem bunten Karneval der von ihm zusammengetrommelten Völker; zu verzweifelter Gegenwehr mußten seine Kampfgenossen sich ermannen ... sie hatten kein anderes Gefühl als das der höchsten Not und des höchsten Mutes ... war's nicht Untreue, wenn er auch nur an einem halben Tag sich in seligen Stunden berauschte; war's nicht ein Diebstahl, ein Raub an dem heiligen Schatze jener Hochgefühle, die ihm gemeinsam mit allen seinen Kameraden sein mußten, an jenem Opfermute, der das Leben und seine Freuden gering schätzt, nur der großen Sache des Vaterlandes eingedenk? Doch dieser Gedanke war ja auch der Geliebten nicht fremd und aus ihrer holdseligen Hingebung richtete auch sie sich bald auf zu kühnem Entschlusse. Trauliche Zwiegespräche und süße Liebkosungen erschöpften nicht den Schatz der Liebe, den sie im Herzen trug, auch der gemeinsame Schwung der Seelen sollte ihr sein schönes Zeichen aufprägen.

Major von Schill hatte, während er nach Stralsund vorrückte, seinem tapfern Offizier einen halbtägigen Urlaub bewilligt. So nahe der Geliebten sollte er sie begrüßen und Abschied von ihr nehmen. Dumpfe Todesahnung lag in der Luft, aber auch die Flucht über das Meer rückte ein Wiedersehen in weite Ferne. Als die Liebenden den Waldrand erreicht hatten und über die Felder hin das Schloß erblicken konnten, da kam der Verwalter ihnen entgegengesprengt. Ein rotmäntelicher dänischer Streiftrupp war in das Schloß und das Dorf eingerückt, die Rückkehr dorthin war unmöglich geworden.

Es war in der Nähe ein Fischerhaus, wo einige leichte Boote am Ufer lagen. Dorthin geleitete der Verwalter das Paar ... doch der Fischer weigerte sich, weiter über die See zu fahren als bis zum nächsten Dorfe am Prohner Wieck, wo der Offizier bessere Boote finden würde, die bis zur Fahrt nach Stralsund sich eigneten. Die Nähe der Feinde hatte den Mann erschreckt, er wollte Weib und Kind nicht unbeschützt zurücklassen. Während das junge Paar in der Hütte verweilte, sprengte der Verwalter zurück, um dem Offizier Mantel und Degen zu bringen, die er wohl vor den Rotmänteln zu verbergen wußte. Während der Schiffer im Kahn harrte, nahmen die Liebenden Abschied, doch es war kein Abschied vor schicksalsschweren Stunden, die sie getrennt hielten. Fest war Paula entschlossen, dem Liebenden, wenn er auch jetzt nicht ihr Begleiter sein konnte, doch nach Stralsund zu folgen, komme, was mag, und insgeheim, wenn seine Mutter ihr die Erlaubnis weigern sollte. Und so sah Paula dem Kahne, der sich vom Ufer entfernte, nicht mit hoffnungsloser Ergebung in eine unvermeidliche Trennung nach. Sie selbst hoffte dem Geliebten sein treues Roß wieder zuzuführen; sie war eine mutige Reiterin und die Liebe sollte ihren Ritt beflügeln.

Dies alles ging in wechselnden Bildern vor der Seele des Offiziers vorüber, als er in dem Kämmerlein der Fischerhütte einzuschlummern bestrebt war. Es gelang ihm nicht so leicht, denn er war in großer Erregung ... das Mädchen, das er verlassen hatte, das er verlassen mußte, kam ihm von neuem mit so thörichter Leidenschaft, so opfermutig entgegen ... und ihr Bild schien einen Augenblick dasjenige zu verdecken, das sein Leben beherrschen sollte, wie die Wetterwolke den Stern verdeckt; denn Dores Leidenschaft hatte etwas unheimlich Stürmisches, und er fürchtete sich vor ihrer Glut, wenn er dieselbe nicht mehr erwidern sollte. Auch regte sich in ihm das Gewissen, jetzt, wo sie allein in der Welt dastand, und wo er ihr nicht den Halt gewährte, auf den sie vertrauensvoll gehofft; darum war ihm der Tote in der Nachbarstube ein böser Mahner. Er hatte ja neben Leichen geruht beim Biwakfeuer auf dem Schlachtfeld von Dodendorf, das gläserne Auge des Todes schreckte ihn nicht; aber ihm schien's, als regte es sich nebenan auf der Bahre, als klopfte es an seine Thüre, als erhöbe sich der Tote, um ihn mit gespenstischer Hand zu berühren und Rechenschaft von ihm zu verlangen dafür, daß er das Mädchen, das ihm vertraut hatte, hilflos und preisgegeben ihrem einsamen Schicksal überließ. Erst spät gelang es ihm, den Schlummer zu finden, und er mochte kaum von einem flüchtigen Traum durch eine Reihe beklemmender Bilder geführt worden sein, in denen sich die Angst seiner Seele widerspiegelte, als er schon durch das Geräusch nebenan erweckt wurde. Denn schon mit dem ersten Frührot kamen die Männer des Dorfes, um die Leiche der Erde zu übergeben. Ein kurzes Lied, das in der Dämmerung des Morgens mit eigentümlicher Feierlichkeit verschwebte! Die Leiche wurde emporgehoben und die dumpfen Tritte der Träger entfernten sich unter dem gedämpften Lärm der das Haus umstehenden Menge. Lautes Schluchzen der Frauen ... er glaubte einen Aufschrei Dores zu hören, die von ihrem tiefen Schmerz plötzlich bewältigt wurde.

Rasch rüstete er sich zur Kahnfahrt; denn Dore wollte zurückkehren, sobald der Sarg des Vaters in die Gruft versenkt war. Und er war der älteste von denen, die im Meere umgekommen, und wurde zuerst begraben. Während aber die ganze Bevölkerung des Dorfes auf dem Kirchhof verweilte, um der Bestattung der anderen Leichen beizuwohnen, wollte Dore nach Hause eilen, den Kahn vom Ufer lösen und den Flüchtling hinüberrudern nach der großen Hafenstadt. Und so geschah es! Noch ertönte der Grabgesang von dem öden Kirchhof auf der Sanddüne, wo kein stimmungsvoll düsterer Baum, keine tröstliche deutsame Blume gedieh, wo nur der erbarmungslose Seewind über die Leichensteine dahinfuhr und sie oft mit dem aufgestürmten Sand verschüttete, als Dore zurückkehrte, die Thüre aufschloß und, mit einem kleinen Bündel, das sie schon in der Nacht zusammengesucht, in der Hand, den Offizier zum Kahn geleitete, der jetzt ihr Eigentum war. Niemand sah, wie sie vom Ufer stieß, aber Flemming sah empor zu ihr, als sie aufgerichtet im Boote stand und es ins Meer hinüberlenkte, mit verweintem Auge, wortlos, starr; denn in diesem Augenblicke tiefer Trauer dachte sie auch der Liebe nicht und wie einen fremden Mann fuhr sie den Geliebten übers Meer. — —

Um die einst kriegsberühmte Meeresfeste Stralsund hatte ein blanker Maitag auf dem Lande sein Blütennetz gesponnen, während das Meer weithin in fröhlichem Sonnenschein leuchtete; doch im Herzen der Tapfern, die tags vorher in die Stadt eingezogen und die französischen Artilleristen und polnischen Ulanen auf dem Alten Markt nach heftigem Kampfe überwunden, regte sich nur zaghaft eine freudige Hoffnung auf die Zukunft. Sie waren zurückgedrängt worden von der Ruhmesbahn, die sie mit so kühnem Mute betreten. Stralsund gehörte ihnen, sie hatten über hundert Kanonen erbeutet, auch reiche Pulvervorräte. Doch das war nicht mehr die alte trutzige Feste; die Franzosen hatten im Jahre vorher ihre Wälle zum Teil in die Luft gesprengt; alles kam darauf an, so rasch wie möglich ihre alte Wehrkraft wieder neu in stand zu setzen.

Auf einem Wall dicht am Triebseer Thor hielt Major von Schill und leitete das Getümmel der tausend Arbeiter, Bürger und Bauern, welche die Wallgräben ausräumten und mit Wasser füllten, die erbeuteten eisernen Kanonen auf die nach Möglichkeit hergestellten Wälle schleppten. Offiziere kamen und gingen, unter ihnen auch Ernst von Flemming, der sich zurückmeldete und erzählte, wie er mit Not dem dänischen Streifcorps entkommen sei.

„Diese Dänen,“ versetzte Schill, „ich hätte nie geglaubt, daß sie gegen uns die Waffen ergreifen würden. Doch nur Zeit ... nur einige Tage Zeit! Ich will aus diesem Stralsund ein Saragossa machen, — sie sollen sich die Köpfe daran einrennen, Dänen und Holländer und alle die Sklavenvölker, welche der Korse an seiner Leine führt.“

Ein feuriger Blitz der Augen begleitete diese Worte, in denen eine zuversichtliche Hoffnung sich aussprach, doch es war nur ein flüchtiges Aufleuchten, wie ein Funke, der aus grauer Asche emporstob; denn in seinen schönsten Hoffnungen war der tapfere Husarenführer, der Mann, der für die Freiheit des Vaterlandes kämpfte aus eigenem Antriebe, der im Norden ein glorreich Beispiel geben wollte, wie es in den Tiroler Alpen Andreas Hofer gegeben, aufs bitterste getäuscht worden. Das Volk hatte sich nirgends erhoben, seinen König hatte er nicht mit sich fortzureißen vermocht, sondern dieser hatte ihn in Acht und Bann erklärt, und so, ein einsamer Held zwischen den Mächtigen, die ihn verdammten, war er nur angewiesen auf die eigene Kraft und die Ausdauer seiner Getreuen. Als er so in der hellen Sonne dastand, bemerkte Flemming zum erstenmale die Verwüstung, welche der Gram und die innerlich wühlende Sorge in den Zügen des kühnen Freischarenführers angerichtet; sie hatten etwas Verwittertes an sich, und bisweilen flog eine jähe Rotglühhitze darüber hin.

„Das ist das Schlimmste,“ sagte er zu Flemming, als hätte er im Geiste rasch alle die Feindseligkeiten des Schicksals erwogen, die ihn verfolgten, „daß die Herzen der Meinigen sich von mir abwenden. Ueberall stoße ich auf Widerspruch. Man kritisirt mich ... wie brennender Schwefel werden falsche Urteile über mich und mein Unternehmen umhergestreut und von solchen, die ja mit mir kämpfen. Doch ich werde die Lästerer vor der Front wegjagen; vor meinen Soldaten darf ich mein Ansehen nicht schmälern lassen ... der Geist der Einigkeit thut uns not, der allein die Bahn zum Ruhme öffnet. Sie wissen, lieber Flemming, wie unaussprechlich gut ich es mit allen meine.“

Inzwischen meldete ein Adjutant die Ankunft des ersten Trupps der Rügener Miliz, welche von der Insel herüberkam. Schill rechnete auf mehrere Tausende, mochten nun die Inselbewohner dem Aufgebote willig oder widerwillig folgen. Dann wurde ein neues eisernes Geschütz auf den Wall gebracht, neben dem Triebseer Thor, von welchem die Hammer- und Axtschläge herübertönten. Schill hatte Flemming noch nicht verabschiedet; er kehrte nach einem kurzen Gang über den Wall zu ihm zurück.

„Ich muß mir die Macht eines Feldherrn, eines Herrn über Leben und Tod anmaßen,“ sagte er; „ich weiß, es ist eine Anmaßung, doch die Not zwingt

by Google

mich dazu! Ich muß einen eisernen Willen einsetzen, sonst bricht alles um mich zusammen. Doch daß ich's muß ... das greift mir, wie so vieles andere, ans Herz. Zwei schlaflose Nächte ... ich bedarf der Erquickung."

Er winkte einen Burschen herbei, der ihm die Feldflasche reichte. Schill that einen langen, kräftigen Zug daraus. Er schien darnach wie neugeboren und klopfte Flemming, der ihm einer der liebsten Offiziere war, auf die Achsel.

„Das erquickt, Kamerad! Man lernt hoffen und vergessen, und man muß sorgen, daß das Feuer im Blute nicht verlöscht, sonst wird im inneren Qualm und Rauch ja die kühne That erstickt. Ich schicke Sie jetzt ans Knieper Thor ... dort im Norden brauchen wir zwar den Feind nicht zu erwarten, doch es bedarf für alle Fälle der Vorsicht. Sorgen Sie dafür, daß Batterien zu beiden Seiten aufgepflanzt werden zur Deckung, und daß die Schanzarbeiten raschen Fortgang nehmen."

Flemming begab sich durch die Stadt nach dem nördlichen Thore. In der Fährstraße sah er im Vorübergehen eine Amazone hoch zu Roß halten, als er näher hinsah, erkannte er seinen eigenen Falben und in dem Begleiter der Dame den treuen Schloßverwalter. Es war Paula, die den mutigen Ritt in die bedrohte Stadt gewagt.

Er trat näher und half ihr vom Pferde, indem er ihr die Hände mit Küssen bedeckte. Für das Pferd fand sich bald ein Husar, der es in den Stall führte.

„Ich bin im Dienst ... nur einen Augenblick, um Dir zu danken."

Und er folgte die steinerne Treppe hinauf in den verhängten Saal, in welchem die Ahnenbilder der Flemmings von den Wänden herniederblickten, unkenntlich im Dämmerlicht.

„Und meine Mutter?" fragte der Offizier.

„O, es galt, eine lange Gegenwehr zu besiegen, doch unter Thränen gab sie nach. Sie dachte ihrer Jugend ... auch sie ist ja dem Mann ihres Herzens gefolgt gegen den Willen der Eltern! Und das vergißt sich nicht!"

„Du begibst Dich in große Gefahr!"

„Besser, sie vor Augen sehen, als von ihr in bangen Träumen geängstigt zu werden ... und dann ... ich teile sie mit Dir."

Nach inniger Umarmung trennten sich die Liebenden ...

Flemming versprach, am Abend wiederzukommen, wenn ihn kein später Nachtdienst davon abhielt, und begab sich nach dem Knieper Thore. Paula aber eilte in das Gemach, das sie sich hier traulich und wohnlich eingerichtet hatte. Es fehlten darin nicht die Bilder des Königs und der schönen Königin, nicht die Werke der gefeierten Dichter in schmucken Einbänden; aber es war manches bestaubt und entbehrte der Pflege, es fehlte die ordnende weibliche Hand.

Der Begleiter Paulas, der auf das Schloß zurückkehren wollte, rief den Hausverwalter herbei, einen grämlichen Alten, der hier in dieser Stellung mehr ein Gnadenbrot verzehrte. Paula bedurfte weiblicher Bedienung und es wurde darüber Rat gepflogen.

„Nichts für ungut," sagte der alte Hausner, „doch ich verstehe mich nicht auf den feinen Kram und die niedlichen Firlefanzereien, dazu bedarf's der Frauenzimmer. Das gnädige Fräulein braucht eine Zofe."

„Könnt Ihr mir nicht für einige Zeit einen dienstbaren Geist verschaffen?" fragte Paula.

„Doch zuverlässig muß sie sein," versetzte der Gutsinspektor, „und auch etwas Courage haben; denn das ist Eure starke Seite nicht, lieber Hausner — und doch kann hier alles binnen kurzem darunter und darüber gehen."

„Gott sei's geklagt," sagte der Alte, „und dann noch diese Verantwortung! Ein so hübsches, gnädiges Fräulein ... und ich soll sie schützen! Von den Holländern und Dänen ist nichts Gutes zu erwarten, und wenn sie die Stadt erobern sollten, dann sind sie bei guter Laune ... und das ist gefährlich für die schönen Mädchen. Ich spreche im Geist der Dänen und Holländer, gnädiges Fräulein, und die fragen dann auch nicht nach dem Stammbaum, sondern greifen zu, wo ihnen die rotbackigen Aepfel winken."

„Es thut mir leid," sagte der Gutsinspektor, „daß meine Pflicht und die Sorge für die Wirtschaft mich von Ihrer Seite ruft und ich Sie hier in diesem schwächlichen Schutze zurücklassen muß. Doch Sie haben's gewollt, und müssen nun tapfer aushalten in Not und Gefahr. Doch, Alter, nimm Deinen Verstand zusammen ... wie steht's mit einer Zofe?"

Hausner versank in tiefes Nachdenken, welches seinem runzeligen Gesicht einen fast unheimlichen Ausdruck gab; er wiegte den Kopf mit den spärlichen weißen Haaren hin und her.

„Da kenne ich eine Gesindevermieterin," sagte er, „es ist eine Fischersfrau, die aus unserer Gegend stammt, und ihr Geschäft steht in Blüte. Ehrlich ist die Frau und hat meistens gute Ware; uns hier wird sie nichts Ausrangirtes bieten, was Risse und Sprünge hat, wir sind ja Landsleute vom Prohner Wieck. Wenn das gnädige Fräulein befehlen, so will ich mich bei der Frau nach einer Zofe erkundigen."

„Eilen Sie ... ich brauche sie gleich, aber vielleicht nur auf kürzere Zeit," sagte Paula und der Gutsinspektor fügte hinzu:

„Daß es aber ja ein kräftiges und mutiges Frauenzimmer ist. Nichts Weinerliches und Nervenschwaches ... das können wir hier nicht brauchen."

Hausner schüttelte den Kopf.

„Gleich antreten ... eine Abmachung auf kurze Zeit ... kräftig, und voll Courage ... so groß wird die Auswahl nicht sein, daß man dergleichen findet? Die Herrschaften verlangen zu viel auf einmal."

„Sie werden Glück haben, Hausner ... Glück ist Ihre stärkere Seite. Greifen Sie nur zu ... ich werde so lange hier beim Fräulein warten, um Sie für Ihre Wahl belobigen zu können."

Hausner machte sich auf den Weg nach der Fährstraße, wo Frau Möllner, die Gesindevermieterin, ihren kleinen Kram und ihr Geschäftslokal hatte. Er mußte sich oft an die Hausthüren drücken, um den Husaren und Ulanen aus dem Wege zu gehen, welche durch die engen Straßen sprengten. Ein paarmal erschrak er so über die plötzlich um die Ecke galoppirenden Reiter, daß ihm die Kniee schlotterten. Er hatte wohl in friedlichen Garnisonen gelebt, wo auch Kavallerie stand; aber das Wilde und Unbändige, das diese neue Einquartierung zur Schau trug, hatte er doch nie bei jenen gewiß ebenso tapferen Reitersleuten bemerkt. Es bestärkte ihn in seiner Ansicht, daß die Welt in letzter Zeit aus Rand und Band gekommen sei, und gar den Schill selbst hielt er für den leibhaftigen wilden Jäger.

Der Kram der Frau Möllner war durch mehrere Schilder gekennzeichnet, nicht bloß Zwirn, Seide, Wolle und Posamenten verkaufte sie in dem Laden, der bis an die Decke mit Waren vollgestopft war, während der kleine Ladenraum und der schmale Ladentisch keiner großen Kundschaft Raum gönnten. Daneben aber war die gute Stube der Frau Möllner, die ihr als Bureau für Gesindevermietung diente ... und das war ihre Haupteinnahmequelle. Da lagen auf einem Pult ihre aufgeschlagenen Contobücher, da war eine Holzbank für die Stellen suchenden Mädchen, die mit einer Armensünderbank eine auffallende Aehnlichkeit hatte. Auch ein Sofa stand hier, das allerdings einen verschossenen Rips zur Schau trug und einige wunde, nicht ganz geheilte Stellen zeigte. Dies Sofa war für Frau Möllner selbst bestimmt, wenn sie mit aller Muße die Köchinnen und Zofen prüfen wollte, die durch ihre Vermittlung untergebracht zu werden hofften. Doch hielt sie auf den guten Ruf ihres Geschäfts, und wenn die Gesichter ihr Mißtrauen erweckten, oder wenn sie zwischen den Zeilen der Zeugnisse Bedenkliches und Zweifelhaftes herauslas, so verzichtete sie lieber auf den kleinen Gewinn und wies den Mädchen die Thüre. Das Sofa war aber auch außerdem für die Herrschaften bestimmt, die sich an ihre Hilfe wandten, und ausnahmsweise für die seltenen jungen Damen, die sich zu ihr verirrten, Wirtschafterinnen und Hauslehrerinnen; ja es war ihr Stolz, einmal eine Gouvernante vermietet zu haben, die aus guter Familie stammte und vor deren Mama, der Witwe eines höheren Beamten, Frau Möllner stets sehr tiefe Knixe zu machen pflegte.

Jetzt saß sie an ihrem Pulte und rechnete die erfreuliche Summe ihrer Gebühren nach, denn der Gesindewechsel stand gerade in Blüte. Die aufgeregte Zeit brachte auch Unruhe in die Häuslichkeit, es war ein Hinundherziehen, einzelne Herrschaften flüchteten aus der Stadt, andere suchten wieder dort eine Zuflucht. Frau Möllner war eine hochgewachsene Frau mit scharfen Gesichtszügen, einer stark hervortretenden Nase und ein paar Falkenaugen, welche Herz und Nieren zu prüfen schienen. Ihre Nichte Dore hatte sie sehr freundlich empfangen, das arme Mädchen that ihr leid. Zur Beerdigung des Bruders zu kommen, hatten ihr die Geschäfte und die Unsicherheit, die vor den Thoren der Stadt herrschte, nicht erlaubt, um so mehr fühlte sie sich verpflichtet, für sein hinterlassenes Kind alles zu thun, was in ihren Kräften stand. Und das Kind machte ihr auch außerdem viel Sorge, Dore war so schwermütig, so wortkarg, sie bediente mit finsterem Blick die Kunden im Laden und das paßte Frau Möllner nicht. Eine Verkäuferin mußte nach ihrer Ansicht immer lächeln, wie eine Balletttänzerin, auch wenn's ihr gar nicht darnach zu Mute war, und sie selbst lächelte ja auch, selbst wenn sie mühselig zu den obersten Fächern emporklettern mußte, um die rechte, gewünschte Nummer des Strickgarns oder der Häkelwolle zu finden. Doch diese trübselige Dore ... ihren Vater hatte sie verloren, das war Grund genug zur Trauer; sie war aber nicht bloß traurig, Trauer stimmt mild und wehmütig, doch es war in ihr etwas Feindseliges, ihr Zorn war erregt wie durch eine tiefempfundene Kränkung. Doch darüber schwieg sie, und ihr ganzes wortkarges Wesen war der gesprächigen Tante ebenso unwillkommen wie bedenklich.

Während die Tante bei ihren Büchern saß, ging Dore ungeduldig im Zimmer auf und ab, ihr Strickzeug lag unbeachtet auf dem Tisch; bisweilen trat sie ans Fenster, blickte auf die enge Straße und trommelte an den Scheiben. Rührte sich die Klingel, so ging sie an den Ladentisch, die Kundschaft zu bedienen. Sie wußte nicht recht Bescheid, am wenigsten mit den Preisen. Gleichwohl fragte sie nicht bei der Tante nach, sie verkaufte nach Gutdünken, sie war zu stolz, um den Kunden gegenüber Unwissenheit oder Unsicherheit zu verraten. War sie aber allein im Laden, so setzte sie sich auf die Trittleiter ... das Haupt auf die Hand gestützt ... ganz in Träumereien verloren.

Da sah sie das im Sonnenschein funkelnde Meer ... ein Boot glitt darüber hin ... von den Rudern troff's wie sprühendes Silber ... und das Steuer führte sie bald selbst, bald der Gefährte, der im Kahne saß. Dann war sie versunken in seinen Anblick. Es war eine schweigsame Fahrt; doch warum sprach er so wenig? Sie fühlte sich so sicher, so selig in seiner Nähe ... sie waren allein unter dem ewigen Himmel, in dem ewigen Meere ... allein! Kein Auge sah sie als das Sonnenauge, das still und ernst vom Himmel herniederblickte. Ruhig lag die Spiegelfläche des Meeres ... warum legte er nicht das Ruder beiseite und schloß sie, die Geliebte, in seine Arme und drückte einen Kuß auf ihre glühenden Lippen? Gewiß, sie war in Trauer um ihres Vaters Tod, — man ehrt solche Trauer, aber bedarf das vereinsamte Herz nicht der tröstenden Liebe? Er blickte so still und nachdenklich in die Flut ... gewiß, er ging einem ernsten Schicksal entgegen, er stand in Waffen gegen den immer näher rückenden Feind, jeder seiner Atemzüge gehörte dem Vaterlande. Und doch — er wurde ihm ja nicht untreu, wenn er sein Mädchen ans Herz drückte und ihren Segen empfing in glühender Umarmung. Und sie war stolz gewesen dem Stolzen gegenüber ... sie hatte ihn mit keinem Worte an ein vergangenes Glück gemahnt; sie hatte sich begnügt mit dem stillen Glück seiner Nähe ... wenn nur nicht etwas Kaltes, Fremdes zwischen sie getreten wäre.

Und dann ... sie hatte mit ihm für den Abend eine Begegnung am Frankenthor verabredet. Er war nicht gekommen ... der Dienst, die Pflicht! Doch er hatte sich auch nicht entschuldigt ... und wie lange hatte er vorher nicht ihrer gedacht. Doch es war nicht Untreue ... sie wagte den Gedanken nicht auszudenken, er setzte ihr Blut in Wallung, er griff ihr ans Herz! Nein, das konnte nicht sein! Doch im Kampf um Leben und Tod und dabei gehorsam den strengen, vom Augenblick eingegebenen Befehlen des Heerführers ... wie konnte er da seinem Versprechen nachkommen, das an die Stunde gebunden war, wie konnte er da seinem Herzen folgen?

(Fortsetzung folgt.)

y Google

Eine schwere Stunde.

(Hiezu das Bild Seite 29.)

Feierliche Stille herrscht in dem weiten Prunkgemache des königlichen Palastes, nur unterbrochen durch das leise Stöhnen und Aechzen, welches von dem breiten Prunkbett an der einen Seitenwand zitternd zu den stumm dastehenden Magiern und Weisen herüberklingt. Auf dem üppigen Lager ruht in Seiden- und Purpurkissen die abgezehrte Gestalt eines Greises, eingehüllt in ein goldglänzendes Löwenfell. Die glühenden Strahlen der untergehenden Sonne fallen durch die Oeffnung des Daches in das Gemach und beleben die bunte Farbenpracht der reich mit Bildern und Skulpturen geschmückten Wände. Die ganze glänzende Ausstattung des Raumes ladet so recht zum frohen und heitern Lebensgenuß ein, und doch sind die ernsten Männer hier nicht zur Feier eines fröhlichen Festes versammelt; ein trauriger Anlaß hat sie hieher geführt. Der Mann, der bisher das Ohr des Königs besessen und im Namen seines nur dem Vergnügen lebenden Herrn und Gebieters mit eiserner Faust die Zügel der Regierung gehalten hat, liegt auf dem Sterbelager. Es ist, als warte die Sonne nur auf seine Auflösung, um mit ihren letzten Strahlen die scheidende Seele mit hinüber zu nehmen in eine andere Welt. Da wird der schwere Vorhang an der Thüre geräuschlos zurückgeschoben, und herein tritt feierlich ein würdiger Greis, der ein halb entkleidetes junges Weib an der Hand nach sich zieht, während ein anderer alter Mann in kraftloser Verzweiflung hinterher schwankt. Vor dem Lager des Sterbenden sinkt er kraftlos in die Kniee; ihm, dem Allgewaltigen, hatte er die einzige Tochter zur Ehe versprochen, und als nun der unerbittliche Tod trennend dazwischen treten wollte, ehe noch das ungleiche Band geknüpft war, da sollte nach dem Ausspruche der Magier sie sich opfern, damit das siechende Leben des greisen Bräutigams aufgehalten würde. Bei dem Erscheinen der drei ist Leben in die stumm dasitzende Gruppe der Magier gekommen. Die schöne Beltis ist auf dem Wege zum Tode; bevor sie aber von der Erde scheidet, soll sie noch nach den Vorschriften der Magier dem greisen Bräutigam den Tod von den Lippen küssen. Schaudernd wendet sie sich von der schon halbtoten Gestalt ab. Da fällt ihr Blick auf den knieenden Vater, der mit der einen Hand sein schmerzlich zuckendes Gesicht verbirgt, während die andere nach dem Sterbenden weist. Sie rafft sich auf, tritt rasch an das Prunkbett und berührt leise mit ihren schwellenden Lippen den zuckenden Mund des Sterbenden. Nun ist sie unwiderruflich dem Tode verfallen, und widerstandslos läßt sie sich von ihrem Führer hinausgeleiten. Wiederum herrscht dumpfe, drückende Stille in dem Gemache, die Magier lauschen gespannt nach dem Prunkbett hin; der Schein der sinkenden Sonne verglüht, und als draußen das warme Blut der edlen Jungfrau den Altar wie mit einem roten Schleier überzieht und ihre befreite Seele sich dem scheidenden Lichtgott nachschwingt, da ist auch in dem glänzenden Gemache das schwere Ringen zwischen Leben und Tod vorüber. Die schöne Beltis hat sich umsonst geopfert. D. A.

Parforcejagd.

(Hiezu das Bild Seite 28.)

Die Hetzjagd zu Fuß und zu Pferde ist eine uralte deutsche Jagdmethode, die nicht erst aus Frankreich herübergekommen ist, denn schon Ludwig der Deutsche hetzte im Jahre 864 bei Frankfurt den edlen Hirsch, und Kaiser Maximilian I. hat wie es bei „Treitzsaurwein im weißkunig“ heißt, das „hertz- und parkgejaid von newem“ aufgebracht. — Was wir als französische Jagd von unseren Nachbarn erhielten, war lediglich die Nachäfferei französischen Prunkes und Pompes, französische Fanfaren und Jagdbezeichnungen, sowie die welsche Grausamkeit, den Hirsch des Hetzens wegen Halali zu jagen, ohne ihn zu erlegen, sobald sich dazu Gelegenheit bot.

„Die Parforcejagd“, sagt der Jagdklassiker Döbel, „ist eine lustige und angenehme Jagd für diejenigen, so gern reiten, den Laut der Hunde hören wollen und das Blasen ästimiren, als worinne eigentlich die Jagd bestehet.“ Bei alledem haben die umfassenden Vorbereitungen, welche sie erfordert, die Leithundarbeit, das Bestätigen und so weiter, gerade jenem Zeitabschnitt, der die Parforcejagd besonders pflegte, die Bezeichnung der „goldenen Zeit der Jagd“ eingetragen.

Die Parforcejagd erforderte einen bedeutenden Bestand an Hochwild in ebenen, weit ausgedehnten Waldungen, eine gute und gut eingejagte Meute Hunde, sowie eine geübte, gut berittene Jägerei, während sie andererseits, da die jagende Herrschaft mit dem Wilde selbst nicht in Berührung kam, der Entfaltung eines großen Luxus in Kleidung, Pferden und Livreen äußerst günstig war, — es ist daher erklärlich, daß sie an den stets prachtliebenden Höfen der Könige von Frankreich seit Ludwig XI. in hervorragendem Maße gepflegt wurde. Nur verhältnismäßig wenig deutsche Fürsten vermochten in dieser Beziehung gleichen Schritt zu halten, und gegen 1730 waren überhaupt nur zwölf Jagdequipagen in Deutschland vorhanden, als deren bedeutendste die des Fürsten von Anhalt in Dessau, einhundertundvierzig bis einhundertundfünfzig Hunde zählend, bekannt ist.

Die Jagd war überaus kostspielig und brachte keinen Nutzen, denn der gehetzte Hirsch war für Menschen ungenießbar, aus seinem Wildbret wurde den Hunden das Curée bereitet; die Ehre für den Jagdherrn oder dessen ausersehene Gäste bestand darin, daß sie den von der Meute gedeckten Hirsch, unter dem Blasen der Halalifanfare und während alle Anwesenden den rechten Handschuh ausziehen und den Hirschfänger lüften, mit einem Stoße des Hirschfängers durch die linke Brust ins Herz abfingen. Das neunzehnte Jahrhundert hat mit dieser Art Jagen aufgeräumt, die letzte Parforcejagd nach alter Weise hielt 1811 der Großherzog von Weimar ab.

Doch in den langen Friedensjahren im zweiten Viertel unseres Jahrhunderts erwachte von neuem die Lust am schneidigen Jagdritt durch Feld und Wald, die Freude am hellen Geläut der Meute und am Schmettern der Fanfaren; und so wurden hie und da, so besonders am preußischen Hofe durch Prinz Karl, den Bruder des Kaisers Wilhelm I., Fuchshunde aus England angeschafft, eingejagt, die Parforcejagd, wenn auch in veränderter Form unter Wegfall allen Prunkes, neubelebt und bald von den Offizieren der Kavallerie und den Kavalieren des Hofes eifrig gepflegt. Aber nicht mehr durch eine zahlreiche Jägerei wird der stolze, jagdbare Hirsch bestätigt, vom Leithund rege gemacht, und dann von der Meute gehetzt, sondern ein armseliges Damtier, oder ein junges Wildschwein wird aus seinem Stalle entlassen, und sobald es einigen Vorsprung erlangt, die Meute zur Fährte gelegt, die sie unter lautem Halsgeben, unter dem Hörnerklang der Piqueurs aufnimmt, und der sie folgt, hinter ihr über Hecke und Graben, durch Sumpf und Wiese, das „rote“ Feld. Verschwunden ist das farbenprächtige Bild früherer Zeiten, denn nur im knappen Uniformsrock oder im einfachen roten Frack mit schwarzer Kappe wird jetzt die Jagd geritten, und folgt ihr, was mitunter vorkommt, eine Dame, so sitzt sie nicht mehr, wie es früher üblich, in gold- und silberstrotzender Männerkleidung nach Männerart zu Pferde, sondern im schmucklosen dunklen Reitanzug, der, wie der rote Frack, aus England stammt.

Ganz besonders eifrige Jagdreiter sind die Offiziere des königlichen Militärreitinstituts in Hannover, welche eine große, vielfach prämiirte Meute halten, auch selbst züchten, und da sie selbst nur hinter vierzehn bis fünfzehn Koppeln reiten, in der Lage sind, an verschiedene Kavalleriegarnisonen kleinere Packs von vier bis fünf Koppeln abzugeben, um den Offizieren der Armee das Reiten im Terrain hinter den Hunden, in der Regel nur auf der Schleppe, nicht auf lebendes Wild, zu ermöglichen, und so den Reitergeist und die Ausbildung im Reiten zu fördern. O. Stein.

Literatur.

In die nüchterne Prosa eines Zahlen- und Büchermenschen einen poetischen Funken zu zaubern, das hat Heinrich Steinhausen mit einer kleinen Erzählung fertig gebracht, die er unter dem harmlosen Titel: „Herr Moses kauft sein Buch“ im Verlag von Max Pasch in Berlin erscheinen ließ. Mit ungekünsteltem Humor erzählt er uns, wie der Geheime Kommerzienrat Arnold Moses seine Tochter alljährlich mit einem neuen Buch von Ebers zu beschenken pflegt, und nur aus Versehen fällt ihm beim letzten Weihnachtsmarkt das Erstlingswerk eines jungen Dichters in die Hände, den seine Tochter heimlich liebt. Hingerissen von dem Schwunge der Dichtung, gibt auch er seinen Segen, und mit der Vereinigung zweier liebenden Paare schließt das heitere Bild.

Unter den verschiedenen Darstellungen der Geschichte des deutschen Volkes steht noch immer ein Werk obenan, das trotz seines verhältnismäßig hohen Alters durch die geschickte Fortführung seines Bearbeiters sich seine geistige Jugendfrische noch immer bewahrt hat. Es ist dies Eduard Dullers „Geschichte des deutschen Volkes“, bearbeitet und fortgesetzt von William Pierson (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1891), das in zwei geschmackvoll ausgestatteten Bänden und heute bereits in siebenter, vermehrter und verbesserter Auflage vorliegt. Es ist ein unstreitiges Verdienst William Piersons, das volkstümliche, treffliche Werk Dullers durch eine in dem Geiste des ursprünglichen Urhebers gehaltene Ergänzung noch heute auf seiner vollen Höhe erhalten zu haben. Das Werk beginnt mit einer Schilderung der deutschen Völkerschaften in der Urzeit und schließt mit der Eröffnung des ersten deutschen Reichstages im Frühling 1871 ab.“

Eine treffliche Darstellung der Uniformierung unserer Armee bietet das im Verlag von H. Toussaint & Comp. in Berlin erschienene Werk: „Das deutsche Reichsheer“, das in farbiger Darstellung, nach Zeichnungen von G. Krickel, die verschiedenen Typen des Reichsheers in getreuer Nachbildung zum Ausdruck bringt. Das geschmackvoll ausgestattete Werk, das an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, dürfte jedem Soldatenfreund eine willkommene Erinnerung sein.“

Notizblätter.

Kultur und Wissenschaft.

Die erste freie Universität Skandinaviens wurde in Gothenburg eröffnet. Das Grundkapital der Universität beträgt 1,740,000 Kronen, welche Summe ausschließlich durch Beiträge von Privatpersonen aufgebracht worden ist.

Der Presse, der „siebenten Großmacht“, wie sie sich so gern nennen läßt, widmete die Reichshauptstadt in den Tagen vom 12. bis 16. September besondere Aufmerksamkeit. Galt es doch, beim Schluß der internationalen Kunstausstellung, die aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes herbeiströmenden Gäste und Mitglieder des Schriftstellerverbandes — also wenigstens die Vertreter des nationalen Schrifttums — zu feiern, da der zu gleichem Zeitpunkt geplante internationale literarische Kongreß, auf welchen man große Hoffnungen gebaut, infolge ungünstiger Umstände nicht zu stande gekommen war. Gegen 130 Mitglieder fanden sich zur Generalversammlung ein, weitere 200 deutsche Gäste gesellten sich zu ihnen und auch eine kleine Zahl ausländischer Kollegen und Kolleginnen in Apoll benutzte die gute Gelegenheit, inmitten ihrer deutschen Berufsgenossen in den Genüssen der deutschen Metropole zu schwelgen, so daß schließlich trotz alledem ein Kongreß bei einander war, für dessen Amüsement der Berliner Vorstand des Schriftstellerverbandes unter Beihilfe der Berliner Lokalvereinigung Berliner Presse Sorge trug. Auch an gebührenden Ehrenbezeugungen seitens der Stadt Berlin fehlte es nicht; bot man doch sogar ein Ehrenfrühstück im Rathaus an, welches taktvollerweise vom Kongreß unter Hinweis auf die bedrängte Lage der ärmeren Klassen abgelehnt wurde; öffneten doch alle großen Theater Berlins und zahlreiche Schaustätten den Kongreßmitgliedern gastlich ihre Pforten, wechselten doch Bankette mit Galaoper und Ausflügen nach Potsdam und den Havelseen! Aber deswegen wurden die Verbandsgeschäfte nicht vernachlässigt, und die oft stürmisch bewegten Debatten bewiesen, daß auch bei den Helden der Feder nach berühmten Mustern die Jungen gegen die Alten kämpfen! Die Ergebnisse der mehrtägigen Verhandlungen lassen sich dahin zusammenfassen, daß nach Erledigung der laufenden Geschäfte: Dechargeerteilung, Organisationsänderungen ꝛc. der bisherige Vorsitzende Robert Schweichel zum immerwährenden Ehrenpräsidenten des Verbandes ernannt wurde. An seiner Stelle wählte man zum ersten Vorsitzenden des geschäftsführenden Vorstandes G. Streckfuß, welchem fortan im Verein mit den Herren Dr. Hiemsen, Direktor Berndt und den zehn beigeordneten Vorsitzenden der Bezirke des Verbandes die Leitung des Verbandes obliegt.

Der Metzer Dom wird demnächst ein prächtiges neues Hauptportal erhalten. Das jetzige Portal entstammt der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und ist von dem damaligen Pariser Baumeister Blondel ganz ohne Rücksicht auf die streng gotischen Formen des Domes im Ungeschmack jener Zeit hergestellt worden. In dem jetzt erschienenen siebenten Dombaublatt veröffentlicht Dombaumeister Tornow eine umfassende Denkschrift mit Plänen über die Neugestaltung der Westfront des Domes; das neue Portal wird sich nach diesen Vorschlägen in reicher Ausführung aufs innigste der sonstigen Architektur der Kathedrale einfügen. Die Kosten betragen etwa 750,000 Mark.

Die Einnahmen der Bühnenfestspiele in Bayreuth betrugen in diesem Jahr 800,000 Mark, also 40,000 Mark für jede Vorstellung.

Denkmäler.

In Delitzsch wurde das Denkmal des Begründers der deutschen Genossenschaften, Dr. Hermann Schulze (bekannt als Schulze-Delitzsch) enthüllt. Zahlreiche Abordnungen aus genossenschaftlichen Kreisen von Ost und West, Süd und Nord, vereinten sich mit den Bürgern der Stadt zu einem schönen, bedeutungsvollen Feste. Das überlebensgroße Standbild, ein Werk des in Delitzsch geborenen, in München wohnenden Bildhauers E. Weißenfels, hat am Marienplatze vor dem alten Kirchhofe, wo Schulzes Eltern ruhen, auf hohem granitenem Sockel eine sehr glückliche Aufstellung gefunden. Die Weiherede hielt Direktor Probst aus München; er zeichnete in großen Zügen das Leben und Wirken des unvergeßlichen Volksmannes. Die Stadt Delitzsch hat einen herrlichen Schmuck erhalten, ein sprechendes Zeugnis, was fester Wille, Mut, Vertrauen und einträchtiges Zusammenwirken vermögen.

Karl Rudolf Bromme, der erste deutsche Reichsadmiral, soll ein Denkmal erhalten. Der Allgemeine deutsche Verband (Berlin) erwähnt in einem Aufruf die Verdienste Brommes als Admiral, dem ein würdiges Denkmal zu setzen eine Ehrenpflicht des Vaterlandes sei, und wendet sich an die deutsche Nation mit der Bitte um Beiträge, damit das Grab des ersten deutschen Reichsadmirals der Vergessenheit entrissen und zum Gedächtnis des verdienten Mannes droben auf dem nun deutschen Helgoland, dessen Felsen den ersten ehrenvollen Kampf der deutschen Flotte unter Brommes Befehl mit dem Feinde am 4. Juni 1849 gesehen haben, ein einfacher Obelisk errichtet werden kann.

Gestorben.

Crossley, John, Chef der großen Teppichfabrik gleichen Namens in Halifax in England, in der wissenschaftlichen Welt bekannt durch sein Telephon „Transmitter“, Anfangs September, in Halifax.

Forster, Johann, Bürgerschullehrer, bekannter Komponist und pädagogischer Schriftsteller, 43 Jahre alt, am 7. September, in Wien.

Jamrach, Charles, der größte Tierhändler Englands, am 6. September, in London.

Maly, Franz, Inspektor des Kaisergartens bei der Hofburg, namhafter Gartenkünstler und Botaniker, 68 Jahre alt, am 11. September, in Wien.

Marschall, v., Adolf Ludwig, Freiherr, großherzogl. bad. Kammerherr und Wirkl. Geh. Rat, früher Minister, 86 Jahre alt, am 14. September, in Freiburg im Breisgau.

Pachler, Faust, Dr., Kustos der Wiener Hofbibliothek, fruchtbarer Novellenschriftsteller und Dichter, 72 Jahre alt, am 5. September, in Graz.

Peruzzi, Ubaldino, bekannter italienischer Politiker, mehrmals Minister, 70 Jahre alt, am 9. September, in Florenz.

Präger, Ferdinand, bekannter Komponist und Musikkritiker, am 1. September, in London.

Schön, v., Rudolf, k. preuß. General der Kavallerie z. D., früher langjähriger Remonteinspekteur der preuß. Armee, 80 Jahre alt, am 7. September, in Berlin.

Stromer, v., Otto, erster Bürgermeister der Stadt Nürnberg, am 11. September, in Nürnberg.

Zum erstenmal hinab ins Thal!

(Hiezu das Bild Seite 36.)

Die Elternfreude ist eingezogen beim Einödbauer hoch droben im Gebirg, der schönste Tag nach dem Hochzeitsfest angebrochen im braunverwitterten Holzhause, wenn es draußen im Gehölz auch wettert und stürmt. Der Jungbauer ist Vater geworden, das ist ein Ereignis im einsamen Hofe, größer und wichtiger als der Herbstmarkt zu Michaeli und der Sennabtrieb am Rosenkranzsonntag, was doch gewiß Tage

Digitized by Google

von großer Bedeutung im Bauernleben des Hochlandes sind. In der buntbemalten Wiege, die den Jungbauer selbst noch barg, liegt der erste Sprößling, krauzapfelt vom überglücklichen Elternpaare, still und laut bewundert von den Ehehalten (Hofgesinde), von denen die Knechte steinfest behaupten, das Kind gleiche dem Bauer, während die Dirnen beschwören, es sehe der Mutter ähnlich. Wie ein solcher Menschenknirps ein ganzes Hauswesen tyrannisirt! Der vor Glück strahlende Jungbauer legt an der Hausschwelle die derb genagelten Bergschuhe ab und schlurft in Schlappschuhen durch die Stube, damit ja nicht der Schlummer des Kindes gestört werde, und von dem Holzschuhgetrampel des Gesindes ist seit der Geburtsnacht nichts mehr zu hören auf dem Hofe. Die Zeichen des Mitgefühls und der Teilnahme für die Bäuerin, die dem Jungbauer den ersten Sprößling geschenkt, äußern sich auch bei derben Bergleuten in rührender Weise. Mit Argusaugen überwachen die Dirnen die „Kost" der jungen Mutter und die Zimmertemperatur, wobei bei dem reichlich gebotenen Theegenuß Kamillen oder Himmelbrand (Verbascum) eine große Rolle spielen. Und vor sechs Wochen darf die Wochenstube nicht überschritten werden, ein Gebirglerbrauch, der ähnlich schon im Buch: Mosis III., 12, 4 zu finden ist. Dann aber gilt der erste Weg der Kirche. Mutter und Kind kommen zum erstenmal hinab ins Thal, und dieser Gang ist nach dem Volksglauben bedeutungsvoll genug. Für das Kindlein, das zum erstenmal im Leben zur Kirche wandert, bedeutet es Glück, wenn die Sonne es anlacht und ein junges Mädchen zuerst den Thalwanderern begegnet. Begegnet der jungen Mutter beim ersten Kirchgang ein Mann, so wird der nächste Sprößling ein Bub. Die silberbeschlagene Pfeife zu Ehren des Tages im Munde, begleitet der Jungbauer Weib und Kind auf dem ersten Kirchgang, und mit dem ganzen Gesicht lacht er glückstrahlend, daß ein junges, blondzopfiges Mädel zuerst ihm guten Morgen wünscht und neugierig den jungen Weltbürger bewundert. „Die Mutter, wie sie lebt!" heißt es, wie der Schleier vom rosigen Antlitz des Allerjüngsten entfernt ist, und glückselig betrachtet die Jungbäuerin ihr Liebstes auf der Welt. Dann geht es bedächtig thalwärts zur Kirche und zu den Verwandten, auf daß ihr Elternglück bewundert werde von Kopf zu Kopf. Darin sind alle Menschen gleich, im Palast und droben im einsamen Bauernhause, die Elternliebe wohnt überall und macht überall glücklich.

Arthur Achleitner.

Der Lotse.

(Hierzu das Bild Seite 32.)

Der lange und außergewöhnlich strenge Winter hatte, was selten genug vorkam, die Bucht, an welcher der mit mächtigen Schleusen versehene Hafenkanal liegt, durch den man zu der mit zahlreichen Türmen aufragenden kleinen, altertümlichen, ehemals weitberühmten Handelsstadt gelangt, mit festem Eise besetzt.

Weil somit der Zugang aus See gänzlich geschlossen, so war es zwecklos geworden, das Hafenlicht allnächtlich brennen zu lassen. Die Lotsenstation draußen am Kanal wurde nicht mehr besetzt, der Lotsenkutter und die zugehörigen Boote lagen innerhalb der schweren Schleusenthore im Eise. Die einzige Beschäftigung der Lotsen draußen, außer dem gewohnheitsmäßigen Gucken nach See zu, die ihnen monatelang wie ein Eisfeld des Polarkreises entgegenstarrte, bestand darin, ihr schlankes Fahrzeug täglich aus dem nächtlich stets neu frierenden Eise loszuhauen und die Pumpen zu regen. — Daß sie in der Schifferkneipe am Deich länger saßen und mehr wie gewöhnlich verzehrten und vertranken, — wer wollte das den an Thätigkeit gewöhnten Männern, die sich nun damit begnügen mußten, alte Seehistorien aufzuwärmen, verdenken?

Endlich im März trat das ersehnte Tauwetter ein. Unaufhörliche Regengüsse machten das dicke Eis täglich mürber; dann und wann schon kündete dumpfes Grollen und Donnern an, daß demnächst die Gewalt des Wassers die Fesseln des Stromes sprengen würde. Noch aber vergingen bis dahin viele Tage, — die Fesseln waren zu stark.

Da endlich — es war zur Zeit der Springflut — erhob sich ein heftiger Sturm aus Südwest. Das Wasser lief zu ungewöhnlicher Höhe auf. In der stockfinsteren Nacht hob und spaltete sich das Eis in der Bucht, und als bei Morgengrauen die Lotsen hinausschauten, da fanden sie, daß es mit der Ebbe abgetrieben war, nicht, ohne an Pfählen, Bollwerken, Mauern und Deichen erheblichen Schaden gethan zu haben. Auch die vom Eise stets sorgfältig frei gehaltenen Winterzeichen des Fahrwassers waren verschwunden, ein einigermaßen bedenklicher Umstand, weil der Ersatz nicht so schnell beschafft werden konnte . . . Genug aber, daß die Einfahrt in die Bucht doch frei war. Nach See zu war nur offenes Wasser zu sehen. Da augenblicklich kein Eis abtrieb, so mußte man freilich schließen, daß selbiges oben im Flusse noch stehe. Unter solchen Verhältnissen, und da einkommende Schiffe doch nicht zu erwarten waren, verzichtete die Behörde darauf, schon am selbigen Abend die Hafenfeuer wieder leuchten zu lassen; allerdings aber wurden die nötigen Anstalten getroffen, den Lotskutter frei zu legen, damit derselbe erforderlichenfalls und sofort verfügbar sei. Die Lotsen versammelten sich an der Schleuse, um die Arbeiten zu beschleunigen.

Mit dem Eintreten der neuen Flut steigert sich der Sturm bis zum Orkan. Die Luft ist kaum sichtig des dicken Regens halber. Das Wasser der Bucht braust in furchtbarer Aufregung, hochauf spritzt der Gischt an den Hafenmolen, die Wellen donnern gegen die geschlossenen Thore der Schleuse . . .

•

Draußen im Wachthäuschen auf einem erhöhten Punkte liegt der diensthabende Beamte, dann und wann durch das Fernrohr in das Unwetter hinauslugend.

„Schiff in Sicht!" ruft er plötzlich den Lotsen zu, die sogleich herzueilen und auch durch die Ferngläser schauen.

Richtig, es ist so! Wer kann denn wagen, unter solch gefährlichen Umständen die Einfahrt zu unternehmen? Der Kapitän hat sicher keinen Hafen im englischen Kanal angelaufen, um sich über die Verhältnisse an der deutschen Küste zu unterrichten. Wäre er doch nur in See geblieben . . . Die Lotsenflagge weht vom Top des Fockmastes. Jetzt dreht das Schiff — es ist eine Brigg — bei und geht vor Anker. Weiter zu segeln wagte der Kapitän nicht, weil er die die Einfahrt bezeichnenden Schiffahrtszeichen nicht sieht . . .

•

„Ich bin an der Reihe!" ruft Focke Oentjes, ein ergrauter Mann, indem er sein Oelzeug überzieht und den Südwester in den Nacken setzt. „Zum Ueberlegen ist keine Zeit! Wir dürfen nicht riskiren, die Ebbe eintreten zu lassen, sonst geht die Brigg in dem von oben herabtreibenden Eise verloren . . . Jungens, mit Gott! Alle Mann hoch! Das Boot muß über den Deich zu Wasser! Mit dem Kutter können wir uns nicht aufhalten."

Den vereinten Anstrengungen der kräftigen Männer gelingt es, das schwere Boot über den Deich zu schieben; sie scheuen keine Anstrengung, es durch die Brandung zu bringen. Besetzt ist es mit vier Mann, drei rudern, Focke Oentjes regiert es, unentwegt auf sein Ziel schauend, mittelst des Steuerriemens. Es ist eine harte Arbeit, die hochgehende See zu überwinden. Der Regen von oben gießt, der kalte Gischt spritzt hinein; dann und wann nimmt es Wasser über. Aber die nervigen Arme erlahmen nicht, obschon die Leute bis an die Kniee im Wasser sitzen.

Die Brigg ist erreicht. Eine Trosse wird dem Boote zugeworfen, an welcher man es auf Seite zieht. Die vier Männer klettern an Bord, sie befestigen ihr Boot am Heck der Brigg. Focke Oentjes übernimmt das Kommando, der Anker geht in die Höhe, ein Sturmsegel wird gesetzt. Der Lotse greift in die Speichen des Steuerrades und führt das Schiff trotz Wogendrang und Sturmgewalt hinein in die geöffneten Schleusenthore, hinter welchen es festgemacht wird, um demnächst im Kanal nach der Stadt zu gehen.

Der alte Lotse stopft sich seine Pfeife und geht heim. Von dem, was er eben mit Lebensgefahr gethan, spricht er kein Wort. Er hat nicht mehr wie seine Schuldigkeit erfüllt. Da das Eis richtig von oben mit der Ebbe in gewaltiger Masse heruntterkam, bewahrte er viele Menschenleben vor einem schrecklichen Tod und die Versicherungsgesellschaften vor großem Verlust. Bei dem Unwetter und schweren Eisgang wäre das Schicksal der Brigg ohne Zweifel besiegelt gewesen.

Focke Oentjes ist trotz seiner fast siebenzig Jahre der beste Lotse des Reviers.

Philipp Kalett.

Bei der Viehmarktlinie.

(Hierzu das Bild Seite 40.)

Bald nach der Befreiung Wiens von den Türken war es, wo die Mauern und Wälle der alten Vindobona fielen, um einem neuen, größern Wien Platz zu machen. Doch räuberische Einfälle verschiedenster Art veranlaßten auch im achtzehnten Jahrhundert die Wiener Bürger, ihre Stadt durch Wall und Graben zu schützen. Sie legten neue Befestigungen an, die dann später von dem weisen Rat der alten Kaiserstadt als Verzehrungssteuerlinie benutzt wurden. Nun steht Wien nach zwei Jahrhunderten abermals vor einer Vergrößerung seines Stadtgebietes, vor einer Vergrößerung, die bedeutend umfassender sein wird als die vorerwähnte, denn eine ganze Anzahl von Ortschaften und Gemeinden wird durch dieselbe in die Stadt einbezogen. Nahezu zwanzig Jahre mögen es her sein, daß der Plan auftauchte, Wien durch Einbeziehung verschiedener Vororte zu erweitern, doch alle derartigen Versuche scheiterten immer wieder, bis die Frage endlich vor zwei Jahren in Fluß kam. Damals wurde auf der Türkenschanz vor der Währinger Linie ein großer Park eröffnet, und bei dieser Gelegenheit sprach der Kaiser den Wunsch aus, daß alsbald die alten Linienwälle fallen mögen. Das Kaiserwort wirkte fördernd auf das Projekt, und 1890 wurde dem niederösterreichischen Landtag ein Gesetz überreicht, durch welches die Einbeziehung der Vororte zur Thatsache und ein neues „Groß-Wien", dessen zukünftige Linie einen Umfang von etwa 65 Kilometer haben wird, geschaffen wurde. Mit dieser äußern Umgestaltung der Stadt wird, so hofft man, auch eine gewaltige Umänderung im Innern vor sich gehen. Der Bau einer Stadtbahn, mit der Hand in Hand eine Ueberwölbung des lästigen Wienbeckens geht, die Kassirung der Kasernen in der Stadt, eine Ausdehnung der vielgerühmten Wiener Hochquellenleitung auf die Vororte und noch manches andere großartige Projekt stehen auf dem Programm, so daß die nächsten Jahrzehnte für Wien eine Fülle interessanter Aenderungen bringen werden. Mit dem Falle der alten Linienwälle aber verschwindet ein ganz eigenartiges Stück Wiener Lokalgeschichte, denn das Wort „vor der Linie" hat in Wien eine ganz besondere Bedeutung, und die Welt ist vor jeder der siebenzehn Linien nach Wiener Empfindung eine ganz andere. Vor der Nußdorfer, Währinger, Hernalser Linie, da existirt eine gar

Für müßige Stunden.

Homonym.

Wer's auf Latein uns sagt,
Der Gutes damit meint,
Derweil's im Deutschen oft
Ist zugedacht dem Feind.

Logogriph.

Mit f verborgen vor den Leuten
Durch Bretter, die die Welt bedeuten,
Indes mit r es sich mit Fleiß
Als angebet'ner Gast stellt ein.

Bilderrätsel.

Rätsel.

Sechs Zeichen hab' ich, die zwei Silben bilden,
Sie nennen einen Gott gar ungeschlacht,
Ihm ward im Norden unsres Vaterlandes
Gar manches blut'ge Opfer dargebracht.

Und wenn du mir das vierte Zeichen fehlet,
So nenn' ich einen Götzen gleicher Art,
Der von den Slaven in den weiten Steppen
Von Osteuropa hoch verehret ward.

Wird endlich noch mein Fuß mir weggenommen,
Kennst du im fernen Süden mich als Land,
Das, von Natur mit Schätzen reich begnadet,
Vor langer Zeit in hoher Blüte stand.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 1083 v. Jahrg.:

[illegible]

Auflösung des Bilderrätsels Seite 1083 v. Jahrg.:

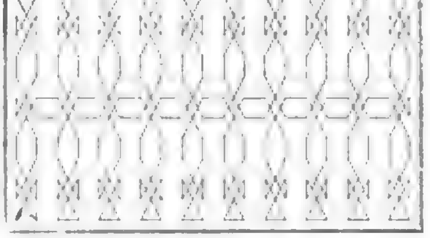
Die fünf dicken Arten von Verkehrswegen repräsentiren mit ihren Buchstaben fünf Worte, und zwar ergeben die Buchstaben von außen links an [illegible] das Ganze gelesen die Worte: „Alle Wege führen nach Rom".

Auflösung zu: Der König zu Pferde, Seite 1083 v. Jahrg.:

Begeisterung.

Ein Albumblatt von Eduard von Bauernfeld.

Des einzelnen Menschen Herz ist eng — und nur fürs Haus,
Doch faßt es eine Welt, ist selber eine Welt:
Nur Lüge macht es eng, die Wahrheit weitet's aus,
Darum sei wahr — und weit ist Welt, ein Herz, befreit.
Der meisten Menschen Herz ist eng, [illegible]
Sie lieben Glück im Hause und lieben Vollensglück;
Doch Welt ist Wahrheit nur, die Wahrheit, die sie hindern;
Die Väter [illegible], so thun sie an den Kindern!
Allein die Jugend hat das Gute, daß sie — jung:
Hoch frischer Jugendmut, hoch die Begeisterung!
Und spottet ihrer auch der Kaltsinn [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Der Jugend ziemt die That, kein kläglisches Geschwätz!
Der sich der Lüge beugt, der bleibe nicht jung!
Hoch frischer Jugendmut! Hoch die Begeisterung!



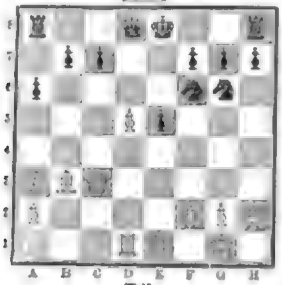
Schach. (Redigirt von Jean Dufresne.)

Partie Nro. 1 (Evansgambit).

Weiß – Louis Paulsen. Schwarz – G. H. Mackenzie.

1) E 2 – E 4. 1) E 7 – E 5.
2) S. G 1 – F 3. 2) S. B 8 – C 6.
3) L. F 1 – C 4. 3) L. F 8 – C 5.
4) B 2 – B 4. 4) L. C 5 n. B 4.
5) C 2 – C 3. 5) L. B 4 – A 5.
6) D 2 – D 4. 6) E 5 n. D 4.
7) 0 – 0. 7) D 7 – D 6.
8) C 3 n. D 4. 8) L. C 5 – B 6. Bis dahin sind die bekannten Mustersüge gemacht.
9) L. C 1 – B 2. 9) S. G 8 – F 6. Besser geschieht hier S. C 6 – A 5.
10) D 4 – D 5. 10) S. C 6 – E 7.
11) S. B 1 – C 3. 11) S. E 7 – G 6. Schwarz rochire sofort nach der Königsseite.
12) E 4 – E 5. Dieser Zug ist von entscheidender Wichtigkeit. 12) D 6 n. E 5.
13) L. B 2 – A 3. Ein sehr häufig im Evansgambit anwendbares Verfahren. Der Läufer verhindert auf A 3 die feindliche Rochade. 13) L. C 8 – G 4.
14) T. F 1 – E 1. 14) L. G 4 n. F 3.
15) D. D 1 n. F 3. 15) A 7 – A 6. Der Zug L. C 4 – B 5 † mußte verhindert werden.
16) L. C 4 – B 3. Man droht wieder L. B 3 – A 4 †. 16) L. B 6 – D 4.
17) T. A 1 – D 1. 17) L. D 4 n. C 3.
18) D. F 3 n. C 3.

Schwarz.



A B C D E F G H

Weiß.

18) D. D 8 – D 7. Um nach der langen Seite zu rochiren. Schwarz hat keine genügende Vertheidigung mehr.
19) F 2 – F 4. 19) E 5 – E 4.
20) F 4 – F 5. 20) S. G 6 – E 5.
21) D 5 – D 6. 21) C 7 n. D 6. Auf S. E 7 n. F 5 würde 22) D 6 n. C 7 gewinnen.
22) T. D 1 n. D 6. 22) D. D 7 n. F 5. Auf D. D 7 – C 8 folgt 23) D. C 3 – E 5 und auf D. D 7 n. F 5 gewinnt 24) T. D 6 – D 8 †.
23) D. C 3 – C 7. 23) D. F 5 – C 8. Am besten hätte wohl Schwarz mit 0 – 0 den S. E 7 preisgegeben.
24) D. C 7 – B 8. 24) 0 – 0.
25) T. D 6 n. F 6. Schwarz gab jetzt mit Recht die Partie auf.

Schachbriefwechsel.

Dr. Walz in Heidelberg. Nr. 42 und 43 R. – J. B. in Hedewigenkoog, L. Garbe in Frankfurt a. O. Nr. 36 R. Es scheitert jedoch die Lösung 1) D. C 8 – B 8, L. D 4 – C 5. – Herrn Lorenz in Jičín. Nr. 37–39 R. Ein früher an Ihre geehrte Adresse in Wien von uns gerichtetes Schreiben blieb als unbestellbar zurück. – Calypso à Angers. Votre attention pour nos problèmes et le soin de vos solutions nous fait bien. Nr. 21, 22, 23, 29 et Nr. 11 R. Vous avez bien raison. Le problème 26 de Mr. Norlin est d'une beauté bien rare. – Gustav Schneider in Wien, A. Nebel in Berlin, M. v. Ummerfeld in Potsdam. Nr. 34 und 35 R. – Fritz Pertram in Berlin. In Nr. 40 wird 1) E 2 – E 4 † durch K. D 5 – C 6 oder D 4 n. E 3 widerlegt; ebenso führt in Nr. 41 der Zug 1) L. A 2 n. D 5 † nicht zum Ziel; denn auf S. B 8 n. D 5; 2) S. D 8 – E 6 folgt S. A 5 – B 4 (S. D) †, wodurch das dreizügige Matt verhindert wird. – Ihrem Zweck entspricht die von J. H. Zukertort begründete, jetzt von L. Hoffer vorzüglich redigirte englische Schachzeitung: „The Chess-Monthly“, welche durch die Buchhandlung von James Wade in London, 18, Tavistock Street, Coventgarden W. C., für den Jahrespreis von 10 Shilling bezogen wird. – Die Berliner Schachgesellschaft versammelt sich am Dienstag und Freitag nachmittags in der Kaiserhofe, 30. Jahresbeitrag 12 ℳ.

Problem IV. von G. C. Slater. Weiß. K. E 3; D. C 5, T. A 4, H 4; S. F 1, H 3; L. B 2, C 4; B. B 4. Schwarz. K. E 4; D. A 7, T. H 6, H 1; L. F 4; B. F 5, F 7, G 3, G 6, H 2. Selbstmatt in 4 Zügen. Weiß zieht an.

Neue Bücher und Schriften.

Bischof, Kath. v., Morgenländer. Eine Erinnerung an die Côte. Leipzig, E. Baldamus. ℳ 1.50.

Großstraßen oder Die vortheilhafte Ausgestaltung Deutschlands. Eine Anfeuerung für die deutschen Eisenbahnfragen. Berlin, Ad. Klemke.

Högler, Dr. A., Die verschiedenartigen Bestrebungen unserer Zeit zur Fürsorge für Erholungsbedürftige. Basel, G. Detloff. 1 ℳ.

Hornstein, E., Die Amateur-Photographie u. Technik der Momentaufnahmen. Frankfurt a. M., H. Bechhold. 1 ℳ.

Hensen, V., Die Plankton-Expedition und Haeckels Darwinismus über einige Aufgaben und Ziele der beschreibenden Naturwissenschaften. Kiel, Lipsius & Tischer. 3 ℳ.

Hirth, G., Aufgaben der Kunstphysiologie. 2 Teile. München, G. Hirth. 6 ℳ.

Jäger, Dr. Gust., Ein verlaufener Vorkämpfer. Auch ein Beitrag zur Kennzeichnung der Schulpolitik. 2. Aufl. Stuttgart, Kohlhammer. ℳ 1.50.

Jahn, E., Die Pfeiferbuben. Volksthümliches Festspiel zur Feier des hist. Pfeifertages von Rappoltsweiler. 3. Aufl. Straßburg, Heitz. ℳ 1.80.

Jeaffreson-Borafel, English dialogues with phonetic transcriptions. Hamburg, O. Fritsche. ℳ 2.50.

Lichtenstein, E., Spreeberger. Zur deutschen Ausstellung in London. London, Aug. Siegle.

Liesegang, R. E., Beiträge zum Problem des elektrischen Fernsehens. Düsseldorf, Ed. Liesegang. 3 ℳ.

May, M., Zehn Arbeiterbudgets, deren sieben nur mit Zuschüssen des Arbeitgebers balanciren. Ein Beitrag zur Frage der Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen. Berlin, Oppenheim. 60 ₰.

Neulinge, Dr., Das Frauenleben. In Bildern nach dem Leben dargestellt und ärztlich beleuchtet. Neuwied, Heuser. ℳ 2.50.

Neyers, Dr. C. D., Landgemeindeordnung von 1891 für die sieben östlichen Provinzen der preuß. Monarchie. Hannover, C. Meyer. ℳ 1.50.

Nicolò, Dr., Friedrich Chopin als Mensch und als Musiker. 2 Bände. Leipzig, Leuckart. 15 ℳ.

Niemann, Dr. A., Antwort auf die Hildebrandtsche Broschüre: „Was thut den evangelischen Gemeinden Magdeburgs noth?“ Magdeburg, Heinrichshofen. 60 ₰.

Rosegger, P. K., Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling. Wien, A. Hartleben. ℳ 2.50.

Schinz, Dr. H., Deutsch-Südwest-Afrika. Forschungsreisen von 1884–1887. Oldenburg, Schulze. 14 ℳ.

Schneider, A., Ueber Gebirgseisenbahnen. Quedlinburg, Vieweg. 1 ℳ.

Schuller Lud., Germania! Gesammelte Vaterlandslieder von einem Siebenbürger. Düsseldorf, Fel. Bagel. 2 ℳ.

Schweitzer, E., Das Bismarckbuch. 2. Aufl. Berlin, A. Reinecke. 30 ₰.

Staudinger, P., Im Herzen der Haussaländer. Reise im westlichen Sudan. 2. Aufl. Oldenburg, Schulze. 10 ℳ.

Stenzel, Joachim, Grundzüge einer neuen Musiktheorie. (In Mayers Seminarblatt.) Wien, A. Hölder.

Steudel, Th., Das goldene Abc der Philosophie. Herausg. von M. Schmiedewitz. Berlin, Fr. Stahn.

Timm, H., Die Obst- und Gemüseverwertung für Haushaltungs- und Handelszwecke. Stuttgart, E. Ulmer. ℳ 3.60.

Weitere Tabellen zur schnellen und richtigen Berechnung der Zinsen aus 1 bis 50 000 ℳ Kapital von 1–365 Tagen zu 1–6 %. 4. Aufl. Hamburg, A. B. Heider. ℳ 2.60.

Wachsmuth, Dr. G. A., Die Idylle oder das Zeitalter der Kernpflicht. Vergleichend-literarische Studien. Vortrag. Charlottenburg. Kortkampf. 50 ₰.

Walace, Lewis, Die letzten Hetären. Roman in 2 Bdn. Deutsch von Paul Graham. Berlin, Heyden & Siegmund. 5 ℳ.

Handschriften-Beurteilung.

F. B. in J. Ein durchaus positiver, logischer Geist, der nicht erfindet, sondern ausführt, nicht Theorien aufstellt, sondern handelt und, unbeeinflußt von anderer Ansicht, an eigenen Ideen festhält. Doch sind Schroffheit und Härte dabei ausgeschlossen. Nicht leicht zu durchschauen, weil erfahren und gewandt, wenngleich nicht gelehrig.

H. L., Stud. in Sch. Lebhaft, energisch, schöpferisch. Sie haben Idealis-

mus und ehrgeiziges Streben, vermögen anderer Verdienste vollauf anzuerkennen, haben aber für Ihr Fach wohl etwas wenig Eigenheit und Anpassungsvermögen.

E. G. in Moskau. Lebenskräftig und sich in andere zu finden wissend, sympathisch, freundschaftlich und selbstlos, verständig in der Lebensauffassung, klar im Urteil, heiter in der Stimmung, leidenschaftslos im Empfinden, aber nicht energisch, aber eigensinnig und in allem, auch im Beruf, sachlich vorgehend.

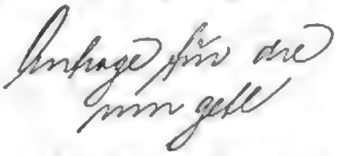
Edelweiß in K. am R. Charakterstark, verständig, praktisch, zielbewußt und von ernster Lebensauffassung, wenn auch Sinn für Humor vorhanden. Doch ist eine Abreise allein ungenügendes Material.

D. G. in N. am E. Emsig bemüht, dem Gedanken zur Herrschaft zu verhelfen, fähig, sich in andere einzuleben, doch sich selbst und anderen die Mühe dazu ersparend. Eigensinnig, aber von gutem Geschmack – einfach und natürlich in allem, aber scharf im Urteil, wenn auch Ueberlegung leicht fehlt.

A. K. in T. Ein bestimmter, fester Charakter, gerade, wahr, zuverlässig, klar und meist überlegt im Urteil, aber ohne Nachsicht, wahrscheinlich Gewalt schätzend, aber im Geschmack einfach, zeitgemäß sparsam, doch dann ungleich, kraft Gefühle entgegenzusehen.

M. D. in Milwaukee. Amiable and agreeable without flattery. Some for wit, but easily downcast. No material inclinations, no selfishness, even capable of selfdevotion, without liking it to be spoken of. Sometimes quarrelsome but never severe, economical but not filthy. You like to be noticed, but not in a forward way.

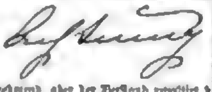
Der Neugierige in Kopenhagen. Zwar nicht anspruchsvoll, aber doch die materielle Seite der Sachen zu



wenig in Betracht ziehend. Sie sind verbindlich, glatt, höflich, haben für jeden eine liebenswürdige Phrase bei der Hand, aber der Egoismus findet dabei auch seine Rechnung.

S. H. 11. Leicht verletzt erregbar, wenn auch nicht scharf. Im ganzen die Sachen eher zu leicht auffassend, wenn auch traurige Stimmungen nicht fehlen. Schön Schwerer erlebt, Verlaßte, Gottanschauungen äußerer oder innerer Art.

B. H. in K. Eine liebenswürdige Gesellschafterin, anregend und belebend, heiter und humorvoll, persönlich bescheiden, aber Wert legend auf Familie oder Namen. Gleichmütig und teilnehmend, aber der Verstand

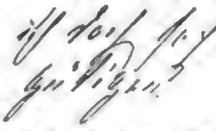


bewältigt hie und da gegen die Oberherrschaft des Gefühles.

A. Ch. aus D. Zwar fehlt Anpassungsvermögen nicht, aber was Sie thun, geschieht in starker, speziger Weise. Nicht leicht schließen Sie sich an, aber Sie sind treu, auch gewissenhaft, nehmen alles ernst und haben einen bestimmten, festen Charakter.

O. K. aus H. Viel beweglicher, viel weicher, auch mehr Gewandtheit, aber knappe Gedankenäußerung, überlegtes Urteil, leidenschaftsloses Temperament, bewahrt aber innere Gerade und Ursprünglichkeit, auf Verstand beruhend.

E. D. in K. Zu ideal angelegt, der praktischen Fähigkeiten entbehrend; jede Idee als Einheit auffassend, aber nicht logisch weiter entwickeln, dabei leicht falsch beurteilt



und im eigenen Urteil nicht objektiv. Durch äußere Verhältnisse in andere Bahnen gelenkt als die, welche der Naturanlage eigentlich entsprechen.

M. W. in C. Sehr offen, aber der Distinktion entbehrend, gesprächig, heiter, hingebend, so lange es ohne persönliche Opfer geht, und weder Herzen noch materielle Opfer giebt, nicht ohne Sinn für Witz, Vergnügen, Genüsse.

Ch. P. in St. L. Mo., Am. Etwas unpraktisch und dem Wechsel der Stimmungen unterworfen, dabei von einfacher Bildung, aber von materiellen Bedürfnissen, sowie auch von Selbstsucht losgelöst. Oft schwärmerisch und nicht ohne Besitz an Weltschmerz. L. Meyer.

Briefmappe.

Robert Sch. in Budapest. Der von Ihnen angeregte Gedanke hat uns schon seit längerer Zeit beschäftigt und Sie finden daher bereits in dem soeben erscheinenden ersten Hefte unserer „Deutschen Romanbibliothek“ seine Verwirklichung. Es macht uns besondere Freude, Ihren gewiß von vielen Lesern geteilten Wunsch so rasch erfüllen zu können.

Hermann St. in Bukon. Die bemerkenswerten Gebilde am Haupte des Moses von Michel Angelo sollen wirklich Hörner vorstellen. Die Veranlassung zu dieser Verbildung von Moses als Gehörntem gab eine frühere falsche Uebersetzung der Stellen der Vulgata 2. Buch Mose, Kapitel 34, Vers 29 und 35. Die bezüglichen hebräischen Worte bedeuten aber in Wirklichkeit: „Sein Antlitz glänzte (strahlte)“. Dadurch wird in der neueren Kunst Moses meist mit von dem Haupte ausgehenden Lichtstrahlen dargestellt.

Hermine Z. in Blasewitz bei Dresden. Um den Ohrwurm (Forficula auricularia), einen der größten Feinde der Georgine, der nicht nur Stengel und Blätter, sondern auch die Blumen benagt, zu vertreiben, steckt man auf die Pfählchen an den Georginenstauden Hörner und Klauen von Rindern. Der Ohrwurm verbirgt sich am Tage darin; gegen Abend werden dann die Hörner und Klauen entleert und die Ohrwürmer getötet.

Karl F. in Ludwigshafen. Das Gedicht, wegen dessen Sie uns befragen, stammt aus der jüngst erschienenen, dem wackeren Vaterlandsfreunde durchdrungenen, von dem Schrift „Sei deutsch! Mahnworte im Kampfe der Zeit“ von Schulte vom Brühl (dem Verfasser der stimmungsvollen „Liebesgeschichten“), die im Verlag der L. Schönbergschen Hofbuchhandlung in Wiesbaden erschien und durch jede Buchhandlung zu beziehen ist. Das schwungvolle Gedicht, dem das von Ihnen angeführte Citat entnommen ist, lautet:

Posaunen erschallten, als ging es zur Schlacht.
Es braust und tost an den Zinken.
Halt' Wache, Germania! denn über Nacht
Da schleicht es heran, mit Macht, mit Macht.
Das Alte zu stürzen, zu stürmen.
Sich fest und stark zum Kampf bereit,
Die neue Zeit
Laß dich nicht hindern und schlagen.
Du sollst sie meistern mit deutscher Kraft
Und was sie wirkt und was sie schafft
Soll deinen Stempel tragen.

So hab denn hoch den starken Speer
Und laß dein Schwert nicht rosten.
Und sammle deines Geistes Heer.
Im eignen Land blick scharf umher
Und scharf nach Westen und Osten.
Das aber schreib auf dein Panier.
Deutsch sei und sei
In That und Wort und Denken!
Dem Spruch sei treu in Freud und Leid.
Dann wirst du durch den Streit der Zeit
Siegreich dein Schifflein lenken!

August Belle in H. Da Sie so schwankend darnach verlangen, Ihren Namen einmal gedruckt zu sehen, so sind wir, um Ihnen den Gefallen zu thun, diesmal von auf dem Grundsatze, im Briefkasten nur die Anfangsbuchstaben des Familiennamens anzuführen, abgewichen. Da dies jedenfalls der Hauptzweck Ihrer Einsendung war, so können wir wohl über die mitgeschickten Gedichte schweigen. Obgleich das Beste, was diesen Erzeugnissen widerfahren kann.

H. K. in H. a. d. R. Wir können es uns nicht versagen, von den einem Ihrer eingesandten „Gedichte“ einen Auszug hier folgen zu lassen:

Abend war's, und Dämmrung lacht
Auf dem Schloß war gesungen —
An den Himmel, welche Pracht
Glänzen Millionen Sternenfunken.

In der Hütte wußt' ich gehn,
Die steht auf des Berges Spitze,
Wo die Winde lustig wehn,
Kühlend meines Blutes Hitze.

Und ich trete in den Raum,
Der die Hütte einzig zierte.

Wo im ersten Liebestraum
Ihre Lippen ich berührt.

Wo die ersten Worte zagend
Von den Lippen mir entrauscht
Dann im ersten Sturm ich's wagend
Sie ans Herze hab' gedrückt.

Dunkel ist's, und kein Licht
Zündet ihrer weißen Hand.
Ihr Willkommen hör' ich nicht,
Und kein Kuß als heil'ges Pfand.

Daß Ihnen nach diesen Erzeugnissen nur Schmerzen in der Brust zurückgeblieben sind, wer sollte das verwundern!

Hans H. in Konstanz am Bodensee. Glauben Sie doch Ihren sogenannten guten Freunden nicht! Die sagen Ihnen gewiß nicht die volle Wahrheit, wenigstens dann nicht, wenn es sich um Ihre dichterischen Versuche handelt, auf die Sie mit so wenig Recht so sehr stolz sind. Uebrigens können wir uns des Verdachtes nicht erwehren, als ob die guten Freunde die Stimmen in Ihrer eigenen Brust wären. Dann müssen Sie jedenfalls ihnen gegenüber um so vorsichtiger sein. Denn Selbstkritik zu üben ist bekanntlich sehr schwer.

Post- und Schnelldampfer
zwischen Bremen und
Newyork | Baltimore
Brasilien | La Plata
Ostasien | Australien
Prospekte versendet
Bremen. Die Direction
des Norddeutschen Lloyd.

[illegible]

das wußte man, daß man schon eine Unzahl Treppen gestiegen war, wenn man endlich, auch wieder ganz unerwarteterweise, eine hohe, hellfarbige Flügelthür erreicht hatte.

Dieselbe hatte etwas ungemein Verschlossenes; sie sah so zu und so abweisend aus mit ihren großen, schlanken Paneelen, wie das manche Thüren, besonders aber unsere modernen Glasthüren, gar nicht vermögen. Eines dieser Paneele war aber an der Seite, nach dem Thürrahmen zu, durchbohrt und gab, nach der naiven italienischen Art, einem bunten Kördelchen Durchlaß, und wenn man an diesem Kördelchen zog, so setzte dasselbe mit seinem jedenfalls nicht weit entfernten andern Ende innen eine matte Schelle von allergeringstem Stimmumfang in Bewegung, und wenn das Glück gut ging, wurde nach einer gerade noch erträglichen Wartezeit von drinnen geöffnet, sehr häufig aber auch nicht. Dann war die Dienerin drinnen in der weitläufigen, abenteuerlich disponirten Wohnung an einem so entlegenen Punkte derselben beschäftigt, daß man ebenso gut von ihr hätte verlangen können, sie solle die Glocken der Notre Dame in Paris bis hieher hören, als jene Klingel, oder sie war auch vielleicht auf einem Ausgang und gerade sonst niemand in Hörweite gewesen.

Es war also gewissermaßen Glückssache, ob man nach der Mühe des Treppensteigens hier Einlaß fand oder nicht, und das konnte insofern wundernehmen, als die Inhaberinnen der Wohnung, die Signoras Cornelia und Elettra Guadagni, keineswegs einer einsiedlerischen Selbstgenügsamkeit sich hingeben wollten oder konnten, sondern auf den Verkehr mit der Außenwelt gebieterisch hingewiesen waren, insofern als sie nämlich aus dem Vermieten möblirter Zimmer mit Pension ihren fast alleinigen Unterhalt zogen.

Aber, wie gesagt, der Pförtnerdienst gehörte trotzdem nicht zu denjenigen ihrer häuslichen Einrichtungen, welche gut organisirt waren, und war außerdem die einzige nicht. Sie gaben, sobald sie vermietet hatten, den betreffenden neuen Hausgenossen einen Schlüssel zu jener äußern Flügelthür und fühlten sich damit weiterer Verantwortlichkeit enthoben als fette Römerinnen mit klassischem Doppelkinn, öliger Haut und der Gewohnheit, jeden Morgen und jeden Nachmittag einige Stunden in der nahe gelegenen Kirche S. Andrea delle Fratte zu verdämmern, daher sie, wie jeder einsehen mußte, für sehr viele andere Dinge keine Zeit hatten.

Trotzdem waren die Zimmer bei ihnen beliebt, ihrer bequemen Lage wegen, so ziemlich im Mittelpunkt des Touristen-Roms; reisende Damen besonders bevorzugten dieselben und empfahlen einander dorthin, und so kam es, daß Bädeker und Gsell-Fels, Murray und Meyer hier fast ebenso häufig wie die Gebetbücher der Signoras Cornelia und Elettra vom Hause treppauf, treppab getragen wurden.

Es war im März und Rom noch voll von Fremden. Auch bei den Guadagnis wohnten deren, wie in jedem Jahre. Hatte man jene Eingangsthüre hinter sich und befand sich nun — nicht etwa in einem Korridor, wie man das bei uns gewohnt ist, sondern gleich in einer Art Wohnraum, aber anscheinend ohne Fenster, denn sein Licht empfing dieses Gelaß von hinter einem grünen, von der Decke herabfallenden Vorhang her, aus einem Teile des Raumes also, der zu besonderen Zwecken durch diese Gardine abgesperrt war — und war man dann weiter gelangt, der noch Unkundige vielleicht durch eine grandiose Handbewegung der freundlich lächelnden Signora Cornelia zurechtgewiesen, die in ihren alten, gefärbten Seidenkleidern und Mantillen etwa wie eine untersetzte, etwas unordentlich drapirte Statue aussah — so wunderte sich eben jener Neuling vielleicht, sich höchst unvermittelterweise mit einemmale wieder unter freiem Himmel zu finden. Da ging es nämlich mitten in der Wohnung über ein Stückchen plattes Dach eines niedrigeren Teiles des Gebäudes, und hier in diesem Impluvium hielten die Guadagnis ein paar Hühner und Tauben, die auch öfters in die Wohnräume gerieten und dann durch Händeklatschen und gewisse grelle Laute der rauhen italienischen Frauenstimmen (auffallend viele Italienerinnen haben tiefe, harte Stimmen) hinweggescheucht werden mußten.

Uebrigens wurden diese Geschöpfe keineswegs als Lieblinge gehalten, wie sich die der Landessprache und Sitte meist hartnäckig unkundig bleibenden Engländerinnen, die bei den Guadagnis wohnten, stets einzubilden pflegten, sondern sie waren lediglich zum Gemästet- und Geschlachtetwerden bestimmt. Und da hatte es denn schon zuweilen bei Tische Scenen gegeben, die man begreiflich finden würde, wenn etwa dem frömmsten der Braminen, über dessen reine Lippen nie Fleisch gegangen ist, das dem großen Brama heiligste Tier als Speise vorgesetzt worden wäre. So etwa hatten sich die Miß Cores und Miß Bentems geberdet, sobald sie begriffen, daß die pigeoni arrosti auf der Schüssel eben jene Tauben waren, die heute morgen noch der Signora Elettra das Futter aus der fetten Hand gepickt hatten — zum ungemessensten höflichen Erstaunen der italienischen Wirtinnen übrigens, welche nicht verstehen konnten, was den signore inglese eigentlich durch den Kopf zu fahren beliebte. Und wie hätten sie auch den tief einschneidenden Gegensatz zwischen der angelsächsischen und romanischen Art fassen sollen, zwischen der Nation, welche die Tierliebe bis zum Abgeschmackten treibt und neuerdings gebieterisch von der Staatsreligion verlangt, daß sie den Hunden wenigstens den Himmel auch in Aussicht stellen soll, und der übrigen, die mit der gelassenen Bemerkung: „Non sono Christiani — non hanno anime," die Vögel kaltblütig bei lebendigem Leibe rupft und den lebenden Fisch, zu Dutzenden an einer durch die Kiemen gestoßenen Weidenschlinge aufgereiht, mit liebenswürdigster Bonhommie zum Verkauf anbietet.

War man an den nicht gerade sauberen Käfigen der Hühner und Tauben mit ihren verbogenen und zerrissenen Drahtgeflechten vorbei und über die kleine Plattform hinüber, so kam wieder eine Thür, diesmal eine Glasthür, und diese erschloß dann den Bereich der besten Mietzimmer, hohe Gemächer mit Vergoldung und Seide, enthaltend ein Kanapee, stile empire, mit rotem, gestreiftem Atlas bezogen, mehrere blaue und auch zwei gelbe Sessel, und schwer seidene, nur jetzt hie und da in Locher zerfallende Vorhänge von Lachsfarbe an den gewaltigen, trüben Fenstern.

Es waren alle diese Dinge in den Auktionen zusammengekauft, welche fortwährend bald in dem einen, bald in dem andern Palazzo des alten Rom abgehalten werden und denen beizuwohnen eine der Hauptliebhabereien der Damen Guadagni außer dem Kirchenbesuche waren. Das Hauptstück der Einrichtung dieser Gemächer war ein gewaltiges Bett mit einer Art Thronhimmel über dem Kopfende, in welchem Napoleon I. geschlafen haben sollte.

Uebrigens waren die Ueberzüge der Möbel alle zerrissen oder befleckt, und so stark war in diesen Zimmern jener Geruch, den durch Feuchtigkeit verdorbene Polster und dergleichen ausströmen und den die Italiener selbst durch muffa bezeichnen, daß empfindliche Leute, welche mieten wollten, sehr häufig schon mit Nasenrümpfen auf den Vorzug, auch einmal in der Bettlade des großen Napoleon der nächtlichen Ruhe zu pflegen, verzichtet hatten.

Das Schlafgemach enthielt zur Zeit drei Betten, von welchen aber die übrigen zwei zum Glück von keinem Souverän herstammten. Beladen waren sie im gegenwärtigen Augenblick mit allen möglichen Gegenständen weiblicher Toilette. In den Spinden waren die Schubladen halb aufgezogen, offene Koffer standen allenthalben umher, nicht nur im Schlafgemach, auch in den übrigen Zimmern, kurz, es herrschte die bunteste Unordnung, als ob etwas ganz Ungewöhnliches, etwa eine plötzliche Abreise oder eine andere große Umwälzung den Bewohnern bevorstehe.

Das war aber durchaus nicht der Fall, es war dies Durcheinander vielmehr hier so ziemlich der status quo, und zwar seit zwei Monaten, so lange wie die drei ostpreußischen Damen, alte, liebe Gäste der Guadagnis, die Zimmer nun schon wieder inne hatten.

Alte Gäste soll in diesem Falle heißen, Gäste, die schon seit mehreren Jahren auf ihren Italienfahrten hier einzukehren pflegten. Alt an Jahren war wenigstens die eine dieser Touristinnen durchaus nicht, sie mußte vielmehr noch ein halbes Kind gewesen sein, als sie zuerst vor fünf Jahren — wie die Guadagnis sich gern erinnerten — mit Mutter und Tante hier erschienen war.

Jetzt war sie ein voll erblühtes, schönes Geschöpf, und wie sie eben in den weißen Unterkleidern und mit nackten, erhobenen Armen vor dem Spiegel stand und die Mutter den Armleuchter hoch hielt, während die Tante kniete und unten an den Röcken zupfte und glättete, da war die stolze Angelegentlichkeit allenfalls begreiflich, mit welcher beide um den verwöhnten Liebling beschäftigt waren.

Und Marsa blieb auch immer liebenswürdig, immer heiterer Laune, sogar jetzt, als sie, nachdem die Tante ihr das Kleid übergeworfen hatte, mit einem lebhaften: „Erbarme Dich, Tantchen, das geht ja doch nicht!" darauf bestand, daß ein gewisses Schleifenarrangement, von der Tante mit unendlicher Mühe angebracht, ohne weiteres wieder abgetrennt werden mußte.

Sie hielt still wie ein Lamm, mit unverminderter Heiterkeit, während nun die Tante vor ihr kniete und geduldig die Schleifen anders anbrachte. Helfen that sie freilich nicht, aber es war doch hübsch von ihr, daß sie der Tante, der allerdings nun nachgerade der Rücken weh thun mußte, auch keine übellaunigen Vorwürfe machte.

„Marsa hat recht," — rächt, wurde im Dialekte jener östlichen Provinzen das Wort von Marsas Mama ausgesprochen — „so sieht es entschieden besser aus!" Und die Tante fand das jedenfalls auch, denn sie war jetzt auf den Knieen nach der Seite hin gerutscht, um hier die Aenderung, wie die Nichte sie wünschte, anzubringen. „Das Kind muß ja todmüde werden vom Stehen," meinte Frau Mirbach, die Mutter, noch bedauernd, während sie jetzt einmal zur Veränderung den schweren Leuchter in die andere Hand nahm, weil die eine nunmehr den Dienst versagte. Aber endlich war man fertig, und das Ergebnis war denn auch wirklich wohl einiger Mühe wert gewesen. Marsa mit großen dunklen Augen, die etwas von dem Glanze der tief gefärbten taufeuchten Waldbeere hatten, mit ebenfalls ziemlich großem, aber eines wahrhaft leuchtenden Lächelns fähigem Munde, Marsa mit blaßroten Blüten in dem fast schwarzen Haar und in Gaze und weißer Seide, mit Flaumfederfächer und einer Schnur wertloser, aber sehr effektvoller Perlen um den blühenden Hals — Marsa war in diesem Augenblick eine wahrhaft festliche Erscheinung, das echte Ballprinzeßchen.

Mutter und Tante, beides ältere Damen, die auf äußern Reiz keinen Anspruch mehr erhoben, beide mit etwas derben und, wie es schien, vor der Zeit verwitterten Zügen, waren auch schon in Toilette, das heißt, sie hatten ein paar dunkle Atlaskleider aus früheren Jahrgängen an und sahen im ganzen aus wie ein paar Frauen, die zu starken Geistes waren, um in ihrem Alter noch irgend einer Modethorheit zu huldigen.

Bei Marsa war das etwas anderes, die mußte geputzt werden, das war das Vergnügen der beiden älteren. Sie scheuten dabei, wie man gesehen hat, keine Mühe. Und zwar thaten sie, die aus der ostpreußischen Heimat her an ein wahres Uebermaß von Bedientwerden, an eine Art Leibeigenschaftsverhältnis der Gutsleute gewohnt waren, hier auf Reisen alles selber und machten sich wenig daraus. Sie hatten keine Jungfer bei sich, denn der Gatte, Vater und Schwager der drei in einer Person, Herr Mirbach auf Majaunen, der sich diesen Reisen der Seinigen nicht ganz abgeneigt zeigte und sich indessen zu Hause seiner Freiheit freute, hatte doch gemeint, wenn drei Frauenzimmer auf seine Kosten in der Welt herumrutschten — wie er sich ausdrückte — so sei das genug ... für eine vierte zahle er nicht.

Wenn die Tante, Fräulein Stepphahn, sich bei jeder Gelegenheit zur Sklavin Marsas machte, so geschah dies übrigens rein freiwillig, sie wollte es nicht besser. Denn sie war durchaus nicht etwa eine unterdrückte und nebensächliche alte Jungfer, galt vielmehr für einen großen Geist und war das Orakel der Familie.

Jetzt kam sie noch mit einem Etui herbei.

„Lege doch dies Armband an, Marsachen ... Herr von Kronenberg wird gewiß auch da sein ... mach ihm die kleine Freude ..."

„Wenn Du meinst, Tantchen," sagte Marsa mit dem holdseligsten Lächeln und ließ sich das geflechtartige Band aus gediegenem sibirischem Gold um den runden Knöchel befestigen. „Der Mensch ist zwar gräßlich ..."

„Na, das sind sie ja alle," bemerkte Fräulein Stepphuhn mit philosophischer Ruhe. Sie war nämlich eine Verächterin des männlichen Geschlechtes im ganzen und ließ nur hin und wieder eine Ausnahme gelten. „Erbarmen Sie sich, Trauteste," pflegte sie wohl zu einer Seele, deren Gleichstimmung sie voraussetzte, vertraulich zu äußern, „die Kerls (Kärrls in ihrer Aussprache) sind ja alle keinen Schuß Pulver wert!"

Doch aber waren sie wert, daß man Marfa ihnen zu Gefallen auf das allerreizendste, verführerischeste kostümirte und sich sogar nicht selten herabließ, die Beweise überfließender Bewunderung für das hübsche junge Geschöpf in Gestalt von allerhand kostspieligen Kleinigkeiten von ihren Verehrern entgegenzunehmen.

Manche Menschen haben ein eigentümliches Talent, beschenkt zu werden, anderen wieder begegnet dergleichen niemals. Marfa, die lachende Männerfeindin, gehörte zu der erstern Art. Was enthielt das Reisegepäck nicht alles, und welche Ausbeute wurde, wenn man sich einmal wieder auf eine Weile in Majaunen blicken ließ, dort in den Zimmern der Damen aufgestellt! Von Fächern und Photographierahmen gar nicht zu reden — die merkwürdigsten Nippessachen, riesige Porzellangeschöpfe, Kuriositäten aus allen wilden und zahmen Erdteilen — man konnte ganze Zimmer damit ausstatten, und in der That enthielten einige Gemächer auf Majaunen nur sehr wenig anderes Möblement ... Aber auch zum Beispiel die prachtvolle graue Boa dort auf dem Bett, gerade zweimal so lang wie Fräulein Marfa selber, von kostbarem Pelzwerk, ein kleines Andenken an einen alten, freundlichen Russen, einen reichen Kaufmann aus Kiew, mit dem man einmal achtzehn Stunden lang Blitzzug gefahren war, während welcher Zeit Marfas Lächeln ihn bezaubert hatte ... das Stück wurde von Kennern auf fünfhundert Mark geschätzt. Dann das massiv goldene Armband — der Spender war ein Pole; wie sich denn die slavische Art für Marfas Anziehungskraft besonders empfänglich zeigte. Ein pikantes, amulettartiges Schmuckstück, groß fast wie die Urim und Thummim der Hohenpriester, an dreifacher Goldkette auf der Brust zu tragen, war ihr einmal von einem griechisch redenden Bewunderer ihrer lustigen weißen Zähne, einem eleganten jungen Phanarioten, verehrt worden — kurz, sie besaß Siegestrophäen jeglicher Beschaffenheit und Abstammung — und pflegte die Herkunft derselben mit reizender Offenheit jedem zu erzählen, wenn sie gefragt wurde.

Es könnte sonderbar scheinen, daß die durchaus anständige Familie diese zum Teil so wertvollen Dinge annahm, für welche die junge Dame — eben weil man im Grunde völlig anständig und ehrenwert war — nur mit der bequemen Münze lächelnder Liebenswürdigkeit zahlte. Der deutsche Sinn wenigstens nimmt an dergleichen Anstoß. Ein junges Mädchen aus guter Familie, keine Schauspielerin, welches den Tribut der Bewunderung der Männerwelt in einer nach vielen hunderten von Mark zu bemessenden greifbaren Form mit sich führt, ist bei uns im zivilisirten Westen nicht recht denkbar.

Die Mirbachs hatten aber auch etwas Ausländisches, etwas, was an die russisch-polnische Nachbarschaft anklang ... Man entstammte eben einer Grenzbevölkerung, rühmte sich außerdem auch einigen französischen Blutes, kurz, man war — nicht schlechter, aber auch nicht besser ... man war eben anders als der Schlag Menschen, den wir im eigentlichen Deutschland gewohnt sind. Man hatte freiere, weitere Anschauungen — auch was Ordnung und häusliche Behaglichkeit betrifft — und man war im ganzen so recht gemacht für das Nomadisiren in den Hotels und Pensionen von ganz Europa herum, wie es die drei unternehmenden Damen einen großen Teil jeden Jahres hindurch betrieben.

Heute wurde auf der deutschen Botschaft im Palast Caffarelli der Geburtstag des Kaisers durch einen Empfang der ganzen deutschen Kolonie von Rom festlich begangen. Auch die Mirbachschen Damen, welche nicht verfehlt hatten, als getreue Unterthanen Seiner Majestät, ihre Namen in dem im Vestibül des Palastes aufliegenden Buche zur Gratulation einzuzeichnen, hatten, wie so ziemlich sämtliche in Rom vorhandenen deutschen Landsleute, eine Einladung empfangen.

Und nun fuhr man durch die heiter lebendige, abendliche Stadt, den alten Weg der Welteroberer hinauf zum Kapitol, unter einem klaren, mit reinen Sternen leuchtenden Nachthimmel hin, gegen welchen sich jetzt links die Fassade von Ara Coeli prächtig scharf abzuzeichnen begann. Längst schon hatte sich der Fiaker der endlosen Wagenreihe eingefügt, die jetzt stundenlang wie eine gewaltige Schlange sich hier hinaufwinden würde bis zu dem flammend hellen Portale des Botschaftspalastes. Je näher man demselben kam, desto langsamer ging es vorwärts, aber man hatte wenigstens das erhebende Bewußtsein, eingekeilt zu sein zwischen dem prachtvollen Apfelschimmelgespann — Marfa hatte es erkannt — des Principe Luigi Caraccioli vorn und der ebenfalls sehr eleganten Equipage der Mrs. Jefferson Jerrold, Schwester des amerikanischen Gesandten, hinten.

Daher machte die ganze Sache dem Fräulein Marfa aber auch nur Vergnügen, während die älteren Damen denn doch jetzt mit einigem Seufzen die gegen die römische Märzluft merkwürdig unzureichenden Shawls fester um sich zogen. Marfa blieb bester Laune, wie immer.

„I, Mutterchen, Du wirst doch nicht —" meinte sie, übrigens ziemlich ungerührt durch die Befürchtung, als Frau Mirbach erklärte, daß sie ihren kaum vertriebenen Katarrh schon wiederkehren fühle. Marfa hatte eben, wie schon ein paarmal, den Kopf aus dem Wagen gestreckt, gerade als sich aus der vorn befindlichen Equipage, der des italienischen Fürsten, auch ein Kopf gebogen hatte, ein dunkler, kurz geschorener, aristokratischer Männerkopf mit knappem Venetianerbart und leuchtenden Augen. Die römische Altezza schaute vorn hinaus und dann nach rückwärts, wahrscheinlich auch, um zu sehen, ob es denn, zum Teufel, nicht bald wieder etwas rascher vorwärts gehen werde. Da blickten aus dem Fiaker hinten, der sich klein genug vorkommen mochte zwischen diesen mit Vollblut bespannten, wappengeschmückten Equipagen der vornehmen Welt, ein paar Augen in die seinen, zeigte ihm der Schein der Wagenlaternen ein Lächeln und dunkles Lockenhaar und runde Wangen, ein Schleierchen über dem Haar und gerade noch die Perlenschnur um die junge weiße Kehle, einen Mädchenkopf mit einem Wort, der den seinen in den nächsten fünf Minuten noch siebenmal aus dem Wagenschlag und über die neunzinkige Krone hinüber, welche derselbe trug, hinausfahren ließ.

Drinnen neben ihm lehnte seine Principessa achtlos und gelangweilt in den weißseidenen Kissen; er aber wiederholte das Spiel, amüsirt und interessirt, um so mehr, da die kleine Hexe im Fiaker, nachdem sie zufällig auch noch dreimal zugleich mit ihm heraus geschaut hatte, aber nach einer ganz andern Richtung hin — ihm jetzt eben zur Belohnung wahrscheinlich für sein Ausharren, doch wieder einen ihrer lachenden Blicke zugesprüht hatte. Einen Blick, per bacco! Der Italiener, denselben mit vollem Feuer erwidernd, streifte gleich darauf seine klassisch schöne und indolente Fürstin nebenan mit den Augen und dachte vielleicht, daß wenn sie anderen Männern solche Blicke schenkte, er sie wahrscheinlich töten würde.

Das war also die Art, wie Fräulein Marfa sich die Zeit des Wartens vertrieb. Sie dachte sich übrigens nicht das mindeste Böse dabei, und die Tante, welche die Sache endlich merkte, machte, theoretisch gewissermaßen und kommentirend, auch nur die Bemerkung: „Marfa, Marfa, was richtest Du denn da wieder an!" — legte aber praktisch der Sache weiter kein Hindernis in den Weg.

Da fuhr denn doch aber zuletzt der Kopf der jungen Dame einmal sehr rasch zurück, und nun behielt sie ihn drinnen. Sie sagte nicht, was geschehen war, daß nämlich der dreiste Italiener, die Harmlosigkeit des Spiels wahrscheinlich gründlich verkennend, eben die Fingerspitzen küssend an sein Bärtchen gebracht und auch noch andere Zeichen, die sie nicht eigentlich verstand, aber nicht sehr angenehm deuten konnte, gemacht habe. Aber sie wußte nun, daß sie zu weit gegangen war.

Alles erreicht sein Ende, auch die langsamste Auffahrt; daher pflegt auch hiebei der Augenblick, wo die letzten die ersten werden, endlich heranzukommen. Die Apfelschimmel des römischen Fürsten waren, in die Stangen schäumend, eben in kurzem Bogen von dem Kutscher, der ein Meister seines Handwerks war, herum gebracht worden, wobei es aussah, als hätten sie Lust, den Sprung vom tarpejischen Felsen, etwas seitab links, zu wagen. Der Fiaker, der die Sache weit kaltblütiger nahm, war demnach also endlich an die Reihe gekommen, und nun strich der Mann, dankbar schmunzelnd, das Fahrgeld mit den Trinkgeldsoldi ein, welche ihm die älteren Mirbachschen Damen gutmütig, wie sie stets waren, reichlich bemessen hatten. Marfa, von zwei Botschaftslakaien zuerst aus dem Wagen gewirbelt, hatte eben den Fuß im weißen Atlasschuh auf die Fliesen der Eingangshalle gesetzt und sah sich, wie natürlich, in derselben um, als ihr Auge gerade noch die schlanke, geschmeidige Gestalt des Mannes traf, der mit offenbarem, neugierigem Zögern gewartet hatte, bis der Fiaker nächst seiner Equipage seines Inhaltes entledigt war, und nun erst der meterlangen, lavendelfarbenen Seidenschleppe seiner goldblonden Principessa mit dem Dianaköpfchen die breiten Treppen hinauf folgte.

Marfa entrüstete sich förmlich über seine Unverschämtheit. Die Tante hatte recht, die Männer taugten alle nichts. Im ganzen war sie aber doch keineswegs unangenehm angeregt durch dies kleine Vorspiel des heutigen Abenteuers, und stieg jetzt mit tanzenden Füßchen — nein, Füßen — sprühenden Uebermut in den Augen, die breite Treppe hinauf, wobei sie im Laufe der fünf Minuten, die man im Gewoge der Ankommenden dazu brauchte, weitere sechs Eroberungen machte.

IV.

In den Damengarderoben wurden die Mirbachs, die wenig weibliche Bekanntschaften in Rom hatten, weiter nicht aufgehalten; dagegen aber waren sie in den weiteren Vorräumen, zu denen die Männer, diese notwendigen Uebel, wieder Zutritt hatten, sogleich umringt und in Beschlag genommen. Die deutsche Künstlerschaft hatte sich nämlich Marfas längst völlig bemächtigt ... war sie doch wie geschaffen zur Muse der jungen Herren in Kalabreserhüten und meist im Besitze großer, unverkaufter Leinwande mit Malerei darauf, über welche diese kunstverständigen Damen, besonders die Tante, aufs geläufigste sich auszulassen geübt waren.

Jetzt hatte ihr der junge Kolwitz, Historienmaler, den Arm gereicht; ein paar Genossen brachten Mutter und Tante hinterdrein. Hart am Eingange des ersten großen Prunksaales empfing der Botschafter selber seine Gäste, von welchen er für die meisten ein freundliches Wort hatte. Ein stattlicher, breitschulteriger, ruhiger Mann, der, wenn man vom Standpunkte der Tante Stepphuhn aus die Männer als unvermeidliche Uebel betrachtete, durchaus den Eindruck machte, eines der erträglichsten dieser Uebel zu sein.

Er nickte dem jungen Maler, welcher ein preußisches Stipendium hatte, mit angenehmer Vertraulichkeit zu und begrüßte Fräulein Mirbach ausgesucht liebenswürdig. Die Excellenz hatte es, wie man zu sagen pflegt, hinter den Ohren. Als er sich jetzt vor der jungen Dame verneigte und mit halber Stimme ziemlich nahe an ihrem Ohr sagte: „Eine der Zierden des Abends," hatte Fräulein Marfa, leicht betroffen über die Ausdrücklichkeit dieses Kompliments, zu ihm aufgeblickt, war aber da einer so selbstverständlichen und ruhigen Diplomatenmiene auf dem hellen, breiten, norddeutschen Antlitz ihres vornehmen Wirtes begegnet, daß sie zu dem Schlusse kommen mußte, dergleichen schmeichelhafte Ausdrücke seien bei solchen besonderen Gelegenheiten die courante Münze und hätten weiter nichts zu bedeuten.

Weiter in den herrlichen, lichtgetränkten Räumen, in welchen eine wirklich interessante Gesellschaft dahinwogte! Denn gegenwärtig bewegte sich noch alles in einer Richtung, dem Saale zu, in welchem die Baronin Platter, die Gemahlin des Botschafters, ihrerseits die Gäste begrüßte. Sie war eine zarte Dame in matt Rosa, die jetzt schon leicht ermüdet aussah.

Marfa machte ihr mit gesetzter Miene eine so hoffähige Verbeugung, daß Kolwitz nebenan in das lebhafteste Entzücken geriet. Er hatte seine Dame glücklich durch die Schleppen, Degen und Sporen

hindurch in den Musiksaal gesteuert. Wenn er aber hoffte, hier in Ruhe des bevorzugten Platzes neben ihr, mit ihrem runden Arm in dem seinen, genießen zu dürfen, so kannte er Fräulein Marfa schlecht. Die Gefährten vom Pinsel waren mit Mutter und Tante der jungen Dame indessen auch herangekommen und mit ihnen der lange Okkermann, unausstehlicher Mensch, langjähriger Römer, cynisch, dissend, gefürchtetes, böses Maul, ein Gesell übrigens, von dem man in der Kunst viel erwartet hatte, bis, da ein Jahr nach dem andern verging, ohne daß die erhoffte bedeutende Leistung von ihm erschien, jene ehemaligen Erwartungen und die Idee von seinem Genie selber mit der Zeit eine etwas mythische Färbung angenommen hatten.

Kleinere, skizzenhafte Sachen existirten allerdings von ihm, die für ausgezeichnet galten und ihm auch dementsprechend bezahlt worden waren. Sie waren alle in den Händen von Liebhabern, meist von reichen Amerikanern und Russen. Und die jüngeren Kunstgenossen ärgerten sich, daß Okkermann nur einmal einen Raptus der Arbeitslust — sie wurden mit den Jahren immer seltener bei ihm — zu benützen und sich hinzusetzen brauchte, um alsdann mit einer anscheinenden Kleinigkeit von seiner Hand einen Preis zu erzielen, den sie für die vollgemalteste Leinwand, bedeckt mit den fleißigsten Modellporträts, nicht annähernd zu erreichen vermochten.

Jetzt trat der große, hagere Mann mit dem schon ergrauenden Henriquatre ohne weiteres an Fräulein Mirbach heran, indem er fragte: „Nun, wie ist's, mein schönes Fräulein, wann werden Sie mir die versprochene Sitzung für Ihr Porträt gewähren?"

Marfa, die sich nicht viel aus ihm machte — als wirklich kluger und meist nachlässig, um nicht zu sagen schäbig gekleideter Mensch war er so recht nichts für ihresgleichen — lächelte ihm dennoch auf das leuchtendste zu: „Wenn Sie recht artig sind, vielleicht im Lauf der nächsten Woche ... oder in der darauf folgenden ... wir haben so viel vor, daß ich Ihnen wirklich nichts fest versprechen kann ..."

Zähne und Augen lachten und funkelten zu ihm in die Höhe, aber dieser oft erprobte Beleuchtungseffekt wirkte auf seinem Gesicht nicht, wie sie erwartet hatte. Er sah sie kurios an; wie verwundert würde sie gewesen sein, wenn sie seine Gedanken dabei hätte lesen können!

„Du Gänschen," war etwa der Inhalt derselben, „wie anders würdest Du zugreifen, wenn Du zu würdigen verständest, was Dir da geboten wird!"

Er hatte nämlich neulich, indem er sie betrachtete, eine der sehr seltenen Anwandlungen in sich erfahren, diesen Kopf, dieses Antlitz gerade auf die Leinwand zu bringen. Reiche Leute hatten ihm schon Tausende geboten, damit er sie porträtire. Wenn ihm aber ein Kopf nicht gefiel, lehnte er unter allerlei Vorwänden das Verlangen ab. Hier nun hatte er, seit Jahren einmal wieder, Lust verspürt. Marfas runder Kopf, das eigentlich zu breite, blühend volle Antlitz mit den kräftig weichen, keineswegs regelmäßigen Zügen, hatte etwas ungemein Charakteristisches in der Färbung, machte den Effekt einer sogenannten schwarzen Perle etwa. Und da hatte ihn die Aufgabe gereizt, aus dem Dunkeln heraus den Kopf ins Licht zu arbeiten mit derselben Wirkung, die unter günstigen Umständen das Original hatte.

Aber sein Schaffenstrieb war launisch. Und in diesem Augenblick, da ihn Marfa ihrer Meinung nach so bezaubernd ansah, fiel ihm eins auf, was sie sich nicht träumen ließ, daß nämlich, wenn er sie malte, die unbestechliche Wahrheitsliebe seines Auges und seiner Hand in ihrem Gesicht die Züge herausarbeiten würde, die ihr und den Ihrigen unmöglich gefallen konnten. Er kannte sich ... er würde sie nicht veredeln, nicht idealisiren, wie man das nennt. Ganz im Gegenteil. Sein Blick, von der nie irrenden Meisterhand unterstützt, hatte die Rücksichtslosigkeit der Natur. Wo keine Seele war, würde er keine hinein empfinden.

Und so würden am Ende nur Unannehmlichkeiten entstehen aus der Absicht, die er allzu impulsiv da neulich kundgegeben hatte. Er ließ dieselbe also im stillen wieder fahren, während er sich verbeugte, auf ihre Worte hin, und mit seinem eigenen Lächeln, vor dem sich die Bekannten fürchteten, sagte: „Nun, so verschieben wir die Sache, ad calendas graecas meinetwegen."

„Aber, Marfachen!" — das war die Tante, die, es mochte mit ihr bei solchen Gelegenheiten reden, wer da wollte, immer mit halbem Ohr demjenigen folgte, was mit und um Marfa vorging. Und sie hatte eine ziemlich deutliche Idee davon, daß ein Porträt „des Kindes" von der Hand Okkermanns einen Wendepunkt im Leben Marfas bedeuten konnte. Das konnte das Ereignis der Saison, ein Zugstück der Ausstellungen werden ... Ein natürlich vortreffliches und höchst schmeichelhaftes Bildnis einer jungen Dame von einem solchen Künstler von Ruf war für jene eine Art Adelsbrief! Und daß er eine siegende Schönheit aus ihr machen würde, er, der natürlich, wie alle Welt, bis über die Ohren in sie verliebt war, daran zweifelte die Tante Stepphuhn nicht einen Augenblick. Wie sie sich von seiten der Familie und Marfas die Gegenleistung für ein solches höchst wertvolles Symbol seiner Gefühle dachte, bleibt unklar. Denn Geld würde er natürlich nicht nehmen ... er würde das Bild schenken, wie der gute alte Papa Kervo aus Kiew die Boa geschenkt hatte, und Herr Tito Teucin das kostbare Amulet; Marfachen aber würde durch dasselbe eine Art Berühmtheit für die Gesellschaft, und wer konnte wissen, ob nicht irgend ein römischer Principe auftreten würde ... als Bewerber um ihre Hand ... und den nähme man dann an ... natürlich — so fuhren ihr die Gedanken blitzschnell durch den Kopf ... Das Mädchen durfte sich dies alles nicht verscherzen, um keinen Preis!

„Aber Marfachen," mahnte sie deshalb, von Kolwitzens Arm her, den sie ergriffen hatte, um diesen jungen Herrn zu entschädigen ... „Du scheinst Dir der Ehre gar nicht bewußt zu sein, die ein so berühmter Mann Dir erweisen will! Marfa hat natürlich immer Zeit, sobald Sie eine Sitzung wünschen, Herr Okkermann."

„Na, das versteht sich doch von selber," fiel nun auch Frau Mirbach ein, welcher der Gedankengang ihrer Schwester verständlich sein mochte.

„Nun, wir werden sehen," meinte Okkermann, da ihm so zugesetzt wurde. „Einstweilen begibt sich Kolwitz hier vielleicht an die dankbare Aufgabe, das Fräulein zu malen. Der hat natürlich enorm viel zu thun, deshalb gerade wird er Zeit finden. Ich, sehen Sie, habe Zeit zum Verkaufen, habe keine Bestellungen, keine Pflichten, weder gegen den Staat, noch gegen die Gesellschaft, noch gegen die Familie, wie mein junger Freund hier. Und trotzdem, oder gerade deswegen, der Teufel weiß, wie es zugeht, gerade deswegen komme ich zu nichts."

„Würde mir eine riesige Ehre sein, wenn der Wunsch von Fräulein Mirbach selber ausging," sagte Kolwitz etwas empfindlich, im Gefühl, daß sich Okkermann über ihn lustig mache, was allerdings auch der Fall war.

„Nun, vielleicht erweist Ihnen Fräulein Mirbach diese Ehre," sagte Marfa lachend und mit anscheinend unvermindertem Uebermut. Sie wußte, daß sie, was Okkermann betraf, einen Fehler gemacht hatte; das würde aber Tantchen schon wieder alles ins Geleise bringen. Die Tante schenkte ihr übrigens die verdiente Lektion nicht.

„Du dumme Mariell!" raunte sie ihr zu, sobald sie einmal unvermerkt konnte, „wie hast Du Dir im Lichte gestanden! Daß die anderen alle sich die Finger darnach lecken" — läcken, wie sie sich ausdrückte — „Dich zu malen, das wissen wir. Aber das hat keinen Wert. Mit Okkermann war es etwas anderes ... Er muß auch noch heran ... Das kann ein Bild werden, von dem ganz Rom spricht ... Aber er hat seine Künstlerlaune ... wer weiß, ob er nun noch herumzukriegen ist."

„Er wird ja doch," meinte Marfa gleichmütig. „Das mußt Du besorgen, Tantchen, als geborene Diplomatin."

„Ja, ja, Tantchen und immer Tantchen!" sagte Fräulein Stepphuhn, nun doch geschmeichelt durch das Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit. Die ganze Gruppe hatte sich zusammen vorwärts bewegt; auch Okkermann war neben den Damen geblieben, aber augenscheinlich mehr zufällig und weil es ihm ziemlich einerlei war, mit wem er auf diesem Gewoge umhertrieb, als aus irgend einem andern Beweggrunde.

Es war so voll, daß es zum Tanzen nicht kam. Die Kapelle spielte die schönsten Walzer herunter und ließ nach der Reihe alle verführerischen Rhythmen, die man sich nur denken kann, ertönen. Und wirklich hatten auch einige Paare versucht, den verschwindend kleinen Raum zu benützen, welcher in der Mitte des großen Bankettsaales mit Anstrengung eine Weile frei gehalten werden konnte. Aber vergebens. Die Menge, durch den frischen Zufluß immer noch Anlangender aus den anderen Gemächern gespeist, schwoll beständig an und beschränkte den Kreis, in welchem jene wenigen sich herumbewegten, auf eine beängstigende Weise.

„Sie drehen sich in engem Kreistanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz!"

citirte Okkermann ernsthaft aus seinem Lieblingsgedicht, indem er über Marfas Schulter herüber zusah, so lange, bis sie sich vorbeigeschoben hatten. Der Tanz fand dann bald darauf sein Ende. Jene wenigen Paare, die unter diesen Umständen Bewunderung verdienten, hatten ihn noch durchgeführt. Jetzt aber, da der letzte Ton verklang, wurden sie und der Raum, auf dem sie sich bewegt hatten, gleichsam vom Gewühl verschlungen, und als die Musik wieder einsetzte, war niemand, der es ihnen nachthat und ihr Wagnis wiederholt hätte.

In den anderen Sälen konnte man eher aufatmen. Und es gewährte wirklich einiges Interesse, von einem Kundigen zu erfahren, wen man heute alles hier sehen konnte, an diesem Tage, der zwar nicht nur den deutschen Künstler, der auch den deutschen Spediteur und Kaufmann, der die Herren vom archäologischen Institut, die gelehrten deutschen Professoren, aber auch den deutschen Hauslehrer und die Gouvernante, somit auch die bescheidensten Bestandteile unserer Kolonie in der ewigen Stadt einmal in diesem Jahr in diese für sie wahrhaft elysäischen Räume brachte, wo sie dann aber, und das war das Besondere daran, keineswegs nur mit ihresgleichen, sondern mit dem allerhöchsten deutschen Adel und verschiedenen dito Fürstlichkeiten nicht nur, sondern auch mit den vornehmsten Ausländern und besonders mit verschiedenen Vertretern und Vertreterinnen der wahren italienischen Aristokratie auf demselben Parket zusammentrafen.

Denn an diesem Tage, dem Ehrentage des allverehrten befreundeten Monarchen des mächtigsten Reiches, hielt sich nur das streng päpstliche Rom von dem Feste des Botschafters fern. Die übrige vornehme römische Gesellschaft erschien, wenn auch nur auf kurze Zeit. Und welches Vergnügen, sich diese Abkömmlinge der Massimi und der Colonna, die mit ihren Namen in das klassische und mittelalterliche Rom nicht nur, die bis in die dämmernden Etruskerzeiten sogar hinein reichten, einmal so bequem aus der Nähe zu betrachten.

Zu diesem Ende aber mußte man, wie gesagt, jemand neben sich haben, der da wußte, which was which, wie die Engländer sagen. Denn ansehen konnte man wenigstens einzelnen von ihnen dies wahrhaft überwältigende Alter des Stammbaumes — gegen welchen eine tausendjährige deutsche Eiche das reine Schulkind ist — durchaus nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Das Rosenfest in Rom.

(Hiezu das Bild Seite 45 und 47.)

Eine schöne kirchliche Feier in Rom gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ist es, die der Maler unseres Bildes, ein bedeutsames Talent des neugeeinten Italiens, uns in beredter Weise vor Augen führt. Es war jene Zeit, als unter den Päpsten Clemens XIV. (Ganganelli) und Pius VI. noch ein vielbewegtes, glanzvolles Leben die klassische Stadt durchflutete, — als es noch das Rom gab, in welchem ein Thorwaldsen schuf und ein Goethe dichtete. Adel und Volk nahmen gemeinsam an den Zeremonien teil, und die imposante Zahl der Gläubigen trug nicht zum wenigsten zur Großartigkeit einer solchen religiösen Feier bei. In den Prozessionen schritten die Edelsten der Nation und wallfahrteten demütig mit Frau und Kind zu den Hochaltären, an denen der Papst selbst und seine Kardinäle die heilige Handlung vollzogen. Reiner, unmittelbarer noch als in den Zügen der Erwachsenen spricht sich auf den lieblichen Gesichtern der Kinder die keusche Freude aus, das andächtige Dankgebet zum gütigen Schöpfer, der die Welt in so herrlicher Pracht erstehen ließ, der in Gestalt der prangenden, duftigen Rose all dem Grünen und Blühen, mit dem er uns Menschenkinder erfreut, die Krone aufgesetzt hat. Ja, diese anmutigen Kinder erscheinen uns wie die wahren, menschlichen Ebenbilder jener unschuldigen, knospenden Blumen, die sie in den Händchen tragen, und denen die Kirche heute die Weihe gibt. J. N.

Generalfeldmarschall

Graf Moltkes Briefe

an seine

Braut und Frau.

(Fortsetzung.)

Sonnabend, den 12. [Juni 1841]. Wie sehr bin ich durch Deinen lieben, freundlichen Brief vom 6. d. M. erfreut worden, gute Marie. Ich kann ihn auswendig, so oft hab' ich ihn durchgelesen. Daß Du und Jeanette die Sachen aus Neapel hübsch gefunden habt, hat mich recht gefreut, noch mehr aber, daß Du so heiter und so liebenswürdig schreibst. Ich gewinne Dich alle Tage lieber und zähle die Tage, bis ich Dich wieder sehen soll. Aber es sind der Tage doch noch eine ganze Menge, denn vor Ende Juli werde ich kaum abkommen können. Ich werde mir indes die äußerste Mühe geben, schon Mitte Juli Urlaub zu erhalten.

Daß nun Papa wieder nicht nach Berlin kommen will, wie er mir doch versprochen, ist doch sehr hart. Dann muß er auch erlauben, daß ich zum Winter, sei es auch erst zu Neujahr, Hochzeit mache. Soll ich hier den ganzen Winter allein in meinem Lehnstuhl sitzen, so verkümmere ich ganz, und ob Du drei Monate früher heiratest, kann Dir doch wahrlich nicht nachteiliger sein als drei Monate später. Ich hoffe aber im Gegenteil, es soll Dir sehr vorteilhaft sein, denn ich will Dich pflegen wie meinen Augapfel, Du zarte kleine Pflanze. Nicht wahr, Marie, Du sagst ja! und hilfst mit zureden? Ich werde das auch an Mama schreiben, wir nehmen Jeanette zu Hilfe und lassen Papa keine Ruhe, ehe er einwilligt. Zu Weihnachten komme ich dann nach Itzehoe, und zu Neujahr ist Hochzeit und wir reisen in Deine neue Heimat. Hier wollen wir uns hübsch, aber klein einrichten, das ist besser als zu groß anfangen. Man kann sich immer noch ausdehnen. Anfangs wird es Dir ein bißchen einsam vorkommen, aber zum Frühjahr lassen wir Jeanette kommen, und wenn wir Papa eine eingerichtete, wenn auch enge Wohnung hier anbieten können, so bekommen wir ihn und Mama auch noch herüber. Auch gebe ich die Hoffnung nicht auf, mit Dir eine hübsche Reise nach der Schweiz, Paris und, wenn die Fonds ausreichen, auch nach England zu machen. Was Dein Papa für Dich thun kann, das soll Dir auch ganz zu gute kommen, ich habe, was ich brauche, und will nichts mehr als Dich (das heißt freilich sehr viel).

John war heute bei mir. Er hatte leider sehr schlechte Nachrichten von der guten, ehrwürdigen Großmama. Gott schenke ihr Genesung oder doch einen schmerzlosen Zustand, oder, wenn es sein Wille ist, ein sanftes Ende. Leider schreibt Magnese sehr hoffnungslos. Es freut mich, der guten alten Frau noch geschrieben zu haben, und es ist ein köstlicher Gedanke, daß sie an unserer Verbindung Freude erlebt hat. Das Andenken an sie soll mich stets daran erinnern, ihren Wunsch, Dich glücklich zu sehen, soweit es in meinen Kräften steht, zu erfüllen, teure, liebe Marie.

Ich hatte gestern einen Brief aus Karlsruhe von Fritz Moltke; alle Verwandten schreiben so freundlich teilnehmend, daß ich mich recht darauf freue, Dich ihnen einmal vorzustellen. Der Brief war über Itzehoe gegangen. Ein anderes Schreiben war von dem Komite der Berlin-Hamburger Eisenbahn, welches mich auffordert, als Mitglied der Direktion einzutreten. Ein wohllöbliches Komite mag Ahnung davon haben, daß ein gewisser, allerliebster kleiner Magnet mich nach dieser Richtung hinzieht und daß ich ganz besonders bei der Herstellung der schnellsten Verbindung mit Hamburg beschèidigt bin. Ich habe die Aufforderung gern angenommen, indem eine so nützliche Thätigkeit viel Reiz für mich hat und Veranlassung zu mancher Reise nach Hamburg werden wird.

Ich danke Dir für die Beantwortung aller meiner Fragen. Wann wird denn der Ball bei Ewalds sein? Damit ich in Gedanken mittanzen kann. Welches Kleid ziehst Du an? Schreib mir auch, mit wem Jeanette den Cotillon tanzte, etwa mit einem gewissen C. B.? Schicke mir ein Blatt aus der jessamin-bower. Es ist bald elf Uhr, und gewiß begegnen sich unsere Gedanken, süße, liebe Marie. Es regnet hier seit einigen Tagen, und obschon es sich heute abend aufklärt, kannst Du doch gewiß nicht in der Laube sitzen. Vielleicht finde ich Dich jetzt, wo Papa und Mama schon gute Nacht gesagt, unten in Deiner Stube am Schreibtisch, oder Du liegst schon zu Bett und plauderst noch mit Jeanette some nonsense. Doch ich will meinen eigenen nonsense schließen. Du wirst Mühe haben, es zu lesen, so abscheulich schlecht und eilig hab' ich geschrieben. Adieu, liebe, gute, schöne Marie; ich küsse Dich herzlich. Erfreue mich bald wieder mit einem Brief, sei heiter und froh und gedenke in Liebe Deines Dich so herzlich liebenden Helmuth.

Sonntag nachmittag, den 13. Eben erhalte ich Deinen lieben Brief, gute Marie, vom 10. d. M., den Ausdruck Deines lieben, frommen Herzens. Gewiß muß Dir der Tod Deiner würdigen, teuren Großmutter sehr nahe gehen. Laß uns hoffen, daß ihr Segen auf Dir ruht, und uns bestreben, ihres innigen Wunsches, uns einig und glücklich zu wissen, stets eingedenk zu sein. Wie schön ist es, wenn wir den letzten Abend ihres langen, mühevollen Lebens durch eine frohe Hoffnung erheitert haben, möge sie nie getäuscht werden. Adieu, süße Marie, trockne Deine Thränen und laß von der ehrwürdigen Großmutter das freundliche Bild in Deiner Seele zurückbleiben. In herzlicher Liebe der Deinige

Helmuth.

*

Berlin, den 16. Juni 1841 (Mittwoch).

Gute, liebe Marie! Gestern abend spät noch erhielt ich Deinen so herzlichen Brief vom 11. d. M. Jedes Deiner Schreiben macht Dich mir lieber, und wenn ich Dich lese, kommst Du mir vier Jahre älter vor, als wenn ich Dich sehe.

Es wird mir ein Genuß sein, künftig Deine Lektüre zu leiten, und gerne wollen wir immer mit der Bibel anfangen, auch wollen wir gute Predigten hier besuchen, und ich verspreche dann auch, nicht beim Klingelbeutel davonzugehen.

Aber das muß ich Dir sagen, Du mußt keine allzu gute Meinung von mir haben, damit Du nicht getäuscht werdest, sondern mußt recht viel Geduld und Nachsicht mitbringen. — Dann wird's aber auch, so Gott will, wohl gehen.

In Betreff des Seebades finde ich vierzehn Thaler wöchentlich, bloß für Wohnung enorm teuer. An wen hat Mama denn geschrieben? Ich würde raten, einmal nach Helgoland deshalb zu schreiben. Es soll dort viel wohlfeiler sein, und die Fahrt ist ebenfalls von Hamburg aus per Dampfschiff in einem Tag zu erreichen. — Die Reise nach Föhr ist sehr viel umständlicher und auch teurer, so daß, wenn der Aufenthalt nicht wesentlich wohlfeiler, die Sache doch auf eins herauskommt.

Ich kann mit einiger Zuverlässigkeit annehmen, daß ich schon Mitte Juli von hier abreisen und vier Wochen im Bade bleiben kann, was mir und uns allen gewiß sehr heilsam und wohlthätig sein wird. Mama kann hierauf ihren Zuschnitt machen, es müßte schon etwas Ungewöhnliches dazwischen treten, um diesen Plan zu stören. Ich zähle übrigens die Tage, bis ich Dich wieder sehen werde, mein kleines Kaffeebohnchen, und werde mich zu mehrerer Sicherheit auch festbinden lassen auf dem Schiffe.

Mein ganzer Tisch liegt jetzt voll von Abhandlungen über Eisenbahnen. Die Sache interessirt mich sehr, und ich würde sehr gern einen thätigen Anteil an dies große und gemeinnützige Unternehmen ergreifen. Künftig können wir morgens um sechs Uhr von Berlin abfahren, um drei Uhr in Hamburg sein, und auf das Itzehoer Dampfschiff setzen, abends sieben Uhr in the green meadows anlangen und den Thee bei Mama trinken. — Freilich sind bis dahin noch mancherlei Schwierigkeiten zu besorgen, und eine gewisse nordische Staatsregierung ist nicht die kleinste dieser Schwierigkeiten.

Ist Papa schon zurück aus Kiel? Bitte, teile mir mit, was er von dort für Nachrichten mitbringt. Daß ihr die arme Magnese aufnehmt, ist recht hübsch von euch. Was macht denn Ernestine?[1]) Hat sie ihre Malzbäder angefangen? Nach Schwager Henry[1]) frage ich nicht, der läßt sich nichts anfechten.

¹) Eine jüngere Stiefschwester der Braut.

Tausend herzliche Grüße an Jeanette, ist sie noch sehr thoughtful oder macht sie wieder einigen nonsense?

Wir haben hier abscheuliches Wetter. Seit dem 1. Juni unaufhörlich Regen, und dabei ist es rather cold, wenigstens für ein tropisches Gewächs, wie ich bin. Recht lieb ist es mir, daß Adolf[2]) seine Reise noch nicht angetreten hat. Aber mit dem Neumond kriegen wir gewiß wieder schönen Sommer, und ich hoffe, daß er seine Abreise nun nicht über den 20. hinaus verschiebt. Von ihm selbst habe ich noch keine Nachricht. John grüßt euch alle herzlichst. Er war von dem Tod seiner Großmutter sehr ergriffen, aber weil ein wirkliches Aufkommen derselben doch entschieden unmöglich, freut ihn ihr leichter Todeskampf und das tröstliche Gedächtnis an ihr durch nichts gestörtes Wohlwollen. Sie starb gerade am 9., also einen Monat nach unserer Verlobung. Deinen Ring habe ich noch nie abgelegt,[3]) obschon ich ein paarmal die Buchstaben M. B. darin betrachtet habe. Zuweilen rieche ich auch an Deiner Eau de Cologne, um mich an Dich zu erinnern. Ich mag den Farina schon leiden, bloß weil er Jean und Marie heißt.

Fahrt ihr fort zu baden, trotz des schlechten Wetters? Ich habe nicht ausgesetzt, auch trinke ich meinen Kissinger Brunnen alle Morgen. Abends, wenn ihr spazieren fahrt, reite ich durch den Tiergarten und um die Fasanerie. Ich hoffe, daß wir die Tour noch manchmal zusammen machen werden. Kaffee trinke ich nie und Wein höchstens ein Glas Champagner, wenn ich, wie heute, auswärts zu Mittag speise. Abends pflanze ich mich in einen grünen Lehnstuhl und denke, wenn doch Marie hier wäre, um mir den Thee zu machen und mit mir zu plaudern. Statt dessen bringt der Kutscher mir die lange türkische Pfeife und Kakaoschalensuppe, ein ziemlich langweiliges Getränk. Ich schreibe dann gewöhnlich noch Briefe und meist ein paar Worte an Dich. — Aber das muß ich rühmen, daß Du eine so fleißige Korrespondentin bist. Wenn der Briefträger einen Brief von Deiner Hand bringt, lege ich ihn erst hin und beende alle Geschäfte, um ihn dann mit ungestörter Muße ein paarmal zu lesen.

Heute muß ich schließen, denn ich soll bei der Prinzeß von Preußen zu Mittag essen; ich äße lieber bei Dir zu Mittag. Adieu, liebe, gute Seele; mit herzlicher Liebe für immer Dein Helmuth.

Bitte, auf Adresse schreibe nicht „hoher" Orden, ich habe deren nicht.

¹) Ein jüngerer Stiefbruder der Braut.
²) Ein jüngerer Bruder von Moltke in dänischen Diensten.
³) Moltke hat denselben sein ganzes Leben lang nicht abgenommen und dafür Sorge getragen, daß er ihm nach dem Tod auch nicht abgenommen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Flandrische Schützengilden.

(Dazu das Bild Seite 65.)

Wenn auch das Schützenwesen heute weit nicht mehr die Bedeutung hat wie zur Zeit seines Entstehens und Blühens am Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, da zudem nun auch seine Uebungen harmloserer Art sind, als damals, wo die Schützen noch gar oft in Reih und Glied gegen den Feind ihrer Stadt und ihres Landes kämpften, so hat sich in den Schützengilden, wie sie namentlich bei der ländlichen Bevölkerung Flanderns zu finden sind, doch auch noch bis auf die neueste Zeit herab ein schönes Stück dieses waffenfreudigen Mittelalters erhalten, und Flanderns Schützen sind heute noch stolz darauf, die Namen der Grafen Egmont und Hoorn in der Reihe ihrer Hauptleute anführen zu können. Dem fröhlichen und lebensfreudigen Sinne der flandrischen Bevölkerung kann eine solche Kraft und Gewandtheit zugleich verlangende Uebung nur eine willkommene Abwechslung in ihrem sonst fleißiger Arbeit gewidmeten Leben sein. Noch immer halten sie auf eine strenge Organisation ihrer Gilde, und ihre Mitglieder wählen sie da, wo ein helles, klares Auge und eine sichere Hand ihnen Gewähr bieten für Ehre und Ruhm ihrer Gilde. Groß ist die Ehre, Hauptmann der Gilde zu sein. Mit reichem Schmuck der Ehrenzeichen und Medaillen, die oft schon älter sind als der Träger derselben, marschirt er an der Spitze seiner Schar nach dem Schießplatz, und den Ehrenplatz erhält er, sobald der friedlichen Waffenübung genügt ist und man sich zu fröhlichem Umtrunk beim schäumenden Bier sammelt, oben am Tisch. Wenn am Sonntag vormittags die Kirche besucht worden ist, finden sich nachmittags die Schützen noch immer zusammen, und die Jungen lernen von den Alten, und die Alten freuen sich an dem Eifer und der Tüchtigkeit der Jungen.

E.

Das Mädchen vom Prohner Wieck.

Eine Erzählung

von

Rudolf von Gottschall.

(Fortsetzung.)

Die Ladenklingel ging ... der alte Hausner streckte seinen weißen Kopf durch die Thüre und fragte nach Frau Möllner. Dore wies ihn in das benachbarte Zimmer. Es dauerte nicht lange, so rief die Tante sie herein.

„Ein Dienst für Dich ... im Flemmingschen Haus ... ein Fräulein von Flemming ist hier eingezogen auf einige Zeit ... sie bedarf weiblicher Bedienung. Das trifft sich gut ... sie ist zwar nicht von Eurem Nachbarschloß, doch sie gehört zur Familie. Und diese Häuser in der Stadt sind ihr Eigentum."

Dore hob lauschend das Haupt ... wie sollte sie beim Klang dieses Namens nicht erregt werden? Er war ja in ihr Herz gegraben, und dort konnte sie hoffen, dem Geliebten zu begegnen, sie stand in Sinnen verloren ... wenn er ihr nur begegnen wollte.

„Es ist meine Nichte, Herr Hausner," warf Frau Möllner ein. Damit war Dore hinlänglich empfohlen, was bedurfte es weiterer Anpreisungen?

„Ich habe Vollmacht, Frau Möllner! Das Mädchen gefällt mir," versetzte der Hausverwalter, indem er die Schöne mit Blicken maß, die fast mit ihr zu liebäugeln schienen; „die Zeiten sind böse; doch sie scheint mir Kraft und Mut zu haben?"

„Kraft und Mut ... ein sturmerprobtes Fischermädchen!" versetzte Frau Möllner mit den Achseln zuckend, „dafür steh' ich ein! Doch Du scheinst selbst zu schwanken, Dore ... so erkläre Dich doch!"

„Wenn das Fräulein mit mir zufrieden ist," sagte Dore, „mir ist's willkommen, bei ihr in Dienst zu treten. Ich will Dir nicht länger zur Last fallen, Tante! Ich habe kein Geschick zur Verkäuferin; ich werfe alles durcheinander und die Ziffern tanzen mir durch den Kopf. Ich bin bereit, Ihnen zu folgen, mein Herr, um mit dem Fräulein zu sprechen, und wenn ich ihr recht bin ..."

„Das nehm' ich auf meine Kappe," sagte Hausner, indem er sich eine wichtige Miene gab, „das ist schon so gut wie abgemacht."

Es dauerte nicht lange, so hatte sich Dore zum Gang in das Flemmingsche Haus gerüstet. Hausner war stolz auf seine Begleiterin, und wenn irgend ein vorübergehender Fähndrich oder Unteroffizier dem Mädchen einen bewundernden Blick zuwarf, so fühlte er sich selbst geschmeichelt, als gehörte ihm das Kleinod, das den Menschen so in die Augen funkelte, als Braut oder Tochter oder wofür sie's immer halten mochten, wie er sich selbst mit schlauem Lächeln sagte.

•

Mit einigen seiner Offiziere saß Major von Schill beim schäumenden Champagner; sie hatten Tag und Nacht mit ihrem Chef auf den Wällen gestanden, die Arbeiten überwacht und bedurften einer kurzen Erquickung, während sie von den Kameraden abgelöst wurden.

Jungen von der Straße kamen herein mit kleinen Flugschriften auf grobem Papier. Da war Schill abgebildet wie der gehörnte Siegfried in dem Volksmärchen. Er war der Mann des Volkes, das hob seinen Mut. Er hatte sich eben eine Lebensbeschreibung und eine Anekdotensammlung gekauft, welche seinen Namen auf der Stirn trugen.

„Sehen Sie, hier, Flemming," sagte er, „das ist das Patent, welches mein Volk mir ausstellt, wenn mir auch das andere zerrissen vor die Füße geworfen wird."

„Man verherrlicht Sie bei Lebzeiten," meinte Flemming, „und mehr als irgend einen gefeierten Feldherrn."

„Wo sind sie, diese Feldherren?" rief Schill, „nur Niederlagen sind ihre Ruhmestitel. Hab' ich doch am Unglückstage von Auerstädt meine ersten schweren Wunden empfangen. Das war's ja, Kinder, was mich so mächtig antrieb ... ich konnte nicht die Schmach des Vaterlandes verschmerzen. Die Ordres von oben haben alles in Verwirrung gebracht ... wir schöpfen unsere Ordres aus der eigenen Brust. Das war schon bei Kolberg der Fall."

Schill redete, wie oft, sich ins Feuer hinein, mit einer hin und her springenden Beredsamkeit, seine Art zu denken und zu fühlen hatte etwas Krampfhaftes. Er stieß mit seinen Nachbarn an.

„Ja, lieber Flemming, lieber Horst, man glaubte an mich! Und dieser Glaube durfte nicht zu Schanden werden. Wo gab's denn einen andern, dem man vertrauen konnte, in dieser unerträglichen Schmach und Schande? So zog ich aus mit euch allen, und unseres Volkes beste Wünsche waren mit uns, doch der König mußte uns richten ... es war nicht sein freier Wille, aber gleichwohl ist unser Name wie an den Galgen geschlagen worden. Wir haben gefochten und haben gesiegt, aber die anderen hatten Unglück. In Westfalen haben sie den Knaben Bonaparte, der des Landes Krone trägt, nicht verjagt — und gegen uns wenden sich hier die ganzen Hilfstruppen des Kaisers. Und England ... wo bleibt seine Hilfe? Seine Flotte ist nicht aufzufinden für unsere Sendboten ... es ist, als hätte das baltische Meer sie verschlungen. Oesterreich kämpft tapfer, doch nicht siegreich. In den Tiroler Alpen sind unsere Genossen. Von den Alpen zum Meer ... der Sandwirt von Passeier reicht mir die Hand! Es lebe Andreas Hofer!"

Und die Offiziere ließen begeistert die Gläser zusammenklingen.

„Doch wir wollen Stralsund halten, als wär's mit Ketten an den Himmel geschlossen. Nur Zeit ... nur Zeit!"

Schill stampfte mit dem Fuße auf.

„Noch eine Woche ... und wir haben aus dieser Meeresfeste ein zweites Kolberg gemacht; Tag und Nacht wollen wir arbeiten und dann hier ausharren, bis überall das Volk sich erhebt."

Freudige Zustimmung ... aber doch las man bangen Zweifel in den Zügen vieler Offiziere. Etwas wie Todesahnung lag in der Luft, doch die brausende Jugend verlangte ihr Recht. Scherzworte, die der Wein eingegeben, flogen herüber und hinüber.

„Wir haben ja auch eine Amazone hier," rief Lieutenant von Horst, „die gewiß an unserer Seite kämpfen will; denn weshalb käme sie sonst jetzt in die Stadt geritten? Flemming kennt sie, ich habe gesehen, wie sie zusammen ins Haus traten."

„Das gehört nicht hieher," sagte Flemming ärgerlich.

„Warum nicht? Mit einem schönen Liebchen kann man mindestens noch den Todesritt zusammen machen. Zuerst Kuß und Umarmung — und dann auf den gespenstischen Rappen gestiegen! Graut Liebchen auch vor Toten?"

„Es ist meine Cousine!"

„Das kennt man! Doch sie soll uns allen gehören. Wer will etwas Apartes haben im Lager?"

„Diesen Spott dulde ich nicht ... ziehe, zieh!"

Die Offiziere sprangen auf.

„Frieden, Kameraden!" rief Schill, „Einigkeit ist hier unsere Losung!"

„Flemming ist ein Hitzkopf," rief Horst, „ich meinte ja nur, daß uns alle gleichmäßig der Anblick einer schönen Mitkämpferin begeistern solle. Ist das ein Verbrechen? Ist nicht eine erhabene Frau die stillschweigende Schutzgöttin unseres Unternehmens, Preußens Königin Luise? Sie wird uns Thränen weihen, wenn wir zu Grunde gehen ... warum soll nicht ein schönes Mädchen, von uns allen gefeiert, uns Kampfgenossin sein?"

Flemming drückte Horst versöhnt die Hand. Schill mahnte zum Aufbruch, es ging auf die Wälle, an die Thore, überall wurde rastlos gearbeitet. Flemming wurde an das im Norden gelegene Knieper Thor geschickt, um auch dort das Werk zu fördern, wo es am wenigsten dringlich erschien, weil der Feind von Süden und Westen heranrückte. Beim Gang durch die Knieper Straße konnte er an dem Hause der Geliebten nicht vorübergehen, ohne sie zu begrüßen.

Es war schon Dämmerung geworden ... auf Hausflur und Treppe fiel ein zweifelhaftes Licht. Der alte Hausner bat um Entschuldigung, daß er noch nicht die Kandelaber angezündet, welche die Marmorstufen erleuchten sollten, und eilte dann voraus, um den Besuch anzumelden. Flemming klirrte mit Sporen und Säbel die Treppe hinauf; er hörte nicht das Knistern eines Kleides, und daß mit leisen Schritten ihm eine Gestalt nachhuschte, die seinen Rockärmel berührte. Er wandte sich um und sah in die geisterhaften Züge des Fischermädchens, dessen große dunkle Augen auf ihm hafteten, als wollten sie ihn bannen. Er erschrak ... Dore hier ... im Hause seiner Braut! Unwillkürlich stieß er ihre Hand zurück.

„Ich bin es ja," sagte sie, da sie glaubte, er habe sie nicht erkannt, „ich bin es, Dore Möllner ..."

„Und was suchst Du hier?" fragte er in fast gereiztem Ton.

„Was ich in der ganzen Welt allein suche ... Dich! Darum habe ich Dienste bei Deiner Verwandten genommen: ich wußte, daß Du dies Haus besuchen würdest ... und ich habe mich nicht getäuscht."

„Das ist unklug ... sehr unklug! Hier können wir uns am wenigsten sprechen und Du weißt, meine Familie darf nicht ahnen ..."

„Ich weiß ... es ist Sünde und Schande und muß sich vor der Welt verstecken, doch es soll anders werden. Wann sprechen wir uns?"

„Der Dienst ... die Pflicht ..."

„Du hast Zeit für diese hier, warum nicht für mich?"

„Ich kann mir Augenblicke, Viertelstunden stehlen, doch ich kann nichts vorher verabreden."

Da ließ sich der schlurfende Schritt des alten Hausner auf dem Marmorestrich oben hören.

„Auf Wiedersehen!" flüsterte Flemming mit einer abwehrenden Bewegung, die sie mahnte, sich unten im Dunkel zu verbergen. Dann trat er in das Boudoir der Geliebten.

Paula empfing ihn mit herzlicher Freude; sie hatte Briefe von seiner Mutter, in welcher sie ja bald die eigene zu sehen hoffte. Es war alles ruhig auf dem Gute ... die dänische Streifpatrouille war abgezogen, ohne Unheil anzurichten. Paula hatte eben in einem Geschichtswerke gelesen.

„Sieh, die Mädchen und Frauen von Karthago schnitten ihre Haare ab, um daraus Bogensehnen zu machen, von denen der tödliche Pfeil auf die Feinde schnellte. Sollen wir deutschen Mädchen nicht gleichen Opfermut zeigen? Und wird dies Stralsund nicht ein Karthago werden?"

„Es gilt einen verzweifelten Kampf! Wir sind bereit dazu. Schills Stern strahlt im Sinken noch einen Feuerschein aus, der das ganze Volk entflammt; doch wir wissen, es ist ein Kampf der Verzweiflung, der äußersten Notwehr. Nicht der Trompetenruf im Morgengrauen ruft uns zu freudiger That; es ist später Abend geworden in Deutschland und das letzte Signal ruft uns vielleicht bald in die ewigen Quartiere."

„Nicht so düster, so hoffnungslos," versetzte Paula mit leuchtendem Blick, „den Tapfern, die an sich selbst glauben, ist das Schicksal hold und oft die unverhoffte Hilfe nah."

„O, es wäre traurig," rief Flemming, „auf so viel Glück verzichten zu müssen! Du in Deiner Jugend und Schönheit, wie ich Dich jetzt vor mir sehe ... Du mit dem Herzen voll Liebe, dem das meine entgegenschlägt ... und daneben das kalte, öde Grab! O, sonst lockt es mich mit seinem schönen Lorbeerschmuck, doch wenn ich Dein gedenke, dann ist mir's wie ein schrecklicher Abgrund, in den ein grausames Schicksal mich stürzen will."

Und er umfaßte das schöne Mädchen mit leidenschaftlicher Glut.

„Noch eins," sagte er, „Du hast Dir eine Zofe angeschafft, die solchen Dienst doch kaum wird versehen können."

„Du kennst sie?" fragte Paula.

„Ich weiß, sie ist die Tochter eines alten Fischers vom Prohner Wieck ... wir fuhren früher bisweilen dort hinüber. Schwimmen kann sie und rudern, aber gewiß nicht Kleider zurechtheften und Kragen feststecken, und bei den hundert kleinen Bedürfnissen der weiblichen Toilette zur Hand sein."

„Das lernt sich," versetzte Paula, „auch bin ich gewöhnt, mir selbst zu helfen. Ich brauche vor allem eine Hausgenossin, die das Herz auf dem rechten Fleck hat. Und das Mädchen ist ja düster und schweigsam; aber ich seh' es ihr an, ich hör' es

heraus aus dem Wenigen was sie spricht, sie hat Mut und Entschlossenheit."

Flemming konnte eines unbehaglichen Gefühls nicht Herr werden bei dem Gedanken, daß Dore mit seiner Braut unter einem Dache verweile. Daß sie verraten werde, wie nahe sie einander gestanden, fürchtete er nicht, wohl aber die Eifersucht der Lauscherin.

Und da stand sie ja wieder unten an der Treppe, als Flemming sich mit feurigem Kuß von der Geliebten losgerissen hatte und die Stufen hinuntereilte... diesmal nicht im Dunkel, sondern im hellen Licht, denn Hausner hatte jetzt seine Schuldigkeit gethan und die Lichter der Kandelaber angezündet. Er erschrak jetzt vor dem düstern Ausdruck ihrer Züge, sie sah aus als hielte sie noch immer die Leichenwacht. Alles so larvenhaft tot... nur ihre Augen leuchteten wie aus Asche aufzuckende Flammen.

„Du vergißt mich," flüsterte sie ihm zu, als er mit scheuem Händedruck an ihr vorübereilen wollte, „Du willst nichts mehr von mir wissen!"

„Ich habe meine Zeit schon versäumt..."

„Mit ihr... doch wenn Du ihr Minuten widmest, der vornehmen Dame, welche Deine Verwandte ist, so mußt Du für mich noch Sekunden übrig haben. Kein Blick... kein Gruß... kein Kuß... o, ich verlange es nicht, nichts von alledem, was mir nicht freiwillig gegeben wird. Ich verlange nichts, oder alles!"

„Was denkst Du, mein Kind... in dieser furchtbar ernsten Zeit..."

„Zwischen zwei Schlägen der Kirchenuhr gibt's noch so viel des Glückes, daß man's nicht fassen kann... und dann ist's noch Zeit genug, bis die dumpfe Glocke der Mitternacht die Gespensterstunde verkündet."

„Hier müssen wir uns doch fremd sein... wenn man uns belauschte..."

„Der alte Hausner ist in seiner Kastellanloge und hier die steinernen Brustbilder der Ahnen des Fräuleins, Deiner Ahnen, die auf die Treppe herabsehen, plaudern nicht. Du nur bist kalt und fremd... doch ich bettle nicht um Deine Küsse. Geh nur, geh... doch wie Staub von Deinen Füßen sollst Du mich nicht abschütteln."

Flemming reichte ihr die Hand, die sie zurückwies — dann schritt er dem Hausthor zu, das der langsam aus seiner Loge hervorkriechende Hausner ihm öffnete.

„Haben Sie, Herr Lieutenant," sagte er mit selbstzufriedenem Lächeln, „das prächtige Mädchen bemerkt, das ich für das gnädige Fräulein gemietet habe? Sie stand ja unten an der Treppe. Schön ist sie und hat Kraft und greift zu... und dabei gar nicht schwatzhaft. Sie antwortet kaum auf meine Fragen. Alle sehen ihr nach, wenn sie über die Straße geht; an die soll sich nur einer heranwagen, Husar, Ulan oder reitender Jäger... sie wird ihm schon die Wege weisen."

Der Offizier hörte nicht auf das Geplauder des Hausverwalters... er grüßte ihn mit kurzem Kopfnicken und trat, in Gedanken versunken, auf die Straße.

*

Die Ladenklingel bei Frau Möllner rührte sich... und herein in den Laden guckte ein Kopf mit semmelblonden Haaren. Sie trat aus ihrem Bureau und erkannte den jungen Burschen, es war Klaus Bruns. Sie hatte ihn bisweilen gesehen, wenn sie ihren Bruder besuchte.

„Was führt Euch in die Stadt, Bruns?" fragte sie. Sie behandelte den jungen Fischerssohn, obgleich er reicher Leute Kind war, sehr herablassend; der blöde, etwas unausgebackene Gesell kam ihr wie ein Kind vor.

Klaus Bruns drehte verlegen seine Mütze hin und her; er besann sich auf eine Lüge.

„Ich wollte einmal sehen, wie es hier zugeht, man hört ja merkwürdige Dinge."

„Nun... und was habt Ihr gesehen?"

„Strafarbeiten... nichts als Strafarbeiten! Man hat mich aufgegriffen... mir einen Spaten in die Hand gegeben und da mußte ich schaufeln mit tausend anderen, Erde ausgraben, Erde aufschütten! Denkt Euch, Frau Möllner, ich, des reichen Bruns Sohn! Und wer befiehlt das? Der Schill, der gar kein Recht hat, uns zu befehlen, denn er ist ja selbst nichts als ein Deserteur, und der König hat ihn festgenagelt zum warnenden Exempel. Und da soll man sich ruiniren lassen?"

„Du bist ja sehr aufgeregt, Klaus!"

„Und da soll man nicht in Wut geraten! Kommt da solch ein junger Herr... ich kenne ihn wohl... solch ein Schillscher Lieutenant, auf den ich schon lange einen Hacks habe — ich selbst, Klaus Bruns — und wettert uns herunter... mich vor allem, wegen Lässigkeit in der Arbeit... ich hätt' ihm am liebsten eins mit dem Spaten versetzt... was kümmert mich der Schill? Mich zum Taglöhner zu machen, mich, Klaus Bruns, welche Unverschämtheit! Ich bin ein guter Kerl... das wissen sie alle, aber mein Geduldsfaden ist nicht dick wie ein Segeltau... und wenn ich diesem Lieutenant eins auswischen könnte... ich möchte den sehen, der ihn wieder zurechtkalfaterte."

„Ei, ei, Ihr seid ja ein recht grimmiger Bär geworden," versetzte Frau Möllner, „ich hab' Euch nie recht getraut. Mit Eurer Gutmütigkeit ist's nicht weit her; die Karte schlägt um, ehe man sich's versieht. Doch, wie kommt Ihr denn hieher? Wo habt Ihr denn Euern Spaten stehen lassen?"

„Das macht das Geld," versetzte Klaus, schlau mit den Augen blinzelnd; „ich hatte recht viel in meinen Beutel gethan, denn man kann es hier brauchen. Mein Unteroffizier trank sich auf meine Kosten einen kleinen Rausch an und drückte ein Auge zu, als ich spurlos verschwand. Wir sind ja nicht vereidet. Etwas anderes ist's mit den Milizen... da traf ich einen Freund von der Insel drüben... den haben sie unter die Milizen gesteckt, ohne viel zu fragen... und wenn die Beamten drüben sich weigerten, den Befehlen der Schillschen zu gehorchen, so drohte man, sie niederzuschießen. Das ist eine schöne Räuberwirtschaft. Der Hans Reuter ist voll von Wut... doch er darf nicht raisonniren, er steht unterm Gewehr. Diese Nacht hat er Wache am Knieper Thor, doch er hat mir einmal erzählt, wie's hier zugeht und auch wie's hapert mit der Verteidigung. Nun, Frau Möllner, das ist alles mehr für die Männer, für uns!"

„Und was sucht Ihr denn eigentlich bei mir, Klaus Bruns?" fragte die Vermieterin, als der junge Bursche überall herumspürte und jetzt sogar ohne irgend eine Aufforderung die Thüre des benachbarten Geschäftszimmers öffnete und den Kopf hineinsteckte. „Was fällt Euch denn ein, Klaus Bruns?"

„Ich wollte nur sehen... ich glaubte Eure Nichte sei hier. Sie hat das Dorf plötzlich verlassen, ist nach Stralsund gefahren... das ist kein Zweifel. Wir möchten doch alle gern wissen, wo das Mädchen geblieben ist... und da klopf' ich wohl hier an die rechte Thüre."

„Allerdings war Dore hier," versetzte Frau Möllner, „und dann ist sie in der Stadt in Dienst getreten. Was soll das arme Mädchen machen? Sie ist ja nirgends mehr zu Hause, und zur Last will sie anderen nicht fallen."

„In Dienst getreten... und wo?"

„Bei dem Fräulein von Flemming in der Knieper Straße."

„Oha! — sie hält Farbe! Die Flemmings... das ist die rechte Sorte. Der Lieutenant, der mich anfuhr, und der bei mir so viel auf dem Kerbholz hat... es ist ja auch ein Flemming. Nun, ich mache aus meinem Herzen keine Mördergrube, ich sag' alles grad' heraus. Dem will ich heimleuchten. Danke für die Auskunft, Frau Möllner! Jetzt werde ich die Dore schon zu finden wissen."

Klaus Bruns ging trotziger ab, als er gekommen war, denn er brauchte ja jetzt die gute Frau nicht mehr. Er begab sich in die Knieper Straße und fragte nach dem Hause der Flemming. Bald stand er im Portal und schellte den Hausverwalter herbei. Dieser musterte den Burschen mit fragendem Blick.

„Ich will die Dore Möllner sprechen... ich bin aus ihrem Dorfe."

Hausner zögerte... der pockennarbige, semmelblonde Fischer flößte ihm kein Vertrauen ein.

„Sagt ihr nur, der Klaus Bruns wolle sie sprechen."

Hausner hatte vor Dore eine unbegrenzte Scheu. Wenn er den Gesellen zurückwies, und es war ihr dann nicht recht? Er mußte zuerst bei ihr anfragen. Es war unten im Erdgeschoß ein fast leerer Raum, der früher als Speisesaal gedient hatte, dorthin führte er den jungen Bruns, und es dauerte nicht lange, so trat das Mädchen zu ihm herein.

„Du hier, Klaus? Wie hast Du mich aufgefunden?"

„Man hat so seine Schliche! Nun wirst Du aber auch gescheit sein und auf mich hören. Not lehrt beten! Da bist Du nun ein Dienstbote, Gott sei's geklagt, und könntest eine Frau sein, und die erste im ganzen Dorf. Der Alte sagt nichts mehr dagegen... meine künftige Stiefmutter wünscht mich aus dem Hause fort. Ich habe jetzt ein eigenes Haus und die schönsten Netze und Boote. Du kannst mit auf den Fischfang kommen, und ich will Dich auf dem Meer spazieren rudern, so lang Dir's gefällt."

„Alles recht schön, Klaus Bruns... doch ich will nicht heiraten."

„Nicht? Wer weiß... wenn nur der andere käme... doch er kommt nicht. Und wenn Du zu ihm ins Haus läufst... viel anders ist's ja hier wohl nicht!"

„Klaus!"

„Sieh mich nicht so gefährlich an... ich habe auch meine Meinung, ich werde nicht mehr klein, wenn Du mir Blicke zuwirfst. Ich weiß jetzt, was ich will, und ich will allerlei. Zunächst muß ich Dich aus der Patsche retten... hier in Stralsund kannst Du nicht bleiben. Mein Freund Hans Reuter von der Insel läßt uns zum Thor hinaus. Das ganze Nest geht flöten... und die Dänen und Holländer geben keinen Pardon... auch den schönen Mädchen nicht."

„Ich sag' Dir immer wieder, Klaus Bruns, daß ich Dir danke, weil Du so treu an mir hängst, doch folgen kann ich Dir nicht."

Bruns sah sie mit großen Augen an.

„Jetzt hätt' ich's doch geglaubt. Es kommt zum Kehraus... glaub es mir! Willst Du Dich mit ausfegen lassen?"

„Ich kann Dir's nicht sagen, wie mir's ums Herz ist, Klaus! Doch mir ist, als müßte etwas Großes kommen, solch eine hohe Woge, die alles begräbt! Und die soll auch mir über den Kopf gehen... da will ich nicht fort. Nein, nein, ich kann einmal nicht glücklich sein, das ist vorbei! Daß Du noch immer an mich glaubst... o, das ist schön!"

Eine Thräne stand in ihrem Auge und sie drückte dem Jugendgespielen die Hand.

„Doch, ich bin wie ein ans Land geworfener Fisch, der sich zu Tode zappelt. Wer mich wieder ins Wasser werfen will, der kommt zu spät. Nur die Fischreiher kommen noch zur rechten Zeit."

„So soll ich wieder gehen, wie ich gekommen bin?"

„Nein, Du nimmst ein schön Gefühl mit, daß Du einer Unglücklichen Trost gebracht hast!"

„Das ist's nicht... nein, der verwetterte Lieutenant, der nichtswürdige Baron! Darum bist Du ihm hieher nachgekommen... darum hast Du Dich hier ins Haus vermieten lassen. O, ich möchte den roten Hahn ihm auf die Bude setzen. Der hat Dir's angethan... meinetwegen, so geh mit ihm zu Grunde. Mich soll's nicht kümmern! Aber im Dorf sollen sie's wissen, daß Du nicht besser geworden bist durch Deines Vaters Tod, sondern immer noch dem vornehmen Herrn nachläufst."

Und Bruns verließ die Geliebte zornglühend mit einem wuchtigen, durch den Hausflur dröhnenden Tritt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Entwurf eines deutschen Trunksuchtgesetzes.

Von

Dr. jur. Gustav Strehlke.

Der XIX. deutsche Juristentag, welcher vor nunmehr drei Jahren in Stettin zusammengetreten war, hatte unter anderen Beschlüssen auch den gefaßt, daß es sich empfehle, den Gewohnheitstrinker dem Verschwender gleichzustellen und demgemäß zu entmündigen. Dieser Beschluß war eine naturgemäße Folge der Erkenntnis, welch namenloses Unglück der dem Trunke ergebene Mann über sich und seine Familie zu bringen vermag, und wie einzig und allein durch Beschränkung seiner persönlichen Freiheit und durch seine Unterbringung in einem Trinkerasyl eine Heilung von seiner unseligen Leidenschaft zu erreichen sei. Die traurigen Folgen der Trunksucht waren auch anderen, mit Angelegenheiten des Gemeinwohles sich beschäftigenden Vereinigungen nicht entgangen; man hatte verschiedentlich darauf hingewiesen, in wie hohem Maße das Armenbudget durch die Trunksucht

Google

in demselben Umfange wie bei der Entmündigung wegen Geisteskrankheit stattfindet. — Wenn irgend eine Bestimmung des Entwurfs, so darf diese der allgemeinen Billigung sicher sein; das geltende Recht gestattet eine Entmündigung des Trinkers nur dann, wenn die Trunksucht entweder zu einer geistigen Krankheit oder dazu geführt hat, daß der Trunksüchtige als ein Verschwender anzusehen ist. In beiden Fällen dürfte es, um eine Besserung zu erzielen, meist zu spät sein, auch dürfte das Laster bereits zu schwer wiegende Folgen für die Angehörigen des Trinkers gezeitigt haben; die Entmündigung der Trinker in einem früheren Stadium erscheint geboten wegen ihrer geminderten Erwerbsfähigkeit und der damit verbundenen Gefahr des gänzlichen wirtschaftlichen Ruins, ferner mit Rücksicht auf das sittliche Wohl ihrer Angehörigen und dann aus öffentlichen Gründen im Interesse der Gemeinden, denen eventuell die Unterstützung des Trinkers und seiner Familie auferlegt wird. Andere Maßnahmen als die Entmündigung führen nicht zum Ziele, so auch nicht die in einzelnen Teilen Deutschlands unter Umständen gebotene Möglichkeit, das Vermögen der Frau und der Kinder gegen die verderblichen Folgen der Trunksucht des Familienoberhauptes sicher zu stellen, da sie nur die ökonomische Seite trifft, das sittliche Wohl aber sowohl der Familie als des Trinkers unberücksichtigt läßt. Man darf den deutschen Richtern das unbedingte Vertrauen schenken, daß sie die ihnen durch das Gesetz zu erteilende weitgehende Macht der Entmündigung in einer dem Volksinteresse sowohl als dem der Beteiligten entsprechenden Weise gebrauchen werden.

Wir kommen nun zu den Strafbestimmungen des Entwurfs, soweit sie von allgemeiner Bedeutung sind. Die Verabreichung von geistigen Getränken an jugendliche Personen unter 16 Jahren sowie an Betrunkene oder wegen ärgerniserregender Trunkenheit als gewohnheitsmäßige Trinker bestrafte Personen wird mit Geldstrafe bis zu 60 Mark oder mit Haft bis zu 14 Tagen geahndet; desgleichen fällt die Kreditierung von geistigen Getränken unter Geld- oder Haftstrafe, sofern die Annahme berechtigt ist, daß der Wirt durch die Kreditierung dem Hange des Gastes zum übermäßigen Genuß geistiger Getränke Vorschub geleistet hat. Außerdem ist das vorsätzliche Versetzen jugendlicher Personen unter 16 Jahren in trunkenen Zustand mit Geldstrafe, für den schuldigen Wirt sogar eventuell mit Haft bis zu 4 Wochen bedroht.

Dem öffentlichen Interesse dient die Vorschrift, daß, wer bei Verrichtungen, welche zur Verhütung von Gefahr für Leben oder Gesundheit anderer, oder von Feuersgefahr besondere Aufmerksamkeit erfordern, sich betrinkt, oder wer betrunken in anderen als in Notfällen solche Verrichtungen vornimmt, mit Geldstrafe bis zu 100 Mark oder mit Haft bis zu 4 Wochen belegt wird. Dieselbe Strafe trifft denjenigen, der in einem selbstverschuldeten Zustand ärgerniserregender Trunkenheit an einem öffentlichen Orte betroffen wird; wenn der Beschuldigte dem Trunke gewohnheitsmäßig ergeben ist, tritt keine Geldstrafe, sondern lediglich Haft ein. Es wäre noch zu erwähnen, daß die im Strafgesetzbuch angedrohte Ueberweisung an die Landespolizeibehörde für die Fälle der Trunksucht nicht mehr Unterbringung in einem Arbeitshaus sondern in einer Trinkerheilanstalt bedeuten soll.

Nach obigen Mitteilungen ist der Leser in der Lage, sich ein Bild der Zustände zu machen, welche nach einem Inkrafttreten des Gesetzes sich entwickeln würden. Sicherlich darf man darüber verschiedener Ansicht sein, ob alle von der Regierung vorgeschlagenen Maßregeln geeignet erscheinen, das Laster der Trunksucht wirksam zu bekämpfen, und wir sind die letzten, welche einer en bloc Annahme des Entwurfes das Wort reden wollten, aber so viel steht fest, daß die Grundgedanken der Vorlage einem thatsächlichen Bedürfnis entsprechen. Aus diesem Umstande darf man mehr noch als aus der Thatsache, daß viele andere Staaten uns auf dem Wege der Trunksuchtgesetzgebung vorangeschritten sind und zum Teil recht günstige Erfolge erzielt haben, die sichere Hoffnung schöpfen, daß es dem Reichstage in Verbindung mit den Regierungen gelingen wird, ein unseren Verhältnissen angepaßtes, brauchbares Gesetz zu stande zu bringen.

Die Kaiserparade bei München

(Hierzu das Bild Seite 57.)

Noch nie hat die Umgebung der schönen Hauptstadt an der Isar ein gleich glänzendes, militärisches Schauspiel gesehen wie die große Parade am 9. September auf der Fröttmaninger Heide, bei der die gesamte bayrische Armee mit Ausnahme der erst neugebildeten fünften Division vor dem Bundesoberfeldherrn des deutschen Reiches, Kaiser Wilhelm II., vorbeidefilirte. Es war ein glänzendes Bild, das sich, von der Morgensonne beleuchtet, den entzückten Zuschauern darbot. Die Truppen in drei langen Treffen hinter einander aufgestellt, vor jedem Treffen die betreffenden Generale in ihrer prächtigen Galauniform, so stand die bayrische Armee in Erwartung ihres obersten Kriegsherrn am Morgen bereit. Kurz vor neun Uhr waren, in offenen Landauern à la Daumont bespannt, die Prinzessinnen Gisela mit Töchtern, Arnulf, Ludwig Ferdinand, Alfons und die Tochter der Prinzessin Ludwig auf dem Paradefeld angekommen und hatten in ihren Wagen am äußersten rechten Flügel Aufstellung genommen.

Punkt neun Uhr langte der Prinzregent mit dem Kaiser, gefolgt von dem unmittelbaren Dienst, in der Nähe des Paradefeldes an, und bald sprengten beide Monarchen im kurzen Galopp auf den rechten Flügel der Paradeaufstellung zu und ritten die Fronten der drei Treffen ab.

Darauf nahm der Kaiser Aufstellung vor der Mitte der Tribüne, hinter ihm das glänzende Gefolge, während der Prinzregent sich an die Spitze der zum Parademarsch formirten Armee gesetzt hatte. Und nun begann der Parademarsch.

Als beim Defiliren des dritten Treffens, der Reiterei und Artillerie, das bayrische Ulanenregiment des Kaisers in Sicht kam, wendete sich der junge Monarch in kurzem Galopp gegen die anreitenden Reiter. In eleganter Volte setzte er sich an die Spitze des schönen Regiments und führte dasselbe dem Prinzregenten vor. Vieltausendstimmiges Hurra der Veteranen und der übrigen Zuschauer begrüßte den ritterlichen Fürsten, der sich dann in kurzem Galopp wieder an die linke Seite des Regenten begab.

Nach Beendigung der glänzend verlaufenen Parade folgte die Kritik, bei welcher der Kaiser sich in der anerkennendsten Weise über die Truppen aussprach, deren stramme Haltung nach den Strapazen der letzten Tage ihn sehr befriedigt hatte. Unter einem warmen Händedruck sagte er zum Prinzregenten wörtlich folgendes: „Ich beglückwünsche Dich zu dieser schönen Armee!", ein Lob, das die Herzen aller Bayern mit höchster Freude erfüllt hat.

Idylle.

(Hierzu das Bild Seite 28.)

Ja, Mirzl, schaug', was is denn das? Was kraxelst denn umeranand' und laßt Di braten in der Sunn? Bist am End' gar schulstürzen 'gangen? Du weißt ja, daß D' kan Schnofezer thuan kannst. Was is denn g'scheh'n, sag?"

„O du mei'," sagt die Mirzl und thut wie eine Alte, „unsre G'scheckerte, dö Liesl, is halt auf amal so viel krank wurd'n und dö Abdeckerin is beim Rohrbacher Hiasl auf der Alm; er hat s' in Dam' an' Schiefer einzog'n, ja und er kriagt in frestein Wurm, hat s' g'sagt, die Abdeckerin, es is d'höchste Zeit, hat s' g'sagt, daß er dö Sympathie braucht; a Beuterl von Leder tragt er um 'n Hals, da is gar was von an' Aufg'hoaxten drin — ja und die G'scheckerte hat s' schon amol g'habt, dös salrische Viech laßt sich ja nix dersag'n, weil s' allerweil 's Sumpfigers fressen muaß — jetzt is ihr die ganze Wampen ang'schwoll'n, da muaß ma einistechen, aber mir trau' sich halt net — der Bader waßt's, wie ma's thuat, ja und da muaß i halt g'schwind in Bader hol'n, ja."

„Thua Di nur a bissl ausschnaufa, Mirzl; der Bader is eh' net daham, heut is Kirta' in Frankenmarkt, da kommen dö Bauern alle z'samm' und lassen si dö Zähnd' reißen."

„Ja mei, mir hab'n heut Schmalznudeln, und da muaß i mi tummeln, sonst ißt mir der Mathiesl alles z'samm'."

„Ja, und wann der Bader net daham is?" fragte die Modei.

„Da baßt's halt fleißi beten, daß er ham kimmt. In Bader muaß i bringen, hat d'Muatta g'sagt, und die G'scheckerte hat mir nachg'schaut, als könnt' se's nimmer derwarten. Und i bet' halt mein' Rosenkranz, bis er ham kimmt und en „Gegrüßt seist Du", daß mir der Mathiesl net meine Schmalznudeln z'samm' ißt."

„No, magst net wenigstens a wen'g trinken?"

„Wohl, wohl, dös mag i schon," sagte die Mirzl, ergriff den Krug, welchen die Modei eben mit klarem Quellwasser gefüllt hatte, und steckte ihr erhitztes Gesichtchen hinein und schlampfte und manschte mit einem Behagen, als ob der Krug mit lauter Schmalznudeln angefüllt wäre. Dann wischte sie sich das rosige Mündchen sorgfältig mit der Schürze ab und sagte: „Vergelt's Gott", und nachdem sie sich ihr neues rot geblümtes Kopftüchlein zurecht gelegt, unter welchem die goldenen Ringellocken keck hervorschimmerten, wollte sie rasch ihre Wanderung fortsetzen.

Die Modei hielt sie aber noch zurück und sagte:

„Da schau nur, das schöne Kopftüchl, was D' hast! Von wem hast denn dös kriagt."

„Ja, gelt," erwiderte Mirzl selbstgefällig und ihr Gesichtchen leuchtete wie heller Sonnenschein, „dös is halt so viel schön; der Ruprecht hat mir's aus der Stadt mitbracht."

Jetzt hätte die Modei bald den Krug fallen lassen vor freudigem Erstaunen. „Der Ruprecht, den sie zu den Soldaten genommen, ist zurückgekehrt!" Die Modei errötete bis über die Ohren; denn die Nachricht war für sie keine belanglose Neuigkeit. Sie waren Nachbarskinder, sie und der Ruprecht, und als er im vorigen Jahre zu den Soldaten ging, hatte er ihr ein silbernes Ringel an den Finger gesteckt.

„Grad vor aner Stund' is er kommen," schnatterte Mirzl „und so viel stark und schön schaut er aus und word'n is er was bei dö Soldaten, a General glaub' i oder gar a Korporal!"

Die Modei hielt es nun nicht länger; mit einem flüchtigen „b'hüt Gott", eilte sie davon und tausend Gedanken stürmten durch ihren erst noch so sorglosen Kopf.

Während die Mirzl weiterkraxelte, ihren Rosenkranz murmelnd und darüber nachdenkend, ob die G'scheckerte wohl so lange aushalten werde, eilte die Modei mit fliegendem Atem und klopfender Brust dem Dorfe zu. „Wie er wohl aussieht und was er ihr sagen wird und — ob er ihr auch was mitgebracht."

E.

Literatur.

Die Gräfin Agnes von Klinckowström ist eine der wenigen Auserwählten, die sich binnen kurzer Zeit einen Ehrenplatz unter den deutschen Romanschriftstellern der Gegenwart erworben haben und zu Lieblingen des lesenden Publikums geworden sind. Ihr neuester Roman: „Florus Prüggemanns Nachlaß" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) rechtfertigt die raschen Erfolge, die seine Verfasserin errungen hat, vollkommen. Sowohl der alte Testator als diejenigen, die sich in seine Verlassenschaft zu teilen haben, sind scharf gezeichnete Charaktere, in denen jedoch die verschiedenartigsten Schattierungen vertreten sind. Mit echt künstlerischer Kraft sind eben aus den Gegensätzen dieser Charaktere die interessanten Situationen entwickelt, die sich zu einer spannenden Handlung gruppieren. So befriedigt Florus Prüggemanns Nachlaß diejenigen, die einen scharfen kritischen Maßstab anlegen nicht minder als die, denen es in erster Linie um anregende Unterhaltung zu thun ist.

Von dem im Verlag von F. Fontane in Berlin erschienenen „Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel", herausgegeben von **Karl Eggers**, ist soeben der zweite Band, der die Briefe dieser beiden großen Meister der Bildhauerkunst aus den Jahren 1842 bis zum Tode Rauchs, 1857, enthält, ediert worden. Dieser mit einem Lichtdrucke des Profilbildes, der Photolypie eines Briefes Rietschels und mehreren Holzschnitten geschmückte zweite Band zeigt uns, wie innig das Freundschaftsverhältnis beider war, wie warm die Teilnahme jedes an dem künstlerischen Schaffen des andern. Aber die Briefe schildern uns auch die ganze Kunstbewegung jener Zeit und bieten ferner gar manchen Beitrag zur Charakteristik der politischen Zustände der vierziger und fünfziger Jahre, so daß sie dem Leser nach verschiedenster Richtung hin eine fördernde Anregung geben. — Von einem andern, nicht minder bedeutsamen Briefwechsel ist der erste Band soeben herausgegeben worden. Es ist dies: „Friedrich Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen", mit einem Vorwort herausgegeben von **Felix Bamberg** (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, 1890). So mancher bisher nicht ganz aufgeklärte Punkt in dem Leben Friedrich Hebbels wird durch diesen Briefwechsel in das richtige Licht gesetzt und namentlich erfährt das Verhältnis des Dichters zu Elise Lensing, das bisher gar oft verunglimpft wurde, die einzig berechtigte Darstellung. Diese Briefe Hebbels an Elise Lensing, die in dieser Sammlung eine umfangreiche Gruppe für sich bilden, gehören zudem zu dem Schönsten, was Hebbel überhaupt geschrieben hat. Außer denselben sind Briefe Hebbels an Hedde, Uhland, Tieck, der Familie Rousseau, Auguste Crelinger, Felix Bamberg, Eduard Duller, Robert Schumann, Saint René-Taillandier, Gustav Kühne, Wilhelm Jordan, Gervinus und Heinrich Heine enthalten.

Ernst von Hesse-Wartegg, der namentlich durch sein im Jahr 1885 in zweiter Auflage erschienenes Werk „Nordamerika" rühmlichst bekannt geworden, hat in seinem neuesten Buche: „Tausend und ein Tag im Occident" (Leipzig, Karl Reißner) die Eindrücke und Erfahrungen niedergelegt, welche er in jüngster Zeit aus eigener Anschauung über die Verhältnisse, die Eigentümlichkeiten des Lebens und Treibens in den Ländern der Vereinigten Staaten Nordamerikas gewonnen hat. In fesselnder Weise schildert der Verfasser in der ersten Abteilung das Leben in der Petroleumregion Pennsylvaniens, in den Seebädern einiger östlichen Staaten, ein Campmeeting schwarzer Methodisten, Erscheinungen des in Amerika so sehr florierenden Spiritismus und das Wesen der Reklame in den größeren Städten des Ostens. Die zweite Abteilung, „West", führt den Leser nach der interessantesten Stadt der Union, nach Chicago, der neuen Millionenstadt, nach Kansas City, in die Prairien, schildert den merkwürdigen Zug nach Oklahoma, der lange der Einwanderung verschlossen gewesenen Stadt im Indianerterritorium und schließlich durch die Black-Hills nach Dakota, dem Ziele so zahlreicher Auswanderer. In der dritten Abteilung, „Westlich der Prairien", lernt der Leser das Treiben in den Silber- und Golderzlagern des an edlen Metallen reichen Westens kennen, den unglaublichen Schwindel, welcher dort mit Minen und Mutungen getrieben wird. Zu den interessantesten Schilderungen zählen die eines nächtlichen Besuches im Chinesenviertel von San Franzisko und eines Aufenthaltes bei dem merkwürdigen Stamme der Pueblo-Indianer in Neumexiko. Die Stromländer vom Mississippi, in der vierten Abteilung, „Süd und Nord", die Ueberflutungen des ungeheuren Gebietes dieses „Vaters der Ströme" sind ungemein fesselnd geschildert. Nicht weniger interessant ist die Geschichte der Hudsons-Bai-Gesellschaft geschrieben, von ihrem Entstehen bis zum heutigen Tage. Auch die bis jetzt so wenig bekannten Indianer von Britisch-Columbien, hoch im Norden, führt der Verfasser dem Leser vor. Ein großer Reiz des Buches ist, daß man beim Lesen fühlt, der Autor hat alles selbst gesehen und erforscht.

Unter der Redaktion des bekannten Kunstschriftstellers H. E. von Berlepsch erscheint seit kurzem im Verlag von Franz Hanfstaengl in München eine echt künstlerisch ausgestattete Monatsschrift: „Die Kunst unserer Zeit", die sich bestrebt, jeder Anschauung auf dem Gebiete der Kunst, wo sie sich als feste Ueberzeugung äußert, gerecht zu werden. Die „Kunst unserer Zeit" berücksichtigt nicht nur die hervorragenden Erzeugnisse der nationalen bildenden Kunst, sondern dehnt ihr Bereich auch auf die moderne französische, englische, niederländische, italienische und so weiter Kunst aus, indem sie aus der Feder von Fachleuten all der genannten Nationen den Anschauungen Ausdruck verleiht, die allerwärts über die Strömungen unserer Zeit herrschen. Der illustrative Teil der Zeitschrift, der in geradezu mustergültiger Weise hergestellt ist, wird von dem Grundgedanken geleitet, daß die Uebersetzung jedes Kunstwerkes auf das Gebiet der Illustration nur dann richtig wirkt, wenn seine Vervielfältigung eine durchaus künstlerische Behandlung bietet. Die bisher erschienenen Lieferungen stellen der Redaktion wie Verlagshandlung das glänzendste Zeugnis aus.

tized by Google

Hochinteressante Erinnerungen an die fast halbtausendjährige Verbindung der Fürstentümer Ansbach und Bayreuth mit dem Hohenzollernhause bietet ein unter dem Titel „Erinnerungen an die Hohenzollernherrschaft in Franken" von **Dr. Julius Meyer** im Verlag von C. Brügel und Sohn in Ansbach herausgegebenes Werk, dessen Widmung Kaiser Wilhelm II. angenommen hat. Das mit 20 Abbildungen geschmückte Werk, welches auch eine Fülle interessanten kultur- und kunstgeschichtlichen Inhaltes aufweist, ist mit historischer Treue verfaßt und dürfte namentlich durch die anmutende feuilletonistische Art der Darstellung eine höchst willkommene Lektüre für jeden Geschichtsfreund sein."

Die **„Novellenbibliothek der Illustrirten Zeitung"** veröffentlicht den achten Band ihrer Sammlung ausgewählter Erzählungen (Verlag von J. J. Weber, Leipzig), der sich in Bezug auf Originalität und Reichhaltigkeit würdig den vorausgegangenen Bänden anreiht und eine Geist und Gemüt anregende Unterhaltung aufweist."

Von den gesammelten Schriften Adolf Glasers (Leipzig, Wilhelm Friedrich) ist kürzlich der zweite Band erschienen, der den Roman „Mit dem Strome" enthält. Derselbe bietet ein getreues Spiegelbild der Großstadt dar und streift in großen Zügen die soziale Frage, um zu zeigen, wie so mancher, mit dem Strome fortgerissen, oft schuldlos einem tragischen Geschick erliegt."

Notizblätter.

Kultur und Wissenschaft.

Drei alte Wandgemälde, welche sich im Chor des Kölner Domes unmittelbar hinter dem Hochaltar befinden, sind in jüngster Zeit durch den Restaurator und Maler Stummel aus Kevelaer gereinigt und durch besonderes Verfahren die Farben probeweise zu neuem Glanz gebracht worden. Es zeigte sich dabei, daß die allerdings ziemlich schadhaften, aber doch restaurirbaren Gemälde einen hohen Kunstwert haben. Namentlich in koloristischer Beziehung entfalten sie außerordentliche Pracht, die durch die Kompositionsweise mit kapellenförmiger, reich vergoldeter Architektur, welche die Bilder in Abschnitte teilt, noch gesteigert wird. Die Bilder stellen dar das Leben Mariä, die heiligen drei Könige und endlich die Heiligen Felix und Urbanus, deren Reliquien im Dreikönigsschreine ruhen. Besonders interessant sind noch die unter den Bildern herlaufenden lateinischen Spruchbänder, deren Initialen, mit der sorgfältigen Meisterschaft alter Mönchshandschriften ausgeführt, profane Darstellungen zeigen, die mit teilweise cynischem Humor den weltlichen Gegensatz zur heiligen Tugend darstellen. Ueber Maler und Malzeit ist nichts Genaues bekannt, doch dürften beide mit der Vollendung des Domchores zusammenfallen.

Wie aus Köln berichtet wird, hat der bekannte Bilderrestaurator Heinrich Fridt neuerdings durch seine Kunst ein wertvolles Gemälde aus gänzlich unkenntlichem Zustand in seiner ursprünglichen Schönheit wieder hergestellt. Es ist dies eine Madonna von überaus lieblichen Gesichtszügen, mit dem Kind auf einem Thron von reicher Marmorarchitektur sitzend. Vor den beiden steht ein Tischchen mit Fruchtstückchen, der Jesusknabe spielt mit einer Kirsche. In der Zeitschrift für christliche Kunst spricht Schnütgen sich dahin aus, daß das Werk dem kölnischen Meister vom Tode Mariä zuzuschreiben sei, der aber dabei ein Bild aus der Frühzeit Quintin Massys in freier Weise kopirt habe.

Nach den Erinnerungsfeiern für Meyerbeer und Körner tritt an die deutsche Nation auch die Pflicht heran, den hundertjährigen Todestag (5. Dezember) Mozarts zu begehen, ist doch dieser Meister nach einem Ausspruch Richard Wagners unbestritten „das größte und göttlichste Genie der Deutschen". In freimaurerischen Kreisen wird Mozart besonders hochgehalten, er war, wie alle großen Geister jener Zeit, ein eifriger Anhänger dieser Gesellschaft und verherrlichte deren Tendenzen durch verschiedene Kompositionen; neben den in Logenkreisen viel gesungenen Chorliedern ist besonders die „Zauberflöte" zu erwähnen. Wir verweisen auf die soeben erschienene Festschrift: „Mozart und die Freimaurerei" von Gustav Schubert. Zum hundertjährigen Todestage Mozarts (5. Dezember), Verlag des Bibliographischen Bureaus, Berlin. In dem mit großer Begeisterung und feinem Verständnis für Musik und Freimaurerei geschriebenen Buche wird das Verhältnis Mozarts zu der Kunst dargestellt. Mit besonderem Fleiß ist die „Zauberflöte" behandelt, in welcher Mozart und Schikaneder der Freimaurerei bekanntlich eine eigenartige Huldigung dargebracht haben.

Eine Anzahl Damen sind zu einem Verein zusammengetreten, der den Zweck verfolgt, der lächerlichen und zugleich empörenden Mode, Frauenhüte und Kleider mit Vogelleichen anzuputzen, Einhalt zu thun. Wie viele der lieblichen kleinen Tierchen diesem barbarischen Brauche, der um so verletzender ist, da die mit Angelschnüren gefangenen Vögel häufig sogar lebendig abgebalgt werden, damit das Gefieder nichts von seiner Farbenpracht verliert, zum Opfer fallen, geht daraus hervor, daß England und Frankreich in einem Jahre 1,000,000 Vogelbälge einführten und in der letzten Saison in Frankreich dieser Import allein eine Million Kolibris betrug. Jede feinfühlige und edeldenkende Frau wird sich mit Abscheu von dieser rohen Befriedigung thörichter Eitelkeit abwenden und sich gern dem neugegründeten Vereine, der diesem Unfug ein Ende machen will, anschließen. Um den Beitritt allen zu ermöglichen, denen Herz und Gewissen die Mitarbeit an dieser Aufgabe gebieten, ist der Jahresbeitrag auf nur 50 Pfennige festgestellt, wobei der Mildthätigkeit wohlhabender Mitglieder keine Schranken gesetzt sind. Auch Männer, die zu würdigen wissen, welche hohe Bedeutung für ein Volk die Herzens- und Geschmacksbildung der Frauen hat, werden aufgefordert, die Bestrebungen des Bundes zu unterstützen. Sämtliche Zuschriften und Sendungen sind an Fräulein A. Engel, Schwerin in Mecklenburg, Schloßstraße 8, zu richten.

Denkmäler.

In Tournai wurde ein Denkmal für den Maler Louis Gallait (geboren 10. Mai 1810 zu Tournai, gestorben 20. Mai 1887 zu Brüssel) eingeweiht. Der Minister, der Ministerialdirektor für öffentlichen Unterricht von Tournai und der Direktor der Akademie der schönen Künste, Hymans, hielten Reden. 350 Sänger und Sängerinnen, sowie ein 100 Mann zählendes Orchester führten eine von Simar in Musik gesetzte, „Lob Gallaits" (L'éloge de Gallait) betitelte Kantate auf. Das Denkmal ist das Werk eines jungen belgischen Bildhauers, Guillaume Charlier, und stellt den verstorbenen Maler in seinem Arbeitsanzuge mit Pinsel und Palette dar. Gallait ist, wenn nicht der Begründer, so doch jedenfalls das Haupt der Schule der Historienmalerei, welche in den dreißiger und vierziger Jahren in Belgien ihren Sitz hatten. Seine beiden hervorragendsten Bilder „Kaiser Karls V. Abdankung" und „Die Pest in Tournai" — ersteres gegenwärtig im Brüsseler Museum moderne, letzteres in Tournai — haben seinen Namen weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgetragen.

Gestorben.

Adams, k. preuß. Geh. Justizrat, Mitglied des Herrenhauses rc., 62 Jahre alt, am 11. September, in Koblenz.

Agob Pascha, türkischer Minister der Finanzen und der Zivilliste, einer der ehrlichsten und fähigsten Staatsmänner der Türkei, am 19. September, in Konstantinopel.

Balmaceda, José Manuel, bis vor kurzem Präsident der Republik Chile, 51 Jahre alt, am 19. September, in Santiago.

Becker, Josef, Pastor, Präsident des deutschen Gesellenvereins in Brüssel, Zentralpräses von Belgien, Rektor der katholischen deutschen Mission und Professor am Institut St. Louis, 60 Jahre alt, am 5. September, in Enghien.

Haltenhoff, Stadtdirektor in Hannover, Mitglied des Herrenhauses, 55 Jahre alt, am 7. September, in Heidelberg.

Hoppe, herzogl. meiningischer Regierungs- und Oberbaurat, am 9. September, in Meiningen.

Kreischer, Karl Gustav, Bergrat, Professor der Bergbaukunde und Bibliothekar an der Bergakademie, 58 Jahre alt, am 12. September, in Freiberg in Sachsen.

Liebieg, v., Theodor, Freiherr, Leiter der Weltfirma Johann Liebieg & Comp. in Reichenberg in Böhmen, 30 Jahre alt, am 8. September, auf seiner Besitzung Gondorf an der Mosel bei Koblenz.

Ribot, Theodor, hervorragender französischer Maler, 68 Jahre alt, am 12. September, in Paris.

Stendel, Joh. Heinr., früherer Vizebürgermeister von Wien, 66 Jahre alt, am 13. September, in Baden bei Wien.

Tandler von Tanningen, Josef, Ritter, k. und k. Ministerialrat im Ruhestande, früher Baureferent des österreichischen Staatsministeriums, bekannter Dichter und Schriftsteller, 54 Jahre alt, am 1. September, in Langenzersdorf.

Tausserer, v., Benno, Freiherr, Mitglied des österreichischen Reichsrates und des krainischen Landtages, 46 Jahre alt, am 8. September, auf seinem Schlosse Weichselbach.

Wyon, Leonard C., der berühmte Graveur der k. Münze in London, 64 Jahre alt, Anfangs September, in London.

Für müßige Stunden.

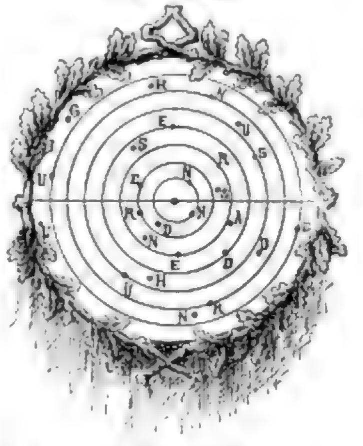
Rebus.

Rätsel.

Im grauen, sagenhaften Altertume,
Da hütet' ich auf wilden Bergeshöhen
Die Herden meines königlichen Vaters.
Dann ward ich einer holden Göttin Liebling,
Die in das Vaterhaus zurück mich führte,
Dem zum Verderben ich geboren war.

Jetzt bin ich eine Stadt von großem Ruhme,
Ein wahres Babel aller Weltgenüsse.
Und wie ich einst als Mensch dem Vaterlande
Durch meinen Leichtsinn das Verderben brachte,
So bring' ich jetzt als Stadt gar vielen Menschen
Durch meinen leichten Sinn den Untergang.

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 19:
Keine Zeit und keine Macht ist im Stande, den Wunsch nach Freiheit zu unterdrücken.

Bei den Ureinwohnern des fünften Weltteils.

Von

Fred Sicherer.

Nördlich von Auckland trifft man von den Ureinwohnern Neuseelands, den Maoris, noch die zahlreichsten Ueberbleibsel, sie sind hier noch in ihrer ursprünglichen Zusammensetzung in Stämmen (tribes) am reinsten erhalten. Um sie etwas näher kennen zu lernen, unternahm ich, da ich gerade nicht allzu weit entfernt war, einen kleinen Ausflug nach dem an der herrlichen Bay of Islands (Inselbucht) gelegenen Russel, in dessen Nähe bedeutende Kohlenminen sind, und das deshalb als Kohlenstation für die von und nach Sydney fahrenden Dampfer und auch für die Häfen Neuseelands dient.

Es ist eine entzückend schöne Bucht, und Russel ein hübscher kleiner Platz, der für mich um so mehr Anziehungskraft hatte, als einige Meilen davon sich zwei Maoristämme feindlich gegenüber standen; tout comme chez nous hatte der Streit um ein kleines Grundstück die Stammesgenossen zu feindlichen Brüdern gemacht. Nachdem der eine Stamm „mobilisirt" hatte, was vierundzwanzig Stunden in Anspruch nahm, rückte er hundertundsechzig Mann stark aus, besetzte den streitigen Platz, und fing an, sich darauf „häuslich" niederzulassen; dies veranlaßte den andern Stamm, ebenfalls zu mobilisiren, und nach weiteren sechs bis acht Stunden rückte auch er etwa hundert Mann stark aus. Das Feuern begann, und mit Verlust von zwei Toten und einigen Verwundeten wurde der Angriff abgeschlagen. Nachdem eine Art Totenfeier abgehalten worden, wobei Kriegstanz und Wutgeheul die Hauptrolle spielten, entschloß sich der greise, mehr als neunzigjährige Häuptling, noch selbst ins Feld zu ziehen. Ruhig und entschlossen legte er seine europäische Kleidung ab — er war nämlich in Russel nur als „Gentleman" bekannt — zog Nationalkostüm: wollene Decke und Grünsteinschmuck, an, ergriff seine Flinte, und nachdem er alles zu den Waffen gerufen, rückte er jetzt hundertundvierzig Mann stark aus. An Front der feindlichen Linie angekommen, ließ er fünfzig seiner Leute ein lebhaftes Gewehrfeuer unterhalten, umging mit den neunzig übrigen die feindliche Stellung und erschien plötzlich im Rücken derselben auf einem benachbarten bewaldeten Hügel, von wo er den Feind so wirksam ins Feuer nahm, daß er nach kurzer Zeit mit Verlust von sieben Toten und fünfundzwanzig Verwundeten das Feld räumte und um Waffenstillstand bat, was der greise Sieger — ein zweiter Doge Dandolo — großmütig gewährte, worauf dann noch am Abend Friede geschlossen und als Kriegsentschädigung das streitige Stück Land herausgegeben wurde. Zwei Tage später kamen die Konstabler der Regierung mit Miliz und verhafteten die Rädelsführer und Chefs beider Parteien, doch wurden nur die Angreifer zurückbehalten und nach Auckland transportirt; die Angegriffenen, worunter also unser greiser Held, durften wieder nach Hause und mußten nur Bürgschaft geben, den Frieden nicht mehr zu stören!

Bei dieser Gelegenheit möchte ich dem Leser eine kurze gedrängte Schilderung der Maoris geben. Unter den etwa sechsmalhunderttausend Einwohnern Neuseelands befinden sich etwas

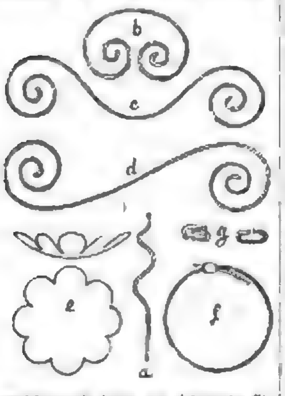
Diese Ecke ist insbesondere den Interessen des Hauses und der Familie gewidmet. Sie will Winke und Anregungen zu förderlichem Thun und angenehmer Unterhaltung erteilen, auf bewährtem Erfahrungen sachgemäß beruhenden, gemeinnützigen Neuerungen den Weg bahnen helfen.

Unter uns.

Wünsche aus den Kreisen unserer geschätzten Leser werden thunlichst berücksichtigt. Mitteilungen über eigene Erfahrungen, soweit sie sich zur Wiedergabe an dieser Stelle eignen, mit Dank verwendet. Alles hierauf Bezügliche ist zu richten an die Redaktion von „Ueber Land und Meer“ in Stuttgart.

Kleineisenarbeiten.

Seit ein paar Jahren werden durch die renommirte Kunstschlosserei Gerstle in München in Manier der bekannten italienischen Eisenfiligranarbeit hergestellte kleine Gegenstände in den Handel gebracht, welche vermöge der zierlichen und praktischen Verwendung ein beliebter Zimmerschmuck geworden sind. Da zur Anfertigung derselben weder ein kostspieliges Material und viele Werkzeuge, noch große Fachkenntnisse erforderlich sind, so bilden diese Arbeiten außerdem auch deshalb eine geeignete Dilettantenbeschäftigung, weil derlei Gegenstände sehr hübsch



aussehen und darin eine bedeutende Abwechslung möglich ist. In Kleineisenarbeit können hergestellt werden: Kleine Blumengitter und Tortgestelle, Füllungen für Kästchen, Schränkchen und Thüren, Fenstervergitter, Bilderrahmen, Untersetzteller, Leuchter, Pflanzen- und andere Ampeln mit und ohne Hängeketten, Glockengriffe, Körbchen, verschiedene Ständer und Träger für kleine Figuren, Gläser und Vasen, Laternchen, Wandarme und vieles andere. Die Musterzeichnungen, welche meist aus einfach geschwungenen Linien bestehen, können mit Leichtigkeit von jedem, der auch nur einige Kenntnisse im Zeichnen besitzt, angefertigt werden, doch existiren außer den einschlägigen Fachzeitungen schon Vorlageblätter, welche sich zur Ausführung vorzüglich eignen. Diese Kleineisenarbeiten bieten im Kleinen dasselbe, was die wirklichen Kunstschlossergegenstände im großen sind. Das Material besteht aus dünnen, 4 bis 5 mm breiten Metallstreifen, welche vom Eisen- oder — besser noch, weil bequemer zu verarbeiten — vom Zinkblechtafeln heruntergeschnitten werden. Derart vorgerichtete Streifen liefert jeder Spengler, können aber auch nebst den Werkzeugen und anderen Utensilien von Spezialitätenhandlungen, unter welchen die bekannte Firma Mey & Widmayer in München sehr empfehlenswert ist, bezogen werden. Die erforderlichen Werkzeuge sind nebst der Laubsäge und dem Drillbohrer je eine Flach-, Rund- und Kneipzange, ein Lochéisen, eine Feile, ein Punzen, ein Schraubstock und ein Hirnholzklotz, die weiteren Utensilien je ein Fläschchen Leinölfirnis und flüssiger Bronze nebst zwei Pinseln. Die Zeichnung wird in wirklicher Größe auf Pappe oder starkem Papier derart hergestellt, daß unmittelbar auf derselben die erforderlichen Teile gebogen werden können. Die Blechstreifchen werden schon vor dem Formen oder Biegen auf die richtige Länge gebracht, bei Spiralen am einfachsten durch Abmessen mittelst eines schmalen aufgelegten Papierstreifens, nach dem die Metallstücke mit der Kneipzange abgezwickt werden. Das Biegen nimmt man mit freier Hand, teils auch mit der Rund- und Flachzange nach der Musterzeichnung vor, mit welcher die Teile zeitweilig auf ihre Richtigkeit zu prüfen sind. Wie man sich bald überzeugen kann, sind die am häufigsten vorkommenden Formen nächst der Schlangenlinie (a) die einfache und die Doppelspirale, letztere sowohl in einseitiger (b c) wie auch entgegengesetzter Richtung (d), welche mit der Rundzange gebogen werden. Teile, die eine besondere Festigkeit haben sollen, beispielsweise Umrahmungen oder Einfassungen, können, damit sie als Quadrate oder Stäbchen wirken, doppelt und selbst dreifach gebogen und gebunden werden. Solches ist zum Beispiel bei den geraden Stäben der Konsolstütze der Fall. Eine ähnliche Wirkung wird auch durch ein gedrehtes Stäbchen erzielt, wie solches am Gestell des Trägers ersichtlich ist.

Konsolstütze.

Bei solchen Stäben oder Torsionen klemmt man das eine Ende horizontal in den Schraubstock, faßt das andere mit der Flachzange und führt unter entsprechender Handbewegung die gewünschten Windungen aus. Zur weiteren Verzierung dienen auch öfters kleine Rosetten, welche mit der Laubsäge nach Zeichnung ausgeschnitten, in der Mitte enge durchlocht und dann auf einem Blei- oder Holzklötzchen, in welchem sich eine schüsselförmige Vertiefung befindet, mit einem aufgestellten Punzen durch kräftige Hammerschläge gehöhlt werden. Das Ende des Stäbchens ist dann rund zu feilen, in Mitte der Rosette durchzustecken und zu vernieten. Das Zusammensetzen der geformten Teile geschieht mit kleinen Klammern oder Bändern, welche wie bei g mit der Flachzange vorerst beiderseitig in rechtem Winkel gebogen, über die zu bindenden Teile gelegt, an den Enden umgebogen und letztere hierauf scharf zusammengeklemmt werden. In ähnlicher Weise wird bei dem Formieren eines Ringes (f) vorgegangen. Zur weiteren Verschönerung wird endlich der Gegenstand lackirt, wodurch auch eine größere Festigkeit erzielt wird, und teilweise auch bronzirt. Zum Lackiren nimmt man entweder den in allen Farbwarenhandlungen erhältlichen schwarzen Eisenlack oder Leinölfirnis, welcher, wenn die hiermit angestrichenen Sachen auf die heiße Herdplatte gelegt werden, rasch erhärtet und einen schönen Glanz erzeugt. Zum Bronziren kann trockene oder, noch besser, flüssige Bronze verwendet werden. Zu der hier abgebildeten Konsole ist ein Tragbrett ein dünnes, in halbrunder Form geschnittenes Blechstück erforderlich, welches am Rande in 5 bis 6 mm Breite rechtwinkelig gebogen und zum Durchstecken der Bünde mit den erforderlichen Schlitzen versehen wird; der obere Stab des Trägers kann in Mitte des Bleches angenietet oder, wie vorhin angegeben, ebenfalls in eingeschnittenen Schlitzen befestigt werden. Die Blumenblüten zur Rückwand werden mit kurzen Stielen aus dünnem Blech gesägt und mit letzteren auf den gebogenen Teilen mittelst kleiner Bünde vereinigt. Das Bronziren erstreckt sich bei diesem Gegenstande nur auf die unterwähnten Spitzen, die beiden Rosetten und Bünde. Wird solches mit trockenem Bronzepulver vorgenommen, so erhalten diese Teile [illegible] heller Farbe. Lang.

Truthuhn.

Ein Lieblingsgericht Kaiser Wilhelms I.

Bringe ein Truthuhn mir,
Doch sei's ein junges Tier
Und fett und zart;
Thu's in die Kasserol',
Mit ein halb Liter voll
Wasser und Zwiebeln auch,
Von beider Art.
Zwiebeln, ein Teller voll
Und fein geschnitten wohl,
Butter dabei;
Schinken darf fehlen nicht,
Jedes hab' an Gewicht
Ein wohl gewogenes
Viertel Kilo.
Decke dann fest es zu,
Dämpf es in guter Ruh'
Drei Stunden lang;
Treib durch ein Sieb die Brüh',
Gieß auf das Truthuhn sie,
Gib Nudeln nun dazu —
Vortrefflich ist's.

Goldzeichnungen auf Leder.

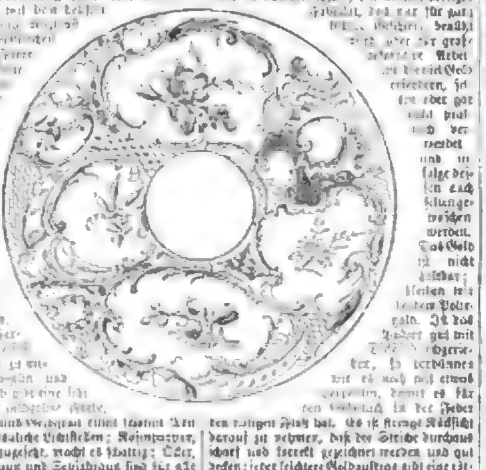
Seit einiger Zeit wird die sogenannte italienische Brandmalerei als Modebeschäftigung betrieben, welche darin besteht, mittelst Brennstiftes, über einer Flamme erhitzter Stifte Zeichnungen in Gold auf Leder zu übertragen. Letzteres wird mit einer feinen Schicht pulverisirten Gummilackes bestaubt, mit Goldblättchen belegt, dann die Zeichnung, welche auf dünnem Papier angefertigt ist, darüber gegeben und mit den erwärmten Stiften nachgezogen, wodurch das Gold nur an den berührten Stellen haften bleibt. Nach dem Abwischen des mit den Stiften nicht berührten Goldes erscheint die Zeichnung in scharf ausgeprägten Linien. Es ist leicht einzusehen, daß es sehr schwierig ist, hierdurch eine tadellose Zeichnung in Gold zu erhalten, da der richtige Wärmegrad eine große Rolle spielt und auch die gute Ausführung unbedingt eine bedeutende Uebung verlangt. In einfacherer Art erreicht man folgendermaßen das Gewünschte: Ein halber Eßlöffel voll gestoßenes Arabigummi wird in drei Löffel voll abgerahmter gekochter Milch aufgelöst, dann ein Löffel voll Kopaivabalsam hinzugefügt und diese Mischung im Wasserbade oder über gedecktem Herde unter Umrühren vereinigt, und dann noch ein Löffel voll Weingeist hinzugegeben. Mit dieser Tinktur ist dann die Zeichnung auf dem Leder auszuführen, wobei man sich nicht zu spitzer Federn bedient. Nach dem Auflegen der Goldblättchen wird ein Blatt Seiden- oder feines Briefpapier darüber gegeben, das Ganze mit einem heißen Plätteisen überfahren und mit einem Wattebäuschchen zuletzt das nicht erkaltende Gold abgewischt. Etwa entstandene Flecken können durch Benzin mit Essigäther entfernt werden. Zeichnungen mit möglichst wenigen Schattirungen eignen sich für diese Vergoldung am besten. Spm.

Ein Ersatz für den Zucker.

Unsere Hausfrauen wird es unzweifelhaft interessiren, zu erfahren, daß sich beim Obsteinsieden und der[illegible] Vorteile erzielen lassen, indem man dafür statt des bisher allgemein üblichen Zuckers Fahlbergs Saccharin zur Anwendung bringt. Während Zucker den Früchten, Fruchtsäften und so weiter, denen er zugesetzt wird, leicht Gärungen erzeugt, besitzt das Saccharin gärungs- und fäulnishemmende Eigenschaften und bewahrt so die Gewürze und Nahrungsmittel, mit denen es vermengt wird, vor dem Verderben. Sodann stellt die Bereitung aller Arten von Obsterzeugnissen mit Saccharin gegenüber einer solchen mit Zucker sich viel, man kann im Durchschnitt sagen, ein Drittel billiger und ist zugleich einfacher und bequemer. Für Dunstobst kann man sich des „leichtlöslichen Saccharins“ bedienen, indem man dieses in warmem Wasser löst und dann die genügend weich gekochten, in Gläser oder Büchsen gefüllten Früchte mit der Lösung übergießt. Es muß hiebei wie bei jeder Verwendung dieses neuen Stoffes berücksichtigt werden, daß rund $3\frac{1}{2}$ Gramm Saccharin die Süßkraft von 2 Pfund Zucker besitzen. Das nämliche Verhältnis ist auch für die Verwendung von Saccharinsirup maßgebend. Diesen letztern stellt man sich leicht selbst her durch Kochen von 2 Pfund besten weißen Stärke- oder Kartoffelsirup in einem kupfernen Kessel, dem man, wenn die Masse im Sieden ist, 10 Gramm „reines Saccharin“ beifügt und schließlich so viel Wasser zugießt, daß die Menge, kalt gemessen, 5 Liter ausmacht. Mit diesem Saccharinsirup behandelte Früchte, Säfte, Marmeladen und so weiter besitzen einen so reinen Süßgeschmack, daß auch der verwöhnteste Gaumen keinen Unterschied zwischen den Ergebnissen der neuen und denen der früheren Behandlung herausfinden wird. Sie halten sich jahrelang unverändert frisch, bewahren ihr Aroma, gären nicht und kristallisiren auch niemals aus. M.

Kaffeetasse mit Vergoldung.

In einer der früheren Nummern haben wir in der Beschreibung der Kindertasse die ersten Grundzüge der Porzellanmalerei kennen gelernt; bei der diesmaligen Arbeit, die im innigen Zusammenhang mit der ersten steht, können wir schon einen Schritt weiter gehen. Die eigentliche Malerei besteht hier in der Ausführung kleiner Blumen und Blätter, die im Rokokostil gehalten sind und insofern keine Schwierigkeit in der Ausführung bieten, als alle größeren Flächen vermieden sind. Man pause das vergrößerte Muster und übertrage zuerst nur die Blumen, zeichne aber dann, um die Formen besser halten zu können, die schwarzen Pauselstriche mit Bleistift leicht nach. Die Farbe darf bei der Anlage nicht zu schwer genommen werden; sie soll stets auch in der größten Schattentiefe noch durchsichtig sein. Die Blättchen malen wir, teil den [illegible] Das unter[illegible] fertig [illegible] so lange [illegible] als [illegible] Flecke [illegible] rende [illegible] mehr [illegible] leben [illegible] Ergänzung zum M[illegible] len [illegible] nützen mit Leim [illegible] Druck vorlagen, wie sie in den [illegible] ten Luxuspapieren so reichlich finden. Als Ziegelrot, ferner den [illegible] alle dorthin zu mischen. [illegible] und Kanari [illegible] gibt eine [illegible] schöne helle, [illegible] Farbe. Turkisblau und Weißgrau (tiefes kaltes Weiß) für helle, bläuliche Lichtstellen; Kapuzinerrot, dem Gelb zugesetzt, macht es feurig; Ocker, Kastanienbraun und Sepiabraun sind für alle grünen Farben als Mischung verwendbar. Kastanienbraun und Schattirgrün gemischt ist eine gut brennende Farbe, die besonders für feine, scharfe Umrandung der Blätter und zum Einzeichnen von dunklen Adern Verwendung findet. Im ganzen verlieren die Farben etwas im Brande, das heißt, sie werden matter, man kann daher immer einmal kräftiger malen, als man es später zu haben wünscht. Die roten Farben sind besonders vorsichtig zu behandeln. Für Goldrot ist ein eigener Pinsel empfehlenswert, da schon eine Spur einer zurückgebliebenen Farbe die Leuchtkraft im Brande aufhebt. Keine Blume nur in Goldrot, denn zartester Ton bis zum ganz voll aufgetragenen, gibt vollständig genug Schattirung. Für weiße Blüten verwendet man Grau zur Schattirung; um nun aber nicht für sämtliche weiße Blumen [illegible] Grau in [illegible] [illegible] Gelbgrün, Dunkelblau oder Rosenpurpur hinzu. Da der Porzellanmalerei keine weiße Farbe, wie zum Beispiel in der Oelmalerei, zur Verfügung steht, so läßt man bei allem Weiß den Porzellanton stehen, konturirt die Umrisse und setzt dann die Schatten hinein. Da in der Malerei die weißen Blumen selten auf weißem Grund gemalt werden, so sucht man es einzurichten, daß weiße Blumen als Unterlage grüne Blätter oder farbige Blumen haben. Als höchstes Licht benützt man das Bleiweiß oder Aufsatzweiß, doch darf es nur in den dringendsten Fällen angewendet werden; es wird mit etwas Dicköl angerieben und muß reliefartig auf der Malerei stehen. Die Verwendung desselben ist nur für den letzten Brand. Das Hellviolett mischt man aus Rosenpurpur und Türkisblau, das dunkle aus Dunkelpurpur und Dunkelblau. Bei der in der Beilage gegebenen Tasse ist es nötig, dieselbe zweimal brennen zu lassen. In der ersten Anlage werden also die Blätter möglichst fertig gemalt. In dem großen Strauß des Obertopfes malt man die Mittelblume blau, legt aber nicht die Blätter gleichmäßig an, sondern suche durch den Druck des Pinsels die Lichtstellen auszuspielen; auch nach den Seitenrunde man die Blätter ab. Für die kleineren Blumen ist Gelbrot die geeignete Farbe, die offenstehenden Blüten sind gelb, die den Stielen zunächst liegende ist violett zu malen; die übrigen Blütchen können mit den verschiedenen Farben angelegt werden. Ist nun Ober- und Untertasse vollendet, gebe man sie in den Brand. Nach einem bis zwei Tagen bekommt man sie zurück. Man paust man die Ornamente über und zeichnet sie mit Bleistift nach. Zuerst werden die Blätter und Blumen vollendet; der Kontur wird ergänzt, die Tiefen eingesetzt, die Staubfäden gemalt und, wo es dringend notwendig ist, noch Aufsatzweiß benützt. Die Malerei wäre soweit fertig, es fehlt nur noch das Gold. Für Porzellan können drei Arten von Gold genommen werden. Das Mattgold gibt nach dem Brande ein schönes mattes Gold, wird indes für Tassen seltener benützt; das Poliergold ist das geeignete. Im Pulverzustande zeigt es eine schwarzgelbe Farbe und wird ebenso wie Farbe angerieben, nur lasse man das Reibmesser fort; angerieben sieht es braun aus. Das dritte Gold ist das Glanzgold, ein minderwertiges Fabrikat, das nur für ganz [illegible] benützt [illegible] oder der große [illegible] Arbeit [illegible] (Gold) erfordern, [illegible] oder gar nicht [illegible] der werden und in Folge dessen nach Klumpen weichen werden. Das Gold ist nicht haltbar; bleiben wir bei dem Poliergold. Ist das Pulver gut mit [illegible] abgerieben, so verdünnen wir es noch mit etwas [illegible], damit es für den [illegible] in der Feder den nötigen Fluß hat. Es ist strenge Rücksicht darauf zu nehmen, daß die Striche durchaus scharf und korrekt gezeichnet werden und gut decken; jeder leichtere Goldaufstrich gibt eine rötliche, goldschimmernde Farbe, die aber weder als solche noch als Gold irgendwelche Wirkung hat. Nach dem Brande wird es in der Brennanstalt poliert, die matte, graugelbe Farbe verschwindet dann und das Gold tritt in seiner ganzen Schönheit hervor. Wie bei jeder Arbeit kleine, vorher gefertigte Proben mit Material und Technik vertraut machen, so auch hier. Ehe man die Dekoration der Tasse malt, zeichne man sich ein Deutsches Ornament, ein Monogramm oder dergleichen, man wird dann bald sehen, worauf es ankommt. Das Gold bekommt man in der Brennanstalt zu kaufen; im Fall man es direkt zu beziehen wünscht, ist die „Deutsche Gold- und Silberscheideanstalt“, vormals Rößler, Frankfurt a. M., sehr zu empfehlen. Das Gramm kostet etwa 2 Mark. C. H.



Zum Tafelschmuck.

Eine beinahe unzählbare Zahl [illegible] Blumen [illegible] den Arrangements des Tafelschmucks [illegible] Zeichnen der Sinnbilder [illegible] und Gefäßen [illegible] die Blumen [illegible] Auswahl der [illegible] zu bringen, und so [illegible] man dann [illegible] darauf achtet, die nicht oder [illegible] zu viel [illegible] stehen [illegible] Blumen [illegible] geschmackvoll [illegible] Tafel ein, der [illegible] etwas jeden Teil [illegible] der Tafel [illegible] Blumen [illegible] Gefäßen [illegible] den Damen [illegible] zu geben. [illegible] Blumenständer mit [illegible] im Handel. Um einen solchen Ständer [illegible] herzustellen, [illegible] Pappe oder [illegible] eine kleine Blumentafel zu [illegible]. Br.

Eine neue empfehlenswerte Primel.

Jeder Blumenfreund kennt und schätzt die altbekannte chinesische Primel (Primula chinensis) wegen ihrer frühzeitig erscheinenden [illegible] Blüten. Dieser würdig an die Seite gestellt werden kann die vor drei Jahren eingeführte Primula obconica, eine Art, welche das Vorstehende an Wert noch insofern übertrifft, als sie fast das ganze Jahr hindurch ununterbrochen blüht. Die Blumen erheben sich auf schlanken Schäften von etwa 22 bis 25 cm Höhe, sind weiß und [illegible] lila gefärbt. [illegible] der chinesischen Primel [illegible] im Zimmer [illegible] Kultur [illegible] [illegible] leicht und [illegible] Es ist [illegible] daß sich durch [illegible] neuer Art aus den älteren [illegible] interessante Ergebnisse erzielen lassen. W. E.

„Zur Jagd!“

Als [illegible] für die Herren der Jägerei Tischkarten, Jagdkarten, Briefumschläge, Tisch- und Speisekarten in lichtem Eichengrün bestimmt. Die Aufforderungen zum fröhlichen Jagen werden also auf grünes Papier geschrieben, und ein zierliches Schild, von Eichenzweigen umkränzt, mit der Devise der Jägerei wird zur Erhöhung des Reizes angebracht. Br.

Bekleben von Thonsachen.

In jeder größeren Papierhandlung oder in Kunsthandlungen für Zeichnen- und Malereimaterial gibt es sogenannte „Meißener Bogen“. Dieselben sind mit den Mustern des Meißener Porzellans in der bekannten blauen Farbe bedruckt. Diese Muster werden mit einer geeigneten Schere fein säuberlich ausgeschnitten, dann mittelst Gummi arabicum in beliebiger Anordnung auf weiße flache Thonteller, ungebrannte Majolikateller oder Platten, auf Krüge oder Vasen u. geklebt. Nach dem Trocknen überzieht man den ganzen Gegenstand mit gutem durchsichtigen Lack, etwa Damarlack, oder auch mit dem schnell trocknenden, Glanz verleihenden holländischen Standöl, und das Pseudomeißener Dekorationsstück ist vollendet. An Stelle der Thonteller können auch Papiermachételler verwendet werden; in diesem Falle aber ist als Ueberzug nur Lack zu gebrauchen. Br.

[illegible]

[illegible]

Zu rechter Zeit.

Roman von

Sophie Junghans.

(Fortsetzung.)

Der Mann, der unter dieser ungeheuer vornehmen Gesellschaft sehr gut Bescheid wußte, obwohl sie ihn nur mäßig interessirte, war Paul Okkermann. Du lieber Himmel — er war seit zwanzig Jahren in Rom ... zehn bis fünfzehn Jahre war es her, daß er einmal einen Ansatz zum Berühmtwerden gemacht hatte ... da hatte alle Welt sein Atelier besucht. Er selber war ein Habitué der Kunstauktionen, der Antiquitätenhändler; er stand sehr gut mit einigen Kardinälen, tüchtig gebildeten, liebenswürdigen Herren, die aber freilich heute hier fehlten. Die Tante Stepphuhn wußte das alles, und deshalb ließ sie auch einstweilen nicht los.

„Bäster Härr, Sie müssen sich hier ein wenig nützlich machen," sagte sie ihm geradezu, „Sie kennen ja alle Menschen. Vor allen Dingen: welches ist die Prinzessin Karl Alexander? Sie soll ja heute hier sein mit ihren Töchtern. Wie sieht sie aus ... woran erkennt man sie?"

„Die Karl Alexander? O, wenn Sie eine Dame sehen, so schäbig gekleidet, daß Sie sich wundern, daß die Lakaien sie hineingelassen haben, so ist das die Prinzessin. Töchter auch ziemlich unbedeutend — die eine trägt Watte in den Ohren ..."

„Eine sonderbare Art, von den hohen Herrschaften zu sprechen," sagte Kolwitz geärgert, aber nur Marfa zum Gehör. „Der lange Aufenthalt in Rom läßt die Leute doch schließlich innerlich verwildern; finden Sie nicht auch, mein gnädiges Fräulein?"

Marfa lachte.

„Er ist aber doch amüsant," sagte sie, und als gleich darauf eine Verschiebung der Gruppe stattgefunden hatte, war sie wieder neben Okkermann.

„Nun," meinte er nur, „sind Sie meinem braven jungen Freunde da untreu geworden?"

„Dem Herrn Kolwitz? Ach, den tröstet die Tante!" Und dann vertraulich: „Er ist ja wohl ein bedeutender Künstler ..."

„So?" sagte Herr Okkermann, indem er mit einem ganz kuriosen Ausdruck die Augenbrauen hoch in die Höhe zog. Sie aber, seine Miene und seinen Ton nicht beachtend, plapperte weiter:

„Aber manchmal ein bißchen langweilig, wenn er nicht von Kunst spricht wenigstens. Vorgestern waren wir in seinem Atelier und haben sein großes Gemälde: ‚Der Empfang in Walhalla', bewundert. Ist es nicht ein entzückendes Bild?"

„Es sind ein paar ganz gute Aktstudien darauf," sagte Okkermann ausweichend.

„Nicht wahr, es ist voll Handlung," fuhr Fräulein Marfa, die ihn nicht verstand, fort, „voll von dramatischem Leben, wie eine der großartigen Wagnerschen Opern! Kolwitz wird gewiß noch Bedeutendes erreichen."

„Ja, er wird gewiß noch einmal Akademiedirektor in Deutschland, er hat ganz das Zeug dazu," sagte hierauf Paul Okkermann, indem er sich nun aber, wie nach Erlösung spähend, umsah. Er war völlig frei von Künstlerneid. Im Gegenteil. „Ich wollte Gott auf den Knieen danken, wenn ich nur einmal etwas halbwegs Erträgliches bei einem von ihnen zu sehen kriegte," pflegte er von dem Nachwuchs der Kunstjünger in Rom zu sagen. Ein solch anmaßend umfangreiches Unternehmen aber wie diese Walhallascene, ein wandgroßes Oelgemälde, und selbstverständlicherweise eine innerlich völlig leere, rein theatralische Komposition, hatte auf wenig Gunst bei ihm zu rechnen.

Und daß ihn das hübsche, frische Ding da an seinem Arm nun auch mit den Phrasen ihrer Halbbildung verfolgte, sogar hier! Nein, gerade hier, natürlich! Zu Hunderten waren sie wahrscheinlich heute hier im Saale, diese modernen Touristinnen, die einem Mann wie ihm das Heiraten so gründlich verleiden konnten und verleidet hatten. Er war ja wohl in der That kein Mann für die Familie, wie man ihn sich in Deutschland dachte. Aber wenn er nur in den ganzen Jahren einmal eine mit einem richtigen, natürlichen, unverfälschten Geschmack angetroffen hätte, die hätte dann auch so gebildet sein dürfen, wie sie nur wollte, auch das hätte ihr alsdann bei ihm nichts schaden sollen!

Er mußte wohl keine gefunden haben, sonst hätte er vielleicht jenen disreputirlichen Haushalt hier nicht angefangen mit einer Italienerin aus dem Volk, der ihm, oder wenigstens seinem Rufe hier so unendlich geschadet hatte, bis man sich schließlich an die Sache gewöhnte und sie rücksichtsvoll totschwieg, wenigstens da, wo man ihm wohlwollte.

Jetzt flogen seine Gedanken zurück, und mit etwas wie Sehnsucht nach seinem Atelier weit draußen, in einem Anbau der Thermen des Caracalla, der auch zugleich die Wohnung, das heißt die Schlafstätten für ihn und Maruccia und das Gelaß mit der Feuerstelle enthielt, über welcher sie, dabei meist nur mit einem Federwedel hantirend, der die Glut der Holzkohle anfachte, die Mahlzeiten für beide bereitete.

Dort hatte er sich alles nach seinem Behagen eingerichtet, dort war er frei. Das Atelier, ein gewölbter Riesenraum, einst eines der Caldarien dieser Bäder, konnte zugleich mit einer seiner Abteilungen als Salon dienen, bot ferner Platz für seine Bibliothek, seine Sammlungen und sonstigen Liebhabereien, und wenn er heute einmal Abgüsse von Bronzen anfertigen wollte, zu einer andern Zeit irgend einem Geheimnis der Keramik der Alten auf die Spur zu kommen wünschte, so fand sich hier in dieser Ruinenwelt gewiß irgend ein Plätzchen, wo Schmelzherd, Töpferscheibe, Brennofen und was sonst nicht alles aufzustellen war.

Und Maruccia, das gute Geschöpf, störte ihn nicht, sowie sie auch von niemand gestört wurde. Bei ihren eigenen Landsleuten schadete ihr das Verhältnis, in dem sie mit dem deutschen Künstler lebte, nicht; es verlieh ihr im Gegenteil eine Art Würde. War sie ihm doch seit zehn Jahren treu, wie ihm ein angetrautes Weib und wie sie einem wirklichen Gatten nicht hätte treuer sein können. Und war doch die bürgerliche Unregelmäßigkeit des ganzen Verhältnisses, wie diese einfachen Menschen wohl fühlten, nicht einem innerlichen Hindernisse, sondern einem rein äußerlichen zuzuschreiben, dem kleinen Umstande nämlich, daß Maruccias richtiger Mann, ein Thunichtgut, noch irgendwo lebte, und ihre Ehe mit ihm, nach italienischem kirchlichem wie weltlichem Recht eine nur durch den Tod des einen Teils zu lösende war.

Er hatte sie aber einst auf Nimmerwiederkehr verlassen, und in Anbetracht aller dieser Umstände hörte der gute alte Priester des nahegelegenen Kirchleins S. Giovanni in oleo ihr seit einigen Jahren auch wieder die Beichte und erteilte ihr eine wenigstens bedingte Absolution. Und seitdem war Maruccia so zufrieden und in ihrem Gewissen beruhigt, wie ein braves Weib nur sein konnte.

Es fehlte freilich viel, daß man von ihm, dem Manne, dasselbe sagen konnte. Nahm auch die Sache nicht die Form von Gewissensskrupeln bei ihm an, so beeinflußte sie sein Leben doch tief und wohl kaum auf eine günstige Weise. Es bleibt nun einmal wahr, daß sich kein Mensch, er sei, wer er wolle, ganz ungestraft in einen fortdauernden Fehdezustand zur Gesellschaft setzen kann. Selbst wenn er anscheinend der siegende Teil ist, wenn er sie endlich zwingt, sich in den Status quo seiner Verhältnisse, den er beliebt, zu finden, so ist der lange Kampf, die Anspannung der Kräfte während desselben, die Stellung der Auflehnung, der Kriegsbereitschaft, in der er gezwungen war, sich tagaus, tagein zu halten, nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Er ist nicht mehr der unbefangene, gut- und leichtherzige Mensch, der er vorher war. Er ist mißtrauisch wie einer, der in Feindesland leben muß, er ist wahrscheinlich auch bitter und hart geworden. Die Wunden, die sein Stolz ihn verhinderte, merken zu lassen, während er sie empfing, sind vernarbt und verharscht — nun, weicher und geschmeidiger machen solche Male den, der sie an seinem Leib oder an seiner Seele trägt, nicht.

Seiner gewohnheitsmäßigen Stimmung nach glaubte Okkermann freilich, jetzt über das alles längst hinaus zu sein. Aber es gab denn doch auch immer wieder Augenblicke, in denen er fühlte und wußte, daß er an den Wirkungen jenes Verhältnisses zu tragen habe und zu tragen haben werde jede Stunde seines Lebens, mochte dasselbe währen, so lange es wollte.

Den Mirbachschen Damen mußte man übrigens nachsagen, daß sie ihn dasselbe nicht entgelten ließen. Sie waren dazu eine viel zu vorurteilsfreie Familie. In der That besaßen sie auch die Tugenden ihrer Fehler, nämlich, die älteren beiden wenigstens, neben gewissen verschrobenen Begriffen der Halbkultur, eine hervorstechende, wirkliche Gutmütigkeit.

Ja, ja, sie waren Okkermann gegenüber noch bei weitem die Schlimmsten nicht. Dennoch lüstete es ihn stark, ihnen jetzt einmal auf eine Weile zu entkommen. Und das gelang auch, nachdem er sich von der Tante Stepphuhn durch Nennung von einem halben Dutzend vornehmer italienischer Namen, deren Träger er ihr bezeichnen konnte, gleichsam losgekauft hatte. Inzwischen war denn zum Glück Herr von Kronenberg, der Spender des goldenen Armbandes, zur Huldigung bei Marfa angetreten, ein recht stattlicher Pole und eigentlich ein Deutschenhasser, welcher der jungen Dame mitteilte, daß er seinen heiligsten Gefühlen untreu werde, indem er heute hier erscheine; das aber habe sie zu verantworten.

Die kleine Gesellschaft, das heißt die Mirbachschen Damen und ihre drei, vier Herren, hatte sich jetzt einen günstigen Platz erobert, den sie so bald nicht wieder aufzugeben gedachten, eines der roten Sofas nämlich, die, um einen Tritt über den Boden erhöht, an den Wänden des Buffetsaales umher standen. Das war ein behaglicher Beobachterposten, an dem man es schon eine Weile aushalten konnte. Denn fast alles, was heute abend hier zugegen war, kam früher oder später einmal in diesen Saal, um dem entlang der Mitte desselben aufgestellten und selbstverständlicherweise überaus reich besetzten Buffet einen Besuch abzustatten. Die Herren versorgten ihre Damen, und da stand man denn plaudernd in zwanglosen Gruppen, dabei den kleinen Sèvresteller auf den Fingerspitzen der behandschuhten Linken balancirend oder das Glas mit goldenem oder tiefdunkelrotem Trank anmutig an die Lippen hebend — je nachdem man Port, Sherry, einen vorzüglichen Bordeaux oder vielleicht den heimischen Rheinwein — und zwar einen ganz herrlichen Hochheimer — vorzog, oder auch vielleicht nach einem feurigen Italiener griff, einem veredelten Chianti, dem die einheimischen Eccellenzas und Altezzas in gewohnter Mäßigkeit zusprachen, während die anwesenden deutschen Künstler einander mit bedeutsamem Blick und Schnalzen der Lippen auf besagten Hochheimer aufmerksam machten ... Es war für alles gesorgt, natürlich auch für Champagner, von den Dienern geschickt und geräuschlos entkorkt, und diesen beliebte Fräulein Marfa, da er, wie sie nicht ohne Grund meinte, zu Hummermayonnaise am besten schmecke. Und nun war es das eifrigste Bestreben ihrer Getreuen, das Spitzglas in ihrer hübschen Hand um die Wette zu füllen, und das gelang gar nicht immer ohne Schwierigkeiten, denn die Nachfrage nach Champagner war zeitweise eine ziemlich starke.

Dabei aber amüsirten sie sich in ihrer Weise vortrefflich. Gehörte man auch heute hier nicht unter die Großen, verschwand man sogar so ziemlich in der Menge, so war es doch gar nicht übel, trotzdem seinen kleinen Hof zu halten und selbst hier über einige unbedingt ergebene Vasallen zu verfügen, wie Kronenberg zum Beispiel. Er verschmähte es nicht, da auf dem roten Sofa für ihn kein Platz mehr war, auf der Schwelle unten, welche diese kleine Estrade über den Fußboden des Saales erhöhte, zu sitzen, so dicht vor Marfa, daß sie ihm sogar buchstäblich den Fuß hätte auf den Nacken setzen können. Sein etwas maßloses slavisches Naturell fand Geschmack an solchen verliebten Selbsterniedrigungen, zu welchen Kolwitz nebenan, auf dem Sofa aber, eine ziemlich abfällige Miene machte.

Frau Mirbach war, wenn sie so vielerlei wie heute sehen konnte, erst gar in ihrem Elemente.

„Sieh nur bloß, Kind, diese Schleppe ... das ist doch schon der reine Uebermut! Ich sage, Marfachen, beobachte 'mal den Herrn dort, er amüsirt mich schon die ganze Zeit ... er probirt alles durch, was auf dem Buffet steht ... der muß extra vorher gehungert haben ... Wer? Doktor Seligsohn? Na, drum! Der Mann ist ja wohl Millionär, das

by Google

hätte man sich denken können. Und dort der Lange neben ihm ... eben dreht er sich herum ... das ist ja —"

„Professor Meinthaler ... der Schöpfer des berühmten Entwurfes zur Gigantengruppe für den Schloßplatz," vollendete Kolwitz mit Wichtigkeit.

„Ach, ich bitte ihn tausendmal um Entschuldigung! Ich wollte gerade sagen: Das ist ja der leibhaftige Schüttedrom, unser Schlachter nämlich von Masaunen ... eine ganz lächerliche Aehnlichkeit ..." Mit solchen Ergüssen harmloser Satire vertrieb sich Mama Mirbach die Zeit und verlangte sich für ihr Leben kein besseres Amusement, besonders auch, weil zu allen Zeiten bei ihr jenes notwendige Ingredienz wirklich guter Unterhaltung, daß man sich nämlich, wenn nicht für reicher oder vornehmer oder jünger oder schöner, denn doch wenigstens für vorurteilsfreier und klüger als die von uns beobachtete Menschheit halte — reichlich vorhanden war.

Die Tante Stepphuhn indessen hatte bei ihrer Aufmerksamkeit auf das, was um sie her vorging, meist noch ihre ganz besonderen Zwecke, die sich dann immer auf Marfa bezogen. So war ihr heute daran gelegen, Herrn Okkermann nicht lange aus den Augen zu verlieren. Das Bild, das heißt, jenes wunderbare Porträt Marfas, welches er malen sollte und malen konnte, wenn er nur wollte, ging ihr im Kopf herum.

„Er muß daran, ich lasse nicht eher locker," drückte sie die Sache bei sich aus. Wie hätte es ihr auch beifallen sollen, daß die stets bewährte Anziehungskraft Marfas hier einmal versagen könnte.

V.

So überfüllt die Räume des Botschaftspalastes auch eine Zeit lang waren, man hatte sich doch allgemach unter den Anwesenden einigermaßen orientirt. Man hatte zunächst einmal alle Fürstlichkeiten herausgefunden, auch die berühmten Leute, Künstler, Gelehrte und dergleichen, von denen man doch morgen mußte sagen können, daß man sie gesehen habe.

Und dann gab es noch die eigentliche vornehme Gesellschaft, eine gewisse Koterie, die hier wie überall international war, Leute verschiedener Nationen, Italiener, Engländer, auch Deutsche, welche vielleicht nicht alle über sehr alte Adelsnamen aber durchgängig über ziemlich viel Geld verfügten, daher Jagd, Sport und andere kostspielige Vergnügungen das gemeinsame Band bildeten, welches sie umschlang. Wenn ein junger Herr erst einmal zwei-, dreihunderttausend Franken für ein berühmtes Traberpferd aufwenden kann, so verbrüdert ihn das ganz naturgemäß merkwürdig rasch mit den verhältnismäßig wenigen anderen jungen Herren, welche hier mit ihm zu konkurriren vermögen; da mag der eine Torlonia heißen und als der Grundpfeiler des päpstlich gesinnten Adels gelten, der andere sich von Rothschild unterschreiben und nach alttestamentlichem Ritus — aber freilich unter einem Baldachin von weißer Seide — getraut worden sein — sie fühlen doch, daß sie für einander geschaffen sind.

Und ihre Gattinnen hegen die gleichen Empfindungen, wenn in Betreff des Wertes der Diamanten, des Umfangs der Schneiderrechnungen und so weiter eine entsprechende Aehnlichkeit stattfindet. Kaum daß da, wie gesagt, die Nationalität noch scheidet. Wäre dergleichen nur erlaubt, so könnte man von den Damen dieser vielsprachigen Gesellschaft treffend sagen: das aller-, allerteuerste Pariser Korset ist ihr Freimaurerzeichen; wer es trägt und zu tragen weiß, der gehört eben zu ihnen.

Sie kennen einander alle, denn sie treffen sich ja fortwährend, in London, Paris und Rom, auch wohl in Berlin, in den Luxusbädern, auf Reisen, die nach neuester Mode mindestens bis zum Nordkap ausgedehnt werden. Dahin kommt natürlich nur ihresgleichen, und so ist auch dort, unter dem siebenzigsten Grade nördlicher Breite, noch für den Ausschluß nicht passender Elemente ganz von selber gesorgt.

Es war dieser Teil der anwesenden Gesellschaft, welcher Fräulein Marfa besonders anzog. Es kam ihr vor, als würde sie zu ihnen am allerbesten passen. Alles, was mit diesem Highlife zusammenhing, hatte sie immer mit Interesse verfolgt, und da man bei dem vielen Umherreisen manchmal flüchtig mit einzelnen von ihnen zusammentraf — denn selbst Rothschilds nehmen nicht immer Extrazüge, sondern begnügen sich mit Coupés erster Klasse, zusammen mit anderen Sterblichen — so hatte sie schon Stunden, ja ganze Tage gehabt, wo sie sich förmlich zu ihnen rechnete, und das waren die angenehmsten ihres Lebens gewesen.

Aber doch nur angenehme Täuschungen. Das konnte sie heute zum Beispiel wieder merken. Wie die kleine Clique zusammenhielt, wie sie nur mit einander oder im Gespräche mit den anwesenden hochfürstlichen Gästen zu sehen waren, denen diese Leute, soweit sie ihnen nicht bekannt waren, durch den Botschafter selber vorgestellt wurden. Da, eben machte Mrs. Jefferson Jerrold ihre Verbeugung vor der Prinzessin Karl Alexander, wobei es eigentlich eine wahre Verlegenheit für die Amerikanerin hätte sein müssen, wie sehr sie die fürstliche Dame durch ihre Toilette in den Schatten stellte.

Ganz entschieden zu ihnen gehörte auch der schöne dunkle Italiener von vorhin, der Principe Luigi Caraccioli. Wenn aber Marfa gedacht hatte, sich während des Abends etwa seiner galanten Aufmerksamkeit erwehren zu müssen, so hatte sie sich geirrt. Möglich, daß er nachher auf der Treppe wieder einen der dreisten Glutblicke aus seinen wunderhübschen Augen für sie haben würde. Diese Art Blicke waren der Natur der Sache nach mehr unoffiziell und paßten besser für Treppen, Korridore, Boudoirs, als in das strahlend öffentliche Licht eines vornehmen Festsaales. In diesem sah der Prinz denn auch so gelangweilt und blasirt aus, wie es die gute Lebensart von seinesgleichen verlangte. Mit hochgezogenen, hochmütigen Brauen schien er die breiten Lider dennoch kaum in die Höhe bringen zu können, etwa, als ob sich das, was heute in diesem pêle-mêle an einem vorüber trieb, der Mühe des Sehens kaum verlohne.

Fräulein Marfa verzieh es ihm natürlich so leicht nicht, daß sie ihm so gar nichts weiter sollte zu verzeihen haben. Merken ließ sie sich dergleichen freilich nicht, wie sie denn überhaupt bei aller ihrer Lebhaftigkeit und Flottheit viel Selbstbeherrschung besaß. Sie lachte, ließ sich in gewohnter Weise den Hof machen und schien das Vorhandensein des Fürsten Caraccioli vergessen zu haben. Dabei aber wußte sie so ziemlich die ganze Zeit über, wo er und die vornehme Gesellschaft, zu der er gehörte, sich befand, mit wem er sprach und welcher Dame er sich in seiner kühlen Gesellschaftsmanier widmete — die Wärme mochte er, wie gesagt, für andere, mehr private Gelegenheiten aufsparen. Sogar den schönen Platz auf dem erhöhten Sofa hatte sie aufgegeben und war, den Arm Kolwitzens nehmend — und zwar zog sie diesen vor, weil er heute hier ziemlich gut Bescheid wußte — mit ihm durch die Säle promenirt. Der arme Kronenberg mochte sich indessen einmal wieder mit der Tante trösten.

Unter jener mehrerwähnten Gesellschaft, welche, abgesehen von den deutschen Fürstlichkeiten, heute hier die vornehmste war, die crême de la crême, wie die Tante Stepphuhn das ausdrückte, waren dem jungen Mädchen nun schon ein paarmal einige Personen aufgefallen, die in ihrer Weise dazu zu gehören schienen: ein paar Männer, ein alter und ein junger, eine alternde Frau — ein altes Weib, würde Marfa in ihrer meist drastischen Ausdrucksweise sie wahrscheinlich genannt haben, wenn die Leute des Platzes wegen, den sie offenbar im Highlife einnahmen, ihr nicht fast gegen ihren Willen imponirt hätten — und einige jüngere Personen weiblichen Geschlechts. Marfa hatte ein gutes Gedächtnis für die Physiognomien dieser Gesellschaftsklasse, auch für ihre Toilette und den sonstigen Habitus. Sie erinnerte sich jetzt, die jüngere Dame und den jungen Mann neulich im Corso gesehen zu haben, und zwar bei einer großen, übermütigen Gesellschaft, die, in bunter Reihe auf dem Verdeck der geschlossenen sechsspännigen Reisewagen sitzend, in bester Stimmung, offenbar von einer Jagd- oder sonstigen Partie heimkehrten.

Es war römischer Adel dabei gewesen, dessen herrliche Pferde Marfa kannte. Aber auch junge Amerikanerinnen — die es jetzt allenthalben dem etwas aus der Mode gekommenen England zuvorthun durch ihr Geld — und ferner einige morganatisch fürstliche deutsche Damen. Und dann jene drei Personen dort, der junge Mensch, der damals ebenso schweigend und mit ebenso leerem Blick zwischen der heitern Gesellschaft gesessen hatte, wie er heute hier in der Menge neben seinen Damen stand, mit ihm das schlanke Mädchen — oder war es etwa seine Frau? — heute wie damals mit einer Art raffinirter Einfachheit gekleidet, und ferner jene andere Dame von etwas künstlicher Jugendlichkeit — Marfa erkannte sie alle drei wieder. Das ältere Paar war auf dem Jagdwagen damals natürlich nicht gewesen, aber Fräulein Marfa hatte neulich in der Oper alle fünf Personen zusammen in einer Loge gesehen.

Wer waren sie? Sie gehörten vollberechtigt zur besten Gesellschaft, daran war kein Zweifel. Und doch hatten sie unter dieser etwas Auffälliges, alle bis auf den alten Herrn etwa, der mit seinem geröteten Gesicht und weißen Haar aussah wie andere alte Herren, die schweren Wein trinken und die einmal infolge dessen der Schlag rühren wird, auch, und bis auf die jüngste Dame; auch sie hatte in Ansehen und Wesen das einfach Selbstverständliche der allerbevorzugtesten Klassen und zeichnete sich, außer etwa durch wahrhaft vollkommene Toiletten, durch weiter nichts aus.

Aber die ältere Dame! „Wer sind die Leute dort?" fragte Marfa jetzt ziemlich ungenirt laut im Vorüberwandeln, und preßte dabei in ihrem Eifer Kolwitzens Arm zusammen. „Dort — eben spricht die Alte mit der Prinzessin Karl Alexander ... etwas so schlecht Angemaltes wie ihr Gesicht habe ich nie gesehen ... sie ist abschreckend!"

„Sie meinen die Vanthorpes? Die Baronin Vanthorpe?" sagte Kolwitz, um vieles leiser, als Marfa gesprochen hatte, und mit jener Schattirung von Deferenz im Tone, welche bei Leuten, die ihn kannten, gleich die Idee an ungezählte Hunderttausende hervorrief. Und wer wollte einem fleißigen Künstler, der seine Bilder zu verkaufen und früher oder später auch eine Kleinigkeit in guten Staatspapieren anzulegen wünscht, wohl diesen echt staatsbürgerlichen Respekt vor dem Gelde verdenken!

„Die Vanthorpes? Wer sind die Vanthorpes?" fragte Marfa ungeduldig. „Ich habe nie von ihnen gehört!"

„Nicht?" meinte er, wie erstaunt. Aber es stellte sich bei ihren weiteren Fragen heraus, daß er sehr viel mehr als den Namen auch nicht von ihnen wußte. Die Vanthorpes waren eben die Vanthorpes, der alte Baron, die Baronin und der Sohn. Und die junge Dame war nicht die Tochter oder Schwiegertochter? Nein, eine Verwandte, aber so gut wie das Kind vom Hause, Fräulein Marie Godehus; und Madame L'Estoq, die Französin, schien Gesellschafterin und zugleich Freundin ... sie gehörte auch mit zur Familie. Und sie bewegten sich ausschließlich in der allerbesten Gesellschaft.

„Sind es denn Deutsche oder Holländer? Der Name klingt holländisch."

Auch das wußte Kolwitz nicht genau zu sagen.

„Sie sprechen alle Sprachen, italienisch, englisch, französisch ... aber allerdings auch recht gut deutsch, bis auf Madame L'Estoq. Der Baron hat für die Jagdsaison die Villa San Felice bei Grosseto gemietet ... sie ist den Künstlern sehr bekannt wegen der Ueberreste schöner Waldungen in der Nähe, nach den Maremmen zu. Die interessiren ihn nun weniger als das Schwarzwild, welches dort noch häufig vorkommt. Da hält er Jagden ab und hat den ganzen römischen Adel zu Gaste und auch oft einige Künstler ... den Grundling zum Beispiel ... Sie werden von ihm gehört haben ... er malt Hunde und Pferde, Tiere überhaupt ... der nimmt dann die Jagdbeute nach dem Leben oder vielmehr nach dem Tod auf ... Er soll einen großen Auftrag von Vanthorpe haben, eine Reihe Tierstücke für einen Speisesaal der Vanthorpeschen Villa in Baden-Baden. Der Mensch hat Glück ... Er hat mir übrigens versprochen, den Baron zu mir ins Atelier zu führen .. und ein guter Kerl ist Grundling ... wenn er kann, hält er Wort ..."

Kolwitz bemerkte hier, daß Fräulein Marfa noch immer mit den Blicken jener Gruppe folgte, den Vanthorpes also, in bequemer Unterhaltung, wie es schien, mit einigen anderen Personen, von welchen, wie es sich traf, der Principe Caraccioli eine war. Die dunkeläugige römische Altezza sprach eben, ruhig,

aber doch mit sehr verbindlicher Haltung des geschmeidigen Oberkörpers, mit der jüngsten der Vanthorpeschen Damen, jenem Fräulein Godehus, oder wie Kolwitz sie genannt hatte. Dieser, in der Ueberzeugung, hier ein Thema zu haben, welches Marfa interessirte, fand sich veranlaßt, fortzufahren:

„Die Damen des Hauses sollen bei solchen Gelegenheiten in der Villa San Felice in sehr liebenswürdiger Weise die Honneurs machen ... die Baronin selber ist allerdings kränklich ...“

„Leidet sie etwa an langsamer Metallvergiftung?“ fuhr ihm hier Marfa dazwischen. Er sah sie ziemlich verständnislos an, bis sie fortfuhr: „Die Schminke in dieser Weise aufzutragen, das muß ja einen Menschen mit der Zeit umbringen! Und eine Perücke trägt die Person auch ... eine blonde Perücke ... was kann die Frau veranlassen, sich so wahnsinnig aufzuputzen?“

Kolwitz fand, daß Fräulein Marfa sich doch zuweilen etwas stark ausdrücke ... Er lächelte ein wenig verlegen:

„Seien Sie doch nicht gar so scharf, mein gnädiges Fräulein ... die Baronin war wahrscheinlich in ihrer Jugend sehr gefeiert und kann sich nun nicht entschließen, alt zu werden ...“ Doch aber schickte auch er jetzt einen etwas längern prüfenden Blick zu Frau Vanthorpe hinüber und derselbe zeigte ihm ein Antlitz, welches allerdings bei verschiedenen untrüglichen Anzeichen des nahenden Greisenalters etwas Larvenhaftes erhielt durch die wahrhaft verwegene Anwendung roter und weißer künstlicher Farbe, und ferner durch die unnatürliche, wenn auch nicht ganz unpassende Umrahmung, durch auffällige blonde Haarwellen zu beiden Seiten. Und er mußte nun zugeben — aber mit rücksichtsvoll gedämpfter Stimme: „Sie sieht allerdings wunderbar aus. Aber der Mensch gewöhnt sich an alles ... sie mag es wohl selber nicht merken. Auch die Französin ist nicht ganz mein Geschmack, auch etwas künstliche Blüte, wie mir scheint. Wie einfach und wie reizend chic ist dagegen das Fräulein Godehus ...“

„Ja, sehr chic, aber auch weiter nichts,“ bemerkte Marfa, ein wenig den Mund verziehend. Ihre Aufmerksamkeit hatte sich jetzt dem jungen Baron Vanthorpe, einem elegant gekleideten, hellblonden Herrn, zugewendet. Wie anteillos er immer noch aussah, nein, mehr als anteillos ... der Gesichtsausdruck und auch die Haltung waren geradezu auffällig. „Sehen Sie nur, Kolwitz“ — mit eifrigem Flüstern — „mit dem jungen Mann da ist es nicht ganz richtig ... Ist er denn blödsinnig?“

„Nein — er hört nur schwer ... und hat ein kleines Hindernis beim Sprechen, Wolfsrachen oder so etwas ...“

„Ja, er scheint sich nur durch eine Art Geheul verständlich machen zu können! Na, ich danke!“ Und Fräulein Marfa schüttelte sich.

„Soll übrigens ein herzensguter Mensch sein und mehrfacher Millionär,“ sagte Kolwitz darauf. Jetzt blitzte sie ihn aber doch mit etwas wie Verachtung an.

„Dann wäre es ja eine gute Partie für die Junge neben ihm, die Sie so chic finden, seine Cousine oder was sie ist ...“

„Ja, sie gelten auch allgemein als für einander bestimmt,“ bemerkte Kolwitz geläufig, und er war etwas erstaunt, als Fräulein Marfa darauf nichts als ein herzhaftes „Pfui!“ zur Antwort hatte.

Und doch, trotz diesem aufrichtigen Pfui, waren es diese Menschen, war es die Gesellschaft, zu der sie gehörten, welche Fräulein Marfa heute hier am meisten interessirte. Zu ihnen zu gehören, die ganze Erde gleichsam zur Verfügung zu haben und sie durchrasen zu können mit Eisenbahnen und Dampfschiffen und Rassepferden, und sich immer und allenthalben wieder mit seinesgleichen, einigen der auserwählten Wenigen, zusammenzufinden, überall auf der Höhe des Lebens und der Gesellschaft zu stehen, vollberechtigt sogar auf den Parkets aller fürstlichen Palais aller Nationen durch den Talisman, den man besaß, den kleinen Umstand, daß man meist wahrscheinlich reicher war als die Kronen tragenden Wirte selber — das mußte gar nicht übel sein!

Freilich, um den Preis dann so auszusehen, wie die Baronin Vanthorpe dort, hätte Marfa auf alle diese Vorzüge ohne das geringste Bedenken verzichtet. Als ein solches Zerrbild früheren Reizes herumgehen zu sollen, dafür konnte kein Wohlleben, kein Luxus, selbst keine Vornehmheit entschädigen! Wie es ihr die eigene Familie nur hingehen ließ, dies geschmacklose sich antünchen? Bemerkten sie es nicht mehr, durch die Gewohnheit abgestumpft? Oder sahen diese Menschen mit anderen Augen als andere? Denn auch von den übrigen der Koterie schien keinem aufzufallen, was, wenigstens beim ersten Anblick, den Unbefangenen hätte müssen entsetzt zurückfahren lassen. Das durch den dicken Farbenauftrag starre und ausdruckslose Antlitz der Baronin lächelte den guten Bekannten zu und wurde wieder verbindlich angelächelt; es war, als hätten sie sich alle das Wort gegeben, in ihr etwa das zu sehen, was der Spiegel ihr vor dreißig Jahren gezeigt hatte.

Was sie freilich anders hätten thun sollen, als solchergestalt ruhig mit den gegebenen Thatsachen der vielen Schminke und falschen goldblonden Haartour der Dame sich abzufinden, wäre schwer zu sagen gewesen. Und Marfa konnte ja auch unmöglich die Scherzworte kennen, welche in der „Gesellschaft“ selber umherflogen und die tägliche Toilettenleistung der Baronin zum Gegenstande hatten.

Uebrigens erschien auch die große Einfachheit der jungen Dame der Familie, der künftigen Schwiegertochter also, als eine Art schweigender Protest gegen das künstliche Antlitz und den Brokat und die übergroßen Diamanten der ältern.

Nun, sie hatte gut einfach auftreten; sie war, auf ihrem Piedestal des Millionenreichtums der Familie, dennoch der huldigenden Aufmerksamkeit der männlichen Lebewelt sicher. Uebrigens war sie doch wirklich ein vornehm aussehendes Geschöpf, auch Marfa mußte sich dies zugeben: das Gesicht nicht gerade schön, aber wundersam zart und klar; der Kopf fein, die Figur leicht und schlank und in dieser Toilette wenigstens vollkommen.

Es schien ihr die nicht gerade beneidenswerte Verpflichtung obzuliegen, den stumpfen Gehörwerkzeugen des jungen Mannes neben ihr — er hielt sich meist dicht an ihrer Seite — einiges wenigstens von dem, was vorging, zu übermitteln, mit anderen Worten, ihm in die Ohren zu sagen, was man wünschte, das er verstehen sollte. Sie beugte sich dann allemal anmutig herüber, die Hand auf seiner Schulter, und brachte den Mund dicht an sein Ohr. Und ihre Stimme mußte wohl dort Eingang finden, denn er machte meist eine schwerfällige Geberde des Einverständnisses, worauf er wieder in seine gewöhnliche Stumpfheit zu verfallen schien.

Man trieb jetzt vorüber, wieder einmal in einen andern Saal hinein. Die Menge hatte sich etwas gelichtet, die deutschen hohen Herrschaften und andere vornehme Gäste waren längst fort; einer sehr großen Menge Publikum aber behagte es noch immer vortrefflich. Auch der italienische Adel und viele Ausländer der guten Gesellschaft geruhten, da sie meist sehr spät erst gekommen waren, jetzt noch vorhanden zu sein, und behagten sich augenscheinlich in den nicht mehr so ängstlich überfüllten Räumen je länger je besser.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schäferspiel.

Von

Emil Peschkau.

(Zu dem Bild Seite 73.)

„Welches Feuer! Welche Glut!“ flüstert der Chevalier von Lanval ein wenig spöttisch und zugleich forschend seiner jugendlichen Nachbarin zu, der Frau Marquise von Roche-Talmont.

Die Marquise, ohne ihre Augen von dem Spiele zu wenden, neigt die üppige Schulter, den prächtigen Kopf nach der flüsternden Stimme. Aber sie erwidert kein Wort. In ihre an die klassisch schönen Frauenbilder der italienischen Meister erinnernden, aber ein wenig starren, trägen, leblosen Züge ist eine eigentümliche Erregung gekommen, und es scheint, als ob sie den Worten des Nachbars mit ebenso viel Spannung lauschte wie den Worten des Spieles.

Jetzt ist es wieder ihr Gemahl, der Marquis, der, in die Saiten der Guitarre greifend, von neuem das Herz der lieblichen Ninolette bestürmt.

„Welche Leidenschaft! Welche Natur!“ lispelt Herr von Lanval, und er nähert sich der schönen Frau so sehr, daß er den warmen Atem ihres Körpers empfindet.

Drüben taucht ein schelmischer Frauenkopf empor und eine weiße Hand führt das feine Batisttuch an die Lippen, während die Augen hinüberblinzeln nach der Marquise.

„René — vertiefen Sie sich nicht so sehr in das Lärvchen der Frau Herzogin — betrachten Sie lieber die Marquise, ich glaube, sie ärgert sich über die Aufrichtigkeit, mit der Herr von Roche-Talmont um Liebe wirbt.“

Aber René's Augen können sich von der Herzogin nicht trennen. Sie ist auch gar zu reizend in dem schmucken Kleid der Schäferin. Und wie ihr der Uebermut und die Süßigkeit von den Lippen perlen — eins so verführerisch als das andere! Kein Wunder, daß der Marquis mit so viel Feuer spielt! „Wenn ich der Herzog wäre ...“

Der Herzog von Sabran scheint das Gefühl der Eifersucht nicht zu kennen. Lächelnd, die Arme über der Brust gekreuzt, steht er im Hintergrunde und folgt aufmerksam dem idyllischen Spiel. Was für ein Glück, eine solche Frau zu besitzen! Sie ist nicht bloß schön wie die Marquise, sie hat auch Geist und Herz, Esprit und Grazie, und ihre Küsse, ihre Umarmungen, all ihre erfinderische Zärtlichkeit lebt in diesem Augenblicke wieder vor ihm auf. Er ist nicht eifersüchtig, der Herr Herzog von Sabran, er empfindet nur doppelt das Glück, daß Nicolette die Seine ist.

Und nun wird Herr von Roche-Talmont abermals zurückgeschlagen. Nicolette erzählt von ihren Lämmchen, von der grünen Weide, der murmelnden Quelle, von den Blumen, die sie zu Kränzen windet, während die Waldvögel über ihr in den Zweigen singen. Was bedeuten dagegen alle Schätze der Welt! „Doch das Glück der Liebe — du kennst es nicht!“ Er beginnt davon zu singen, aber sie drängt ihn zurück, und halb verschämt, halb schalkhaft das Köpfchen abwendend, gesteht sie, daß sie es längst kennt, dieses süße Glück, daß Robin, der Schäfer, ihr Geliebter ist.

„Der Marquis hat poetisches Talent,“ sagt Herr von Lanval leise zur Marquise. „Die wärmsten Stellen waren improvisirt ...“

„René ... Sie lassen kein Auge von der Herzogin ... betrachten Sie lieber Herrn von Lanval und die Marquise ...“

Dann nimmt das Spiel seinen Fortgang. Robin tritt auf, er schmollt und wird versöhnt, Herr von Roche-Talmont kommt in neuen Verkleidungen, Robin wird eifersüchtig — so geht es in losen Verschlingungen weiter bis ans Ende, bis zur Vereinigung Robins und Nicolettens. Es geschieht nicht viel, aber ein wunderlicher Zauber, eine sanfte, schmeichelnde, verführerische Glut, die fast berauschend wirkt, lebt in diesen Worten, und selbst der greise Prinz von Lodi, der die Augen geschlossen hat, als ob er schliefe, träumt von verliebtem Flüstern, von verstohlenen Küssen, und in den Händen, die den ziselirten Goldgriff seines Stockes umfassen, fühlt er etwas köstlich Wohliges wie die Erinnerung an die warme Glätte eines Frauennackens ...

Das Spiel ist längst zu Ende — die Marquise ist allein in ihrem Zimmer. Man weiß, daß sie gern früh zur Ruhe geht, und niemand hat sich über ihre Entfernung gewundert. Aber sie hat ihr Lager heute noch nicht aufgesucht, die Wachskerzen brennen noch in der Girandole, die Fenster sind weit geöffnet. Unruhig schreitet sie durch das hohe, geräumige Gemach, dann sinkt sie auf einen der weißgoldenen Stühle, endlich tritt sie ans Fenster, preßt die Hände vor die hochgehende Brust, die Stirn an die kalte Scheibe ... und weint ...

Helene von Cezarges war im Kloster erzogen worden, dann nahm sie ihr Vater, der Graf von Cezarges, auf sein einsames Schloß in den Ardennen. Auf seinem Sterbebette verlobte er sie mit dem Freund seines Jugendgenossen, dem Marquis Roger von Roche-Talmont ... seit einem Jahre war sie verheiratet.

Sie hatte nichts eingewendet gegen diese Verlobung und bis zu dem heutigen Tage hatte sie sich eigentlich glücklich gefühlt an der Seite ihres Gatten. Der Marquis war die Liebenswürdigkeit selbst und die Launen, die er seit kurzem zeigte, nahm sie nicht allzu schwer. Erst jetzt war das plötzlich anders geworden — ihre Ruhe war dahin — ganz jäh war etwas Seltsames in ihr wach geworden, das sie noch nicht kannte und das, schmerzhaft und wonnig zugleich, wie ein Fieber in ihr wühlte ...

Die frische Nachtluft scheint dieses Fieber nicht zu kühlen, die Brust wogt noch immer stürmisch, und die Thränen fließen weiter. Ein Vogel singt ein paar wunderlich ergreifende Töne, die Zweige rauschen geheimnisvoll, die Blumen duften betäubend herauf. Und ihr ist es dabei, als hörte sie all diese glühenden, berauschenden Worte noch einmal, die von einem Glück erzählten, das ihr fremd geblieben war ... und dann vernimmt sie das Flüstern des Chevaliers von Lanval ... sie blickt in seine Augen ... und jäh wallt ein heißer Blutstrom in ihr empor und sie glaubt, ihr Herz müsse zerspringen ... Der wunderliche Zauber hat auch sie umsponnen, und sie glaubt Nicolette zu verstehen, die so zärtlich ihren Robin umhalst ... sie glaubt den Marquis zu verstehen und die Herzogin ... sie hat auch verstanden, was in den Augen des Chevaliers von Lanval lag, als sie den ihren begegneten ...

Da klopft es leise an der Thür ... sie schrickt zusammen ... und erst nach einer Weile, als sich das Klopfen wiederholt hat, fragt sie mit ängstlich zitternder Stimme:

„Wer — bist Du's?“

„Ich bin's — Roger,“ antwortet es von draußen.

Nun rauscht es durch den weiten Raum — die Kerzen flackern — im nächsten Augenblick stehen sie einander gegenüber. Er bleich und sonderbar verstört — sie nach Atem ringend, Fieberglut auf Stirn und Wangen und Thränen in

den Augen. Er sieht sie an wie irr — er weiß nicht, was er sagen soll — er reicht ihr nicht einmal die Hand.

Seitdem er hier auf Schloß Mandre weilt, beneidet er den Herzog um diese köstliche Frau, die so ganz anders ist, als Helene … ganz Liebe und Zärtlichkeit für ihren Mann … Vor wenigen Minuten aber hat er die Herzogin im scherzenden Gespräch mit dem Grafen René von Comines belauscht und dann … dann trieb es ihn eben hieher … er weiß eigentlich nicht recht, warum …, wie's kam …

„Helene!“ stammelt er endlich zärtlich, und seine Stimme hat einen Klang, als bäte er um Verzeihung.

Er streckt die Hand aus, aber jetzt schlingen sich zwei Arme leidenschaftlich um seinen Nacken, und fieberheiß preßt sich ein Mund auf den seinen …

Und dann rauschen die Zweige weiter, die Blumen duften stärker, die Kerzen in der Girandole brennen herab. Und an seiner Seite, auf dem weißgoldenen Sofa ruhend, beichtet sie ihm, daß sie liebt …, daß sie ihn seit heute liebt …

Generalfeldmarschall

Graf Moltkes Briefe

an seine

Braut und Frau.

Berlin, Sonntag den 20. Juni 1841.

Du gute, liebe Marie; ich mag nicht schlafen gehen, ohne Dir vorher einen herzlichen guten Abend zu wünschen. Ich sehne mich so sehr, Dich wiederzusehen und Dich recht in meine Arme zu schließen. Nun, die drei Wochen werden wohl vergehen, aber ob die sieben Monate von August bis April je enden werden, wenn Papa auf seinem Sinn verharrt, das weiß ich nicht. Urlaub kann ich dann unmöglich wieder nehmen, und hier so lange allein zu sitzen — dann komme ich zum Frühjahr mit grauen Haaren an. — Hast Du keine Hoffnung für den Herbst?

Alle diese Tage hab' ich recht an die Zeit zurückdenken müssen vor zwei Jahren, denn heute war die unglückliche Schlacht von Nisib. Die vorige Nacht machten wir den Ueberfall; heute nach dem Treffen waren wir bis Sonnenuntergang geritten bis Aintab, wo ich todmüde, krank und bekümmert ankam; aber um diese Stunde saßen wir schon wieder im Sattel, ritten die ganze Nacht durchs Gebirge und den ganzen folgenden Tag, ohne Essen als ein halb Zwieback und zwei Zwiebeln und einen Trunk Wasser. Ich ritt heute dasselbe Pferd wie damals und erinnerte mich wohl daran, daß ich nächst Gott seinen Beinen verdanke, wenn ich noch auf diesem Erdenrund herumspaziere. Du kannst the sad account in meinem Briefe nachlesen.

Heute hatte ich einen Brief von meiner Cousine Sophie Severin;[1]) sie schreibt: „Ich bitte Dich, mich schon jetzt in die freundliche Cousinengesinnung Deiner Marie festzusetzen, damit ich bald sie als eine liebe Bekannte begrüßen kann, und wie sehr würde es mich freuen, diese hübsche Marie kennen zu lernen, denn daß sie mir gefallen wird, bin ich zum voraus gewiß.“ Severins werden den Winter wohl in Italien zubringen, und laden uns ein, sie da zu besuchen. Was meinst Du davon, Marie?

Recht sehr wünschte ich, Mama entschiede sich für Helgoland. Ich habe hier Bekannte gesprochen, die da gebadet haben und mir versichern, es sei gar nicht teuer und ganz wunderschön auf diesem Felsen im Meer. Von Hamburg gehen täglich oder alle zwei Tage Dampfschiffe dahin ab, und man hat kaum einmal Zeit, beim besten Willen seekrank zu werden. Ich glaube, die Reise nach Föhr ist auch nicht wohlfeiler. Bitte, laßt mich wissen, was ihr beschließt, ich reise den 15. Juli von hier ab. Mama muß mir nicht übel nehmen, daß ich ihr nicht schreibe, aber ein gewisses, kleines, niedliches Fräulein nimmt meine ungeschickte Feder so in Anspruch, daß mir keine Zeit mehr bleibt.

Gute Nacht, liebe, süße Marie, der Nachtwächter pfeift zum zweitenmale. Schlaf süß!

Montag abend. Ich habe Briefe von Vater aus München, er reist leider ab, ohne Severins zu sehen. Er klagt über viel Schmerzen im Schienbein und will die Rückreise antreten, um Mitte, spätestens Ende Juli in Wandsbeck zu sein. Er hat Briefe post rest. nach Brandenburg bestellt, und ich bitte Dich, liebe Marie, mir doch recht bald ein paar Zeilen zu schicken, die ich für ihn einlegen kann. Wenn Mama auch ein paar Worte schriebe, wäre es wohl gut. John grüßt herzlich, er schimpft, daß niemand an ihn schreibt. Du seist entschuldigt, Mama nicht recht, Jeanette gar nicht. Wir sind eben nach dem Tiergarten gewesen, wo wir im Freien Abendbrot gegessen, denn der endlose Regen hat jetzt aufgehört, und es ist wieder schön.

Ist Papa aus Kiel zurück und wird es Friede bleiben? Heute vor zwei Jahren um diese Zeit lag ich auf einer nassen Wiese. Es fiel ein kalter Tau und, ohne einen Mantel, in leinenen Beinkleidern, erschöpft durch unsägliche Anstrengungen, froren wir so, daß wir trotz der Ermüdung kaum schlafen konnten. Die Pferde standen im Gebüsch versteckt, um nicht den aufgelösten Banden von Flüchtlingen in die Hände zu fallen; doch hatten sie Gras genug zu fressen, wir aber nichts. Noch ehe die Sonne aufging, weckte ich meinen Kameraden Tane. Ich mußte ihn lange rütteln, plötzlich fuhr er auf und griff nach dem Pistol, denn wir glaubten, jeden Augenblick überfallen zu werden. Die armen Pferde mußten wieder heran, und bald stand die glühende Sonne wieder über unseren Köpfen. Wir waren so zerlumpt, daß wir Almosen hätten betteln können. Es war eine schlimme Zeit. Heute kann ich mich bequem zu Bette legen, aber wenn damals der Anstrengungen, so ist jetzt der Ruhe zu viel. Ich wollte, ich wäre bei Dir.

Gute Nacht, teure, liebe Marie, schreib mir auch bald; wenn ich Dich nicht sehen kann, so sind Deine Briefe meine größte Freude. Herzliche Grüße an Jeanette. — Behalte lieb Deinen Helmuth.

*

Glienike bei Potsdam, den 25. Juni 1841.

Liebe, teure Marie! Ich habe Deinen freundlichen Brief, geschlossen Sonntag den 20., richtig und mit Freuden erhalten und hoffe, da ihr Montag nach Glückstadt wolltet, durch Adolf von Dir zu hören. Wenn ich Dir nun schon mehrere Tage nicht geschrieben, so ist die Unruhe daran schuld, in welcher ich jetzt lebe, da ich den Dienst beim Prinzen habe und ihn auf acht Tage hieher auf seinen Landsitz an der Havel begleiten mußte. Aber gedacht habe ich Deiner oft und besonders des Abends, wo ich gewiß war, daß Du meiner auch gedenkest, und Dein liebes Bild schwebt mir noch beim Einschlafen vor.

Du schreibst mir, daß die Hochzeit schwerlich vor nächsten Frühling sein könne, „weil noch so viel zu arbeiten“. Das ist ein schöner Grund. Man kann ja alle diese Sachen fertig bekommen, und ich mache mich anheischig, in Berlin Deine ganze Aussteuer in acht Tagen zu besorgen. — Nun, so Gott will bin ich in drei Wochen bei Dir und wir sprechen weiter darüber.

*

Glienicke, den 23. Juni 1841.

Ich wollte, ich könnte Dich hier in dem köstlichen Park herumführen. Der Rasen ist, soweit das Auge reicht, vom frischesten Grün, die Hügel mit schönem Laubholz bekränzt, und der Fluß und die Seen flechten ihr blaues Band durch eine Landschaft, in welcher Schlösser und Villen, Gärten und Weinberge zerstreut liegen. Gewiß ist der Glienicker Park einer der schönsten in Deutschland. Es ist unglaublich, was die Kunst aus diesem dürren Boden zu machen gewußt hat. Eine Dampfmaschine arbeitet vom Morgen bis zum Abend, das Wasser aus der Havel auf die Sandhöhen hinaufzuheben und üppige Wiesen da zu schaffen, wo ohne sie nur Heidekraut fortkommen würde. Eine gewaltige Kaskade braust über Klippen unter einem anscheinend von ihrem Ungestüm halb weggespülten Brückenbogen hindurch und wütet jählings fünfzig Fuß hinab in die Havel, auf einem Terrain, wo die besonnene Mutter Natur nicht daran gedacht hätte, einen Eimer Wasser fließen zu lassen, weil der dürre Sand es sogleich durstig verschluckt hätte. Vierzig Fuß hohe Bäume werden gepflanzt, wo sie vierzig Jahre hätten stehen müssen, um diese Mächtigkeit zu erlangen, gewaltige Steinblöcke liegen umher gestreut, welche einst den Geologen zu raten aufgeben werden, falls ihnen nicht eine Notiz überkommen sollte, daß sie aus Westfalen über Bremen und Hamburg hieher gewandert sind. Die Moose an den Steinen sind aus Norwegen verschrieben, die Schaluppe auf dem Wasser aus England. Schöne Springbrunnen rauschen dreißig Fuß hoch in die Luft und Marmorbilder stehen und sehen Dich an unter blühenden Zitronenbäumen. — Wunderhübsch ist der Hof, auf welchen meine Fenster gehen. Auf einem Grasteppich wie grüner Sammet steigt eine zierliche Fontäne empor, und rings umher zieht sich eine Veranda, die mit Passionsblumen und Aristolochien dicht bekleidet ist. Ich freue mich schon darauf, Dir einmal alle die schönen Sachen zu zeigen.

Gestern waren wir in Sanssouci beim König, wo die berühmte Pasta in einem Konzert sang, zu welchem alles konkurrirte, was wir an vorzüglichen Talenten besitzen. Abends wurde auf der Terrasse unter gewaltigen Orangenbäumen bei Mondschein soupirt. Es war eine köstlich warme Luft und das Nachhausefahren ein wahres Vergnügen. Die Entfernung beträgt wohl eine Meile, aber ich glaube kaum, daß wir zwanzig Minuten darauf zubringen mit den trefflichen Trakehnerhengsten.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Sophie von Severin war die Tochter des Bruders von Moltkes Vater, also eine Geborene von Moltke, und vermählt mit dem damaligen russischen Gesandten in München. Vorher war sie Hofdame der Kaiserin Charlotte von Rußland.

Die Bekehrung der Wenden.

(Hiezu das Bild Seite 68.)

Kaiser Otto I., dessen Energie und politischem Weitblick es gelang, die erschütterte Macht Karls des Großen wieder aufzurichten und Deutschland vor seinen feindseligen Nachbarn zu schützen, hatte in dem Markgrafen Gero einen bedeutenden Helfer an seinem Werk. Derselbe, aus dem Schwabengau stammend, war von ihm zur Sicherung der Ostmark jenseits der Elbe gegen die heidnischen und trotzigen Wenden bestellt worden, und suchte seiner schwierigen Aufgabe mit Kriegsfertigkeit wie Klugheit gerecht zu werden. Schon im Jahre 939, ein Jahr nach seiner Einsetzung als Markgraf, warf er einen Aufstand der slavischen Stämme in der Lausitz nieder. Dann kam er einer Verschwörung der wendischen Fürsten gegen sein Leben zuvor, indem er sie zu einem Gastmahl lud und hiebei überfallen und ermorden ließ. Diese That rief natürlich den Ingrimm der Wenden auf; sie erhoben sich gegen die deutsche Oberherrschaft und trieben auch alles, was deutsch war, wieder über die Elbe zurück. Doch Gero sammelte neue Macht und wußte nach und nach wieder bis zur Oder sich zum Gebieter zu machen, in Havelberg und Brandenburg auch Bistümer zu errichten. Es war aber ein ewiges Kämpfen mit dem tapferen Feinde, der für seine Unabhängigkeit und seine Götter das Leben einsetzte; es mußte auf allen eroberten Punkten scharfe Wacht gehalten werden, um sich gegen die Verschwörungen und hinterlistigen Anschläge des Feindes zu sichern. Endlich brach auch wieder ein neuer und gefährlich wachsender Aufstand der Wenden aus, und es bedurfte aller Kriegskraft Geros, ihn im Jahre 955 niederzuwerfen und einen vollständigen Sieg davonzutragen. Wie einst Karl der Große die überwundenen Fürsten der Sachsen vor sich kommen ließ, um über sie zu richten, so Gero die gefangenen Häuptlinge. Ihm, einem frommen Manne, lag vor allem daran, sie zum Christentum zu bekehren. Er ließ ihnen das Kreuz vorhalten und sicherte ihnen das Leben zu, wenn sie es annehmen und sich taufen lassen würden. Entweder — oder, so forderte er ihre Entscheidung. In dieser Scene stellt ihn und die gefangenen Wendenfürsten, unter ihnen auch eine Fürstin, das von uns wiedergegebene Gemälde A. von Haydens dar. Zorn, Abscheu, stolzer Widerspruch malen sich ob der Forderung des strengen Markgrafen in ihren Mienen; aber in ihrer Ohnmacht mußten sie schließlich sich der Bedingung des Siegers fügen. Wie widerstrebend auch, sie nahmen das Christentum an, und damit beruhigten sich auch die Verhältnisse im eroberten Lande. Solchen Sieges froh, begab sich Gero wie ein Pilger nach Rom und legte sein Schwert auf den Altar des heiligen Petrus nieder; dann ward er in Sankt Gallen Klosterbruder und zog sich in seine Heimat am Harz zurück, wo er das Kloster Gernrode stiftete und reich mit Gütern ausstattete. B. W.

Das Mädchen vom Prohner Wieck.

Eine Erzählung

von

Rudolf von Gottschall.

(Fortsetzung.)

Der Milizmann Hans Reuter stärkte sich inzwischen für den nächtlichen Wachtdienst im Wirtshaus, das an der Hafenstraße lag. Er hatte Bruns dorthin bestellt und dieser, nachdem er über den Markt und die benachbarten Straßen gerannt, um sein erregtes Blut zu beruhigen und sich darüber klar zu werden, ob er die Dore mehr hasse oder liebe, fand sich auch zur bestimmten Stunde in der kleinen Wirtschaft ein. Die beiden waren ganz allein; nur ein kräftiges pommersches Kellnermädchen ging bisweilen auf und ab und verschwand dann in einer hintern Schenkstube.

Hans Reuter war eines Schulzen Sohn auf der Insel Rügen; er hatte mit anhören müssen, wie man seinen Vater verhaftete und gedroht hatte, ihn erschießen zu lassen, wenn er sich den Schillschen Werbern noch länger widersetzte. Der eigene Sohn mußte wider seinen Willen zu den Fahnen des verhaßten Freischarenführers schwören. Hans Reuter war gebildeter als seine Dorfgenossen auf der Insel; er hatte das Stralsunder Gymnasium bis in die höheren Klassen besucht und als ein geweckter Schüler die Anerkennung der Lehrer gefunden. Dabei hegte er trotzigen Bauernsinn und es spukte in ihm etwas von jenem Geist, der dem Adel und den Offizieren, die meistens ihm angehörten, feindselig war.

„Rücke einmal näher, Klaus," sagte er, „und sprich nicht zu laut, denn was ich Dir sagen will, sind geheime Dinge. Ich bin wahrhaftig kein Freund der Franzosen, und wenn der König uns ruft, sie aus dem Lande zu jagen, so bin ich der ersten einer, der zu den Waffen greift. Doch was soll uns der Schill? Er ist ein Abenteurer, der den Herrn, den Tyrannen spielen will. Der König hat ihn preisgegeben, und wir sollen uns dazu zwingen lassen, gegen des Königs Willen Krieg zu führen, zwingen lassen von einem eidbrüchigen Offizier, dem das Kriegsrecht die Festung oder die Kugel zuerkennen würde, wenn er seinen eigenen Landsleuten und den höheren Militärbehörden in die Hände fiele."

„Nein, nein," rief Bruns, „mir den Spaten in die Hand zu geben, mich zu behandeln wie einen Dienstknecht ... und dieser Lieutenant Flemming ... er ist doch auch ein Deserteur!"

„Das sind sie alle, so sehr sie sich ein Ansehen geben mögen. Ihren Degen haben sie vom König; sie haben kein Recht, ihn zu ziehen ohne dessen Willen. Es sind Freibeuter, es sind Räuber ... und der große Napoleon hat nicht so unrecht, wenn er diese in unseren Landen herumplündernde und jagende Horde als eine rechtlose Bande behandelt. Je eher es zu Ende geht mit ihnen, desto besser für uns alle. Ein gehöriger Windstoß — und fortgefegt ist das ganze Unwesen, wenn vielen von uns auch dabei der Staub in die Augen fliegen sollte."

„Nun ... und Du meintest, ich könne dazu helfen?"

„Es ist alles ohne Gefahr für Dich."

„Fürchten wir Fischerburschen die Gefahr? Wie oft habe ich mich in die stürmische See gewagt!"

„Höre mich, Klaus ... vor allen Dingen gib mir Geld für den Unteroffizier."

„Wenn's so fortgeht, wird mir nicht viel übrig bleiben."

„Ein guter Fischfang bringt das alles wieder ein."

„Paß gut auf, Klaus, und merke Dir alles, was ich Dir jetzt sagen werde. Der Unteroffizier wird Dir nachts das Knieper Thor öffnen, wo wir die Wache haben. Du eilst hinaus und begibst Dich ins feindliche Lager. Du fragst nach dem General Gratien ..."

„Wird man mich zu ihm lassen?"

„Du habest ihm 'was Wichtiges mitzuteilen, sagst Du."

„Aber ich kann ihm ja nichts Wichtiges mitteilen."

„So höre doch nur ... das kommt ja noch. Du sagst ihm, daß das Knieper Thor am leichtesten zu erstürmen sei, weil man dort nicht den Feind erwarte. Von dort aus könne die Stadt am besten überrumpelt werden. Das Thor ist bei weitem nicht in so wehrhaftem Stand wie das Tribseer und Frankenthor, die jetzt schon ganz respektable Festungsthore sind. Dort ist die Zugbrücke nicht im Gang, und Du hast ja selbst gesehen, wie weit die Schanzarbeiten noch zurück sind und wie man hier die ungeübtesten Truppen hinpostirt hat. Das alles merke Dir wohl; von dort möge General Gratien mit seinen Dänen und Holländern hereinbrechen, und der Sieg ist ihnen gewiß."

„Und wer kommandirt an dem Thor?"

„Hauptmann Peterson, früher in schwedischen Diensten."

„Nicht Lieutenant Flemming?"

„Der ebenfalls, der ficht hier unter ihm. Peterson befehligt die Artillerie, doch Flemming die Infanterie und uns Milizen. Der wird beim Sturm den schwersten Stand haben und gewiß nicht mit heiler Haut davonkommen."

„Das wäre — so breche denn das Wetter herein! Hier ist das Geld für den Unteroffizier — ich werde bald nach Mitternacht am Thore sein. Aber Du selbst ..."

„Früher oder später kommt's doch an uns, da wir einmal die Waffen tragen müssen; besser aber, es ist ein für allemal vorüber. Und dann ... wir Wachmannschaften werden morgens abgelöst und man gönnt uns einige Stunden Rast. Greift der Feind an, so wird uns wohl auch die Trommel rufen; doch wir werden uns nicht allzu sehr beeilen. Vielleicht ist schon abgespeist, wenn wir zu Tisch kommen."

Klaus Bruns fühlte sich in gehobener Stimmung; er drückte dem Freunde warm die Hand. Was er empfand, war stolze Genugthuung und Schadenfreude zugleich. Stolz darauf, daß er eine wichtige Rolle spielte und große Dinge von ihm ausgingen; Genugthuung, daß er den Schillschen und vor allem dem verhaßten Nebenbuhler den Garaus machen werde, und jene Schadenfreude, die sich an dem Unheil erfreut, das sie anrichtet, besonders wenn es recht groß und augenfällig ist und die Welt in Schrecken setzt. Dieser unausgegorene, junge Bursche hatte etwas in sich von dem Trieb, der unwiderstehlich zu Brandstiftungen verlockt, und wie andere seines Gelichters mit einem gewissen schaudernden Entzücken das Schwefelholz in ihrer Hand betrachten, das Scheunen und Dörfer in einer Feuersbrunst begraben soll, so empfand er eine Art von unheimlichem Wonnegefühl, daß er gleichsam den Zündfaden an die Mine leitete, welche die ganze Stadt in die Luft sprengen sollte.

Er strich sich, als er auf die Straße gekommen war, die semmelblonden Haare von der Stirn, damit die Welt das Antlitz des bedeutenden jungen Mannes frei und unverdeckt sehen konnte.

„Was wird sie dazu sagen," dachte er bei sich, „wenn sie erfährt, daß ich es gewesen bin, der den Schillschen den Teufel auf den Leib gehetzt hat? Und wenn gar das schmucke Offizierchen dabei Schaden nehmen sollte ... sie wird seine Uniformknöpfe nicht zur Anbetung aufbewahren. Sie wird ihn vergessen, wie man alles vergißt, was unnütz geworden und in den Winkel oder unter die Erde geworfen wird. Es ist einmal kein Staat mehr zu machen mit den Lumpen und den Leichen und man schlägt sich dergleichen bald aus dem Sinn, wenn man auch eine Zeit lang weinerliche Gesichter schneidet. Dann komme ich an die Reihe, ich, Klaus Bruns, dem man's nicht angesehen hat, was für ein Kerl in ihm steckt!"

Sein Freund Reuter störte ihn nicht in diesen Gedanken, er ging schweigend neben ihm. Nicht so siegesfreudig war ihm zu Mute wie dem Genossen. Es regte sich etwas in ihm, was ihn beunruhigte; ihm war's, als ob eine innere Stimme ihm zuriefe, es sei doch nicht recht, was er da unternommen; es sei nicht recht, eine deutsche Stadt dem Feind in die Hand zu spielen. Doch dann tröstete er sich damit, daß der eigene König den Schill in Acht und Bann erklärt, daß die fremden Truppen nur heranrückten, um dies Gericht zu vollziehen, und daß es einem guten Unterthanen zur Ehre gereiche, ihnen dabei hilfreiche Hand zu leisten und vom Erdboden zu vertilgen die Ruhestörer, die das Gesetz mit Füßen treten und friedliche Bürger zwingen, sich ihrer Bande anzuschließen. Es war hohe Zeit, daß Reuter auf dem Markte erschien, wo sich bei Trommelschlag die Wache zur Ablösung versammelte.

*

Ein mondheller Abend ... die hohen Kirchtürme von St. Marien und St. Nikolaus funkelten im Schein des Vollmonds. Die Dächer und die aus dem Straßengewirre hervorragenden Giebel zeichneten sich scharf ab gegen den lichten Himmel ... die Masten der Schiffe waren dicht zusammengedrängt und ihre Flaggen wehte eine leichte Brise hin und her.

Auf ein altes Wallgeschütz gelehnt, blickte Ernst von Flemming auf die friedliche Stadt. Die Glocken von den hohen Türmen schlugen die Stunden so ruhig wie immer ... unbekümmert um den rascheren Pulsschlag derer, die in diesem steinernen Gehäuse atmeten, in banger Sorge oder von heißem Kampfesmut erfüllt. Der Schritt der Patrouillen dröhnte durch die Straßen ... der Ruf der Wache bei der nahenden Ablösung erscholl und der Lärm der Arbeit an den Wällen, die auch in der Nacht nicht rastete.

Weiterhin der Spiegel des Meeres ... seine Wellen brandeten bis an die Hafenmauern ... und drüben die dichtverschleierte Insel, die der große Kurfürst erobert, als zuerst die Brandenburger Flagge von Meeresschiffen wehte.

Flemming war in Träumen versunken ... die Bilder seines Lebens zogen an ihm vorüber ... die hohe Schule mit dem begeisterten Wort der Lehrer, das mitten unter den napoleonischen Bajonetten ertönte und sich durch keinen Machtspruch ersticken ließ; doch er wurde der hohen Schule und dem Bund der Jugend untreu, um zu den Waffen zu greifen, und er hatte vor Kolberg und bei Naugard tapfer mitgefochten mit dem ruhmgekrönten Schillschen Freicorps, welches damals in des Königs Diensten stand und seiner Gunst sich erfreute. Dann kamen die Jahre des Friedens mit allen Verirrungen der Jugend, der kein hohes Ziel mehr gesteckt war, und die ihr Feuer verschwendete in müßigen Liebeshändeln. Liebliche Bilder, schalkhaft lächelnde Blumenwinderinnen, welche zu vergessen gewöhnt waren, wie er selbst gern vergaß, aber auch eine unheimlich drohende Gestalt ... eine Anklägerin ... die düstere Tote!

Doch das alles ist begraben ... eine edle Liebe erfüllt sein Herz ... und diese weiht den Todesmut der Jugend, die sich für das Vaterland opfert.

Brause, Du baltisches Meer, Siegesgesang oder Leichenlieder! Hier in der sturmgürteten Feste schlagen die Herzen der Edelsten, der Opferfreudigsten, denn sie trotzen nicht bloß dem Tod. Das haben viele Tausende gethan ... sie trotzen auch der Schmach, die sich an ihre Fersen heftet ... es sind die Märtyrer des unterjochten Vaterlandes, die atemlosen Vorboten der kommenden Freiheit; es sind die besten des Volks, Söhne edler Geschlechter, wackerer Bürger, begeisterte Jünger der Musen, hier zusammengedrängt in der Meeresfeste, und wenn der große Völkermörder Napoleon auch dies Opfer schlachtet ... in den Ohren gellen wird ihm der Kampfruf der Verzweiflung: es ist der Weckruf für das Volk und er fühlt's mit stillem Schauder, daß der Geist der Freiheit und der Rache nicht schläft und aus der Asche des kleinen Häufleins sich einst der Phönix erhebt, der den Adlern großer Heere voranfliegt.

Das waren die Gedanken, die das Herz des Offiziers bewegten. Er war bereit, wie alle, die Fackel in den Holzstoß zu werfen, zur eigenen Leichenfeier. Und doch ... so warm pulsirte das Blut in seinen Adern, so frisches, volles Lebensgefühl beseelte ihn, daß doch auch ein banger Schauer vor dem nahenden Schicksal durch seine Brust zog. Sternenhelle Nächte am Gestade des Meeres an ihrer Seite zu durchschwelgen ... an der Seite der Geliebten ... welch ein entzückender Traum! Und von dieser schönen Welt zu scheiden, die so doppelt schön in der Verklärung der Liebe daliegt, wie das vom Mond versilberte Meer und die träumerisch lockende Ferne ... in einem tiefen Seufzer atmete er diesen Verzicht auf sein Glück aus, diesen Schmerz der Trennung.

Da trat der Lieutenant von Horst zu ihm heran; er teilte ihm mit, daß schon morgen die entscheidende Stunde schlagen würde. Schill habe Befehle zu einem Ausfall in aller Frühe erteilt ... und darin

Digitized by Google

liege die Entscheidung. Würden die Schillschen zurückgeschlagen, dann sei Stralsund kaum mehr zu halten. So nahe die letzte Entscheidung ... es galt, einen letzten Abschied zu nehmen.

Flemming bat Horst, der gerade dienstfrei war, ihn auf einige Zeit zu vertreten; es gönnte ihm keine Ruhe, er mußte Paula noch einmal sehen, noch einmal sprechen. Die späte Stunde konnte kein Hindernis sein; die Schranken der bürgerlichen Sitte mußten fallen, wo ein großer, verzehrender Brand bereits sein qualmiges Glutgewölk über alle Häupter hauchte!

Durch die stillen Straßen klirrten die Sporen des Offiziers. Alle schliefen, die Schlaf finden konnten, und die anderen warfen sich in schweren Halbträumen auf ihrem Lager hin und her, fürchteten sich vor den Schatten, welche der Mond wachrief, wenn er durchs Fenster schien ... es waren die unheimlichen Schatten, die jeder kommende Tag mit seiner Not und Gefahr vorauswarf.

Flemming klingelte an der Hausthür; es dauerte geraume Zeit, ehe der verschlafene Hausverwalter mit einer Laterne erschien. Die Treppe lag schon im Dunkeln ... über dem Geländer lehnte etwas wie ein weißes Gespenst ... es war Dore!

Flemming wünschte das gnädige Fräulein zu sprechen.

„Gut, daß Sie da sind, Dore," sagte Hausner; „die Zeit, wo ich Fremde anmelden kann, ist schon vorüber."

„Das Fräulein wird schon zu Bett gegangen sein." Es klang wie mit dumpfer, geisterhafter Stimme die Treppe herunter.

„Das glaube ich nicht," versetzte Hausner, „sie liest oft bis lange in die Nacht hinein."

„Wohl ... ich gehe."

Und Dore verschwand oben auf der Treppe.

Flemming ging ungeduldig im Hausflur auf und ab. Der Hausverwalter fragte mit zitternder Stimme:

„Es liegt wohl Unheil in der Luft? Die Dänen und Holländer stehen dicht vor der Stadt ... ich hab's gehört! Wenn der Tanz losgeht ... Du lieber Gott ... man ist ja seines Lebens nicht sicher."

„Habt Ihr das Mädchen noch immer nicht fortgeschafft?"

„Die Dore?" fragte Hausner verwundert.

„Sie paßt nicht zu meiner Braut."

„Wir brauchen eine resolute Person im Hause, wenn alles drunter und drüber geht."

„Das ist doch wohl Eure Sache," versetzte Flemming achselzuckend. „Ihr seid doch ein Mann!"

Der alte Diener schien von dieser Enthüllung fast überrascht zu sein ... so sehr hatte er sich immer als ein hilfsbedürftiges Wesen betrachtet. Er blickte den Offizier fragend an, dann richtete er sich auf, soweit es ihm möglich war und die Gelenke nicht den Dienst versagten.

„Ein Mann ... ja, freilich! Doch ein alter Mann, Herr Baron, und da fehlen die Kräfte, wenn auch nicht der Mut fehlt. Den hab' ich ... und was sich mit dem Mut allein anrichten läßt, da steh' ich auf meinem Posten."

Es kam ein Licht die Treppe herunter.

„Kommen Sie ... Sie werden erwartet!" sagte Dore. Sie leuchtete dem Offizier ... tiefe Schattenränder zeichnete das von unten herauf leuchtende Licht der Kerze um ihre Augen. Als sie auf dem zweiten Absatz der Treppe waren, flüsterte Flemming ihr zu:

„Es wird morgen ein heißer Tag werden ... ich komme, von meiner Cousine Abschied zu nehmen, und sage auch Dir Lebewohl!"

Er reichte ihr die Hand hin; doch sie hielt den Leuchter fest in ihrer zitternden Rechten und machte mit der Linken eine abwehrende Bewegung.

„Wie's Gottes Wille ist ... leben oder sterben! Es liegt ja nicht so viel dazwischen ... man kann ja leben wie ein Sterbender."

Oben angekommen, führte sie Flemming ins Boudoir, dessen Ampel sie vorher angezündet hatte. Sie selbst begab sich in das Nebengemach, dessen Thür halb geöffnet blieb. Nicht als eine Lauscherin verbarg sie sich hier; es war der Wille ihrer Gebieterin, die zu so später Stunde nicht ohne Zeugen mit dem Geliebten zusammenkommen wollte.

Paula erschien ... Flemming drückte sie stürmisch ans Herz.

„Es ist vielleicht das letztemal, daß ich Dich sehe und den glühenden Kuß auf Deine Lippen drücken kann. Schill hat Befehl erteilt zu einem Ausfall! Morgen siegen wir, oder der Feind ist in der Stadt."

Mit Thränen in den Augen rief Paula:

„O, bleibe mir erhalten! Ich kann den Gedanken nicht fassen, daß ich ohne Dich leben sollte! O, wie hab' ich mir alles so schön zusammengeträumt. Du nimmst den Abschied und bewirtschaftest Dein Gut und meine Güter, wir leben bald auf diesem, bald auf jenem Schlosse. Es ist ja eine Zeit des Friedens ... mit tiefem Schmerze sehe ich, Ihr werdet das Volk jetzt nicht mit fortreißen, es wird warten, bis der Ruf des Königs ertönt."

„Und dann, Paula ..."

„Dann soll meine Liebe Dich nicht zurückhalten, wenn Du ihm zu folgen bereit bist! Und was ich jetzt gelernt in diesen schweren Stunden, das Bangen um den Geliebten, die fiebernde Todesangst ... ich werde es auch dann zu tragen wissen. Nur jetzt ... jetzt ... mögen alle guten Geister, die über mein Leben wachen, Dich beschützen! Jetzt ... jetzt ... ich fahre zusammen bei jedem Glockenschlag ... der Zeiger rückt immer näher der verhängnisvollen Stunde! Und wenn dann der Donner der Geschütze ertönt ... o, könnt' ich mit Dir hinaus in den Kampf ... mir wäre wohler!"

„Warum nur des Kommenden gedenken? Unser ist ja die Gegenwart ... dieser Augenblick, der nicht wiederkehrt. Aug' in Auge, Herz an Herzen, die wilde Jagd der Pulse, Deiner Schönheit beseligendes Gefühl ... es gibt ja einen Rausch, der alle Schrecken und auch die Vernichtung vorausbezahlt."

„Nein, nein," versetzte Paula, „gegenüber dem drohenden Tod müssen wir still und groß sein, das entspricht allein dem feierlichen Ernst der Stunde, die Freude, das Entzücken der Liebe gehört der Zukunft zugleich mit dem Jubel über die besiegte Gefahr ... und daß Du die Schrecknisse des nächsten Tages überwinden wirst, das will ich heiß und inbrünstig vom Himmel erflehen."

„Du, meine Liebe ... mein Glück ... meine Braut ... So lebe wohl ... und hoffen wir auf ein Wiedersehen!"

Eine innige Umarmung.

Paula rief Dore, daß sie dem Geliebten die Treppe hinunterleuchte. Doch Dore war verschwunden! So griff Paula selbst zum Armleuchter ... und schon eilte der alte Hausner die Stufen hinauf, um sie mit seiner Laterne zu erhellen. Er schloß das Haus auf und kehrte zurück, da Paula ihn rief.

„Wo ist Dore?"

„Sie ist unwohl geworden und zu Bett gegangen. In der That, sie mußte recht krank sein, denn sie war leichenblaß."

Paula eilte an die Thüre der Schlafkammer des Mädchens und klopfte. Lange blieb alles still; zuletzt tönte es wie mit halberstickter Stimme aus der Kammer:

„Mir ist wohler ... es wird vorübergehen ... ich danke!"

Was war dem Mädchen? Hätte sie der Abschied von Braut und Bräutigam so ergriffen? Dachte sie dabei eigener Schicksale? Doch die kleine Sorge in Paulas Herzen wurde bald von der größeren verdrängt ... würde der nächste Tag ein weißes oder ein schwarzes Los aus seiner Urne schütteln?

4

Ein blutiges Morgenrot überflammte den Osthimmel, ehe die Sonne des letzten Maitags über der Meeresfeste emporstieg. Und diese Sonne beleuchtete auf dem Markte in Reih und Glied aufmarschirte Schwadronen, die Ulanen mit den wehenden Fähnlein, die reitenden Jäger mit den blinkenden Büchsen, die Husaren mit den bunten Dolmans. Die Rosse schnaubten und scharrten; das alte Rathaus der ehrwürdigen Hansastadt blickte verwundert auf die Reiter, die vor seinem Thor in Reih und Glied standen. Bemannte Schiffe hatte sie genug in See gesendet, auch tapfer gestritten auf den Inseln der Ostsee und sich gewehrt gegen den Friedländer; doch so zahlreiche Reiterscharen hatten sich nie innerhalb ihrer Thore versammelt.

Und in demselben fröhlichen Glanz der Morgensonne funkelten die Teiche, welche seitwärts die nur auf Dämmen zugängliche Stadt umgaben, funkelte der Meeressund, der von der breit davorliegenden Insel Rügen sie trennte, und der weite Spiegel des baltischen Meeres, über den einst die Schiffe der Hansestadt so stolz dahinsegelten.

Schon in aller Frühe war der Schlummer der Bewohner durch die in den engen Gassen marktwärts sprengenden Reitertrupps gestört worden; bald donnerten die Geschütze vom Triebseer Thore ... unter den Tritten der marschirenden Infanteriecompagnien dröhnte die Zugbrücke ... ein Feuergefecht entbrannte draußen, doch Schill kam von seinem Plan zurück. Er hatte sich von der Uebermacht der Dänen und Holländer überzeugt und den Mut verloren, mit ihnen ein offenes Gefecht zu wagen, obschon seine Reiterscharen nur eines Winks bedurften, um auf die Vierecke des Feindes loszubrechen; denn solchen Angriffs gewärtig, marschirte er in Carrés vor, auf den Flügeln Geschütze und Schwadronen. Schill zog die Truppen wieder hinter die Wälle zurück. Der Feind vermochte hier nicht durchzudringen. So ungeübt die Bedienungsmannschaft der groben Geschütze war, so thaten diese den Dänen und Holländern doch großen Schaden; das Feuer der Infanterie lichtete ihre Reihen, Thore und Wälle erwiesen sich hier fest und uneinnehmbar.

Doch das Verhängnis kam von einer andern Seite. Der Bauer Klaus Bruns hatte nicht vergeblich sich in der Nacht Zutritt zum General Gratien verschafft, nicht vergeblich auf die schwache Seite der Festung hingewiesen. Der Kampf, der am Triebseer und Frankenthore entbrannt war, wurde von den Befehlshabern der Belagerungstruppen nur benützt, um eine Bewegung zu maskiren, durch welche ein großer Teil des Corps, Holländer und Oldenburger, sich unbemerkt dem Knieper Thore näherte.

Der Rückprall des Feindes an den anderen Thoren erfüllte Schills Herz mit hoher Freude; mörderisch wirkten die alten Geschütze auf den Wällen, mancher dänische Rotmantel lag im Staub dahingestreckt von ihren Geschossen. Schill selbst, bei einer Batterie am Triebseer Thor stehend, ermutigte die wenig geübten Kanoniere, er selbst richtete öfters das Geschütz. Er hoffte, daß durch das Feuer der Besatzung der Feind in Verwirrung geraten werde, und in diese ungeordneten Haufen wollte er dann seine Reiterschar, die auf dem Markt in Reserve stand, wie einen entfesselten Sturmwind senden.

„Eine Burg der Freiheit, dies Stralsund," sagte er zu dem neben ihm stehenden Horst und sein Auge leuchtete.

Inzwischen bemerkte Flemming, der mit Hauptmann Peterson das Knieper Thor für den unerwarteten Fall eines Angriffs verteidigen sollte, ein Waffenblitzen jenseits der Teiche, die hier, von schmalen Dämmen durchschnitten, der Festung einen willkommenen Schutz boten; mit dem Feldstecher hinblickend, bemerkte er eine nicht unbedeutende Truppenmacht, holländische und oldenburgische Infanteriebataillone, denen dänische Husaren und holsteinische Reiter folgten, auch blinkten die Geschütze der reitenden Artillerie.

Noch war es vielleicht Zeit, die Brücken zu zerstören, welche über die Dämme führten. Er sandte aufs Rathaus nach Brennstoffen, doch der Rat beeilte sich nicht, sie zu besorgen; er fürchtete, daß die unterliegenden Truppen Schills die Stadt in Brand stecken könnten. Langsam rückten indes die Kolonnen der Feinde über die Dämme vor; die Einschnitte und Gräben wurden überbrückt. In ihre rechte Flanke schleuderten die lebendig gewordenen Wallgeschütze ihre Geschosse, der Teich begrub rechts und links die fallenden Opfer; aber wie das unabwendliche Verhängnis kam die Kolonne unerschütterlich herangezüngelt. Den Geschützen auf den Wällen ging oft der Atem aus; es fehlten die kundigen Mannschaften zu ihrer Bedienung ... und mancher Schuß ging, schlecht gezielt, in die Lüfte.

Jetzt stürmten die ersten im vollen Lauf und unter heftigem Geschrei gegen das Thor an; über die unvollkommen hergestellten Wälle spritzte die metallene Flut.

Die Geschütze verstummten, die Kanoniere hatten den Tod gefunden, Leichen hingen über dem glühenden Rohr; andere hatten sich im Todeskampf an die Speichen der Räder geklammert. Unter der Wölbung des Thors ein verzweifeltes Ringen! Flemming befehligte hier im Kugelregen die Rügener Milizen

Da wuschen an einer Pumpe holländische Jäger einem blessirten Kameraden seine Wunden. Er erkannte den Reiter. „Das ist Schill!“ rief er, und augenblicklich sind die Büchsen der Holländer auf ihn gerichtet. Er wird getroffen, doch er stürzt nicht vom Pferde. Da eilen Jäger ihm nach und er fällt von ihren Hieben.

Auf dem Marktplatze versammeln sich die Sieger, ihre Fanfaren schmettern laut durch die Stadt. Unter den eisernen Hallen des alten Rathauses lag auf einer der Fleischbänke ausgestreckt der zerfleischte, bis zur Unkenntlichkeit entstellte Leichnam des Helden.

Er wollte der Morgenstern sein, welcher der aufgehenden Sonne Deutschlands voranging; er erlosch wie ein Irrlicht unter dem Spott seiner Feinde, doch in allen Herzen des deutschen Volkes lebt sein Angedenken, und der Abenteurer, der Räuber, der Deserteur wurde zum Helden, als die Sieger der Befreiungskriege ihren glorreichen Vorkämpfer feierten.

(Fortsetzung folgt.)

Spottvögel.

(Siehe das Bild Seite 80.)

Ein Pirschgang durch den tauirischen Wald! Das schönste, was es in den Bergen gibt! In Busch und Baum webt geheimnisvolles Leben, in den Lüften klingt und jubilirt es, hoch im blauen Aether schwimmt in weiten Kreisen ein Geierpaar. Selbst dem Forstassistenten Meyer geht das Herz auf.

„Sehen Sie,“ sagt er zu seinem Freunde aus der Stadt, „da haben Sie recht, so was ist ganz schön. Aber wenn Sie jeden Tag zweimal den ewig langen Tarbachgrund herauf und über die Moosberge hinweg steigen müßten, wer weiß, ob Sie dann noch so schwärmen würden, wie Sie diesen ganzen Morgen gethan haben. Ich sage Ihnen, diese Holzmacher, das ist eine ganz fatale Gesellschaft! Wenn man denen nicht fortwährend auf dem Nacken sitzt! Und wenn man erst ein paar Dutzend Weiber in der Kultur hat, da hört der Aerger den ganzen Tag nicht auf. Sehen Sie, da haben wir gleich ein Paar davon!“

Er nahm die Jagdpfeife aus dem Mund und deutete schmunzelnd nach der Richtung hinüber. Sie waren aus dem Hochwald heraus auf einen Holzschlag getreten. Ein wonniger Ausblick von hier aus! Ueber tiefeingeschnittene, hochdurchrauschte Thäler und dunkel bewaldete Bergzipfel schweift der Blick bis weit in die blauduftige Ferne, wo das Thüringer Hügelland mit seinen anmutigen Dörfchen und alten Städten sich hinzieht. Der Herr Forstassistent aber hat — sehr natürlich für einen pflichttreuen Forstmann — nur Augen für das Zunächstliegende. Auf dem Schlag liegt, zum Schutz gegen das Wild und die weidenden Rinderherden mit Fichtenstämmen eingeplankt, eine Saatschule, und ein paar Dirnen aus dem Dorf sind damit beschäftigt, die Pflanzungen von Gras und Unkraut zu befreien. „In die Kultur gehen“ nennen sie das mit tiefsinnigem Ausdruck, und sie thun es gern wegen des Verdienstes dabei. Es kommt aber auch vor, daß sie es umsonst thun müssen, wenn sie nämlich wegen Uebergriffen beim Holzlesen oder Grasholen abgefaßt und mit den bekannten Strafzetteln bedacht worden sind. Das nennt man dann „Waldbuße“. Diese scheint aber hier nicht im Spiel zu sein, denn die Blicke, welche die stämmige Hannlies zu den schmucken Jägersleuten hinüber wirft, sind gar nicht unfreundlich.

Der Herr Assistent setzt sich auf einen Baumstumpf und zieht sein frugales Jägerfrühstück aus der Tasche.

„Na, Hannlies,“ sagt er, „hübsch fleißig gewesen? Ist recht so. Immer tüchtig Geld verdienen, damit das Heiratsgut bald zusammen kommt. Der Schneidemüllers-Lorenz kann die Zeit gar nicht erwarten!“

„Ja freilich,“ sagt sie und blitzt ihn mit ihren dunklen Augen übermütig an, „immer tüchtig arbeiten! Wenn man sich auf den Stock setzt und feine Sachen schnabulirt, kommt man zu nichts!“

Der Herr Assistent lächelt vergnüglich.

„So eine wie die Hannlies,“ meint er, „trifft man auch nicht alle Tage. Da kann man sich schon 'mal eine Viertelstunde hinsetzen. Ja, der Lorenz, das ist ein Feiner! Der weiß, was köstlich ist!“

„Ich mag ihn gar net!“ sagt Hannlies und schüttelt lachend den Kopf, „er schwänzelt mir zu viel herum und bind't gleich mit jeder an, wenn er eine auf dem Holzschlag trifft!“

„So, na, da fangen Sie 'mal mit ihr an,“ sagt der Assistent und stößt seinen Freund in die Seite, „ich werde nicht mit ihr fertig und will jetzt frühstücken.“

Die Hannlies aber ist auch einem Stadtherrn gewachsen, und als die Jäger nach einer halben Stunde lachend abziehen, spricht der erfahrene Forstmann die tiefsinnigen Worte:

„Da sehen Sie nun, wie man sich mit diesen Kulturmädchen herumärgern muß!“

„Sie Aermster!“ entgegnet jener.

„Ja, die Kultur hat ihre Schattenseiten, nicht bloß für uns bedauernswerte Stadtmenschen, sondern auch für den Weidmann in seiner friedlichen Waldeinsamkeit.“

Es ist ein überaus sprechendes, anmutiges Bild, welches uns der Künstler vor die Augen gezaubert hat, eine Szene voll übermütiger, sprühender Lebenslust inmitten einer herrlichen Wald- und Bergnatur. **H. Denarius.**

Literatur.

Einer der formvollendetsten und stimmungsvollsten Lyriker der Gegenwart, J. G. Fischer (vergl. S. 60), hat soeben eine neue Gedichtsammlung unter dem Titel: „Auf dem Heimweg“, neue Gedichte im Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart erscheinen lassen. Tiefe Empfindung und Gedankenreichtum, die den Gedichten J. G. Fischers stets innewohnten, finden sich auch in dieser neuen Sammlung im reichsten Maße vor. Da ist kein Suchen und Haschen nach gekünstelten Wendungen und Reimen zu bemerken; ungezwungen gibt sich der Dichter, wie er ist, und entdeckt seinem Sammelwerk die weihevollsten Ideen. Was J. G. Fischer vom Liede singt, gilt ganz besonders von seinen eigenen Dichtungen:

„Dunkel noch eben,
Ein Punkt in die Seele hinein zu weben,
Schon drängt's und quillt
Und überschwillt,
Wird eignes Leben,
Wird Laut und Klang,
Und wie ein Segen
Kommt dir's entgegen,
Ein Fremdes schier
Und ist doch aus dir —
Schön ob du's wechselst, war's Deine!“

Die Sammlung „Auf dem Heimweg“ zerfällt in die Abteilungen: Leben und Liebe, Balladen, Kunst und Verwandtes, Ein Totenkranz, Persönlichkeiten und Sprüche, denen allen die gleiche Formvollendung innewohnt. Von geradezu hervorragendem Wert sind die Gedichte, die den Tod der Gattin behandeln. Auch diese neue Gabe des nicht eben gedankenarmen Sängers dürfte gleich seinen früheren Schöpfungen berufen sein, Gemeingut des deutschen Volkes zu werden.“

Eine Naturgeschichte der Berliner Schriftsteller hat Ernst Wechsler unter dem Titel: „Berliner Autoren“ im Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinen lassen. Das Werk bringt treffliche Charakteristiken von 77 Berliner Schriftstellern und Schriftstellerinnen, von denen Karl Frenzel, Ernst von Wildenbruch, Adolf Glaser, Heinrich Seidel, Johannes Trojan, Hermann Heiberg, Alexander Baron v. Roberts und Karl Bleibtreu ausführlicher behandelt werden. E. Wechsler sagt den Berliner Autoren sehr viel Artigkeiten.

Notizblätter.

Bühne.

Adolf Wilbrandts vieraktiges Lustspiel: „Der Unterstaatssekretär“, wie der Verfasser seine „Marianne“ neuerdings umgetauft hat, ist mit gutem Erfolg über die Stuttgarter Hofbühne gegangen. Der neue Titel klingt bezeichnender als der ursprüngliche, ist aber für das Stück minder treffend, denn Marianne, nicht der Unterstaatssekretär ist die Hauptperson des Stückes. Das kluge Mädchen, das sich bei hoher Entwicklung ihrer Verstandesgaben die rührende weibliche Einfalt unversehrt zu wahren gewußt hat, nimmt vor allem unsere Teilnahme in Anspruch. Durch ihren „abschreckenden“ Bruder, der ein leidenschaftlicher Politiker demokratischer Richtung ist, läßt sich Marianne dazu bestimmen, ihr Talent einer originellen und fesselnden schriftlichen Darstellung zu politischen Zwecken auszunützen. Von allen tonangebenden Männern der Regierung haßt sie (das hat sie von ihrem Bruder Kurt gelernt) den Unterstaatssekretär Helmuth von Stargardt am meisten als den vermeintlichen Bedrücker des Volkes. Gegen ihn richten sich daher hauptsächlich ihre vielgenannten erscheinenden satirischen Zeitungsartikel. Nun aber ist der Herr Unterstaatssekretär gelegentlich seiner Ferienreise inkognito in die Provinzstadt, in welcher Marianne lebt, gekommen und hat unter dem Namen eines Herrn von Werden Eintritt in ihr Haus und — in ihr Herz gefunden. Sie liebt ihn mit der ganzen Glut einer phantasievollen, jungfräulichen Seele, ohne zu ahnen, daß er derselbe ist, gegen den sich die schärfste Spitze ihrer polemisirenden Feder kehrt. Ebensowenig ahnt andererseits der verkappte Staatsmann, daß er in dem jungen Mädchen, für das er eine nicht minder feurige Neigung in seinem Herzen entkeimen fühlt, die Verfasserin der ihn so unbarmherzig verfolgenden Pamphlete vor sich hat. Daß beide schließlich trotz aller anonymen Feindseligkeiten ein glückliches Paar werden, ist leicht vorauszusehen, aber der Weg, auf welchem der Dichter sie diesem Ziel entgegenführt, ist unterhaltend genug, um die Zuschauer zu fesseln und bei entsprechender Darstellung den Erfolg des Abends zu sichern.

Kultur und Wissenschaft.

Europas älteste Töpferwerkstätte dürfte auf dem Gebiet des Kantons Zürich gefunden sein. Der Archäologe und Dozent für Vorgeschichte, Jakob Heierli in Zürich, hat jüngst zwischen dem Kahrain und dem Dorfe Rümlang im Glatthal diese Entdeckung gemacht. Die Spuren sowohl der Einrichtung als der Gefäße sind keine bedeutenden, aber für den sehr vorsichtigen Forscher genügende, um zu erklären, daß diese Töpferei aus dem Beginne der Bronzezeit stamme, ungefähr 1500 Jahre vor Christi Geburt.

Vom 27. bis 29. September fand in Dresden die Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins statt, der sich ein öffentlicher Frauentag anschloß. Die eigentlichen Vereinsverhandlungen waren geheim, in den Nachmittagsversammlungen dagegen fanden öffentliche Vorträge und Diskussionen statt, abwechselnd mit Berichterstattungen über das meist erfolgreiche Wirken der Zweigvereine. An diesen öffentlichen Versammlungen nahmen gegen 300 Personen teil, darunter 15 bis 20 Männer. Es sprachen Fräulein Auguste Schmidt-Leipzig über die Berufsthätigkeit der Frauen; Frau Dr. Goldschmidt-Leipzig über die Ziele der Frauenbewegung; Frau Professor Weber-Tübingen über die Sittlichkeitsfrage.

Verkehr.

Zusammenstellbare Fahrscheinhefte für alle französischen Eisenbahnlinien werden in kurzer Zeit durch Karl Stangens Reisebureau, Berlin W., Mohrenstraße 10, zur Verausgabung kommen, nachdem die sämtlichen französischen Eisenbahnverwaltungen laut Konferenzbeschluß einer derartigen Billetausgabe ihre Zustimmung erteilt haben. Auch zwischen Oesterreich-Ungarn einer- und Italien und Frankreich andererseits kommen durch Stangens Bureau in nächster Zeit neue zusammenstellbare Fahrscheinhefte zur Ausgabe.

Gestorben.

Bosboom, Jan, niederländischer Architekturmaler, 74 Jahre alt, am 14. September, im Haag.

Brentano, Lorenz, bekannter achtundvierziger, deutsch-amerikanischer Zeitungsredakteur, früher Kongreßmitglied, deutscher Konsul, am 18. September, in Chicago.

Hecht, van der, Guillaume, belgischer Landschaftsmaler und Zeichner, 74 Jahre alt, am 11. September, in Brüssel.

Klopsch, Karl Immanuel, Dr., Geh. Medizinalrat, Professor an der Universität Breslau, 62 Jahre alt, am 18. Sept., in Breslau.

Niebour, A., Rechtsanwalt, früher Reichstagsabgeordneter, Führer der Freisinnigen in Oldenburg, am 15. Sept., in Oldenburg.

Rotelli, Kardinal der römischen Kirche, bisher Nuntius in Paris, am 16. September, in Rom.

Für müßige Stunden.

Humoristische Königsmarsch-Illustration.

mit	ihn	und	ich	rief	ich	er	sie-	er	und	ja	nicht
ver-	be-	sah	sam	und	den	sich	das	nick-	bra-	und	ihm
wund-	sah	fal-	er	bra-	sei	bei	kein-	te	und	streikt	[illegible]
er	jung	tat	gen	bei	er	schrei-	der	bla-	lode	schafft	er
ist	an	tri-	die	lich	ge-	jetzt	ist	di-	schön	wasser-	mei-
nicht	bli-	mit	ge-	nicht	gänz-	ein	fisch	er	ä-	säge	te
sich	ken	ver-	wahr	weiß	er	und	Baal	der	ten	er-	er
und	der	fal-	noch	ist	dach	ließ	ist	doch	sah-	welt-	den
ist	[illegible]	tre-	[illegible]	[illegible]	et	es	[illegible]	er	[illegible]	und	ge-
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	und	[illegible]	[illegible]	ge-
er	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	der	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
ist	lie-	be-	be-	und	seit	der	[illegible]	sche-	bind-	sich	da-
ein	Hat-	der	sie-	gel	flie-	dirt	er	bre-	her	früh-	auch
man-	ein	warm	[illegible]	te	er	sehr	den	mein	[illegible]	[illegible]	hat
[illegible]	der	[illegible]	[illegible]	be-	[illegible]	[illegible]	te	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

Rätsel.

Wo in der Schweiz von steilen Bergeshalden
In malerischem Fall das Wasser stürzt zu Thal,
Lieg' ich als Ort inmitten grüner Matten,
Umkränzt von schneegekrönten Häuptern ohne Zahl.

Wenn man in mir ein Zeichen nur verändert,
So bin ich eine Stadt im deutschen Vaterland
Und auch das Reich von einem edlen Fürsten,
Der als ein Freund der Kunst in aller Welt bekannt.

Bekomm' ich einen andern Fuß, so nenne
Ich dir die Landeskinder und den Künstlerkreis,
Der unsrer großen Dichter Meisterwerke
In edler Lebenswahrheit zu gestalten weiß.

Ein Zeichen jetzt in mir noch umgeändert,
Bin ich ein Wort, mit dem man einen Scherz benennt,
Der als ein neuer köstlich wird berichtet
Und den doch jeder schon seit langen Zeiten kennt.

Auflösung des Logogriphs Seite 39:
Verlenkung — Verrenkung.

Auflösung des Homonyms Seite 39:
Salve.

Auflösung des Rätsels Seite 39:
Berlin — Bern — Bern.

Zum Preisrätsel in Nro. 1.

Durch ein Versehen der Setzerei blieben in unserem Preisrätsel zwei Druckfehler stehen, die sich dem aufmerksamen Leser und Löser sogleich als solche darstellen, bezüglich deren wir aber gleichwohl um Entschuldigung und gütige Berichtigung bitten. Es muß in Zeile 6 heißen: 1 — 6, und in Zeile 14 11 — 16. Die Red.

Digitized by Google

Wer das Leben wohlgelaunt
Von der heitern Seite nimmt,
Schmetterlingsgleich schwingt sich der
Leichtsinn über Land und Meer.

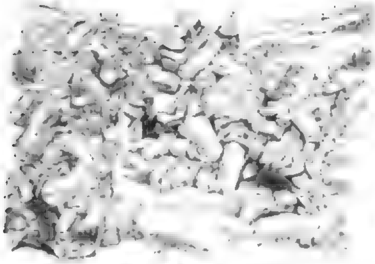
Von der heiteren Seite.

Wie die Luft der helle Blitz
Reinigt das Gemüt der Witz:
Stets drum offne Thür und Thor
Dem erquickenden Humor!

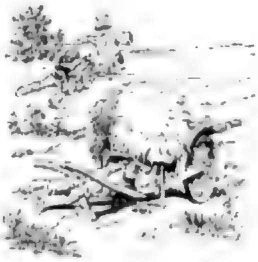
Aus den Tagen des rauchlosen Pulvers. Manöver-Erinnerungen von Anton Hoffmann.

Allerhand Vorkehrungen.

Unter sternloser Nacht.


Im Feuer.

Tonkenroß und Telephonverletzte.


Helfe, was helfen mag!

Leise, leise — fromme Weise!

Eine neue Leitung.

Gelungene Spiegelfechtereien für Infanterie und Artillerie.

Zu guter Letzt.

Zu rechter Zeit.

Roman von

Sophie Junghans.

(Fortsetzung.)

Okkermann war auch noch da. Er hatte sich, seit er sich von den Mirbachschen Damen frei gemacht, in all dieser Menge in einer gewissen Isolirtheit, die ihm zusagte, zu halten gewußt; nur hie und da im Durchwandeln der Säle mit Bekannten, von denen er viele antraf, einige Worte wechselnd, sich nirgends einer Gruppe fester anschließend. Als weltgewandter, wenn auch die Formen im ganzen nachlässig behandelnder Mann, konnte er es natürlich nicht umgehen, den Damen, in deren Häusern er im Laufe dieser fünfzehn römischen Jahre sich hatte müssen einführen lassen, heute hier seine Aufwartung zu machen. Es waren Herzoginnen und Marquisinnen darunter; die jüngeren deutschen Kunstkollegen pflegten ihm seine Bekanntschaften zu beneiden, aus denen sich „dieser verrückte Kerl noch nicht einmal etwas machte“.

Es war aber wirklich vielleicht auch mehr Ehre als Vergnügen für seinesgleichen, sich mit der Principessa Pandolfini zum Beispiel zu unterhalten, einer ältlichen Semiramis, gemalt wie eines ihrer Ahnenbilder, bekannt durch zwei Eigentümlichkeiten, den Besitz ganz herrlicher Kunstschätze, welche ihre Kasinos auf dem Lande und ihren Palast in der Via Giulia füllten, und außerdem den noch immer fortdauernden raschen Wechsel ihrer Liebhaber.

Sie empfingen deshalb — die undankbaren fremden Künstler wie Okkermann wenigstens — die Liebenswürdigkeiten der Fürstin immer mit dem stillen Grauen einer Befürchtung, daß die Reihe einmal sie treffen könnte, und waren stets froh, wenn sie von der Dame einmal wieder entlassen worden waren, ohne die Schlinge eines Netzes — in Gestalt einer Einladung etwa, sich doch das und das Bild auf dem Kasino bei Velletri in der günstigen Nachmittagsbeleuchtung einmal anzusehen — um ihre Füße zu spüren.

Okkermann fühlte sich daher sehr erleichtert, als ihn die Fürstin in carmoisinrotem Sammet und mit der entsprechenden Rougeschattirung auf den vollen, etwas schlaffen Wangen ziemlich zerstreut begrüßte, da sie sich eben mit einem neuen Freunde, einem jungen, kräftig gebauten anglikanischen Geistlichen aus Irland, unterhielt. So entrann Okkermann bald wieder und durfte nun glauben, mit seinen Verpflichtungen für heute fertig zu sein. Da fiel sein Blick zufällig in den großen Spiegel hinter der Fürstin und zeigte ihm etwas, nach dem er sich jetzt rasch herum drehte. Ein Köpfchen war es gewesen, vorgebogen, mit einem Munde, der geduldig und deutlich Worte formte für ein stumpfes Ohr, welches sich ihm zuneigte.

Vielleicht daß die Gruppe für den feinsinnigen Mann etwas Frappirendes hatte, hier, wo die junge Welt doch im allgemeinen mehr an ihr eigenes Vergnügen als das Behagen des Nachbars dachte. Er hatte sich gewendet, blickte ein paar Augenblicke schärfer hin und trat dann auf die junge Dame neben dem Schwerhörigen zu.

Im nächsten Augenblicke hielt er ihre Hand, die sie ihm, sobald sie ihn erkannte, entgegen gestreckt hatte. Er hielt diese Hand aber so und blickte ihr dabei so in die graublauen Augen, daß ihre Aufmerksamkeit, wie er es auch wünschte, wieder auf ihre Rechte, die breit von seiner großen Männerhand umschlossen ruhte, sich lenken mußte.

„Sie wissen es doch, daß Sie mir die Hand gegeben haben, es ist nicht nur mechanisch und zufällig geschehen?“ sagte er dabei noch zum Ueberfluß.

„Nein,“ lächelte sie sanft. „Ich weiß es, und hier haben Sie die andere auch noch.“

So hielt er sie nun beide, diese edelschlanken Hände, und mit einer Art Ergriffenheit, die seltsam zu diesem Ort und dieser Stunde paßte, sah er der Besitzerin dabei in das stille Gesicht. Dann nickte er ihr leise zu, als wollte er sagen: „Was Du mir hast anthun wollen, ist nicht an mir verloren, und ich danke Dir,“ und ließ mit sanftem Druck ihre Hände fallen. Darauf, als wäre ein Blatt herumgeschlagen, welches dieses kleine, kurze, köstliche Kapitel abschlösse, in einem ganz andern Tone:

„Und nun, mein gnädiges Fräulein, wie amüsiren Sie sich heute hier?“

„O, ganz gut!“ Sie lachte unbefangen. „Es ist ja jedermann von uns hier, alles, was man nur irgend kennt, aber auch sonst noch so furchtbar viele Leute. Nur etwas müde wird man. Das heißt ich ... die Mama und die L'Estoq niemals, merkwürdigerweise. Nun, und Tony ...“

Sie brach ab mit einem Blick nach dem Schwerhörigen. Das „und Tony“ hatte geklungen, als ob sie gesagt hätte: „Und der arme Tony ... Ihm ist es ja einerlei, wo er sich befindet,“ hätte sie hinzufügen können. Okkermann umfaßte ihn jetzt auch mit seinem freundlichen Blick, gleichsam als etwas, was zu der jungen Dame gehöre und aus diesem Grund auf seine Gunst Anspruch habe. Er reichte ihm auch die Hand hin, oder vielmehr, er bemächtigte sich der Hand des jungen Menschen und drückte sie, sich auf diese Weise demselben bemerklich machend. Denn nun erst richtete Baron Tony Banthorpe, der bisher wieder teilnahmslos dagestanden hatte, die Augen auf ihn, wie mit mühseligem Erkennen, und stotterte dann einen Gruß hervor.

Die Stimme war hart, rauh und völlig unmodulirt; es schien allerdings mit dem Gehördefekt auch einer der Sprachwerkzeuge zusammen zu hängen, wenn auch die Auskunft, die Kolwitz vorhin dem Fräulein Marfa gegeben, eine Uebertreibung enthalten hatte. Das Gesicht des jungen Menschen aber war nicht unangenehm, überhaupt durchaus nicht auffällig, mit dem modern zugestutzten blonden Barte, dem kurz gehaltenen Haar; er sah aus wie seinesgleichen, wie andere elegante junge Herren auch. Es kam ihm vielleicht zu statten, daß, wie gute Beobachter bemerkt haben wollen, ein gewisses imbeciles Aussehen und eine eben solche Geberde — Lutschen am Stockknopf und so weiter — unter der allervornehmsten jungen Herrenwelt jetzt gerade Mode ist; er unterschied sich infolge dessen nicht allzu viel von anderen.

Kannte man ihn erst, dann fiel allerdings der leere Ausdruck der kinderblauen Augen auf. Aber sie waren hübsch, diese Augen. Und ein Mitleid konnte manche, wie zum Beispiel jetzt Paul Okkermann, befallen beim Anblick dieses jungen Millionärs, um den seine Gebrechen inmitten aller Fülle eine solche Einsamkeit und Armut schufen, der nicht fähig schien, Liebe zu erwecken und der doch ohne Liebe verlassen und vernachlässigt sein mußte, wie der Allerärmste kaum.

„Nun, wie war die Jagd beim Duca di Feria, Herr Baron?“ fragte ihn Okkermann jetzt, sich etwas vorbeugend, mit seiner tiefen, kräftigen Stimme, die aber trotz dieser Eigenschaften den Gehörnerv des jungen Mannes noch nicht genügend in Bewegung zu setzen schien.

„He, wie? Was sagt er?“ kam es von ihm in rauhen Tönen, während er das unzulängliche rechte Ohr — welches aber doch noch das bessere von den beiden war — vorneigte und dann mit halb geöffneten Lippen verharrte.

Und seine Hilfe blieb nicht aus. Die Hand auf seiner Schulter, näherte Fräulein Godehus ihren Mund seinem Ohr und wiederholte treulich die gleichgiltige Frage, die ja nur gestellt worden war, um dem armen reichen Baron irgend ein Zeichen des Anteils zu geben:

„Er fragt nach der Jagd bei Ferias, bei dem Herzog, weißt Du?“

Das stumpfe Gesicht erhellte sich nun doch ein wenig.

„Ah — ja so ... famos ...“ bellte er. „Ich bin zwar nicht zum Schuß gekommen ... es war aber doch famos ...“

Famos! für ihn, der unter der Obhut eines zuverlässigen Dieners irgendwo draußen aufgestellt wurde, wo von Wild keine Rede war, während noch dazu der Mann neben ihm die Instruktion hatte, die Flinte, die er für den jungen Herrn trug, ihm, wenn es irgend zu vermeiden war, nicht in die Hand zu geben! Für ihn, der, wenn er einmal so stand, stundenlang stehen bleiben konnte in Sonnenbrand und Regenschauern, ohne von dem einen wie von dem andern viel zu merken!

Okkermann hatte das junge Mädchen eben verwundert und bewundernd zugleich angesehen.

„Wie machen Sie es nur ... Sie haben keine sehr starke Stimme ... Sie erheben dieselbe kaum, und doch versteht er Sie! Wir anderen schreien ihm in die Ohren, ohne uns verständlich machen zu können.“

„Das Schreien ist, glaube ich, gerade verkehrt — wenn Sie mir's nicht übel nehmen wollen,“ sagte Fräulein Godehus darauf. „Mir ist es schon vorgekommen, als ob zu laute Töne nahe an seinem Ohr sein Gehör geradezu verschlössen, während schwache es allerdings gar nicht erreichen. Es muß da eine Mittelstärke und auch eine besondere Tonlage geben, welche meine Stimme zufällig hat und die am leichtesten bei ihm Eingang findet.“

Sie hatte so einfach gesprochen, und jetzt sah er sie an, als ob er darüber das Antworten vergäße. Dann murmelte er aber doch:

„Ihre Stimme freilich ... man könnte sich denken, daß wenn Sie zu Steinen sprächen, diesen Ohren wachsen müßten, Organe, um zu empfinden, und um diese Laute einzusaugen ... die Verkörperungen der Wahrheit und Treue ...“

Fräulein Godehus hatte von diesem Manne schon einigemal eine ähnliche sonderbare Sprache vernommen, eine Sprache, die der der Leidenschaft zum verwechseln ähnlich war. Wie aber Liebeserklärungen von ihm an sie etwas Tolles und zugleich für sie tief Beleidigendes gewesen wären, so fühlte sie wohl heraus, daß von solchen hier gar keine Rede war. Es war eine allerdings ungewöhnlich warme, aber zugleich völlig uneigennützige Bewunderung, welcher der sonderbare Mann ihr gegenüber mit dieser gewagten Freiheit Ausdruck gab.

Und er wußte wohl, daß sie ihn nicht mißverstehen würde. Gehörte sie doch zur großen Welt. Mit ihrem einfachen Namen, ihrem einfachen Wesen, ihrer scheinbar einfachen Toilette, deren versteckte Kostbarkeit es aber doch an sich haben mochte, der Trägerin, ihr selber fast unbewußt, einen gewissen Aplomb zu geben, hätte sie sich ohne die geringste Verlegenheit im Empfangszimmer eines Monarchen bewegt, hatte dies in der That auch schon sehr häufig gethan ... Jung, wie sie war, hatte sie die Erfahrung einer jeden Schattirung des gesellschaftlichen Tones auf allen Parkets von Europa, und wenn sie innerlich ziemlich unberührt von dem allen geblieben war, so war doch ihre äußere Gewandtheit eine vollkommene, und die wohlthätige Ruhe ihres Benehmens nicht so leicht zu erschüttern.

Eigentümlich aber war es doch, daß sich diese beiden, Fräulein Godehus, das Kind im Hause der Banthorpes, und der Cyniker Paul Okkermann, so nahe gekommen waren. Es hatte damit eine besondere Bewandtnis. Bei dem gelegentlichen, noch nicht einmal häufigen Zusammentreffen der beiden in den Salons, beim Kunsthändler, in den Ateliers, hatte er in ihr das entdeckt, was er nun schon so lange suchte: den unbeirrbaren Sinn für das Echte in Kunstsachen, das treue Auge, den natürlichen Geschmack. Schon das hatte ihn unglaublich angezogen. Und nun war noch eins hinzugekommen.

Als er im Anfang des verflossenen Winters — die Banthorpes waren schon seit dem November in Rom — einmal nach Hause zurückkehrte, fand er Fräulein Godehus und ihren Vetter und steten Begleiter, den harthörigen jungen Banthorpe, in seiner Wohnung — ein plötzlicher, heftiger Regenguß hatte sie hineingetrieben — und Fräulein Marie in einträchtiger Unterhaltung mit — Maruccia.

Nun hatte die Italienerin strengste Ordre, sich bei Besuchen, besonders solchen von Nichtitalienern, völlig im Hintergrunde, wenn möglich ganz außer Sichtbarkeit zu halten. Sie blickte auch jetzt dem heimkehrenden Herrn wie ängstlich nach den Augen, mit einer Geberde aber zugleich, die zu sagen schien: ich bin nicht schuld daran!

Und die aufsteigende Wolke auf der Stirn des Künstlers bannte dann sogleich ein Blick der jungen Dame und eine kleine, entzückende Bewegung der schlanken Hand. Sie sah ihn klar und offen und zugleich bittend an, und fuhr dabei wie kosend mit der Hand am Arme Maruccias hinab, aber ohne diese zu berühren. Es war ein Inschutznehmen der Italienerin gegen die üble Laune des Mannes, dem sie doch, indem sie ihn isolirte, zugleich auch

preisgegeben war, aber es war noch viel mehr: ein ganz eigenes Darthun eines Verständnisses für dieses sein Verhältnis, das Schicksal seines Lebens, wie es Okkermann, bei einem Weibe wenigstens, noch nicht angetroffen hatte.

Denn die anständigen Damen seiner Bekanntschaft — ganz abgesehen von den Prüden, für die er nicht existirte — glaubten ihm noch wunder wie viel anzuthun, wenn sie das Vorhandensein einer Person wie Maruccia einfach ignorirten. Grausam konnten sie das manchmal, wenn sie sein Atelier besuchten und die Italienerin nicht rechtzeitig ihren Rückzug außerhalb des Gesichtskreises dieser Vertreterinnen der strengen Ehrbarkeit angetreten hatte. Diese Grausamkeit aber hätte ihnen noch hingehen sollen, wenn nicht die Neugier, „das Geschöpf“ dennoch verstohlen zu Gesicht zu bekommen, immer noch hinterher eine Art Pferdefuß vorgestreckt hätte.

Wie ganz anders, wie einfach selbstverständlich, und doch wie einzig, weil unbefangen menschlich, hatte Fräulein Godehus sich dagegen benommen. Und nicht einmal aus völliger Unerfahrenheit etwa! Sie lebte in der Welt, und er durfte annehmen, daß sie sehr wohl wußte, wen sie vor sich hatte, als sie mit jenem Weibe, jenem Kind aus dem Volke, freundlich plauderte. Und es kam auch so, daß sie ihm noch an jenem Tage den Schlüssel zu ihrem Verhalten gab, ebenfalls ohne Vorbedacht und halb gegen ihren Willen.

Maruccia war dann doch verschwunden, und als die junge Dame und er nun zusammen im Atelier standen, so gut wie allein, denn Tony Vanthorpe, der junge Baron, hörte ja nicht, was gesprochen wurde, da konnte Okkermann sich nicht enthalten, ihr zu danken. Er wußte kaum, welcher Worte er sich dabei bediente. Aber sie mußte ihn wohl verstanden haben, denn sie sagte hastig und leise, halb von ihm abgewendet: „Sie hat Sie doch lieb, und nur Sie ... sie muß ja gut sein.“

Darauf hatte Okkermann, dicht vor dem schlanken Mädchen stehend, weiter nichts gesagt als:

„Gott segne Sie, Kind, und gebe Ihnen einmal, was Sie verdienen.“

Seitdem aber war eine Art Bund zwischen ihnen geschlossen. Okkermann verhehlte übrigens gar nicht, daß er Fräulein Marie Godehus anbete. Er war ja nicht frei, er war jämmerlich gebunden sogar, wie alle Welt wußte. Dazu so viel älter als sie und obendrein etwas von einem Don Quijote. Daher durfte er sich einen solchen unverschleierten Enthusiasmus allenfalls erlauben.

Jetzt also standen sie unter den festlichen Lichtflammen des Botschaftspalastes bei einander, und er kam sich hier in ihrer Nähe etwa vor wie auf einer glücklichen Insel, von der ihn aber irgend ein anderer, der die gefeierte junge Dame zu unterhalten wünschte, wahrscheinlich sehr bald vertreiben würde.

Sie hatte ihm gesagt, wie, dank ihrer besondern Stimmlage wahrscheinlich, Baron Tony sie besser verstehe als irgend jemand sonst. Und nun meinte er:

„Und deshalb spielen Sie fortwährend seine Dolmetscherin und reden ihm alles, was er überhaupt verstehen soll, in die Ohren? Strengt Sie denn das nicht aber sehr an?“

„Zuweilen ist mein Hals abends etwas müde,“ gab sie zu, „aber viel macht es mir nicht aus ... ich bin daran gewöhnt.“

Noch betrachtete er träumerisch das reizende, geduldige Lächeln, mit dem sie die letzten Worte begleitet hatte, da war es für heute mit dem tête-à-tête vorbei. Madame L'Estoq nahte und mit ihr, zuvorkommend von ihr geleitet, ein junger, neuer Gesandtschaftsattaché, welcher, wie es schien, bei den gesellschaftlichen Großmächten heute hier seine Kreditive abgab, und Okkermann, der sich dabei überflüssig finden mußte, außerdem die Französin nicht leiden konnte, empfahl sich hastig.

Er schritt durch die Säle, so in Gedanken vertieft, daß er seine Umgebung auf Minuten völlig vergaß. Wie diese Familie, diese Vanthorpes, dem jungen Geschöpf da den verunglückten Sohn so geradezu aufbürdete! Er besann sich jetzt — wann immer er sie gesehen hatte, hatte er die beiden jungen Leute, das sogenannte Paar, auch zusammen gesehen; die beiden Gestalten, die im Alter und in dem beiden gemeinsamen Typus der oberen Zehntausend gewissermaßen auch zusammenpaßten ... die den Leuten aufzufallen pflegten, zunächst durch ein gewisses Etwas raffinirt einfacher höchster Eleganz und dann durch seine dem schärfern Blick bald offenbar werdende Hilfsbedürftigkeit, welcher sie stets nachhelfend gewärtig war.

War das alles Zufall? Ein einfaches Ergebnis des Zusammenlebens in der Familie? Eine weiter nichts bedeutende Gewohnheit? Warum aber ruhte dann dies Amt der Begleiterin des Schwerhörigen so ausschließlich auf Mariens Schultern? Auf den Schultern der jungen, gefeierten, im Strudel der Gesellschaft lebenden Dame, an welche diese Gesellschaft noch außerdem ihre tausendfältigen Anforderungen stellte? Warum sah man so selten und ganz ausnahmsweise, wie es schien, die L'Estoq an der Seite des jungen Barons, die doch jedenfalls ein der Bequemlichkeit der Familie dienendes Anhängsel derselben, wenn nicht geradezu eine bezahlte Gesellschafterin war?

„Er versteht mich besser als irgend jemand,“ hatte Marie gesagt. War das hauptsächlich der Grund? War ein Anspruch an ihre Kraft, der sie nunmehr fast völlig aufsaugte, wie diesem allerdings nicht unparteiischen Beobachter scheinen wollte, allein aus ihrer Gefälligkeit erwachsen? Sollte etwa ihre Stimmlage, der Umstand, daß diese Stimme gerade so, nicht höher und nicht tiefer war, zum Schicksal ihres Lebens werden?

Hier warf Okkermann so heftig, wie in lebhafter Opposition gegen irgend einen Gedanken, den Kopf in den Nacken, daß er sich gleich darauf umsah, ob er niemand auffällig geworden sei. Wenn diese Menschen das junge, ungewöhnliche, nein, einzige Geschöpf etwa wirklich opfern wollten! Dies mit der höchsten Organisation begabte, vollkommene Leben ketten an jenes andere, stumpfe, an allen Sinnen verkürzte! Es war ein Frevel gegen die Natur, ein unerhörter! Die Gesetze sollten dergleichen verbieten!

Und sie? Würde sie sich opfern lassen? Wenn er sie sich vergegenwärtigte in der ganz eigenen Gehaltenheit ihres Wesens, die etwas unsäglich reizendes für ihn hatte, so schien es ihm, daß, wollte man sich besinnen, um irgend etwas an ihr zu tadeln zu finden, man sie dann vielleicht für allzu ruhig, allzu gleichmütig erklären könnte; daß ihr, die sich seit Jahren in dem vornehmen Nomadenleben herumtrieb, der leiseste Anflug von Blasirtheit am Ende nicht ganz abzusprechen sei.

Ja, so jung Fräulein Godehus war — Okkermann hielt sie für etwa zweiundzwanzigjährig — er lag über ihr, dieser Hauch. Er ist das Krankheitssymptom des übermäßigen Reichtums, der jenem Uebel selten entgeht. Und sollte nun etwa diese Gleichgiltigkeit, diese zeitweilige Uebersättigung zu ihrem Verhängnis werden? Es war denkbar, daß diese, daß Gutmütigkeit und Gewohnheit zusammenwirkten, um sie über die furchtbare Tragweite eines Schrittes hinwegzutäuschen, den sie vielleicht thun würde, in der Idee befangen, sie setze nur fort, was schon so lange die Tage für sie ausfüllte, nicht mehr und nicht weniger. Und daß sie dann zum Bewußtsein ihrer hoffnungslosen Knechtschaft und Erniedrigung kommen würde, wenn es zu spät war!

Ihm wurde siedend heiß bei diesem Gedanken.

„Wenn ich das dann nur wenigstens nicht mit anzusehen brauche ... Ich hoffe, sie gehen bald von hier fort ...“ Er hatte diese Worte nicht nur gedacht, sondern mußte sie ausgesprochen haben; er hörte, aus seinen Gedanken auffahrend, gerade noch seine eigene halblaute Stimme und sah auch den Widerschein eines ziemlich ungewöhnlichen Benehmens seinerseits jetzt deutlich in Marfas groß und neugierig auf ihn gerichteten Augen.

Fräulein Marfa war ihm nun schon seit einigen Minuten gefolgt und hatte es aber so einzurichten gewußt, daß sie ihm mit einemmale begegnete, als er sich dem Ausgange des Saales zuwendete. Sie war allein, und er blickte sie jetzt etwas verdutzt an, da sie es offenbar gerade auf ihn abgesehen hatte.

„Ich bin den anderen weggelaufen,“ sagte sie denn auch. „Es schien mir, als ob Sie fort wollten, und zwar, ohne uns Adieu zu sagen. Das war unrecht!“

Sie konnte allerliebst aussehen, wenn sie den lachenden Augen einen gewissen Ernst aufzwang, und das that sie jetzt.

„Sie beschämen mich, gnädiges Fräulein,“ erwiderte er, aber doch ziemlich ungerührt. „Wenn ich hätte denken können, daß Sie diesen Abschiedsgruß vermissen würden ...“

„Ich habe ihn vielleicht deshalb besonders vermißt, weil ich Ihnen gegenüber ein schlechtes Gewissen hatte.“ Und nun, rascher und etwas leiser: „Natürlich stehe ich Ihnen zu jeder Stunde zur Verfügung, wenn Sie wirklich meine unbedeutende Person einer Verewigung durch Ihre Hand würdigen wollen. Das wollte ich Ihnen nur sagen. Ich hatte Ihnen heut abend so dumm geantwortet, daß Sie vielleicht denken konnten, ich wisse ein solches unverdientes Glück nicht zu schätzen.“

Er lachte gutmütig.

„Das schien mir allerdings so. Und seitdem hat man Ihrem Verständnis wohl nachgeholfen? Nun, wir wollen sehen. Eine aufgespannte Leinwand ist ja immer da, und wenn der Geist einmal wieder über mich kommt, will ich's Ihnen melden.“

Marfa fühlte mit halb ungläubigem Aerger, daß ihr in diesem einen Fall einmal etwas, was sie hatte halten wollen, entschlüpfte. Wenn nun aber dieser eine wirklich nicht in sie verliebt war, wie es nunmehr fast scheinen wollte, so konnte es dafür nach Fräulein Marfas Auffassung nur einen Grund geben, den, daß seine Augen gerade von einer andern Verblendung gehalten wurden. Sie legte mit einemmale vertraulich die lang behandschuhte volle Hand auf seinen Arm und nickte ihm zu.

„Für mein Bild werden Sie keine Zeit haben, natürlich. Wissen Sie auch, daß ich Sie beobachtet habe, als Sie ihr gegenüber standen ... ja, ihr, die Sie viel, viel lieber malen würden ...“

Er verstand sie offenbar sofort, schien aber nicht erbaut durch die Anspielung.

„Sie meinen —“

„Die junge Dame bei diesen Vanthorpes, natürlich ... die Schwiegertochter der so wunderbar geschminkten ältern, die Braut des Taubstummen ...“

„Wie können Sie ihn taubstumm nennen?“ fuhr sie da Okkermann förmlich an. „Er ist es nicht, und ganz ebensowenig ist sie seine Braut!“

„Sie ... wer?“ fragte hier Fräulein Mirbach mit einem koketten Lächeln.

„Nun, Fräulein Godehus doch wohl, da Sie mich wahrscheinlich mit ihr gesehen haben.“

Marfa nickte.

„Ein schlankes, junges Mädchen in einem grauen Plüschkleide, das ihr“ — mit einem kleinen, halb neidischen Seufzer — „ganz wundervoll sitzt und gewiß in Paris gemacht ist. Und die wollen Sie malen? Sie ist nicht gerade schön, aber ...“

„Wer spricht von malen?“ fuhr er abermals dazwischen. „Haha“ — leise in sich hinein lachend — „wenn das Gesicht nur zum Malen wäre, weiter nichts ...“

Jetzt verstand sie ihn nicht ganz, aber sie hielt den neckenden Ton noch fest.

„Nun, Sie haben sie wenigstens mit den Augen verschlungen, wie es sich eigentlich nur ein Künstler erlauben darf.“ Und dann schmeichelnd: „Erzählen Sie mir doch ein wenig von ihr, von diesen Vanthorpes überhaupt, diesen beneidenswerten Menschen, die mitten in der Gesellschaft sind. Gehen sie hier an den Hof? Verkehren sie auch sonst hier beim Botschafter? Jedenfalls, denn sie scheinen mit Frau von Platter ganz vertraut. Wer sind sie? Jeder will sie kennen, und dabei weiß mir dies doch niemand zu sagen.“

„Ja, was wollen Sie eigentlich wissen, mein verehrtes Fräulein?“ meinte er etwas zerstreut. „Woher die Leute kommen? Ich weiß es nicht. Von überall her. Sie haben Güter am Rhein und in Norddeutschland, ein Haus in Paris, eine Villa in Baden-Baden. Wie der alte Herr sein augenscheinlich sehr vieles Geld gemacht hat? Da fragen Sie mich ebenfalls zu viel. Er ist Großkaufmann gewesen, so viel ich weiß, über seinen speziellen Artikel aber bin ich nicht unterrichtet — war es Leder, Guttapercha, Seife, Baumwolle — wenn die Sache erst einmal so ins Große getrieben wird, gelten die Einzelheiten nur noch als Zahlen. Und hier mag es sich wohl immer um sehr bedeutende Zahlen gehandelt haben. Ja, ja. Wenn einer Seife siedet und verkauft, so ist das, werden Sie meinen, kein sehr wohlriechendes oder großartiges

Geschäft. Monopolisirt er aber erst einmal die Seifenfabrikation ganzer Provinzen, beherrscht er den Seifengroßhandel ganzer Länder, so macht die Sache gleich ein anderes Gesicht. Die Seife gefällt Ihnen vielleicht nicht als Beispiel. Nun, nehmen wir die etwas idealeren Rohprodukte, Baumwolle, Gummi, Palmöl ... die zivilisirte Menschheit verbraucht davon so viel, daß sie diejenigen, welche ihr diese Dinge auf eigene Gefahr massenhaft zugänglich machen, zum Dank dafür gewissermaßen in den Fürstenstand erhebt."

Marfa, obwohl durchaus nicht auf den Kopf gefallen, war heute und jetzt nicht dazu aufgelegt, solchen Paradoxen zu folgen, die er auch weniger zu ihrer als zu eigener Erbauung von sich zu geben schien. Während ihre Augen zerstreut wieder durch den Saal wanderten, sagte sie, das letzte Wort, welches ihr im Ohr geblieben war, auffangend:

„In den Fürstenstand? Herr Vanthorpe ist aber doch nur Baron ... Baron Vanthorpe habe ich ihn hier immer nennen hören ..."

„Ganz recht," erwiderte er rasch, „nur Baron. Aber da kommt Ihr Fräulein Tante, gnädiges Fräulein, die Sie zu suchen scheint, und mit ihr ein junger Kollege, auch schon ganz untröstlich. Jetzt lächeln Sie ihn einmal hübsch an, daß er sich wieder zufrieden gibt. Ich ziehe mich zurück. Gute Nacht; empfehlen Sie mich den Herrschaften!" Und in fluchtartiger Hast hatte sich Okkermann um eine Gruppe Vorübergehender herumgewunden und war verschwunden, und die lichtstrahlenden Räume des Botschaftspalastes — die aber nun auch bald lange genug gestrahlt hatten, denn es war spät geworden — sahen ihn an diesem Abend nicht mehr.

VI.

Man hatte es der üppig behaglichen, langen Zimmerreihe, welche die Vanthorpes inne hatten, kaum angesehen, daß sie sich in einem Hotel befand. Es war der ganze erste Stock des Albergo de l'Europe übrigens, mit Balkons, einer nach dem Garten gehenden Terrasse, eigenen Badegemächern, Dienerzimmern und so weiter. Man hatte es ja so weit bequemer, als wenn man einen Palazzo etwa für den Winter gemietet hätte, und die Sache war auf die Dauer so kostspielig, wie die Welt selbst von einem Mann mit den Mitteln des Baron Vanthorpe nur verlangen konnte. Diners konnten ihr unter diesen Umständen allerdings nicht von ihm gegeben werden, aber sehr wohl konnte sie sich an den Vormittagen, die hier bis sechs Uhr nachmittags dauern, und abends in den Salons der Baronin versammeln zu jener angenehmen Geselligkeit bei etwas Musik, Thee und kühlenden Getränken, welche eine nachahmenswerte Eigentümlichkeit des italienischen Lebens ist.

Für Frau Vanthorpe, die Baronin Ludovika, hatte die Lebensweise, wie man sie solchergestalt hier führte, etwas so Zusagendes, daß sie öfters erklärte, sie möchte es gar nie anders haben. Diejenigen, welche die Sache in gefälliger Weise ausdrücken wünschten, sagten von ihr, sie gehe in der Gesellschaft auf. Und das that sie allerdings, und zwar ganz ohne Rest; sie war für etwas anderes einfach nicht vorhanden. Die nicht vielen Stunden, die sie außer Bett in ihren Gemächern zubrachte, gehörten ausschließlich der Toilette. Die Equipage benützte sie — und sie ging draußen nie zu Fuß — wenn sie nicht Corso fuhr oder Besuche machte, zu Besorgungen, welche mit jener Hauptangelegenheit, der der Toilette, zusammenhingen. Die Einkäufe oder Besichtigungen in den Läden und lange Beratungen mit den Modistinnen waren das eigentliche Geschäft der Tage, und die Abende wurden ausnahmslos in Gesellschaft oder im Theater hingebracht.

Und so war es der Baronin hoch erwünscht, daß man hier kein eigenes Haus hatte, welches denn doch immer einigen Anspruch an die Dame stellt. Da ist die Dienerschaft, da ist immer etwas für den Dekorateur zu thun, vom Gärtner zu besorgen! Man muß mit dem Koch doch wenigstens das Menü wichtiger Diners oder großer Ballsoupers vorher durchgehen — kurz, selbst die Gattin des Millionärs ist von einigen Hausfrauensorgen nicht frei, und diese waren es gerade, die hier bei dem Hotelleben so völlig wegfielen.

Und die Baronin fand so wie so kaum Zeit, allem zu genügen.

„Ich bin la femme la plus occupée du monde," pflegte sie in ihrem harten Französisch und mit dem schleppenden, künstlich nachdrucklosen Tone zu sagen, den sie für etwas Auszeichnendes hielt. Und sie hatte nicht Unrecht. Man beliebt späte Stunden in Rom, die Theater schließen selten vor Mitternacht, und dann begibt man sich häufig noch in Gesellschaft. Kaum daß der Nacht ein paar Stunden Schlaf abgewonnen wurden; es wäre auf die Länge ein aufreibendes Leben gewesen für jeden andern.

Die Baronin Ludovika aber besaß das Geheimnis, dasselbe mit Leichtigkeit zu ertragen. Ein Sperling beginnt sein metallisch hartes Gezwitscher auch schon morgens um drei Uhr und ist den ganzen Tag in Bewegung, ohne zu ermüden. Und Frau Vanthorpe dachte ungefähr so viel wie der Spatz, empfand aber wahrscheinlich noch weit weniger. Sie war eigentlich nur noch Oberfläche, diese Frau; von Hohlheit, von innerer Leere wäre bei ihr noch nicht einmal zu reden gewesen, denn die Hohlheit setzt doch einen geschlossenen Raum voraus, eben den, der hohl und leer ist. Selbst der war bei ihr nicht da ... sie war nur noch Aeußeres, nur Fläche.

Und so wirkten auch nur die anderen Oberflächen wieder auf sie zurück. Sie sah und hörte leidlich gut, und nur, was sie sah und hörte, lieferte ihr den Stoff zu den geringfügigen Denkprozessen, die sie etwa noch vernahm. Und mit der Beschränkung auch wieder, daß sie überhaupt nur gut gekleidete Menschen, only dressed people, wie die Engländer das noch dreister ausdrücken, hörte und sah; die übrige Menschheit übersah sie in voller Aufrichtigkeit.

Wenn man aber absolut gar nichts empfindet, als höchstens einmal eine Art von Pseudounruhe bei der Vorstellung, es könne die für den Neujahrsempfang bei der Herzogin von Villafranca in Paris bestellte Toilette etwas zu spät eintreffen, um noch in aller Ruhe anprobirt zu werden, so ist das für die Nerven ein merkwürdig bekömmlicher Zustand.

Es geht eine Liste herum, welche Zeichnungen zu Beiträgen für die infolge der Explosion einer Patronenfabrik verunglückten jungen Arbeiterinnen bezweckt. Die schrecklichen Einzelheiten des Vorgangs haben in allen Zeitungen gestanden. Nach italienischer Art ist dem Subskriptionsbogen zum Ueberflusse noch ein gedrucktes Blatt beigelegt, welches einen gedrängten, aber sehr nachdrücklichen und anschaulichen Bericht über jene Grauenscenen enthält. Die Phantasie der Leser soll geradezu gequält, dadurch aber auch das Mitleid erhöht und die Freigebigkeit gesteigert werden.

Die Baronin empfängt Liste und Blatt, hält die langgestielte Lorgnette an die Augen und überfliegt zunächst jene, dann dieses, dann die Subskriptionsliste noch einmal. Den Bericht hat sie gelesen, aber Wortverbindungen wie: „zerrissene Mauern ... eine von züngelnder Lohe erfüllte Atmosphäre ... Leichname unter glühenden Trümmern ... zuckende Gliedmaßen ... qualentstellte Züge ... Wimmern, Jammerlaute, bei deren Anhören das Haar sich hebt" — und dergleichen haben ebenso viel Sinn für sie, vermitteln ihrem Geist etwa ebenso viel von anschaulichen Bildern, als wenn die Worte statt dessen etwa lauteten: „Der Kegelschnitt, den man Hyperbel nennt, verhält sich zur Parabel wie ... wir wenden die Analyse endlicher Größen an, wenn ... trigonometrische Berechnungen der Horizontalparallaxe ... isosceles Dreieck" — und so weiter, mit anderen Worten: absolut gar keine! Sie hat gelesen, aber irgend eine Mitteilung ist ihrem Geist durch das Blatt nicht geworden.

Mit der Liste verhält es sich ganz anders. Da stehen die Namen, die ihr vertraut sind, die sie täglich hört, und diese liest sie ein paarmal: Comtesse Larisch, Marquise de S. Eramo, Marquise Serramezzana, Principessa Palavicini, Baronin Platter, Principessa Pia di Savona, Mrs. Murphy, Comtesse Palsiy ... sie haben zum Teil schon gezeichnet, zum Teil noch nicht ... Ohne einen Gedanken an den Zweck der Ausgabe schreibt sie mit dem Bleistift in der Goldhülse, zögert, überliest noch einmal, was die anderen gegeben haben, und zeichnet dann die Ziffer hin — dreihundert Franken — das ist ganz anständig, der Betrag ist sogar höher als der der meisten anderen, aber das schickt sich auch ... ist man doch eher zu ihr als zu verschiedenen anderen sehr hochgeborenen Damen gekommen.

Natürlich findet auch ein Konzert aus Anlaß der Todesqualen dieser armen Geschöpfe statt; denn ihre Hinterbliebenen erscheinen mit einemmal aller Welt sehr hilfsbedürftig, obgleich sie es jetzt kaum mehr sind, als sie es vorher waren. Eine vorläufige Ankündigung dieses Konzerts ist der Subskriptionsliste beigefügt. Die Principessa Palavicini wird den berühmten Musiksaal in ihrem Palais an der Piazza di Sciarra zur Verfügung stellen; vornehme Dilettanten werden mitwirken. Die Baronin Ludovika hält eines dieser Blätter in der Hand, die Lorgnette in der andern, und sagt jetzt mit einemmale in ihrem allerschleppendsten Tone:

„Wie ich das bedaure ... wie fatal ... wie schrecklich unangenehm ..."

„Unangenehm, Mama?" wiederholt Marie Godehus hier mit großen Augen. Fräulein Godehus nennt die Baronin „Mama", da sie eine Pflegetochter des Hauses ist. „Unangenehm nennst Du das, wenn man in Stücke gerissen wird?" Sie glaubt, daß die Baronin in diesen merkwürdigen Ausdrücken von der Explosion gesprochen habe, was ihr allenfalls auch zuzutrauen wäre.

„Wer ist denn in Stücke gerissen?" fragt Madame dagegen mit gleichmütiger Blechstimme. „Ach so ... nein, ich bin nur ärgerlich darüber, daß meine mattschwarze Toilette zum sechsten, wo das Konzert stattfinden wird, unmöglich von Paris zurück sein kann, und ich sehe wirklich nicht ein, was ich sonst tragen könnte ... Welch ein fatales Dilemma ... Vielleicht können wir die Damen veranlassen, das Konzert auf einen spätern Tag zu verlegen ... Ich werde zur Palavicini fahren und sie darum bitten. Auf alle Fälle aber müssen wir gleich nach Paris telegraphiren wegen des Kleides. Liebe L'Estoq, besorgen Sie das doch ..."

Madame L'Estoq wechselt einen Blick mit Marie Godehus, und diese sagt betreten:

„Du willst der Prinzessin zumuten, das Wohlthätigkeitskonzert zu verschieben, bis Dein Kleid aus Paris kommt? Liebe Mama, das geht wirklich nicht!"

„Nicht, meinst Du, nicht?" fragt die Baronin, die übrigens auch so zufrieden ist. „Und ich finde es nun gerade horrend, eine Veranstaltung zu einem solchen Zwecke anders als in vollständig passender Toilette zu besuchen. Vielleicht ist ja hier etwas aufzutreiben, was einigermaßen zu brauchen ist."

Damit verläßt sie das Zimmer.

„Elle est imbécile," murmelt die Französin verächtlich hinter ihr her, ehe noch die Thüre sich ganz geschlossen hat.

Vielleicht daß diese letztere Entdeckung von dem ältern Baron in Bezug auf seine Frau schon vor einer langen Reihe von Jahren gemacht worden ist. Er selber ist auch gerade kein großer Geist, hat aber doch den stark entwickelten Scharfsinn des guten Geschäftsmannes. Sein Verhältnis zu seiner Frau besteht aus gewohnheitsmäßiger Nachsicht und, jetzt im Alter, unendlicher Gleichgiltigkeit. Er hat sie eigentlich nie recht ernsthaft genommen, aber er hat ihr auch fast nie irgend etwas abgeschlagen.

Was sie jetzt für eine wunderliche Figur spielt mit ihrer berühmten Gesichtsmalerei und der blonden Wellenperücke, das sieht er nicht, das heißt, es fällt ihm nicht auf, er ist daran gewöhnt; hat er doch auch von jeher mehr oder weniger über sie hinweggesehen.

Auch er hat viel, sehr viel zu thun in Rom. Er hat sich auf die Antiquitäten und das Sammeln geworfen. Er ist bei den Kunsthändlern zu Hause, versäumt keine Auktion, läßt sich auf stundenlangen Eisenbahnfahrten in irgend ein Gebirgsnest, einen Flecken mit einem alten Landhause, ein Kloster sprengen, eines Bildes, eines geschnitzten Sessels, eines Kandelabers wegen, den die Händler dort erschnüffelt haben. Er kauft und verschickt fortwährend. Die Kunstgegenstände, die er erhandelt hat, läßt er meist an Ort und Stelle packen und nach seinen verschiedenen Wohnstätten adressiren, in das Pariser Haus, in die Villa nach Baden-Baden. Dorthin werden die schönsten und eigentlich dekorativen Stücke gesendet, denn diese noch in der Vollendung begriffene Villa ist jetzt sein Schoßkind; er verwendet Unsummen auf ihre Ausschmückung. Sachen, die eigentlich nur Wert für den Kenner haben, wie ihn

Digitized by Google

die Händler versichern, uralter Hausrat, Dinge, die von dem Laien als Gerümpel angesprochen werden würden, gehen wohlverpackt nach den Landgütern ab, um dort vielleicht nach Jahr und Tag auf staubigen Speichern gefunden oder in den Kellern erst dann entdeckt zu werden, wenn die Feuchtigkeit ihre Bretterumhüllung hat admorschen lassen.

Außer dieser Passion hat der alte Baron noch diejenige für die Jagd. Daß das Theater, besonders schöngewachsene Sängerinnen und Schauspielerinnen und das Ballet, ihm auch ein standesgemäßes Interesse abgewinnen, ist selbstverständlich. Auch er ist also, wie gesagt, vollständig ausreichend während dieses halben Touristenlebens hier beschäftigt, wenn auch irgend ein Halbmensch, ein Fabrikarbeiter oder Eisenbahndiätar, vielleicht von ihm behaupten könnte, daß er den lieben langen Tag nichts zu thun habe. (Fortsetzung folgt.)

Generalfeldmarschall

Graf Moltkes Briefe
an seine Braut und Frau.

Den 27. Juni 1841.

Gestern früh fuhren wir auf der Eisenbahn nach der Stadt, waren aber zum Diner schon wieder hier. Heute vormittag fuhren wir nach einer kleinen Kirche im Walde, wo auch der König und die Königin hinkamen. Mittags speiseten wir in Sanssouci beim König, und eben jetzt sollen wir nach Potsdam ins Theater, wo italienische Oper ist. Ich hätte gewünscht, daß ihr gestern di tanti palpiti von der Pasta hättet singen hören, es ist wirklich prachtvoll. Morgen früh fahren wir mit der Eisenbahn nach Berlin, wo ich vielleicht einen Brief von Dir finde. Zu Mittag sind wir wieder hier. Adieu, liebe Marie, was hilft mir das alles ohne Dich.

Den 29., Dienstag.

Gestern früh, als ich in Berlin ankam, fand ich Adolf vor, welcher soeben eingetroffen war. Er schien mir sehr munter und wohl auf. Ich blieb bis Mittag bei ihm, wir gingen auf den Eisenbahnhof, wo er die königlichen Herrschaften sah, und machten einen Spazierritt durch den Tiergarten.

Heute ist meines Prinzen Geburtstag, und ich muß schließen, weil der Hof sich schon mit Besuchen füllt. Der König kommt selbst; wir haben ein déjeuner dinatoire, an welchem nur die höchsten Herrschaften teilnehmen, zu fünfzig Gedecken, nachher wird eine Wasserpartie nach der Pfaueninsel gemacht.

Berlin, den 3. Juli 1841.

Ich habe meinen Brief so lange liegen lassen, liebe Marie, weil ich täglich ein Schreiben von Dir erwartete, ganz besonders eins von Dir an meinen Vater. Da bis jetzt aber nichts eingegangen, habe ich meinen Brief ohne Einlage von Dir an Vater nach Brandenburg abschicken müssen. Unterlasse doch ja nicht, Vater zu seinem Geburtstag zu gratuliren, welcher am 12. Juli ist, und post restante nach Wandsbeck zu adressiren, da es jetzt zu spät sein wird, nach Brandenburg zu schreiben. Adolf ist noch bei mir und wird wohl noch acht Tage bleiben. Wir waren gestern nach Potsdam gefahren. Er grüßt alle bestens. Ich habe keine rechte Ruhe, Dir zu schreiben, liebe Marie, und breche daher lieber ab. Mitte des Monats gehe ich nach Hamburg und hoffe, dort oder vorher Nachricht von Mama zu erhalten, da ich ja noch gar nicht weiß, welches Bad ihr erwählt habt. — Möchte doch nur niemand von euch krank und dies die Ursache des langen Stillschweigens sein. Adieu, liebe, teure Marie, ich drücke Dich an mein Herz. Für immer der Deinige Helmuth.

Sonnabend, den 3., früh.

My own dear, dear sweet little Mary!

Ich habe meinen Brief von der Post zurückgeholt, um Dir zu melden, daß ich Dein Schreiben vom 28. vorigen Monats soeben erhalten und die Einlage an Papa sogleich nach Brandenburg abgeschickt habe. Wie hold ist Deine Freude über unser baldiges Wiedersehen. Ach, liebe Marie, mich quält nur der Gedanke, daß Du mich überschätzest und ich dann hinter Deinen Erwartungen zurückbleibe. Adolf sagt mir, daß Du Dich in der kurzen Zeit noch mehr und schöner entwickelt hast. Süße Marie, wenn es mir doch gelänge, Dich ein paar Jahre glücklich und zufrieden zu machen, wie gerne will ich dann ausscheiden.

> Dann mag die Totenglocke schallen,
> Dann bist du deines Dienstes frei,
> Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
> Die Zeit, sie sei für mich vorbei.

Du siehst, ich bin heute abend im „Faust“ gewesen. Nach dem dritten Akte ging ich nach Hause, um Dir zu schreiben. Adolf und John sind noch im Theater. Ich freue mich darauf, was die schönen Vorstellungen im Berliner Theater Dir für Freude machen werden.

Es ist hübsch von Dir, daß Du fleißig in der Küche bist. Deine Kost soll mir gut behagen. Wir wollen wenig Gerichte, aber gute Speisen essen, ohne Gewürz und künstliche Geschichten, nicht wahr? Ich hoffe, Jeanette nimmt unsere Einladung zu Tisch an und bleibt ab und zu ein paar Monate bei Dir, es sei denn, daß sie es vorzieht, ihren eigenen Tisch zu haben. Wie befindet sich C. B.? Ist Jeanette nicht very thoughtful? Grüße sie schön von mir. Ich hoffe, nun bald von Mama zu erfahren, für welches Bad ihr euch entscheidet. Ich wünsche zwar, daß es Helgoland sei, bin aber auch bereit, in jedes andere zu gehn. Den Tag meines Eintreffens in Hamburg werde ich zuvor noch bestimmter melden. Ich werde unterwegs zwei oder drei Tage Geschäfte haben wegen der Eisenbahn, hoffe aber doch, zum 17. spätens in Hamburg anzukommen. Laß mich auch wissen, wann ihr da sein wollt.

Nun gute Nacht, Du liebes, süßes Herz. Wie will ich Dich ans Herz drücken, wenn ich Dich erst wieder habe. Adieu, adieu. Der Deinige für immer Helmuth.

*

Berlin, Freitag abends, den 9. Juli 1841.

Du gute, liebe, kleine Marie! Dein freundliches Schreiben vom 4. dieses Monats liegt nun schon mehrere Tage zur Beantwortung vor mir, und noch immer kann ich Dir nichts ganz Bestimmtes über mein Eintreffen sagen, ebenso wie ich noch nichts Bestimmtes von euch über das zu wählende Seebad weiß. Bei mir liegt es daran, daß das Komite der Eisenbahn wünscht, ich solle mit einem Regierungsbeamten eine Superrevision der Bahnlinie nach Hamburg übernehmen. Ob aber dieser Beamte so bereit sein wird, plötzlich aufzubrechen, wie ich, ist noch unentschieden; kann er gar nicht oder doch erst nach Wochen, so reise ich Mittwoch allein und treffe, da ich unterwegs doch einige Geschäfte habe, Freitag den 16. in Hamburg (Streits Hotel) ein. Kann der Beamte aber in vier oder fünf Tagen reisen, so muß ich schon so lange auf ihn warten und würde dann vielleicht erst den 20. oder 22. eintreffen. Dann wäre es besser, ihr ginget allein nach dem Seebad und ich käme dorthin nach. Ich hoffe jedoch, noch vor Abgang dieses Briefes Näheres zu erfahren. — Heute abend um sieben Uhr ritt ich noch nach Schönhausen (anderthalb Meilen von hier), um mit jemand deshalb Rücksprache zu nehmen, und kehre eben heim; morgen reite ich nach Templow und fahre vormittags nach Potsdam, um womöglich die Sache ins reine zu bringen, und morgen abend soll dies Schreiben abgehen, so daß es Dienstag in Deine Hände kommt.

Hoffentlich hast Du, wie Du erwartetest, vorigen Dienstag mein letztes Schreiben aus Glienicke erhalten. Auch Vater hat Dir geschrieben, und Du wirst den Brief wohl bekommen haben. Er hat mich hier besucht. Am Dienstag holte ich ihn mit meinen Pferden von Spandau ein, gab ihm und allen Ballhorns ein hübsches Diner. Mittwoch speiseten wir (Adolf natürlich mit) bei Ballhorns, und gestern habe ich Papa wieder nach Spandau gebracht, von wo er nach Nauen reisete, wo er seinen Wagen und Pferde hatte stehen lassen. Er war sehr wohl und gut aufgelegt, obwohl er Schmerzen im Schienbein hat. Er grüßt euch alle herzlich. Von hier geht er nach Wittstock, wo er sein früheres Gut Liebenthal noch einmal sehen will, und dann nach Stavenhagen in Mecklenburg zu Lewzows, wo er an seinem Geburtstag eintrifft. Am 20. will er in Wandsbeck sein und hofft, ein paar Zeilen (mit Gratulation) von euch vorzufinden.

Adolf ist Mittwoch nachmittag um fünf Uhr auf der Eisenbahn nach Jüterbogk abgegangen, um sich von dort nach Dresden (sächsische Schweiz, vielleicht Prag) und dann nach Kissingen zu begeben. Im ganzen war er sehr zufrieden hier, glaub' ich. Er hat den „Don Juan“, „Faust“ und das „Glas Wasser“ im Theater gesehen.

Ich habe einen Besuch aus Konstantinopel, den Kanzler der Gesandtschaft, mit welchem ich heute früh schon tüchtig geritten, so daß es mir an Bewegung nicht gefehlt hat. — Das Wetter ist wie im April, bald Regen, bald Sonnenschein, wie im Leben überhaupt, doch mehr Sonne, als dort in der Regel spendirt wird, außer wenn man eine liebe, hübsche Braut hat, wie ich. Dann weiß man, daß hinter den Wolken doch die Sonne scheint. Wie freue ich mich, süße Marie, Dir bald wieder in die freundlichen braunen Augen zu sehen. Adolf sagt mir, ich werde Dich nicht wieder kennen, so seiest Du entwickelt, seit ich Dich gesehen. Ich hingegen sehe nur miserabel aus nach meinem Kissinger Brunnen und hoffe, daß das Seebad und Deine Nähe mir sehr wohl thun sollen. Uebrigens bin ich wie ein trainirtes Pferd, nichts als Sehnen und Knochen, und halte tüchtig aus; obwohl anscheinend in schlechtem Futterzustand.

Herzliche Grüße an Mama, Papa und Schwester Jeanette. Und nun gute Nacht, Du liebe, süße Marie, schlummere sanft und erwache froh.

(Fortsetzung folgt.)

Sturmentführung.

Sie fuhren hinaus in den klaren See,
Die Sonne schien so golden,
Durch's Schilfrohr flüsterte leise der Wind
Am Strand mit den Blütendolden.

Sie fuhren hinaus in die weite Fern',
Sie sah'n weder Wolken noch Berge,
Sie blickten ins Auge sich viel zu tief,
Die Sennmaid und der Ferge.

Sie schauten bis auf ihrer Seele Grund,
Sie sahen den Sturm nicht kommen;
Der fuhr übers Wasser pfeilgeschwind,
Hat hurtig sie mitgenommen.

Keines Menschen Antlitz hat sie erspäht,
Auch konnten's nicht Wolken noch Berge, —
Sie blickten ins Auge sich viel zu tief
Die Sennmaid und der Ferge.

Theodor Souchay.

Die Auswanderer.

(Siehe das Bild Seite 96 u. 97.)

Welch ander Bild bietet ein Auswandererzug von heute als damals, wo Freiligrath sein tief empfundenes herrliches Lied dichtete, welches mit den Worten anhebt:

> „Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
> Ich muß euch anschau'n immerdar.“

Damals strahlte noch Hoffnungsfreudigkeit aus den Augen der Europamüden; sie suchten noch das ferne Land der goldenen Freiheit und des goldenen Erwerbes nicht aus Verzweiflung auf; es war mehr das Bewußtsein eines größeren Könnens, als sie in der engen Heimat entwickeln konnten, was sie hinaustrieb in die verlockende Ferne. Und wie sieht es dagegen heute aus! Wohl ziehen an der Spitze des traurigen Zuges einige Musikanten einher, die auf mißtönenden Instrumenten lustige Lieder blasen, wie unser Bild zeigt. Es stellt einen Trupp belgischer Auswanderer nach Argentinien dar, die gerade die alte eiserne Brücke in Antwerpen passiren, um sich an Bord des Dampfers zu begeben. Im Hintergrunde auf der rechten Seite blickt ernst und majestätisch auf die Fortziehenden das alte Hansahaus herab, ein Wahrzeichen europäischen Handelsgeistes. Anscheinend herrscht unter den Auswanderern fröhliche Stimmung; aber ihr Gesang klingt heiser, und das Aussehen der abgehärmten Frauen und der elenden Kinder steht in zu deutlichem Widerspruche zu dem Gebahren der Männer, die sich ihren Mut auch erst im Wirtshaus geholt haben. Was die meisten der Leute drüben erwartet, wollen wir nicht des Näheren ausführen und nur erwähnen, was kürzlich durch alle Zeitungen ging. Mit dem aus Buenos Ayres in Antwerpen eingelaufenen englischen Dampfer „Mosel“ kehrte eine Anzahl Belgier in äußerstem Elende aus Argentinien zurück. Die Amerikamüden wurden von der Polizei zur Armenverwaltung geleitet, wo sie das Fahrgeld nach der Heimat erhielten.

Das Mädchen vom Prohner Wieck.

Eine Erzählung

von

Rudolf von Gottschall.

(Schluß.)

Die Wunde Flemmings erwies sich minder bedenklich, als es anfangs den Anschein hatte. Der alte Hausner war nicht ungeschickt im Anlegen des ersten Verbandes und half Paula dabei; er hatte, ehe er in Dienste des Hauses Flemming trat, in einer Barbierstube seine ersten Studien gemacht. Kaum war's in den Straßen ruhiger geworden, als Hausner sich gegenüber in die Wohnung des Hausarztes Börn wagte, der seit alter Zeit ein Vertrauter der Flemmingschen Familie war, und auf dessen Verschwiegenheit man ebenso sicher rechnen konnte wie auf seine Kunst.

Noch sah's auf den Straßen aus wie auf einem Schlachtfelde... Leichen zur Rechten und zur Linken... die verglasten Augen der Toten starrten den alten Mann so unheimlich an, daß er selbst die eigenen unwillkürlich schloß. Und als er sie öffnete, sah er vor sich einen gespenstischen Pferdekopf, der noch einmal aufzuckte im Todeskrampf und sich dann zur Ruhe auf das harte Pflaster legte. Er beschleunigte seinen Schritt, ein Gefühl des Grauens schnürte ihm die Kehle zu.

Doktor Börn war mit mehreren Schwerverwundeten beschäftigt, deren Stöhnen dem armen Hausner neuen Schrecken verursachte. Er mußte lange warten, ehe der Arzt eine Minute Zeit für ihn fand, und er konnte diesen seinen Auftrag ja nur ganz im geheimen ausrichten. Börn versprach, hinüberzukommen, sobald er hier seine Schuldigkeit gethan, und der Hausverwalter kehrte mit der beruhigenden Kunde zu seiner Herrin zurück.

Unbemerkt von der andern Hausgenossenschaft, die aus Dore und einer Magd bestand, hatten Paula und Hausner den verwundeten Offizier in einen nach dem Hofe zu gelegenen Seitenflügel des Hauses gebracht, der einen sichern Versteck gewährte; denn in einem größeren Raum, der mit bestaubten Ahnenbildern angefüllt war, die teils an den Wänden hingen, teils auf dem Fußboden an dieselben angelehnt waren, befand sich eine Tapetenthüre, die, schon an sich wenig sichtbar, noch durch ein großes, darüberhängendes Bild verdeckt war; sie führte in ein kleines Kabinet, in welchem ein Reservebett für die Gäste des Hauses stand. Dort wurde Flemming einquartiert und Hausner brachte in aller Stille noch einige nötige Gerätschaften herbei. Vor den Mädchen wurde das tiefste Schweigen beobachtet, auf welches der etwas geschwätzige Hausverwalter von Paula vereidet wurde. Das Kabinet hatte aber ein kleines Fenster, welches auf einen Boden hinausging, der es überragte und im übrigen als Rumpelkammer diente, wo allerlei ausgediente, invalide Möbel kunterbunt durcheinander standen.

Die Ankunft des Arztes wurde indes von Dore bemerkt und auch allerlei nötige Dienstleistungen der Mädchen, wenn sie auch nie in die Nähe des Kranken kommen durften, mußten ihnen die Anwesenheit eines Fremden im Hause verraten. Es blieb nichts übrig, als den Schleier des Geheimnisses so weit zu lüften, um ihnen mitzuteilen, daß ein verwundeter oldenburgischer Offizier, der unter dem französischen General mitgefochten, ein Bekannter der Familie, hier verpflegt werde.

Doktor Börn traf die nötigen Anordnungen...

Das Wundfieber war unbedeutend... baldige Genesung zu hoffen. Paula und Hausner lösten sich anfangs ab in treuer Pflege... doch eine schwerere Besorgnis als diejenige, welche die Krankheit auflegte, ließ das Herz Paulas bang und ängstlich schlagen. Es galt, den Geliebten, sobald es sein Zustand irgend erlaubte, aus der Stadt zu flüchten, aus dem Bereiche der französischen Machthaber, ihn in Sicherheit zu bringen... Darüber beriet sie sich mit ihm, wenn er sich wohler fühlte und für die zärtlich wachsame Liebe einen warmen, innigen Händedruck hatte.

Die Mitteilungen des Arztes bestätigten indes die Gerüchte, die bereits ins Haus gedrungen, das französische Säbelregiment werde keine Gnade kennen für die gefangenen Offiziere, es werde nicht die Rücksichten walten lassen, welche das Uebereinkommen des Völkerrechts kriegführenden Mächten auferlege; als Freibeuter und Straßenräuber würden die Truppenführer den Kriegsgerichten verfallen, die Truppen selbst aber in schwere Gefangenschaft fortgeschleppt werden; das alles lastete auf Paulas Seele. Es war, als lauerte ein Raubvogel in der Luft, bereit, auf seine Beute herniederzuschießen... und dieser eine schwarze Punkt verdunkelte all das frohe Empfinden der Liebe und Hoffnung, das sich in ihrem Herzen regte. Selbst von fieberischer Angst ergriffen, wünschte sie, die Genesung des Freundes beschleunigen zu können, um ihn zu retten aus dieser beständig drohenden Gefahr.

Und noch etwas wie Unheil lauerte in ihrer Nähe, es war das Mädchen vom Prohner Wieck, es war Dore, die bei ihr oft Unbehagen und Angst wachrief. Sie war offenbar seit dem letzten Abend, wo Flemming Abschied nahm von der Geliebten, erkrankt; es war ein seelisches Leiden, das sich in ihren Zügen spiegelte. Bisweilen zuckten ihre Mundwinkel wie von innerem Krampf... ihre Augen hatten oft etwas Starres, oft glühte in ihnen ein tiefes, verzehrendes Feuer. Was war dem Mädchen? Lag nicht etwas wie Hohn darin, daß sie die Zeugenschaft aufgab und die Liebenden sich selbst überließ?

Wie ein Alpdruck unbestimmter Befürchtungen lag es auf Paulas Herzen, und doch ahnte sie nicht das Schlimmste, den wilden Schmerz des Mädchens und ihre leidenschaftliche Aufregung.

Anfangs hatte Dore geglaubt, daß zwischen dem Fräulein von Flemming und ihrem Vetter nur verwandtschaftliche Beziehungen bestanden... erst allmählich hatte sie ein eifersüchtiger Argwohn ergriffen; seine wiederholten Besuche und seine Kälte ihr gegenüber mußten ihn nähren und steigern. Doch sie verbarg alles in sich, nie kam ein Wort über ihre Lippen, sie hätte gefürchtet, damit ihr eigenes Geheimnis zu verraten. Und so sprach sie auch mit dem Hausverwalter nie von dem Offizier; Hausner sah das Verhältnis zwischen diesem und seiner Gebieterin als etwas Abgeschlossenes, Selbstverständliches an, worüber es nicht lohne, weiter zu reden. So kam es nie zur Aussprache darüber, daß der Vetter auch der Bräutigam sei.

Doch eine Ahnung solcher Treulosigkeit war bald über Dore gekommen und zugleich ein finsteres, feindseliges Mißtrauen. Warum mußte sie im Winkel kauern wie eine Bettlerin, der er das Almosen eines freundlichen Wortes zuwarf, während er bei der andern so lange verweilte im freundlichen, traulichen Verkehr? Waren die Zeiten ernst und bedrohlich und mußte die Liebe in den Schatten treten... warum hatte er noch so viel Sonnenschein für die andere?

Und in diese Dämmerungen der Seele fiel plötzlich wie ein jäher Feuerschein die letzte Begegnung, deren Zeugin zu sein sie selbst von der ahnungslosen Paula berufen wurde. Hier hörte sie es mit an, daß Paula die Geliebte, ja die Braut Flemmings sei, daß dieser mit einer Zärtlichkeit und Innigkeit an ihr hing, die sie selbst nie kennen gelernt bei seiner stürmischen Bewerbung, der eine vergeßliche Gleichgiltigkeit auf dem Fuße gefolgt war. Sie hatte den Gedanken nicht fassen können, daß er eine andere liebe, jetzt hatte sie's mit Augen gesehen, mit Ohren gehört, jetzt fühlte sie sich verlassen, verraten, verloren. Es war ein niederschmetternder Schlag... fort stürzte sie wie eine Irrsinnige... sie warf sich auf ihr Lager... sie begrub weinend ihr Haupt in den Kissen... und dann ging eine Jagd von wilden Träumen ihr in der schlaflosen Nacht durch das Gehirn.

Als sie am Morgen aufstand mit zerrütteten Sinnen und einer weltmüden Freudlosigkeit, da fühlte sie nur das eine, in dieser Nacht hatte sie ihre Liebe für immer begraben, und was sich in ihr regte, das war ein grenzenloser Haß; sie hätte ihn vernichten mögen und mit ihm untergehen.

Und es folgte der Tag des heißen Straßenkampfes, der Donner der Geschütze von fern, das Gewehrfeuer, der Pulverblitz in der Nähe... die blinkenden Säbel, die zusammenstürzenden Opfer des Gefechtes... Blut und Leichen in den Straßen, sie hörte, sie sah alles, wie man in Träumen hört und sieht... es brauste wie ein Sturmwind der Vernichtung durch die Stadt... und ihr war wohl zu Mute.

Sie zweifelte nicht daran, das Strafgericht, das ihn treffen sollte, werde der Himmel vollziehen... unter den hundert durch die Luft pfeifenden Kugeln werde sich doch die eine, die rächende, für den Treubrüchigen finden. So stand sie mit gefalteten Händen und wie eine Geisterseherin starrte sie ins Leere. Sie sah die Kämpfenden auf der Straße, sie wußte nicht, waren es Traumgestalten, die sich nur vor ihrer Seele bewegten.

Und so sah sie auch nicht, wie der Offizier verwundet und von Paula, die mit wachen Augen vom Erker herunterblickte und sich dann in das Kugelfeuer wagte, ins Haus geflüchtet wurde. Erst an der unvermeidlichen Unruhe, dem Hinundhergehen des Hausverwalters, der Ankunft des Arztes und den von ihr selbst verlangten Hilfeleistungen erkannte sie bald, daß ein Verwundeter hier einquartiert worden sei, und aus der Anwesenheit des oldenburgischen Offiziers wurde ihr auch dann kein Geheimnis gemacht.

Doch wozu das Versteck im Seitengebäude? Die Oldenburger waren ja im Kampfe Sieger geblieben ... ein solches Versteck paßte ja nur für die Besiegten, die Bedrohten! Und wozu Paulas Sorge und Angst, und mit welchem Rechte verweilte sie so lange bei einem entfernten Verwandten, länger, als es die Schicklichkeit erlaubte?

Alle diese Fragen beunruhigten Dore; ihr war's zu Mute, als hätte sie sich in einem pfadlosen Wald verirrt... Da plötzlich durchzuckte sie wie ein Blitz der Gedanke, der Verwundete könne Flemming sein ... daher die Geheimthuerei, er war ja wie durch einen Spuk ins Haus gekommen... daher Paulas liebevolle Pflege... darum der Versteck; denn wenn er den Franzosen in die Hände fiele... es war ein unheimlicher Blitz, der grell in ihre Seele hineinleuchtete.

Sie mußte Klarheit gewinnen um jeden Preis.

Am andern Tage machte sie sich auf dem Boden des Seitengebäudes zu thun; die unregelmäßige Bauart desselben und die Ungleichheit der Stockwerke bewies, daß es aus zwei Häusern zusammengebaut worden. Der Boden stand voll alter Möbel, enge Stufen, das erkannte man, führten auf die höher gelegenen Dachräume des frühern ersten Hauses empor und ein paar kleine Fenster am Boden gestatteten den Einblick in einen tiefer gelegenen Raum desselben. Dore erkannte, daß dies das Kabinet sein müsse, in welchem der verwundete Offizier untergebracht worden.

Ihr Plan war gefaßt, und sie zögerte nicht mit der Ausführung.

Das Befinden des Offiziers machte keine nachtwachende Pflege nötig, es wurde für ausreichend befunden, daß Hausner in dem Bildersaal schlief, aus welchem die Tapetenthüre in das Kabinet führte. Und Hausner machte von der Erlaubnis, zu schlafen, den ausgedehntesten Gebrauch. Uebermüdet von zwei durchwachten Nächten war er in so tiefen Schlummer versunken, daß ihn schwerlich der Lärm einer neuen Straßenschlacht geweckt haben würde... er schnarchte wie der Menschenfresser im Märchen.

Anders Flemming, der sich in fieberhafter Unruhe auf seinem Lager hin und her warf. Die Sache, für die er gekämpft, war nun verloren. Die Kunde vom Tode Schills, vom Untergange der Seinen, war auch in sein Kämmerlein gedrungen. Von der Gewaltthätigkeit der Sieger hatte ihm der Arzt erzählt; er selbst schwebte in Gefahr, gefangen genommen und vor ein hochnotpeinliches Kriegsgericht gestellt zu werden.

Und auch anderes bewegte sein Herz: wie rührend Paulas innige Liebe... sie verdiente es, daß sein gerettetes Leben ihr allein gehörte. Und doch... ging nicht durch das Haus ein Schatten, blutleer jetzt, früher aber hatte er Leben getrunken, feuriges Leben. Wo war Dore geblieben? Er wollte nicht nach ihr fragen, doch der Gedanke an sie war ihm peinigend, denn er weckte das Gefühl einer alten Schuld...

So träumte er mit geschlossenen Augen im Halbschlaf. Da weckte ihn ein lärmendes Gepolter. Der Lärm kam von oben, es war, als ob Tische gerückt,

Google

Schränke geschoben würden. Waren das Gespenster, oder war der Feind ins Haus gebrochen? Flemming richtete sich auf seinem Bette in die Höhe ... er hatte das Gefühl einer unsichtbar näher rückenden Gefahr, und so tapfer er im Kampfgetümmel war, so wenig konnte er auf dem Krankenlager das folternde Unbehagen bezwingen, das sich seiner bemächtigt hatte.

Da fiel ein Lichtschein von oben durch das auf den Boden gehende Fenster ... war es der Lichtglanz einer Geistererscheinung? Einen Augenblick erinnerte sich Flemming der Sage, daß von den Geistern stets ein geheimnisvolles Leuchten ausgeht. Da wurde das Fenster mit Gewalt aufgestoßen, daß die eine Scheibe klirrend in Scherben ging ... und aus der Oeffnung streckte sich ein Arm hervor, der eine Laterne mit einem hellschimmernden Lichte trug, und ein bleiches Gesicht tauchte dahinter auf. Die Laterne wurde gesenkt, so daß ihr Licht auf den Kranken fiel, und spähend blickten die Augen der Trägerin niederwärts.

„Er ist es,“ rief eine Stimme mit einem unbeschreiblichen Ton, aus welchem man verzweifelten Schmerz und höhnische Siegesfreude heraushören konnte.

Es war Dore. Flemming hatte das Mädchen vom Prohner Wiek alsbald erkannt.

„Was willst Du von mir?“ rief er in höchster Erregung ... seine durch die Verwundung angegriffenen Nerven waren aufs äußerste gespannt ... dieser nächtliche Eindruck erfüllte seine Seele mit bangen Ahnungen ... er hatte längst die Empfindung, daß ihm von diesem Mädchen Unheil drohe.

„Ich wollte mich überzeugen, ob Du es wirklich seist ... ob Du Dich hier in die Pflege dieser guten Fee gegeben ... doch Du hast die böse dabei vergessen. Schändlicher ... nicht bloß vergessen hattest Du mich ... das wollte ich Dir verzeihen wegen des Kriegslärms und der Kämpfe, an denen Du Dich beteiligen mußtest; doch Du fandest Muße, einer andern Deine Liebe zu bekennen, ihr Treue zu schwören fürs Leben, sie an Dein Herz zu schließen ... ich war Zeugin dieser Begegnung ... Zeugin auf den Wunsch Deiner Geliebten ...“

„Doch Du mußtest einsehen, Dore ...“

„Daß ich nichts bin als ein Spielzeug, das man beiseite wirft. Dafür gibt's ja keinen Richter in der Welt. Das glaubst Du, das wähnst Du, doch Du irrst. Dein Richter sitzt nicht im Gerichtssaal am grünen Tisch ... ich bin Dein Richter ...“

„Dore!“ rief Flemming, „was willst Du thun!“

„Hoch geht das Meer, es rast der Sturm ... und ans Ufer schleudert er Wracks und Leichen. Einen toten Vater hab' ich begraben, eine tote Liebe muß ich begraben; aber sie nimmt viel, viel mit herunter. Ich habe gehört, daß sie früher drüben auf der Insel eine Göttin verehrten, Hertha, und bei ihren Festen wurden die Sklaven und Sklavinnen, die ihrem Dienst sich geweiht, in den Sill gestürzt. So ist's mit der Liebe, mit der verlassenen Liebe ... Die einsame Flut des Sees trinkt ihre Opfer. Sie haben zu viel gesehen von der Herrlichkeit der Göttin, sie dürfen nicht plaudern.“

Dore hatte die Laterne beiseite gesetzt; sie sprach ins Dunkle hinunter als spräche sie in ein Grab mit gefalteten Händen.

„Ich habe Dich geliebt, heiß und innig ... über diese Liebe ging die Brandung dahin wie die Schaumflut über die Dünen ... Du hast mich verlassen, verraten ... aber wir gehen doch noch einen gemeinsamen Weg ... ich zwinge den Treulosen zurück an meine Seite ... das ist das letzte! Gedenke mein ... Du wirst es, Du mußt es!“

Und das Fenster schloß sich klirrend ... das Licht verschwand!

Flemming schüttelte die heruntergefallenen Scherben von der Bettdecke ... doch nicht so leicht konnte er den Alpdruck abschütteln, der seine Seele belastete. Wäre er nur erst fort von hier, könnte er nur flüchten aus dieser Stadt, aus diesem Hause. Er wollte seine Kräfte erproben, er zündete ein Nachtlicht an ... richtete sich im Bett empor ... versuchte aufzustehen, in seinem Kabinet hin und her zu gehen, doch er mußte sich bald wieder aufs Bett werfen ... er war fieberisch erregt und suchte trotz seiner Schwäche lange vergeblich den Schlaf. Der Morgen dämmerte schon empor, als er ihn endlich fand und seine Halbträume zu einem ganzen schreckhaften Traum verschmolzen. Er fuhr dahin auf stürmischer See unter einem von tiefliegenden Wolken verhängten Himmel; hinter ihm drein aber jagte ein schwarzes Geisterschiff, Ungeheuer mit schnaubenden, feuerspeienden Rachen an Bord ... und am Bugspriet ein gespensterhaft beleuchtetes Riesenbild, welches Dores Züge trug. Immer kürzer wurde der Zwischenraum zwischen den beiden Schiffen ... und mit fieberhafter Angst klammerte er sich an den Mast seines auf den Wogenbergen hin und her tanzenden Fahrzeugs ...

Hausner hatte den Schlaf des Offiziers nicht unterbrochen; er hatte nur den Kopf zur Thüre hineingesteckt, und da er sich überzeugte, daß dieser Schlaf ein fester und tiefer sei, so war er seinen anderen häuslichen Beschäftigungen nachgegangen ... und so wurde der Träumende schweißgebadet, immer weiter verfolgt von den Feueraugen des Drachenschiffs, das ihm zuckende Blitze nachschleuderte.

Endlich wurde er aufgeweckt und fühlte bei dem ersten Dämmern des Bewußtseins etwas wie Erlösung ... es war ja alles nur ein Traum. Doch es war ein ungewohnter Lärm, der ihn erweckte; es dröhnte im Bildersaal von aufstampfenden Gewehrkolben und von einem Bilde mit schwerem Rahmen, das auf die Erde stürzte. So jagten ihm die wachenden Sinne gleichen Schrecken ein wie seine Träume. Die Thüre wurde gewaltsam aufgestoßen, ein französischer Offizier erschien in ihrem Rahmen mit gezücktem Degen, Soldaten zur Rechten und Linken.

„Herr von Flemming ... Sie sind mein Gefangener!“

Flemming fuhr auf vom Lager.

In diesem Augenblick stürzte auch Paula mit fliegenden Gewändern in heller Verzweiflung ins Zimmer und an seine Brust:

„Geliebter ... alles ist verloren!“

„Und wer hat mich verraten?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Paula.

„Aber ich weiß es,“ versetzte Flemming mit dumpfem Ton.

Ein inniger Abschied der Liebenden ... dann befahl der Offizier, daß Flemming sich bereit mache, um auf einer Tragbahre in Gefängnishaft gebracht zu werden. Paula mußte das Zimmer verlassen — ihr lauter Jammerruf füllte das Haus. Der alte Hausner half Flemming beim Ankleiden, führte und stützte ihn dann, als er die Treppe hinabging. Auch der Franzose leistete hilfreiche Hand.

Unten im Dunkel schimmerte ein helles Kleid. Dore hielt sich krampfhaft an das Geländer der Treppe ... ihre Augen funkelten hinter dem Pfeiler hervor wie die Augen der Löwin in der Wüste.

Die Soldaten des Feindes trugen den Gefangenen durch die Straßen der Stadt in die Kirche, in welcher die Offiziere und Gemeinen des Schillschen Corps untergebracht waren.

Paula aber, nachdem der erste Sturm des Schmerzes vorüber, rief vergeblich nach Dore, sie wollte sich anziehen, den General Gratien um Gnade anflehen ... Dore war verschwunden.

*

Monate waren seit jenem Unglückstage in Stralsund vergangen ... ein schlachtenreicher Sommer hatte mit der Besiegung der Oesterreicher Napoleons Uebermacht gesichert. Die Septembersonne warf schräge Strahlen auf die Bastionen und Glacis der Festung Wesel und den an ihr vorüberziehenden Rheinstrom.

In den Kasematten der Festung saßen die gefangenen Offiziere Schills, darunter Flemming, dessen Wunden längst geheilt waren, der aber hoffnungslos in die Zukunft blickte. Was konnte er von ihr erwarten ... neue Kerkerhaft oder den Tod. Wie trostlos war die Wanderung aus einem Kerker in den andern gewesen! General Gratien hatte bei seinem Abmarsch die Offiziere und Gemeinen des Schillschen Corps mit sich genommen, sie waren zuerst nach Braunschweig, dann nach Kassel in die Gefängnisse geschleppt worden, zuletzt wurden die Offiziere auf die Rheinfestung Wesel gebracht. Der Zorn Napoleons, des Siegers von Wagram, war nicht verraucht, er wollte im Norden sich durch eiserne Strenge die Ruhe sichern.

Tief aber war der Todesschlaf des deutschen Vaterlandes ... und das bekümmerte die feurigen Jünglinge, welche den Fahnen Schills gefolgt waren, noch mehr als ihr eigenes Geschick. Auch der Herzog von Braunschweig hatte auf Weserschiffen über das Meer flüchten müssen.

Paula war den Gefangenen nachgefolgt, schon einmal in Kassel hatte ein französischer Offizier, durch ihre Liebenswürdigkeit gewonnen, ihr eine Begegnung mit Flemming gestattet, und auch jetzt, auf den Wällen von Wesel, durfte sie ihn wiedersehen, freilich nur in Anwesenheit jenes Offiziers und einer Schildwache, die mit geladenem Gewehr daneben stand.

Vergebens hatte Paula die Gnade Gratiens angefleht, der General hatte keinen eigenen Willen. Flemming dankte ihr für ihre Liebe, doch er erklärte, er wolle das Los seiner Kameraden teilen, und er hätte eine verheißene Begnadigung nur angenommen, wenn allen das Leben geschenkt, die Freiheit zugesichert worden wäre.

Das Leben ... und handelte es sich denn um Leben und Tod?

„Ja,“ sagte Flemming auf die Frage der Geliebten mit stiller Schwermut.

„Doch, ihr seid ja ehrliche Gegner gewesen im offenen Kampfe —“

„Doch ohne ein Recht dazu! Unser König hat uns geächtet, man wird uns richten als Freibeuter und Straßenräuber.“

Ein Angstschrei entrang sich Paulas Brust; sie hatte an dies Entsetzliche nicht glauben wollen und klammerte sich noch fest an eine letzte Hoffnung. Sie schieden mit glühenden Küssen, unbekümmert um die Zeugen dieser Begegnung. Es war die letzte. Denn schon am Tage darauf versammelte sich das Kriegsgericht, eine Ordre des allmächtigen Kaisers war eingetroffen. Nicht als Freischarenführer wurden die tapferen Offiziere vor Gericht gestellt, als Räuber öffentlicher Kassen, als gemeine Verbrecher wurden sie verurteilt.

Oefters fuhr Paula auf einem Kahn über die wogenden Fluten des Rheins und der Lippe, um zu den Bastionen und Wällen der Festung hinauf sehnsüchtige Grüße zu senden. So geschah's auch an einem Septembertag ... die Bäume begannen sich zu entlauben ... es ging ein schwermütiger Zug durch die Natur. Doch wie die Flut den schrägeren Strahl der Sonne, so hielt ihr Herz noch ein letztes Hoffen fest.

Der Tod derer, die wir lieben, hat ja etwas so Unglaubliches, wir geben ihm erst recht, wenn er sein letztes Wort gesprochen.

Da tönte von einer Wiese an der Lippe ein Pelotonfeuer ... Paula schrak zusammen ... sie ließ in höchster Aufregung den Kahn am Ufer landen; sie wollte näher treten, doch aufgestellte Posten ließen sie nicht durch. Bleich mit klopfendem Herzen lehnte sie an einer hochragenden Erle, die am Ufer stand. Da regte sich's in der Krone derselben und von den schwankenden Aesten kam etwas den Stamm herabgeklettert ... es war ein Bauernbursche, der, auf dem Erdboden angekommen, seine Mütze in die Luft warf.

„Was gibt's? Sprecht, was habt Ihr gesehen von oben? Dort mußte der Blick ja frei sein.“

„So warfen sie ihre Mützen in die Luft, wie ich jetzt, doch es war ihr letztes Vergnügen.“

„Wer in aller Welt?“ fragte Paula, den Burschen bei den Händen fassend, damit ihr die sichere Kunde, die er zu geben vermochte, nicht verloren gehe.

„Sie riefen: ‚Der König lebe hoch!‘ und kommandirten dann selbst Feuer.“

„Von wem sprecht Ihr denn?“

„Nun, von den elf preußischen Offizieren, die hier auf der Wiese soeben erschossen wurden. Und die französischen Grenadiere haben ihre Sache gut gemacht. Einen von diesen Offizieren kenn' ich und gerade ihn hatte die Kugel nicht tödlich getroffen, nur am Arm verwundet. Da riß er die Weste auf und zeigte aufs Herz und rief: ‚Sicher, Grenadiere!‘ Noch ein Schuß, und er sank zu Boden.“

„Und dieser eine?“

„War der Lieutenant von Flemming!“

Mit einem Aufschrei brach Paula zusammen, der Schiffer sprang hinzu. Der junge Bursche aber, der mit hergekommen war von der Ostsee, eilte in die Stadt, bestieg den Postwagen, um so rasch wie möglich in die Heimat zurückzukehren. Es war Klaus Bruns.

*

Das Prohner Wiek schaukelte sanft seine mondhellen Fluten. Im Kirchhof auf der Düne saß ein einsam Weib. „Wenn der Seesturm die Gräber mit Dünensand verschüttet, wer fragt darnach, wo unsere Toten ruhen? Sie ruhen in unseren Herzen, doch wie lange dauert's und es ruht mit ihnen."

So sprach das Mädchen vor sich hin, in tiefem Schmerz, und doch mit thränenlosen Augen ins Weite starrend. Dann schritt es die Wege abwärts dem Strande zu. Da legte ein Nachen an, Klaus Bruns sprang heraus:

„Triumph! Er ist nicht mehr! So lang er lebte, wollt' ich an Deine Liebe nicht glauben. Mit dem Toten nehm' ich's auf ..."

„Mit dem Toten?" fragte Dore dumpf.

„Sie haben ihn bei Wesel erschossen, nach Kriegsrecht ... ich hab's selbst mit angesehen."

Dore war müde ... sie setzte sich auf einen Vorsprung am Ufer und stützte das Haupt in die Hand.

„Du weißt, ich hatte gute Beziehungen zu den Franzosen, denn daß sie in Stralsund den großen Fischzug gemacht haben ... das war mein Werk. Und so erfuhr ich stets von ihnen, wohin die Schill'schen gebracht worden waren, und ich folgte ihnen auf dem Fuße nach; denn diesen einen hatt' ich im Auge und mußte wissen, was aus ihm geworden. Eher hatt' ich keine Ruhe ... seinetwegen ließ ich ja auch die Franzosen den Schill'schen auf den Pelz kommen. Ich mußte Dir die Kunde bringen können, daß es aus mit ihm sei, ganz aus ... und die bring' ich Dir jetzt! Und nun wirst Du nicht zögern, dem Klaus Bruns ein ehrlich treues Weib zu werden."

Dore hatte sich aufgerichtet, plötzlich brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen und laut schluchzend hielt sie die Hände vors Gesicht. Aus dem Innersten hervor brachen die verhaltenen Ströme der Empfindung, Schmerz, Jammer, Reue und Buße.

Klaus Bruns sah sie befremdet, ja fast neugierig an. Was war dem Mädchen? So hatte er sie noch nie gesehen.

„Ich bitte um Deine Hand, Dore. Du verfügst jetzt frei über dieselbe, und wenn soll unsere Hochzeit sein?"

„Ich verfüge frei über mich ... wohl! Nur das Meer hat noch mitzusprechen ... da hole Dir Deine Braut! Ich komme, ich komme!"

Ein Sprung in die Flut ... und die weißen Wellenkämme der Brandung schlugen über ihr zusammen.

Jahrzehnte lang trug Paula von Flemming, die stets unvermählt blieb, Trauerkleider. Schloßherrin vieler Güter war sie eine Wohlthäterin von hundert Armen ... Nur zweimal zog sie helle Gewandung an und ihre Schlösser flammten in Lichterglanz, als die Kunde kam von der großen Völkerschlacht, welche Deutschland befreit, und dann wiederum, als in der Schlacht bei Belle-Alliance der besiegte Korse für immer vom Thron gestürzt worden. Da bekränzte sie mit weißen Rosen das Denkmal, das sie dem unvergeßlichen Freund im Schloßpark hatte errichten lassen, und gedachte mit unendlicher Wehmut des edlen Kämpfers, der, in trüber Zeit hoffnungslos dahingestorben, diesen schönen Tag nicht mehr erleben sollte.

Notizblätter.

Bühne.

Im königlichen Hoftheater zu München gelangte zur Aufführung „Der freie Wille", Schauspiel in drei Aufzügen von Hermann Faber. Das sehr beachtenswerte Werk errang sowohl beim Publikum wie von seiten der Kritik starken Erfolg. Ohne Zweifel ist der Verfasser ein echtes Talent, so daß von ihm manche gute Gabe für die deutsche Bühne zu erhoffen ist. Der Titel des Stückes bezeichnet nicht ganz zutreffend den zu Grunde liegenden Konflikt. Ein Redakteur, Theodor Haller, hat infolge seiner politischen Gesinnungstreue seine Stelle eingebüßt und lebt mit seiner Familie ein kärgliches Dasein. Die neue Redakteurstelle, die ihm ein zweifelhafter Ehrenmann, Wendorf, der Eigentümer des Blattes, überträgt, bringt den wackern Haller in das schwere Dilemma, entweder das unselige Aktienunternehmen Wendorfs, wenn auch nur passiv, zu stärken oder die eben überstandene Not seiner Familie durch Aufgabe der Stellung von neuem über sich ergehen zu lassen. Vorübergehend erliegt die Ueberzeugung, der sittlich freie Wille, des Redakteurs den Rücksichten auf Weib und Kind, um am Schlusse des Stückes durch die Gattin, der zu liebe er gefehlt, wiederhergestellt zu werden. Die Nebenfiguren, eine Musiklehrerin und der junge Wendorf, der sie zu Falle zu bringen sucht, lassen das Vorbild Sudermanns erkennen, auch ist der Einfluß Ibsens im Stücke spürbar. Sehr angenehm berührt die Abwesenheit jeglicher Effekthascherei und der sittliche Ernst, mit dem der Verfasser der gewählten Aufgabe zu bewältigen versucht hat.

An der Wiener Hofoper hat die Erstaufführung der Berton'schen Oper: „Die Liebenden von Teruel" einen günstigen Erfolg davongetragen. Der an tragischen Zwischenfällen überreiche Text wirkt spannend. Die im Vorspiel und den ersten Akten vielfach wässerige Musik erhebt sich gegen den Schluß zu eindrucksvollerer Wirkung. Die Pracht der Dekorationen und Kostüme ist blendend, die Gesamtdarstellung unter Jahns Leitung ausgezeichnet.

Kultur und Wissenschaft.

In Lugano in der Kirche Maria degli Angioli sind umfangreiche Fresken entdeckt worden; sie nehmen die zwei Seitenwände einer kleinen sogenannten Kapelle rechts von dem großen, berühmten Freskogemälde Luinis, la Crocefissione, ein. Der Sakristan berührte beim Abstauben zufällig mit dem Besen eine lose Kalkschicht, die herunter fiel und wobei der eine Madonna, auf dem Esel reitend, zum Vorschein kam. Es scheint die Flucht nach Aegypten darzustellen. Auf weiteres Kratzen kamen dann noch zwei andere Bilder zum Vorschein; sie scheinen vom Boden bis zur Decke zu reichen (etwa 8½ Meter). Da die anderen Fresken nur in Bruchstücken sichtbar sind, so kann man noch nicht mit Gewißheit sagen, was sie darstellen. Es sind eine Masse Figuren, doch weicht die Manier der Zeichnung und Färbung von der so charakteristischen des Luini ab. Von der Regierung sind tüchtige Fachleute aus Mailand bestellt worden, denen die Bloßlegung und Wiederherstellung der Fresken anvertraut wird. Dem Publikum bleibt die Kapelle vorläufig verschlossen. Laut alten Chroniken sollen noch zwei andere Fresken in der Kirche vorhanden sein, die jetzt auch noch übertüncht sind, aber nun wohl ebenfalls entdeckt werden können.

Für die Geschichte der ältesten Kunstentwicklung ist sehr bedeutsam die vom „Athenäum" unlängst gebrachte Nachricht, daß in den Ausgrabungen, welche die italienische Regierung unter Orsis Leitung in der Umgebung von Syrakus anstellen läßt, eine große Zahl von Gräbern mit vielen Grabbeigaben gefunden worden ist, die den von Mykenä her bekannten ganz und gar gleichen. Es scheint demnach, daß die sogenannte mykenische Kultur sich auch über Sizilien verbreitet war. Auch der Dromos, der Zugang zu dem Grabe, hat sich wirklich gefunden; letzterer war er durch eine Steinplatte verschlossen, die mit einer in fremdartigem Stile gehaltenen Darstellung verziert war.

Vereinswesen.

Der Verband deutscher Touristenvereine hielt am 29. September seine Generalversammlung in Frankfurt a. M. ab. Seine hauptsächlichen Bestrebungen, den Fremdenverkehr durch Agitation für billige Eisenbahnfahrten durch Aufschließung noch wenig besuchter Gegenden (Schutzhüttenbauten, Weganlagen und Markirungen), durch kostenlose Auskunftserteilung an jedermann über Touren, Gasthöfe, Sommerfrischen u. s. w. seitens der mit dem Verbandsorgan „Der Tourist" (Berlin, Köthenerstraße 37) verbundenen Geschäftsstelle des Verbandes, durch Publikationen u. s. w. zu fördern, werden im abgelaufenen Geschäftsjahr von guten Resultaten begleitet. Zur Zeit gehören ihm dreißig Vereine mit circa 400 Zweigvereinen und über 30,000 Mitgliedern an. Für die nächste dreijährige Geschäftsperiode ging das Präsidium vom Taunusklub auf den Eifelverein über; zum Präsidenten wurde einstimmig Direktor Dr. Dronke-Trier gewählt.

Denkmäler.

In Dessau wurde ein Denkmal des Dichters Wilhelm Müller, besonders durch seine Müllerlieder und Griechenlieder bekannt, eingeweiht. Der Feier wohnte der Sohn des Dichters, der zum Engländer gewordene berühmte Philologe Max Müller aus Oxford, bei.

In Nizza ist das Garibaldidenkmal, das seit Monaten der europäischen Presse reichlich Stoff geliefert hat, ohne Zwischenfall unter Reden auf Verbrüderung der stammverwandten Völker, Italiener und Franzosen, feierlich enthüllt worden. Auf kolossalem Unterbau erhebt sich die Statue Garibaldis im Freischarenkostüm. Vor der Stirnseite des Unterbaus stehen die sinnbildlichen Gestalten Italiens und Frankreichs und halten gemeinsam eine Art Wiege, in der ein neugeborenes Kind liegt. Nizza ist bekanntlich die Vaterstadt Garibaldis.

Eine Statue des Generals Raoult, der sich im Krimkriege besonders hervorgethan und bei Wörth gefallen ist, wurde in Meaux enthüllt.

Gestorben.

Ferrel, William, Professor, bekannter Meteorologe, 74 Jahre alt, Ende September, in Kansas.

Keller, Adolf, großherzogl. bad. Generalleutnant z. D., 78 Jahre alt, am 23. September, in Freiburg i. Br.

Kopernicki, Isidor, Dr., Professor der Anthropologie an der Universität Krakau, namhafter Gelehrter, am 25. September, in Krakau.

Lavastre, berühmter französischer Dekorationsmaler, 57 Jahre alt, am 24. September, in Paris.

Meyer v. Treufeld, Heinrich, Ritter, k. und k. Hofrat, Direktor der k. und k. Reichszentralkasse i. R., 64 Jahre alt, am 16. September, in Penzing.

Quedenfeld, Max, k. preuß. Premierleutenant a. D., berühmter Forschungsreisender, 40 Jahre alt, am 18. September, in Berlin.

Rackwitz, Richard, Dr., Chefredakteur des nationalliberalen „Rheinisch-Westfälischen Tageblattes" in Bochum, bekannter Dichter und Romanschriftsteller, 44 Jahre alt, am 16. September, in Bochum.

Schroll, Beda, Professor, Benediktiner-Pater, namhafter kärntnerischer Geschichtschreiber, 65 Jahre alt, Mitte September, im Stift Eberndorf.

Für müßige Stunden.

Rätsel.

Zerlege klug mein Rätselwort!
Dem Schlußteil nimm ein Zeichen fort,
Dem andern setze noch eins hin,
So mangelt beiden nicht der Sinn;
Doch um das Ganze zu ergründen,
Muß jede Aend'rung wieder schwinden.

Das Erste wohl zur Winterzeit
Erhöhen die Gemütlichkeit
An deines Hauses traulem Herd,
Freilich ganz unbewußt, verzehrt;
Doch folgen kann auch seiner Spur
Verheerung rings auf Feld und Flur,
Und wenn es Schlimmres sich erlaubt
An deinem eig'nen lieben Haupt,
So gib ihm nur den Laufpaß gleich,
Verweis' es in Thaliens Reich.

Das Letzte, magst du dir es sinnend
Vergegenwärt'gen oder spinnend,
Stets graut dir wohl vor seiner Macht,
Die, was sie weckt, was sie vollbracht,
Auch wieder mitleidslos zerstört,
Kein Flehn und Bitten je erhört.

Wie oft ein Dichtergenius
Auf Erdenglück verzichten muß,
Wie's heil'ge Feuer seiner Brust
Verzehrt des Lebens Freud' und Lust,
Wie seinem Herzblut oft entsprossen
Die Blüten, die er uns erschlossen,
Und gleich der Dornenkrone deucht
Der Kranz, mit dem die Muse schmückt —
Das, leider, hat in langen Jahren
Das Ganze selber auch erfahren.
Und erst die Nachwelt reicht ihm voll
Der höchsten Würd'gung Dankeszoll.

M. Sch. (Kassel).

Auflösung des Bilderrätsels Seite 39:

Ich weiß ich nicht, soll ich mich dem Interim anschließen, oder aber in Zeit in die Oberwüste gehen.

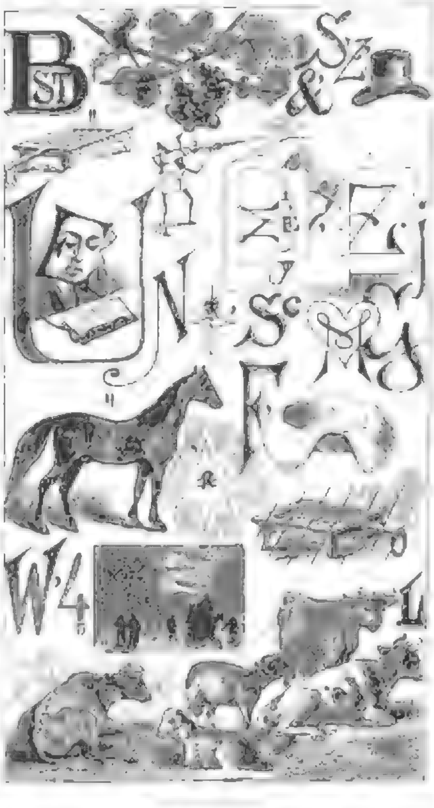
Auflösung des Rätsels Seite 59:

Paris.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 59:

Die Scheibe, welche in zwei Hälften geteilt erscheint, enthält Trennpunkte auf den Kreislinien und solche zwischen den Kreisen. Die ersten nach der Ordnung der Kreise von außen nach innen abgelesen und in gleicher Ordnung die Punkte der zweiten Art geben zusammen den Satz: „Unseren Brüdern Gruß und Hand."

Bilderrätsel.



Auflösung des Rebus Seite 59:

Das Glück läßt sich nicht jagen von jedem Jägerlein,
Mit Wagen und Entsagen muß drum gestritten sein.

[illegible]

die Dienstboten wären — der auch einmal etwas einer Arbeit sich Annäherndes verrichtet, der nicht lediglich aufs Genießen gestellt ist.

Als die damals elfjährige Marie Godehus zu den Vanthorpes kam, hätte das insofern anders werden können, als das in weit einfacheren Verhältnissen erwachsene Kind recht gerne diese oder jene Verpflichtung auf sich genommen hätte; daß dies aber nicht geschah, dafür sorgte die L'Estoq. Sie war eine unruhig thätige, ein wenig zur Intrigue neigende Person. Sie behielt alle Fäden in der Hand, ließ sich vor allem das Kommando über die Dienstboten nicht nehmen und beherrschte nach wie vor fast unmerklich das ganze Haus, indem sie auf die liebenswürdigste Weise auch das junge Mädchen von allen Pflichten fernzuhalten und nur auf den Genuß zu beschränken suchte.

Und Marie, ein wenig zu träumerischem Sichgehenlassen geneigt, ließ sie leicht gewähren. Es lag nicht in ihrer Natur, irgend eine Thätigkeit oder einen Einfluß an sich zu reißen, irgend jemandes Weg zu kreuzen. Einen Einfluß aber hatte sie gewonnen, ganz ohne Absicht und nur durch ihre Gutherzigkeit; und ebenfalls ohne es zu merken und zu wollen, hatte sie da die L'Estoq völlig aus dem Sattel gehoben — bei dem armen Baron Tony nämlich.

Der junge Mensch, eigensinnig, wie die meisten Schwerhörigen, hatte, seit sich ihm Marie mit ihrer weichen und klaren Stimme mehr und mehr zur Verfügung stellte, einen heftigen Widerwillen gegen die der Französin gefaßt. Es kam so weit, daß er, wenn sie sich ihm näherte, um ihm ins Ohr zu sprechen, heftig und ungezogen zurückwich; er gab zu verstehen, daß ihre Stimme ihm körperlich wehe thue.

Die L'Estoq nahm das mit unveränderter guter Laune hin, wie sie denn überhaupt von der gleichmäßigsten Stimmung der Welt war. Sie trug es dem jungen Baron nicht nur nicht nach, sondern begünstigte nunmehr seine Vorliebe für die Nähe von Fräulein Godehus auf alle mögliche Weise und suchte sich ihn dadurch wieder zu Dank zu verpflichten. Denn das war eines der kleinen Geheimnisse ihres Einflusses, daß sie einem jedem, bei dem es sich irgend zu verlohnen schien, mit Wort und That schmeichelte, so viel sie nur konnte.

Und als sie erst einmal gemerkt hatte, was der Baronin, soweit diese überhaupt empfand, und was dem alten Herrn in Bezug auf die beiden jungen Leute als wünschenswert zu erscheinen begann — und es bedurfte sehr, sehr wenig, um sie dies merken zu lassen — da war ihr ihre künftige Operationslinie vorgezeichnet, und sie würde nur davon abgewichen sein, wenn es ihr etwa noch eine andere Person — ein plausibler Bewerber um Fräulein Godehus beispielsweise — sehr der Mühe wert gemacht hätte.

Bisher war dies nicht geschehen, und es ging nun schon Jahr und Tag alles in dem gewünschten Geleise. In dem Maß, als Fräulein Godehus, in der vornehmen Gesellschaft aller möglichen Länder sich bewegend, eine der anmutigsten Erscheinungen derselben wurde, in demselben Maße gewöhnte die Welt sich auch daran, sie stets mit ihrem harthörigen Vetter zusammen zu sehen, der ihre Nähe gar nicht entbehren zu können schien. Daß er übrigens so überall dabei war, alles und jedes mitmachte, die Schlittenfahrten wie die Wohlthätigkeitsbazare, die Croquetpartien und die Karnevalsbälle — lauter Dinge, die für ihn doch nur ein Minimum von Vergnügen abwarfen und bei denen er, die Wahrheit zu sagen, eine ziemlich traurige Figur spielte — das wäre, hätte man der Sache auf den Grund kommen können, vielleicht auf das geschickte Manövriren gerade der L'Estoq zurückzuführen gewesen. Mochte Baron Tony sich amüsiren oder nicht (sie wußte ihn übrigens beinahe zu überzeugen, daß er sich sehr gut amüsire) — es war gut, wenn er gesehen, und war ganz besonders erwünscht, daß er mit seiner Cousine zusammen gesehen wurde.

Und die Idee, die sich in der Gesellschaft und darüber hinaus nunmehr verbreitet hatte, daß jene beiden früher oder später ein Paar werden würden — von wem ging sie eigentlich aus? Denn selbstverständlich, wie so manche Ueberzeugung dieser Art, war sie um so weniger, als ein von der Natur in dieser Weise stiefmütterlich behandelter Mensch auf ein eheliches Glück kaum noch Anspruch erheben konnte. Wer hatte das Samenkorn dieser Idee so lange und so oft geschickt und unmerklich hier und da in der Gesellschaft verstreut, bis es, und zwar nun auch an verschiedenen Orten zugleich, fruchtbaren Boden gefunden hatte? Das war, obwohl es ihr natürlich niemand nachweisen würde, auch wieder nur Madame L'Estoq gewesen.

Madame L'Estoq und Fräulein Godehus standen übrigens vortrefflich. War doch jene die Gefälligkeit und Brauchbarkeit selber und dabei im täglichen Verkehr nicht nur sehr viel amüsanter als Frau Vanthorpe — wozu nicht viel gehörte, denn die Baronin war etwa so unterhaltend wie die Wachspuppe im Schaufenster des Friseurs, die sich den ganzen Tag langsam auf einem Zapfen dreht — sondern wirklich witzig und drollig, nur mit einem eigentümlichen Beigeschmack bisweilen, der den Kundigen vielleicht noch am ehesten an den verlegenen, scharf gewordenen Parfüm ehemals kostbarer alter Garderoben und zur Auktion gestellter Boudoirs aus der Lebewelt erinnert hätte.

VII.

Ein strahlend heller Märzmorgen funkelt von den Dächern, Türmen und Kuppeln und dem Pflaster Roms wieder, aber die Sonne lügt, sie vermag heute wenig oder nichts. Die Tramontane, welche durch die Straßen fegt, ist so eisig, daß dem Volke draußen die Finger vor Frost starren. Gebunden hält sie sogar da, wo ihr bitterer Atem voll hintrifft, die sonst so lebendig glitzernde Flut. Um die Brunnen herum glänzt es von Eis. Und der Triton mitten auf der Piazza Barberini, der über seinem Haupt eine stets überfließende Muschelschale hält, trägt einen eigentümlichen Schmuck. Das Naß, welches tagaus tagein an seinem steinernen, nackten, nach Norden gewendeten Rücken herunterrieselt, ist geronnen, erstarrt zu einem dicken Eismantel!

Da freilich, wo nur die Sonne und nicht der Nordwind hinkann, ist es ganz anders. Und besonders die Winterquartiere all der reichen nordischen Fremdlinge mit ihren großen Südfenstern, mit guten Kaminen und dicken Teppichen über den Steinfliesen der Zimmerfußböden, sind gerade heute behaglich genug.

Und sicherlich eines der behaglichsten dieser Gemächer in ganz Rom ist der eine große Salon im Albergo de l'Europe, in dem Fräulein Marie Godehus sich eben befindet. Warm, sonnendurchflutet und noch dazu von den Düften der herrlichsten Frühlingsblumen durchwogt, die allenthalben Vasen und Körbe füllen. Und als wäre es mit denselben nicht genug, tritt eben Madame L'Estoq ein, noch einen prächtigen Strauß in der Hand, dem die erlesensten Wohlgerüche entströmen.

Sie war eben durch eines der Vorzimmer gekommen, als einer der eigenen Diener der Vanthorpes, keiner vom Hotelpersonal, an sie herangetreten war und ihr das Bouquet überreicht hatte. Dasselbe war für Fräulein Godehus abgegeben worden. Aber es war eine Einrichtung des Vanthorpeschen Hauses, daß alles, was einging — mit Ausnahme der Geschäftsbriefe für den alten Herrn natürlich — von Madame L'Estoq zunächst in Empfang genommen wurde.

Bei dem Strauß war auch ein kleines Briefcouvert gewesen, und der Diener hatte mit seiner gutgezogenen neutralen Miene bemerkt: „Zu eigenen Händen des gnädigen Fräuleins, ist dabei bestellt worden.“

Madame hatte genickt und ihm Brief und Strauß abgenommen, um beides in den Salon zu tragen. Dabei aber hatte sie den kleinen Umweg durch ihr eigenes Zimmer gemacht. Und hier in ihrem Privatgemach hatte sie das Couvert — modernes Briefpapier, beinahe so steif wie Pappe — erst von allen Seiten betrachtet, die Aufschrift, kräftig mit breiter Feder geschrieben, das hochadelige Wappen vorn auf dem Schluß, und dann hatte sie, obwohl jene Adresse an Fräulein Godehus lautete, mit elfenbeinernem Briefmesser das Couvert säuberlich, aber gründlich aufgeschlitzt und den dicken kleinen Briefbogen herausgenommen. Die Unterschrift des übrigens kurzen Briefchens war, wie sie vorher wußte, die des Herrn Telke von Bülow.

Es war der jugendliche Gesandtschaftsattaché von neulich. „Telke, komischer Name, grassirt wahrscheinlich seit den Ritterzeiten in jener Familie,“ dachte Madame L'Estoq flüchtig. Der junge Mann, ein vormaliger Husarenoffizier, hatte — sehr diskret, in sehr liebenswürdiger, feiner Weise — den Blumen als Begleitschreiben einige huldigende Worte an Fräulein Godehus beigefügt. Die paar Sätze sagten nicht zu viel, aber gerade genug. Besonders die letzte Wendung, eine Art leicht verschleierter Frage, ob er hoffen dürfe, mit der kleinen Gabe, die er ganz vollkommen gewünscht hätte, damit sie der Empfängerin einigermaßen würdig sei, wenigstens nicht beleidigt zu haben — besonders diese Schlußworte gefielen der unparteiischen Französin so gut, daß sie dieselben, leicht lächelnd, ein paarmal las.

Dann aber hatte sie das Briefchen — keineswegs etwa verbrannt, vielmehr samt dem Couvert sorgfältig in einer aus wohlverschlossenem Spinde genommenen Mappe aufbewahrt. Sie vernichtete nicht gern von anderen Geschriebenes. Man konnte nie wissen, wozu dergleichen einmal zu gebrauchen war. Und so hatte sie denn schon eine ganz eigentümliche Sammlung von allerlei Handschriften und sonstigen Dokumenten.

Visitenkarten zum Beispiel, die sie sogar zuweilen ohne Skrupel auch den Schalen auf den Tischen und Kaminsimsen fremder Salons entnahm, wenn dies unvermerkt geschehen konnte. Wie günstig, daß sie jetzt eine solche von eben jenem Herrn Telke von Bülow zur Hand hatte! Sie hatte dieselbe, die er vor einigen Tagen hier abgegeben hatte, sogleich an sich genommen mit sorgfältigem Finger und in ihr Museum geschlossen, so daß die Karte jetzt für ungebraucht gelten konnte.

Und mit dieser und dem Strauß trat sie also nunmehr, heiter lächelnd und mit dem besten Gewissen von der Welt, bei Fräulein Godehus ein.

„Sehen Sie, Kind, was Ihnen der gute kleine Bülow schickt!“ Sie behielt das Bouquet, welches sie Marie hinhielt, zunächst noch in der Hand, den Duft einziehend und es genauer betrachtend. „Etwas ganz besonders Feines; in der Blumenhandlung in der Bocca di Leone habe ich ein solches, nur etwas kleiner, für fünfundzwanzig Franken gesehen. Die Leute meinen immer, sie müßten es sich, wenn sie dergleichen hier ins Haus senden, gleich ordentlich etwas kosten lassen.“

„Ja, leider,“ sagte Marie vor sich hin, den Strauß nunmehr in Empfang nehmend.

„Und Bülow noch dazu,“ fuhr Madame fort; sie sprach, beiläufig bemerkt, vollkommen gut deutsch und hielt sich nur ein paar kleine, allerliebste Sprachfehler, die sie hier und da anbrachte, wenn sie es für gut fand, ihre Nationalität nicht ganz vergessen zu lassen . . . „Bülow noch dazu . . . er ist ja keiner von den reichen Bülows, wissen Sie . . . wir trafen die eine Familie voriges Jahr am Genfer See . . . vor Zeiten berühmte schöne Frau, Freundin des Prinzen Lamartin . . . die mit den großen Brillanten . . . sie kam schon zum Frühstück damit, und wir meinten noch, ob sie sie wohl auch im Bette trüge . . . erinnern Sie sich? Diese hier haben gar nichts . . . der Kleine schwelgt nur in seinem Diplomatengehalt“ — etwas leiser — „spielt aber zuweilen recht glücklich, wie ich neulich zufällig erfuhr . . .“

Hier richtete Fräulein Marie ihre grauen, klaren Augen groß auf Madame, mit der leisesten Verwunderung darinnen. Sie hatte, seit sie den jungen Legationssekretär zuletzt gesehen hatte, nicht ein einzigesmal wieder an ihn gedacht. Und so mochte es ihr auffallen, daß die L'Estoq sich jetzt schon Mühe gab, auf die Annäherung desselben ein mindestens zweifelhaftes Licht zu werfen.

Es war nicht das erstemal, daß Madame L'Estoq für dies junge Geschöpf ein wenig zu klug war. Sie benützte so leidenschaftlich gern krumme Wege, daß sie dieselben zuweilen auch da einschlug, wo sie über das Ziel hinausführen mußten, und daß Marie mit dem klaren Auge der eigenen innern Wahrhaftigkeit ihr zuvorkam und die andere gewissermaßen herankommen sah.

„Was haben Sie nur gegen Herrn von Bülow, liebe L'Estoq?“ fragte sie jetzt lächelnd. Aber Madame war nie in Verlegenheit, sie lachte hell auf.

„Nicht das mindeste, ebenso wenig wie Sie. Wir wünschen ihm beide von Herzen die reiche Frau, die er sich selber wünscht . . . Ah —

Man hatte geklopft. Madame ging selber an die Thür und meldete:

„Die Kartons von der Mellini, wie ich hoffte. Nur herein damit ... nicht wahr, Marie, wir sind bereit?“

Gewiß. Marie war ganz bereit und kam sogar mit mehr Lebhaftigkeit, als sie gewöhnlich zeigte, heran, da jetzt, auf Tischen und zusammengerückten Stühlen aufgestellt, die länglichen Riesenkartons ihren Inhalt preisgaben. Im Nu schien das Zimmer in ein Modemagazin verwandelt. Die römische Märzsonne trieb ein übermütiges Spiel darin. Sie rieselte in Lichtströmen an dem Atlas herunter, brachte glitzerndes Leben in die langen Schlangen der Silber- und Goldborduren, welche die Mode als Verzierung der Gewänder wollte und die deshalb den zur Auswahl gesandten Stoffen beilagen, sie brach die mattschimmernde Seide zu prächtigen plastischen Falten und hauchte sogar über die künstlichen Blumen einen leuchtenden Farbenschmelz.

Und daß man sie jetzt hier zuließ, war mit gutem Vorbedacht geschehen, denn es handelte sich nicht um abendlichen Schmuck, den das in seinen Wirkungen ganz verschiedene Kerzenlicht bestrahlen würde. Die Toilette, die man aussuchen wollte, war für ein Morgenkonzert im Botschaftshotel bestimmt, eine Veranstaltung, bei der in starkem Gegensatz zu dem Feste für alle neulich, nur die allererste Gesellschaft vertreten sein würde.

Und bei solchen Gelegenheiten pflegten die Teilnehmerinnen, wie nach stillschweigender Uebereinkunft, den ausgesuchtesten Luxus zu entfalten. Man beliebte „halbe Balltoilette“; den allerdings lichten, gold- und silberschimmernden, aber schwereren Stoffen wurde hier der Vorzug gegeben.

Und hier mußte auch Fräulein Godehus von der Einfachheit abweichen, in der sie sonst etwas suchte, wie manche meinen wollten. Trat sie doch ganz als Tochter des reichen Hauses auf. Sie hatte hier, wie in allen Fällen, völlig freie Hand, was die Kosten betraf ... sie brauchte nicht zu fragen, wie teuer eine Sache sei, die ihr für ihren Zweck passend erschien.

So wählten und überlegten, prüften, verglichen und verwarfen die beiden Damen denn jetzt mit voller Hingebung, die bei Madame L'Estoq übrigens eine uneigennützige war insofern, als es sich ja nur um den Anzug von Fräulein Godehus handelte. Der ihrige war so wichtig nicht; ein und dasselbe schwarze Sammet- und Spitzenkleid, welches sie selber mit ziemlich geschickter Hand immer einmal wieder nötigte, den Schritten der Mode wenigstens von weitem zu folgen, diente ihr nun schon Jahr und Tag. Madame kannte ihre Stellung und markirte dieselbe zuweilen sogar recht gern als eine nach außen hin völlig anspruchslose; nur einen Anspruch hielt sie mit einer gewissen Zähigkeit fest, sie wollte nicht ganz jugendlich bleiben, aber auch beileibe nicht — älter werden!

Und es hatte der Wunsch, zu gefallen in dem gewöhnlichen Sinne, das heißt doch vornehmlich, dem andern Geschlecht zu gefallen, mit diesem Bestreben bei ihr wenig zu thun, dasselbe hatte vielmehr im geheimen rein praktische Gründe. Sie hielt dafür, daß die körperliche Frische und Rüstigkeit, wie man sie bei Frauen zwischen dreißig und vierzig Jahren und etwas darüber hinaus findet, eigentlich ein unerläßliches Ingredienz der immerhin schwierigen Stellung sei, die sie im Vanthorpeschen Hause inne hatte. Und deshalb — nur nicht alt werden, äußerlich wenigstens nicht! Wenn auch der logische Prozeß, wonach ihrem Alter mit jedem verfließenden Kalenderjahr ein Lebensjahr zuwuchs, selbst von Personen noch zu vollziehen war, die sich so wenig mit Denken befaßten wie die Baronin Ludovika zum Beispiel — dennoch wenigstens nur kein äußeres Anzeichen dieser unwiderleglichsten aller Thatsachen aufkommen lassen!

Vor allem kein graues Haar! Nun, da war wenigstens leicht vorzubeugen oder vielmehr nachzuhelfen! Das Haar von Madame, die aus dem Languedoc stammte, war glänzend schwarz und daher easy to match, wie die Engländer sagen, das heißt, es war nicht schwer, die dazu passende Kunstfarbe immer bei der Hand zu haben ... mit anderen Schattirungen ist das bei weitem so einfach nicht.

Schwieriger schon, durch kosmetische Mittel der Haut beizukommen. Eine Zeit lang vielleicht hatte sich die völlige Einbuße der jugendlicheren Geschmeidigkeit und Frische hinzögern lassen, dann aber kamen Falten und Fältchen, man mochte thun, was man wollte, und nun begann Madame mit Watte und Puder nicht nur, sogar mit Pinsel und Farbe zu arbeiten. Aber wie geschickt und diskret gegen den tollen Auftrag der Baronin! Und wenn dann, bei dem lebhaft schwarzen Haar, den allzu regelmäßigen Zähnen und allzu frischen Farben, der ganze Effekt dennoch mit der Zeit der von etwas Künstlichem wurde — sie war klug genug, um so viel selber einzusehen — nun, mochte es darum sein. Der Beschauer, besonders der, dem jahraus, jahrein dieser so wohl konservirte Kopf sich zeigt, hat dann endlich das Gefühl, daß wahrhaftig keine kleine Energie dazu gehören müsse, sich solchergestalt gegen die Zeit und den Wechsel zu stemmen — und wenn diese Wirkung erreicht wurde, so war das eigentlich die hauptsächlich gewünschte, und Madame war vollständig zufriedengestellt.

Die Damen hatten sich endlich entschieden und das Ergebnis ihrer Wahl würde etwas ganz Ausgezeichnetes sein. Madame hatte sich lebhaft beteiligt und war sehr klug und brauchbar im Ratgeben. Riet sie im ganzen immer zu dem, von dem sie merkte, daß es der andere wollte, so konnte sie auch einmal, um dies kleine Manöver zu verdecken, eine entschiedene eigene Meinung haben, die dann aber stets den Vorteil des andern noch besser wahrnahm als er selber es gethan hätte. Jetzt rieb sie sich die Hände.

„Die Toilette wird entzückend, Marie. Dieser hellfliederfarbene gestickte Atlas — das halb hohe Corsage mit den breiten Spitzen ... das Ganze paßt so gut zu Ihnen ... Sie werden wie ein aus dem Rahmen getretener Van Dyck aussehen ... zart und kostbar.“

Die Bediensteten des Geschäfts hatten begonnen, mit einem gewissen Respekt die echten Spitzen wieder aufzuwinden und in den Karton zu legen. Da griff Madame noch einmal nach einem herabhängenden Ende des herrlichen Brüsseler Zwirnfiligrans, dem, an welchem das Blättchen mit der Preisziffer angebracht war, und lächelte. Und sie lächelte noch, als die Leute mit ihren kostbaren Lasten sich entfernt hatten, und meinte:

„Wissen Sie, Marie, was der Meter der Spitze, die Sie ausgesucht haben, kostet?“

„Nein,“ sagte Fräulein Godehus harmlos.

„Zweihundert Franken!“

Jetzt zog Marie doch ein wenig die geraden, feinen Brauen in die Höhe.

„So viel? Komisch, daß ich immer, wenn ich aussuche, auf das Teuerste verfalle!“

„Sie haben eben jenen distinguirten Geschmack, dem nun einmal diese hohe Steuer auferlegt wird. Ihnen gefällt meist gerade das beste.“ Und nun lachte sie geradezu. „Sie, gerade Sie jemals etwas anderes als sehr reich ... der Gedanke ist einfach lächerlich!“

Wie war es, daß sich hier Mariens Gesicht langsam mit einer feinen Röte überzog?

„Meinen Sie?“ sagte sie. „Und ich glaube, daß ich dieses alles auch sehr gut entbehren könnte.“

Madame schwieg einen Augenblick. Völlig, als wäre es nie gewesen, war das Lächeln aus ihrem Gesicht, aus den im Grunde hart blickenden Augen, geschwunden, von dem Munde, der die regelrechten Zähne meist so zeigte, daß sie deren anderthalbmal mehr als andere Leute zu haben schien.

„Marie, Sie sind toll,“ sagte sie langsam, mit ganz besonders deutlicher Aussprache, „aber steuern Sie dieser Tollheit beizeiten ... ich warne Sie!“

„Wovor?“ fragte Fräulein Godehus mit einem träumerischen, vielleicht sogar etwas trüben Lächeln. So war sie, so kannte die L'Estoq sie ... Es war ihr nicht leicht beizukommen ... sogar der Ernst jener Worte verfehlte noch des gehörigen Eindrucks auf sie. Nun, Madame war fest entschlossen, diesmal aber doch noch Eindruck zu machen.

„Wovor?“ wiederholte sie jetzt. „Nicht vor der Armut, denn das wäre überflüssig ... die eigentliche Armut wählt niemand ... aber davor, etwa jemals weniger reich sein zu wollen, als Sie es jetzt sind! Ich sage Ihnen, ich warne Sie ... Dies allein ist das Element, in welchem Sie atmen können, in jedem andern würden Sie elend verkommen, nachdem Sie eine Weile — meinetwegen Jahr und Tag hindurch — jämmerlich nach Luft geschnappt hätten.“

Marie sah zwar etwas ernster aus als vorher, aber immer noch viel zu behaglich für jemanden, der sich den fatalen eben beschriebenen Zustand deutlich vorstellt. Madame L'Estoq fuhr fort:

„Nein, ich habe mich eben falsch ausgedrückt. Es gibt nur Reichtum oder Armut in der Welt. Arm ist eigentlich noch ein jeder zu nennen, der sich Wünsche versagen muß des elenden Geldes wegen — der Reichtum aber fängt für mich erst mit dem unbedingtesten Ueberfluß an. Und, sagen Sie, was Sie wollen, den brauchen wir.“ Sie trat näher an Marie heran ... sie hatte jetzt etwas Fesselndes in ihrer energischen Ueberzeugung, als sie weiter sprach, die sehnigen Hände leicht geballt an den Seiten herabhängend: „Dem Menschen von Intelligenz und Willen soll die Welt dienstbar sein ... das ist der seiner allein würdige Zustand. Und nun frage ich, wem ist sie es mehr als uns hier, die wir die Hand nur so weit“ — sie hob die ihre ein ganz klein wenig — „auszustrecken brauchen, dann fällt uns alles das zu, darum die ganzen Lebenskapriolen der übrigen sich allein drehen? Die Männer jagen sich in der Politik ab, im Parteitreiben, warum? Um das zu erlangen, was wir schon haben — den Platz auf der Höhe, den Verkehr mit den ersten im Lande, den sogenannten Einfluß, wenn Sie wollen.“ Sie lächelte. „Dieser Einfluß ruht ja doch viel sicherer in den Händen dessen, der über die Börsenbewegung so viel vermag, wie ein Baron Vanthorpe zum Beispiel!

„Es gibt Leute, die der Intelligenz die Macht einräumen wollen, welche wir dem Geld zugestehen. Gut — alles nur façon de parler. Denn wir wissen es ja doch alle, die Intelligenz erkennt sich selber nur so viel Wert zu, als sie fähig ist — sich in Geld umzusetzen! Und sollen wir es ihr verdenken? Dem Künstler, wenn er von seiner Kunst verlangt, daß sie ihn zunächst einmal heraus hebe aus der niederträchtigen kleinlichen Lebensmisère, damit er dann ungehindert das beste, was er vermag, schaffen könne, heraus erst einmal und hinaus über die rohe Menge, die ihn drückt und drängt und beengt, mit den Ellenbogen stößt, ja, ja, ganz eigentlich zu reden, wenn sie ihn in die Mietkasernen der Städte zwingt, wo er sich allenfalls vier Wände, aber in denselben keine Ruhe erkaufen kann? Denn daß diese Tag und Nacht hindurch fehle, dafür sorgen schon der Nachbar oben und der Nachbar unten, und die Nachbarn zur Rechten und die zur Linken. Fragen Sie einen solchen, dem es in allen Nerven zuckt und krabbelt, der beständig am Rande der Geisteskrankheit steht, weil seine Mittel nicht hinreichen, um ihm heutzutage Ruhe — und weiter nichts als das, nur Ruhe — zu erkaufen — fragen Sie ihn, ob er nicht seine Seele zu jeder Stunde dem Teufel verschreiben würde für den Talisman, den wir besitzen!“

Sie brach plötzlich ab und lächelte, aber kalt und hart.

„Was rede ich Ihnen da vor ... was wissen Sie von dergleichen, Sie, die, die Sie schon seit Jahren wohnen, reisen, essen, schlafen luxuriöser als eine Fürstin! Herrgott, Kind, die unendlich vielen Dinge im Leben, von denen Sie nichts, absolut nichts wissen! Aber hüten Sie sich, daß Sie sie auch nie kennen lernen! Ich sage Ihnen, hüten Sie sich, Sie würden unfehlbar über dem Kursus zu Grunde gehen.

„Ich weiß ein anderes Lied zu singen ... ja, ich, moi, qui vous parle. Wer bin ich denn? Roturière von Grund auf — gerade aus jenem Stande, dem unseligsten von allen, dem sie Bildung geben, Bildung und damit eine gewisse Verfeinerung des Geschmacks, und zu dem sie sagen: ‚Nun geht hin und lehrt die anderen, hegt und verbreitet die Schätze der Kultur, schließt der Jugend die Augen auf für alles, was hoch und schön und begehrenswert im Leben ist. Und zu dem Ende müßt ihr das alles kennen und zu würdigen wissen ... aber ihr selber, ihr werdet elend leben und elend sterben ... ihr werdet von dem allem nichts jemals genießen und besitzen!‘“

Gefesselt und gebannt hingen die klaren Augen von Fräulein Marie an denen der Französin, die sich noch niemals alle diese Jahre her in ihrer Gegenwart so gehen gelassen hatte. Ließ sie sich denn wirklich gehen? Gewissermaßen ja ... das kluge Weib ließ seinem auf diesem einen Punkte fast leidenschaftlichen Empfinden einmal — vielleicht das einzigemal in ihrem Leben — völlig den Zügel schießen — nur daß dies in deutlicher Absicht geschah. Sie wußte genau, was sie mit diesem anscheinenden Ausbruch wollte, sie hatte vorher den Effekt berechnet.

Madame fiel jetzt in einen andern Ton. Sie lachte kurz, während aber noch die ungewöhnliche Erregung energisch in den Linien um Augen und Mund sprach:

„Nun, mir behagte das letztere nicht, und ich habe einen leidlich starken Willen. Ich habe mich aus jener verwünschten Sphäre, in der man vom Ideal und der Idee satt werden soll, herausgearbeitet — à griffes et à dents — mit Zähnen und Klauen, sag' ich Ihnen. Meine Heirat, das Leben mit dem armen L'Estoq" — ihre Stimme war hier um eine Kleinigkeit weicher geworden — „war ein Uebergangsstadium. Er war Journalist. Nun, diese Herren haben heutzutage wenigstens einige Berührungspunkte mit jener andern Welt des üppigen Behagens. Mon pauvre cher homme wußte auch, was gut schmeckte ... ha, wie viel besser als monsieur le baron hier ... einen wie viel feinern Geschmack hatte er! Wir gaben reizende kleine Soupers ... wir hatten die besten Brüsseler Teppiche, Majoliken und Bric-à-Brac, aber — wir machten Schulden ... und es gab einen netten kleinen Konkurs, als er gestorben war — gestorben übrigens" — hier wurde ihre Stimme wieder hart und schneidend scharf — „an den Folgen einer in der Armut des geistigen Proletariats verbrachten Jugend, ungesunden Wohnens und dürftiger Kost in den Jahren, da der Körper sich entwickelt.

„Ich hatte aber zu leben gelernt. Und von da an verschaffte ich mir immer warme Nester. Die Baronin weiß, welche Referenzen ich geben konnte, als sie mich zu engagiren wünschte ..." Und die Witwe des Herrn L'Estoq lächelte, etwa wie der erfahrene Meister im Kunsthandwerk lächeln mag, wenn er von den vorzüglichen Materialien spricht, mit denen er jetzt arbeitet, gegen früher, ehe er hinter die richtigen Bezugsquellen gekommen war. „Der Vater von Mademoiselle Estrelle Lewenstein, deren Erziehung ich vollendete, war ja, wie man weiß, eine der ersten Finanzgrößen des Kaiserreichs ... Ein ebenso großes Haus war das der Dicksons, aus welchem ich zu Vanthorpes kam — Dickson, der Sohn, Sie erinnern sich, wurde nachmals Schwiegersohn eines Ministers ... Mit den Empfehlungen solcher Familien ist man geborgen. Und wissen Sie, was mir den Eintritt in die angenehme Sphäre der Haute-Finance eigentlich vermittelt hat? Unser eigenes kleines finanzielles Malheur, oder lieber sollte ich vielleicht sagen, der gute Geschmack des seligen L'Estoq, der ihn ein paar Kunstgegenstände von wirklich hohem Wert hatte anschaffen lassen, obgleich er wohl wissen konnte, daß ihn dergleichen Ankäufe unfehlbar bankerott machen würden.

„Nun, sie haben es auch gethan, für mich aber sind sie der Anfang der bonne fortune gewesen, denn bei unserer Auktion erschienen die reichen Liebhaber, und die Witwe des kunstsinnigen armen Teufels erregte so viel Interesse, daß ich zugleich mit unserer berühmten Pluto- und Proserpinagruppe in das Haus Lewensteins, der sie ersteigert hatte, übersiedelte als Erzieherin der Tochter, aber zugleich, ich darf es sagen, als Freundin der Familie."

„Sie waren aber sehr tüchtig," bemerkte Marie, da jene eine Pause machte. Sie war gefesselt, wenn auch nicht gerade angenehm berührt durch diesen Vertrauensausbruch der Französin, welche ihre Lebensgeschichte bisher noch niemals zum besten gegeben hatte.

„Tüchtig" — Madame zuckte die Schultern in unnachahmlicher Weise — „andere sind auch tüchtig und bringen es doch zu nichts. Nein, das war es nicht. Ich hatte eine Leidenschaft für das Leben der Reichen gefaßt und wußte bald, daß ich es nicht wieder würde entbehren können. Und weil ich eine praktische Natur bin, ergriff ich die richtigen Mittel, um mir dasselbe zu sichern. Ich gab meine eigene Persönlichkeit anscheinend ganz auf — was war auch an der Witwe L'Estoq als solcher weiter gelegen? — und identifizirte mich und das meine mit den Interessen meiner Brotgeber ... das schmeichelt den Menschen. Sie nutzten mich aus ... warum sollten sie auch nicht? ... aber sie waren nicht undankbar. Stilisirte ich die Briefe von Madame Lewenstein — und ihre intimste Korrespondenz sogar — so gab sie mir dagegen Roben, die sie nur ein-, zweimal getragen hatte und die ich meist noch sehr gut verkaufen konnte. Monsieur, dem ich mich ebenfalls nützlich machte, pflegte mir zu meinem Namenstag und pour les étrennes ziemlich große Banknoten zu schenken, und er hatte sogar die Liebenswürdigkeit, mein unter diesen Umständen sich bildendes kleines Kapital vorteilhaft für mich anzulegen, mich zuweilen sogar eine diminutive Börsenspekulation mitmachen zu lassen. Reizend von ihm, nicht wahr?

„Und vor allem, ich lebte ihr Leben mit, das Leben der großen Welt, die Premièren der Theater, die Rennen im Frühjahr, die Bazare, bei denen Herzoginnen neben mir als Verkäuferinnen fungirten, das Seebad im Herbste, die Bälle, die Diners. Ich war überall, wo sie waren, als Begleiterin der Mutter wie der Tochter, bis diese verheiratet wurde. Sogar in den Tuilerien bin ich damals vorgestellt worden. Man nahm es dort ja nicht ganz so genau wie an vornehmeren, älteren Höfen ... Und wir hatten herausgefunden, daß die L'Estoqs mit einer Seitenlinie der Familie der Marquis de Boiseul zusammenhingen, mehrmals am Marquisat hergestreift waren ... die Sache imponirte den Lewensteins; ich war demnach vornehmer als sie selber und gar nicht hochmütig!" Wie Madame hier lachte! Ein paar Bände menschenverachtender Philosophie hätten nicht mehr ausgedrückt, als ihr Lachen.

„Auch mit dem Kaiser Napoleon habe ich mich damals unterhalten. Und ich gewann den Eindruck, der mir auch geblieben ist, daß sein Hauptfehler, sein Haupthindernis, will ich lieber sagen, eine Art Gutmütigkeit war. Diese aber darf man sich nun einmal nicht gestatten, wenn man in die Höhe kommen und oben bleiben will ... sogar ein Kaiser, der Parvenü ist, darf es nicht.

„Daß ich mir derartige Regungen nicht hingeben lassen dürfe, stand bei mir fest. Und deshalb verließ ich auch die Lewensteins, sobald durch die politischen Umwälzungen ein großer Wechsel in ihren Verhältnissen eingetreten war. Sie zählten von da ab nicht mehr mit, wollten sich erst auf einen Landsitz, den sie tief in der Provinz besaßen, zurückziehen. Aber das hält nur der angestammte Adel aus; sie begannen ein unstätes Reiseleben ... wie gesagt, ich machte mich in Gutem von ihnen los ... sie verdachten es mir selber nicht.

Dann bei Dicksons — eine höchst interessante Zeit ... Wir machten Politik, wir Damen ... an uns wandte man sich um Aemter, um Lieferungen, um Ordensverleihungen — ah, wenn ich einmal meine Memoiren schreiben werde! Wie nahe standen wir dem Ministerium ... wir wußten um Aenderungen in einem Regierungssystem, um Schwankungen in der Politik, noch ehe das ganze übrige Europa davon erfuhr, die fremden Minister nicht ausgenommen! Das waren meine schönsten Jahre! Aber es waren nur wenige und sie endigten, wie es ihrer würdig war, durch den bekannten Prozeß Dickson mit wahrhaft dramatischem Interesse!

„Ja, ja, man hat einiges erlebt! Damals, als auch meine lieben Dicksons in Frankreich unmöglich wurden, kam ich zur Baronin Vanthorpe. Und dies ist ja nun wohl der Hafen. Ich empfinde mich als mit der Familie verwachsen, und Sie wissen, ich darf es. Ihrer aller Interessen sind in der That die meinen ... das Haus würde mich schwer entbehren können ..."

„Nein ... Sie haben recht, Sie sind unentbehrlich," sagte hier Fräulein Godehus leise. Und sie sah genau aus, als ob die Worte „weit unentbehrlicher als ich" im stillen von ihr hinzugesetzt worden wären.

„Ha, ha, ha!" lachte hier Madame hell auf und kam und legte Marie beide Hände auf die Schultern. Und Marie machte nur eine leise, nicht unfreundliche Bewegung, um diese Hände zum Hinabgleiten zu veranlassen, trotzdem sie bei der Berührung durch dieselben das Gefühl hatte, als ob die Klammern einer Falle sich an ihre Glieder legten, um nicht wieder loszulassen.

„Wie bin ich nur so ins Reden geraten!" meinte Madame nun, noch einmal, wie zum Abschluß ihrer zärtlichen Wallung, mit der Hand leise um Mariens ovales Kinn herfahrend. „Ich habe beobachtet, daß ich das Bedürfnis habe, mir von Zeit zu Zeit die Situation klar zu machen ... und ich halte das für eines der Geheimnisse meines immerhin doch recht guten Erfolges, welches ich Ihnen hiemit preisgegeben haben will. Man muß sich eben nichts vormachen. Wenn ich vorhin per ‚wir' von mir und der Familie hier sprach, wenn ich mich mitzurechnen schien zu diesen oberen Zehntausenden, so könnten mich Leute, die mich nicht besser kennten als Sie, deswegen für eine vollendete Närrin halten. Aber Sie wissen es besser. Sie wissen, daß mein Geist klar ist, daß ich meine Stellung sehr genau kenne. Wie gesagt, ich gehöre nicht zu den Reichen, aber — ich habe das, was ich will: ich lebe ihr Leben mit unter der Bedingung, daß ich meinen Preis dafür zahle. Letzteres aber, meine Teure, muß man nicht umgehen wollen — man muß es ehrlich thun, nicht die Ware und das Geld behalten wollen; das wäre keine anständige Geschäftspraxis, nicht wahr?"

„Nein," sagte Marie mechanisch, da jene eine Antwort wirklich zu erwarten schien ... „Der Preis ist — ein hoher oder ein niederer, je nachdem man ihn taxiren will" — sie lachte — „es ist eben der meiner ganzen Person ... Et je vous en previens, ma chère, daß man, wenn der Gegenstand, um den es sich handelt, einigermaßen der Mühe wert ist, mit weniger so leicht nicht davon kommt ... Das aber, dessen wir hier teilhaftig werden, ist der Mühe wert ... es ist das Höchste, was die Welt bietet" — hier funkelten ihre Augen mit kaltem Lichte ... das Weib war imponirend in diesem Augenblick — „Genuß und — Macht ... und für wahnsinnig würde ich den halten, der es sich verscherzen wollte."

Marie hatte Selbstbeherrschung genug, um sich hier ruhig zu erheben und mit ihrem gelassenen Lächeln zu sagen:

„Sie sind so furchtbar nachdrücklich heute, liebe L'Estoq ... verzeihen Sie mir nur, wenn ich den sehr interessanten Vortrag unterbreche — oder war er fertig? Es ist die höchste Zeit, daß ich mich zum Lunch ankleide."

Damit nickte sie der andern zu und verließ das Zimmer. Madame aber nickte erst, als sie hinaus war, nickte lächelnd nach der hohen Flügelthüre hin, durch welche die schlanke Gestalt sich entfernt hatte, als wollte sie sagen: „Geh Du nur jetzt; Du bist doch nicht eher gegangen, als bis Du jedes Wort gehört hast, was Dir von mir zugedacht war!"

Sie konnte mit sich zufrieden sein. Die ganze Rede war eine Musterleistung gewesen. In welchem Grade, das konnte man freilich erst beurteilen, wenn man das Verhältnis der Familienglieder unter einander genau kannte. Der alte Baron und die Baronin Ludovika behandelten Marie wie die Tochter vom Hause. Wie hoch hatte sie als solche doch über der L'Estoq, der völlig Fremden, der früheren bezahlten Erzieherin und Gesellschaftsdame, zu stehen geschienen, wenn auch diese durch langjährige Gewohnheit mit der Familie verwachsen war!

Und da hatte nun heute die L'Estoq zur Klärung der eigentlichen Situation, wie sie sich ausgedrückt haben würde, einen Meisterstreich gemacht. Gerade durch ihre rücksichtslose Offenheit, durch den unverhüllten Cynismus ihrer Bekenntnisse, hatte sie dem Mädchen zu verstehen gegeben, daß sie sie im Grunde für nicht mehr als für ihresgleichen halte.

„Vor Dir brauche ich mich nicht zu scheuen," schien sie zu sagen. „Bei den anderen, bei meinen Brotherrn, die mein Wohl und Wehe in der Hand haben, würde ich mich hüten, so zu reden. Dir aber darf ich mich enthüllen: merke es nur endlich einmal, daß doch eine Kameraderie zwischen uns beiden besteht ... daß Du im Grunde ebenso gut ein abhängiges Nichts bist, wie ich es bin!"

Seit geraumer Zeit schon hatte sie ihr die Lektion zugedacht, und sie kannte Fräulein Godehus genug, um zu wissen, daß dieselbe gewirkt hatte, daß diese

Stunde im Leben Mariens Epoche machen würde. Marie war ein wenig indolent und zum sorglosen Dahinleben geneigt, aber feinfühlig und ehrlich. Jetzt waren ihr mit einemmale die Augen geöffnet ... und das bisherige Paradies war keines mehr für sie, sobald es ihr einmal klar wurde, welchen Preis sie zu zahlen haben würde, um desselben teilhaftig bleiben zu können.

Und hatte die L'Estoq so gehandelt aus müßiger Bosheit etwa oder aus der gefährlich leicht verletzbaren Empfindlichkeit einer untergeordneten Zofennatur heraus, welche sich an der höhern rächen will dafür, daß das Leben sie dahin, wo sie steht, gestellt hat? Nein, und hundertmal nein! Mochte sie sein, wie sie wollte, solche Regungen elenden Neides kannte sie nicht — vor denen schützte sie schon das Gefühl der Ueberlegenheit, welches sie im Genusse ihres scharfen und beweglichen Verstandes der Welt im allgemeinen gegenüber empfinden mußte.

Nein — sie war gewissermaßen loyal in ihrem Thun, selbst wenn sie Marie nicht so wohl gewollt hätte wie nur irgend jemandem, außer in erster Linie der Françoise Athenais L'Estoq selber. Marie sollte auf der Höhe, sollte glücklich bleiben, so glücklich, wie man ihrer Ueberzeugung nach auch dann noch sein konnte, wenn man an einen halb Blödsinnigen, den armen Baron Tony, lebenslang gefesselt war. Sie gönnte ihr, was sie sich selber gönnte — die allerchristlichste Moral verlangt vom Menschen nicht mehr — nein, etwas Besseres sogar gönnte sie ihr; denn der gesicherte, legitime Genuß einer Stellung an der Spitze der Gesellschaft, wie sie die junge Baronin Vanthorpe einnehmen würde, lag ja außer dem Bereich ihrer eigenen noch so energischen Anstrengungen.

Daß sie ihren eigenen Vertrauensposten in der Familie wieder um so viel festigte, wenn sie die Wünsche der Eltern des Baron Tony förderte, lief nebenher. Vielleicht ahnten die Alten noch gar nicht die Möglichkeit eines Fehlschlagens dieser Pläne und Erwartungen, sondern glaubten, Mariens sicher zu sein. Ja, dies war sogar bestimmt anzunehmen. Sie hielten es nicht für denkbar, daß Fräulein Godehus verkennen könne, unter welcher stillschweigenden Voraussetzung sie ihre Stellung des Schoßkindes der Familie genoß. Nun, Madame würde schon dafür sorgen, daß sie zu rechter Zeit erführen, wie leicht ihr Lieblingsplan hätte scheitern können, wenn Françoise Athenais L'Estoq nicht gewesen wäre!

Aber wie gesagt, diese Erwägung persönlichen Vorteils war durchaus nicht die Hauptsache. Madame nahm nicht nur ein uneigennütziges, sie nahm sogar etwas wie ein künstlerisches Interesse an der Angelegenheit, ungefähr so, daß sie den Abschluß durch die Heirat Mariens und des jungen Barons wünschte, wie der intelligente Leser oder Hörer einen gewissen Schluß eines Romans oder Dramas wünscht und fordert, weil dieser ihm der allein rationelle scheint.

Fräulein Godehus, mit dem vornehmen, das heißt etwas matt gestimmten Farbenton ihres ganzen Wesens, paßte so ausgezeichnet an den hervorragenden Platz, den sie einnehmen würde! Sie würde sogar noch nicht einmal allzu viel innerlich entbehren; sie war nicht leidenschaftlich und hatte ja für den armen Tony eine nachsichtige Neigung. Ausfluß der Güte und des Mitleids!

Und vor allem: sollte sie, Madame L'Estoq, etwa genötigt werden, an jenem Platz eine andere zu sehen? Ein käufliches, genußsüchtiges, hochgeborenes Weib, mit Ansprüchen an jeden Luxus des Lebens, die ins Grenzenlose gingen und deshalb nur durch jenes außergewöhnliche Opfer, die Heirat mit dem „armen Baron Tony", annähernd befriedigt werden konnten? Denn welchen Preis in Gestalt von Nadelgeldern, Diamanten und kostspieligen Launen würde eine solche wohl auf sich, auf ihre Verbindung mit der Familie setzen! Um dafür dann später jedenfalls ihren Mann, der er ja eigentlich nie sein konnte, zu hintergehen — zu hintergehen? — Als ob es dessen bei dem an allen Sinnen Stumpfen überhaupt bedürfen würde! — vielmehr mit Umgehung seiner auf ihre Weise ihr Leben und das fürstliche Vanthorpesche Vermögen zu genießen bis auf die Hefe?

Nein, der Gedanke war unaussprechlich fatal. Madame L'Estoq brauchte sich nicht erst vorzunehmen, daß sie alles thun wolle, was in ihrer Macht stehe, um dergleichen nie zur Wirklichkeit werden zu lassen — die ganze Energie ihres Wesens drängte von selber diesem Ziele zu. Und sie glaubte auch gar nicht, daß sie allzu große Schwierigkeiten bei Marie würde zu überwinden haben. War sich das junge Geschöpf nur erst einmal völlig klar über seine Lage, dann war schon viel gewonnen. Und selbstverständlicherweise war von außen wie bisher alles fernzuhalten, was etwa störend eingreifen konnte, Bewerber um die Gunst von Fräulein Godehus zum Beispiel.

Wäre freilich einmal ein solcher aufgetreten, der entweder ebenso reich wie Baron Tony Vanthorpe oder vielleicht der begüterte Träger eines sehr vornehmen Namens und dabei nicht harthörig und halb blind war — ja dann, dann hätte sich eine Komplikation ergeben, die der ganzen Aufmerksamkeit von Madame L'Estoq würdig gewesen wäre, der sie aber einstweilen in der bloßen Möglichkeit noch keine schenkte.

Denn dieselbe war nicht allzu wahrscheinlich. Jene internationalen Kreise des vornehmen Adels und der Haute-Finance spielen ineinander. Man kennt sich dort, und so mochte es für jene aristokratische und reiche Männerwelt kein Geheimnis sein, daß bei ihrem gleichsam nur willkürlichen Zusammenhange mit der Familie Vanthorpe die einstige Mitgift der jungen Dame eine Art Problem war.

Und daß sich einmal einer heftig in sie verliebte und deshalb über diesen Punkt völlig hinwegsah? Nun, unmöglich erschien das nicht, es war aber bis jetzt noch nicht vorgekommen. Und das war um so tröstlicher, als die Ursache, nach der Ueberzeugung der L'Estoq, nicht in äußeren Zufälligkeiten und Umständen, die sich auch einmal anders gruppiren konnten, als sie vielmehr weit tiefer, nämlich in Marie selber, lag, in ihrer Kühle und anscheinenden Gleichgiltigkeit, in einem sozusagen negativen Etwas ihres Wesens. (Fortsetzung folgt.)

Türkische Studenten in der Hagia Sofia.

(Hiezu das Bild Seite 112.)

Da nach mohammedanischen Anschauungen der Koran die Summe alles menschlichen Wissens enthält, so bildet das heilige Buch des Propheten auch die hauptsächlichste Grundlage des Studiums bei den Bekennern des Islams, und infolge dessen sind auch die Gotteshäuser, die Moscheen, zugleich die Universitäten. Hervorragend ist in dieser Hinsicht die Hagia Sofia in Konstantinopel. Die Lehrer bekleiden meistens geistliche Aemter, die mit einem Gehalt verbunden sind, so daß die Studenten kein eigentliches Lehrgeld zahlen. Die Reicheren machen den Lehrern nur zuweilen Geschenke. Der Docirende sitzt gewöhnlich auf einer Strohmatte oder auf einem Wollsacke. Vor ihm steht ein Lesepult, auf welchem das Buch aufgeschlagen liegt, aus dem er vorliest und Satz für Satz erklärt. Zuweilen muß auch einer der besseren Schüler vorlesen, und der Lehrer fügt nur stellenweise seine Erklärungen bei. Um ihn herum sitzen mit untergeschlagenen Beinen oder liegen ausgestreckt auf dem Boden die Studenten, die entweder bloß zuhören oder aufmerksam nachschreiben. Wenn einer der Schüler das vorgetragene Buch ganz auswendig weiß und zugleich die Erklärung dazu geben kann, so hat er ausstudirt und erhält die Erlaubnis, selbst Vorlesungen zu halten.

Generalfeldmarschall

Graf Moltkes Briefe

an seine Braut und Frau.

Sonntag, den 11. Juli 1841.

Es pflegten sonst immer Sonntags Briefe aus Hamburg zu kommen, leider aber kommt heute wohl keiner mehr, und ich weiß durchaus nicht, was ihr über eure Reise bestimmt habt. Ich will daher diesen Brief nur abschicken.

Ich habe den mecklenburgischen Baurat zum 15. nach Ludwigslust beschieden und werde die Linie mit ihm bereisen, was wohl vier bis fünf Tage dauern kann. Ich vermute, daß ich schon den 18. oder 19. in Hamburg sein kann, wo ich aber notwendige Geschäfte (die für uns selbst einst wichtig werden können)[1]) zu betreiben habe. Ich rate daher, daß ihr eure Badereise unabhängig von mir antretet, wenn ihr euren Beschluß gefaßt habt, wenn ich dann auch ein paar Tage später im Bad eintreffe. Es ist mir gewiß leid, gute Marie, wenn ich einige Tage später mit Dir zusammentreffe, aber die Sache ist nicht ohne Wichtigkeit. Später wie den 20. solltet ihr doch auf keinen Fall reisen. Laßt mich in Streits Hotel von euch Nachricht finden.

Es geht ein Dampfschiff, welches Cuxhaven, Helgoland, Wangeroog und Norderney berührt. Das viele Schreiben und Vorfragen führt zu nichts. Es ist am besten, ihr setzt euch auf das Schiff, wohnt zwei oder drei Tage im Wirtshaus, nehmt dann das Quartier, welches euch konvenirt; auf ein paar Thaler kommt es ja dabei nicht so sehr an. Cuxhaven ist teuer und mere brackish water. Norderney kenne ich selbst als sehr gut und billig. Auch Helgoland und Wangeroog werden gerühmt. Entscheidet euch nun endlich irgendwie, mir ist alles recht; aber das Bad ist mir sehr nötig, und ich wollte es nicht gern aufgeben. Dienstag reise ich von hier ab. Ich bin in großer Eile und muß für heute schließen. Herzlich auf frohes Wiedersehen. Immer Dein Dich herzlich liebender Helmuth.

*

Harburg, den 21. August 1841.

Schon gestern auf dem Dampfschiff fing ich einige Zeilen an Dich an, aber das Schaukeln des Fahrzeuges störte mich. Die Reise von Helgoland war sehr glücklich, und ich rate euch, doch ja mit dem „Patriot" zu gehen, dessen Bewegungen so sanft sind, daß es gar nicht möglich ist, krank zu werden. Selbst die Damen blieben wohl, und nur die Vorsichtigsten legten sich auf dem Verdeck nieder. Das kleine Felseiland entschwand schnell unseren Blicken, bald sahen wir die rote Tonne, immer zahlreicher begegneten uns die Schiffe, mit vollen Segeln an uns vorübergleitend, und zwei große englische Dampfschiffe brausten vorbei. Dann zogen wir an Glückstadt vorüber, und um sechs Uhr waren wir in Hamburg. Nachdem ich trefflich geschlafen, fuhr ich mit dem äußerst schnell gehenden Dampfschiff „Primus" hieher, wo ich bis zwei Uhr nachmittags liegen bleibe, dann aber mit der Schnellpost nach Hannover fahre, wo ich morgen früh sechs Uhr eintreffe. Das Wetter ist auch hier vortrefflich, und ich fange an, die gute Wirkung des Seebades hier auf dem Festlande zu spüren. Ich kann nicht leugnen, daß es mir vorkommt, als ob ich aus dem Gefängnis entschlüpft wäre, und wäre ich nicht mit Dir da eingesperrt gewesen, so hätte ich es auch nicht so lange ausgehalten. Die Vegetation scheint mir selbst in Harburg ganz tropisch, weil die Bäume über sechs Fuß hoch sind, und Pferde und Wagen sind ordentlich eine Neuigkeit geworden.

Herzlich wünsche ich, daß ihr den Rest eurer Verbannung auf der Klippe bald hinter euch haben mögt. Itzehoe wird euch auch recht angenehm erscheinen und ihr alle gewiß großen Nutzen von der so vollständigen Badekur haben. — Sei guter Dinge, liebe Marie, die Entfernungen sind das wenigste, was die Menschen trennt, und wir werden uns bald wieder finden. — Da eure Lebensweise so geregelt, so weiß ich zu jeder Tagesstunde, wo ich euch in Gedanken suchen kann, von mir hingegen werde ich Nachricht geben. — Adieu für jetzt, teure, liebe Marie, herzliche Grüße an Mama, Papa und Jeanette. Immer mit treuer Liebe der Deinige.

Helmuth.

*

Pyrmont, Montag den 23. August 1841, abends.

Mehr als einmal ist mir heute eingefallen, wenn Marie doch hier wäre und mit mir diese Berge erklettern und die schönen Aussichten bewundern könnte. Es ist gar sehr hübsch in Pyrmont, und ich halte es doch mit einer weiten Gebirgslandschaft gegen die grandiose Einförmigkeit des Meeres. — Nun wünsche ich nur, daß ihr von eurem Eiland ohne Seekrankheit erlöset werdet, und da diese Zeilen Dich kaum mehr auf Helgoland treffen können, so richte ich sie gleich nach dem freundlichen Itzehoe.

Ich freue mich darauf, liebe, gute Marie, in Magdeburg Nachricht von Dir zu finden, und hoffe von Dir zu hören, daß das Bad euch allen und besonders der kleinen Ernestine recht gut bekommen sei.

[1]) Moltke beteiligte sich mit 10,000 Thalern an der Berlin-Hamburger Bahn.

Beim Hünengrabe.

Novelle

von

Gerhard Walter.

I. Im Vorfrühling.

Es wird im Leben immer etwas anders, als wie man sich's gedacht hat. Damals, als ich mich entschied, Forstmann zu werden, da trieb mich die Liebe zum Walde, dessen Rauschen mich in Schlaf gesungen, wenn ich als glückliches Kind mich müde gespielt, und ohne dessen kühlen Schatten ich mir kein Behagen denken konnte. Ich wußte damals noch nicht, daß Forstmann und Wald durchaus nicht so notwendig zusammen gehören, wie ich meinte. Das Leben berichtigt unsere Träume oft recht gründlich; zum Teil so gründlich, daß es einfach einen großen, dicken Strich durch dieselben macht, als ob es sagen wollte: „Nun setz Dich nur schnell an die Arbeit und träume etwas Neues; oder noch besser: Laß das Träumen überhaupt sein und thu etwas Besseres. Fang dein Werk mit Freuden an und arbeite, bis Du nicht mehr kannst!"

So ist es mir auch ergangen. Ist alles ganz anders gekommen, als ich gemeint. Ich mag die Blicke senden, soweit ich will, ich sehe keinen Wald. Hin und her über den grauen Dächern des Heidedorfs ragen langweilige Pappeln auf, und hinter meinem eigenen Hause breiten die beiden einzigen Linden weit und breit ihre Zweige. Am Bach entlang, der meinen Garten von der Wiese des Nachbars trennt, stehen alte Erlen, die wie müde sich über seinen rieselnden Strom neigen, dessen bräunliches Wasser aus den Torfmooren abläuft. Denn im Sommer dörren in langer, weiter Folge die hochgeschichteten Soden im grellen Sonnenschein rings um das Dorf; und die einsamen Häuser, die der Wanderer — wenn es hier solche gäbe — von fern hin und her über die Heide verstreut erblicken möchte, sind Torfscheuern. Mag sein, daß nach fünfzig und hundert Jahren die Welt hier herum anders aussieht. Es ist der Zweck meines Hierseins, daß sie es einst thue. Die Regierung hat Quadratmeilen des Heidelandes angekauft, und ich soll sie bepflanzen, damit dereinst, wo jetzt nur die braunen Kühe des kleinen Mannes weiden, es mit Tannennadeln regne, und wo zur Zeit die Heidelerchen am lichten Tage jauchzen, der Waldspecht die Stämme anschlage.

Daß ich hier den Wald vor Bäumen nicht sehe, kann ich also nicht behaupten. Ich schaue in unbegrenzte Ferne, wohin ich blicke. Die Leute draußen in der Welt bedauern mich: „Wie haben Sie sich nur so bei lebendigem Leibe begraben lassen können; das muß hier ja zum Sterben sein!" höre ich wieder und wieder aus jedem Brief heraus, den mir der Bote bringt. Merkwürdiges Volk, die Menschen! Als wenn das Glück größer wäre, vormittags und nachmittags in der Schreibstube im Regierungsgebäude, und abends mit Leuten am Wirtshaustisch zu sitzen, die einem innerlich vollkommen fremd sind und auch fremd bleiben, so fremd, daß wenn einer aus der Tafelrunde ausscheidet, es ganz einfach heißt: „Ist fort! Schade, netter Kerl!" — damit ist er erledigt. Solcher Verkehr nützt mir nichts, und ich gebe nichts darum, und es thut mir nicht leid darum.

„Seien Sie froh, daß Sie nicht verheiratet sind!" schreibt ein anderer, „eine verständige Frau wäre entweder nicht mitgegangen oder ginge im Jahr elf Monat auf Urlaub!"

So? Meinen Sie? Möchte trotzdem gerade hier, in dieser Stille, verheiratet sein; aber nicht mit einer so „verständigen" Frau, wie sie dem Schreiber vor Augen schwebt, sondern mit einer so einfältigen Frau, daß sie mir innig im Arm läge und zu mir spräche: „Gerhard, hier ist's köstlich! Hier sind wir ganz eines nur des andern! Was geht uns die Welt an?"

Aber ob es solche gibt? Habe ihrer nicht viele getroffen.

Was für ein Bild steigt da wieder vor meiner Seele auf? Bist du wieder da, du Traum und Glück meines Lebens, aber wie nah' du mir im Geist in dieser Stunde stehst, doch ewig fern und unerreichbar? — Tritt nur ein, du lieber Gast, und bringe Licht und Schein in dieses Zimmer, in dieses einsame Haus, ich heiße dich willkommen, Martha, du wärst mir dies innige Weib geworden, du wärst mir in die Stille gefolgt, du wärst mit mir über die Heide gegangen und hättest dich mit mir gefreut über den verklärenden Goldglanz, den die Sonne im Untergehen über die rotblühende Erika wirft; und hättest am stürmenden Herbsttag mit mir darauf gelauscht, wie der Regen gegen die Scheiben prasselt, hingefegt über die weite braune Fläche, und wir hätten zusammen gesessen im gelben Lichtschein der Lampen und alle guten Geister wären bei uns gewesen, und in deinen tiefen braunen Augen hätte ich ein ander Licht leuchten sehen, das süße Licht der Sterne, nach denen ich mein Lebensschiff gesteuert. — Aber es hat nicht so sollen sein.

Wie's so kam? — Der Abend ist so still, so ganz dazu angethan, um Geisterbesuch anzunehmen und zu halten. Noch liegt die Heide halb verschneit, in den Zweigen der Linden, den kahlen, raschelt der Wind, dann und wann rasselt Pluto mit der Kette, du guter, bissiger Wächter, verbirg dich tief in deinem Haus und krieche hinein ins dichte Stroh und belle nicht und knurre nicht, wenn mein Gast kommt, noch wenn er geht, es soll's keiner wissen, daß sie bei mir war. Sogar ich selber will's nachher vergessen, wenn ich kann! Aber jetzt klopfe ich mit entschlossenem Finger an deine Thür. Vergangenheit, gib mir ein einzigmal das wieder zu Lehn auf Stunden, was du mir einst darbotst in lichter Zeit — und dann nahmst, um es mir darauf auf immer zu verbergen.

War ein fröhlicher Bursch. Frischer, stärker als mancher andere. Mußte der Freude auf den Grund gehen. Hab' deinen ganzen Zauber im Herzen gefangen, goldenes, freies Studentenleben. Bin tief in deinen Schacht hinabgestiegen und hab' Poesie genug mit hinaufgebracht ans Tageslicht, Lieder und Sang und Klang, Lust an allem großen und kühnen Thun. War kein zahmer Gesell oben. Wie manchmal beim Humpen bis Sonnenaufgang gesessen und hab' mit klarem Auge und klarem Sinn in den Glanz des jungen Lichtes geschaut, habe auch etwas dabei gearbeitet, aber nicht gar zu viel. Hab' meinen Hieber geschwungen und mich gefreut, wenn Klinge an Klinge blitzte; aber bin nie ein Raufbold gewesen. Und wenn draußen Lenz und blühende Zeit war, dann duldete es mich nimmer daheim, dann nahm ich den Wanderstock und zog hinaus in die Baumblüt', und der Buchfink hieß mich vom Zweig willkommen, wenn ich auszog im jungen Morgenlicht, und die Nachtigall sang mir zur Ruh', wenn ich in der Herberge auf Heu mich bettete. Vor mir lag alles in Blüte, das Land und das Leben; und großes, mächtiges Glück mußte dort vorn für mich liegen, meine Seele zu füllen und zu stillen.

Aber es sollte besser kommen. Hatte oft genug jauchzend mitgesungen, und meinen Krug dann mit den anderen zusammengestoßen, daß es rasselte und klirrte:

„Es lebe die Liebste deine,
Herzbruder im Vaterland!"

Aber ich wußte nicht, was ich sang. Ich hatte keine Herzliebste. Konnte mich nicht damit befreunden, was die anderen sich für ein Bild vom Lieben machten. Aber wohl ahnte mir, daß dort das Glück läge, nach dem ich suchte.

Da kam's mir ganz von selbst, und pochte eines Morgens an mein Fenster, und wie ich aufmachte, die Frühlingsluft des jungen Tages aus tiefer Brust zu atmen, da sah ich zum erstenmale drüben am Erkerfenster, jenseits der Straße, Martha, braunäugig und braunlockig, wie eine Tanne schlank, ein Bild, wie sie dort stand, selbst blühend unter Blumen, mit Liebreiz übergossen. Ach, mein armes Studentenherz, wie wuchsen dir mit einemmal die Flügel, und wie flogst du auf! Und wie war's dir wohl da oben im Sonnenlicht! Verliebt, und in Liebe verloren in einem Augenblick.

Ich wußte es bald, sie war eine Waise, die bei ihrem Oheim Obdach gefunden hatte. Und von dem Morgen an, an dem ich sie zuerst erschaut, da fing sich an, zu arbeiten. Und wie! — Meinen Tisch schob ich ans Fenster. Gegenüber saß sie. Das war eine Lust zu leben. Nur ein Leid war dabei: Martha wurde bewacht wie je eine Prinzeß im Märchen. Hatte es ja wohl gemerkt, und war mein Herz jauchzend gesprungen dabei, daß sie wohl manchmal einen Blick ihrer leuchtenden Augen hatte hinüber fliegen lassen zu meinem Fenster, und glaube ich, daß ich allemal rot geworden vor Glück, aber näher konnte ich ihr nicht kommen. Nimmer, und dann selten genug, erschien sie anders als im Geleit von Onkel oder Tante, und da sie Trauer hatte dazu, war sie auch nirgends zu sehen, nicht auf der Lochsmühle, wenn da Sonntag nachmittags die Stadtmusikanten aufspielten, noch kam sie auf das Kellerfest, zu dem wir mit großem Glanz auszogen. Ich war der Fahnenträger. Hab' ich das schwere Tuch aber geschwenkt, als wir an ihrem Fenster vorbei zogen und sie so gar holdselig droben herausschaute. Aber ich mochte mit keinem andern Mägdelein tanzen, obgleich manch liebe Blume darunter war.

Doch als sie alle an dem Abend schliefen im Städtchen, da schlichen wir uns, zwei gute Gesellen und ich, heimlich zur Stadt zurück und stiegen über den Zaun von ihres Oheims Garten, da wo tiefschwarzer Mondschatten fiel, und huben mit gedämpfter Stimme unter ihrem Fensterlein an, zu singen:

„Das Lieben bringt groß' Freud',
Es wissen's alle Leut'.
Weiß mir ein schönes Schätzelein
Mit zwei schwarzbraunen Äugelein,
Die mir mein Herz verwundt —"

Die Nachtviolen dufteten so schwül und aus der Jasminlaube kam schwerer Duft gezogen in der prächtigen Sommernacht; mit bläulichem Glanz lag das Mondlicht auf den Blättern und rieselte hernieder an den Stämmen, die Welt war ein Märchen, von Zauberluft durchweht — aber da klang über uns ein Fenster und eine keifende Stimme rief unholde Worte in den wonnigen Geisterspuk hinein; doch was kümmert's mich? Hatte gar wohl gemerkt, daß noch ein ander Fenster, an dem meine Blicke hingen, ganz, ganz leise ein wenig aufgethan worden, und daß zwischen Fenster und Rahmen eine kleine weiße Hand hindurchgeschlichen war, und eine Rose fiel, mein Gesicht streifend, zu meinen Füßen nieder. Scheu und im Schatten verborgen schlichen wir von dannen; aber ich war närrisch vor stillem Glück. Die anderen hatten's nicht gemerkt, und ich hütete mich auch wohl, ihnen etwas zu verraten. Aber am andern Morgen stellte ich die Rose in mein Fenster und schaute hinter dem Vorhang her hinüber, bis mir die Augen schier weh thaten, und bis Martha drüben zwischen den Blumen erschien, vorsichtiglich und wie in Aengsten herüberlugend — aber als sie die rote Rose ersah, da sah ich wohl, daß sie selbst wie eine Rose erglühte.

So hielten wir zuerst Zwiesprach und nachher jeden Tag, aber mündlich reden durften wir nichts mit einander. Und dann, endlich, an einem heißen Sonntag Nachmittag, da faßte ich ihre Hand zum erstenmal. Es war da in der Gegend ein Rettungshaus für verwahrloste Buben und feierten selbige ihr Jahresfest; und ob ich wohl sonst mich nimmer drum gekümmert, ob's ihnen gut oder übel ging, als ich sah, daß sie schön und sittsam mit Onkel und Tante aus der Thür trat und den Weg nach Wesselheim einschlug, — mochte auch wohl ein ganz kleiner Blick zu meinem Fenster hinaufgeflogen sein — da schlich ich mich hintendrein.

Draußen auf der Wiese war eine große Menge versammelt, und wie da die Herren vom Vorstand redeten und die Buben turnten und in Säcken liefen, stand ich im Gedräng dicht neben Martha und sah nur in ihre Augen und unsere Hände hatten sich heimlich gefunden. Aber es war fast des Glückes zu viel. Und wie sie sich dagegen wand, die kleine Hand, ich zog ihr doch den Handschuh aus — und wie ich ihn hielt, da hörte ich leise, wie in großer Furcht, sie flüstern: „Gehen Sie doch, bitte, ich sterbe vor Angst!"

Da ging ich — und den Handschuh nahm ich mit.

Nun begann eine selige Zeit. Traf es sich doch, daß der Sohn meiner Hausfrau drüben bei dem Herrn Onkel Schreiber zu werden lernen sollte. Und das war ein gar pfiffiges Bürschlein, und wie gemacht, ein Brieflein heimlich hin und zurück zu tragen. Und er trug manch eines und war uns immer ein treuer Bote, wußte aber auch wohl, daß wir es treu meinten.

Es war wieder eine laue Nacht im September. Da rief ich unten im Garten, wie das Käuzlein im Ritloch traurend ruft, so hat ich ihr geschrieben. Und oben ging ihr Fenster auf, ganz leise, und flüsternd rief ich ihr viel süße Namen hinauf. Aber das war gar beschwerlich, so immer den Kopf hoch und den Nacken hintenüber zu halten: „Martha!“ bat ich, „ich steige auf die Laube, da kann ich Dein Fenster erreichen; laß mich nur ein einzigmal Deinen Mund küssen. Ich thu's auch gewiß nie wieder!“

Und wie sie bat und flehte, ich sollte gehen, da saß ich schon oben und hatte meinen Arm um ihren Hals gelegt, aber sie zitterte wie Espenlaub. Unhörbar huschten die Fledermäuse mit leisem Flug ums Haus; vom nahen Wald her schallte manch heimlicher Ton, wie die Holztauben gurrten im Schlaf — es war, als läge ein Traum von Liebe und Glück über der stillen Welt —

„Martha — es dauert gar nimmer so lang, dann komm' ich und hol' Dich heim —“

„Ach, Gerhard, ich kann nicht dran glauben — es geht keinen guten Gang, versprich mir, daß Du nie wieder auf die Laube klettern willst, und nie wieder in den Garten kommen — ich sterb' vor Angst —“

„Und ich vor Liebe!“

Und sie barg ihr Gesicht an meiner Schulter: „Geh, Gerhard —“

Da schrie sie mit einemmal laut auf, es gab ein groß Krachen, und ich fuhr durch die zusammenbrechenden Stangen der Laube und durch all das schöne Gerank unsanft zur Erde herab und aus all meinen Träumen heraus — und oben flog ein Fenster auf, wie Marthas zuflog — ich aber brach durch, und riß mir die Schlingen vom Leibe, so daß ich noch zu rechter Zeit dem Wächter entfloh, und wie ich durch eine Hinterthür heimlich in mein Quartier geschlüpft war und selig und traurig hinausschaute, da wußte ich ganz klar und das Herz that mir darob weh, daß mein holdseliger Traum nun ausgeträumt sei durch meine Verwegenheit.

Und so war's. Am nächsten Tag hielt eine Kutsche vor dem Haus drüben, es wurden Koffer und Kisten und Kasten drauf geladen — und dann stieg Martha ein und hinter ihr der Onkel, und ein Blick traf mich, nicht von ihren Augen, nein, aus denen des Oheims, und der Blick war gerade so gut wie eine geballte Faust. Dann rasselte der Wagen davon — und ich blieb allein mit meinem grenzenlosen Heimweh nach Martha. Aber das brachte sie nicht zurück übers Meer von England, wohin sie meine liebe Blume geschickt, daß sie den dummen Forstakademiker nimmer sehen und ihn vergessen sollte. So hört' ich aus dritter Hand. Und alles, was mir geblieben aus den sonnendurchleuchteten Liebestagen, war ein unverwelklich Erinnern, die welke Rose und der kleine, gestohlene Handschuh. Und die hab' ich noch alle drei.

Aber ich hätte mehr haben können. Sie selbst hier, jetzt, an meiner Seite; ihre Wange an meinem Gesicht, ihren Arm um meinen Hals — trotz der Laube und England — wenn ein Tag nicht gewesen wäre! Ein wonniger und trauriger Tag, etliche Jahre später. Und das kam so.

Mit meinen examinibus war ich glücklich fertig und war nach Rügen geschickt, um in dem Prachtwald zwischen Saßnitz und Stubbenkammer zu vermessen. Mein Werk war gethan, und ich saß am zweiten Abend darnach in guter Ruh' hinter meinem Krug Bier und rauchte meine Cigarre dazu. Langsam und leicht zogen die blauen Ringe vor mir hin, und in behaglichem Träumen ließ ich die Bilder vergangener Tage an meinem Geist vorbeiziehen, mochte auch wohl ein bunter Zukunftstraum sich dazwischen drängen. Denn ich wußte, ich hatte eine tüchtige Arbeit geliefert, die mir vorwärts helfen konnte.

Nicht weit von mir saß eine Gesellschaft von vier gut aussehenden Herren beisammen, erzählten einander viel mit lauter Stimme und tranken auch recht wacker dabei. Ohne zu wollen, horchte ich zuweilen auf, wenn ihre Fröhlichkeit besonders laut ausbrach. Aber plötzlich wurde ich, was man so nennt, ganz Ohr.

„Nun, hören Sie aber 'mal, Diekmann, Sie haben aber doch ein haarsträubendes Glück mit Ihren Kindern, da heiratet Ihre Tochter vorm Jahre den reichen Bankier, Ihr Sohn verlobt sich mit dessen nicht minder reicher Schwester — na, und Ihnen selbst kam die Sache auch ganz zur rechten Zeit mit dem Vermieten Ihrer Villa an die englischen Nabobs, und ganz zum sogenannten Selbstkostenpreise werden Sie sie wohl nicht abgegeben haben.“

„Diekmann?“ fuhr es mir wie mit elektrischem Schlag durch den Sinn. Diekmann? hieß so nicht Marthas Onkel? Und hatte sie mir nicht einmal von der Aussicht erzählt, einen Sommer auf Rügen zu verleben — und die Engländer — mein Herz klopfte zum Zerspringen. Ich that, als ob ich nur in den Rauch meiner Cigarre starrte, aber jeder Nerv in mir horchte.

„O nein, so ganz billig habe ich nicht losgeschlagen, das Geschäft ist gut,“ erwiderte der Angeredete, „und ich habe allen Grund, meiner allerliebsten Nichte dankbar zu sein, die auf den Gedanken gekommen war, Mister und Mistreß Clasewinkle hieher zu lenken — ich sage Ihnen, das ist ein Mädchen —“ fuhr er begeistert fort, „so was haben Sie alle noch nicht gesehen — einfach eine Pracht!“

Die Stube fing an, langsam sich um mich zu drehen. „Martha?“ wirbelte es mir durch den Sinn, und mein Herz begann wie ein Schmiedehammer zu schlagen, mit stürmender Gewalt brach die alte Liebe über alle Dämme und Schleusen, in die Zeit und Vernunft sie gedämmt. Zum Seufzen und Winseln war ich nimmer gemacht, aber jetzt galt es handeln, mit blendendem Glanz stieg das Bild jener Träume von großem, gewaltigem Glück wieder vor mir auf, aber noch horchte ich, während meine Hand unwillkürlich dorthin fuhr, wo in meiner Brieftasche auf meinem Herzen Marthas Rose und Handschuh ruhten.

„Sie ist ein Schatz!“ fuhr Herr Diekmann fort, „und wer die heiratet, der wird ein Krösus. Hätt' sie wahrhaftig meinem Jungen gegönnt, wenn sie auch an Kassenscheinen nicht sehr reich sein wird; aber das heiratet ja alles nach Geld heutzutage, und er wird's wohl gebrauchen können, der Sausewind. Mein Bruder in Elleringen verfuhr ein bißchen hart gegen meine Nichte, daß er sie gleich bis nach England verschickte, weil irgend ein Windbeutel von Akademiker ihr Ständchen brachte —“

Ich saß da und hatte den Kopf in beide Hände gelegt. Ich wußte nicht, wie mir wurde. Ich blickte auf und schaute gerade hinein in das blendend glühende Rot der über dem Meer untergehenden Sonne — ich sah ins Unendliche — dort war der Himmel offen, Licht und Glanz und Purpur und Gold, die See leise vor den Fenstern aufrauschend, wie in verschwiegener Wonne.

Ich sprang auf und rief mit heiserer Stimme nach dem Kellner.

„Einen Bogen Papier und einen Umschlag, und Feder und Tinte, aber schnell!“ Er stürzte fort, ich ging auf und ab. Etwas erstaunt blickten die Herren sich nach mir um und unterhielten sich dann leiser weiter.

Das Gewünschte kam. Ich gab mir Mühe, meine Hand fest zu machen. Ich schrieb nur: „Martha, ich habe Dich wiedergefunden. Wo spreche ich Dich? Heute noch? Morgen muß ich fort. Hier meine Beglaubigung, Gerhard.“

Ich legte die liebe welke Rose dazu und schloß den Brief. Ich winkte dem Kellner, der mir mit verschwiegener Frechheit von fern zugesehen hatte. Diensteifrig kam er heran.

„Hier!“ sagte ich, drückte ihm mit dem Brieflein einen Thaler in die Hand und deutete schweigend mit dem Finger auf den doppelten Vermerk: „Nur persönlich! Bote nimmt Antwort mit!“ Er nickte verschmitzt und verschwand. Es mochte ihm kein ganz ungewohnter Auftrag hier sein.

Ich lief hinaus in den Garten und hinunter zum Strande.

Die Sonne war ersunken. Noch lag weinfarbener Schimmer über der See, aber schon im Verblassen. O Glück meines Lebens, gehe so nicht unter vor mir! Da unten lag ein Stein an der Wasserkante, über ihm ein verbergend Gebüsch von blühendem Jasmin. Dort setzte ich mich und starrte hinaus. Gewaltigste Stunde meines Lebens, in die sich alles zusammendrängte, was in mir an Furcht, Hoffnung, Erinnerung lebte, in der ich an der Scheide stand zwischen betäubendem Glück und betrübendem Leid — nein! das nicht! Mit klarem Sinn und unverlorenem Mut sollte mich beides finden —

Da kamen schnelle Schritte hinter mir den Gartensteig herunter, leichte Schritte, so ging kein Kellner. Dicht neben mir rauschte ein Gewand, ich schaute nicht um mich. Jetzt, du zitterndes Herz, sei stark! Eine Hand legte sich leicht auf meine Schulter. — Ich fuhr auf und wandte mich und sah in — Marthas Gesicht.

Ja, der Mann hatte recht gehabt: „einfach eine Pracht!“

Blühend, die Wangen gerötet vom schnellen Gang, hochatmend, stand sie vor mir da und sah mir mit unsäglich reizendem Lächeln ins Gesicht und hielt mir beide Hände hin — und doch, wie ich so stand und ihr in die Augen sah und meine Hände in ihre legte, da wußte ich: „Sie ist für dich verloren!“

So schauten wir einander wortlos an. Neben uns rauschte und spülte die See langsam auf den Strand. Ueber uns hin flogen die Möwen, dem Lande zu. Fest lagen unsere Hände zusammen. Ich fühlte den Ring an ihrer linken Hand, als sei er glühend und brenne mir ins Fleisch. Ich hob ihre Hand auf, das letzte Licht des Abendrots spielte auf dem goldenen Reif.

„Seit wann?“ fragte ich leise.

„Seit gestern!“

Ich ließ ihre Hand los und deckte die meine vor die Augen. „Seit gestern!“ Vorgestern abend hatte ich nach beendetem Werk auf Stubbenkammer getanzt. Der Oekonomierat hatte mich beredet, zu bleiben, wie ich am Morgen fortgewollt. Der mit den zwei Töchtern. Noch hielt ich ihre rechte Hand.

„Und vorgestern?“ fragte ich.

Sie antwortete nicht. Aber ich sah den aufleuchtenden und wie in stummem Jammer verlöschenden Glanz ihres Auges.

Wir standen allein. Von drüben her schallte Musik. Lichtgrün wölbte sich der Himmel der Mittsommernacht über uns.

„Leb wohl, Martha!“ brachte ich mühsam hervor.

Da trat sie einen Schritt näher, ganz dicht an mich, und neigte wie müde das Haupt gegen meine Schulter. Ganz leicht und lose lag mein Arm um sie.

„Gott behüte Dich, Martha — und mich mit!“

Sie hob das Gesicht. Sie war blaß. „Gerhard —“ und ein Zittern fuhr durch ihre Gestalt. Aber sie hielt inne mit halbgeöffneten Lippen.

Ich wußte, was sie besinnungslos sagen wollte. Aber es bäumte sich etwas in meiner Seele auf. War's böser Trotz? War's Eifersucht? War's Ehre und Achtung vor einem Wort? Ich weiß es nicht. Vielleicht alles zusammen. Mein dürstend Auge trank ihre Schönheit, mein Herz in mir schrie nach ihrer Liebe — ich wollte mich neigen, um sie an mich zu ziehen — und sie mußte die losen Fesseln zerreißen vor der Gewalt der ersten Liebe, wie ich das lose Gerank der Schlingen von der zerbrochenen Laube an jenem duftigen Sommerabend — auch da hatte der Jasmin neben uns geblüht, — — aber ich preßte die Lippen zusammen und sagte kein Wort.

„Leb wohl!“ sagte sie da und streifte meinen Arm von ihrer Hüfte, sich aufrichtend. Das blühende Rot war von ihren Wangen gewichen. Blaß, aus großen Augen sah sie mich an: „Vergiß alles, Gerhard, zum letztenmal, Gott befohlen!“

Ich fühlte den Druck ihrer Hand. Wie kam's doch, Martha, daß ich Dich nicht an mich riß, Dich nicht ins Boot hob, das dort am Pfahl leise mit der Kette klirrte, von der See langsam gehoben und gesenkt? Ich weiß es nicht, ich begreife es nicht. Da ging sie hin — mein Glück, mein Lebensfrieden mit ihr! Langsam ging sie den Gartensteig hinauf, zu meinen Füßen lag die welke Rose, ich hob sie auf wie traumbefangen, und setzte mich wieder auf den Stein und starrte in meinen Gedanken aufs Wasser und hörte die Flut spülen — als ich aufschaute, stand der Mond hoch am Himmel und warf goldigen, zitternden Glanz über das Meer, und das Herz that mir weh.

Nun reite ich hier über die rotbraune Heide und sehe, wie das Mondenlicht mit stillem, unbewegtem Schein aus den Moorlachen blitzt und wie der untergehenden Sonne Glut aus ihnen goldig zurückstrahlt, und reiße Furchen mit dem Dampfpflug und

Drucksachen, jener Ueberfluß von Zusendungen, deren eine Familie von der Stellung der Vanthorpeschen sich fortwährend zu erfreuen hat, war auf der silbernen Platte hier hereingebracht worden, da Madame die weitere Sichtung und Verteilung übernahm.

Was an die Baronin Ludovika adressirt war, wurde zunächst ausgesondert. Die Baronin stellte dabei übrigens den Anspruch an Madame, daß diese sie mit etwaigen Bettelbriefen, die von thörichten Gemütern immer noch an sie gerichtet wurden und meist massenweise einliefen, gar nicht behelligen sollte. Madame L'Estoq hatte den Zuschriften jene ihre fragwürdige Eigenschaft von außen anzusehen und dann nach Belieben damit zu verfahren, vor allem aber die Baronin zu verschonen. Die Baronin gab grundsätzlich nichts an ihr unbekannte Personen. Es war dies der einzige Grundsatz, von dem ihre Umgebung sie jemals Gebrauch machen sah und hörte.

Mit rascher Hand und geübtem Auge ging also Madame alles durch und kam dabei zuletzt an einige Drucksachen unter Streifband, die zwar an den Baron adressirt, von diesem aber zu allgemeinem Nutz und Frommen der Familie uneröffnet gelassen worden waren.

Es waren dabei Kataloge von Bücherversteigerungen, Jahresberichte wissenschaftlicher Vereinigungen und dergleichen mehr. Denn auch zur Wissenschaft hatte ein Mann wie der Baron Vanthorpe Stellung zu nehmen insofern, als er zahlendes Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften war. Die L'Estoq unterzog sich der Mühe, die Papierbänder abzustreifen und die Inhaltsangabe dieser Broschüren zu überfliegen, denn sie hatte bemerkt, daß Fräulein Godehus zuweilen eine etwas trockene Lektüre nicht verschmähte und mit reizend gesetzter Miene schon mehr als einmal irgend einen vernünftig geschriebenen Aufsatz eines Fachblattes von A bis Z durchstudirt hatte.

Nun war aber, wie es sich traf, hier einer — ein Aufsatz nämlich — von dem Madame L'Estoq noch zweifelhaft war, ob er sich des Vorzugs, von der jungen Dame gelesen zu werden, erfreuen solle. Es war der Bericht eines Mitgliedes der anthropologischen Gesellschaft in Bologna, des Professore Riccardi, über Beobachtungen, die er an Schwachsinnigen, Tauben, Blinden und so fort, gemacht hatte. Madame würdigte diesen Bericht besonderer Aufmerksamkeit. Als sie aber bei der Abhandlung über Defekte der Gehör- und Sprachwerkzeuge an die Stelle gekommen war: „Die Erblichkeit dieser organischen Fehler dürfte als erwiesen zu betrachten sein“, da las sie nicht weiter, sondern schritt mit der Broschüre rasch durchs Zimmer und warf dieselbe, Streifband und alles, ins Kaminfeuer. Und dann half sie mit dem Schüreisen nach, bis die Flamme alles bis auf die letzte Spur verzehrt hatte.

VIII.

Ein flacher und doch beschränkter Horizont, da ihn meist schon in einer Entfernung von wenigen hundert Metern vom Beschauer ein Zaun oder auch nur eine Erdwelle abschließt; Ackerbreite auf Ackerbreite, und zwar schwerer Weizenboden; hier und da ein stattliches Eichengehölz und, nahe am grasigen Grund, zwischen den licht stehenden Stämmen ein Gnomengeschlecht krauser Wachholderbüsche — das Ganze ziemlich reizlos und eigentümlich lebensleer daliegend unter einem schweren Himmel ... das könnte vielleicht auch etwas anderes sein, ist aber ein Stück Ostpreußen, und zwar ein charakteristisches. Die Weizenfelder, der Eichenwald, überhaupt alles, was man hier sieht, gehören dem Herrn Mirbach, Besitzer des Rittergutes Masaunen, und die Leute, deren Gestalten man bei näherem Hinblick hier und da, einzeln und in Gruppen arbeitend, auf den Feldern unterscheidet, gehören ihm sozusagen auch. Denn die Leibeigenschaft, die bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit hier rechtlich bestand, besteht de facto eigentlich noch, und zwar hauptsächlich auf den Wunsch der Dienstleute selber, welchen der verantwortlichkeitslose Zustand besser als jeder andere behagt. In der Abhängigkeit hart arbeitender und gering bezahlter Tagelöhner leben und sterben noch immer die meisten von ihnen hier auf der Scholle, an welche ihre Existenz geknüpft geblieben ist.

Auf einem der Felder, auf welchem die Sommersaat eben zu sprießen beginnt, schreitet mit stelzendem Tritt einer einher, ein Storch, dem der rote Schnabel hier und da vorantpickt in das lockere Erdreich, ohne daß er sich in seinem Wandeln dabei unterbräche. Auch als jetzt ein anderer Fußgänger in seiner Nähe herankommt, ein Mann in hohen Wasserstiefeln, stelzt der Vogel, im ehrbaren Gefühl seiner Berechtigung und Selbstverständlichkeit, ruhig weiter, und die beiden halten eine Weile in geringer Entfernung von einander die gleiche Richtung ein, bis der Mann auf dem erhöhten Pfad am Feldrande rascher ausschreitet und den Begleiter hinter sich läßt, nicht ohne ihm vorher einen Blick freundlicher Beachtung zuzuwerfen.

Der Mann in Wasserstiefeln — es war übrigens Wolf Volmar — zog jetzt seine Uhr, während er sich einer Reihe von Arbeiterinnen näherte, die mit Hacken in regelmäßiger Entfernung an einem Grabenrand entlang aufgestellt waren und an der Vertiefung der jetzt trockenen Wasserrinne schafften. Nur ein Mann, ein ältlicher Tagelöhner, war dabei und bildete die Spitze der Kolonne.

Es war Zeit für die Vesperpause dieser Leute, und sie wußten das auch ohne Uhr recht gut. Ihr Brot hatten sie bei sich in den kleinen Bündeln, die in der Nähe einer jeden am Boden lagen. Aber den Branntwein dazu lieferte der Gutsherr. Bisher hatte ihn der Inspektor selber ausgeteilt, seit dem Eintritt des Herrn Volmar aber war dies, wahrscheinlich auf seinen Wunsch, anders geworden. Der „Hofmann“, eine Art Oberknecht oder Unterverwalter, ein ziemlich zuverlässiger Mensch, war mit der Schnapsverteilung betraut worden.

Timme, der Hofmann, hätte um diese Zeit hier sein müssen, blieb aber einstweilen aus. Einige der Weiber murrten und schimpften, ohne sich durch die Gegenwart des Herrn Inspektors groß stören zu lassen. Eine unter ihnen, eine verschrumpfte Alte mit bösem Gesichtsausdruck, warf jetzt die Hacke hin und fuhr sich mit dem Aermel über die Stirn.

„Ich bin ganz marode ... und nun soll man wohl gar trocken freten, wie noch nicht einmal das Vieh, das wird doch zur Tränke getrieben!“ raisonnirte sie. Volmar war an den Alten, den Anführer der Schar, herangetreten, und dieser lachte nur, als er jene Worte vernahm, und winkte dem Herrn Inspektor gutmütig zu, als wollte er sagen: „Das sind Frauensleute ... da braucht man weiter nicht hinzuhören!“

„Timme verspätet sich allerdings,“ sagte der Inspektor aber doch, sich an den höhern männlichen Intellekt in der Person des armen alten Kerls wendend, der etwas von der gleichgiltigen Stumpfheit des Lasttieres in Miene und Haltung hatte.

„Ja, der gnä' Herr wird ihn wo anders hingeschickt haben,“ meinte der Mann gleichmütig. „Wenn dem gnäd'gen Herrn was durch den Kopf fährt, so muß es geschehen, Herr Inspektor.“

„Nun, lange kann er nicht mehr ausbleiben. Ich sehe dann noch einmal nach.“ Lauter: „Geduldet euch einstweilen, ihr Leute ...“

Damit nickte er, der sich einer gewissen, hier nicht üblichen Rücksicht des Benehmens auch gegen die Fröner immer noch nicht entwöhnen konnte, nach der Arbeiterinnenreihe hin und schritt davon. Sein Weg führte ihn jetzt über Wiesen auf das Eichengehölz zu, in weitem Bogen am Rande desselben entlang und dann über brüchigen Boden zu einer Stelle, wo von mehreren Arbeitern Torf gestochen wurde.

Ein Blick überzeugte ihn, daß seit Mittag hier nicht viel gethan worden war. Das erklärte ihm aber jetzt einer der Männer: sie waren gehindert dadurch, daß der am Tage zuvor herausgeförderte Torf nicht nach dem Hof abgefahren worden war, was heute nach der Mittagspause hatte geschehen sollen, und hatten, um sich Luft zu machen, das Material, anstatt es gleich auf die Wagen laden zu können, hinüber auf die Wiese schaffen müssen.

Der Inspektor hatte bei der Verteilung der Arbeit für den Nachmittag dem Kutscher Boß, der, wenn er die Herrschaft nicht führte, natürlich mit den Pferden in der Wirtschaft helfen mußte, nebst einem Jungen und zwei Gespannen diese Torffuhren zugeteilt, für die heute gerade Zeit war. Er war ärgerlich und begriff nicht, was den Mann zurückgehalten haben konnte. Die Leute hier wußten es ebenso wenig, waren aber solche Störungen des täglichen Arbeitsplanes so gewöhnt, daß sie dieselben mit dem größten Gleichmut hinnahmen.

„Der gnäd'ge Herr wird Contreordre gegeben haben,“ meinten sie ruhig. Fortwährende Zeitverluste infolge zu spät zurückgenommener oder sich kreuzender Befehle waren eben hier an der Tagesordnung.

Was sie aber längst wußten, das hatte Herr Wolfgang Volmar, der neue Inspektor, noch zu lernen, wie seine dreißig Vorgänger bei Herrn Mirbach es ebenfalls teils gelernt, teils freilich auch nicht gelernt hatten.

„Tagediebe seid ihr doch,“ sagte er jetzt zu den Leuten, deren Leistung seit dem Mittag von weitem vielleicht wie Arbeiten ausgesehen hatte, eigentlich aber keines gewesen war, sondern nur mehr ein die Arme rühren zum Schein. „Fangt jetzt dort drüben an — da habt ihr Platz ... und das hättet ihr längst thun sollen. Schämt euch!“

Die Leute blieben fügsam, sahen aber nicht weiter zerknirscht aus, und hinter sich, als er sich jetzt zum Gehen wendete, hörte Wolf sogar ein paar von ihnen halblaut lachen. Das war nicht als eine Verhöhnung seiner aufzufassen, es war vielmehr eine Art philosophischen Ausdrucks ihrer Erkenntnis, daß der hübsche junge Herr da sich bald genug hier die Hörner abgelaufen haben und fünfe gerade sein lassen würde ... wenn er überhaupt blieb, was den Gutsleuten wenig glaublich schien.

Wolf ging mit großen Schritten davon, rascher als zuvor, denn jetzt verhehlte er sich selber nicht mehr, daß er sich ärgerte. Wozu ließ man ihn überhaupt Anordnungen treffen, wenn dieselben so oft durchkreuzt wurden, wie dies in den letzten Tagen geschehen war? Er war seit einem Monat hier; die Sache hatte sich leidlich angelassen, fing aber jetzt schon an, ein kurioses Gesicht zu machen.

Er mußte den eine Viertelstunde langen Weg nach dem Hofe zurücklegen, um nachzusehen, weshalb das Fuhrwerk für den Torf ausblieb. In der Absicht, bei dieser Gelegenheit einen Blick nach den Fohlen zu werfen, die er auf eine umfriedigte Wiese hatte treiben lassen, kreuzte er jetzt die Chaussee und gewann das Gelände nächst der Fohlenweide. Von hier aus schon hätte er die Tiere sehen müssen — sie waren nicht da — die Weide war leer.

Die Pferdezucht wäre unter günstigen Umständen ein Lieblingsinteresse Wolfs als Landwirt gewesen. Er hatte auf Masaunen einen ziemlich zahlreichen Pferdebestand vorgefunden, der ihm in der Qualität einer sehr nutzbringenden Hebung fähig schien. Bei der geschmeidigen Liebenswürdigkeit, mit welcher der Gutsherr ihm entgegengekommen war, hatte er sich schon angenehmen Hoffnungen hingegeben auf allerlei, was sich mit diesem reichlichen Material würde ausrichten lassen. Ließ man ihn nur ein wenig gewähren, folgte man nur seinen Winken hier und da — denn er war von den Dyssenbergschen Gütern her durchaus nicht ohne Erfahrung — so konnte Masaunen mit der Zeit einen Schlag von Tieren liefern, die als Arbeitspferde keinen Wettbewerb zu scheuen brauchten. Und dabei war die schöne Fuchsstute „Fatme“ noch gar nicht in Betracht gezogen, die Wolf ein paarmal geritten und allerlei Versuchen ihrer Leistungsfähigkeit unterworfen hatte, da er sie ganz im stillen für geeignet hielt, zur Zucht eines höchst wertvollen Luxusschlages herangezogen zu werden. Es war ein ungarisches Vollblut, welches dem Herrn Mirbach bei dem Konkurse eines Nachbars, kaum wußte er selber wie, in die Hände geraten war.

Daß die Fohlen nicht da waren, wo Wolf sie zu sehen erwartete, war auch wieder befremdlich.

„Wahrscheinlich wieder eine Contreordre,“ dachte er aber jetzt schon bei sich. Noch einmal ließ er das scharfe Auge umherschweifen über die ausgedehnte Weidefläche hin, die sich nach dem trägen Flüßchen zu senkte, da glaubte er in beträchtlicher Entfernung und jenseits der Einfriedigung des zur Weide bestimmten Platzes eine braune Croupe zu sehen, wie sie sich gegen den Fenz rieb. Waren die Tiere dort? Und wie waren sie hinaus und an den Fluß gelangt? Für jetzt versagte es sich der Inspektor, nachzusehen, obwohl er das am liebsten gethan hätte. Denn er fürchtete immer, seiner persönlichen Liebhaberei, als welche man das Interesse an den Pferden ja wohl hätte bezeichnen können, irgend eine Dienstverpflichtung nachstehen zu lassen.

So gewann er denn die Straße — diesmal nicht die Chaussee, sondern einen Landweg — wieder an einem Punkte, wo sie, hier einem buschigen Hohlweg ähnlich, aus einer Terrainsenkung aufstieg, und prallte dabei, als er vom Felde nebenan über den Graben sprang, beinahe auf einen Mann, der sich eben gemächlich am Wegrand eine Weidengerte geschnitten hatte. Es war der Kutscher Voß.

„Zum Teufel auch, Voß, was treibt Ihr denn hier?“ fuhr der Herr Inspektor alsbald den Menschen an. „Beim Torfstich schlagen sie seit heute mittag die Arme unter … Kreuzdonnerwetter, wo sind Eure Pferde?“

Voß überließ es dem Herrn Inspektor, sich allein zu ereifern. Er wendete nur mit der größten Gelassenheit den Kopf über die linke Schulter, solchergestalt hinter sich in den Hohlweg deutend. Und zugleich ertönte von dort eine helle, lachende Frauenstimme:

„Kreuzdonnerwetter ist eine nette Begrüßung … der neue Herr Inspektor wahrscheinlich … sehr angenehm —“ und im selben Augenblick, als er sie hörte, sah er sie auch erst, die junge Dame nämlich, die vom Vordersitze des leichten Wagens aus, den sie selber lenkte, gesprochen hatte.

Wolfgang begriff sofort: das waren die Damen des Gutsherrn, die aus Italien zurückkehrten. Er hatte nichts davon gewußt, daß sie heute ankommen würden; jetzt erst fiel ihm das Telegramm wieder ein, welches Herr Mirbach am Morgen in seiner Gegenwart erhalten hatte, ohne sich aber über den Inhalt desselben zu äußern.

Es blieb ihm natürlich nichts übrig, als höflich zu grüßen, zugleich mit der jungen auch die beiden älteren Damen auf dem Sitze hinter ihr, welche die Begrüßung nicht unfreundlich erwiderten. Die ganze Begegnung hatte etwas Ueberraschendes schon dadurch, daß Wolfgang den Wagen, der auf dem weichen Boden langsam um die Biegung des scharf ansteigenden Weges herumgekommen war, erst im letzten Augenblicke gehört hatte. Das Fräulein mit der Leine in der Hand aber hatte sich anscheinend sehr schnell in die nicht neue Lage, die einen stattlichen jungen Mann zum Bewundern in ihre Nähe versetzte, gefunden. Sie hatte sich den neuen Inspektor betrachtet und sagte jetzt, noch immer lachend, indem sie langsam weiterfuhr, also annahm, er werde neben ihnen bleiben:

„Sie hatten den Voß in der Wirtschaft haben wollen, und Papa, ohne ein Wort zu sagen, schickt ihn statt dessen nach Korkitten auf die Station, um uns abzuholen. Ganz wie Papa … Sie scheinen sich zu wundern … Sie sind noch nicht lange hier, nicht wahr? — Lo — Fuchs — who … was hast du?“

Das Handpferd hatte ein paarmal heftig den Kopf in die Höhe geworfen, und Voß, der Kutscher, der bei dem steilen Anstieg abgesprungen und nebenher gegangen war, trat jetzt heran, um die Zügel wieder zu nehmen. Da kam eine Stimme von dem hintern Sitz: „Laß doch lieber den Härrn Inspäktor fahren, Marfa!“ — eine Art des über ihn Verfügens, die Herrn Wolfgang befremdete und der er Folge zu geben nicht gesonnen war. Ehe er aber eine höfliche Entschuldigung noch ausgesprochen hatte, fiel sein Blick — zufällig geschah dies jetzt zuerst — auf das zweite Pferd. War das nicht Fatme? Fatme, die durchaus nicht im Geschirr gehen sollte — das wertvolle Tier, für welches er glauben durfte, das Interesse des Gutsherrn erregt zu haben? Allem, was er in Bezug auf das Pferd vorgeschlagen hatte, hatte Herr Mirbach bereitwillig zugestimmt vor wenigen Tagen noch. Dasselbe sollte lediglich als Reitpferd und nur von den beiden Herren, dem Gutsherrn und Volmar selber, benutzt werden; Voß, der Kutscher, hatte von ihm, dem Verwalter, selber die nötige Anweisung erhalten. Und nun dem allem schnurstracks entgegen und trotzdem mehrere Paar Wagenpferde da waren, war das Vollblut zu der langen Fahrt auf dem schlechten, morastigen Weg eingespannt worden!

Wolfs Gesicht hatte sich so verdunkelt in der letzten Minute, daß Marfa aufmerksam wurde und ihn neugierig betrachtete. Nachdem er noch einmal mit höflicher Verbeugung den Hut gegen die Damen gelüftet und um Entschuldigung gebeten hatte, wendete er sich an Voß: „Wer hat Euch erlaubt, Fatme einzuspannen?“ Der Ton der Frage war so scharf, daß die Damen, wenigstens die beiden älteren, erstaunte Blicke wechselten. Voß, der Kutscher, der sein ganzes Leben auf dem Herrenhofe verbracht hatte, wußte genau, wie seiner Herrschaft diese Manier des neuen Inspektors vorkommen mußte. Doch verzog sich keine Miene in dem verschmitzten Gesicht, während er erwiderte:

„Wer soll's gewesen sein als der Herr? Um zwei Uhr läßt er mich einspannen nach Korkitten und hat ausdrücklich gesagt, ich solle das Pferd nehmen.“

„In diesem Falle möchte ich allerdings von der gütigen Erlaubnis Gebrauch machen, wenn auch das gnädige Fräulein gestattet,“ sagte Wolf hier, da er dann wenigstens lieber selber hinter dem Vollblut auf dem Bocke sitzen als einen andern dort wissen mochte. Fräulein Marfa lächelte holdselig einladend zu ihm nieder, sicher, wie sie war, daß ihre Anziehungskraft schon zu wirken beginne. „Erlauben die Damen, daß ich mich zunächst vorstelle: Volmar — Verwalter bei Rittergutsbesitzer Mirbach auf Masaunen …“

„Na, natürlich!“ hätte Frau Mirbach beinahe gesagt, die an diese Formen der guten Gesellschaft von den dreißig früheren, meist recht untergeordneten Verwaltern her nicht gewöhnt war. Da aber beugte sich die Tante, Fräulein Stepphuhn, mit einem gelinden Ellenbogenstoß nach der Schwester hin, auf ihrem Sitz vor. Sie fühlte, daß es ihr einmal wieder zufalle, dem ansehnlichen Menschen da die richtige Meinung von der Familie und ihrer Empfänglichkeit für gute Manieren beizubringen, und stellte nun ihrerseits förmlich vor: „Frau Mirbach, Fräulein Marfa Mirbach, Fräulein Stepphuhn!“ dabei jede der drei Personen bei der Namensnennung mit einer Handbewegung bezeichnend. Und nun stand dem Aufspringen zu dem Sitz neben Fräulein Marfa von seiten des Verwalters weiter nichts im Wege.

Man hatte noch eine knappe Viertelstunde bis zum Herrenhause zu fahren. Daß sich nicht gleich ein lebhaftes Gespräch auf dem Wagen entspann, war begreiflich. Als aber nach längeren Minuten Fräulein Marfa sich zu ihrem Nachbar wandte, um ihn nunmehr zu einiger Unterhaltung zu ermutigen, da merkte sie erst, warum er geschwiegen hatte. Nicht aus Befangenheit, wie von ihr angenommen worden war: er hatte vielmehr seine ungeteilte Aufmerksamkeit dem Pferde zugewandt, dessen jeder Bewegung er mit dem scharfen, hellen Blick der grauen Augen folgte. Nun, das sollte bald anders werden, dachte Fräulein Marfa.

„Sie sind schon mehrere Tage hier, Herr Inspektor?“ fragte sie plötzlich.

Jetzt mußte er sich doch zu ihr wenden.

„Seit fast vier Wochen,“ sagte er.

Ein helles Gelächter Marfas, welches entschieden etwas Verblüffendes hatte, so, wie sie es liebte.

„Herrgott, dann sind Sie aber grün … bitte sehr um Entschuldigung … aber wirklich … vier Wochen hier und kennen den Papa noch nicht besser! Das wissen Sie noch nicht, daß Sie nur eine Anordnung selbständig zu machen brauchen, damit der Papa sofort die entgegengesetzte trifft? Daß wenn Sie ein Pferd degradiren und zu Schanden arbeiten lassen wollen, dazu weiter nichts nötig ist, als daß Sie sich für dasselbe zu interessiren scheinen oder gar es für wertvoll erklären? Aber, bester Herr — sind Sie schwer von Begriffen …“

„Das scheint so,“ erwiderte Wolfgang hierauf ruhig, sich seine Nachbarin aber doch nunmehr voll betrachtend. Es war nicht gerade die Antwort, die sie erwartet hatte. Und er fuhr nicht einmal fort — fügte gar nichts weiter hinzu. Ein klein wenig außer Fassung gebracht, was ihr nicht leicht vorkam, hatte sie von neuem zu beginnen.

„Ernstlich gesprochen: es ist mit dem Papa, so gut er auch im Grunde ist, nicht leicht fertig zu werden. Aber jenen eigentümlichen Widerspruchsgeist, der ihm innewohnt, hatten die Herren Inspektoren doch gewöhnlich bald bemerkt und richteten sich darauf ein. Sie müssen es mir nicht übel nehmen, wenn ich Sie vielleicht etwas unsanft aus dem gewöhnlichen Traume von seiner Lenksamkeit und Liebenswürdigkeit gerissen habe,“ fügte sie, ihn mit Augen, Lippen und Zähnen anlächelnd, hinzu.

Hierauf verbeugte sich Wolfgang auf seinem Sitze gegen sie.

„Ich bin bisher gewöhnt gewesen, ernsthafte Dinge, wie die täglichen, notwendig vorzunehmenden Oekonomiearbeiten zum Beispiel, auch ernsthaft behandelt zu sehen, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er trocken. „Vielleicht gewöhne ich mich hier mit der Zeit noch an eine andere Auffassung.“

Immer noch diese Beherrschtheit — noch kein Anzeichen von Verzauberung! Enthielten die letzten Worte nicht sogar einen kleinen Hieb auf die Verhältnisse hier auf ihrem elterlichen Gute? Marfa war von der vollen Aufmerksamkeit auf dieselben abgelenkt worden durch andere Beobachtungen, die sie zu machen fand. Sie hatte, was sie von ihrem Platze neben ihm mit Bequemlichkeit konnte, die Hände des neuen Inspektors betrachtet, die Hände und was damit zusammenhing: die weißen Stulpen und die großen goldenen Knöpfe in denselben in Hufeisenform — diese hübsche, kräftige, aber entschieden gepflegte Männerhand mit den schön geformten, polirten Nägeln, den Nägeln eines jungen Herrn, der in der verwichenen Lebensepoche anscheinend reichlich Zeit auf dieselben hatte verwenden können. Jetzt schonte er seine Hände weniger, das mochte sein; aber von Jugend auf gut gepflegte Rassenhände arten in wenigen Wochen oder Monaten nicht aus, dazu braucht es längerer Zeit.

Dieser neue Verwalter war offenbar von guter Familie — der vorige war ein halber Bauer gewesen — und es mußte ein seltsamer Fehlgriff seinerseits oder es mußten ganz eigentümliche Verhältnisse sein, die ihn die untergeordnete Stelle hatten annehmen lassen. Uebrigens kam er, dem Dialekt nach, von weit her, aus Westdeutschland. Und der Papa hatte wahrscheinlich bei der Verhandlung um den Inspektorposten einen seiner liebenswürdigen Briefe geschrieben, auf welchen demnach wieder einmal ein anständiger Mensch hereingefallen war, wie Fräulein Marfa das bei sich ausdrückte. Nun, wie es ihr vorkommen wollte, stand sich bei dem beiderseitigen Mißgriff eine Person einstweilen ganz gut, und diese Person war sie.

Fatme, die Fuchsstute, bot für den Rest der Fahrt Anlaß zu einiger Unterhaltung, welche Fräulein Marfa aber diesmal in einem andern Ton als vorhin begonnen hatte. Sie war klug genug, schon jetzt herausfühlen zu lassen, daß sie sich vielleicht noch veranlaßt finden könne, mit Herrn Wolfgang als mit einer ihr gesellschaftlich ziemlich gleichstehenden Person zu verkehren.

Es ist anzunehmen, daß Herr Mirbach einigermaßen erstaunt war, als das Gespann, welches er seinen Damen entgegengeschickt hatte, jetzt in äußerst eleganter und flotter Weise durch die Einfahrt und um den Rasenplatz vor dem Hause herum und dann an der Freitreppe desselben mit einem Ruck zum Stehen gebracht wurde, und zwar durch den neben seiner Tochter sitzenden neuen Inspektor, während von Voß, dem Kutscher, einstweilen nichts zu sehen war. War er aber erstaunt, so ließ er sich davon wenigstens nichts merken, und der Empfang, den seine Damen von ihm erfuhren, erlitt dadurch keine Einbuße. Es war dieser Empfang ein recht liebenswürdiger, man hätte sagen können, galanter. Herr Mirbach war überhaupt ein einnehmender Herr nicht nur im Benehmen, auch im Aeußern: ein mittelgroßer Mann von guter Haltung, dem der graue Schnurrbart unter der feinen Nase etwas von dem Typus des pensionirten Offiziers gab. Uebrigens war die Begrüßung allseitig etwa so, als habe man sich nicht vor vier Monaten, sondern vor vierzehn Tagen zuletzt gesehen. Die Umarmungen, die Frau und Schwägerin erhielten, hatten das Beiläufige, was solche Zärtlichkeitsbezeugungen nach fünfundzwanzigjähriger Gewöhnung zu kennzeichnen pflegt. Marfa dagegen empfing ein paar schallende Küsse, und als sie darauf mit einem komisch trockenen: „Herrgott, Papa, Du bist ja fürchterlich!“ das Batisttuch tupfend an das Gesicht brachte, meinte er:

„Brauchst nicht spröde zu thun, Mariell — ihr habt ja doch nichts lieber als einen Schnurrbart im Gesicht, aber freilich keinen grauen, wie der meinige ist!“

Wolfgang Volmar hatte indessen, da er nun einmal Fatme zu liebe die Rolle des Kutschers übernommen hatte, mit dem Wagen vor der Freitreppe

halten müssen, bis das Gepäck der Damen hinabbefördert war. Und nicht anders wie zu einem Knecht sagte jetzt der Gutsherr im Abgehen über die Achsel ohne Anrede zu ihm hinüber:

„Machen Sie, daß die Pferde in den Stall kommen und ordentlich abgerieben werden ... sie sind viel zu sehr erhitzt worden!“

Die Damen alle drei kannten diesen Ton einem unglücklichen Verwalter gegenüber nur zu gut. Und da mußte man es der Tante, dem Fräulein Stepphuhn, hoch anrechnen, daß sie trotzdem sich oben auf der Schwelle der Glasthür, die von der Rampe ins Haus führte, noch einmal umwandte und ausdrücklich und sogar mit einer Verbeugung hinabrief: „Vielen Dank, Härr Inspäktor!“

Dafür, daß sie uns gefahren haben, sollte das heißen. Wolfgang Volmar lüftete darauf den Hut und brachte dann mit einem leichten Schütteln der Zügel die Pferde langsam in Gang. Gleich darauf hörte man seine scharf befehlende Stimme: „He, Voß, hieher ...“

Herr Mirbach zuckte innerlich zusammen, er konnte es nicht hindern, etwa wie von dem scharfen Stich einer Peitschenschnur getroffen, als so ganz in seiner Nähe, unmittelbar unter den Augen und Ohren des bisher so unumschränkten Tyrannen, dieser Ton, der unverkennbare Ton selbständigen Befehlens, laut wurde, eines Befehlens noch dazu, das sich ganz darnach anhörte, als werde es sich Gehorsam zu verschaffen wissen.

Und Voß, der Kutscher, kam auch wirklich im Eilschritt herbei ... ja, das dumme Vieh von einem Kerl (wie Herr Mirbach das bei sich ausdrückte) setzte sogar jetzt in Sicht des Herrenhauses die schwerfälligen Glieder in laufende Bewegung ... es war kaum anders möglich, er mußte die rufende Stimme mit der seines angestammten Herrn verwechselt haben.

Ihm von weitem, von der Rampe aus, wo Herr Mirbach unwillkürlich verweilt hatte, ein Zeichen zu machen, war nicht wohl möglich. Gleich darauf war er neben dem Wagen und empfing die Zügel von dem leicht herabspringenden Inspektor, der alsdann, die Hände in den Taschen, sogar noch eine Weile stehen blieb, nicht viel anders als oben auf der Rampe der Herr selber, und dem Fuhrwerk nachschaute, ehe er sich langsam entfernte.

Wer ebenfalls stehen geblieben war und sich die Scene — aber von innerhalb des Hauses aus, durch ein Fenster des weiten, saalartigen Flures — angeschaut hatte, das waren die Damen gewesen. Marfa hatte sogar die Tante mit beiden Händen am Arm gepackt und festgehalten, während sie in ein anscheinend unbezwingliches Lachen ausgebrochen war. Aengstlich aber hatten Mutter und Tante, besonders die erstere, gewehrt, daß sie das den Papa nicht etwa merken lasse. Und wirklich war auch, als er jetzt eintrat, nur noch die Helle der meist dort vorhandenen Heiterkeit auf dem Gesicht seiner Tochter zu sehen, und es war nicht anzunehmen, daß er merken würde, wie sie sich da eben einer kleinen Niederlage des Tyrannen alle drei gefreut hatten.

Der neue Inspektor indessen, wie er dem Gutshofe zuschritt, um, wenn möglich, ein paar Torffuhren für heute nachmittag noch in Gang zu bringen, freute sich des kleinen Vorfalls, bei welchem eine Art Niederlage diesmal wenigstens nicht auf seiner Seite gewesen war, dennoch weit minder.

Er hatte einen tief in seiner Natur begründeten leidenschaftlichen Widerwillen gegen Unvernunft und Lüge. Die unzweckmäßige Behandlung des wertvollen Pferdes, die demnach keinen andern Grund hatte als den, eine Anordnung umzustoßen, welche er ja doch im Interesse des Gutsherrn selber und, wie er wähnen durfte, mit dessen voller Beistimmung getroffen hatte — was war dieselbe, wenn nicht schreiend unvernünftig?

Und nun nach alledem die vorwurfsvolle Mahnung an ihn, als sei er der Urheber der thörichten Einrichtung gewesen: „Machen Sie, daß die Pferde ordentlich abgerieben werden ... sie sind viel zu sehr erhitzt worden!“ Wer und was, zum Teufel, hatte denn die Pferde erhitzt? Der ein paar Minuten lange Trab, in dem er sie das letzte Stückchen Chaussee und um den ebenen Rasenplatz vor dem Hause herumgebracht hatte, oder die deutsche Meile schlechten, kotigen Weges vor dem mit vier Personen und mehreren großen Koffern belasteten Wagen? Neben der tyrannischen Grille also die bewußt falsche Unterstellung, mit anderen Worten, die Lüge! Wolf stieß einen kurzen, ungeduldigen Seufzer aus. Es ließ sich wahrlich nicht an, als ob das Schicksal ihm die Wege zu ebnen gedächte. Die Geschichte widerte ihn schon an, diese läppischen Schwierigkeiten, die seiner Stellung bereitet wurden; es kam ihm in diesem Augenblick vor, als hätte er es kaum irgendwo schlimmer treffen können.

IX.

Ein paar Stunden später, abends bei Tisch, erschien alles wieder in einer ganz andern, sehr viel günstigern Färbung. Wer da hineingeblickt hätte in das Speisezimmer auf Masaunen, der hätte um einen gut besetzten Tisch herum fünf Personen, zwei Herren und drei Damen, in angeregter Unterhaltung gesehen, zu welcher der jüngere der Männer durchaus nicht den kleinsten Teil beitrug.

Und das war sehr natürlich gekommen. Von den Gewohnheiten der guten Gesellschaft beherrscht, hatte Wolfgang die Damen nach dem Verlauf ihrer Reise gefragt und damit gewissermaßen eine Schleuse aufgezogen, der sich jetzt ganze Ströme entgossen. Wolf hatte eine sehr angenehme Art, offenbar amüsirt zuzuhören. Sie dachten wahrscheinlich, sie erzählten ihm da die merkwürdigsten Dinge, eröffneten ihm Blicke in eine ganz fremde Welt. Wie erstaunten sie aber, als nach und nach zu Tage kam, daß er das alles kannte, und wie kannte! Die Fahrt über den Brenner, deren sie gedachten — und zwar ziemlich ungnädig, da heuer eine fatale Kälte da oben geherrscht hatte und verspätete Schneefälle dem Eisenbahnverkehr hinderlich gewesen waren — hatte er „nur viermal“ gemacht und es jedesmal recht gut getroffen.

„Ah, Sie sind in Italien gewesen, Herr Inspektor?“ warf die Tante hin, ohne einstweilen besondere Ueberraschung zu verraten, obwohl ein Inspektor, der weiter als bis nach Westpreußen oder Mecklenburg gekommen war, an diesem Tische noch niemals gesessen hatte.

„Oefter,“ erwiderte er etwas beiläufig, da er gerade beflissen war, Fräulein Marfa die Pfefferbüchse zu reichen, um welche sie ihn mit glänzendem Lächeln gebeten hatte. Sie dankte ebenso und er fuhr fort in dem einfachen Bestreben, auch sein Scherflein zur Unterhaltung beizutragen: „Wir haben den Süden auf allen Straßen, die von Frankreich und Deutschland aus hinführen, erreicht, über den Mont Cenis, den Gotthard, den Brenner ... einmal schlängelten wir uns auch durch Ungarn hindurch und dann die Küsten des adriatischen Meeres entlang ...“

„Ah, das müssen Sie uns beschreiben — für Ungarn schwärme ich schon lange!“ rief die Tante Stepphuhn, von dem instinktiven Gefühl geleitet, daß es ihrer Welterfahrung anstehe, sich über nichts zu wundern, auch nicht über einen jungen Inspektor ihres Schwagers, der halb Europa bereist habe. Zu gleicher Zeit aber meinte Marfa:

„Sie sprechen ja, als wären Sie Commis-Voyageur gewesen für irgend einen südlichen Artikel ... Sie haben wohl Geschäftsreisen gemacht in Olivenöl oder Feigen, da Sie so weit umher gekommen sind?“

Ein lautes Auflachen ihres Vaters begrüßte die Bemerkung, eine Bemerkung, die einem gewissen Kitzel Marfas, die Leute zu verblüffen, wenn durch nichts anderes, dann durch Unart, ihre Entstehung verdankte. Uebrigens machte die Art, wie sie den jungen Mann bei den Worten mit Augen und Zähnen anlachte, die kleine Tücke schon beinahe wieder gut ... wenigstens wußte man nicht recht, hatte sie eine solche oder nur den harmlosesten Scherz beabsichtigt.

Etwa als sei er auch im Zweifel hierüber, sah Herr Wolfgang die junge Dame darauf wie prüfend und ohne einen Schatten von Empfindlichkeit an. Und dann meinte er gutmütig:

„Nein, es war nicht Geschäft, sondern das reine Vergnügen, was beabsichtigt wurde ... allerdings zunächst vielleicht nicht meines, sondern das meines Onkels, der mich mitnahm.“

„Sie kennen also Florenz, Rom, wohl auch Neapel?“ fiel hier die Tante ein. „Waren Sie im Winter dort und haben Sie auch gefroren wie ein Hund,“ — wie sie sich eleganterweise ausdrückte „wie es uns Nordländern allen dort geht?“

„Ich war ein Junge zur Zeit jener italienischen Reisen,“ gab Herr Volmar Auskunft, „und in jenem Alter ist man gegen Temperatureindrücke ziemlich unempfindlich. Wir benutzten auch immer nur meine Herbstferien zum Reisen, waren gegen Ende des September wieder zurück.“

„Ach, dies ewige Italien,“ ließ sich jetzt Fräulein Marfa vernehmen, „das kennt man nun auch!“ Es schien ihr angemessen, das Zitronenland, mit welchem sogar Papas Verwalter Bekanntschaft gepflegt hatte, jetzt herabzusetzen. „Nächstes Jahr gehen wir mindestens nach Tunis, Tantchen ...“

„Das können Sie ganz leicht. Tunis ist von den italienischen Häfen aus mit Bequemlichkeit zu erreichen,“ sagte Herr Volmar hier. „Allerdings fährt man am bequemsten von Marseille ab.“

„Sind Sie in Tunis auch gewesen?“ Das war diesmal die Mama, Frau Mirbach, welche dabei den neuen Inspektor nunmehr geradezu mißtrauisch ansah. War er denn ein internationaler Schwindler, ein Glücksritter?

„Tunis, Algerien, auch Aegypten werden von Jahr zu Jahr mehr von Erholungs- und Vergnügungsreisenden besucht, gnädige Frau,“ erwiderte Herr Volmar höflich. „Man findet fast in allen bedeutenderen Städten der ganzen afrikanischen Nordküste wenigstens ein Hotel mit europäischen Bequemlichkeiten, was, auch wenn man Land und Leute noch so gerne studirt, immerhin zwischendurch ganz angenehm ist.“

„Na, natürlich,“ bekräftigte die Tante Stepphuhn. Sie stellte sich von Anfang an am unbefangensten auf die Seite des interessanten jungen Mannes. „Was meintest Du, Marfachen ... Tunis? Nein, erst einmal Konstantinopel ... Konstantinopel,“ rief sie mit einer Art Enthusiasmus aus, „muß ich sehen, ehe ich stärbe!“

„So?“ meinte hier Herr Mirbach nicht ohne Humor. „Dann schlage ich vor, daß sie euch gleich dorten behalten ... ich trete euch alle drei dem Sultan und seinem Harem ab ... wird eine nicht unbedeutende Ersparnis für mich sein!“

„Mich wohl als eine Art Duenna, Aufseherin der jungen Schönheiten?“ sagte die Tante, durch den derben Scherz wenig berührt. Es war ihr überhaupt nachzurühmen, daß sie, soweit sie selber in Betracht kam, einen Spaß so leicht nicht übelnahm und ihr fünfundfünfzigjähriges Fräuleintum weder je verhehlte, noch aus demselben Anlaß zu altjüngferlichen Empfindlichkeiten herleitete. Unsere Tugenden, wenn sie sich sehr häufig bestrafen, belohnen sich hinwiederum auch. Und der Umstand, daß die Tante Stepphuhn ganz in Marfa aufging und für sich selber nur den Ruf von ziemlich viel Geist, sonst aber gar weiter nichts beanspruchte — dieser Umstand feite sie gewissermaßen gegen die ganze Schar jener Unannehmlichkeiten, welche der Mensch sonst seinem reizbaren Egoismus verdankt. Dieser fiel bei ihr weg oder hatte sich vielmehr in das einzige Bedürfnis, Marfa bewundert zu sehen, umgesetzt. Und das gab ihr für ihre Person — an die sie solchergestalt meist gar nicht dachte — im Verkehr jene Unbefangenheit, die nicht leicht zu verletzen ist und manchmal geradezu die Wirkung der Ueberlegenheit hat. (Fortsetzung folgt.)

Sattler in Kairo.

(Hiezu das Bild Seite 140.)

Die Hauptstadt Aegyptens, El Kahira, „die Siegreiche“, hat in ihrem ältesten, nordwestlichen Teile, der sich um die weltberühmte Straße, die Muski, gruppiert, mehr charakteristische Eigentümlichkeiten des mohammedanischen Lebens vor dem alles nivellierenden Einfluß der europäischen Zivilisation bewahrt als irgend eine andere Stadt des türkischen Orients. Dieser Teil nimmt zwar nur einen sehr kleinen Raum der am Fuße des nackten rötlichen Mokattamgebirges weit ausgebreiteten Stadt ein, ist aber durchzogen von einem Gewirre von Gassen und Gäßchen, in denen sich noch ziemlich unverfälscht altorientalisches Wesen erhalten hat. Mitten in diesem alten Stadtteil, welcher natürlich, wie alles im Orient, auch deutliche Spuren des Verfalles aufweist, liegt der Khan

el-Chalili, der ehemalige Mittelpunkt des geschäftlichen Lebens Kairos. Er bildet für sich ein besonderes Stadtviertel mit einer Hauptstraße und vielen engen und winkeligen Nebengassen, die von langen Reihen neben einander liegender Buden der einheimischen Kaufleute und Handwerker gebildet werden und alle zur Abhaltung der glühenden Sonnenstrahlen überdeckt sind. Den Zugang zu diesem abgeschlossenen Häuserkomplex bilden Thore, die früher bei Nacht oder bei den oft vorkommenden Unruhen sorgfältig abgesperrt wurden. Auch heutzutage entwickelt sich hier, namentlich am Montag und Donnerstag, den Hauptmarkttagen, noch ein reges geschäftliches Treiben, welches für den Ausländer von großem Interesse ist. Denn ist der Verkehr in den engen Gassen an vielen Stellen ein derartiger, daß ein Durchkommen schwer ist oder doch wenigstens sehr viel Zeit in Anspruch nimmt; aber gerade dieses bunte und lärmende Gewühl trägt ein echt orientalisches Gepräge. Außer diesen Khans, deren es mehrere giebt, hat der Handel auch die benachbarten Straßen in Besitz genommen, und zwar so, daß immer ein Erwerbszweig eine ganze Straße oder Gasse innehat, die dann nach ihm ihren Namen führt. Diese Gassen oder Bazare zu durchwandern, bietet schon darum reiche Unterhaltung, weil alle Geschäfte und alle Arbeiten nicht wie bei uns im Innern des Ladens abgemacht werden, sondern vor demselben. Ueberhaupt kann man eigentlich gar nicht von einem Innern des Ladens sprechen, denn dasselbe ist größtenteils nur sehr eng und dient zum Aufbewahren der Waren. Der Ladentisch aber steht davor, und auf ihm hockt mit untergeschlagenen Beinen der Verkäufer, gewöhnlich mit der Pfeife im Mund, und wartet auf die Kunden. Erscheint dann einer, so werden die Waren herbeigeschleppt, und es beginnt der Handel, der sehr oft mehrere Stunden in Anspruch nimmt. Ebenso sind die Läden eingerichtet, in denen Arbeitsleute sitzen. Auch letztere verrichten ihre Arbeit eigentlich auf offener Straße, da die weite Oeffnung ungehindert den Blick in den nur wenig tiefen Raum gestattet. Einen solchen Laden, und zwar den eines Sattlers, zeigt unser Bild. Wir erblicken den weißbärtigen Meister mit einem Gesellen im Hintergrunde bei der Arbeit mit untergeschlagenen Beinen auf einer kastenartigen Erhöhung sitzen, welche das Innere des Ladens vollständig bedeckt und noch auf die Straße herausreicht. Die ganze Einrichtung ist sehr primitiv, und nur wenige Stücke fertiger Ware sind zu sehen. Die Sattler haben ihren eigenen Bazar, den Suk es-Surugiye; es finden sich aber auch in anderen Straßen und Bazaren einzelne Läden der Art, so zum Beispiel in dem eben erwähnten Khan el-Chalili, wohin unser Bild den Leser führt.

Moltke über den Krieg 1870–71.*)

Aus den Briefen des Generalfeldmarschalls an seine Familienangehörigen.

An seinen Bruder Adolf.

Berlin, den 15. Juli 1870.

Wie haben die Dinge sich in wenig Tagen seit meiner Abreise geändert! Der ruchlose Abenteurer von Boulogne hetzt zwei Völker aneinander, um seine dynastischen Interessen wenn möglich zu retten. Nie ist ein Krieg gerechter geführt worden als dieser von unserer Seite, und so hoffen wir auf Gottes Beistand. Aber seine Wege sind nicht unsere Wege, und in der Weltentwicklung führt er auch durch verlorene Feldzüge zum Ziel. Dennoch hoffen wir auf einen glücklichen; die politische Lage ist günstig, denn wir haben Grund, anzunehmen, daß wir den zweiten Feind wenigstens fürs erste nicht im Rücken haben werden.

An denselben.

Ferrière, den 21. September.

Ferrière ist ein Schloß, drei Meilen östlich von Paris, mit königlicher Pracht eingerichtet, die Schöpfung der fünften Großmacht Europas, die Apotheose des Mammons. Hier empfing Rothschild den Kaiser Napoleon, wie einst Graf Molé Ludwig XIV., so in unserer Zeit der Parvenue des Reichtums den Parvenue der Macht. Die offiziösen Zeitungen erwähnten damals einer Jagd, auf welcher der Kaiser das seltenste Wildbret erlegt, unter anderem einen Papagei, welcher im Fallen vive l'Empereur schrie. Jetzt schreit die Nation à bas l'Empereur, und Ferrière ist das Hauptquartier ihres Feindes, welcher wie Metz und Straßburg nun auch die (nach Victor Hugo) heilige Hauptstadt mit eisernen Armen zu umfassen die unbegreifliche Frechheit gehabt hat.

Paris ist von allen Seiten seit gestern völlig eingeschlossen und wir leben augenblicklich in der Erwartung, wie die in den Zeitungen verkündigten Hunderttausende von Gardes mobiles sich diese Umarmung werden gefallen lassen. Dem Anmarsch von Süden her hat sich das letzte noch intakte französische Corps, das XIV., zwar widersetzt, ist aber gestern hinter die Forts zurückgeworfen, wobei es sieben Geschütze verlor. Das V. Armeecorps an der Spitze unseres Vormarsches hat während des 17., 18. und 19. Gefechte gehabt. La France qui est plus forte que jamais hat nun auch unter diesen Umständen immer noch das große Wort. Eine Armee im Felde existirt nicht mehr, aber man hat noch M. Rochefort professeur de barricades und la poitrine des patriotes invincibles. Nichtsdestoweniger erschien gestern hier im feindlichen Hauptquartier die république selbst in Person des Herrn Jules Favre.

Den 22. September.

Heute hatte ich einen Brief von Geheimrat von Frankenberg, welcher Euch in Kreisau besucht hat. Der gute alte Herr schickte mir ein Epheublatt von der Kapelle. Ja, hätte Marie diese Zeitläufe noch erlebt. Aber ich denke, die hingeschiedenen Menschen verlieren nicht die Kenntnis irdischer Dinge, und ihr patriotisches Herz nimmt an allem teil. — Monsieur Favre ist noch nicht aus Paris zurück, und da er noch ganz kürzlich erklärt hat, daß kein Zoll französischen Bodens, kein Stein einer französischen Festung abgetreten werden darf, da ohnehin die Pariser während des ganzen Feldzuges absolut nur Siegesberichte gelesen haben, so wird man einigermaßen überrascht sein, plötzlich ganz andere Vorschläge zu hören. Es soll mich gar nicht wundern, wenn sie ihn massakriert haben. Der Republik der honetten Leute steht die rote Republik viel gefährlicher gegenüber als die feindliche Armee; vielleicht wird diese noch angerufen, die soziale Ordnung in der Hauptstadt der Zivilisation aufrecht zu erhalten. In Versailles sind die Preußen, nachdem zweitausend Mobilgarden dreihundert schlechte Gewehre abgeliefert, aufs beste aufgenommen und Sèvres hat nun eine Garnison gebeten.

In Paris hört heute die Gasbeleuchtung auf und Wasser wird nur noch zu bestimmten Stunden empfangen. Die Eisenbahnen sind sämtlich unterbrochen. Das bois de Boulogne steckt voll Schlachtvieh und von unseren Stellungen bei Meudon und St. Cloud können wir es jeden Augenblick unter Feuer nehmen. Die Promenade der beau und demi-monde hat aufgehört und der Pariser hat heute keine Milch mehr zum Kaffee gehabt. Wie lange er das aushält, bleibt abzuwarten.

Dies ist der vierte Brief, den ich schreibe, der verlorene*) hat sich vielleicht auch noch gefunden, eine Post ist freilich bei Verdun aufgefangen worden, und vielleicht wird er nächstens im Figaro veröffentlicht, so daß ihr ihn doch noch zu lesen bekommt.

An denselben.

Versailles, den 12. Oktober.

Wir sind in der üblen Lage, daß wir auf uns schießen lassen müssen, ohne zu antworten, denn gegen die Vierundsiebenzigpfünder der Festung kommen unsere Vierpfünder nicht auf. Der Belagerungstrain, über hunderttausend Zentner, kann auf einer einzigen Bahn, die eben erst hergestellt, so schnell nicht fortgeschafft werden. Wo sich nur etwas rührt, selbst die kleinste Menschengruppe, schleudern die Forts ihre Riesengeschosse auf sechs, sieben, ja vom Mont Valérien auf achttausend Schritte mit großer Präzision. Es ist eine arge Munitionsverschwendung, wenn man bedenkt, daß ein solcher Schuß dreiundneunzig Thaler kostet. Der Zufall will, daß 'mal eine Granate trifft, und so verlieren wir alle Tage ein Dutzend Menschen, besonders auch durch Chassepots auf tausend und fünfzehnhundert Schritte. Aber auf die Entscheidung des Feldzuges hat das natürlich absolut keinen Einfluß. Nichts bringt Paris so in Wut, als daß wir gar nichts unternehmen. Victor Hugo schreibt: Nous avons cru voir arriver Arminius et nous ne voyons que Schinnerhannes. Allerdings sind wir für jetzt auf die bloße Cernirung beschränkt, in das verdrießliche Stadium des Zuwartens getreten. Das Aushungern geht langsam, wie Metz zeigt, aber es führt zum Ziel. Bis jetzt sind alle Ausfälle zurückgeschlagen worden, auch bleiben wir nach außen nicht unthätig. Die Hoffnung der Pariser ist vor allem auf die Armee der Loire gerichtet, welche auch wirklich im Vormarsch gemeldet war. Nun gut, diese Armee ist gestern auseinandergesprengt, und Orléans von uns besetzt worden. Heute schon werden wir jenseits des Stromes stehen, den bekanntlich noch nie ein feindliches Heer überschritten hat. Die Regierung in Tours muß sich nach einem andern Unterkommen umsehen.

Wird dieses unglückliche Land endlich einsehen, daß es besiegt ist, daß seine Lage sich mit jedem Tage verschlimmert? Aber ich zweifle nicht, daß man auch jetzt wieder eine Siegesnachricht publizirt. Merkwürdig ist indes, daß der Gaulois, sonst ein Hauptlügenblatt, das Schreiben eines französischen Offiziers bringt, welcher den seltenen Mut hat, den Franzosen die Wahrheit zu sagen. Du wirst es in einer der nächsten Nummern unserer Berliner Zeitung finden. Richtiger kann die Situation gar nicht gekennzeichnet werden, als es dieser unterrichtete und verständige Militär thut.

Daß vor Metz am 9. abermals ein großer Ausfall zurückgeschlagen wurde, wirst Du früher, als diese Zeilen anlangen, schon erfahren haben. Dort kann die Sache nun nicht mehr lange dauern. Es ist eine harte Geduldsprobe für die Einschließenden, härter für die Eingeschlossenen. Die Ausdauer und Hartnäckigkeit der Franzosen ist anzuerkennen, ihnen kommt zu Hilfe, daß es ihnen geradezu unbegreiflich erscheint, sie könnten besiegt werden, und doch hat sich die Ueberlegenheit der Deutschen in allen Gefechten bewährt, auch da, wo jene an Zahl überlegen waren, so am 16. August und hier vor Paris. Die ganze Feldzugsoperation freilich konnte nur bei einer entschieden numerischen Ueberzahl ausgeführt werden, gleichzeitig Einschließung von Metz, Belagerung von Straßburg und Marsch auf Paris. Die leichtsinnigen Ratgeber des Kaisers, die Schwätzer in der Kammer und die Literaten hätten sich vorher erkundigen sollen, was ein geeinigtes Deutschland zu bedeuten hat.

Die republikanischen Machthaber in Paris wagen die Frage an das Land nicht. In der Tabaksdose eines Curejars wurde das von Favre und Gambetta unterzeichnete Dekret gefunden, welches die von ihrem Kollegen Crémieux auf den 16. dieses Monats anberaumte Einberufung des corps législatif inhibirt und mit ängstlicher Schonung sein einseitiges Vorgehen tadelt. So ist denn noch gar keine Aussicht, daß sich in Frankreich eine Autorität bilde, mit welcher man ernsthafte Verhandlungen eingehen könnte. Es ist in der That ein ruchloses Treiben, die Nation durch fortwährende Lügen über die Lage des Landes zu täuschen. Leistet Paris den Widerstand bis zur wirklichen Erschöpfung der Nahrungsmittel, so kann eine Situation eintreten, die zu denken furchtbar ist. Selbst wenn dann der Friede geschlossen, der Verkehr völlig freigegeben wird, wie sollen beim besten Entgegenkommen von unserer Seite die Subsistenzmittel für zwei Millionen Menschen herangeführt werden? Die Umgebung der Riesenstadt ist auf zehn Meilen Weite vollkommen ausfouragirt, die Eisenbahnen sind durch die Francitreurs sämtlich unterbrochen, die Sprengungen können in Monatsfrist nicht wieder hergestellt werden. Die einzige Bahn, die wir bis jetzt haben wieder herstellen können, brauchen wir selbst zur eigenen Ernährung.

Es ist furchtbar, wie das zur Macht gelangte Gesindel gehaust hat, und lächerlich dabei. Auf den schönen Straßen, die nach der Hauptstadt führen, ist das Pflaster aufgerissen und von Gräben durchschnitten, aber daneben fährt man auf dem bequemen Sommerwege. Die prachtvollsten Eichen und echten Kastanien sind zu Verhauen zusammengeschleppt, die stolzen Bogen der Viadukte liegen in Trümmern im Flußbette. Diese Sperrungen würden einen Sinn haben, wenn sie nun auch verteidigt würden, aber diese Francvoleurs haben sich überall davongemacht, und ihre Verwüstungen hielten unsere Avantgarden nur um Stunden, die Armee aber nicht um einen Tag in ihrem Vormarsch auf. Ueberall trafen wir schon die Pontonbrücken neben den gesprengten Bauwerken, deren Wiederherstellung dem Lande Millionen kosten wird. Die Dörfer um Paris bestehen zur Hälfte aus den reizendsten Villen und Schlössern, die Bewohner wurden mit Gewalt vertrieben, denen die Häuser angesteckt, welche nicht gehen wollten. Natürlich bricht der Soldat die Thür auf, die er verschlossen findet, den Keller, in welchem er Brot und Wein sucht, den Schrank, um ein Handtuch oder einen Teller zu suchen. So sieht es denn arg aus an vielen Stellen, während da die Ordnung herrscht, wo die Bewohner sich dieser Tyrannei entzogen oder wo höhere Stäbe im Quartier liegen. Hier in Versailles zum Beispiel könnte man glauben, daß tiefer Friede ist, wenn nicht von Paris der Kanonendonner erdröhnte. Alle Läden sind geöffnet, und die Industrie hat sich schon auf Feilbietung preußischer Uniformstücke geworfen. Juweliere und Uhrmacher fürchten nicht, ihre wertvollen Gegenstände auszubreiten, Kommandanturbefehle an den Straßenecken angeheftet, verbieten, auf den Trottoirs zu reiten, in den Galerien zu rauchen, und auf dem Felde wird geackert und gesät, ohne daß der Landmann besorgt, daß ihm seine Pferde ausgespannt werden. Freilich bleiben die Lasten und Requisitionen sehr groß, und alles hofft auf ein baldiges Ende aller dieser Kalamitäten. Ich nicht am wenigsten, und manchmal habe ich eine Sehnsucht nach der stillen Ruhe des Kapellenberges. Die Nachrichten aus der friedlichen Heimat sind Sonnenblicke in dem rastlosen Treiben und der aufregenden Spannung, in welcher wir hier leben.

An denselben.

Versailles, den 27. Oktober.

Mit Freude und herzlichem Dank habe ich die Glückwünsche aus der Heimat erhalten. A.'s Brief schloß mit dem Wunsch: Möge Bazaine den 26. durch Uebergabe von Metz verherrlichen.

So ist es gekommen! Die Kapitulation wird allerdings (es müßten denn ganz besondere Umstände eintreten) erst

*) Wir unterbrechen für kurze Zeit die Mitteilung der Briefe des Generalfeldmarschalls an seine Braut und Frau († 1868), um zunächst einige besonders interessante Dokumente aus den Tagen des großen Krieges zu veröffentlichen. Die Red.

*) Ist nicht zum Vorschein gekommen und enthielt wahrscheinlich einen Bericht der Schlacht bei Sedan.

Beim Hünengrabe.

Novelle
von
Gerhard Walter.

II. Im Spätherbst.

Wieder braust und wettert Odins wilde Jagd über die Heide und über mein Haus hin. Die Lindenkronen neigen und beugen sich und schlagen wie verzweifelt zusammen mit den Zweigen; heulend ziehen die Wölfe des Mächtigen dahin, und mit schwerem, schmetterndem Flügelschlage flattern die Raben um sein Haupt, donnernd hallen die Hufe des Rosses Sleipnir und zeternd fliehen die Seelen der Weiber vor den stürmenden Helden aus Walhall. Als ich zuletzt vor diesen Blättern saß, da wehten die ersten Frühlingswinde durchs Land. Es liegt viel andere Sturmzeit noch dazwischen!

Es war Frühling geworden. Mit Duft und Blüten, mit Finkenschlag und Lerchensang war er auch auf der Heide eingezogen und wollte wieder von dannen ziehen. Ich denke noch des Tages, gegen die Sommersonnenwende, da lag sie da wie mit purpurnem Blütenmantel gedeckt, so weit das Auge schaute. Warm brannte die Johannissonne nieder auf die blühende Einöde und feiner, köstlicher Duft lag in der Mittagsglut über ihr. Summend tummelten die Bienen sich im Heidekraut und sogen den Erikaglöckchen den winzigen Tropfen Honigtau aus, um weithin ihn zu vertragen, wo drüben im Sonnenduft ein einzeln Häuschen eines weltfernen Kolonisten stand; oben in der lichtblauen Höhe da jubilirte es mit vielhundert jauchzenden Lerchenstimmen, als wäre das Leben ein ewiges, sonniges Frühlingsfest; und in der holperigen, ausgefahrenen Heidespur, auf der ich ritt, kam mir im Trab der mageren Gäule ein vollgeladener Torfwagen entgegen, der in dem tiefen und hohen Geleise bald rechts, bald links sich neigte. Sonst fährt man hier langsam und bedächtig auf der Heide, denn man wirft leicht um.

Ich lenkte mein Pferd zur Seite und ließ den Wagen vorbei. Der Mann grüßte. Die Gäule fielen müde in langsamen Schritt.

„Was haben Sie denn für Eile?“ fragte ich ihn.

„Ich muß zu Termin im Krug,“ gab er zurück, „ich bin Zeuge, der Amtsrichter aus Wühlebüll kommt wegen der Geschichte mit Stine Mumme, ich muß streben! hüh!“

Langsam ritt ich weiter. Hier, wo mein Pferd ging und wo der Wagen gefahren war, da war seit uralter Zeit wohl eine Straße gegangen. Bald zwei, bald drei, bald, wie dort im Hohlweg, nur ein Geleise, unregelmäßige, oft grabentief ausgefahrene Radspuren. Das war noch heute der Fahrweg nach Wühlebüll. Dort in der Ferne sah ich einen Wagen mit zwei Schimmeln, die im Sonnenschein über den dunklen Untergrund herschimmerten, herankommen. Ich lenkte mein Pferd linksab. Was ging der neue Amtsrichter mich an? Hatte mir noch keinen Besuch gemacht. Mag er's bleiben lassen. Was kümmert er mich. Und ich ritt hinüber, vorbei an meinem Hünengrab, auf dem der gelbe Ginster schon golden blühte, dorthin, wo fern der Dampf aus dem Schornstein der Lokomobile aufstieg. Hochtrabend griff mein Schimmel aus, daß der Hufschlag nur so dröhnte auf dem sonnentrockenen, harten Boden. Ich ließ dem Pferd die Zügel schießen und hob mich im Sattel: so sausten wir im Galopp über die Heide. Plötzlich sah ich es links von mir weiß hinwehen, kaum daß ich zerstiebenden, hellen Schein sah; ich riß den Schimmel herum im Lauf: da lag es zerstreut hinter mir seitwärts vom Wege, allerlei weißes, loses Papier, wie's meiner Brieftasche entflattert war, die mir bei dem wilden Ritt entglitten. Ich stieg ab und sammelte die Blätter. Mit losem Zügel ließ ich das Pferd daneben stehen. Wie ich die Zettel und Briefe ordnete, da öffnete ich unwillkürlich die Tasche daneben und that einen Blick hinein — und lang nicht gedachtes Weh kam über mich: da lag die Rose, nur noch wenig Blätter daran und der Handschuh — und mit einemmale standen all die Bilder wieder auf vor mir. Ich stieg zu Pferde und ritt langsam weiter, aber neben mir war Marthas Gestalt aufgetaucht und wandelte zu seiten des Weges, und ich hielt Zwiegespräch mit ihr. Immer unvergessen, immer von bethörendem Reiz! Und mit dem zarten Duft der Erika wehte der duftige Hauch der ersten Liebe meiner Jugend um mich.

Bei den Pflanzungen war alles in Ordnung, die Sonne war im Sinken auch an diesem nie endenden Tage mit der lichten Nacht, als ich mich heimwärts wandte. Da lag das Dorf in klarem Licht und die Pappeln über ihm ragten hoch und einsam auf. Farbe war wenig in dem Bilde, der weite, breite Vordergrund mit seinem rötlichen Ton, das Dorf grau und weiß, die Bäume schwärzlich sich abhebend von dem hellen, weißlichen Himmelsrund. Da hinein in diese merkwürdig farblose, klanglose, kleine Welt sollte ich wieder zurück. Kam immer noch früh genug, das hatte keine Eile. Ich ging ja nicht allein, noch immer hatte ich das traumhafte Geleit Marthas neben mir. Und ich wollte einen Marsch machen, ich war müde vom Sitzen im Sattel. Ich stieg ab und gab das Pferd einem Arbeiter: „Führ's nach Hause.“ So schritt ich aus. Dorthin, wo das Hünengrab über die Fläche aufragte, und auf ihm, scharf sich abzeichnend gegen den Horizont, der Stein. Auf ihm saß eine Krähe, riesengroß anzuschauen in der Spiegelung des Abendlichtes. So ging ich hin in meinen Gedanken, horchte auf die verklingenden Stimmen der Lerchen und sah sie selbst herabschießen, um abbrechend in ihrem Lied sich zu bergen in Gras und Kraut. Nun war der Hügel mir nah' nach langem Marsch, und heller Goldglanz hatte schon begonnen, das Weiß der Wolken zu durchleuchten. Müde legte ich mich nieder am Fuß des Heidengrabes, in dem der alte Cimbernheld zur Ruhe gelegt war, sein rostig Schwert zur Seite, und lehnte den Kopf an den Hügel, ihn bettend in blühende, duftige Erika. So schaute ich, abgekehrt vom Dorf, hinein in das Abendlicht. Neben mir begann eine Grille zu zirpen.

Süßer, stiller Friede war um mich her. Ich schloß die Augen. Ich war müde. Sanft und leise fächelte der aufkommende Abendhauch um meine Stirn und trug Wolken würzigen, feinen Dufthauches dahin; so lag sich's gut. Die Welt weit ab, kaum daß das letzte, leise Rauschen ihrer Brandung, die draußen gegen die Herzen schlägt, hier dem lauschenden Ohr noch fernher vernehmbar. Meine Gedanken gingen in Traum über, etwas von dem geahnten, gesuchten, nicht gefundenen Glück des Lebens kam über mich; Martha war bei mir, ich hielt ihre Hand, sie sprach liebe Worte zu mir. — „Ich bleibe bei Dir!“ sagte sie und reichte mir ihre Hände und ihr Mund lächelte dazu, daß ich aus dem Schlaf auffuhr, weil ich solch stürmendes Glück nicht tragen konnte. Aber nein — ich schlief und träumte immer noch; die Frau, die aus großen, erschrockenen, braunen Augen auf mich herabblickte von der Höhe des Hügels, war ein Traumgebilde und kein lebendes Weib, und die Zwiesprach des Traumes dauerte fort:

„Martha, hast Du noch an mich gedacht seit jenem Tage, der uns schied?“

Aber Martha schwieg.

Da sprang ich auf und trat zu ihr auf den Hügel. Im Traume fliegt man; so stand ich mit einemmal neben ihr und sah ihr ins Gesicht, dasselbe liebe, unaussprechlich holde Gesicht. „Martha, hast Du kein Wort für mich?“

Da hob sie die Augen: „Gerhard, wir sind uns ja fremde Leute geworden und müssen es nun bleiben! Ich wollte aus dem Getümmel des Kruges fliehen und ging hieher, zum Runenstein, von dem sie mir erzählten, hier sollte mein Mann mich abholen — und da tauchst Du vor mir auf wie ein Traumbild, dem man nicht wehren kann — —“

Vom glühenden Goldschein übergossen stand sie vor mir, ein wundersam Licht spielte in ihren Augen, um ihre Schultern wallte der jungen, reizenden Frau das starke, gelöste Gelock ihres Haares, nun hob sie zaghaft eine kleine Hand gegen mich auf: „Aber grüßen dürfen wir uns noch, nicht wahr?“

War's auch kein Traum? War das Martha selbst? War die weiße Hand mit den blau durchschimmernden Adern doch von Fleisch und Blut? Und war's Wirklichkeit, daß ich sie an meine Lippen zog und wie in heißer Andacht küßte? Ja! Und mein Herz klopfte wieder so wild, wie dort auf dem Stein an der Ostsee. Sie lehnte am Runenstein und ich saß ihr zu Füßen am Rande des Hügels, so schaute ich zu ihr auf.

„Martha — kennt mich Dein Mann?“

Sie schüttelte den Kopf: „Nein! Es war ein Geheimnis ohne Sünde, das mag nun unser bleiben, wie es meines geblieben ist. Aber Du darfst mich nicht — Sie dürfen mich nicht Du nennen, ich bin die getraute Frau eines andern geworden, die ihren Mann lieb hat; nur gute, herzlich treue Kameraden dürfen wir sein —“

„Nein, Martha, mehr als das, treue Freunde.“

„Ja,“ sprach sie mit ihrem sonnigen Lächeln, „ich weiß es vom Strande von Saßnitz her, die Ehre einer Frau ist gut bei Ihnen bewahrt! Hier, schlagen Sie ein!“

Sie streckte mir beide Hände hin. Ich faßte sie und sah ihr von unten in die Augen. „Laß mich sie so halten,“ bat ich, „so lang wir bei einander sind! Anders von Dir scheiden, denn als der, der teil an Deinem Herzen hat, das wäre jetzt der Tod für mich. Mit Leib und Seele sollst Du mir ein Heiligtum sein. Gott hat's ja so gewollt! Ich bringe mein Herz wohl zur Ruh' vor der Pflicht!“

Sie nickte.

„Und nun erzähl mir,“ bat ich.

Sie hob eine Hand und drohte mir freundlich mit dem Finger: „Kein Du!“

„Erzählen Sie, Martha!“

Wie ein Bild aus einem Märchenbuch stand sie da, jetzt ganz glutübergossen. Die Sonne ging unter und goß Ströme glühenden Purpurlichtes über die Heide und den Hügel und das junge Weib, das da lehnte, und die nicht wußte, wie verklärt schön sie in dieser Stunde war.

„Er war hier in diesem Lande geboren, und hieher bin ich ihm gefolgt,“ sagte sie einfach, „und es ist schmal genug, daß die Wege von Zweien sich darin begegnen mögen. Nicht wahr? Und heut bat er mich, mit ihm über die Heide zu fahren.“

Sie löste ihre andere Hand: „Und nun will ich gehen!“

„Martha!“ bat ich, „die Sonne geht unter. Soll's denn ganz finster werden auf der Heide?“

„Ich will gehen,“ sagte sie fest, „und Sie bleiben! Und es soll Licht und Friede sein, bei Ihnen und bei mir.“

„Sehen wir uns wieder?“ Ich stand vor ihr. Nun sah sie zu mir auf.

„So Gott will!“ sagte sie.

„Darf ich kommen?“ Da sah sie mir wortlos fest und gerade in die Augen. Forschend, lesend, meine Gedanken enträtselnd.

„Ja, Gerhard! Aber erst kommt mein Mann zu Ihnen. Daß wir uns hier gesehen, das sag' ich ihm.“

Ich nahm ihre Hand in meine. Ich holte tief Atem. So leitete ich sie den steilen Hügel durch Heidekraut und Ginster hinab.

Sie machte sich los: „So, nun Gott befohlen!“ Mild und freundlich lag ihr Blick auf mir. Da ging sie hin, ins Abendgold hinein, schlank und schön. Sie sah sich nicht um, wie sie über die Heide auf das graue Dorf zuging, das jetzt plötzlich aussah, als ob es in Flammen aufginge; eine dunkle Silhouette auf rotem Goldgrund trat sie ferner und immer ferner von mir — waren meine Augen nur geblendet, oder war's jetzt, als ob sie in das Gold und in die Glut hineinginge und davon aufgenommen würde, bis sie dahin und verschwunden war — das Märchen meines Lebens?

Und ich lehnte am Stein, an dem sie gestanden, und mein Auge, das geblendete, suchte droben am Himmel, dem blauen; da leuchtete ein Stern auf, kaum wahrnehmbar. So war auch über meinem Leben ein Licht aufgegangen. Aber es war ein ferner Stern, und die Sterne, die begehrt man nicht.

*

Wenige Tage nachher fuhr der Amtsrichter Gollnow aus Wühlebüll bei mir vor. Ein stattlicher Mann mit dunklem Vollbart, von angenehmen Sitten. Aber ich mußte mir Gewalt anthun. Das war der Mann, der da in Ueberfluß lebte, wo ich darbte. Ich wußte es ja doch: Wie oft ich mir auch vorredete, ich sei jetzt satt an der Tafel des Lebens, nachdem ich Martha im Frieden die Hände geküßt, es waren doch alles nur Spiegelfechtereien! Ich

war doch arm, blutarm. Ich wollt' es nur nicht wissen — und hatte Angst davor, es mir einzugestehen. Denn ich wollte gerne ehrlich bleiben. Aus Ehrgefühl oder aus Furcht vor Strafe? Wer kann mir's sagen? Wer kennt sein Herz aus?

„Sie sind meiner Frau ein so freundlicher Wegweiser gewesen durch die verborgenen Herrlichkeiten und die Poesie der Heide, daß ich Ihnen für den Anteil danken muß, den Sie an der irrenden Burgfrau von Wühlebüll genommen. Wie sie mir sagte, haben Sie sich in früheren Jahren kennen gelernt."

„Ja, sehr flüchtig!" bestätigte ich. Ich dachte daran, wie schnell Menschenglück entflieht.

„Meine Frau entsinnt sich der Zeit, wie's scheint, noch gern. War's nicht 74? Sie hat die Eigentümlichkeit, alles, was ihr durch die Hände geht, mit Jahreszahl und Datum zu zeichnen. Und so merkt sie sich auch die Jahreszahlen ihres Lebens mit merkwürdiger Genauigkeit. Ich wäre übrigens," fuhr er verbindlich fort, „auch ohne die Anregung meiner Frau gekommen, denn wir paar Leute von Stande müssen hier auf dieser gräßlichen Heide zusammenhalten. Mein Dorf ist ja etwas größer und im ganzen besser von Gott und Menschen bedacht als Ihre Residenz hier; aber mit dem geselligen Verkehr ist es auch da jämmerlich genug bestellt, und meine Frau, die sich nach Anregung sehnt wie der Fisch nach fließendem Wasser, leidet mehr noch darunter als ich. Schlagen Sie ein, Herr Forstassessor: Gute Nachbarschaft!"

Die Gläser klangen zusammen. Wie sehr war ich bei der Sache! Und doch mahnte in mir dumpf und undeutlich eine Stimme: „Spiele nicht mit Feuer!"

„Wir haben ein weites Gebiet vor uns," fuhr er fort, „und können uns den Winter in mancher Art genußreich machen. So ein Lesekränzchen im kleinen Kreise — der Lieblingsgedanke meiner Frau, oder zur Abwechslung ein Spielchen zu dreien kann allerliebst sein, oder wir treiben etwas Musik. Bitte, überlegen Sie es sich. Und im Sommer können wir ja auch häufig zusammenkommen."

Ach ja, ich hatte es mir schon überlegt! Oder vielmehr nicht überlegt. Ich flog wie die Mücke ins Licht.

Wir kamen zusammen. Oft. Es wurde ein lebhaft freundlicher Verkehr herüber und hinüber. Immer zu dreien. Nie war ich mit Martha zu zweien, wie häufig auch mein Pferd in ihrem Stall stand. Sie wußte es immer so frauenhaft fein zu wenden, daß wir nimmer allein waren. Aber mich verzehrte die heimliche, aufs neu erwachte Leidenschaft. Wie sollte das enden? Ich mußte fort! Das war die einzige Lösung. Und jetzt ist es mir zum ungeschriebenen Gesetz geworden: „Hinaus!" Das kam so.

Einen reizenden Leseabend hatte ich bei ihnen in dem sauberen, weinumrankten Amtsgericht vor vierzehn Tagen verlebt. Die Luft war für mich so recht mit Behagen gesättigt. Da hat man's leicht, liebenswürdig zu sein und das Beste zu geben, was man hat. Und wenn so jeder das thut, dann wächst solch ein kleiner Kreis gar leicht und eng zusammen. Vielleicht gefährlich und verderblich eng! Als ich aufs Pferd stieg und heimritt durch die Nacht, da hätte ich singen können. Ich sah noch ihrer Augen hellen Schein und hörte ihrer Stimme fröhlichen Klang und fühlte den warmen Druck ihrer Hand, den ich wohl gar zu heftig erwidert hatte, denn sie schrie leise auf und schüttelte sie lachend gegen mich: „Ihnen gebe ich nie die Hand wieder, wenigstens nicht mit einem Ring auf!"

Es war ein unabsichtliches Wort von ihr — aber es brannte in mir fort — und je länger ich durch die Nacht ritt, desto ungestümer wallte mein Herz auf. Ich war in einem furchtbaren, aussichtslosen Kampf mit mir selbst. So gingen die Wochen hin. Ein paarmal ritt ich bis dicht an Wühlebüll heran — und hielt da — und wendete das Pferd und jagte im Galopp, wie ein Flüchtling, zurück. Aber es saß einer auf dem Schimmel, der vor sich selber floh.

Heute ist Donnerstag. Am Montag geschah es. Es regnete und stürmte, daß es aussah, als wollte der Himmel das Moor ertränken und die Heide unter Wasser setzen. Ich saß bekümmert am Fenster. Heute wollten sie ja zu mir kommen. Alle meine Gedanken waren im voraus bei der Freude dieses Nachmittags und Abends gewesen — und nun kamen sie wohl ganz gewiß nicht. Wer wagte sich bei solchem Wetter heraus? Oder er kam allein. Ich sprang auf und ging im Zimmer auf und ab. Was war aus mir geworden? Mein Denken wild und wesenlos —

Aber da kam der Wagen ja aus dem Regennebel heraus! Und — ja, da sah ich Marthas roten Baschlik, wie sie sich ein wenig aus dem Fenster vorbeugte; und Licht flutete aus den dunklen Wolken in mein Zimmer — in mein klopfendes Herz.

Da stand ich am Wagen und reichte ihr die Hand zum Aussteigen. Ein schmaler, kleiner Fuß trat auf den Tritt und leichtfüßig sprang sie heraus; in heller, erquickender Freundlichkeit leuchteten ihre schönen dunklen Augensterne.

„Das war doch tapfer," rief sie, „nicht wahr?"

Er reichte mir die Hand aus dem Wagen und blieb sitzen.

„Nun?" fragte ich erstaunt.

„Mich müssen Sie notwendig noch eine Stunde oder zwei entschuldigen," lachte er, „seien Sie so lange der Kavalier meiner ausgesetzten Frau; ich muß durchaus nach Mittenwisch in der Ablösungsangelegenheit. Sonst wären wir am Ende doch nicht gekommen. So bald ich kann, komme ich nach. Meine Frau wollte eigentlich durchaus mit hinüber nach Mittenwisch, aber die Wege sind zu schrecklich, und bei den Schnapsbauern da ist kein Platz für sie; da hab' ich Gewalt gebraucht. Adieu!"

Da fuhr der Wagen hin. Mein Herz fing an zu hämmern. Ich wandte mich Martha zu, die in der Thür stand. Wie liebreizend schaute ihr Gesicht aus dem Purpur des Baschliks hervor! Einen Augenblick dachte ich daran, dem Wagen nachzurufen: „Bitte, lassen Sie mich mitfahren!" Aber er war schon zu weit. Und — ich hätte es doch nicht gethan!

Die Mamsell war um Martha geschäftig.

„So!" sagte diese und ordnete mit schlanken Fingern ihr Haar vor dem Spiegel.

„Frau Müller, nun zeigen Sie mir 'mal zu allererst Ihre Häuslichkeit in Küche und Boden, Keller und Speisekammer; es interessirt mich doch, solch eine Junggesellenwirtschaft einmal aus dem Grunde kennen zu lernen. Sie haben doch nichts dagegen, Herr Forstassessor?" plauderte sie in ihrer entzückenden Art — „oder wollen Sie uns begleiten auf unserer Wanderung?"

Nein, ich wollte nicht. Sie grüßte mich harmlos mit den Augen: „Nun, dann auf Wiedersehen!" Und hin ging sie mit Madame Müller. Ich saß wieder am Fenster und sah tieftraurig hinaus. Sie wollte nicht mit mir allein sein, und das war gut, aber —

Wie der Regen herablief an den Scheiben, wie die Tropfen silberhell in rastloser Folge von dem niedrigen Strohdach perlten, wie blank die Wege im Garten, wie verwaschen das wenige Laub an den Linden und wie der gelbbraune Teppich welker Blätter naß über den Rasen gebreitet war. Die letzten Astern verregnet und am Stengel geknickt, der Mais verweht und seine Blätter wie zerrissene Flaggen ausflatternd im Sturm — Herbst, Herbst! War meine Sommerzeit denn auch schon vorbei? Und weshalb? Um einer Frau willen? — Nein — keine Frau auf Erden ist es wert, daß die ganze Kraft eines Mannes an ihr verloren geht; ich verschränkte die Arme hart über der Brust und biß die Zähne zusammen: „Ich will nicht mehr!" Da kamen schnelle, leichte Schritte näher und die Thür that sich auf: Martha trat ein. In dem offenen Rahmen, unter der roten Portière blieb sie stehen: „Wollen Sie mir einen großen Gefallen thun?" bat sie.

„Jeden!" sagte ich ehrlich.

„Dann begleiten Sie mich jetzt, in diesem Regensturm, auf das Hünengrab; ich möchte von seiner Höhe aus die windzerzauste Heide sehen. Bitte!"

Ich war erschrocken. O, du süße Frau — gegen dich war Odysseus mit all seiner Findigkeit ein Waisenknabe.

„Schadet nichts!" bestand sie mit reizendem Eigenwillen auf ihrem Vorhaben. „Ich leih' mir von Frau Müller ein Paar tüchtige Stiefeln und ziehe den Gummimantel mit der Kapuze über, der da auf dem Flur hängt — bitte! Ich möchte so schrecklich gern 'mal in solchem Wetter hinaus, und nachher macht uns Frau Müller hier eine schöne, warme Tasse Kaffee!"

So gingen wir hinaus ins Wetter. Ich atmete tief auf in der kühlen Regenluft. Ueberall roch es kräftig nach nassem, moderndem Laub und feuchtem Heidekraut. Tapfer schritt sie neben mir her, wie ein lieber, harmloser Kamerad. Mit der einen Hand hielt sie die schwarze Kapuze unter dem Kinn zusammen, mit der andern raffte sie Mantel und Kleid auf, so ankämpfend gegen den Sturm, der uns den triefenden Regen ins Gesicht trieb.

„Köstlich!" lachte sie, „mein Mann schlägt natürlich wieder die Hände überm Kopf zusammen über meinen Uebermut; aber ich kann mir nicht helfen, etwas Sturm gegenan habe ich gern im Leben. Wenn ich ein Mann wäre, sollte mir kein Wetter zu schwer sein. Geben thät' ich mich nicht!" — Ging das auf mich? — „Etwas von der alten Garde muß in jedem Mann stecken!"

„Schön!" dachte ich, „also gegenan!" Es ging frischer Lebensmut von ihr auf mich über. Ihre Nähe und ihr Gespräch waren mir erquickend wie frisches Quellwasser, und fröhlich schritt ich aus an ihrer Seite. Ich sah an ihr nieder. Der Regen rann in kleinen Rinnsalen an ihrem Gummimantel herunter. Wieder fing sie meinen Blick auf.

„Sie freuen sich über meine Riesenfüße in diesen Gehfutteralen," lachte sie über weißen Zähnen, „man kann nicht immer in Ballschuhen durchs Leben gehen; wenn ich nur nicht so darin hin und her rutschte — man geht so unsicher darin."

Wir standen am Bach, jenem, der weiter unten an meinem Garten vorbeifloß. Er war hoch angeschwollen und rollte sein reichliches braunes Moorwasser für seine Verhältnisse ziemlich schnell dahin. Kaum daß die rohe Brücke aus geschälten Stämmen, alt und morsch genug und mit durchweichten Heidesoden belegt, die Wassermasse durchlassen konnte.

„Hier bitte ich um Ihre Hand! Treten Sie vorsichtig auf!"

Sie reichte mir die Rechte. „O, wie glatt!" rief sie, beim ersten Tritt in den weiten Schuhen auf den schlüpfrigen Balken ausgleitend.

„Nur noch ein Schritt!" ermunterte ich — da schrie sie laut auf.

„Mein Fuß, mein Fuß! Ich breche mir den Knöchel!" rief sie in großer Angst, „ich habe durchgetreten. O, wie das schmerzt!" Mit beiden Händen hatte sie meinen Arm umklammert. Da setzte der Wind ein und riß ihr die Kapuze von den Haaren und faßte ihr flatterndes Kleid wie ein losgeworfenes Segel: „Helfen Sie mir!" rief sie weinend — „o —"

Und ich kniete vor ihr. Einen Arm hatte ich um sie geschlungen, sie zu halten; mit der andern Hand riß ich mit mächtiger Anstrengung den Balken zu lösen. Zwischen zweien war sie durchgebrochen, und wie mit eisernem Schraubstock hielt nun das nasse, quellende Holz ihren Knöchel gefangen.

„O, ich kann es nicht aushalten —" klagte sie und prasselnde Regenschauer flogen gegen uns. Da riß ich den Hirschfänger aus der Koppel und stemmte ihn zwischen die Stämme mit der ganzen Gewalt meiner Kraft und kniete auf ihm. Der Angstschweiß rann mir von der Stirn — entweder das vermorschte Holz brach unter dem Druck, oder Martha brach wankend zusammen und dann würde das Unglück groß. Schon hielt sie sich kaum; da, Gott sei Dank! der eine Stamm wich zur Seite.

„Schnell den Fuß herausziehen, schnell!" rief ich ihr zu, „jetzt, ehe mein Hirschfänger bricht — ob's auch wehthut —"

Mit einem Wehruf fiel sie über mich hin, daß ich sie kaum auffangen konnte in meinen Armen; ihr Fuß war frei — aber Frau Müllers Stiefel fuhr in den Wirbeln und Strudeln des Moorbaches zu Thal.

Jetzt hielt ich die holde Last an meiner Brust. Ich hätte aufjauchzen können in den Sturm hinein.

„Ich kann nicht gehen!" klagte sie leise mit geschlossenen Augen.

„Ich trage Sie, Martha —"

Da richtete sie sich auf, so gut sie konnte. Ihr roter, lieber Mund war fest geschlossen und in ihren Augen brannte etwas, das hatte ich nie darin gesehen.

„Ich muß Ihre Güte schon annehmen, Herr Forstassessor," sagte sie mit eisig höflichem Ton —

Martha, dein Oheim auf Rügen hatte recht: „Wer sie heiratet wird ein Krösus". Aber ich war ein Bettler. So hob ich sie auf den Arm, wie ein Kreuzritter eine Heilige. Leicht legte sie die Hände um meine Schultern; so ging ich mit dem Liebsten, was die Erde für mich trug, durch das Wetter.

(Fortsetzung folgt.)

Vor der Kirche.

(Hierzu das Bild Seite 141.)

Ein Bild aus starrem Winter im Zarenland. Es ist Sonntag morgen. Der gestrenge Herr Frost, der grimme Tyrann herrscht mit fürchterlicher Schneide über Städte und Dörfer hin, als wollte er alles Leben ertöten, alles Gefühl ersticken — als wäre er eifersüchtig auf eine gewisse wärmere Regung da unten bei den Menschlein, die seiner Alleinherrschaft fast Trotz bieten möchte. Denn wie er auch wütet, wie sehr er es preßt, das arme, gute Mütterchen, in seinen eisigen Armen, jenes innerste Gefühl, jenen heiligen, warmen Trieb, der die Seelen der Rechtgläubigen erfüllt, wird er gewiß nicht erkälten. — Es ist Gottes Tag! — Helle Glockenstimmen rufen es mit trautem Klang, und freudig erzittern alle Herzen in den engen, rauchgeschwärzten Hütten. Rasch werden die warmen Hüllen angethan, so viel eben davon vorhanden ist, und heraus strömt die fromme Schar in die glitzernde Frostluft: Männer, Weiber, Kinder, ja Brustkinder auf den Armen der Mütter — und fort geht's in eiligem Schritt nach dem nahen Gotteshaus. Viele der Leutchen sieht man mit Säcken und Körben beladen, worin sie allerlei Lebensmittel tragen; diese sollen in der Kirche die Weihe erhalten.

Die Kirchenthür ist noch geschlossen, erst kurz vor Beginn des Gottesdienstes soll sie geöffnet werden. Dorfälteste stehen mit Opferkrügen bereit, um milde Gaben für die Aermsten einzusammeln. Dicht gedrängt, in frosterstarrter Gruppe, die Männer barhäuptig, alle in feierlicher Stimmung, tiefe Kreuze schlagend, leise Gebete murmelnd — so harren die Bäuerlein vor dem Gotteshaus, der eisigen Luft sich preisgebend, und kein Laut des Murrens gegen die Rauheiten von Wetter und Schicksal stört ihre Andacht.

Es ist das ein Bild des Ertragens und Stillehaltens, das uns des Künstlers Stift in diesen lebenswahren Typen vorführt, wie mit verhaltener Klage hindeutend auf den Grundzug des russischen Volkscharakters.

Hunger und Frost und drückende Lasten — ein ganz unglaubliches Teil trägt das russische Bauernvolk stille hin und wandelt gelassen seinen dunklen Weg, immer fest vertrauend auf Gott und den Zaren. Was ihn aber aufhebt aus dem Staube, was wie ein erlösendes Licht in dieses Dunkel fällt — fühlst Du es, lieber Leser, beim Anblick unseres Bildes?

Es ist der tiefe religiöse Sinn, der diese gedrückten Brüderchen beseelt — ihr kindlicher Glaube an das Kreuz und die Heiligen! E. v. G.

Notizblätter.

Bildende Künste.

Aus dem Nachlaß Philipp Veits ist kürzlich eine große Anzahl Handzeichnungen in den Besitz der Stadt Mainz übergegangen: es sind teils Entwürfe späterer Schöpfungen, teils [illegible] hingeworfene Einfälle.

Der verstorbene Senator Morelli, der unter dem Namen Lermolieff durch seine Forschungen auf dem Gebiet der italienischen Kunstgeschichte bekannt ist, hat seine an kostbaren Werken der italienischen Schule reiche Gemäldegalerie dem Museum seiner Vaterstadt: Bergamo vermacht.

Bühne.

Das königliche Schauspielhaus in Berlin brachte mit günstigem Erfolge zum erstenmal das vieraktige Drama „Der Goldfälscher" von Hans Olden. Es handelt sich dabei im wesentlichen um eine etwas verfeinerte Kriminalgeschichte. Der Berliner Geldmann und Schaft Lindenberg hat eine schöne Frau, Anna, die Nichte und Pflegetochter des alten Justizrats Franzius. Diese fühlt sich unbefriedigt; ihr Mann benützt sie als Aushängeschild für seine Geldgeschäfte, ohne für ihre seelischen Regungen das mindeste Verständnis zu haben, und sie sucht einen zunächst rein freundschaftlichen Trost bei dem gefühlvollen, interessant melancholischen Hermann Soltau. Der Onkel Franzius, ein Herr, der das Gradeaussehen liebt, bemerkt, daß man über die Freundschaft seiner Nichte mit Soltau klatscht, und sagt dem Ehemann Lindenberg kurz und bündig, er müsse mit Soltau brechen. Das gestattet auch, sehr gegen Frau Annas Willen, denn sie weiß, daß ihr Verhältnis zu dem Freunde rein ist. In die gespannte Lage tritt plötzlich Soltaus Bruder Walter herein. Er ist von dem älteren Hermann nicht bloß erzogen, sondern auch gerettet worden, als er durch einen leichtsinnigen Streich seine Zukunft verdorben hatte. Sieben Jahre lang war er im Ausland und kehrte nun zurück als ein gemachter Mann, als anerkannte Autorität auf dem Gebiete der Goldminen und Direktor einer frisch gegründeten großen Aktiengesellschaft für Goldgräberei in Südafrika. Als er den wahren Charakter Lindenbergs bei einem faulen Geschäfte, das ihm dieser anbietet, erkennt, beschließt er, seinen Bruder, an dem er mit schwärmerischer Dankbarkeit hängt, und Anna glücklich zu machen. Er ermordet Lindenberg im Tiergarten und geht dann ins Ausland. Niemand vermutet in ihm den Thäter, außer dem alten Justizrat Franzius; ein armer Schelm, der den Toten seiner Barschaft beraubt hatte, wird als der Schuldige ins Zuchthaus gesteckt. Als Walter nach drei Jahren in die Heimat zurückkehrt, unruhig und verstört, findet er, daß sein Bruder und Anna, die sich trotz des erbitterten Widerstandes von Seiten des alten Franzius geheiratet haben, nicht glücklich sind. Die Erkenntnis, sein furchtbares Opfer umsonst gebracht zu haben, überwältigt den unglücklichen Mann, dem überdies der Justizrat mit ruhiger, unerbittlicher Logik nachgewiesen hat, daß nur er allein der Mörder Lindenbergs sei. Walter gesteht nun seine Schuld offen ein und tötet sich.

Im Kölner Stadttheater wurde als Neuheit das Schauspiel „Sophie Dorothea" von Schütz aufgeführt. Das Werk erzählt uns mit dichterischer Freiheit eine kleine Episode aus der Geschichte des Hauses Hannover. Herzogin Sophie Dorothea, geborene Prinzessin von Celle, lebt sehr unglücklich mit ihrem düsteren Gemahl Georg Ludwig. Da erscheint am Hof ihr Jugendfreund, Graf Königsmark. Sie liebt diesen, gesteht ihm ihre Liebe und will mit ihm entfliehen. Der Verdacht schöpfende Gatte aber zwingt den Grafen zu einer schleunigen Vermählung mit der jungen Hofdame Gräfin Knesebeck. Königsmark lernt seine junge Gattin lieben, die Herzogin legt verzweifelt ein Geständnis ab und wird nach Schloß Ahlden gebracht. Ein Kriegsgericht spricht den ebenfalls verhafteten Königsmark frei. Die Herzogin, die Gift genommen hat, versöhnt sich noch sterbend mit dem Gatten, während der Herzog zu spät kommt, die Verzeihung der Unglücklichen zu erlangen. In der Wirklichkeit der Geschichte wurde Graf Königsmark ermordet und die Herzogin lebte, ihre Unschuld immer beteuernd, auf Schloß Ahlden jahrzehntelang als Verbannte.

Auf der Bühne des Münchener Gärtnertheaters wurde ein Volksstück: „'s Loferl vom Schliersee" mit vielem Beifall aufgeführt. Der Verfasser ist der ausgezeichnete Schauspieler H. Neuert, der sich schon mehrfach glücklich als dramatischer Autor versucht hat. Den Stoff entnahm er einer Erzählung des beliebten Schriftstellers Hermann von Schmid. Es genügt, anzuerkennen, daß Neuert mit bekannten und oft gebrauchten Mitteln, wie sie in Dialektstücken herkömmlich geworden sind, etwas Bühnenwirksames geleistet hat.

Im Hamburger Stadttheater fand mit vielem Erfolge die erste Aufführung des dreiaktigen Schauspiels: „Der Hungerturm" nach dem Englischen des Arthur Jones von Gustav Kadelburg statt.

Eine unzweideutige Ablehnung erfuhr im Deutschen Theater zu Berlin das neue Schauspiel „Das goldene Buch" von Franz von Schönthan.

Kultur und Wissenschaft.

Das kunsthistorische Hofmuseum in Wien wurde in Gegenwart des Kaisers eröffnet. Das Gebäude ist nach den Plänen Sempers von Hasenauer in prachtvoller Hochrenaissance ausgeführt. In den prächtig ausgestatteten Räumen, deren bildnerischer und malerischer Ausschmückung die bedeutendsten Künstler Oesterreich-Ungarns, wie Canon, Makart, Hans Makart und andere ihre Kraft gewidmet haben, finden die bisher im Belvedere aufbewahrten reichen Kunstschätze eine ungleich günstigere Aufstellung als an ihrem bisherigen Standort.

Am 19. und 20. September 1891 hielt der Verein deutscher Freimaurer unter dem Vorsitz des Dichters Emil Rittershaus in Köln seine neunundzwanzigste Jahresversammlung ab, in welcher die Angelegenheit der Schaffung eines deutschen Maurertages in erneute Verhandlung gezogen wurde, für den auch Prinz Heinrich zu Schönaich-Carolath als Großmeister der Großloge Royal York in Berlin sich lebhaft interessiert.

Die außerordentlich reiche und interessante Waffensammlung des Herrn R. Ullmann in München gelangt vom 16. bis 19. November in Köln (im Auktionshause, Breitestraße 125—127) durch M. Heberle (H. Lempertz Söhne) zur Versteigerung.

Denkmäler.

In dem koburgischen Städtchen Neustadt wurde eine Kolossalbüste Kaiser Friedrichs III. enthüllt.

Heinrich Heine erhält auf Korfu im Parke der Villa, die sich Kaiserin Elisabeth von Oesterreich dort erbauen ließ, ein höchst eigenartiges Marmordenkmal. Es ist ein Werk des in Rom lebenden dänischen Bildhauers Hasselriis und stellt den Dichter, in einer „Matrosengruft" ruhend, mit nach vorn geneigtem müdem Haupt und geschlossenen Augen dar, aus denen eine Thräne quillt. In der einen Hand hält der Dichter den Schreibstift, in der andern, die matt zur Seite herabhängt, ein Blatt Papier; darauf steht, getreu in Heines Handschrift, der Text des Liedes: „Was will die einsame Thräne". Die Statue soll auf einem Felsblock, 800 Meter über dem Meeresspiegel, zur Aufstellung kommen, umsäumt im Hintergrunde von einem Cypressenwalde, während sich vor ihm, dem Strande zu, der sanft abfallende Park der Villa ausdehnt, der mit 35,000 Rosenstöcken bepflanzt werden wird.

In Meißen fand die Enthüllung des von Professor Andresen geschaffenen Böttgerdenkmals statt, welches die Stadt Meißen und die dortige Porzellanmanufaktur dem Erfinder des Porzellans errichten ließ. Das Denkmal besteht aus einer Bronzebüste Böttgers auf reich verziertem Granitsockel.

In Lecco am Comersee wurde ein Bronzedenkmal Alessandro Manzonis enthüllt. Es stellt Manzoni in dreifacher Lebensgröße dar, sitzend und auf das Berggelände hinaus blickend, in dem sein berühmter Roman „I Promessi Sposi" (Die Verlobten) zum großen Teile spielt. Der über 7 Meter hohe Sockel ist mit Hautreliefs aus Bronze geschmückt; drei zeigen Scenen aus dem Roman, das vierte enthält das Wappen der Stadt Lecco und Italiens mit der Widmungsinschrift.

Berlin soll durch Denkmäler der deutsch-nationalen Dichter, der Propheten der Morgenröte eines neuen Tages nach trüber Zeit, die an der Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums festhielten und den Funken der Begeisterung in Widrigen zu hellen Flammen anregten, einen neuen künstlerischen Schmuck erhalten. Die Männer, denen als Herolden des deutschen Volkes diese Schuld der Dankbarkeit in der Hauptstadt des deutschen Reiches noch nicht abgetragen ist, sind Arndt, Körner, Schenkendorf, Rückert, Kleist und Klopstock. Die Denkmäler sollen am Fuße des Kreuzbergs errichtet werden, auf dessen Gipfel das Monument zum Gedächtnis an die große Zeit der deutschen Freiheitskriege emporragt. Um diesen patriotischen Gedanken zu verwirklichen, hat sich ein Komitee, an dessen Spitze Fürst Bismarck steht, gebildet und einen allgemeinen Aufruf zur Beisteuerung erlassen. Alle Geldeinsendungen sind an die Deutsche Bank, Berlin, Mauerstraße, oder an das Bureau des Denkmalkomitees, Dr. R. Jebücke, Berlin SW., Katzbachstr. 19 II., zu richten.

Die Preisjury für das Dantedenkmal in Trient hat die Modelle der Bildhauer Zimmermann in Venedig, Grandi in Mailand und Zocchi in Florenz prämiirt.

Gestorben.

Arco-Valley, Ludwig Aloys, Graf, k. bayr. Kämmerer, deutscher außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Washington, 40 Jahre alt, am 11. Oktober, in Berlin.

Caselli, Abbate, der Gründer des Pantelegraphen, 76 Jahre alt, Anfangs Oktober, in Florenz.

Feustel, v., Friedrich, Bankier, Mitglied des deutschen Reichstages und früher der zweiten bayr. Kammer und des Zollparlaments, 67 Jahre alt, am 12. Oktober, in Bayreuth.

Freien-Seiboltsdorf, Karl, Graf, k. bayr. Kämmerer und Mitglied der bayr. Abgeordnetenkammer, 53 Jahre alt, am 11. Oktober, auf seinem Gute Freien-Seiboltsdorf, B.-A. Dillsdburg.

Jolly, v., Julius, großherzogl. badischer Staatsminister a. D. und Präsident der Oberrechnungskammer, bedeutender Politiker, 68 Jahre alt, am 14. Oktober, in Karlsruhe.

Karl, Engelbert, Direktor des Dresdener Residenztheaters, bekannter Bühnenschriftsteller, 50 Jahre alt, am 11. Okt., in Dresden.

Kostenko, Lew, kaiserl. russ. Generalmajor, bedeutender Afrikaforscher, Mitte Oktober, in St. Petersburg.

Luppen, van, bekannter belgischer Landschaftsmaler, am 10. Oktober, in Tervueren.

Polak, Jakob, Eduard, Dr., ehemaliger Leibarzt des Schah von Persien, geschätzter Gelehrter und einer der besten Kenner Persiens, 71 Jahre alt, am 8. Oktober, in Wien.

Richter, v., Viktor, Dr., Professor an der philosophischen Fakultät und Direktor des technologischen Instituts an der Universität Breslau, 51 Jahre alt, am 9. Oktober, in Breslau.

Schmidt, August, Dr., bekannter Musikschriftsteller, Begründer des Wiener Männergesangvereins und der Wiener Singakademie, 84 Jahre alt, am 13. Oktober, in Unter-St. Veit bei Wien.

Zarncke, Friedr., Dr., k. sächs. Geh. Hofrat, Professor an der Universität Leipzig, berühmter Germanist, 66 Jahre alt, am 5. Oktober, in Leipzig.

Literatur.

Wer in der Flut der täglich auf dem Büchermarkt erscheinenden Neuigkeiten einmal auf ein Erzeugnis von wirklichem Wert und echtem Gehalt stößt, der wird ordentlich erleichtert und erfreut aufatmen, daß es doch noch wahre Dichter unter der Unmenge mehr oder minder oberflächlicher Dilettanten gibt. Ein solcher

Für müßige Stunden.

Anagramm.

Als mit ungezählten Scharen
Einst die Flotte der Barbaren,
Ihres Sieges schon gewiß,
Kam zur Bucht von Salamis,
Schwamm es mit der Götter Segen
Dieser Uebermacht entgegen,
Bis die Mannschaft, die es trug,
Gänzlich in die Flucht sie schlug.

Auch mit umgestellten Zeichen
Hat es oft bedrängten Reichen
Vor des Feindes Uebermacht
Rettung in der Not gebracht.
Mit dem Pallasch, mit der Lanze
Zieht's noch heut zum Waffentanze
Und erkämpft mit tapfrer Hand
Ruhm und Sieg dem Vaterland.

Auflösung des Rätsels Seite 99:

Geige, Ferse — Grillparzer.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 99:

Im Bestreben uns zu trösten, schießt
man leicht vorbei am Ziel.
Ist in uns der Schmerz am größten, fragen wir nach Trost nicht viel.

Kombinirte Quadrat-Zahlenrätsel.

I.

9	7	18	13	3	8	9	12	6
4	2	16	1	6	2	5	5	4
19	5	16	14	6	11	3	3	6
16	6	10	11	16	3	8	15	9
19	5	17	10	5	13	6	4	6
9	12	6	2	3	2	10	10	4
2	14	11	12	3	6	8	5	7
11	12	5	18	18	6	4	2	9
5	1	9	6	8	15	7	10	15

II.

6	1	1	12	15	5	[illegible]	1	11
15	8	4	7	14	8	19	5	1
13	2	21	3	14	11	15	1	20
8	1	11	1	7	17	1	4	2
12	2	11	19	14	16	21	19	12
20	21	2	11	14	2	19	19	9
5	4	1	18	11	15	14	17	12
1	17	10	12	5	13	10	5	1
10	19	17	12	12	20	2	21	12

Werden die hier eingetragenen Zahlen, deren Bedeutung in jedem der beiden Quadrate eine andere ist, durch die richtigen Buchstaben ersetzt, so entstehen in den wagerechten Reihen folgende Wörter:

I. Quadrat: 1) eine Oper von Weber; 2) eine Thonware; 3) eine Stadt in Frankreich; 4) ein niederländischer Maler; 5) ein Frauenname; 6) eine Wissenschaft; 7) ein Städtchen in der preußischen Provinz Hessen-Nassau; 8) der Gründer eines nach ihm benannten Gewerbes; 9) eine deutsche Residenz.

II. Quadrat: 1) ein deutscher Komponist; 2) ein Insekt; 3) eine Insel im Mittelmeer; 4) eine südamerikanische Republik; 5) eine lustige Person; 6) ein Berg in den Apenninen; 7) eine beglückende Eigenschaft; 8) eine deutsche Erfindung; 9) eine deutsche Residenz. — Sind diese Wörter richtig gefunden, so erscheint in den durch fetten Druck der Zahlen bezeichneten Feldern im ersten Quadrate die erste und im zweiten Quadrate die zweite Hälfte eines Sinnspruches.

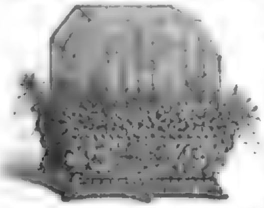
Diese Seite ist insbesondere den Interessen des Hauses und der Familie gewidmet. Sie will Winke und Anregungen zu fördersamem Thun und angenehmer Unterhaltung erteilen, auf beachtenswerte Erfahrungen sachgemäß hinweisen, gemeinnütziger Anregungen den Weg bahnen helfen.

Unter uns.

Beiträge aus den Kreisen unserer geschätzten Leser werden thunlichst berücksichtigt. Mitteilungen über eigene Erfahrungen, soweit sie sich zur Wiedergabe an dieser Stelle eignen, mit Dank verwendet. Alles hierauf Bezügliche ist zu richten an die Redaktion von „Ueber Land und Meer“ in Stuttgart.

Pflanzenpflege zur Winterszeit.

Die Hauptursache des Nichtgelingens der Blumenzucht im Zimmer liegt meist in der ungeeigneten Wahl der Gewächse. Pflanzen, die Treibhaustemperatur verlangen, sind zur Zimmergärtnerei nicht zu gebrauchen. Es gibt ja unzählig viele harte und haltbare Pflanzen, welche in der Temperatur eines gewöhnlichen Zimmers gut gedeihen. Doppelfenster sind für die Blumenzucht sehr geeignet. Vor Staub sind die Pflanzen besonders zu bewahren, denn dieser verstopft die auf den Blättern vorhandenen Spaltöffnungen, die Atmungsorgane der Pflanzen, welche dadurch gleichsam ersticken; daher ist öfteres Reinigen der Blätter größeren Umfangs mit einem etwas feinen, sehr weichen Schwamm nützlich. Kleinblätterige Pflanzen hält man über ein entsprechend großes Gefäß und überspritzt sie stark mit lauem Wasser. Gegen die austrocknende Heizwärme ist entweder auf dem Ofen selbst oder doch in dessen Nähe ein Gefäß mit Wasser anzubringen. Die Beleuchtung mit Gas im Zimmer ist den Pflanzen schädlich, wenn sie direkt davon getroffen werden. Das Gießen läßt sich theoretisch schwer lehren. Es ist nötig, wenn man bemerkt, daß die Oberfläche der Erde im Topfe trocken ist, oder wenn der Topf, sobald mit dem Fingerknöchel daran geklopft wird, einen hellen Ton von sich gibt. Im Winter brauchen die Pflanzen weniger Wasser als im Sommer, im Wachstum mehr als im Ruhestand. Je wärmer das Zimmer ist, desto mehr Wasser brauchen die darin aufgestellten Pflanzen. Starkwüchsige Gewächse verlangen mehr Wasser als schwachwüchsige. An häufigen Reinigungen darf es den Pflanzen nicht fehlen, sie werden am besten mittelst eines „Zerstäubers“ ausgeführt. Zu wenig oder gar kein Licht ist den Pflanzen schädlich und kann ihren Tod herbeiführen. Die hinter den Fenstern stehenden Pflanzen werden hie und da von der Sonne versengt, und das kommt von blasigen oder knotigen Tafeln her, welche wie Brennglas auf die Blätter wirken. Das Verpflanzen ist am besten im Frühjahr vorzunehmen. Die Notwendigkeit des Versetzens der Pflanze zeigt sich durch den verfilzten Erdballen an. Die dazu zu verwendende Erde richtet sich nach der zu versetzenden Pflanzenart. Am besten ist es für den Unkundigen, den Rat des Gärtners einzuholen oder sich ein Buch über Zimmergärtnerei anzuschaffen. Ungezügeltes Wachstum der Pflanzen wird durch Anwendung von künstlichem Dünger in flüssiger Form erzielt. Ein schneller, unvermittelter Temperaturwechsel ist den Pflanzen schädlich, und die nötige Ventilation soll derart eingerichtet sein, daß die Pflanzen kein direkter Zug trifft. Es ist sehr notwendig, zu wissen, ob eine gekaufte Pflanze dem Warm- oder Kalthaus, oder dem Beet im Freien entnommen wurde, weil dies den ihr zu gebenden Temperaturgrad bestimmt. Stammt die Pflanze aus dem Warmhaus, so wird sie in beträchtlich niedrigerer Temperatur leiden. Pflanzen des Kalthauses und freien Landes vertragen stark erwärmte Zimmer schlecht. Viele der zarteren und schön blühenden Pflanzen, wie beispielsweise Porzellanien, Azaleen, Cyclamen, Begonien, Calceolarien u. s. w., sowie empfindliche Farnkräuter gedeihen in der freien



Zimmerluft schlecht oder gar nicht. Für solche Gewächse sind Glaskästen von Holz oder Eisen, und von einer Form, wie sie die nebenstehende Abbildung zeigt, wie geschaffen; sie wachsen darin üppig und bieten sowohl dem zerstörenden Einfluß der trockenen Zimmerluft und des Staubes, des ärgsten Pflanzenfeindes, Trotz. Zum Begießen der Töpfe in solchen Kästen ist ein Gießkännchen mit Gummischlauch anstatt der Gießröhre zu empfehlen. Die Abbildung nebenan veranschaulicht ein solches Kännchen. M. L.

Hüte und Haarschmuck.

Die Hutformen sind in dieser Saison auffallend klein gehalten, oft nur wie ein großes Blatt auf dem Kopf aufliegend. Teller-, Tellerformen, welche Rundplatten von Filz, die mit wenig Stichen auf zwei Drahtbügeln lang arrangiert werden, gelten als Neuheiten. Statt der gewöhnlichen Capotehüte sieht man zumeist glatte Deckel, statt der so gut kleidenden Rembrandts niedrige Tellerhüte mit einem kaum sichtbaren Kopf. Als Ersatz für die ehedem beliebten Tüllhüte empfiehlt man jetzt Formen aus Chenille und Draht; die eleganteren Formen sind mit Gold à jour Pailletten und Chenille gereiht, die einfacheren mit Tüll bezogen, mit Chenille bestickt. Durchbrochene Perl- und Jet-Capotes, eben ganz in Schwarz gehalten, nur lauten mit purpurroter Rüsche begrenzt, gelten für sehr apart. Junge Mädchen tragen mit Vorliebe kleine Strohhüte, deren Kopf durch ein weiße Mütze oder Taube gebildet ist, ältere Damen

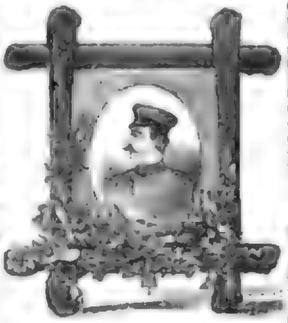
[illegible] lorifeten gedeckten turbanartigen Formen, denen man farbige Kantänder apportiert, die, zweimal um den Hals geschlungen, dann zu großer Masche geknüpft werden. Die für die Wintersaison bereits vorrätigen Filzhüte sind der Mehrzahl nach mit fingerdicker Chenille umrandet oder bedeckt. Pyramidal ansteigende Köpfe dürften mehr als Ausnahme getragen werden; selbst die niedrigen Toques haben kegelartige Köpfe, die nach vorn schräger als rückwärts ansteigend, dem Hut ein ganz eigenartiges Ansehen verleihen. Als Neuheit par excellence empfehlen sich die gewandten weißen Filzhüte mit graumeliert staffierter, langhaariger Filzauflage, eine wie ombrierter Pelz aussehende Garnitur, die oberhalb wie unterhalb des Bandeaus angebracht wird. Die einfacheren Hüte sieht man mit fingerdicker Seiden- oder Samtschnur umrandet, mit Durchbruch versehen oder auch mit Perlen und Posamenterieen geziert. Die kleinen Hüte geben Gelegenheit, das Haar mit allerhand bunten Nadeln, Pfeilen, Haarspangen, Perlmutterkämmen, auf Draht gewundenen Perlreihen zu schmücken, die den à la grec frisierten Kopf wohl mehr belasten, als ihm gut ist. Derartiger, an ganz unrechter Stelle angebrachter Halsschmuck wird jetzt selbst in Kreisen der Bessersituierten getragen. Die Bronze-Haarnadeln, die schwarz emaillierten Halbmonde, die wie ein Konterschnitt geformten Brillantkämme dürften indes bald ihre Rolle ausgespielt haben; man fängt an, auf Schmuck aus echtem Edelmetall zu halten. Jetzt die modernen, in Blumenform [illegible] Schmuckgegenstände zumeist aus dunklem Gold, die Ketten schmal, doch lang, die Schnallen und Armbänder dagegen auffallend breit mit breloquenartigen Anhängseln von echtem Gold. Unsere Eleganten tragen neuerdings statt der goldenen Uhrketten Ketten aus aneinandergereihten, durch Goldringe verbundenen Brillanten. J. W.

Das Schuhwerk der Schulkinder.

Beim Regen- und Schneewetter erweist sich in vielen Fällen das Schuhwerk der Kinder nicht wasserdicht. Um diesem Uebelstande zu begegnen, wendet man gewöhnlich Schuhschmieren, Lederfarben, wasserdichtmachende Lederglanzschmieren u. s. w. an. In vielen Fällen bestehen jedoch diese Präparate aus minderwertigen Fetten, aus Vaseline u. s. w., welche letztere man mit Kienruß schwarz färbt. Solche Schuhschmieren und Ledersalben haben wenig Wert, denn entweder machen sie das Leder überhaupt nicht wasserdicht, oder sie wirken mit der Zeit nachteilig auf das Schuhwerk ein. Im folgenden geben wir eine Vorschrift, nach welcher das Lederwerk vollständig wasserdicht und außerdem sehr haltbar gemacht wird. Die sorgfältig gereinigten Stiefel oder Schuhe bestreicht man mittelst einer Bürste mit warm gemachtem Ricinusöl, und zwar trägt man das Oel dünn und gleichmäßig auf das Oberleder und auf die Sohlen auf; das Schuhwerk bringt man dann in die Nähe eines warmen Ortes, damit das Leder gut vom Oel durchdrungen wird. Vermeiden sollte man Schuhschmiere, wie die beiden Materialien hie und da zum Einschmieren von Schuhwerk benützt werden, sind zu verwerfen, da sie dann zerstörend auf das Leder einwirken. Ricinusöl sollte zu gedachtem Zweck in keiner Haushaltung fehlen. H. Kr.

Modellierarbeiten.

Eine ebenso dankbare wie vielseitige Beschäftigung für junge Damen ist das Modellieren und Kneten in Thon. Als Werkzeug dazu bedienen wir uns: 1) der Modellierhölzchen, länglich spitz zulaufender, messerähnlicher Spatel in drei Stärken, 2) eines Napfes mit klarem, kaltem Wasser, das allein dem Thone zur Verarbeitung die Geschmeidigkeit verleiht, 3) eines kleinen Haarpinsels, um den Thon beständig anzufeuchten. Als Masse nehme man ungefähr 10 Pfund weichen Thon, doch lasse man denselben nie hart werden, was sich durch Verpackung in feuchte Tücher, so lange er nicht gebraucht wird, sehr gut vermeiden läßt. Der Deutlichkeit wegen wollen meine verehrten Leserinnen gleich die nebenstehende erste Abbildung in Augenschein nehmen; sie stellt einen Wandteller dar. An ihm lernen wir, abgesehen von dem Blumenschmuck, ebene, glatte Flächen zu verfertigen. Man schneide sich also zuerst einen Thonklumpen ab, verarbeite ihn mit Hilfe eines Rollholzes zu einer glatten Scheibe, welche vermittelst eines Zirkels beliebig abgerundet werden kann. Eine gleichmäßige Dicke kann man am einfachsten dadurch erzielen, daß man zu beiden Seiten zwei Cigarrenkistenbrettchen wagerecht anlegt und über diese drei Flächen einen feinen Draht als Messer hinübergleiten läßt. Für solche Gegenstände, wie zum Beispiel untenstehender Bilderrahmen, ist es zu empfehlen, sich das Muster erst in Papier auszuschneiden und nach diesem Modell die Thonplatte anzufertigen. Was nun den Blumenschmuck dieses Wandtellers anbetrifft, so ist es am zweckmäßigsten, sich natürliche Blumen je nach Belieben als Vorlage zu nehmen. Beginnen wir mit dem leichtesten, den Zweigen, sozusagen dem Gerüste des Ganzen. Das Arrangement derselben richtet sich natürlich ganz nach dem zu schmückenden Gegenstande. Man lerne sie recht leicht und frei und lasse sie an ihrer Spitze, wie Figura zeigt, mit Knospe und zierlichen Blättchen beginnend, sich nach und nach verstärkend in einen dicken, kräftig abgerundeten Stiel verlaufen. Doch achte man darauf, daß stets die Grundform beim Anfassen eines jeglichen Schmuckes fest und geschmeidig sei. Die Blätter verarbeitet man am besten in der flachen Hand, muß jedoch eventuell Zacken mit einem Messer einschneiden, sowie Adern mit dem Modellierholz einzeichnen. Auch in der Gruppierung der Blätter richte man sich genau nach der Natur, ob dieselben paarweise sich gegenüberstehen, oder ob, aus dreien bestehend, zwei kleinere Blättchen ein größeres einfassen. Bei großen Blättern ist es angebracht, dieselben vermöge eines Gipsabdruckes herzustellen. Das Verfahren ist folgendes: Auf dem Arbeitsbrette bereite man sich eine dünne



glatte Thonplatte von der Größe des abzuformenden Blattes und drücke auf diese den das grüne Blatt mit der rechten Seite ab, ohne es jedoch wieder abzuheben; den überstehenden Thonrand schneide man genau nach dem Blatte ab, beachte jedoch dabei, daß bei gezackten Blättern der Schnitt schräg sein muß, nicht senkrecht herunter, damit das Thonblatt größer wird als das grüne. Jetzt rolle man sich zwischen den Händen eine Thonkugel zu einem länglichen Faden von der Stärke eines Bleistiftes und umgebe sozusagen mit diesem Thonfaden als Kranz die Blattform. In diese nun erst wirkliche Form gieße man nicht zu flüssigen Gips und entferne den Thonkranz erst dann, wenn der Gips gänzlich erstarrt ist. Als dritte Beschreibung folgen nach Zweigen und Blättern die Blumen. Wie uns die Abbildungen zeigen, ist der Wandteller mit Georginen, Stiefmütterchen und Rosen mit Heckenrosen verziert. Die genaue Bearbeitung der oben erwähnten Blumenarten zu erklären, würde zu weit führen, und ist es daher auch hier wieder am vorteilhaftesten, sich an eine natürliche Vorlage zu halten. Bei großen Blumen thut man besser, die Blätter einzeln an den Kelch anzufügen, kleinere Blüten respektive Knospen entfalte man aus einer entsprechenden Thonkugel vermöge der Modellierhölzchen. Staubfäden lassen sich sehr leicht herstellen, wenn man etwas Thon durch Gazebrakt oder einen alten Strumpf treibt, den man sie mit dem Modellierholz abnimmt. Hat man sich nun nach den eben angeführten Anweisungen eine solche Thonarbeit modelliert, so ist es jetzt notwendig, die Sachen so lange liegen zu lassen, bis sie vollständig hart und weiß getrocknet sind. Alsdann können sie bei jedem Töpfer im Rohofen gebrannt werden. Nachdem sie eingebrannt sind, kann man sie, Majolika imitierend, mit Oelfarbe fein ausmalen und, damit diese denselben Glanz bekommt, mit Majolikalack ausführen. Solider sind natürlich die echten glasierten Majolikasachen, die, wie der Rahmen, nach dem ersten Brand entweder mit den Tropfen Majolikafarben oder mit einfachen Glasurfarben gemalt werden. Von ersteren sind folgende Nummern die geeignetsten: Karmin Nro. 31, Persisch Rot Nro. 21 oder Rosa Nro. 5 für die Blüten, Antimongelb Nro. 14 für die Kelche; Chromgrün Nro. 10, Olivengrün Nro. 12 und Manganbraun Nro. 8 für die Zweige. Sind die Farben überall gleichmäßig aufgetragen, so überzieht man das Ganze mit dünner weißer Glasur und läßt es zum zweitenmale brennen. Für den Anfang sind als billige Majolikaglasurfarben folgende drei zu empfehlen: braun für den Baumstamm, olivengrün für die Blätter und weiße Glasur für die Blüten. Rekapitulieren wir noch einmal das Ganze, wie es möglich ist, aus der unscheinbarsten, rohesten Masse mit wenig Mühe die reizendsten Sachen zu verfertigen, und ich glaube auch zum Schlusse die Hoffnung nicht aufgeben zu dürfen, daß manche meiner verehrten Leserinnen vor einem kleinen Versuche nicht zurückschrecken werden. L. H.

Der getäuschte Champagnertrinker.

Man füllt eine Champagnerflasche etwas über drei Viertel mit Wasser an und verkorkt sie. Der Kork muß der Länge nach durchbohrt und mit einem Ventile versehen sein, welches sich nach innen öffnet. Durch dieses Ventil, welches jeder Mechanikus leicht anfertigt, schafft man eine ziemlich große Menge Luft durch Blasen oder auch durch kräftige Schläge in die Flasche hinein, so daß die Luft in derselben derartig verdichtet wird, daß sie den Kork herauszutreiben vermag. Nunmehr versiegelt man den Kork, umbindet ihn mittelst Bindfadens und Drahtes und verkapselt ihn mittelst Staniols (Zinnfolie), wie es beim Champagner üblich ist. Will man nun in geselligen Kreisen einen Weinliebhaber zum Vergnügen der Anwesenden anführen, so bittet man ihn, die Champagnerflasche zu öffnen. Sobald der Draht und Bindfaden durchschnitten worden sind und der Pfropfen ein wenig gelüftet wird, wird dieser von der in der Flasche eingeschlossenen Luft in die Höhe getrieben und entladet, als ob die Flasche mit Champagner gefüllt wäre. Die nachfolgende Enttäuschung wirkt recht ergötzlich. H. Kr.

Die Millionlampe.

Als eine bedeutsame Errungenschaft im Beleuchtungswesen ist eine neue Erdöllampe mit eigenartig konstruierter Brennereinrichtung zu begrüßen, die durch ihre hervorragenden Eigenschaften eine sehr empfindlich gewesene Lücke ausfüllt. Nicht immer und überall sind uns Gas- oder elektrisches Licht erreichbar, wohl aber sind unsere durch diese starken Beleuchtungsarten verwöhnten Augen übel daran, sobald sie auf letztere verzichten und sich mit einem schwächeren Lichte begnügen sollen. Hier tritt die Millionlampe (Deutsches Reichspatent der Firma W. Kersten Nachfolger, Berlin S.) ins Mittel. Ihr Licht ist so stark und klar, daß es sich ebenbürtig neben dem der Gas- und selbst der elektrischen Lampen behauptet. Dabei brennt es

vollkommen ruhig, ohne daß jemals die bei anderen Petroleumlampen so nahe liegende Gefahr des Rauchens oder Uebelriechens entsteht, und vor allem ist eine Explosion gänzlich ausgeschlossen. Zudem ist die Behandlung eine höchst einfache, mühelose und sichere. Die Wege, auf denen diese großen Erfolge erzielt wurden, sind sehr einleuchtende. In dem Rundbrenner der Millionlampe tritt an Stelle des beweglichen Dochtes, der in Verbindung mit den für seine Beweglichkeit erforderlichen Vorrichtungen die Mehrzahl der gedachten Uebelstände bedingte, ein unbeweglich zwischen zwei Metallröhren eingeschlossener.

Die innere dieser Röhren kann mittelst eines einfachen Stäbchens in der Weise auf und ab bewegt werden, daß sie einen kleineren oder größeren Teil der inneren Dochtfläche freilegt, die dann die Brennfläche bildet. Vermöge dieser sinnreichen Einrichtung kann das Licht beliebig bis zu einem hohen Grade verstärkt, abgeschwächt oder — ebenfalls durch einen einzigen Fingerdruck am Stellknopf — verlöscht werden, ohne daß bei irgend einem dieser Stadien eine Entwicklung von Rauch oder Oelgeruch vorkommt. Ein Putzen (Beschneiden) des Dochtes wird nur etwa alle drei Wochen erforderlich; eine Unregelmäßigkeit des Brandes ist bei nicht ganz widersinniger Behandlung ausgeschlossen, da der obere Rand des Dochtes, der bei anderen Erdöllampen die Brennfläche bildet, hier durch einen ihn überdeckenden schmalen Saum der äußeren unbeweglichen Röhre ringförmig abgeschlossen ist. Durch all diese Vorrichtungen wird auch das so lästige Oelausschwitzen der Lampen vermieden. Kein Wunder, daß diese Lampe, die in allen erdenklichen Formen als Tisch-, Hänge- oder Wandlampe, mit Kugel- oder Schirmglocke u. s. w. verwendbar ist, schon mehrfach mit Preisen gekrönt wurde. Ohne Zweifel wird sie demnächst auch im lampenbedürftigen Publikum, dem sie angelegentlich zu empfehlen ist, breitesten Boden finden. W.

Ein Jagdfrühstück.

Eine Kalbsleber, halb so viel Gänseleber werden geschabt, entsehnt und fein gewiegt, eine Zwiebel in 125 Gramm Butter geröstet, 125 Gramm gehackten Speck dazu gethan, wenn sie vom Feuer kommt. Dies thut man zu der Lebermasse; ferner eine Untertasse voll feingehackter eingemachter Champignons, zwei Eßlöffel gehackte Kapern, eine Obertasse saurer Sahne, acht gehackte Sardellen, auf je ein Pfund der Masse für fünf Pfennig Semmel (gerieben), drei Eigelb, zwei ganze Eier, Nelken, Pfeffer, ein klein wenig Muskatnuß, eine rohe geriebene Zwiebel und das nötige Salz. Alles dieses wird durch einen Durchschlag getrieben und in einer bestrichenen, ausgestreuten Form $1\frac{1}{2}$ Stunde gebacken. Wenn es gar und erkaltet ist, stürzt man die Farce um und schneidet sie in feine Streifen, welche schichtweise mit in Butter, [illegible] Champignons weich gedünsteter, erkalteter Kalbsbraten (drei Pfund genügen) in eine mit Olivenöl ausgestrichene Form gegeben wird; jede Lage wird mit klarer, kräftiger Kalbsbrühe befestigt und die neue erst nach völligem Erkalten der letzten hinzugefügt. Den nächsten Tag erst kann man die Pastete stürzen; mit weiß und roter Aspic verziert sieht sie genau so gut aus, wie der Geschmack ein delikater ist. Dazu geben wir folgende Sauce, welche auch zugleich für die so beliebten gebratenen Kartoffelscheiben sehr gut paßt. Fünf rohe Eigelb werden tüchtig gerührt, dazu kommt Salz, Zucker, Essig, ein starker Theelöffel voll gebrühter Senf, ein volles Viertelliter süße Sahne. Zuletzt kommt ein gutes Stück frische Butter hinein. Die Schale wird auf kochendes Wasser gesetzt und so lange gerührt, bis die Sauce gebunden ist. Zuletzt noch kalt rühren. — Neben dieser Hauptschüssel genügt zum Frühstück verschiedener kalter Aufschnitt mit den Beigaben, die Leinen runden Weißbrötchen, in deren Mitte sich eine Scheibe Cervelatwurst oder ein Stückchen gekochten Schinkens eingebacken findet, nicht zu vergessen. Gerne stecken die Jäger diese zu sich als Imbiß bei dem durch die frische Luft angeregten Appetit. A. V.

Holzsachen zum Bemalen vorzubereiten.

Technische Rücksichten bestimmen die Holzindustrie zur Herstellung all jener kleinen Holzsachen, welche zum Bemalen angeboten werden, möglichst weiches Holz zu nehmen. Dasselbe hat aber den Uebelstand, daß es alle Farben leicht einsaugt, so daß diese besonders nach dem Aufstreichen mit Politur oder Lack von der Holzfaser eingezogen werden, also an Frische und Tiefe verlieren. Man sucht das Holz deshalb vor dem Malen zu härten, indem man es wiederholt mit warmem, dünnem Leimwasser bestreicht oder feines weißes Bimssteinpulver mit einem Bäuschen in die Poren hineinreibt. Die Tischler versehen den erwähnten Gegenstand gewöhnlich mit einer sogenannten weißen Politur, die man aus einem Gewichtsteil weißen Schellacks und vier Gewichtsteilen starken Weingeistes herstellt und mit einem weichen Wollappen aufreibt. Man verdünnt diese Lösung zur Hälfte abermals mit Weingeist, verkorkt gut und bewahrt vor Feuernähe. Besser ist es jedenfalls, diese Lösung in einer Drogerie herstellen zu lassen. F. D.

[illegible]

„Nicht gerade überall, aber in Stambul allerdings auch,“ gab Herr Wolfgang lächelnd zu. „Es war sogar“ — mit etwas ernsterem Gesicht — „einer meiner letzten Ausflüge. Für uns war derselbe sehr genußreich. Aber ob er alleinreisenden Damen unbedingt zu empfehlen wäre?“

„Warum? Es ist doch nicht gefährlich dort?“ fragte hier Fräulein Marfa, einmal ohne weitern Nebenzweck, von wirklicher Neugierde getrieben. „Und die Türken sollen ja, wie man jetzt überall liest, eigentlich die allervortrefflichsten Menschen sein ...“

„Ich habe sie wenigstens nicht schlechter gefunden als andere,“ war hierauf des Herrn Wolfgang Volmar etwas einschränkende Bemerkung ... „Aber diese guten Leute haben bisher die Erfahrung anständiger, reisender, unbegleiteter Damen in ihrem Lande noch nicht gemacht ... dieselbe war ihnen von den Umständen vorenthalten, und deshalb wissen sie darauf noch nicht zu laufen, und es ergeben sich für den Anfang, bis sie sich einmal gewöhnt haben werden, allerlei Unzulänglichkeiten ...“

„Nun, wo willst Du denn hin?“ fragte hier Frau Mirbach mit gelassener Verwunderung den Gemahl, der plötzlich vom Tisch aufgesprungen war. Sein Benehmen hatte etwas Sonderbares. Er schoß ein paarmal im Zimmer hin und her, an die Uhr, an die Zeitungsmappe an der Wand, murmelte, daß es die höchste Zeit sei ... er müsse dem Timme die Arbeit für morgen anweisen ... und fuhr dann mit einem gewissen absichtlichen Uebersehen des Inspektors zur Thüre hinaus.

Die Damen sahen einander an ... das Gesicht der Tante drückte offene Mißbilligung des hausherrlichen Gebahrens aus. War sie doch weder des Mannes Frau noch seine Tochter und besaß ihr kleines Einkommen von etwa siebenhundert Thalern jährlich von ihm ganz unabhängig. Sehr mäßig berührt von der kleinen Scene erschien indessen der Inspektor, obwohl dieselbe offenbar für ihn gespielt worden war und weiter nichts bezweckte als sein Unbehagen: eine kleine Rache dafür, daß der junge Mann sich am Tisch anscheinend als anständiger Mensch unter anständigen Menschen gefühlt hatte. Er blieb jetzt auch für den schärfern Blick ganz unbefangen, eilte nicht etwa sofort hinter seinem Herrn und Gebieter her, sondern aß erst noch das Stückchen Brot und Käse fertig, welches er sich als Nachtisch zugelegt hatte, — daß ein Inspektor überhaupt bis zum Nachtisch sitzen blieb, war hier noch nie erhört worden — und erhob sich dann, sich höflich von den Damen beurlaubend und mit den Worten, daß Herr Mirbach seiner zu bedürfen scheine, wobei er ein Gesicht machte, als ob er statt dessen ebenso gut hätte sagen können: Um diese Zeit ein ganz kurioser Einfall von dem Mann!

Als er hinaus war, sahen die Damen einander noch einmal an und dann brach Marfa in ein kurzes Lachen aus.

„Das scheint ja diesmal eine ganz besonders tolle Komödie geben zu sollen!“ bemerkte sie. „Wen, ums Himmels willen, hat der Papa denn da aufgelesen! Einen Menschen mit goldenen Manschettenknöpfen, der sich feierlich, wie ein Gesandtschaftsattaché, mit uns zu Tische setzt und uns unterhalten zu müssen glaubt, als wäre er für weiter nichts hier! Und wir werden das Vergnügen haben, Zeugen davon zu sein, wie dem einmal wieder der Standpunkt klar gemacht wird! Na“ — mit einem leichten, an dieser Stelle für passend erachteten Gähnen — „mir kann's recht sein ... das gibt für ein paar Tage Unterhaltung und hilft uns über den Anfang hinweg, den ich hier allemal fürchterlich finde.“

„Wenn der Mensch nur kein Abenteurer ist,“ meinte Frau Mirbach hier, „kein —“

Hochstabler, wollte sie hinzufügen, aber die Tochter war ihr schon über den Mund gefahren.

„Warum, Mama ... weil er reine Wäsche trägt? Das ist allerdings eine verdächtige Eigenschaft, da magst Du recht haben!“

„Nun, man muß doch sagen, daß er für einen Inspektor etwas Auffälliges hat,“ beharrte die Mama. „Mir ist noch kein solcher vorgekommen. Von seinem Inspektorgehalt kann er sich die Garderobe nicht leisten, das werdet ihr mir zugeben. Es sollte mich zum Beispiel gar nicht wundern, wenn wir hörten, daß er abends in Ravenstein“ — das war das nächste Städtchen — „hoch spielte. Wie sich überhaupt die Zeiten ändern!“ Hier lachte sie beschaulich vor sich hin. „Weißt Du noch, Line,“ — zu der Schwester gewendet — „unser alter Knoblauch zu Hause? Der trug Ohrringe und ein rosa Kattunhalstuch ... Erinnerst Du Dich seiner Füße? Sie waren so lang“ — sie bezeichnete mit auseinander gehaltenen Händen ein gut halbmeterlanges Stück an der Tischkante — „ich habe nie wieder etwas Aehnliches gesehen ...“

„Ach, geh, das war vor vierzig Jahren,“ sagte die Tante Stepphuhn, „seitdem hat die Kultur hier denn doch bedeutende Fortschritte gemacht.“

„Nun, ich finde, daß noch der Donne oder wie er hieß, das Ungeheuer, welches Papa als Verwalter hatte, als wir abreisten, von dieser Kultur merkwürdig wenig beleckt war,“ meinte Marfa. „Was ist denn aus dem eigentlich geworden? Schrieb Papa uns nicht einmal etwas nach Rom, als ob er mit der vorigen Mamsell durchgegangen wäre? Tantchen, Du hast den Brief damals bis zu Ende durchstudirt ... Du weißt, ich kann Papas Briefe nicht lesen.“

„Da hat Marfa recht; der Unterschied zwischen dem armen Donne und diesem jungen Prinzen hier ist schon groß genug, ohne daß wir auf unsern alten Knoblauch von anno dazumal zurückzugreifen brauchten,“ sagte die Mama Mirbach darauf mit ihrem kleinen, neutralen Lachen — es war ihr erster Grundsatz, sich über nichts, was mit der Gutsverwaltung ihres Gemahls zusammenhing, jemals zu ereifern. Wer sich aber hier ein wenig ereiferte, war die gute Tante Stepphuhn.

„Wozu ist wohl das ganze Gerede?“ rief sie mit Entschiedenheit. „Dieser junge Mann hier ist eben, um es kurz zu sagen, ein Gentleman! Warum er die Stelle angenommen hat, das ist seine Sache. War es ein Mißgriff, so wird er vermutlich nicht sehr lange bleiben. Um so mehr sollten wir, so lange er da ist, ihm zeigen, daß wir hier etwas, was einmal kein Bauernklotz ist, sehr wohl zu würdigen wissen.“

„Bravo, Tantchen! Tantchen hat entschieden Feuer gefangen!“ rief Marfa, lachend und laut in die Hände klatschend.

Ohne weiter auf diesen Ausbruch zu achten, griff Frau Mirbach die letzten Worte ihrer Schwester auf.

„Das kannst Du ja versuchen,“ meinte sie (ihn zu würdigen und es ihm zu zeigen, sollte das heißen), „aber ich glaube, die Sache wird ihre Schwierigkeiten haben, wenn der Papa es sich etwa zu gleicher Zeit in den Kopf setzt, den Menschen hier lächerlich und unmöglich zu machen. Du kennst seine Art, und wie er dann sogar die Instleute dazu bringt, einen solchen Inspektor zum Narren zu halten. Warum, habe ich nie recht begriffen, denn er könnte ja einen Menschen, der ihm nicht ansteht, einfach fortschicken, anstatt ihn hinwegzuärgern.“

„Dieser hier sieht mir nicht aus, als ob er sich von den Instleuten zum Narren halten lassen würde,“ begnügte sich die Tante Stepphuhn hierauf zu bemerken, aber in einem gewissen Orakelton, der weit mehr, als die Worte besagten, in dieselben hineinzulegen geeignet war.

Es scheint, als ob die Grausamkeit tief in der menschlichen oder, besser vielleicht, in der animalischen Natur liege, in der Natur des lebendigen Organismus, den Menschen und Tiere mit einander gemein haben, denn fast immer, wenn sie Gelegenheit hat, bricht sie durch, sich somit als von jeher vorhanden anzeigend. Fast in allen menschlichen Verhältnissen wenigstens, durch welche dem einen Teil auf lange Zeit, vielleicht Jahrhunderte hindurch, Macht über einen andern, ziemlich hilflosen eingeräumt wird, ist sie so sicher, sich einzustellen, wie unter gewissen Bedingungen der Schimmel sich mit Notwendigkeit auf pflanzlichen und tierischen Teilen als Folge jener Bedingungen zeigt.

So werden Sklavenhalter bekanntermaßen fast alle grausam, auch wenn sie in ihren sonstigen Beziehungen keine unmoralischen Menschen sind. Beinahe jeder Schulmeister entwickelt Anlage zum Tyrannen ... und ein ostpreußischer Großgrundbesitzer, der nirgends Rechenschaft über sein Thun und Lassen schuldig ist, nicht einmal vor seiner eigenen Vernunft, denn er darf sich erlauben, unvernünftig zu sein — der sollte weniger thun?

Ja, Tyrannen waren diese Herren, die Nachbarn auf so viele zwanzig Meilen in der Runde, mehr oder weniger alle. Aber einen so abgefeimten Leutequäler wie diesen liebenswürdigen Papa Mirbach hatte die Landschaft auf weithin doch nicht noch einmal aufzuweisen.

Am wenigsten merkten noch die niedrigsten der von ihm abhängigen menschlichen Kreaturen davon, die meist auf seinem Grund und Boden geborenen Gutstagelöhner oder sogenannten Instleute. Allerdings waren sie in manchem Sinn am unbedingtesten in seine Hände gegeben, dafür aber war ihnen auch in anderer Weise wenig beizukommen. Wenn sie ihr Jährliches an Saatkartoffeln und Schafwolle erhielten, althergebrachte, durch unvordenklich langen Gebrauch geregelte Leistungen der Gutsherrschaften an ihre damaligen Leibeigenen, und außerdem bei der Feldarbeit täglich das übliche Quantum Branntwein, so waren sie versorgt, und hieran abzuzwacken war nicht die Form, in welche sich die Chicanirlust eines Gutsherrn wohl jemals ergießen würde. Dagegen einmal einem Paar ohne jeden vernünftigen Grund das Heiraten zu erschweren und dasselbe dadurch zu veranlassen, in sehr fruchtbarer wilder Ehe zu leben ... den Abschub eines bösartigen, trunksüchtigen Alten, der den Schwiegerkindern wie ein Alp auflag und eine ganze Familie zu Boden drückte, nach seinem Heimatsdorfe zu verhindern — das war so etwa die Art und Weise, auf welche gezeigt wurde, daß man der Herr sei ... aber, du lieber Himmel, an dergleichen waren sie von alters her gewöhnt, das wußten sie nicht besser.

Da die im Hause selber dienenden Leute meist aus jener im angestammten Sklaventum erwachsenen Bevölkerung des sogenannten Gutsdorfes herangezogen waren, so erging es diesen ähnlich wie den Tagelöhnern: auch sie wurden von der tollen Willkür übergreifender Herrenlaunen wenig berührt und pflegten dergleichen mit dem gedankenlosen Leichtsinn, welcher eine natürliche Folge althergebrachter Unselbständigkeit ist, abzuschütteln .. auch sie — ärgerten sich nicht.

Nein, um die Umgebung ärgern zu können, — ein Lieblingszeitvertreib des Herrn auf Masaunen — mußte man schon etwas höher greifen. Und der jeweilige Verwalter war in den meisten Fällen ein nur zu geeigneter Gegenstand.

Es hatten sich ja freilich auch ein paar ganz nichtsnutzige Kerls befunden zwischen den etwa Dreißigen, welche unter dem gegenwärtigen Herrn an Masaunen vorübergegangen waren. Aber sonderbar, mit denen war der Gebieter noch nicht einmal am allerschlechtesten fertig geworden. Einer, den nachher ein paar Gendarmen abholten, weil er bedeutender Unterschlagungen in seiner vorigen Stelle verdächtigt wurde, war als ein geschmeidiger Spaßmacher sogar eine Art Günstling des Herrn Mirbach gewesen. Mit diesem hatte der Alte, wie ganz Masaunen den Herrn nannte, sogar bis in die Nacht hinein in seinem sogenannten Comptoir — dem Zimmer, wo sein Pult und der Liqueurschrank standen — hinter einer geschliffenen Flasche gesessen und Karten gespielt; eine Vergünstigung, welcher sich außer diesem einen schlauen Vogel niemals ein Herr Inspektor zu rühmen gehabt hatte.

Am schlimmsten kamen die harm- und arglosen, vielleicht etwas untergeordneten, durch langes Inspektorentum gedrückten Naturen weg. Gerade die gutmütige Wehrlosigkeit derselben schien den Tyrannen anzustacheln, und gerade solche waren hier wieder und wieder mit empörender Roheit behandelt worden.

Noch der unmittelbare Vorgänger Wolfgangs, Donne, das Ungeheuer, wie ihn Marfa in ihrer kühlen Herzlosigkeit genannt hatte, war ein solches Opfer gewesen. Ein schon in mittleren Jahren stehender, von Haus aus bitter armer, vierschrötiger und schwerfälliger Mensch, ganz tüchtiger, fleißiger Landwirt übrigens auf seine beschränkte Weise, und völlig willig, seine Schuldigkeit zu thun und sich für den Herrn nicht zu schonen; hing doch auch von den Zeugnissen, die er in solchen Stellen erhielt, zum großen Teil seine mühselige, abwechslungs- und aussichtslose Existenz ab.

Das aber war es eben. Der Gedanke, daß ein solcher Mensch ungern seine Stelle verlieren und sich deshalb viel gefallen lassen werde, genügte schon

Google

an sich ganz allein vollkommen, um Herrn Mirbach zum Zeitvertreib der Quälerei des Betreffenden greifen zu lassen.

Und mit welcher Hingebung wurde dieselbe nun besorgt! Es würde der Erzählung zu vieler Einzelheiten bedürfen, um darzustellen, wie raffinirt er dabei zu Werke ging. Der Grundzug der ganzen Behandlung wäre etwa damit zu bezeichnen gewesen, daß die Thätigkeit des Mannes auf dem Gute, diese Thätigkeit, für welche er doch, wie er wohl wußte, allein seine Bezahlung empfing, allenthalben lahmgelegt wurde. Was er bei den Arbeitern anordnete, wurde umgestoßen und das Gegenteil beliebt. Wo er hinkam, um nachzusehen — auf dem Gutshof oder, vielleicht nach langem, mühseligem Wege, auf weit abliegenden Ackerstücken — fand er sich schon durch einen andern, einen der eigentlich unter ihm stehenden Dienstleute, ersetzt. Systematisch wurden diese vom Herrn gegen ihn aufgehetzt. Erfuhr Herr Mirbach von einer Disposition der Arbeiten, welche der Inspektor etwa für den folgenden Tag getroffen hatte, so war sein Lieblingsausdruck zum Gehör Timmes, des Hofmannes, und der Knechte: „Der Kerl ist blödsinnig!“ Und dann wurde, und wäre es zum offenbaren Schaden der gerade notwendigen landwirtschaftlichen Besorgung gewesen, etwas ganz anderes auf den Tagesplan gesetzt.

Zuletzt lachten sogar die letzten Knechte — halbe Tiere, die sie waren, so viel konnten sie doch — dem unglücklichen Inspektor ins Gesicht. Und nun kam es immer häufiger vor, daß sie sich, wenn nicht mit Worten, so doch durch die That gegen ihn auflehnten, daß sie rechts gingen, wenn er sie links schickte, und seinen zornigen Zuruf nicht zu hören schienen.

Ein einmaliger Wutausbruch, dem sich der beklagenswerte Mann überlassen, hatte die Sache nur schlimmer gemacht. Die Knechte, sonst gewöhnt, sich auch einmal prügeln zu lassen, hatten in diesem Falle so verdächtige Anzeichen allgemeinen meuterischen Widerstandes von sich gegeben, daß der Inspektor deutlich fühlte, wie gefährlich eine Wiederholung für ihn werden könnte. Und hinterher kam es ihm zu Ohren, wie sie sich rühmten, der gnädige Herr habe gesagt, ein andermal müsse die Sache aber umgekehrt ausfallen, wenn sie keine ganz dummen Kerle wären. Und wer ... und das übrige wurde mit Grinsen und bezeichnender Armbewegung nach dem Inspektor hin etwas leiser gesprochen — der solle ein paar extra Glas Branntwein vom Herrn haben.

Also prämiirt dafür, daß sie ihn unter sich halb tot schlugen, wenn er sie zum Gehorsam bringen wollte! Der Mann ging von jetzt an fast stumm umher. Redselig war er nie gewesen, jetzt kam manchmal den ganzen Tag über kaum ein Wort über seine Lippen. Aber er blieb noch, und Herr Mirbach konnte demnach noch weiter an ihm praktiziren.

Schlecht, wie es dem Inspektor draußen erging in der Berührung mit den Hofleuten, die der Herr gleichsam gegen ihn ausspielte und ihm als Aufpasser setzte, und mit dem aufsässigen Tagelöhnervolk — es war dies alles noch nicht so schlimm wie die Behandlung, welche er drinnen im Hause erfuhr. Denn wenn er durch dies ganze System der Peinigungen zu Boden gedrückt worden war, so wurde ihm nun drinnen im Herrenhause bei den Mahlzeiten, bei denen er unten mit am Tische saß, der Fuß auf den Nacken gesetzt.

Die Damen, die damals kurz vor ihrer letzten italienischen Reise standen, wirkten dabei übrigens auch mit, wenn auch ohne weitern bösen Willen, indem der arme Teufel für sie einfach nicht existirte. Keine von ihnen, die auch nur jemals an den stumm Dasitzenden und das Essen in Angst und Verlegenheit Hinunterwürgenden das Wort gerichtet hätte.

Es war bei ihnen dies Hinwegsehen über den Inspektor die reine Gewohnheit. Sie dachten nicht an ihn, auch wenn sie ihn vor Augen hatten; sie hatten andere Dinge im Kopf. Und wenn sie nicht umhin konnten, an sein Vorhandensein sich erinnern zu lassen — bei den Ausfällen des Gutsherrn gegen ihn, bei welchen Herr Mirbach aber stets in der dritten Person von dem unten am Tisch ein paar Schritte weit entfernt sitzenden Inspektor wie von einem Abwesenden sprach und seinen Namen und sein Thun und Treiben in Hohn förmlich ertränkte — dann war es vielleicht eine Art stiller innerer Auflehnung gegen den Tyrannen, bei den beiden älteren Damen wenigstens, daß sie auch dann nichts zu hören schienen und niemals mit einem einzigen Worte weder für noch gegen den Unglücklichen sich beteiligten. Auch mochten sie aus Erfahrung wissen, wie wenig Segen auch das leiseste Einschreiten zu seinen Gunsten dem Betreffenden gebracht haben würde.

Dieser aber ahnte natürlich nicht, daß jene Zurückhaltung eher einer Mißbilligung des ganzen Peinigungsprozesses als etwas anderem entsprang. Er nahm auch von dort nur das beständige eisige Schweigen wahr, und dasselbe paßte zum übrigen. Auch sie, die Damen — so faßte er die Sache auf — hatten nichts für ihn als hochmütige Verachtung.

Und doch trat die Krisis für ihn erst ein, als sie fort waren, auf Monate nach dem Süden abgereist, und Herr Mirbach das Haus nunmehr ganz für sich hatte. Jetzt erst ließ er sich völlig gehen und benahm sich öfter und öfter wie ein Verrückter. Bei ihm war das eine Art von willkürlicher Tollheit, die Ausgeburt dieses Cäsarentums im kleinen, welche er, wenn es ihm darauf ankam, bildlich gesprochen, immer wieder an die Kette legen konnte wie eine gezähmte Bestie. Auf sein jeweiliges Opfer ließ er sie los und zwar so, daß diesem früher oder später der Kopf zu schwindeln anfangen mußte.

Verwirrt und eingeschüchtert, wie jener letzte Unglückliche längst war, jetzt schien es wirklich zuweilen, als sei sein einfacher Verstand ins Wanken gekommen. Und es war infame Bosheit zwar noch immer, aber nicht mehr eine aus der Luft gegriffene Unwahrheit, wenn der geistreich und gewissermaßen zu seinem Vergnügen tolle Gutsherr dem Inspektor seine Idiotenhaftigkeit, wie er sich ausdrückte, in die Zähne warf. Das niemals bewegliche, simple, vierzigjährige Gesicht des armen Menschen zeigte wirklich unter diesen beständigen Mißhandlungen jetzt oft einen geradezu blöden Ausdruck.

Endlich beliebte Herr Mirbach auf dem Feld und vor der Arbeiterschar, welche die gewaltige Dreschmaschine bediente, einen letzten großen Skandal und jagte den Inspektor am frühen Nachmittage fort, aus seinen Augen fort, nach Hause. Nicht unterstehen solle er sich und sich noch einmal bei den Leuten blicken lassen; er sei entlassen.

Der Fortgejagte, dem man noch einen Monat Gehalt schuldete, packte demnach seine wenigen Habseligkeiten, wie ihm nichts anderes übrig blieb, und hielt sich dann auf seiner Stube in Erwartung der Auszahlung dieses Geldes. Zur Erlangung der paar Thaler that er weiter gar keinen Schritt, verwirrt, wie er war, und in der Befürchtung wahrscheinlich, daß ein jeder, den er thun könnte, der falsche sein würde. Er that nichts, gar nichts, saß auf seiner Dachkammer und wartete stundenlang, ja tagelang. Herr Mirbach gab sich den Anschein, ihn vergessen zu haben.

Zu den Mahlzeiten ließ er sich natürlich nicht mehr blicken. Was fing er wohl statt dessen an? Fastete er? Herr Mirbach, vor dem halb offenen Liqueurschrank in seinem Comptoir, und Timme, der Hofmann, lachten bei Erörterung dieser Wahrscheinlichkeit so, daß ersterer sich den Bauch halten mußte.

„Paß doch 'mal auf, Timme, ob ihn die Raben füttern wie den Propheten Elias,“ hatte Herr Mirbach noch zuletzt in hochgesteigerter guter Laune gemeint.

Der abgesetzte Inspektor hatte wirklich vierundzwanzig Stunden lang gehungert auf seiner Stube im Dachgeschoß des Hauses, an der die Mägde und alles vorüber gingen, als sei die Thüre, wie der Eingang zur Höhle der sieben Schläfer, mit einemmal unsichtbar geworden.

Das wurde aber endlich der braven Mamsell drunten in der Küche zu toll. Am Abend des Tages, welcher auf jenen Nachmittag der offiziellen Entlassung des Inspektors folgte, richtete sie auf einem Theebrett ein einfaches Abendbrot her, Brot und Butter, Wurst und ein Glas Bier, und schickte ein junges Ding von Magd damit hinauf zum Herrn Inspektor.

Die Dirne that zwar furchtsam, als ob man damit dem Herrn Trotz biete, aber sie ging doch, und im Grunde machte ihrer jugendlichen Lust am Unfug die Sache Vergnügen.

Sie hatte den Inspektor bei seinem angezündeten Lichte sitzend gefunden, die Hände auf den Knieen, vor sich hinstarrend, ohne irgend eine Beschäftigung.

Am andern Morgen erhielt er seinen Kaffee und, da niemand sich um das, was geschah, zu kümmern schien, sogar um zwölf Uhr einen Teller Suppe und ein Stück Fleisch zum Mittagessen.

So lange hatte Herr Mirbach, der durch Timme über dies alles auf dem Laufenden war, gewartet, jetzt brach er los. Es nahmen solche Ausbrüche immer einen ähnlichen Verlauf, wer sie aber zum erstenmal erlebte, der pflegte sich zu fragen, ob denn er oder die ganze übrige Welt verrückt geworden sei.

Dann schnob es wie ein Wirbelsturm der Tollheit durch das Haus, das stundenlang von wütendem Thürenschlagen, Fensterwerfen und dem dröhnenden Gepolter der Möbel, die Herr Mirbach umher schleuderte, in seinen Grundfesten zu beben schien. Er schrie, nein, er brüllte, bis er blau im Gesicht wurde, bis ihm die Stimme versagte. Die ernstlichste Schädigung seiner Gesundheit schien unvermeidlich, schien es aber auch nur; wer ihn näher kannte, wußte das besser. Ein solches Turniren, wie sie's nannten, schadete ihm gar nichts, weil er davon innerlich ganz unberührt blieb. Er ärgerte sich noch nicht einmal dabei ... das Ganze war ja im Grunde nur eine niederträchtige Komödie.

Und mit einer instinktiv richtigen Erkenntnis, die der der Tiere ähnelte, faßten es die Instleute, die ehemaligen Leibeigenen, auch so auf. Sie duckten sich unter dem Sturme, der ziemlich unschädlich über ihnen dahinfuhr. Es litt niemand darunter als die anständigeren Leute.

Diesmal galt es also der Mamsell außer dem unglückseligen Verwalter. Die Bagage, die unter einer Decke spiele, solle augenblicklich zusammen vom Hofe hinweg! Aber die resolute Frauensperson, sich ihres Wertes als gute Köchin bewußt, hatte auch ihren Trotz, obwohl sie sich allerdings fast lebensgefährlich bei der Sache ärgerte. Sie fuhr, ihrerseits Thüren schlagend, in der Küchenregion herum, erklärte, sie verlange gar nichts Besseres, als dies Tollhaus je eher je lieber mit dem Rücken anzusehen, eröffnete sofort den Streik, indem sie die Vorbereitungen für das Vesper der Leute, welches sie zu besorgen hatte, stehen und liegen ließ, und begab sich alsbald zum Packen ihres beweglichen Eigentums nach ihrer Stube hinauf.

Da Herr Mirbach aber im Ernst gar nicht daran dachte, sie fortzulassen, so ergab sich hier ein kleines Hindernis für die weitere Entwicklung ihres Protestverfahrens. Ihre große, bunte, hölzerne Truhe, die ihr als Koffer diente, stand auf einem obern Speicher, und als sie die Auslieferung derselben forderte, um mit Packen beginnen zu können, da fand sich, daß sie diese nicht erlangen konnte. Kein Toben half; der schlaue Timme hatte keine Ohren für sie, da inzwischen auch der eigentliche Skandal des Tages auf seiner Höhe angelangt war.

Herr Mirbach that, als habe er nicht gewußt, daß sich der Verwalter noch auf dem Gute befinde. Toll, wie die Idee war, es wurde beliebt, anzunehmen, der vor zwei Tagen Fortgejagte habe sich heimlich auf des Herrn Unkosten im Hause aufhalten wollen.

„Hinaus mit ihm! Die Peitsche her, Timme, daß ich ihm endlich Beine mache!“ schrie Herr Mirbach, war aber dabei hart an der Thür seiner Stube stehen geblieben, von wo er allerdings die Mündung der Treppe, welche der Inspektor herunter kommen mußte, jedoch aus der Entfernung von etwa zwanzig Schritten, im Auge hatte. Ob ihm am Ende doch wenig daran gelegen war, dem Mißhandelten jetzt in Armbereich gegenüber zu stehen?

Nun knarrte die Treppe unter den großen, groben Stiefeln des Inspektors, und er kam herab, in der Linken den mäßig großen Handkoffer, der die ganze Summe seines irdischen Besitzes enthielt, da das Sparkassenbuch von Ravenstein, auf seinen Namen und Einlagen in der Höhe von dreihundertundfünfundsechzig Mark lautend, sich auch darin befand.

Unten am Treppenabsatz blieb er stehen und wendete das Gesicht der Zimmerthür des Herrn Mirbach zu. Der saß ihn halb unsicher und halb

Google

drohend und daher einem sprungbereiten Raubtier nur um so ähnlicher an, da es bei diesen Bestien ja auch meist an einem Haar hängen soll, ob sie sich mit blanken Zähnen auf einen Menschen stürzen werden oder Kehrt machen und, den Schwanz zwischen den Beinen, vor ihm davonlaufen.

Nun machte aber der Verwalter Miene, auf die Stube zuzukommen, und sofort schrie Herr Mirbach:

„Was — was will der Kerl? Himmelkreuzmillionendonnerwetter, die Peitsche her, Timme, sag' ich ....“

Timme und Voß, der Kutscher, tauchten statt dessen jetzt hinter dem Verwalter auf, den sie beim Arm packten und nach der Hausthüre zu schoben. Da endlich mochte bei diesem das Gefühl des erlittenen Unrechtes überfließen. Er war ein großer, starkknochiger Mann; mit einem Ruck stieß er die nicht sehr ernstlich zupackenden beiden Sklaven beiseite, machte einen wankenden Schritt nach vorn, und Thränen der Verzweiflung in der Stimme, die man nun seit Tagen nicht mehr gehört hatte, schrie er völlig außer sich, mit geballten, zuckenden Händen in der Luft herumfahrend:

„Was ich will? Mein Geld will ich ... meinen letzten Monatsgehalt, den Sie mir vorenthalten! Soll ich umsonst in dieser Hölle gewesen sein? Soll ich um mein bißchen Armut hier auch noch bestohlen werden!“

Herr Mirbach sah endlich einmal nicht mehr wie der tobende Pascha der komischen Oper aus; er war um die Nase herum unheimlich weiß geworden. Was nun kam, spielte sich im Vergleich zu dem Vorhergegangenen rasch ab. Der Verwalter war draußen auf der Rampe, dann die Freitreppe hinunter, im Hofe, die beiden Gutsleute neben ihm, ihn vor sich her stoßend, und nun erschien Herr Mirbach draußen: ein gellender Pfiff von ihm ...

„Die Hunde ... die Hunde los ... hetz, hetz, Nimrod ... den Kazik los von der Kette ... Himmelkreuz ... wird's bald ...“ mit brüllender Stimme, der sich jetzt das tiefe, heulende Bellen der großen Doggen zu einem ohrenzerreißenden Konzert vereinigte. Sie fuhren mit langen Sätzen auf den Inspektor los, von dem Timme und Voß merkwürdig rasch zurückwichen. Ein wirres Durcheinander; man sah, wie der unglückliche Mann den Portemanteau in den langen Armen gegen seine Angreifer schwenkte, von denen aber nur einer, ein junger, täppischer Hund, ihm wirklich nach der Kehle gefahren und von ihm zurückgeworfen worden war, während die anderen sich mit wütendem Bellen begnügten. Jetzt war er am Hofthor, und jetzt hinaus ... ein Pfiff des Gutsherrn rief die Hunde zurück. Den Inspektor war man los.

Ein paar Kesselflicker, die des Weges gezogen kamen, sahen sich gleich darauf verwundert nach dem Mann um, der ihnen entgegen und an ihnen vorüber schwankte, ohne sie zu sehen, kotbespritzt, in einem Rocke, von dem vorn ein großer Fetzen heraushing, und dabei mit einer von schluchzendem Keuchen gehobenen Brust. Sie blieben sogar stehen und sahen ihm nach, da die sich naturgemäß zunächst bietende Annahme, dieser Fußgänger sei betrunken, die ganze Erscheinung doch nicht recht zu decken schien. Und dann sahen sie noch etwas. Aus dem pappelumgebenen Hofthor von Masaunen kam ein leichtfüßiger, unbeschuhter Bube mit einem kleinen weißen Papierpaket in der Hand. Er holte jenen andern ein, hielt ihn an und händigte ihm das Papier ein.

Dieser hielt es einen Augenblick zögernd, als hätte er es am liebsten von sich geschleudert. Dann steckte er es ein und wankte weiter, und der Bube lief zurück. Es war der letzte Monatsgehalt des Inspektors, richtig abgezählt. Herr Mirbach hatte keinen Augenblick lang beabsichtigt, ihm dies Geld wirklich vorzuenthalten. War er doch, beiläufig bemerkt, in seiner Eigenschaft als Besitzer des Dominiums Masaunen hier selber Gerichtsherr, und wußte recht gut, daß aus einer solchen Unregelmäßigkeit ihm Scherereien hätte erwachsen können. Also mit Hunden vom Hofe gehetzt! Und dies war der unmittelbare Vorgänger von Wolfgang Volmar gewesen.

X.

Der Gartenanlage, welche auf drei Seiten das Herrenhaus von Masaunen umgab, diente ein flacher Teich mit einer Art Inselchen, einem Erdfleck, auf dem eine Gruppe hochstämmiger Bäume ihr Bild in das Wasser warf zur Verschönerung. Die hier wie mitten im Wasser stehen gebliebenen stattlichen Rottannen und Eichen waren die Geschwister derjenigen, die da weiterhin den Garten einschlossen und als stattliches Gehölz parkartig fortsetzten.

Es waren diese bejahrten prächtigen Hochstämme — fast ausschließlich Nadelholz und Eichen — welche der Umgebung des Hauses etwas Vornehmes gaben. Denn alte Bäume auf seinem Grund und Boden zu haben und zu hegen, lieber zur Zierde stehen zu lassen, als der Nutzung wegen niederzuschlagen, ist von jeher ein Luxus der privilegirten Klassen gewesen.

Auf einer Gartenbank am fernen Ufer des Teiches, dem Ufer nach dem Gehölz zu, war schon von weitem ein helles Frauenkleid sichtbar. Dasselbe umhüllte Fräulein Marfa und war in der Nähe erst recht auffallend, da die breiten weißen und blauen Streifen des eng anliegenden Stoffes die Linien ihrer hübschen Person quer schnitten. Sie hatte wahrscheinlich gedacht, und mit Recht, daß sich ein schönes Mädchen noch ungestraft erlauben dürfe, was man bei einem häßlichen nur noch lächerlich finden würde.

Von ihrem Platz aus konnte sie nach den Wirtschaftsgebäuden blicken und einen Teil des Gutshofes übersehen. Jedenfalls aber wurde der Sitz nicht oft durch die Gegenwart einer der Damen des Hauses bevorzugt. Derselbe war verwahrlost, die Bank morsch; der Regen mehrerer Sommer hatte die Erde um die eingerammten Füße derselben zum Teil hinweggespült, so daß der Grund und Boden hier nach dem Teich und seinem Schilfrand hinunter abschüssiger abfiel, als es für die Bequemlichkeit dort sitzender Personen wünschenswert war.

Nun, Fräulein Marfa mußte am besten wissen, weshalb sie sich gerade hier niedergelassen hatte. Wenn übrigens Okermann, der Römer, sie so gesehen hätte, er wäre doch einmal wieder betroffen von der Wirkung der ganzen Erscheinung als Bild gewesen. Sie trug einen leichten, großrandigen Strohhut, und gerade in dem Halbschatten, welchen derselbe über den obern Teil des Gesichts warf, sah dieses Antlitz mit den großen dunklen Augen ungemein reizend aus. Sie wußte dies genau, denn der ganze Effekt war wiederholt vor dem Spiegel probirt worden. Die etwas starken Züge des runden, lachenden Gesichts gewannen noch durch diese Sänftigung der Umrisse, und auch über die fast schwarzen Augen hauchte dies Halblicht eine Weichheit, welche dem Blicke derselben bei rücksichtsloser, kalter Beleuchtung keineswegs eigen war.

Von dem Gutshofe kam jetzt ein Mann her, ein Herr vielmehr, und das konnte nur einer sein, da der Papa zur Versteigerung einer Waldparzelle gefahren war, die eine Meile hinter Ravenstein stattfand.

Es war auch wirklich der Inspektor, der seine Nachmittagsrunde antrat und auf derselben zunächst nach den Leuten sehen wollte, welche seit einigen Tagen mit dem Zuwerfen der alten Schwemme drüben hinter dem frühern Pferdestall beschäftigt waren. Herr Mirbach hatte in den letzten Jahren mehrere kostspielige neue Stallgebäude aufführen lassen, obwohl, wie seine Gattin zum Beispiel meinte, die alten noch völlig brauchbar waren, und aus keinem andern Grund, als weil ihn das Geld in der Tasche juckte.

Um nach jener Stelle zu gelangen, mußte der Inspektor hier in der Nähe vorüber. Und Marfa behielt ihn im Auge etwa wie der Grenzjäger den herannahenden Schmuggler; sie war übrigens bereit, ihn anzurufen, wenn er sich unterstehen sollte, ohne sie zu sehen, vorüber zu gehen.

Das fiel ihm aber gar nicht ein. Da er, wenn er nicht mehr als halb blind war, die auffallende helle Gestalt in seiner Nähe gewahren mußte, so markirte er dies durch einen höflichen Gruß, mit dem er vorüber schreiten wollte. Sich aus lauter Verlegenheit vorbei drücken, ohne diesen Gruß zu wagen, das mochte Sache solch eines armen Teufels sein wie die, in deren Fußstapfen er hier leider als Inspektor trat; die seine war es gewiß nicht.

Nun aber stand Fräulein Marfa halb von ihrem Sitz auf und winkte ihn heran. Mit ihrem lieblichsten Lächeln diesmal und ohne weitere Tücke:

„Bitte, Herr Inspektor, haben Sie einen Augenblick Zeit?“

Er kam sofort, den Weg Weg sein lassend, über das kurze Gras zu ihr herüber. Und nun lüftete er noch einmal den Hut und stand vor ihr, ihres Wunsches gewärtig ... einer der ansehnlichsten, gewandtesten Männer, wie sie sich im stillen zugab, den sie jemals gesehen hatte.

Und das wuchs so hier im Bereiche ihrer Hand, und sie brauchte gar keine Umstände damit zu machen! Marfas durch diesen heimlichen Gedanken genährte gute Laune — welche hier in der Langeweile des väterlichen Gutes nicht ganz so selbstverständlich war als unter den deutschen Künstlern in Rom — machte sie sehr reizend, während sie jetzt mit lächelndem Aufblick sagte:

„Ich kann das dumme Ding von Kahn da nicht loskriegen. Und ich möchte so gern von der Mitte des Weihers aus eine Skizze aufnehmen ... Seien Sie doch liebenswürdig und helfen Sie mir.“

„Gerne!“ rief er und begab sich sofort daran, den ein paar Schritte weiter befestigten Kahn zu lösen, indem er die Kette von dem Pflock abwand. „Ist der Kahn aber auch im Stande, gnädiges Fräulein?“ fragte er von dort aus mit einer Umsicht, die ihn sehr gut kleidete. „Er wird, wie es scheint, wenig gebraucht.“

Er war schon, um besser zu untersuchen, in das kleine Fahrzeug gesprungen; sie trat gemächlich heran.

„O, das sieht ja ganz leidlich aus,“ sagte sie, da auf dem Boden des Schiffchens nur etwa drei Zoll hoch Wasser stand. Mit einigen quer gelegten Brettern, die vorhanden waren, konnte ein trockener Platz für die Füße des Fräuleins in ihren koketten Hausschuhen hergestellt werden. „Machen wir eine Probefahrt,“ meinte sie jetzt und bestieg gleichfalls den Kahn, der dadurch natürlich ins Wanken geriet und Fräulein Marfa mit, so daß sie bis zur Wiederherstellung ihres Gleichgewichts von dem jungen Manne gehalten werden mußte. Wie schlank und doch breit er war! Wie sicher es sich an ihn anlehnte, und wie gut er sich überhaupt aus der Sache zog! Das war gerade die richtige Mischung von respektvollem Ernst und angelegentlicher Sorgfalt — wahrhaftig, sie hatte Glück! Dieser Hausgenosse erschien je länger je mehr zu einer Episode, wie Marfa sie liebte, wie geschaffen. Denn wenn sie auch sehr wohl wußte, daß sie nur einen reichen, und zwar einen sehr reichen Mann heiraten würde, so war damit das Vergnügen, einen Armen sterblich in sich verliebt zu machen, doch wahrlich nicht ausgeschlossen.

Und daß er, wie sie wohl merkte, gar nicht ganz ohne Kampf ihr Sklave werden würde, das trug zum Reize der Sache nur noch mehr bei.

(Fortsetzung folgt.)

Zu Ehren der Favoritin.

(Hierzu das Bild Seite 14[illegible].)

Sie langweilen sich, die Aermsten! Abgeschlossen, unter sich in den Räumen des Haremlik, der Frauenwohnung, die kein männlicher Fuß außer dem des Hausherrn oder des Eunuchen betreten darf, ist ihr ganzer Zeitvertreib ein träges Nichtsthun, Nichtsdenken, ein Hinleben ohne irgend eine geistige Regung. Im Kohlenbecken brennt das duftende Holz, im Narghileh, der Wasserpfeife, brodelt das Wasser, bewegt durch die Züge der rauchgewohnten Lippen; Klatsch ist ihr Gespräch. Es fehlt ihnen jede Erziehung, jede Bildung und eine willkommene Unterbrechung ihrer Langeweile ist es, wenn die Juwelen- oder Putzhändlerin den Harem des Reichen besucht, um ihre Kostbarkeiten zu ihren Füßen auszubreiten, oder wenn der Herr des Hauses ein paar Almehs, ausgewählte Tänzerinnen, bescheidet, um sie zu Ehren der bevorzugten Gattin ihre Tänze aufführen zu lassen — Tänze ohne Rhythmus, von einer schwerfälligen, melancholischen Musik begleitet; aber die Schönen langweilen sich eben und heißen die Unterbrechung willkommen.

Träge schaut die Begünstigte der Gattinnen zu; ihr Tagesleben besteht ja nur aus Baden, Putzen, Umherwälzen auf den Kissen des Diwans. Der Pascha, der reiche Effendi erscheint nur im Harem, wenn er das Bedürfnis fühlt, in seiner Familie zu sein, mittags und abends, wenn nicht der Ramadan, die lange Fastenzeit, eben den Harem zum Schauplatz großer nächtlicher Festlichkeiten macht. Auch die Erziehung der Kinder ist den Frauen überlassen; sie bildet deshalb so viel weichliche, träge Naturen, wie man ihnen unter den Reichen, selbst unter den Großen begegnet. Ebenso erwächst in den Mädchen von Generation zu Generation ein Geschlecht, das — von diesem weichlichen sinnlichen Traumleben von klein auf umfangen — nur für die Klausur des Harems bestimmt und tauglich ist. W.

Digitized by Google

Moltke über den Krieg 1870–71.

Aus den Briefen des

Generalfeldmarschalls an seine Angehörigen.

An seinen Bruder Fritz

Versailles, den 12. Dezember 1870.

Hier haben wir bis zu zehn Grad Kälte gehabt, heute ist plötzlich Tauwetter eingetreten. Ein so früher Winter ist hier unerhört, und man glaubt, daß es eine „neue chicane de Monsieur Bismarck“ ist.

Ueber Paris erfahren wir mehr von Berlin aus englischen und belgischen Zeitungen, als hier dicht vor der Stadt, wo nur der Valérien (oder Balleriem, wie ihn unsere Leute nennen) mit uns spricht. Die Thore der Stadt sind gesperrt und selbst die Truppen, die zwischen dem Wall und den Forts liegen, wissen nichts von dem, was im Innern vorgeht. Wir erwarten einen neuen, verzweifelten, aber vielleicht letzten Ausfall.

Die neu aufgestellten Heere Frankreichs im freien Felde sind nun nach und nach alle geschlagen, aber wir können nicht überall sein, kleine Ueberfälle sind nicht zu verhindern, und nur durch unerbittliche Strenge zu ahnden. Eine Handvoll Bummler mit Gewehren und Fahnen dringt, die Marseillaise singend, in die Häuser, schießt aus den Fenstern und läuft aus der Hinterthür davon, und dann muß die Stadt dafür büßen. Glücklich preisen sich die Orte, die eine ständige feindliche Garnison haben.

Den Unsrigen geht es gottlob gut. Henry ist frisch und munter. Daß er das Kreuz bekommen hat, wird Gustes Freude gemacht haben. Heute abend soll er beim Kronprinzen singen, der ihn gerne hört. Herr von Keudell begleitet ihn auf dem Klavier.

Von Wilhelm*) hatte ich unlängst eine Korrespondenzkarte. Er verfolgt in diesem Augenblicke die Loirearmee, friert und hungert, sonst ginge es ihm gut. Er hat schon hundertundzwanzig Thaler Zulage bei mir zu fordern, aber Geld hilft nichts, wo für Geld nichts zu haben ist. Ich hoffe, er soll jetzt bald eine längere Ruhe in der schönen und reichen Touraine haben. Leider hat er das schöne Pferd von mir in Rambouillet krank zurücklassen müssen. Henry war hin, um es hierher zu holen, es war aber totgestochen.

Helmuth**) ist gestern wieder auf Vorposten gezogen. Der brave Junge geht immer freudig auf seinen Dienst. Fast alle Nacht feuern die Werke ganze Lagen schwersten Kalibers auf gut Glück ab. Von hundert von Granaten trifft zufällig 'mal eine. Bei Tage avertiren die Posten den Schuß, und die Mannschaft hat Zeit, sich an die Erde zu legen, wo dann von den Sprengstücken nicht viel zu fürchten ist, aber eine Annehmlichkeit ist es doch nicht. Die Franzosen legen, wie es scheint, alle Tage ein Pfund Pulver der Ladung zu, sie sollen schon bis in die Nähe von Versailles reichen. Mit dieser Munitionsverschwendung erreichen sie freilich nichts, und die Armeen von außen, auf die sie noch immer hoffen, hören sie nicht. Eben bin ich mit Henry hinaus gewesen und habe Helmuth eine große Blechbüchse mit Magdeburger Sauerkraut, eine zweite mit dem zugehörigen Pökelfleisch, einen Sack mit Erbsen und zwei Flaschen Champagner gebracht. Die armen Kerle werden einen fröhlichen Abend haben.

Von den Brockdorffs haben wir kürzlich nichts gehört, Fritz***) wird es gut gehen. Das Gardecorps hat neuerlich keine Gefechte gehabt. Ludwig***) ist an der Loire. Von dem gefangenen Grafen Brockdorff keine Nachricht, und keine Möglichkeit, ihn zu befreien. Wir haben durch den amerikanischen Gesandten in Paris sofortige Auswechslung aller Gefangenen angeboten, wir haben ja deren auf dem Lager mehr wie gut, aber die Franzosen haben von uns so wenige, daß sie sie schon um der Nachfrage willen konserviren müssen. Das Anerbieten ist ohne Erwiderung geblieben. So Gott will, ist aber der Tag nicht mehr fern, wo alle Gefangenen frei werden. Die Franzosen haben jetzt ihre Regierung an drei Orten, in Bordeaux, in Paris und vor Paris, denn Trochu hat sich von der Stadt förmlich abgesperrt.

Meine Empfehlung an General Hanenfeldt,†) Schaller und Gliszczynski und wer sich sonst meiner erinnert. Es ist schon spät, und ich muß schließen. Herzliche Grüße und frohe Weihnacht, Helmuth.

An seinen Bruder Adolf.

Versailles, den 22. Dezember 1870.

Die siebenzehnte Division hat während der ganzen Hälfte des Dezembers Außergewöhnliches geleistet. Gambetta sagt in einer aufgefundenen Korrespondenz, die freilich nicht für die Oeffentlichkeit zugestutzt war: „Nous n'avions que la 17. et 22. division devant nous, tant au plus 60,000 h; nous avions 200,000 et nous ne pouvions pas avancer.“ General Chanzy ist vielleicht in voller Auflösung über Le Mans zurückgeworfen und sammelt die Trümmer seines Heeres wahrscheinlich jetzt in dem verschanzten Lager von Conlie, wohin wir ihm vorerst nicht zu folgen gedenken.

Gestern haben die Franzosen wieder mit großem Aufwand von Mitteln einen ihrer vergeblichen Versuche gemacht, auszubrechen. Wie die Hühner durch Kakeln verkünden, daß sie ein Ei legen wollen, so annonciren die Pariser ihre Absicht durch eine wütende Kanonade aus allen Forts. Am Vormittage fanden dann Truppenbewegungen gegen die Stellung sowohl des IV. als des V. Corps statt, die sogleich als Demonstration erkannt wurden. Gegen den wahren Angriff in nordöstlicher Richtung waren schon abends vorher unsere Reserven beordert. Dort griffen volle drei französische Divisionen an und wurden an allen Punkten zurückgeschlagen. Abends hatten wir alle, auch die exponirtesten Vorpostenstellungen wieder besetzt, und ich bin neugierig auf das nächste Siegesbulletin aus Paris.

Die allgemeine Sehnsucht nach Beendigung dieses furchtbaren Krieges läßt in der Heimat vergessen, daß er erst fünf Monate dauert, man hofft alles von einem Bombardement von Paris. Daß dies nicht schon erfolgt, schreibt man zarter Rücksicht für die Pariser, oder gar dem Einfluß hoher Persönlichkeiten zu, während hier nur das militärisch Zweckmäßige und Mögliche ins Auge gefaßt wird. Von drei Seiten sind mir schon die Verse zugeschickt:

Guter Moltke, gehst so stumm, immer um das Ding herum,
Bester Moltke, sei nicht dumm, mach doch endlich bumm, bumm,
bumm.

Was es heißt, eine Festung angreifen, zu deren Verteidigung eine Armee bereit steht, das hätte man doch von Sewastopol lernen können. Sewastopol wurde erst Festung während des Angriffs. Alles Material konnte zur See herangeschafft werden. Die Vorbereitungen dauerten zehn Monate. Der erste Sturm kostete zehn-, der zweite dreizehntausend Menschen.

Um Paris zu bombardiren, müssen wir erst die Forts haben. Es ist auch zur Anwendung dieses Zwangsmittels nichts versäumt worden. Ich erwarte aber weit mehr von dem langsam, aber sicher wirkenden Hunger.

Wir wissen, daß seit Wochen in Paris nur noch einzelne Gaslaternen brennen, daß in den meisten Häusern, trotz des ungewöhnlich frühen und strengen Winters, bei völligem Mangel an Kohle nicht geheizt wird. Ein Schreiben des Generals B. an seine Gemahlin, nebst Ballon aufgefangen, gibt folgende Preise an: ein Pfund Butter zwanzig Franken, ein Huhn zwanzig Franken, une dinde, non truffée bien entendu sechzig bis siebenzig Franken. Hübsch beschreibt er sein Souper: Hering mit Mostrichsauce, außerdem ein reizendes kleines filet de boeuf, dont on faisait fête. Paul, le cuisinier, avait fait des bassesses pour l'avoir: il a promis au boucher M. et à Madame M. un saufconduit pour un des forts pour tâcher de voir les Prussiens. Diese vertraulichen Mitteilungen zwischen Mann und Frau charakterisiren die wirkliche Lage besser als alle Zeitungsberichte, die nach der einen oder der andern Richtung übertreiben. Die Hungersnot ist noch nicht da, aber die Vorläuferin, die Teurung. Die Rothschild und Vereine haben noch immer ihr dindon truffée, die untersten Klassen sind von der Regierung bezahlt und ernährt, aber der ganze Mittelstand darbt, und zwar schon seit lange. Solche Zustände sind auf die Dauer nicht haltbar. Freilich setzt es voraus, daß wir in der Feldschlacht alle die Heere schlagen, die sich immer von neuem gegen uns zusammenballen.

Wohl nur der Schreckensherrschaft der Advokaten ist es möglich, solche Heere aufzutreiben; schlecht organisirt, ohne Fuhrwesen sie der rauhen Witterung auszusetzen, selbst ohne Ambulancen und Aerzte. Die unglücklichen Menschen, bei aller Tapferkeit und allem Patriotismus sind sie nicht imstande, unseren festgefügten, braven Truppen zu widerstehen, das Elend der Biwaks dezimirt sie schonungslos, und die Verwundeten liegen zu Hunderten an den Wegen ohne jede Hülfe, bis unsere Ambulancen, auf welche die Franzosen schießen, sie finden. Die Franctireurs sind der Schrecken aller Ortschaften, sie beschwören das Verderben über diese herauf.

Doch genug der traurigen Dinge, Gott schenke einen baldigen, glücklichen Ausgang, und an dem zweifle ich nicht.

An seinen Bruder Fritz.

Versailles, den 1. Januar 1871.

Herzlichen Glückwunsch zum neuen Jahr! Möge es den Frieden bringen, Frieden dem ganzen Lande und den Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft, jedem einzelnen.

Von Fritz Brockdorff gute Nachrichten, ein erstes beruhigendes Telegramm schickte ich nachmittags am 24. an Jeanette. Es traf schon abends neun Uhr bei ihr an, so daß der heilige Abend doch etwas weniger traurig gewesen sein wird. Ein sehr beruhigendes ging heute ab: „Brockdorff ist fieberfrei, hat wenig Atmungsbeschwerden und ruhigen Schlaf.“ Mit Gottes Hülfe ist also zu erwarten, daß er genesen wird. Ludwig Brockdorff ist noch hier, sein Kommandeur will ihn nicht gern entbehren, weil er ein sehr schneidiger Offizier sei. Ich hoffe aber doch, daß er zur Ersatzeskadron nach Kassel kommen wird.*) Von Wilhelm Moltke erhielt ich nach den Gefechten an der Loire Nachricht, und jetzt hat er Zeit, sich in oder bei Chartres auszuruhen. Helmuth hat sich wieder etwas herausgefuttert und ist wohl auf, er ist aber heute zum Schanzen und zur Strauchabeit abgerückt, demnächst kommt er wieder auf Vorposten. Er befindet sich also im Bereich des Valerien, welcher täglich seine Gaben rings herum verteilt. Mir ist die Kälte sehr unangenehm, aber mit Deinem vortrefflichen Fußsack — ein ganzes Bivouac — unternehme ich doch Spazierfahrten.

An seinen Bruder Adolf.

Versailles, den 3. Februar 1871

Wohl schon heute muß der größte Teil des vormals Bourbakischen Heeres Schutz auf dem neutralen Gebiet der Schweiz gesucht haben, welche uns so die Last der Bewachung abnimmt. Aus den Zeitungen wißt ihr schon, daß ein dreiwochentlicher Waffenstillstand abgeschlossen ist. Wir haben die sämtlichen Forts besetzt, Paris selbst ist für uns nur das große Gefängnis, in welchem wir die gefangene Armee bewachen. Kein bewaffneter Franzose darf hinaus, keiner von uns hinein. Inzwischen drehen wir die Wälle und Geschütze der Forts um, und wenn der Waffenstillstand nicht zum Frieden führt, so haben wir es in der Hand, die stolzeste Stadt der Welt in einen Schutthaufen zu verwandeln, außerdem die gestattete Zufuhr von Lebensmitteln zu sistiren.

Da nun alle französischen Heere geschlagen sind, ein Drittel des ganzen Landes von uns besetzt ist, so sollte man wohl glauben, einige Nachgiebigkeit zu finden. Aber die Franzosen sind so sehr der Phrase unterworfen, daß für nichts zu stehen ist. Einige Dutzend leidenschaftlicher Redner können die ganze assemblée nationale zu den unberechenbarsten Entschlüssen fortreißen. Schon jetzt liefert der letzte Erlaß Gambettas eine Probe, welche im Gegensatz mit seinem Kollegen Favre das alte Lied von den fremden Barbaren und dem Krieg à outrance flötet. Wenn sich die anderen vagabundirenden Mitglieder des Gouvernements dem anschließen, so werden wir zunächst zwei Regierungen und bald zwanzig, das heißt gar keine haben. Das Land ist in der That mit der Anarchie bedroht. Wir müssen daher auf die Fortsetzung des Kampfes völlig gerüstet sein, und die schon gesteigerte Erbitterung unserer Leute wird furchtbar sein.

An denselben.

Versailles, den 4. März.

Ich habe Dein Schreiben vom 19. vorigen Monats richtig erhalten, es gab aber gerade so viele, zum Teil sehr peinliche Verhandlungen, und die ganze Situation war noch so unsicher und spannend, daß ich mich nicht zum Antworten entschließen konnte. Seitdem ist ja nun der Präliminarfriede ratifizirt und zwar mit solcher Hast, daß unsere Truppen nur zweimalvierundzwanzig Stunden in Paris verblieben sind. Es genügt übrigens, dort acte de présence gemacht zu haben.

Der definitive Friedensschluß kann voraussichtlich erst nach etwa zwei Monaten erfolgen, bis dahin behalten wir den ganzen Teil von Frankreich östlich der Seine, auch die dort belegenen Forts von Paris besetzt. Wir können vorerst nur die Landwehr entlassen und bleiben noch mit einer halben Million Soldaten im Lande stehen. Auch der Kaiser verbleibt wohl vierzehn Tage noch bei der Armee, um die Truppen zu sehen; zur Eröffnung des ersten Reichstages muß er in Berlin sein. Ich hoffe, daß das Oberkommando hier nicht zurückbleibt, sondern daß ich auch, etwa am 18. dieses Monats nach Berlin zurückkehre. Ich bin in dem Bezirk Heydekrug und Cleve-Geldern zur Wahl gestellt. Der Reichstag und der Einzug der Truppen wird mich dann wohl in Berlin bis zum Sommer festhalten, bevor ich nach meinem lieben Kreisau gehen kann, wo ich nun gern den kurzen Rest meines Lebens ruhig bliebe. Ich kann Gott nicht genug danken, daß ich das Ende dieses großen, weltgeschichtlichen Kampfes noch erlebt habe; „der Herr ist in den Schwachen mächtig“, aber froh werde ich des Erfolges erst, wenn alles vorüber ist. Wie oft hat es schon so ausgesehen, als ob nun alles gut wäre (Sedan, Metz) und plötzlich trat eine Situation ein, die alles wieder in Frage stellte.

Wir haben hier jetzt das köstlichste Frühlingswetter, wie bei uns anfangs Mai. Die kleinen Sträucher werden schon grün, und ich glaube, daß in vierzehn Tagen die Kirschen blühen können. Dazu die wundervolle Umgebung der prachtvollen Kapitale, leider voll Brandstätten, Trümmerhaufen und umgehauenen Waldstrecken. Aber schon gehen die Leute an das Aufbauen, und es ist ein solcher Reichtum im Lande, daß auch die Kalamitäten dieses Krieges in wenig Jahren werden verwischt sein, wenn nur eine starke Regierung aufkommt. Aber wie überhaupt in Zukunft das Regieren, und namentlich in Frankreich bei voller Preß- und Redefreiheit, möglich, sehe ich nicht ein. Die große Gefahr aller Länder liegt wohl jetzt im Sozialismus. Für sehr glücklich halte ich das gute Verhältnis, welches sich jetzt mit Oesterreich anbahnt. Die Franzosen werden, wie früher dieses, Rache schnauben, aber wenn sie zu Kräften kommen, können sie leicht eher gegen England als gegen die starke Zentralmacht gerichtet sein, die sich so in Europa bildet; die Engländer werden dann die Früchte ihrer kurzsichtigen Politik ernten.

---

*) Der älteste Sohn von Moltkes Bruder Adolf. Er stand bei den achtzehnten Dragonern.

**) Der zweite Sohn von Moltkes Bruder Adolf. Er stand bei den Königsgrenadieren.

***) Söhne von Moltkes Schwägerin Jeanette, ersterer stand beim Kaiser Franz-, letzterer beim schweren Ulanen-Regiment.

†) Stellvertretender Chef des Generalstabs der Armee in Berlin.

*) Er blieb bei seinem Regiment.

Beim Hünengrabe.

Novelle

von

Gerhard Walter.

(Fortsetzung.)

Der aufheulende Sturm hatte Marthas braunes Haar gelöst und ließ die nassen Strähnen um mein Gesicht flattern — graue Regenschauer peitschte das Wetter an uns vorüber, graue, dunkle Wolken jagten oben über uns hin — und stolz wie ein Wiking, der eine Königstochter im Streit gewonnen, trug ich sie heimwärts; denn ich bin ein starker Mann.

Vor uns lag das graue Dorf, in Regennebel gehüllt. Der dunkle Rauch aus den Schornsteinen schlug sich nieder und lag schwer über den triefenden Dächern. Sie schaute still, wortlos voraus. Da ragte am Wege ein großer Feldstein, von dem jetzt krächzend mit schwerem Flügelschlag eine Krähe aufflog.

„Bitte, wechseln Sie den Arm, es wird Ihnen zu viel!“ sagte sie da freundlich. Ich stützte sie — so stand sie ängstlich einen Augenblick da. Dann trug ich sie weiter.

„Haben Sie große Schmerzen?“

Sie nickte.

„Hier ist kein Arzt, ringsum. Darf ich Ihr Arzt sein?“ fragte ich zaghaft.

„Verstehen Sie es?“ kam mir kurz und schnell die Antwort.

„Ja! Ich habe einiges davon gelernt.“

„Dann gerne!“ sagte sie ohne Besinnen. „Ich fühle es, ich muß Hilfe haben. Mein Mann kennt nichts davon.“

Ich mag sie fester gefaßt haben.

Sie schüttelte den Kopf: „Nicht so!“

Es war wieder ein Kapitel aus dem Märchen meines Lebens.

Wir traten ins Haus. Frau Müller schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Sie helfen mir wohl ein wenig!“ bat Martha, „ich bin verunglückt und Ihr Stiefel mit mir. Es wird wohl beides wieder zurecht kommen!“

Ich bettete Martha auf dem Langstuhl in meinem Arbeitszimmer.

„Lassen Sie mich rufen,“ bat ich.

Sie reichte mir die Hand mit festem Druck: „Herzlichen Dank!“ sagte sie weich. „Wir werden uns möglichst beeilen.“

Ich ging und ordnete draußen alles an. Traumhaft war mir noch alles. So wartete ich, am Fenster stehend, bis Frau Müller erschien: „Die gnädige Frau ließe bitten!“

Da lag sie hingestreckt, eine Hand unterm Nacken, ein stilles Lächeln um den weichen Mund; das reiche, durchnäßte Haar über die Lehne des Lagers gebreitet. Sie hatte das Kleid ein wenig von dem kleinen Fuß zurückgestreift. Der feine Knöchel war rot und geschwollen. „Versuchen Sie Ihre Kunst!“ bat sie. Es klang so natürlich — es war etwas ganz Selbstverständliches. Sie biß die Zähne zusammen, wie meine Hand sie berührte. Fest griff ich zu. Frau Müller stand leise jammernd daneben.

„Ist der Fuß gebrochen?“ fragte Martha.

„Nein, nur stark gequetscht. Kalte Umschläge — und Ruhe!“

Ich legte die Kompresse auf. Sie zuckte zusammen.

„Kann ich nach Hause?“ kam es hastig über Ihre Lippen.

„Heute, in der Dunkelheit bei unseren Wegen nicht; ich lasse Ihnen hier in diesem Zimmer ein Lager machen, das Mädchen wird bei Ihnen wachen! Morgen besorge ich Ihnen ein bequemes Gefährt.“

Sie seufzte tief auf und blickte wie ratlos um sich. „Wenn mein Mann nur erst hier wäre!“ klagte sie, „er muß doch über alles bestimmen.“

„Gewiß, und nun versuchen Sie zu ruhen; Frau Müller wird die Umschläge fortwährend erneuern.“

Ich wollte gehen. Da richtete sie sich halb auf und griff schnell mit ihren beiden Händen nach meiner:

„Tausend innigen Dank! Sie kommen nachher doch mit meinem Mann hier herein? Wir können ja doch noch ganz vergnügt sein, nicht wahr?“

Mit welcher Freude sagte ich zu!

„Noch eins! Schlafen kann ich nicht. Bitte, holen Sie mir doch die kleine Visitenkartentasche aus meinem Mantel! Aber nicht aufmachen!“ drohte sie lachend mit dem Finger.

Ich brachte sie ihr. Und als ich mich in der Thür noch einmal wandte, da sah ich, daß ein merkwürdig sinnender, prüfender Blick mir folgte; ein schnell Erröten flog über ihr liebes Gesicht, als sie merkte, daß ich ihn auffing — und ich ging. Was bedeutete dieser Blick? Ich ging auf und ab, wie damals; aber es war etwas wie eine stille, fröhliche Feiertagsstimmung über mich gekommen. Und in ihr trat ich dem Amtsrichter entgegen. Es dunkelte stark, als er vorfuhr.

Es war ein verständiger, ruhiger Mann.

„Na, Gott sei Dank, wenn's nur nicht mehr ist!“ sagte er getröstet. „Hier lassen werde ich sie Ihnen wohl müssen, denn die Gefahr des Umwerfens ist in diesem gesegneten Stück Erde nie ausgeschlossen im Dunkeln. Sie haben ja Ihre Madame Müller. Höhere Gewalt! Am besten schicke ich morgen in aller Frühe den Arzt aus Wühlebüll mit einem gut ausgepolsterten Planwagen, in dem sie liegen kann. Für Unglück kann keiner. Ich muß heute noch nach Haus, morgen um acht muß ich zur Stadt aufs Landgericht. Haben sich da was Schönes eingebrockt,“ lachte er und drückte mir die Hand im Hineingehen in das Krankenzimmer.

Und es wurde wirklich ein vergnügter, ja ein beinah' ausgelassener Abend an der Chaiselongue. Martha war heiter und guter Dinge. Und während draußen das Wetter allmälich abtobte, ließen wir hell die Gläser klingen.

Die junge Frau — ihr Mann hatte das Amt des Wärters übernommen und plantschte ganz vergnügt im Eimer mit kaltem Wasser umher — ließ ihre Augen im Zimmer umhergehen. Sie hafteten auf einem Album.

„Ich möchte das 'mal sehen, Herr Assessor!“ bat sie in ihrer unwiderstehlichen Art. Sie blätterte langsam darin und gab ihr Urteil über jedes Gesicht ab, immer treffend und mit erfreulichem Humor.

„Nein!“ sagte sie zum Schluß und reichte mir das Buch zurück. „Schönheiten kommen nicht darin vor, da kann ich Ihnen etwas Besseres zeigen. Was sagen Sie dazu?“

Sie griff neben sich nach jenem Täschchen und hielt es mir aufgeschlagen hin.

„Ei du Donnerchen!“ rief ich unwillkürlich aus.

Ein entzückendes Gesicht sah mich aus dem Bilde an. Ich konnte den Blick nicht abwenden von diesen großen, tiefen, schmerzlich blickenden Augen, hinter denen es lag wie ein See von Thränen. Ein wunderlieblicher Kopf einer trauernden Madonna.

„Wer ist denn das?“ fragte ich.

„Das möchten Sie wohl wissen!“ lachte Frau Martha. „So, nun schauen Sie sich die Augen nur nicht blind an dem Angesicht meiner schönen, armen Witwe. Das Bild kam gerade heute vormittag an, und ich konnte mich so bald nicht von ihm trennen!“

„Nein, sagen Sie 'mal im Ernst, wen stellt das vor?“ fragte ich, langsam das liebliche Konterfei zurückreichend.

„Was könnte Ihnen ein Name helfen! Es ist eine entfernte Verwandte von mir, die nach jähem, kurzem Glück ebenso jäh in tiefes, ja furchtbares Leid gestürzt worden ist. Allmälich fängt sie jetzt wieder an, zum Leben zu erwachen. Arme kleine Agnes!“ sagte sie weich, noch einen Blick auf das Bild werfend, ehe sie das Täschchen schloß.

„Nun, auf das Wohl aller gebrochenen oder gequetschten Füße und Herzen!“ rief der Amtsrichter vergnügt, „aber ich muß jetzt heim! Prost, Frauchen, morgen hole ich Dich.“

„Ich fahre mit Ihnen und komme mit dem Planwagen zurück,“ sagte ich.

„Ja, so geht's ja ganz gut,“ warf Frau Martha ruhig ein; „unser Fremdenstübchen ist immer bereit. Ich liege hier wie in Abrahams Schoß! Sorge nur für den Herrn Assessor, Emil, und sorge Dich nicht um mich.“

„Es ist wohl besser so,“ meinte der Amtsrichter gemütlich, „die Welt taugt nichts. Es ist doch ein gut Ding um einen guten Freund,“ setzte er mit herzlichem Ton hinzu. „Von einem weniger vertrauten Mann wie Sie wäre solch Opfer mir peinlich; so bleibt's in der Familie!“

„So denke ich auch,“ sagte Frau Martha. „Es ist ein kluges Wort, die Erklärung der vierten Bitte: ‚Gute Freunde, getreue Nachbarn und dergleichen.‘“

So klang der Tag aus in einem vollen, klaren Accord.

Frau Müller war zuverlässig, das Mädchen wollte mit ihr in der Wache wechseln. Frau Martha war eine verständig mutige Frau, so fuhren wir in gutem Behagen ab. Mir war seit vielen Monden das Herz nicht so leicht gewesen und hatte seit langem nicht so voll und ruhig geschlagen. Das war dein Zauber, Martha, du starke, kluge, reine Frau. Ich sah ihre klaren braunen Augen so hell vor mir leuchten durch das nächtliche Dunkel, das über der Heide lag — wie verschieden doch, sie, und die Augen auf dem kleinen Bilde! Es ist aber auch ein Unterschied, ob eine an der Sonnenseite des Lebens wohnt, oder ob all ihre Fenster nach Norden schauen.

„Herr Amtsrichter, nun bekennen Sie 'mal, wer ist die Madonna, die Ihre Frau mir zeigte?“ wandte ich mich an den Schweigsamen, „es kann doch kein Geheimnis sein?“

„Morgen —“ murrte er, „bin müde, Ihr Leistenwein war zu stark —“ und ich hörte nur noch, daß er sich in der Ecke zurecht rückte. Wunderliches Spiel der Schicksalswellen. Da ruhte Martha, meine süße, erste Liebe, nun unter meinem Dach, und ihr Mann lehnte schlaftrunken neben mir wie wir hinfuhren, von ihr weg, durch die nächtliche Heide. Sie war ein Fremdling in dem Hause, da sie die Herrin hätte sein sollen, nach meinen Gedanken dereinst. — Ich schaute mit müden Augen hinaus, da oben funkelte durch die zerrissenen Wolken ein heller, blanker Stern mit freundlichem, tröstlichem Glanz nach all dem Stürmen. — Schlaftrunken lehnte auch ich mich zurück, und ein Traum nahm mich auf seine Flügel und trug mich zurück nach meinem Hause. Ich neigte mich über das Lager, auf dem Martha ruhte, wie ich sie am Nachmittag geschaut, und sie blickte lächelnd zu mir auf — aber nein, es war nicht Martha mehr: Agnes! Todestraurig sah sie mich an, und ich hielt ihre Hand und fragte: „Soll ich Ihr Arzt sein?“ — „Verstehen Sie das, ein gebrochenes Herz zu heilen?“ kam es von ihren Lippen. „Ich kann es, ich bin stark!“ — „Dann — ja!“ kam leise die Antwort, und ich neigte mich tiefer über Agnes und drückte meinen Mund auf ihren.

„Himmeldonnerwetter!“ hörte ich da neben mir fluchen — und im selbigen Augenblicke schlug der Wagen um und wir lagen zum scheußlichen Klumpen geballt über einander. Mir that die Stirn weh und ich merkte, daß mir das Blut übers Gesicht lief. Sonst war der Schaden nicht groß, nur daß der Doktor mir nachher noch in der Nacht in Wühlebüll einen Hautlappen annähen, und ich nachher drei Tage lang zu Hause bleiben mußte.

„Da hätte bloß Martha mit dabei sein müssen!“ lachte der Amtsrichter, als wir nach halbstündigem, nicht sehr reinlichem Aufenthalt weiter fuhren, „das hätte doch sehr böse werden können. Nun sind Sie, armes Opferlamm, dem Verhängnis zur Beute gefallen. Ehrliche Wunde im Frauendienst geholt, solche Art Blutsbrüderschaft zwischen uns —“

Er drückte mir kräftig die Hand.

„Wirklich schandbar,“ gab ich zurück, „mir träumte gerade so schön — raten Sie, von wem?“

„Da lassen Sie mir ein weites Gebiet auf, nun?“

„Von Madonna Agnes —“

Er lachte. „Nun, das erzählen Sie meiner Frau, das wird ihr Spaß machen. Aber da rasseln wir, Gott sei Dank, auf das Pflaster von Wühlebüll. Das war eine Fahrt mit Hindernissen.“

*

Als ich am nächsten Morgen um zehn Uhr mit dem Planwagen des Müllers und dem alten Doktor ankam, war mein Wiedersehen mit Martha nur kurz.

„Also um mich verwundet,“ sagte sie herzlich, „wir sind sehr in Ihrer Schuld!“

Ich wäre gern als Geleitsmann neben dem Wagen geritten, aber ich konnte nicht, mein Kopf that mir zu weh. Als wir sie hinaufhoben und

Digitized by Google

bequem in viel Stroh und Betten zurechtlegten, entfiel ihr das Täschchen mit dem Bild. Da lag es auf dem nassen Pflaster, das rührend schöne Gesicht nach oben. Ich hob es auf, den Blick fest darauf geheftet, doch da lag noch etwas daneben. Ich stutzte und wurde rot bis in die Stirn: es war mein, Marthas Handschuh, jenes Heiligtum, das ich so treu bewahrt, mit der Jahreszahl 1874 und ihrem Namen darin — und wie ich ihr beides stumm reichte, da übergoß Purpurglut auch ihr Gesicht.

„Sobald Sie können, besuchen Sie uns!“ sagte sie hastig flüsternd, „bitte!“ Ich verneigte mich. Meine Zunge war gebunden. Sie reichte mir die Hand. So fest hatte sie die meine noch nicht gedrückt. Was sollte das alles?

Da rollte der Wagen hin.

Ich ging mit fieberheißem Kopf in mein Zimmer. Da war alles, wie es gewesen war. Nur fehlte in meiner offen auf dem Schreibtisch daliegenden Brieftasche jener Handschuh. Ich hatte sie gestern, als ich hinausging, um das durchnäßte Zeug zu wechseln, achtlos in meiner Aufregung so auf den Tisch geworfen. Dessen entsann ich mich. O, Martha, Martha! Weshalb nahmst du mir auch das?

Heut ist der dritte Tag nach meiner Verwundung. Ich fühle mich merkwürdig matt. Habe noch nicht zu Pferd steigen können. Wie mag's in Wühlebüll aussehen?

„Sobald Sie können, besuchen Sie uns!“ Ja, ich kann aber nicht!

*

Gestern morgen kam ein Brief von Martha. Mein Herz schlug hoch auf und gleichzeitig überkam mich etwas wie ein geheimes Grausen, als ich die wenigen Zeilen las: „Mein Freund!“ So hatte sie mich noch nie angeredet. „Wenn es Ihnen irgend möglich ist, kommen Sie heute nachmittag um die Kaffeezeit zu mir hinüber, ich muß Sie sprechen! Martha Gollnow.“

„Heute nachmittag!“ Ich wußte, daß Gollnow auf zwei Tage zu einer Konferenz verreist war. Was sollte das? Tausend verworrene Gedankenfäden kreuzten sich in meinem Gehirn. Daß ich hin mußte, das stand fest wie die Alpen. Noch trug ich den Kopf verbunden. Aber wenn Martha mich rief: „Mein Freund!“ dann wäre ich geritten, und hätte ich durch feindliche Schwadronen brechen müssen.

Ich ritt langsam. Ich mußte es wohl. Sonst wäre ich im Carrière hingestürmt. Ungestümer als je schlug mein armes Herz, und wie mir die weißen Giebelmauern des Amtsgerichts im Sonnenschein entgegenleuchteten von fern, da fühlte ich, wie mir das Blut in den Schläfen pochte. Heute erfüllte sich mein Geschick dort, das wußte ich. In dem Gefühl stieg ich vom Pferd vor der Thür.

Das Mädchen erschien oben auf der kleinen Freitreppe: „Gnädige Frau ließen gleich bitten! Hier, in ihrem Zimmer!“

Sie öffnete die Thür: da lag Martha, lieblich und blühend wie immer, und streckte mir die Hand entgegen: „Seien Sie mir herzlich willkommen!“

„Soll das Pferd abgesattelt werden?“ fragte das Mädchen.

„Nein, so lange darf ich Sie wohl nicht aufhalten, nicht wahr, mein Mann ist verreist,“ sagte Martha in ihrer natürlichen, unbefangenen Art und winkte dem Mädchen ab.

Wir waren allein. Auf dem Tischchen vor ihrem Sofa stand in kleinem Goldrahmen das rührend schöne Bild von Madonna Agnes.

„So, nun schieben Sie sich den Lehnstuhl hier zum Sofa her!“ bat sie, „Sie sind noch leidend. Machen Sie es sich recht bequem. Und nun zur Sache.“

Sie sprach etwas hastig und ihre Finger spielten mit dem Taschentuch, bald es zusammenballend, bald es entfaltend. Plötzlich sah sie mich, der ich schweigend des Kommenden wartete, mit vollem Augenaufschlag an.

„Gerhard!“ sagte sie leise und hielt mir ihre Hand hin, „wenn ich nicht so grenzenloses Vertrauen zu Ihnen hätte, würde ich Sie heute nicht gerufen haben. Kann ich als Freundin zum Freund sprechen? Mit grenzenloser Offenheit?“

Ich hielt ihre Hand: „Ja!“ In dem kleinen Ofenkamin knisterte loderndes Kienfeuer. Ab und zu sprang ein Funken ab und verschwand in kleinem Bogen.

„Gut! — Also!“ Einen Augenblick legte sie die feinen Finger an die Stirn, dann begann sie und ihr Blick wich nicht von meinem Gesicht:

„Es muß ganz klar zwischen uns werden! Sie haben die alten Tage noch immer nicht vergessen. Ich kenne den ganzen Kampf, den Sie kämpfen. Der Kampf muß aufhören. Sie verzehren Ihre beste Kraft darin, einem Schatten nachzujagen, denn Sie kennen mich gut genug, um zu wissen, daß ich meinem Mann nicht untreu werde. Erschrecken Sie nicht, ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich mit grenzenloser Offenheit zu Ihnen sprechen will. Das gehört alles dazu. Ich ziehe wohl zum erstenmal mit solchem Wort den Schleier fort, der Ihnen bis dahin Ihr Denken verhüllte. Und dennoch habe ich auch an mich gedacht, als ich Sie bat, zu kommen. Wie dieser Kampf mit allem, was Pflicht heißt, Ihnen die Ruhe genommen, so könnte er sie mir auch nehmen. Ich könnte allmälich zu oft daran denken müssen, wie nah' wir uns gestanden, und dann? Ja, auch das muß ich Ihnen sagen, Gerhard, Sie sollen ganz klar in meinem Herzen sehen, wenn die Gefahr solchen inneren Streites für mich nicht da wäre, ich spräche von keiner Niederlage! Dann könnte ich von mir aus die Sache ja ruhen lassen. Aber Sie sollen das ganze Kampffeld kennen auf beiden Seiten.

„Und noch eins. Sie wissen, wie mein Mann mir von ganzer Seele vertraut — und Ihnen auch. Ich habe Ihnen beiden bei meinem Unfall neulich tief in die Seele geschaut. Glauben Sie nicht, daß sein und mein Lebensglück zerstört wäre, wenn er ahnte, daß zwischen uns Beziehungen bestanden haben, und in sofern noch bestehen, daß Sie noch jetzt Mitwisser eines ihm verborgenen Geheimnisses sind, das uns alle drei so unmittelbar angeht?“

Sie richtete sich lebhaft auf dem Arm auf. Draußen fuhr der Wind in einzelnen schwachen Stößen sausend und pfeifend durch die Dorfstraße.

„Weiter, Frau Martha!“ sagte ich. In mir war's merkwürdig still geworden. Und während Martha redete, haftete mein Blick starr auf dem Bilde in dem goldenen Rahmen.

„Sie werden fragen, warum ich ihn nicht von vornherein eingeweiht. Aber glauben Sie, daß es einem jungen Mädchen leicht fällt, ungefragt mit solchen Bekenntnissen vorzugehen? Und sollte ich ihm jetzt nach vierjähriger Ehe plötzlich offenbaren: Mit dem Mann, den ich heute getroffen, bin ich vertraut gewesen? Oder hätte ich Sie da auf dem Hünengrab zurückweisen sollen? Ihnen kalt und schroff die Hand entziehen und so die Gefahr fliehen? Ja, das hätte ich gesollt, Gerhard!“ rief sie erregt, „und darin habe ich gefehlt, daß ich nicht im Moment des überraschendsten Wiedersehens kaltherzig genug war, wie ich damals vor Jahren darin fehlte, daß ich Ihnen den Handschuh ließ und die Rose hinabwarf. Wohl dem, der hart und kühl sein Herz und seine Gedanken allerwege beherrscht. Mir ward's nicht gegeben und mein Herz lief damals wieder einmal mit mir davon. Aber untreu — nein, das wollte ich nicht werden. Und ich will's auch jetzt nicht, bei Gott nicht!

„Und noch eins. Warum ich die andere Schuld auf mich lud, Ihnen heimlich den Handschuh zu entwenden? Hätte ich das nicht gethan und hätten Sie es nicht so schnell entdeckt, wer weiß, ob es dann doch zu dieser Aussprache zwischen uns gekommen wäre! Aber so ließ mir Scham und Angst keine Wahl, und das war gut. Glauben Sie mir, ich habe böse Tage verlebt! Ich nahm ihn — es wird mir nicht leicht, das alles, alles zu gestehen, glauben Sie mir das! — ich nahm ihn, wie ich ihn, tief erschrocken, da offen zu Tage liegen sah, damit er nicht in andere Hände fiele; um — was helfen alle Beschönigungen! — um ein Beweismittel gegen mich aus der Welt zu schaffen. Wenn nun mein Mann, der dicht an Ihrem Schreibtisch saß, ihn gefunden hätte, halb hervorragend aus der aufgesprungenen Tasche? Den Handschuh, mit meinem Mädchennamen darin? Er brauchte nur die Hand auszustrecken und ihn spielend zu fassen — graust es Ihnen nicht vor der Stunde? So kam aus einem Unrecht das andere, aber mein Trost ist, ich habe nicht das Böse, sondern das Gute und den Frieden gewollt. Und nun sollen Sie mir helfen, alles zu enden, was mich quält. Sie sollen mich vergessen, aus den Augen lassen, ich muß und will Ihnen eine Frau sein, an die Ihr Herz keinerlei Anspruch macht — tragen Sie mein Geheimnis mit mir weiter, aber leiten Sie keine Rechte daraus ab, lassen Sie mir meinen Frieden und mein bißchen Glück, Gerhard!“ flehte sie und hob die Hände gegen mich, „mehr kann eine Frau nicht thun gegen einen Mann, als wie ich an Vertrauen Ihnen gegeben. Das thut man nur einem Manne gegenüber, von dem man sehr viel hält. Andere jagt man davon!“

Es glänzten zwei helle Thränen in ihren Augen. Ich stand vor ihr. Es war eine wunderbare Ruhe und Kraft über mich gekommen. Der ganze Stolz, solcher Ehre gewürdigt zu sein, wachte in meiner Seele auf, aber auch die kalte Furcht, dies Frauenherz jemals zu verlieren.

Sie sah wie demütig zu mir auf.

„Frau Martha, haben Sie guten Mut,“ sagte ich mit klarer Stimme, „Sie haben mich wundersam geheilt, nun gehe ich in Frieden von Ihnen —“

„Nicht für immer! Sie kommen wieder, ja?“ bat sie mit innigem Ton. „Das Ideal, das Sie mit meinem Namen verbunden, wird jetzt schnell erblassen. Sie haben nun eine Frau kennen gelernt wie andere, eine Frau ganz von Fleisch und Blut, mit vielen Mängeln und nicht ohne Schuld; nun kann ich ruhig die Zeit walten lassen, wenn Sie mir noch zweierlei versprechen.

„Ihnen?“ rief ich, „alles, so mir Gott helfe!“

„Das war ein Eid!“ rief sie erschreckt, „ich nehme ihn nicht an! Die zwei Dinge, um die ich Sie bitten wollte, uns beiden zu gut, das waren: ‚Reisen Sie jetzt auf Urlaub‘, Sie sind krank und draußen ist kaum etwas für Sie zu thun, und das andere: ‚Heiraten Sie!‘“

„Ich thue beides!“

„Nicht zu schnell versprechen!“ sagte sie mit mildem Lächeln.

„Meinen Urlaub reiche ich morgen ein!“

„Wohin gehen Sie?“

„Nach Berlin!“

„Nach Berlin? Nehmen Sie einen Gruß mit.“

„Schicken Sie mich doch bis ans Ende der Welt!“

„Nein, nur bis in die Göbenstraße!“

„Wann darf ich mir die Adresse holen?“

„Uebermorgen!“

„Jetzt auch von mir eine Bitte: wer ist diese Dame hier im Rahmen?“

Sie lächelte: „Das geht Sie gar nichts an!“

„Ich bescheide mich! Nun Ihre Hand zum Abschied!“

„Nein, erst klingeln Sie, daß uns das Mädchen den Kaffee bringt, zu dem ich Sie eingeladen!“

„Ich möchte jetzt reiten. Uebermorgen trinken wir zusammen Kaffee!“

„Uebermorgen kann ich wieder gehen!“

„Mich haben Sie vom Boden aufgehoben, auf dem ich zu ihren Knieen lag. Nun stehe ich aufrecht, und Gott lohne es Ihnen!“

„Und Sie geleite er! Adieu!“

Ich neigte mich auf ihre Hand und ging. Meinen Urlaub habe ich eingereicht. (Fortsetzung folgt.)

Verhaltene Glut.

Der Hekla mit der Kraterbrust
Schürt langsam seine Flammen.
Doch rührt sich seine Schaffenslust,
Wird Unheil ihr entflammen.

Auf sprühen Funken pfeilgeschwind,
Glutgarben, Himmelslohe,
Es bläst der Wind, es nährt der Wind
Mit bösem Hauch die Lohe.

In finsterer, in schwerer Nacht,
Wenn rings die Stürme heulen,
Da tauchen aus dem tiefen Schacht
Die roten Feuersäulen.

Dem Berg entquillt ein Schlackenmeer
Und legt die düsteren Bände
Auf grüne Saat und Thäler schwer,
Auf blühende Gelände.

Das Firmament erglüht wie Blut
Vom Wiederschein der Flammen,
Und die so lang verhaltene Glut
Brennt alles Glück zusammen.

Helene Freiin v. Thüngen.

by Google

Transsaharabahn. Durch die weiten Steppengebiete der Aurès führt sie allmählich in immer unfruchtbarere, wildere Gegend. An den weiten Salzseen (Chotts) mit ihren tausenden und abertausenden von Flamingos, an zahlreichen, malerisch aussehenden Karawanen von vielen Kamelen und hunderten von Schafen, an den romantisch genug erscheinenden Zeltlagern nomadisierender Beduinen vorüber, steigen wir von der Höhe des Atlas herab. Es ist, als ob die Natur mit Absicht dem Reisenden eine große Ueberraschung bereiten wollte. Immer wilder, unwirtlicher, steiniger und zerrissener wird die Landschaft. Die nackten Felsmassen der Gebirge treten wieder dicht heran und zwingen die Bahn oft zu weiten Bögen. Rotbraun ist der Boden, hellrotbraun der Fels, hellrotbraun hier und da ein Fleck dürftiger Heide, hellrotbraun alles, was man erblickt. Nun verengt sich das Thal zusehends, und schließlich erscheint es, als ob die so schroff wie nur denkbar zerrissenen Felswände, deren zackige Umrisse sich scharf von dem azurblauen, wolkenlosen Himmel abheben, vollständig den Weg versperrten. Ein kurzer Tunnel führt hindurch und plötzlich stehen wir im: „Foum es Sahara“.

Foum es Sahara, der Mund der Wüste! Ja, er ist es! Hier beginnt eine andere Welt. Dort hinten dehnt es sich öde, kahl, eben aus bis zu den noch 30 Kilometer entfernten, in dieser trockenen, klaren Luft jedoch ganz deutlich erscheinenden nackten Felsbergen der Djebel Kteuf und Djebel Bu Rezal. Hier aber vor uns blicken wir auf einen Zauberhain, auf die dunkle Masse des etwa achtzehntausend Palmen umfassenden Waldes von El Kantara, auf die erste Oase. Im Laufe von zwei Minuten, man kann sagen mit einem Schlage, ist man plötzlich in eine andere Welt, in die Märchenwelt der Palmen, in das geheimnisvolle Reich der Wüste versetzt. Mit Bedauern trennt man sich von dem Zauberbilde, das all die schönen und schaurigen Erzählungen, die man in der Jugend von der Wüste gehört, wieder wach gerufen hat. Der Zug rast weiter. Wüst, öde genug ist das Gelände. Dicht neben der durch künstliche Bewässerung erzeugten Tropenlandschaft der Oase der denkbar sterilste Boden — die Wüste. Nach einer Stunde durchfährt man die vorher erblickten Berge beim Col de Spha. Wieder ein wahrhaft unvergleichlicher Anblick! Uneingeschränkt durch Berge, unübersehbar, endlos liegt die eigentliche Wüste, die Sahara, selbst vor uns. Das ist das weite, ewige Meer, aber ein Meer von Sand und Stein und Lehm und — Schweigen.

Und doch lebt es dort. Biskra, die mächtige Oase mit ihren einmalhundertundfünfzigtausend Palmen, taucht auf. Nach ihr streben lange Karawanen von hunderten von Kamelen und deren Treibern und schleppen die Schätze der Wüste und deren Oasen herbei. Schnell ist auch unser Zug dort angelangt. Wir treten in den Ort, den entzückende, sorgsam bewässerte Anlagen begrenzen. Welch herrlicher, balsamischer, paradiesischer Duft umfängt uns! Blühende Mimosen, Tamarinden, Glycinien, Bugarien und so weiter vereinen sich, Auge und Nase zugleich zu berauschen. Dazu lassen Singvögel ihre munteren Weisen erschallen, kühler Schatten und feuchte Lüfte bringen Erquickung, und die bunten Gestalten malerischer Araber und Neger oder französischer Spahis und Zuaven fesseln unsere Aufmerksamkeit. Man könnte sich in einer Stadt Harun al Raschids wähnen, alles um uns erscheint wie aus „Tausend und eine Nacht“.

Was eröffnet uns wohl die Transsaharabahn noch? Hoffentlich die innersten Geheimnisse der Wüste, hoffentlich die Schätze der Lande um den Tschadsee, hoffentlich einen friedlichen Wetteifer Frankreichs, Englands und Deutschlands zur Bekämpfung der Sklaverei, zur Kultivierung Mittelafrikas, zur Vollbringung eines menschenwürdigen und menschenfreundlichen großen Werkes.

Cantero.

Ein Zirkus unter Wasser.

(Hierzu das Bild Seite 161.)

Neues erstrebt rastlos der menschliche Geist — nicht allein auf dem Gebiete ernsten Schaffens, sondern ebenso und wohl noch mehr im heiteren Reich des Vergnügens. Längst hat sich der erfinderische Witz derer, denen die Unterhaltung der anderen Lebensaufgabe ist, an Erde, Feuer und Luft erprobt — nun ward auch noch das Wasser dienstbar gemacht, und siehe da, das vierte Element erwies sich dem Humor als das dankbarste Gebiet von allen. Denn fast in jeder größeren Manège von ganz Europa erzielt zur Zeit die närrische Pantomime „Zirkus unter Wasser“ mit ihrem im wahren Sinne des Wortes sprudelnden Humore volle Häuser und heitere Gesichter. Wer müßte auch nicht lachen bei diesem tollen Wechsel lustiger Bilder, von denen der Stift unseres Künstlers einzelne aus dem fröhlichen Ganzen herausgegriffen hat! Schon die Vorbereitungen zu diesem Schauspiel bringen ein ungewohntes Leben in die Arena. Reitknechte, Stallmeister und Clown schleppen einträchtig dicke Eisenwandungen herbei, welche sich rasch in einander fügen und ein die Manège gegen den Zuschauerraum abschließendes Becken bilden. Dann rollt ein mächtiger Koloß von Gummituch einher, der nicht ohne Mühe und heitere Zwischenfälle aus einander gezerrt wird und sich zum undurchdringlichen „Meeresgrunde“ ausweitet, so daß bald, nachdem auch noch ein liebliches Ufer aus Leinwandfelsen gebildet ist, das fertige Becken der Fluten harrt, die da kommen sollen. Vorher aber noch senkt sich eine elegante Stahlbrücke aus der Luft herab, wo sie geschwisterlich mit Strickleiter und Trapez zusammenwohnte, und unter dem Orchester hervor wölbt sich im Bogen zum Bassin hernieder ein grünes Stufenbett für den Wasserfall.

Da kracht plötzlich ein Schuß! Aber schon erstirbt der schwache Schreckruf, den hier und dort eine nervöse Dame ausstieß, in dem mächtig durch den ganzen Zirkus brausenden Jubel, womit die Zuschauer die hereinstürmende Flut begrüßen. 's ist aber auch ein herrliches Bild, wie die Wasserwogen in wechselnder Farbenpracht der jäh aufflammenden elektrischen Sonne tosend, zischend, sich drängend und überstürzend lustig herniedersprudeln in das weite Becken, bald wie ein blendender Goldstrom, bald tiefgrün wie im Mondenstrahl einer Sommernacht, bald wieder flüssigen Rubinen gleich in leuchtendem Rot. Da mit einemmal schnattert es durch die Luft, und eine donnernde Lachsalve folgt. Von der sicheren Hand eines Clown geschleudert, fliegt eine Ente in den steigenden See herunter, eine zweite, dritte, vierte folgt, und schnell findet sich das kleine Völkchen zurecht und kämpft munter in Keilform gegen die schaukelnde Flut. Endlich hat sich das Becken gefüllt. Wieder ein Schuß, und der Wassersturz versiegt. Aber da kommt schon neues Leben auf die Scene. Es nahen kleine, zierliche Boote, mit schmucken Dämchen besetzt; ein flottes Balletcorps führt auf der Brücke einen graziösen Rudertanz auf, Spaziergänger lustwandeln her und hin, endlich kommt auch der gravitätische Lord mit der Angel, und noch nicht lange fischt er, da hängt ihm bereits ein mächtiges Ungetüm am Haken, welches zappelnd und um sich schlagend denen unten im Kahn viel zu schaffen macht. Doch, was ertönt da für ein wüstes Geschrei? Ein paar verdächtige Gestalten, Strolche erster Güte, besteigen die Brücke. Schnell haben sie ihre Hände in fremden Taschen. Wer's nicht duldet, dem tanzt ihr Stock auf dem Rücken. Patsch — fliegt einem der Hut ins Wasser, dann ein kurzes Ringen, und unter erschütterndem Gelächter der Zuschauer werfen die beiden Spitzbuben eine würdige Dame in die aufbrausende Flut. Zu einem unförmigen Gummimonstrum aufgeblasen, springt mit niedlichen Beinchen ein Polizist auf die Brücke — aber, o weh! die Strolche rempeln ihn an und — wups — liegt er mit mächtigem Platsch im Wasser. Nun giebt es kein Halten mehr. Wer noch auf der Brücke steht, muß hinunter, die Boote kippen um, und alles schwimmt, plätschert und wimmelt durcheinander, während sich die Unheilstifter gar auf den Polizisten setzen, der wie eine riesige Tonne auf der Flut dahintreibt. Das Publikum weint vor Lachen über das unbeschreiblich närrische Getriebe, und eine plötzlich aus der Bühnenmitte aufsteigende Fontaine im Verein mit prächtigem Feuerwerk, das ringsherum emporsprüht, bildet die farbenbunte Schlußapotheose des fröhlichen Wasserulks.

Wilhelm Herbert.

Notizblätter.

Bühne.

Das königliche Hoftheater in München brachte von Hermann von Lingg eine dramatisierte Scene aus der Edda, betitelt „Högnis letzte Heerfahrt“ zur Aufführung, die vom Publikum mit der dem berühmten Dichter gebührenden Achtung aufgenommen wurde.

Nachdem das Stuttgarter Hoftheater, das während der ersten Zeit der Hof- und Landestrauer um den verewigten König Karl geschlossen blieb, seine Pforten wieder geöffnet hat, erledigte Friedrich Mitterwurzer daselbst ein erfolgreiches Gastspiel und sicherte bei dieser Gelegenheit unter anderem zwei für dort neuen Einaktern: „Dieterlein“ von Alfred Klaar und „Fortsetzung folgt“, nach dem Englischen des W. S. Gilbert frei bearbeitet von Hans Merry, eine freundliche Aufnahme.

Mit gutem Erfolge wurde im Lübecker Stadttheater die Oper „Vendetta“ von Alexander von Fielitz zum erstenmal aufgeführt. Der Komponist, der auf dem Standpunkt des von Wagner begründeten modernen Musikdramas steht, ist ein originelles Talent und seine Oper das ernste Werk einer reichen Individualität.

Kultur und Wissenschaft.

Eine große Anzahl namhafter Männer aus fast allen Staaten Europas und aus Nordamerika haben einen Aufruf erlassen, um die Feier der dreihundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages von Johann Amos Comenius am 28. März 1892 in würdiger Weise zu begehen. Zugleich ist beschlossen worden, als dauerndes Erinnerungszeichen unter dem Namen Comeniusgesellschaft eine Gesellschaft ins Leben zu rufen, welche bezweckt, das Verständnis des großen Mannes in seiner Bedeutung als Philosoph, Gottesgelehrter und Schulmann nicht bloß den Gelehrten, sondern dem gegenwärtigen Geschlecht überhaupt durch Schrift und Rede zu erschließen. Alles Nähere enthält der Aufruf, welcher durch den einstweiligen Bevollmächtigten, Herrn Archivrat Dr. Ludwig Keller in Münster in Westfalen, zu beziehen ist. Damit die Kosten der beabsichtigten Feier und der einzurichtenden Gesellschaft bestritten werden können, wird gebeten, schon jetzt Beiträge zu zeichnen und dieselben unter Beifügung der näheren Bestimmungen an das Bankhaus Molenaar & Comp. in Berlin C. zu richten.

Eine glänzende Vereinigung des Nützlichen mit dem Schönen werden in Zukunft die weltberühmten Fälle des Anio bei Tivoli darstellen. Während ihre Wassermassen sich den Tag über noch wie vor ungehemmt über die malerischen Gebirgshänge ergießen, werden sie mit eintretender Dunkelheit über ein gewaltiges elektrisches Betriebswerk geleitet, das die 40 Kilometer entfernte ewige Stadt in großartigster Weise mit Licht zu versehen bestimmt ist.

In der Pariser Akademie der Wissenschaften zeigte der Chemiker Berthelot seinen Kollegen eine Probe schöner Muster eines neuen Silbers, welches man für Gold halten könnte. Dieses gelbe Silber wurde von Herrn Carey durch die Behandlung von Silbersalzen mit Eisencitrat erzielt. Man verspricht sich davon viel für ein neues Vergoldungsverfahren.

Das britische Museum hat weitere griechische Texte veröffentlicht, die auf den jüngst der Bibliothek einverleibten Papyri entdeckt worden sind. Der vorliegende Band enthält im ganzen zehn Handschriften klassischer Autoren. Sieben davon geben Teile schon bekannter Werke, der Ilias, des dritten Briefes des Demosthenes und der Rede des Isokrates über den Frieden. Das Hauptinteresse wird sich an die drei neuen Werke knüpfen, die nach tausendjähriger Vergessenheit jetzt zum erstenmal der modernen Welt vorgelegt werden. Ihrer zwei tragen den Namen von Autoren, die unseren Fachleuten ziemlich bekannt sind: des großen athenischen Redners Hypereides und des alexandrinischen Grammatikers Tryphon. Was aber die wissenschaftliche Welt am meisten beschäftigen dürfte, sind die Gedichte des alexandrinischen Dichters Herodas oder Herondas, von dem bis jetzt nur zehn Verse bekannt waren. Die Herondashandschrift zählt 700 Zeilen, die sieben verschiedene Gedichte bilden. Sie lassen sich am besten als dramatische Idyllen bezeichnen und behandeln Gegenstände des alltäglichen Lebens. Eines heißt beispielsweise „Der Heiratsvermittler“, ein anderes „Der Schulmeister“, ein drittes „Ein Besuch beim Aeskulap“. Der dichterische Wert dieser Erzeugnisse ist nicht groß, aber für den Altertumsforscher sind sie sehr wertvoll, weil sie als Gattung einzig in der griechischen Literatur dastehen und von der Versart, in der sie geschrieben sind, sonst gar keine weiteren Muster auf uns gekommen sind.

Das Musterhaus für kleine Leute, welches die Berliner Baugesellschaft „Eigenhaus“ auf reichsfiskalischem Boden gegenüber dem neuen Reichstagsbau errichtet hat, wurde vom Kaiser Wilhelm eingehend besichtigt. Der Kaufpreis eines solchen Hauses beträgt mit Einschluß der auf 800 Mark veranschlagten Möbeleinrichtung 3750 Mark, der jährliche Mietpreis von 280 Mark schließt eine mehrprozentige Amortisation ein, so daß der Mieter nach einer bestimmten Frist Eigentümer wird. Zwei solcher Musterhäuser, die der Kaiser selbst zu besitzen gedenkt, sollen auf seine Rechnung aufgestellt werden.

Die letzte Erfindung Edisons, wovon die Kunde nach England gedrungen ist, bildet ein elektrischer Perkussionsbohrer. Derselbe bohrt binnen einer Minute ein 3 Zoll tiefes Loch in den härtesten Granit. Die dabei benötigte Kraft ist gering und kann von jeder Dynamomaschine geliefert werden. Die Bergwerksingenieure sagen, daß diese Erfindung eine Umwälzung im Bergwerksbetriebe hervorbringen werde.

Natur.

Ein untergegangener Eichenwald wurde in Schweden im Kirchspiel Vaxunda bei Trockenlegung eines Moores entdeckt. Sein Areal umfaßt etwa einen Hektar. Die gewaltigen Stämme, von denen einige freigelegte eine Länge von 18 Meter besitzen, liegen ziemlich dicht bei einander und einige nahe unter der Oberfläche. Das Holz ist mit der Oberseite an den flachliegenden Stämmen wohl erhalten und hat eine sehr dunkle blauschwarze Farbe.

Im mittelländischen Meer, zwischen Sizilien und der afrikanischen Küste, in der Nähe der Insel Pantellaria, hat sich ein merkwürdiges Naturereignis abgespielt: Es hat sich nämlich infolge der Thätigkeit eines submarinen Vulkans eine neue Insel aus dem Meeresgrund erhoben. Dieser Vorgang ist eine Wiederholung ganz analoger Fälle, die in jener Meeresgegend schon früher beobachtet worden sind. Im Juli 1831 hob sich bei einem vulkanischen Ausbruch zwischen Pantellaria und der Küste Siziliens eine neue Insel im Umfange von ungefähr 10 Kilometer aus dem Meer empor, die von den Sizilianern Ferdinandea genannt wurde, aber schon nach kurzer Zeit verlor sie sich in den Fluten.

Ein Wasserfall, der sogar den Niagara um vieles an Größe übertrifft, soll in Labrador entdeckt worden sein. Die Herren Bryant und Kenaston, Amerikaner, berichten, sie wären dem Laufe des Flusses, der in das Hamilton Inlet fällt, 400 Kilometer aufwärts gefolgt und wären dann auf ganz unvergleichlich gewaltige Wasserfälle gestoßen. Ihre Höhe beträgt 95 Meter; mit drei Stromschnellen über den Fällen aber 150 Meter. Eine ungeheure Wassermasse, 60 Meter breit, stürzt über den Granitrand und das Donnern der Gewässer ist 40 Kilometer weit hörbar. Die Umgegend der Fälle ist wunderschön.

Gesundheitspflege.

Unter der großen Zahl der heute im Gebrauch befindlichen Heilmittel giebt es verhältnismäßig nur wenige, welche lange Zeit hindurch ihren Ruf als Sondermittel gegen gewisse Krankheiten behaupteten. Zu dieser bevorzugten Klasse gehören die zum Teil schon seit Jahrhunderten zu Bädern und Trinkkuren benützten natürlichen Mineralwässer. Nachdem es durch fortwährend verbesserte Füllvorrichtungen endlich gelungen war, dieselben in Glasflaschen jahrelang ohne Schädigung ihrer Eigenschaften aufzubewahren, hat denn auch der Mineralwasserversand einen nie geahnten Aufschwung genommen. Nur begüterte Kranke konnten sich früher die Wohlthat einer Mineralwasserkur durch kostspielige und dabei noch viel Zeit raubende Badereisen erlauben; heute dagegen ist es fast jedermann ermöglicht, zu Hause, ohne Berufsstörung die ihm vom Arzte verordnete Trinkkur durchzuführen. Von deutschen Quellen, welche ausschließlich medizinischen Zwecken dienen, sind an erster Stelle zu nennen die Quellen von Ems, Friedrichshall, Kissingen, die Kronenquelle in Salzbrunn und die Wildunger Quellen, deren Versand sich bis auf mehrere Millionen Flaschen jährlich beziffert. Bemerkenswert ist, daß die jüngste der genannten Quellen, die Kronenquelle, welche erst seit dem Jahre 1881 verschickt wird, im vergangenen Jahre schon einen Versand von ungefähr einer Million Flaschen aufzuweisen hatte. Diesen geradezu einzig dastehenden Erfolg verdankt die Kronenquelle wohl zumeist ihrer Haltbarkeit, sowie dem Umstande, daß sie vornehmlich eine der verbreitetsten und gefürchtetsten Krankheiten — die Gicht — mit Erfolg bekämpft.

Denkmäler.

In Warmbrunn in Schlesien ist für die Kaiser Wilhelm und Friedrich ein gemeinsames Denkmal errichtet worden.

Zu Melk in Oesterreich wurde auf direkte Veranlassung des Zaren ein Denkmal auf dem Grabe russischer Krieger enthüllt, die dort im Jahre 1805 den Tod gefunden haben.

John Bright, dem großen Volksmanne, Freihändler und Redner, wurde in Manchester vor dem Rathaus ein Denkmal gesetzt. Die aus sizilianischem Marmor gemeißelte Statue ist ein

Digitized by Google

Werk des Bildhauers Bruce Joy und stellt Bright im Alter von sechzig Jahren dar. Die bekannten Züge sind außerordentlich gut getroffen. Bruce Joy hat schon vor einigen Jahren eine Statue Brights für Birmingham geschaffen, und sein neues Werk übertrifft den früheren in mehr als einer Beziehung.

In Chicago wurde ein Reiterdenkmal des Generals Grant enthüllt.

Aus Anlaß der Notiz auf unserer Seite 19, betreffend die unlängst erfolgte Enthüllung des Flensburger Kaiser Wilhelm-Denkmals, werden wir von geschätzter Seite darauf aufmerksam gemacht, daß die von uns adoptierte, vielfach verbreitete Annahme, es sei dies das nördlichste Monument für den großen Kaiser innerhalb Deutschlands, nicht stichhaltig ist. Vielmehr wurde schon vor mehr als Jahresfrist in Hadersleben, der in der That nördlichsten Stadt des deutschen Reiches, ein Denkmal für Kaiser Wilhelm enthüllt, bestehend in einem überlebensgroßen Bronzestandbild auf hohem Granitsockel.

Gestorben.

Barabino, Nicolo, berühmter italienischer Maler, 60 Jahre alt, am 19. Oktober, in Sampierdarena bei Genua.

Beckett, A. Gilbert, einer der humoristischen Redakteure des „Punch" und fruchtbarer Theaterdichter, 51 Jahre alt, am 17. Oktober, in London.

Bischof, v., Karl, Dr., k. bayr. Geheimerat, früher Ministerialrat im Finanzministerium, am 15. Oktober, in München.

Druffel, v., August, Dr., Professor der Geschichte an der Universität München, 60 Jahre alt, am 23. Oktober, in München.

Fleischl von Marxow, Ernst, Dr., Prof. der Physiologie an der Universität Wien, 45 Jahre alt, am 22. Oktober, in Wien.

Grützel, Josef, Mitglied der kaiserl. Hofkapelle, geschätzter Geiger, am 12. Oktober, in Wien.

Humbracht, v., Malwine, Pseudonym Luise Ernesti, bekannte Romanschriftstellerin, am 22. Oktober, in Bad Nauheim.

Humperdinck, Ludwig, k. preuß. Geh. Oberregierungsrat, vortragender Rat im Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, 45 Jahre alt, am 13. Oktober, in Berlin.

Karlon, Johann, Prälat, Hauptredakteur des klerikalen „Grazer Volksblattes", 67 Jahre alt, am 15. Oktober, in Graz.

Labrouste, bedeutender franz. Architekt, 76 Jahre alt, am 4. Oktober, im Schlosse Fabave.

Oelwein, langjähriger Direktor der Taubstummenanstalt in Weimar, hervorragender Fachmann, Mitte Oktober, in Weimar.

Parton, James, amerikanischer Schriftsteller, besonders bekannt durch seine Biographien berühmter Amerikaner, 69 Jahre alt, am 17. Oktober, in Boston.

Quinton, Marc, beliebter engl. Schauspieler und Bühnenschriftsteller, dessen eigentlicher Name Keogh war, 38 Jahre alt, Mitte Oktober, in London.

Sachse, F., k. preuß. Geh. Postrat und Oberpostdirektor a. D., 70 Jahre alt, am 16. Oktober, in Berlin.

Eine indische Elefantenbatterie.

(Hierzu das Bild Seite 152.)

Wie die Armeen der großen europäischen Staaten alljährlich ihre Manöver abhalten als Vorbereitung für den wirklichen Krieg, in gleicher Weise nimmt auch die britisch-indische Truppenmacht dergleichen friedliche Kriegsübungen vor. So hat die sogenannte „Madras-Armee" unter dem Befehl des Generals Sir Charles Arbuthnot in diesem Jahre eine Reihe von äußerst lehrreichen Manöverübungen abgehalten. Das dabei benutzte Terrain lag in dem nördlichen Teile von Secunderabad an der Grenze des Gebietes des Nizams von Hyderabad, etwa halbwegs zwischen Madras und Bombay. Entwickelt sich bei uns schon immer ein reges Leben und Treiben in der Nähe des Manövergeländes, so ist es dort noch viel bunter, schon weil ein vollständiges Lager aufgeschlagen werden muß, welches während der ganzen Manöverzeit das Standquartier der ausgerückten Truppen bildet, da ja von Einquartierung wie bei uns nicht die Rede sein kann. Eines der interessantesten Schauspiele während dieser Manöver waren die Uebungen der Elefantenfeldbatterien. Wir bringen heute eine Scene daraus im Bild, welches eine solche Batterie auf dem Vormarsche gegen den Feind darstellt. Das zu passierende Terrain ist sehr coupiert, eine wellenförmige Hügellandschaft, welche durch ihr ununterbrochenes Auf und Ab das rasche Vorwärtskommen sehr erschwert. Unverdrossen legen die riesigen Dickhäuter, hinter denen die Geschütze sich merkwürdig klein ausnehmen, den unbequemen Weg zurück. Eben hat die Spitze der Kolonne eine Bodenwelle wieder erklommen, da kommandiert der Anführer des Zuges, der auf einem feurigen Rosse neben seiner Batterie dahinsprengt, mit aufgehobenem rechtem Arm plötzlich Halt und pariert heftig sein Pferd. Das Vorterrain scheint ihm nicht ganz sicher zu sein, und er will die Seinigen nicht in Gefahr bringen. Auf eine leichte Berührung ihrer Führer hin, deren jeder auf dem Halse des ihm anvertrauten Tieres sitzt, bleiben die Elefanten stehen. Sie sind sehr gelehrige Tiere und zeichnen sich dadurch vor den afrikanischen aus, die aber eine mächtigere Gestalt als ihre indischen Brüder haben. Aus dem Altertume sind viele Erzählungen überliefert, die von der Urteilskraft, dem Scharfsinn, der Dankbarkeit, Rachsucht und Empfindlichkeit des Elefanten zu berichten wissen und jedenfalls beweisen, daß er mindestens den klügsten Tieren, dem Hunde und dem Pferde, gleichsteht. Damals spielte der Elefant auch noch eine große Rolle im Kriege, als Mitkämpfer in den vordersten Schlachtreihen, wie die Römer ihn besonders in den Kämpfen mit den Karthagern kennen lernten. Jetzt wird er allerdings schon seit langer Zeit nicht mehr dazu verwandt, aber leistet trotzdem, wie wir aus unserem Bilde ersehen, in Kriegszeiten in jenen südlichen Ländern wichtige Dienste.

Versuche zur Erzeugung von Regen.

Obschon die Erzeugung von Regen durch wissenschaftliche Methoden für das große Publikum eine verhältnismäßig neue Idee ist, so haben sich doch schon seit einer Reihe von Jahren mehrere dafür begeisterte Männer mit dieser Sache theoretisch beschäftigt und darüber geschrieben. Doch erst in jüngster Zeit haben diese Theorien eine wesentliche Anerkennung oder Ermunterung erfahren, aber in Anbetracht der beschränkten Anzahl von Versuchen, die in den letzten Monaten stattgefunden, wäre es voreilig, auf die praktische Anwendung oder Wertlosigkeit derselben schließen zu wollen. Der seit einigen Monaten durch seine erfolgreichen Experimente in Queensland in Australien allgemein bekannt gewordene Frank Melbourne, den die amerikanischen Blätter den Regenkönig oder Regenmann nennen, hatte in der That mit Hilfe der von ihm erfundenen Maschine einen längere Zeit anhaltenden heftigen Regenschauer hervorgebracht. Als der Genannte nun im Laufe dieses Sommers in der Stadt Canton, im Staate Ohio, sich niederließ, um Verbesserungen an seiner Maschine anzubringen oder auch eine ganz neue Konstruktion derselben herzustellen, auch an mehreren Tagen, für welche die Beamten des Signaldienstes (meteorologische Station) schönes Wetter verkündigt, Regen erzeugt hatte, so entschloß sich die nordamerikanische Regierung endlich, eine Kommission nach den dürren Regionen von Texas zu schicken, um daselbst Versuche mit einer Theorie anzustellen, welche bereits vor fünfundzwanzig Jahren von Mr. Edward Powers aus Delavan, Wisconsin, erklärt und befürwortet wurde.

Diese von dem Spezialkommissär, dem General Robert St. George Dyrenforth, für das landwirtschaftliche Departement gemachten Proben geschahen ohne irgend einen Schleier des Geheimnisses, ganz öffentlich, und jede Forschung von seiten Gelehrter sowie des großen Publikums war willkommen.

Die Theorie, nach welcher in diesem Falle zu Werke gegangen wurde, beruht etwa auf folgendem: Der Regen in seinem natürlichen Zustande wird fast immer durch die plötzliche Vereinigung von zwei oder mehreren Volumen von mit Feuchtigkeit geschwängerter Luft hervorgebracht, die einen mehr oder weniger hohen Temperaturgrad besitzt, da die verschiedenen Teile bei ihrer Vermischung außer stande sind, den gleichen Betrag von Feuchtigkeit abzugeben, den ein jeder vor ihrer Vereinigung in Suspension enthielt. Wenn der Gehalt an Feuchtigkeit dieser beiden Volumen groß ist, dann ist auch das Uebermaß bei ihrer Vermischung verhältnismäßig groß und fällt als Regen nieder; ist dieser Feuchtigkeitsgehalt nur gering, so bilden sich Wolken. Man hat durch wissenschaftliche Forschungen und Untersuchungen entdeckt, daß über der ganzen Fläche der Vereinigten Staaten und den tieferen Teilen von Britisch-Amerika zwei weite Ströme von mit Feuchtigkeit geschwängerter Luft sich in konstanter Fluktuation befinden, und zwar in entgegengesetzten Richtungen. Der eine dieser Ströme bewegt sich von West nach Ost und ist als der Aequatorialstrom bekannt; derselbe ist eine Fortsetzung des südwestlichen Passatwindes aus dem stillen Ozean und führt eine große Menge von Feuchtigkeit mit sich, die infolge von Verdunstung auf seinem Wege über eine Fläche von zweitausend Meilen tropischer Meere sich angesammelt hat. Der Aequatorialstrom ist daher ganz warm und sehr feucht. Oberhalb dieses Stromes, und zwar meistens in entgegengesetzter Richtung, von Ost nach West, bewegt sich der sogenannte Polarstrom. Dieser große Luftstrom ist, da er rings um den Nordpol und über die arktischen Meere fließt, verhältnismäßig kalt und kann aus diesem Grunde nicht einen großen Gehalt an Feuchtigkeit besitzen; indes enthält er immer noch so viel davon, als er mit sich zu führen im stande ist. Wenn nun, aus irgend einem Grunde, Teile des Aequatorialstromes genötigt werden, nach oben in den Polarstrom einzudringen, und die warmen und kalten Luftmengen sich mit einander vermischen, so entsteht Regen, oder, mit anderen Worten, wenn das Gleichgewicht der vollkommen gegen einander abgewogenen Luftschichten gestört wird, so wird ein Sturm von größerer oder geringerer Heftigkeit, je nach der Ausdehnung dieser Störung hervorgebracht. Nun ist es ja allgemein bekannt, daß jede heftige Explosion die atmosphärischen Wogen in rapide Bewegung versetzt und dieselben auf jedes sich entgegenstellende Hindernis mit einer Gewalt wirft, welche der Brandung der Meereswogen gegen eine felsige Küste gleicht. Ein bekanntes Beispiel von der Gewalt dieser Luftwellen durch Erschütterung ist, daß die Fensterscheiben infolge einer in großer Entfernung stattgefundenen Explosion zerbrechen. Mr. Powers schloß, nach einem logischen Studium dieser natürlichen Erscheinung und den meteorologischen Verhältnissen der oberen Luftschichten, daß es in der Macht des Menschen liege, den niedrigeren Teil der Luft in heftige Bewegung zu versetzen, um die Wogen desselben zu veranlassen, nach oben in den stets vorhandenen und langsam sich bewegenden Aequatorialstrom einzudringen, sein Gleichgewicht zu stören, sich mit dem Polarstrom über ihm zu vermischen, und durch diese Vermischung Regen zu erzeugen. Zur Unterstützung dieser Theorie hatte Mr. Powers mit großer Mühe eine Menge Daten gesammelt bezüglich der unbestreitbaren Thatsache, daß auf die große Mehrzahl von Schlachten, in denen ein heftiges Artilleriefeuer stattgefunden, reichliche Regengüsse gefolgt wären, was ein hinreichender Beweis für die Richtigkeit seiner Theorie, künstlich Regen zu erzeugen, sei.

Gleich den meisten Männern, die neue und großartige Pläne zum Wohle der Menschheit ersinnen, fand Mr. Powers nur geringe Ermutigung zur Verbreitung dieser Theorien; man machte ihn sogar lächerlich; dennoch gab er die Sache nicht auf, und es gelang ihm in jüngster Zeit auch, mehrere einflußreiche Freunde für dieselbe zu gewinnen. Unter diesen befand sich der ehemalige Senator Farwell in Chicago, der im letzten Kongresse die Vornahme der jüngsten Versuche durchsetzte. Da indes nur neuntausend Dollars für dieselben ausgesetzt waren und Mr. Powers die Kosten eines solchen Versuches auf achtzigtausend Dollars geschätzt hatte, so beschloß man, die Ausführung einem andern Manne zu übertragen, dem General Dyrenforth. Der General ist ein Graduierter der Universität Heidelberg und des Polytechnikums zu Karlsruhe und glaubte an die Theorie, Regen infolge von Erschütterung erzeugen zu können. Die meisten dieser Versuche waren erfolgreich, und wenn es auch übertrieben wäre, zu versuchen, vollständige Wüsten in fruchtbares Ackerland zu verwandeln, so ist doch die Wohlthat, die in begünstigteren Gegenden durch die beliebige Erzeugung von Regen geschaffen würde, eine so große, daß es wohl der Mühe wert wäre, auf dem eingeschlagenen Wege

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.

Anagrammkleeblatt.

1.

Es ist ein hohes, edles Gut,
Für das man kämpft mit Leib und Blut;
Versetzt ist's selber entschieden,
Mit Mut in Kampf und Tod zu gehn.

2.

In Spanien liegt's als feste Stadt
Die Wall und Graben um sich hat;
Wenn man die Zeichen recht verschiebt,
So ist's als süße Frucht beliebt.

3.

Es lohnt des Landmanns regen Fleiß
Als seiner Mühe schönster Preis;
Verschoben, wirft es mühelos
Das Glück dem Spieler in den Schoß.

Wenn die Anfangsbuchstaben der bei der Auflösung gefundenen Wörter richtig geordnet werden, so nennen sie einen unsterblichen Namen.

Logogriph.

Mit o ein Kerlchen wie ein Stern,
Mit u im Zarenreich ein Strom.

Homonym.

Der Polizei
Macht's Scheererei!
Doch von den Gästen
Bei frohen Festen
Wird gar verzehrt
Es zum Dessert!

Auflösung d. Arithmogriphs S. 123:

Meinecht.

Auflösung des Logogriphs Seite 123:

Gelände — Gelübde.

Auflösung des Bilderrätsels S. 123:

Wo es drei Heller thun,
Da wende vier nicht an,
Und nicht zwei Vierer,
Wo's mit einem ist gethan.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

ganze Person mit einem eigentümlich direkten Blick und mit heiterer Aufmerksamkeit.

„Dann gestatten Sie, daß ich mich erst einmal wieder lande!“ Und er setzte an zu dem Stoß, der das Fahrzeug in den Bereich des Ufers zurückbringen sollte. Da aber meinte die Tochter des Gutsherrn:

„Ach, Sie wären reizend, wenn Sie nun auch noch ein Stück weiter fahren wollten ... etwa bis dorthin“ — sie streckte lässig den runden weißen Arm weit von sich — „der Insel gegenüber. Ich möchte sehen, ob dort der richtige Punkt zur Aufnahme meiner Skizze ist, so daß ich nachher nicht mehr umher zu suchen brauche.“

Schweigend willfahrte er ihr und brachte den Kahn an die gewünschte Stelle. Was man übrigens von hier aus des Stiftes Würdiges mit dem Blick beherrschte, das man vom Ufer aus nicht ganz ebenso gut hätte sehen können, das war ihm von Anfang an unerfindlich gewesen. Aber das war ihre Sache.

Als sie jetzt aber gemächlich begann, ein Skizzenbuch auf den Knieen zurecht zu legen und die ihr doch jedenfalls so wohl bekannte Scenerie des Masanner Herrenhauses mit den Pappeln vom Hofthor links hinten und einen nüchternen hellen Dunsthimmel darüber mit dem gleichsam entfremdeten Künstlerblick zu messen und zu betrachten, da gab ihr Bootsmann einige leise Zeichen von Unruhe. Und endlich sagte er:

„Ich fürchte, ich muß Sie stören, mein gnädiges Fräulein ... ich habe keine Zeit mehr.“

Sie drehte sich langsam herum und lächelte ganz gefährlich aus den langbewimperten schwarzen Augen zu ihm hinauf.

„Ganz recht ... aller Augen warten auf Sie! Als ob wir nicht beide wüßten, Sie und ich, daß es sich im Grunde völlig gleich bleibt, ob einmal mehr oder weniger nach den Leuten gesehen wird! Dabei stehen bleiben können Sie nicht, und sowie Sie den Rücken wenden, thut die Bande doch nichts.“

„Sie haben eine eigentümliche Meinung von der Ersprießlichkeit des Postens, den ich hier bekleide,“ sagte er darauf mit einfachem Ernst und ohne alle Empfindlichkeit. „Das aber werden Sie mir wohl zugeben, daß Ihr Herr Vater sich wundern würde, wenn er jetzt des Weges käme und seinen Inspektor hier mit Ihnen gondeln sähe.“

Sie konnte es nicht hindern, daß ein rascher Blick von ihr jetzt hinüber zu dem Hofthor flog, durch welches Herr Mirbach, wenn er kam, wahrscheinlich kommen würde. Wahrscheinlich: aber der einzige Weg, auf welchem der Gutsherr mitsamt seinem Gefährt wieder hier erscheinen konnte, war jener selbstverständliche von der Landstraße her durchaus nicht. Herr Mirbach hielt sich an die gebahnten Wege überhaupt nicht. Es machte ihm nichts aus, zweispännig auf seinem leichten Wagen querfeldein zu kutschiren, über die Wiesen, durchs Gehölz, über halb mannshohe Wachholderbüsche hinweg, welche sich bogen und hinter den Rädern elastisch wieder emporschnellten, ja selbst mitten durch den hohen, reifen Weizen hindurch. Sie erzählten von ihm, daß er das letztere barbarische Vergnügen sich mehr als einmal gemacht und dabei gesagt habe: der stehe wieder auf, und wenn es der Herr selber thue, schade es dem Korn nichts.

„Ah, Sie fürchten sich vor dem Papa!“ sagte Fräulein Marfa jetzt verächtlich, nach ihrer Gewohnheit, die Männer zu beleidigen und zu verletzen, die sie anders zur Zeit nicht zu reizen wußte. Nur glückte das bei diesem deshalb nicht, weil er von einer beleidigenden Absicht, die sie etwa hegen könnte, immer gar nichts zu merken schien. Daher behielt er seine gelassene Ruhe und vermochte ihr auf solche Ausfälle so einfach zur Sache zu antworten, daß sie nachher allemal das Gefühl hatte, als ob durchaus nicht sie der im Vorteil befindliche Teil sei.

Das Wort „fürchten“ berücksichtigte er weiter gar nicht, dasselbe paßte auch wirklich gar so schlecht zu seinem beherrschten Wesen und zu seiner stattlichen Person. Dagegen meinte er:

„Der Papa könnte wenigstens fragen, ob er seinen Inspektor dafür bezahle, daß er mit dem Fräulein Tochter am Werktagsnachmittag ein Idyll aufführe und Kahn fahre.“ Und nun konnte er es nicht unterlassen — mit leisem Lächeln setzte er hinzu: „Er hätte dann sogar einmal mit einer seiner Ausstellungen recht.“

Marfa verstand den Spott sofort. Ihre Augen blitzten ihn an, überrascht, aber durchaus nicht unwillig.

„Ach, der Papa!“ meinte sie mit einem Seufzer drolligen Ernstes, als ob das ein Kapitel sei, über welches sich viel sagen lasse. Und dann vertraulich, ja sogar mit leiserer Stimme, obgleich sie mitten auf dem Wasser waren: „Ich glaube, Sie, Herr Volmar, könnten den Papa doch von einigem kuriren ... wenn Sie wollten.“

Da hatte sich Fräulein Marfa aber wieder einmal geirrt. Zusammen mit diesem hübschen neuen Inspektor vertraulich über den Papa schimpfen, das wäre ihr jetzt gerade ein passender Zeitvertreib gewesen. Dieser Mann aber, wie es sich traf, war zu vornehm dazu.

„Das ist nicht meines Amtes,“ sagte er auf ihre letzten Worte frostig und mit so auffallend verdunkeltem Gesicht, daß sie fast scheu — Marfa scheu! — von der Seite zu ihm aufsah. Als thue ihm die notwendige Abweisung leid, fuhr er aber bald darauf, zu etwas anderem überspringend, fort: „Gnädiges Fräulein hatten sich auch Lektüre mitgebracht, wenn die Lust zur Kunstbethätigung nicht vorhalten sollte?“ Dabei mit den Augen auf das Buch deutend, welches neben ihr auf dem Sitze lag. Und dann freundlich: „Etwas Verbotenes ist es aber wohl nicht? In dem Alter sind Sie ja nicht mehr.“

Bei ihr, mit ihrem kinderhaft vollen Gesicht — trotz sehr unkindlicher Augen freilich — konnte man ja das Alter noch erwähnen; sie hatte sogar einen fast übermütigen Stolz auf ihre noch vorhandene Jugendlichkeit, welcher der unbewußt dahinlebenden Jugend sonst nicht ganz fremd ist.

„Ha,“ sagte sie jetzt, kurz auflachend, „wenn Sie wüßten, was ich schon alles gelesen habe!“

„Nun, und welches sind Ihre Lieblingsromane?“ fragte er, sich nun doch wieder lässlich auf die Stange stützend, mit der er eben dem Fahrzeug einen gelinden Impuls, sich nach dem Teichrande zu bewegen, gegeben hatte, und er sah sie dabei an mit einer Art freundlicher Neugierde, etwa als ob sie ein hübsches, gescheites Vögelchen wäre.

„Romane! Ich kann Romane nicht ausstehen. Ich mag das alberne, erfundene Zeug nicht. Ganz besonders hasse ich die Liebesgeschichten, wenigstens die deutschen. Wer glaubt denn heutzutage noch an all diesen gefühlvollen Mondschein? Das sind alles alberne Lügen ... mich interessirt die Wirklichkeit — und die ist etwas anderes als die Hirngespinnste all jener sentimentalen Tintenverklecksjer,“ — kläcksjer — in Fräulein Marfas Aussprache.

„Sehr reif bemerkt,“ citirte er ernsthaft. „Dann bevorzugen Sie in Ihren Mußestunden wohl die chemischen oder lieber gleich die statistischen Fachschriftsteller? Da haben Sie Wirklichkeit.“

Machte er sich über sie lustig? Sie sah ihn mit koketter Herausforderung an und sagte langsam und deutlich:

„Sehr interessirt hat mich Proudhon, und ich schwärme für die Werke von Montegazza.“

Er zog die Augenbrauen in die Höhe. Zwar hatte er weder den einen noch den andern gelesen — wie hätte er wohl dazu kommen sollen? Aber so viel wußte er doch, daß der Italiener und ganz besonders auch der Franzose vornehmlich das Physiologische der geschlechtlichen Verhältnisse behandelte in einer durchaus nicht auf junge Mädchen berechneten Weise. Und hatte er auch den Professor Montegazza, von dessen Büchern ihm Bruchstücke in die Hände gefallen waren, im Verdacht einer gewissen unschädlichen Oberflächlichkeit, so war es mit Proudhon eine andere Sache. Uebrigens sagte er weiter nichts als: „Solche Bücher verstehen Sie? Da müssen Sie ihrerzeit sehr gut Italienisch und Französisch gelernt haben.“

„Diese Werke sind ausgezeichnet ins Deutsche übersetzt,“ belehrte sie ihn darauf. Die Wahrheit zu sagen, hatte es Fräulein Marfa trotz der üblichen Unterrichtsstunden mit Erfolg vermieden, irgend eine fremde Sprache mit auch nur einiger Gründlichkeit sich anzueignen. Was sie auf ihren Reisen davon etwa gebrauchte, sprach sie flott und dreist und ungemein fehlerhaft, wie sie denn überhaupt für ein gescheites Mädchen, für welches man sie doch halten mußte, geradezu merkwürdig unwissend geblieben war.

Da man nunmehr in einer halben Minute am Ufer sein würde und sie gar kein Hehl daraus machte, daß sie ihn gern noch länger aufgehalten hätte, begann sie jetzt noch einmal, das Buch neben sich ein wenig in die Höhe hebend, mit ihrer bei einem so hübschen Mädchen nicht übeln überlegenen Miene:

„Dies sollten Sie einmal lesen, es ist vortrefflich!“

„Was? Die Naturgeschichte der Liebe? Denn die behandelt ja wohl Herr Montegazza,“ sagte er neckend.

„Nein ... dies ist aus dem Russischen.“ Sie nannte den Namen eines dortigen Novellisten auf off, poff oder skoff. Und dann mit einer Art Triumph: „Das ist interessant ... das ist das Leben, wie es wirklich ist, sehen Sie!“

„So? Woher wissen Sie das?“ fragte er trocken. „Sind Sie dort gewesen?“

„Das fühlt man heraus. Gerade so, wie man bei einem Porträt zuweilen darauf schwören möchte, daß es ähnlich sei, selbst wenn man das Original nicht kennt.“

„Was meistens der Fall sein wird, wenn das Bild möglichst alltäglich und häßlich ist,“ ergänzte er lächelnd. „Dann meint man, das muß getreue Kopie der Wirklichkeit sein; ein Künstler würde sonst den Teufel thun und ein so garstiges Gesicht in die Welt setzen.“

Sie wollte erwidern, aber nun waren sie wirklich am Land, und er hatte gerade noch Zeit, zu sagen: „Ich muß gestehen, mich widern die Schilderungen russischer Verhältnisse in Romanen und Novellen so an, daß ich mir selbst aus den besten, aus Turgeniew, nichts mache. Das russische ‚Leben wie es wirklich ist‘, in welches diese unerquicklichen Bücher einen Einblick gewähren, interessirt mich nur nicht, es behält für mich stets einen Zug erkältender, abstoßender Fremdartigkeit. Aber nun muß ich Sie Ihrem Schicksal überlassen, mein gnädiges Fräulein ... Sie wissen also, wie die Stange zu handhaben ist? Da ... so ... kippen Sie nur nicht um! Etwas Vorsicht wäre doch wohl angebracht!“

„Danke! Vor einem Schlammbad werde ich mich wohl hüten! Denken Sie, wie wir beide da aussehen würden, wenn Sie mich hätten herausziehen müssen! Gehn Sie nur ... Und zu den Russen bekehre ich Sie doch noch!“

„Sehr liebenswürdig, daß Sie sich die Mühe geben wollen!“ Er stand noch ein paar Augenblicke und sah ihr zu, wie sie, vielleicht nicht ganz so geschickt, wie man nach der besagten vielen Uebung hätte erwarten sollen, aber doch ohne allzu bedenkliches Schwanken den Kahn wieder in die Mitte des Teiches brachte, die Arme hoch, in sehr vorteilhafter Stellung für eine kräftige, jugendschlanke Figur — und dann ging er seiner Wege zu den Arbeitern, zunächst noch eine Weile ein helles Lächeln auf dem Gesicht.

Marfa war es übrigens nicht allein von den Damen, welche dem Inspektor wegelagerte. Die Tante Stepphuhn fühlte jetzt häufig ein starkes Bedürfnis, sich mit einem gebildeten Menschen zu unterhalten, und an Tagen wie der heutige, wo der Gutsherr sich in sicherer Entfernung einige Meilen weit von Masannen befand — er hatte gesagt, er werde früh zurückkommen, und so würde er gewiß über Nacht ausbleiben — hinderte sie nichts daran, diesem begreiflichen Verlangen Genüge zu leisten.

Nachdem die Leute Feierabend gemacht hatten, begab sich Wolfgang wie gewöhnlich auf sein Zimmer, um dort für das mit der Familie einzunehmende Abendbrot seinen Anzug in Ordnung zu bringen. Seine Stube, die verhängnisvollen vier Wände, innerhalb welcher die dreißig Inspektoren vor ihm gehaust, und der letzte, der arme Teufel, wahrscheinlich die schlimmsten Stunden seines Lebens verbracht hatte, befand sich im Oberstock des niedrigen Hauses, dessen Dachgebälk auf dem langen Gange vor seiner Thüre frei lag.

Als er die Treppe herab kam, trat aus einem der Gemächer unten die Tante zu ihm heran; es war fast, als ob sie dort auf seinen Tritt gewartet hätte.

„Wir haben einen Gast,“ sagte sie in ihrer trockenen, aber nicht unfreundlichen Art, „da wird

Digitized by Google

es heute mit dem Essen ein Viertelstündchen später werden. Sollen wir so lange in den Garten gehen?"

Von seiner Seite die selbstverständliche höfliche Zustimmungsverbeugung, und dann wandelten sie selbander aus dem Hause und die Kiespfade zwischen den Rasenflächen mit hochstämmigen Rosen entlang, die sich an denselben ausbreiteten. Auf dem Platz unter der Esche drüben am Wasser sahen sie das blau- und weiß gestreifte Kleid; da befand sich Fräulein Marfa, mit weit von sich gestreckten Füßen in einem niedrigen Gartenstuhl lehnend, und neben ihr ein Herr; er saß, ebenfalls in sehr bequemer Stellung, halb auf dem Tische vor ihr ... sie lachten und sprachen lebhaft; er war, wie man das sogar von weitem sehen konnte, für jetzt ausschließlich von dem hübschen Mädchen hingenommen.

„Der ist auch ganz weg," bemerkte die Tante denn auch wie beiläufig, mit den Augen hinüber deutend, und als habe ihr Begleiter gefragt, fuhr sie fort: „Es ist der Doktor Carius, einer unserer Nachbarn; das heißt, es ist, als er schon praktizirender Arzt war, ein ansehnliches Gut hier in der Nähe durch Todesfall auf ihn übergegangen. Da läßt er das Doktorn nun sachte angehen, denn er kennt die Landwirtschaft von Kind auf und hatte sich aus dem Studiren wohl nie viel gemacht. Immerhin ist er aber doch gebildeter als unsere meisten Gutsherren hier, die nichts so gut wie das Saufen verstehen." Fräulein Stepphuhn als starker Geist nahm grundsätzlich keinen Anstand, die Dinge bei ihrem rechten Namen zu nennen, daher in ihren Reden manchmal überraschende und befremdliche Kraftausdrücke vorkamen. Wolfgang hatte nur mehr mit einigen kurzen, höflichen Beistimmungslauten seine Aufmerksamkeit darthun können. Die Tante verlangte aber auch nicht mehr, denn sich unterhalten hieß bei ihr nachdrücklich allein reden. Und so fuhr sie denn fort: „Ja — seit fünf, sechs Jahren schon, seit die Mariell aus den Kleinkinderschuhen heraus ist, läuft er ihr nach und macht ihr einen Heiratsantrag über den andern, und sie, sie lacht ihm ins Gesicht ... Na, der wäre vielleicht auch nicht mein Mann, aber" — hier brach, es war nicht länger zu bergen, doch ein Schein innigsten Behagens auf dem etwas steifen alten Gesicht durch — „aber sie behandelt die Leute doch zu schlecht. Wenn ich Ihnen erzählen wollte, was das Mädchen schon alles angerichtet hat! Sie denkt sich nichts dabei ... ‚Tantchen,' sagt sie wohl hundertmal zu mir, ‚was kann ich dafür, daß die Männer immer gleich auf das Verlieben verfallen ... mir ist es um ganz anderes zu thun: ich unterhalte und belehre mich gern ...'"

Kein Mensch ist gern allzu lange stummer Zuhörer. Wolfgang mochte denken, es sei an der Zeit, auch einmal ein Wort einzuschieben und meinte, vielleicht etwas gewaltsam einfallend:

„Für die trockene Belehrung ist das gnädige Fräulein aber auch wohl ein gefährlicher Gegenstand!"

Fräulein Stepphuhn aber, einmal im Zuge, pflegte auf die Zwischenbemerkungen anderer ebenso viel zu achten, als seien sie in der Sprache der Fidschiinseln gemacht worden. Sie fuhr, ihn überhörend, fort:

„Nachdem mir aber von glaubwürdiger Seite zu Ohren gekommen war, daß Graf Brody, ein sehr vornehmer polnischer Kavalier, der sich vor zwei Jahren in Rom für Marfa interessirt hatte, seit einiger Zeit zu Hause hoffnungslos krank liege — er war, seit er von der italienischen Reise zurückgekommen war, nie wieder der Alte gewesen — da sagte ich zu Marfachen: ‚Kind, das geht nicht mehr, entweder Du entschließest Dich, diesen furchtbar beharrlichen Herrn Georgios Braila glücklich zu machen oder wir schütteln ihn auf der Stelle ab ... ich will es unternehmen, will ihn in Deinem Namen fortschicken.' Das war nämlich ein junger Grieche — wir kennen ihn schon lange, schon seit Baden-Baden ... Nun, abschütteln ließ er sich nicht ... er will und muß sie heiraten, sobald er seine Eltern, schwer reiche Gutsbesitzer in Albanien, mit dem Gedanken, daß seine Auserwählte, eine Protestantin, nicht des orthodoxen Glaubens ist, vertraut gemacht haben wird."

Sie hielt nun wirklich einmal inne, und Herr Volmar fragte mit mäßiger Ueberraschung:

„So ist Fräulein Marfa verlobt?"

Man hätte denken sollen, dies sei eine Frage, auf welche mit einem runden Ja oder Nein zu antworten wäre. Das schien aber nicht so. Die Tante Stepphuhn blickte beschaulich vor sich hin und meinte:

„Sie schreiben sich Briefe, so daß die Post daran reich werden könnte, und er überhäuft sie mit Geschenken ... er ist der freigebigste Mensch, der mir noch vorgekommen ist. Aber ob es je zur Heirat kommen wird ... Albanien ist doch gar so weit ..."

„Kuriose Menschen!" dachte Wolfgang bei sich. Hier mag er aber wohl angefangen haben zu merken, daß man die Tante Stepphuhn ebenso wie die Nichte nicht immer ganz ernst nehmen müsse. Freilich, Albanien war weit, von hier wenigstens, dagegen ließ sich weiter nichts sagen. Sie fuhr immer noch in der beschaulichen Weise fort:

„Jetzt wieder in Rom ... ein italienischer Fürst, der Marfa einmal auf einem Fest unseres Botschafters gesehen hatte ... er hat sie verfolgt, sag ich Ihnen. Und dabei hatte der Mann" — der stärkste, drückte Fräulein Stepphuhn sich aus — „eine wunderschöne Frau! ‚Tantchen, die Männer sind zu schlecht!' sagte Marfa zu mir, und ich sagte: ‚Kind, Du hast rächt!' Aber man kann nicht wissen, was in den heißen italienischen Köpfen eine solche Leidenschaft für Sprünge macht ... Mir war die Sache über den Spaß, und ich war froh, als wir diesmal Rom im Rücken hatten."

Was die Leidenschaft in heißen italienischen Köpfen für Sprünge macht, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls aber war die Gestalt, welche die kleine Scene mit dem dunkeläugigen Principe bei der Auffahrt nach dem Palast Cafarelli in dem phantasievollen Kopfe der ostpreußischen Tante angenommen hatte, schon eine bemerkenswerte. Ganz konnte das der dermalige Zuhörer ja freilich nicht beurteilen. Aber, wie gesagt, eine Ahnung von dem sehr kleinen Saatkorn Wirklichkeit, dessen die strotzende Pflanze der Phantasieerlebnisse bei der guten Tante in Betreff von Marfas Siegen bedurfte, begann ihm hier aufzusteigen.

Dem sei, wie ihm wolle — jedenfalls war Marfa ein hübsches, pikantes Geschöpf, und jedenfalls war der Doktor Carius, welcher unter der Esche vor ihr auf dem Tische saß, eifrig bestrebt, sich bei ihr angenehm zu machen. Ein schon etwas behäbiger blonder Mann, dessen volles, rundes Gesicht doch ein scharfes Vogelprofil zeigte.

Er gewann jetzt, da die beiden herannahten, mit dem einen bisher baumelnden Fuß auch noch den Erdboden, sah sich den jungen Mann bei der Vorstellung aus schlauen, wenn auch ein wenig verschwommenen Augen durch eine goldgefaßte Brille genau an und begrüßte ihn dann freundlich.

Sie gingen mit einander dem Hause zu, in dessen Thüre indessen die Mama Mirbach winkend erschienen war, und man setzte sich zu einem sehr lebhaften, heitern Abendessen. Der Herr Doktor Carius war ein trockener Spaßmacher von jener Art, die sich anscheinend selber preisgibt, aber allerdings, wie die Tante richtig bemerkt hatte, unzweifelhaft ein Mann von einiger Erziehung und Bildung. Mit dem jungen Fremden, den er in der nicht gerade günstigen gesellschaftlichen Stellung des einunddreißigsten Mirbachschen Inspektors kennen lernte, verhielt er sich sofort auf ungezwungene Weise und schien in Herrn Wolfgang Volmar nicht das, was derselbe gegenwärtig hier vorstellte, sondern nur, was er in der That war, zu sehen, nämlich den Gentleman.

So wenig besonders die beiden älteren Damen über Tisch an Reden von sich zu geben pflegten, wenn der Hausherr zugegen war, so gesprächig waren sie heute. Herr Carius hatte, wie es Wolfgang schien, eine eigene schalkhafte Art, sie anzuregen und ihnen dann mit großer Deferenz zuzuhören, so daß während des Abends der größte Teil ihrer sehr entschiedenen Meinungen über alles mögliche, in sehr entschiedener Sprache vorgetragen, zu Tage kam. Dem Gatten, Vater und Schwager freilich wäre aber auch so viel in längerer, zusammenhängender Rede vorgetragene Philosophie des weiblichen Teiles der Familie als Alltagskost nicht zuzumuten gewesen; selbst Wolfgang ertappte sich auf dem Gedanken: gut, daß es nicht alle Tage so geht.

Nach Tische genoß man den schönen Frühsommerabend wieder im Garten. In die sogenannte Grotte, die aber gar nichts Höhlenhaftes hatte, sondern ein anmutiger, offener Sitzplatz in der Nähe des Hauses mit einer schützenden Rückwand epheuüberzogener Steine war, hatten die Damen den Nachtisch, den Wein und die Gläser bringen lassen. Das war, wie es auch der Herr Doktor Carius bezeichnete, eine sehr vernünftige Idee. Der Garten lag in schöner Stille um die kleine Gesellschaft ausgebreitet, so hell beleuchtet von einem hoch im klaren schiffenden Monde, daß die hochstämmigen Rosen deutlich in ihren verschiedenen Farben erkennbar herüber schimmerten. Prächtig wirkten von jenseits des Teiches die großartigen Laubmassen der alten Bäume, und der Teich selbst erhöhte den Reiz des Mondbildes durch die über seine Fläche zitternde breite Silberstraße.

Sehr reizend sah auch Fräulein Marfa aus mit dem fremdländisch goldglitzernden Shawl — wahrscheinlich auch einem Geschenk des freigebigen albanischen Halbbräutigams — den sie zum Schutze gegen etwaige Abendkühle um Kopf und Schultern geschlungen hatte. Wenn sie nur das, was unter diesen Umständen ihr Vorteil gewesen wäre, ein wenig besser verstanden hätte!

Sie hätte zum Beispiel gar nichts zu sagen gebraucht. Ihre Gegenwart hätte gewirkt und sehr angenehm gewirkt, wenn sie ruhig neben dem jungen Manne der Gesellschaft gesessen hätte, so daß durch eine zufällige Berührung ihm das warme Leben, das durch ihren runden jungen Arm pulsirte, zum Bewußtsein gekommen wäre.

Leider aber waren die Damen in das Redefeuer geraten. Die ungeheuer gebildeten Gespräche von drinnen wurden fortgesetzt trotz Mondgeflimmer auf dem See und weicher Rosendüfte; es schien fast, als ob in dem Vaterlande Kants keine Mondnacht weich genug sein könnte, um der Härte der hier heimischen Dialektik ein ausreichendes Gegengewicht zu halten.

Und was kam dabei für wunderliches Zeug zu Tage! Wolfgang war in seinen Ansprüchen an weibliche Bildung nicht unbescheiden. Wenn man aber, wie diese Damen, mit Nachdruck und verblüffender Sicherheit mitsprach und die geschichtsphilosophische Erörterung dabei zum Beispiel mit Vorliebe pflegte, dann hatte es sein Mißliches, die Völkerwanderung etwa von ihnen vor die Geburt Christi versetzt zu finden, verschiedene kosmische Gesetze auf den Kopf stellen und nebenbei noch die Benützung der Dampfkraft und den letzten polnischen Aufstand um eine ganze Reihe Jahrzehnte verfrühen zu hören. Und hiezu noch Proudhon und Mantegazza! dachte Wolfgang heute, da Marfa mit unentwegter Ueberzeugung und schärfster ostdeutscher Aussprache diese und ähnliche wunderbare Schnitzer gemacht hatte — Herrgott, was muß das in dem Kopfe für ein Gemüse geben!

Wenn Damen bei Tische den Vorsitz führen, so ist der Weinverbrauch kein ganz unbeschränkter, das macht sich schon von selber. Von dem aber, was vorhanden gewesen war an einem recht trinkbaren Moselwein, hatte der Herr Doktor Carius die Beseitigung fast allein besorgt. Wolfgang war nicht zimperlich, eine allzu freie Benützung der hier gebotenen Ausnahmegelegenheit hätte aber seinem Anstandsgefühl widerstrebt. Die Damen hatten nur genippt, und so waren denn die vier, fünf Flaschen so ziemlich auf Herrn Carius allein gekommen.

Sein Gesicht mit dem scharf modellirten Vorkinn und stark ansetzenden Doppelkinn war auch immer röter und die Augen waren immer verschwommener geworden, sonst aber merkte man ihm nichts an, er blieb in Aussprache und Bewegung Herr seiner selbst, und als man endlich eine Stunde vor Mitternacht sich erhob, da vermochte er es, sich mit ritterlicher Höflichkeit von seinen Wirtinnen zu verabschieden. Die Besprechung mit dem Gutsherrn, wegen der er herüber gekommen war, könnte, so meinte er dabei, ebenso gut bei einer nächsten Gelegenheit stattfinden ... er sei froh, daß er es heute so reizend, wie er sich ausdrückte, getroffen habe.

Auch Wolfgang hatte natürlich den Damen gute Nacht gesagt und war dann mit dem Doktor nach

dem Stalle gegangen, wo jener sein Pferd eingestellt hatte. Der Stallbursch, ein halbwüchsiger Sohn Possens, des Kutschers, welcher das Pferd besorgt hatte, des zu erwartenden kleinen Trinkgeldes wegen nicht zu Bette gegangen war, war auf einem Bund Stroh vorn im Stall eingeschlafen und nicht zu erwecken; die Herren legten also dem Braunen Zaumzeug und Gebiß selber wieder an und führten ihn heraus. Dann sagte Herr Carius anstatt aufzusteigen:

„Begleiten Sie mich ein Stückchen; die Nacht ist gar so schön … wir rauchen noch eine gute Cigarre zusammen …“ Und da ihm Wolfgang zu zögern schien, fügte er hinzu: „Wir nehmen gleich den Richtweg hinüber nach der neuen Korser Landstraße; der alte Satan, dem Sie gewiß nicht zu begegnen wünschen, muß doch wohl hier auf der Chaussee zurückkommen, wird übrigens auch gewiß erst am hellen Morgen anfahren und zwar total betrunken.“

Wolfgang lachte kurz.

„Soll man sich denn wirklich wie der Bube hinter dem Rücken des Schulmeisters mit dem Bakel vorkommen?“ sagte er. „Nein, ich gehe gerne noch ein Stück Weges mit Ihnen … Mir war es eben wegen des Jungen hier … Die Laterne müssen wir ausblasen; er wird doch nicht, wenn er mitten in der Nacht aufwacht, Licht machen wollen und Unheil anrichten?“

„Der wacht nicht vor Tag auf,“ sagte Herr Carius trocken. „Kommen Sie nur!“

Er hatte den Zügel über den Arm gleiten lassen; das Pferd, jedenfalls keines von den jüngsten, schien auch so zufrieden und folgte wie ein Hund nach. Draußen, außerhalb des Hofes, nachdem sie die Cigarren angezündet hatten, meinte Herr Carius, gemächlich qualmend, nach einer Weile:

„Ich gäbe etwas darum, wenn ich einmal so frisch, unbefangen und ausländisch wie Sie mitten in die Geschichte hier hinein versetzt werden könnte. Der Eindruck muß ein einigermaßen starker sein und dem eines dick auftragenden Lustspiels doch mindestens gleichkommen, wie?“

„Sie kennen Herrn Mirbach ziemlich genau, wie ich merke,“ war alles, was Wolfgang Volmar hierauf erwiderte.

„Ich habe ihn mein Lebenlang gekannt, das ist es eben. Er und seinesgleichen sind die von vornherein gegebenen Erscheinungen innerhalb meines Lebenshorizontes gewesen. Ich wundere mich daher hier zu Lande über nichts … höchstens darüber würde man sich wundern, wenn der Boden einmal einen halbwegs vernünftigen Menschen zeitigte.“ Da Wolfgang hier lächelte, meinte er: „Vielleicht daß meine Wenigkeit der Umgebung dies Schauspiel gewährt; ich bin aber auch eine Zeit lang fort gewesen. Jedenfalls habe ich Unbefangenheit genug, um ahnen zu können, daß es manchen befremden muß, sich hier lediglich im Verkehr mit frei herumlaufenden halben Tollhäuslern zu finden.“

Wolfgang zuckte noch ziemlich gleichmütig die Achseln.

„Gewundert habe ich mich ja wohl schon verschiedentlich hier,“ sagte er, „aber die ganze Sache, ich meine, die ganze abhängige Stellung überhaupt, war mir neu. Und da sage ich mir denn: angenehm wäre die Situation, besonders für den Anfang, nirgends gewesen; auf etwas mehr oder weniger kommt es nun auch weiter nicht an.“

Die Antwort, während sie für völlig aufrichtig gelten konnte, war zugleich, soweit die Verhältnisse auf Masaunen in Betracht kamen, eine vorsichtige. Herr Carius mochte das auch denken, er sah den im fast taghellen Mondlichte neben ihm schreitenden stattlichen Begleiter flüchtig von der Seite an. Es war ja ganz offenbar, daß dieser junge Mann sich hier in einer falschen Lage befand. Eine teilnehmende Bemerkung hierüber schien sich ihm auf die Lippen zu drängen, aber er unterdrückte dieselbe und meinte statt dessen mit einem sonderbaren innerlichen Lachen:

„Nun, eines ist wenigstens gewiß: eine Verwalterstelle mit so gebildeten Damen im Hause finden Sie so leicht nicht noch einmal.“ Und dann brach er plötzlich heraus: „Herrgott, haben diese Weiber heute abend einen Unsinn zusammengeschwatzt! Ich kenne sie ja, aber allemal, wenn sie von der Reise kommen, sind sie wieder um so viel toller geworden! War's nicht, um auf die Bäume zu steigen!“ Jetzt lachte Wolfgang gerade heraus.

„Sie sind aber entschieden boshaft gewesen, Herr Doktor … Sie besonders haben ja die Tante zu immer höheren Leistungen angeregt … für Sie gerade hat sich die Belehrung in vollem Strom ergossen!“

„Na, man will doch auch sein bißchen Spaß bei der Sache haben,“ gestand Herr Carius. Und dann: „Ja, die Alte war immer die Schlimmste, aber jetzt haben sie die Junge so weit, daß sie auch anfängt, unerträglich zu werden.“ Und nun fuhr er fort, mit fast befremdlicher Offenheit einem so neuen Bekannten gegenüber: „Die Marja hat mir sonst immer gefallen. Schon als sie ein Kind war, hatte ich sie gern; sie war ein prächtiges, frisches Geschöpf. Natürlich kenne ich sie von innen und außen. Beweglich, aber doch träge … arbeiten, regulär arbeiten lernen sie ja hier nicht … auch die Instleute würden es nicht thun, wenn sie nicht dazu gepeitscht würden. Als sie heranwuchs, fing ich an, sie mir dann und wann versuchsweise als meine Frau zu denken. Sie wurde verdammt hübsch, und ein Mann leistet sich den Luxus ja ganz gern. Und zu thun braucht sie bei mir auch nichts … Die Gutsbesitzersdamen hier sind, wie Sie wahrscheinlich schon bemerkt haben werden, die Verschiedenheit des Ortes und Klimas abgerechnet, ganz in der angenehmen Lage der kreolischen Sklavenbaroninnen … umgeben von einem wahren Ueberfluß an Dienstbarkeit.“ Er summte vor sich hin, und dann: „Aber das verdirbt sie auch. Oder hat es bei dieser das Reisen gethan? Oder das bißchen Lesen?“

„Ich glaube allerdings, daß Fräulein Mirbach an etwas unverdauliche Lektüre geraten ist,“ schob hier Wolfgang ein.

„Den Teufel auch, das scheint so! Aber hauptsächlich hat doch die Tante sie auf der Seele. Ich habe diese immer für eine unschädliche Närrin gehalten und hatte, da sie im Grunde gutmütig ist, etwas für sie übrig. Aber sie haben ja das Mädchen total ungenießbar gemacht! Sie läuft über von unverstandenem Unsinn und hat, was am schlimmsten ist, auch schon die Redemanie der Alten, aber ohne ihre Gutmütigkeit … denn gutmütig, das weiß ich am besten, ist die Hexe nicht, sondern ganz verteufelt selbstsüchtig …“

„Mir scheint, daß auch Sie sich den heimischen Einflüssen nicht entziehen können, Herr Doktor Carius,“ lachte Wolfgang. „Wenn der kritische Verstand in jedem Falle die Zergliederung des Charakters hübscher junger Damen mit solcher Schärfe unternähme, dann würde ja wohl nicht viel geheiratet werden!“

„Ja, ja, der kritische Verstand,“ murmelte Herr Carius vor sich hin, und ein wenig schwere Zunge merkte man ihm doch an bei den Worten. Plötzlich fügte er hinzu: „Nun — vielleicht heirate ich die Marja doch noch und unterziehe mich dem guten Werke, ihr den Kopf zurechtzusetzen.“ Hatte er seinen Begleiter vergessen? Er fuhr, vor sich hinredend, fort: „Dann leid' ich aber auch das in der Welt herumfahren nicht mehr … überhaupt, es kommt alles darauf an, ob der Alte nicht zu früh einen Strich durch diese Rechnung macht …“

Hier hielt Wolfgang den Schritt an, da ihm die Offenheit dieser Ergießung bedenklich zu werden anfing. Auch Herr Carius blieb stehen, aber wie einer, der mit mehr Bequemlichkeit reden will.

„Fräulein Unvernunft da setzt sich aufs hohe Pferd,“ sagte er jetzt ausdrücklich zu seinem Begleiter und mit dem Kopfe zurück nach Masaunen deutend. „Sie bedenkt nicht, daß, sowie den Alten sein unfehlbares Schicksal, vom Schlage gerührt zu werden, ereilt hat, die Verhältnisse für sie völlig andere werden. Die Angelegenheiten dort werden sich dann, davon bin ich überzeugt, wenn sie auch nicht hoffnungslos schlecht stehen, doch in einer solchen Verwirrung befinden, daß die Marja nicht mehr als eine gute Partie gelten kann. Sie ist es ja eigentlich jetzt auch nicht … aber der Alte hat immerhin Kredit und Ansehen. Hier zu Lande kriegt sie alsdann keinen Mann, denn hier der gute alte Onkel“ — auf sich deutend — „wie mich der Racker immer nennt, nimmt sie dann auch nicht mehr!“

„Warum teilen Sie mir das alles mit, verehrter Herr?“ fragte hier Wolfgang etwas ungeduldig. „Ich weiß wirklich nicht, wodurch ich ein so zeitiges Vertrauen von Ihnen verdient habe.“

„Na,“ meinte jener nur, ohne sich im geringsten aus der Fassung bringen zu lassen, „die schöne Nacht … das passable Getränk … Sie wissen, der Wein löst die Zunge …“

„Das scheint so,“ bemerkte Wolfgang trocken.

„Dies alles ist übrigens auch kein Geheimnis,“ fuhr Herr Carius fort. „Wenn es die Marja erführe, es könnte ihr gar nichts schaden.“

„Nun, so sagen Sie es ihr!“ war darauf Wolfgangs kurze Antwort. Er war je länger je weniger erbaut von diesen Vertraulichkeiten. Jedenfalls kamen ihm dieselben nicht mehr ganz harmlos und unbeabsichtigt vor.

Herr Carius war schlau genug, dies zu merken. Es verschlug ihm weiter nichts, aber er lenkte doch ab. Geschickt brachte er das Gespräch auf die von den hiesigen sehr verschiedenen landwirtschaftlichen Bedingungen im Westen von Deutschland, wo Volmar zu Hause war. Und als nun noch eine Weile von Stallfütterung, Rübenbau und Kunstdünger die Rede gewesen war, da war es allgemach hohe Zeit geworden, daß ein Mann, der am andern Morgen um fünf Uhr auf dem Platze sein mußte, wie der Mirbach'sche Inspektor, den Weg nach seinem Bett antrat.

„Sie werden sich jedenfalls morgen früh ausschlafen können,“ sagte er daher, endlich mitten auf dem holperigen Feldwege stehen bleibend, „ich aber nur sehr teilweise, deshalb will ich Ihnen jetzt ‚gute Nacht' sagen.“

„Kann ich Ihnen nicht verdenken,“ meinte denn auch Herr Carius. „Nur einen Augenblick noch, bis ich aufgestiegen bin … So …“

Das „so“ erfolgte beträchtlich später als der erste Teil der Rede, denn es zeigte sich, daß das Gleichgewicht des Doktors auf ebener Erde zwar ungestört schien, sofort aber einige Beeinträchtigung verriet, als er den Fuß zum Bügel hob und dergestalt seinen Schwerpunkt veränderte. Da mußte Wolfgang zugreifen, den leicht Taumelnden stützen und mit einem geschickten Nachstoß zur rechten Zeit dem Mann in den Sattel helfen. Wer weiß, wo er sonst statt dessen gelandet wäre.

Dem etwas bedenklich Dastehenden nickte nun aber Herr Carius vom Gaule herunter beruhigend zu. Er mußte diesen Zustand vorgeschrittener Angetrunkenheit und Erfahrung kennen und ganz klar über denselben sein.

„Sie brauchen keine Angst zu haben,“ sagte er. „Jetzt geht's. Und das Pferd findet im Schlafe den Weg nach Hause.“

„Ich würde aber an Ihrer Stelle doch lieber nicht schlafen,“ schlug Wolfgang noch vor.

„Nein, nein,“ lachte Herr Carius, der immer lallender sprach, je mehr er sich gehen zu lassen schien. „Gute Nacht … grüßen Sie den alten Sünder … und die Marja … doch ein famoses Mädchen, wie?“ Und damit, und die Fingerspitzen sogar noch einmal nach den Lippen zu bewegend, nahm dieser sonderbare Gast Abschied und trabte durch die Mondnacht von dannen. Wolfgang sah ihm nach, er ritt vollständig sicher; der breite Rücken ging regelmäßig auf und ab. Nun, es war ja auch seine Sache, wie er nach Hause kam.

Für ihn, Wolfgang, der nun mit langen Schritten wieder dem Hause zustrich und seinen kurzen tiefschwarzen Mondschatten dabei gedankenlos im Auge hatte, war die Erinnerung an das eben geführte Gespräch keine angenehme. Glaubte der Mann da etwa, daß dieser neue Verwalter ihm bei Fräulein Marja in den Weg treten könnte? Und zwar durch zielloses Courmachen oder auf heimlichen Schlichen, eine unter der Decke spielende Liebelei beginnend — denn an etwas anderes war ja bei ihm zur Zeit nicht zu denken — und hatte deshalb jene Offenherzigkeiten als wohl überlegte Warnung an seine Adresse gelangen lassen? Der Wortlaut der fast wegwerfenden Bemerkungen über die Familie und die Tochter derselben, wenn er ihn überdachte, schien dem zu widersprechen. Trotzdem blieb im ganzen der Eindruck einer Absicht, einer dummschlauen Absicht, wie Wolfgang das bei sich bezeichnete. Und dieser Eindruck war ein so unangenehmer, daß dem derzeitigen Mirbach'schen Inspektor jetzt noch nachträglich das ärgerliche Blut in die Schläfen stieg.

(Fortsetzung folgt.)

Generalfeldmarschall

Graf Moltkes Briefe

an seine Braut und Frau.

Goslar, den 29. August 1841.

Gestern abend bin ich hier am Nordfuß des Harzes angekommen. Ich fuhr vorgestern früh mit einem Einspänner, den ich gemietet, von Göttingen aus bei schönstem Wetter bis Herzberg am Südfuß des Harzgebirges. Unterwegs lud ich noch einen Göttinger Studenten auf und pilgerte mit diesem von Herzberg aus zu Fuß ins Gebirg hinein. Die Hitze war aber furchtbar, und die Mittagssonne prallte von den Felswänden wie von einem glühenden Ofen zurück. Ich bestieg indes eine sehr schöne Ruine, den Scharzfels, welcher im siebenjährigen Kriege durch die Franzosen genommen und zerstört worden war. Die Natur hat alles gethan, um dies Schloß unnehmbar zu machen, denn auf dem Gipfel des Waldbergs tritt an vierzig Fuß hoch ein senkrechter Sandsteinfelsen hervor, der das Fundament der Burg bildet und nur auf einer Stiege zu erklimmen ist. Da hilft weder Bresche schießen, noch Minen sprengen, nur Verrat oder Hunger könnten dieses Schloß bezwingen. Es erinnerte mich an Sand-Bey-Kalessi.

Die Nacht brachte ich in Lauterberg zu, einem Gebirgsstädtchen, in welchem man eine Kaltwasserheilanstalt gegründet hat. Ich ging noch abends auf dem wundervollsten Spaziergang unter hohen Buchen nach der drei Viertelstunden entfernten, in einer Waldschlucht gelegenen sogenannten Riesendouche, und nahm ein zweites Bad, bevor ich Lauterburg verließ, um nach Andreasberg zu wandern.

Das Thal dorthin ist sehr schön. Hohe, steile Thalufer, mit dichtem Wald bestanden, schließen es ein. Allmälich steigt man so aus der Buchenregion in die der Tannen empor, welche sich anfangs nur auf den Gipfeln zeigt, dann tiefer hinabsteigt und endlich den Weg ringsum einschließt. Erst dicht vor Andreasberg sind die Berge kahl, und abscheuliche Arsenikdämpfe, welche aus den Silberwerken kommen, erfüllen das Thal mit Gestank. Die armen Menschen, welche dort arbeiten, erhalten einen Thaler Tagelohn, — dafür verkaufen sie ihre Gesundheit und ihr Leben.

Noch vor der ärgsten Hitze kam ich im Gasthof zu Andreasberg an, erquickte mich mit Braunschweiger Bier und Forellen, nahm einen Wagen und fuhr nach Clausthal und Altenau. Nachmitags um drei setzte ich meinen Weg zu Fuß fort und pilgerte munter das Okerthal hinab. Je weiter man sich in dieser Felsschlucht hinabsenkt, desto wildromantischer wird die Gegend. Die Straße hat an den schroffen, fast senkrechten Granitwänden eingesprengt werden müssen und zieht oft dreihundert Fuß über dem Spiegel des schäumenden, tosenden Flusses hin.

Die Sonne war schon untergegangen, als ich die vielen Türme, die hohen Mauern und schönen Lindenbäume der alten Kaiserstadt Goslar erblickte. Sie ist gewiß eine der interessantesten im nördlichen Deutschland, und ich begreife, daß Kaiser Heinrich sie so gern gemocht. Ein Teil der alten Kaiserburg ist noch erhalten, ebenso das schöne Rathaus mit den Kaiserbildern, von dem berühmten Dom steht aber nur das Atrium. Ueberhaupt ist sehr viel zerfallen, und die Stadt füllt die große Ringmauer nicht mehr aus. Ihr Eisenkleid ist ihr zu weit geworden, so ist sie im Laufe von sieben Jahrhunderten zusammengeschrumpft.

Nach der Hitze des Tages und zwölfstündigem Marsch war mir ein gutes Wirtshaus und ein treffliches Abendbrot, letzteres bestehend aus Lachsforellen und Taubenbraten, sehr erwünscht. Heute bin ich in der Stadt herumgewandert und fahre nachmittags nach Harzburg und von dort heute abend noch über Wolfenbüttel nach Braunschweig auf der Eisenbahn. Es sind hier im Harz allein seit sechs oder acht Jahren mehr Chausseen gebaut worden, als das Königreich Dänemark überhaupt, so lange es existirt, zu stande gebracht hat. Ich habe daher vollauf zu rekognoszieren.

Wir haben heute eine entsetzliche Hitze, und ich bin froh, daß ich nicht viel zu gehen brauche. Deinen Harz-Reise-Mackintosh habe ich als Shawl auf dem Arm übers Gebirg getragen.

Eine arge Geschichte ist mir passirt, ich habe meinen Koffer von Göttingen hieher poste restante geschickt, bin aber zu Fuß schneller als die hannöversche Post hier angekommen, so daß ich ihn nicht hier vorgefunden habe. Es wird mir nichts übrig bleiben, als mir in Braunschweig heut abend eine Garnitur Wäsche zu kaufen.

Habt ihr denn in Itzehoe auch solche Hitze? Wenn ihr eure Lebensweise nicht geändert habt, so finde ich euch oft beim Frühstück, zu Mittag und beim Thee, im Garten oder auf der Promenade. Adieu, süße Marie, ich kann diesen Brief noch nicht abschließen, weil der erste im Koffer liegt. Sobald ich wieder im Besitz meiner Effekten bin, soll's aber gleich geschehen.

Braunschweig, Dienstag mittag.

Gestern in der Abendkühle fuhr ich mit der Diligence den schönen Weg längs des nördlichen Fußes des Harzes nach Harzburg. Der Brocken mit dem Brockenhaus, welches so oft in Wolken eingehüllt ist, lagen klar da, und die Trümmer der alten Kaiserburg schauten über die langen, wohlgebauten Dörfer, die Obstalleen, Garnbleichen, Hüttenwerke und Schmelzöfen und über die weite, fruchtbare Ebene, welche sich nördlich ausbreitet. Hin und wieder ragt ein einzelner, verfallener Wartturm hervor, an die alte, unruhige Zeit erinnernd. Die Burgen zerfallen, aber die Hütte des geringen Mannes ist zum stattlichen Wohnhaus geworden.

Um sechs Uhr fuhr der Wagenzug auf der Eisenbahn ab, und zwar weder durch Pferde noch durch Dampf getrieben. Ein paar Arbeiter schoben die mit Menschen und Gütern schwer beladenen Wagen einige Schritte vorwärts und überließen sie dann ihrem Schicksale. Mit immer zunehmender Schnelle rollen diese vorwärts, bald schießen die Bäume, Brücken und Felder am Auge vorüber, und nur ein gutes Pferd könnte in gestreckter Carrière mitkommen. Nach acht Minuten waren wir in Bienenburg auf der ersten Station angekommen und hatten in dieser kurzen Frist fünfviertel deutsche Meilen durchlaufen. Dies alles besorgt nur die Naturkraft der Schwere, denn die Bahn ist vom Fuß des Harzes her abgeneigt, und das Gewicht der einmal in Bewegung gesetzten Masse treibt sie vorwärts, so daß sie nur durch Hemmung der Räder zum Stehen gebracht wird. Nun darfst Du keinenfalls glauben, daß die Bahn sehr steil bergab gehe. Die Senkung ist vielmehr so gering, daß Du sie kaum wahrnimmst. Die Glätte der Bahn thut das übrige.

Von Bienenburg bis Schladen ist die Bahn noch nicht fertig, und man wird auf Wagen mit Pferden befördert, von dort aber über Wolfenbüttel nach Braunschweig wird ein feuerschnaubendes Roß vorgespannt, welches die vier Meilen in drei Viertelstunden läuft, ohne außer Atem zu kommen. Es war eine lauwarme Nacht, und der Vollmond schien so hell, daß man die Gegend weit herum erkannte und selbst der Brocken vollkommen kenntlich war.

Heute vormittag habe ich die Stadt mit ihren vielen schönen Kirchen und freundlichen Promenaden besehen und auch das neue, prachtvolle Schloß, welches an die Stelle des alten gekommen ist, das die Braunschweiger in Brand steckten.

Gern möchte ich einen Augenblick in euren Saal hineinschauen. Wenn Du nicht etwa in der Küche bist, sitzest Du gewiß im Lehnstuhl am Fenster und nähst. Jeanette, glaub' ich, musizirt, Mama strickt rote Strümpfe, Papa liest im Byron. Ich hoffe, daß Ernestine schläft, der Junge sitzt wohl in einer Bettecke und kreischt vor Vergnügen.

Schilke, Mittwoch abend.

Diese Zeilen schreibe ich Dir vom Blocksberge, wenigstens von seinem Fuße. Schilcke ist der höchste bewohnte Ort des Harzes mit alleiniger Ausnahme des Brockenhauses, und da dies ganz in Wolken gehüllt ist, ich auch schon oben gewesen bin, so schenke ich mir das Klettern da hinauf. Die Aussichten von sehr hohen Bergen sind alle ganz gleich. Die Gegenstände, welche mehr als drei bis vier Meilen entfernt sind, verschwimmen, man sieht eine blaue und graue Masse und kann sich einbilden, vom Aetna oder vom Brocken zu schauen. Die schönen Partien liegen immer am Fuß der Gebirge, und von diesen habe ich einige heute durchstreift. Seit fünf Uhr früh bin ich auf den Beinen und erst um sechs Uhr abends ins Quartier gerückt. Die fürchterliche Hitze hat aufgehört, und wir haben heute mehrere Regenschauer gehabt. Hier nun machte sich Mr. Mackintosh sehr angenehm und erwies sich erkenntlich dafür, daß ich ihn acht Tage lang in der Sonne wie ein Kind auf dem Arm herumgetragen habe.

Ich werde nach Magdeburg schreiben und mir die Briefe, welche etwa eingegangen sind, nach Halberstadt kommen lassen, damit ich eher Nachricht von euch erhalte, denn vielleicht hast Du dorthin schon geschrieben. Gute Nacht, liebe, süße Marie, ich bin sehr müde und werde ungewiegt schlafen.

Helmuth.

*

Dresden, den 8. September 1841.

Deinen freundlichen, herzlichen Brief, liebe Marie, aus Helgoland, welcher bis zu eurer bevorstehenden Abreise von jener Insel reicht, habe ich in Magdeburg bei meiner Durchreise empfangen und mit wahrer Freude gelesen. Es ist wahr, gute Marie, daß es Dir schriftlich weit besser gelingt als mündlich, Deine Gedanken mitzuteilen. Den Grund dazu suche ich aber nicht allein in Deiner, sondern auch in meiner Eigentümlichkeit, in der Zurückhaltung, welche bei mir die Frucht einer unter lauter feindseligen Verhältnissen verlebten Jugend ist und welche notwendig wieder Zurückhaltung bei anderen erzeugt. Daß aber Reichtum der Gedanken und Tiefe des Gefühls in Dir wohnt, davon zeugen Deine Briefe und besonders dieser.

Du fragst mich, was mir an Dir und Deiner Art, zu sein, nicht gefällt, damit Du es ändern könntest. Nun will ich Dir in aller Wahrheit sagen, daß, wie ich auch hin und her denke, mir alles in Dir gefällt, aber so manches in mir nicht. Du darfst Dich nur in der Art fortentwickeln, wie Du jetzt bist, so mußt Du eine höchst liebenswürdige, treffliche Frau werden; ich kann so manches nicht mehr ändern, und wenn es nicht bloß Deine Nachsicht, wenn es nun wirklich wahr ist, daß Du ganz froh und zufrieden mit mir gewesen bist, so danke ich Gott aufrichtig dafür. Die aus der Verschiedenheit unseres Alters hervorgehende Art, zu empfinden, macht, daß ich, ohne unwahr zu werden, Dir nicht dasselbe lebhafte Gefühl bieten kann, wie sich's in Deinen schönen Augen ausspricht und wie Du es wohl als Erwiderung fordern darfst. Ich kann nur ungefähr wie „der Bär“ in dem Roman der Bremer „Die Nachbarn“ sein, welchen Du, glaub' ich, kennst. — Indes ich hoffe, es soll schon gehen. Du bist so gut und liebevoll. Gott erhalte Dich mir so. — Gewöhnlich fehlte es uns, wenn wir zusammen waren, an etwas, zu sprechen. Das liegt nun darin eben, daß Du natürlich bis jetzt wenig gesehen, wenig erlebt, wenig gelesen, kurz, daß wir uns eigentlich nur eines sagen konnten, und das wußten wir schon und empfanden es, ohne es zu sagen. Wenn aber die Jugend ein Fehler ist, so besserst Du Dich alle Tage, und wenn wir erst einige Zeit Freud und Leid mit einander getragen haben werden, so werden auch die äußeren Gegenstände der Unterhaltung nicht fehlen. So viel ist gewiß, daß ich sowohl glücklicher sein, als auch Dir liebenswürdiger erscheinen werde, wenn ich Dich wirklich in Deiner Zukunft zufrieden sehe. Die Zweifel daran gehen aus meinem Charakter hervor, die gute Hoffnung, die ich hege, aus der Vortrefflichkeit des Deinigen.

Daß Du meinen Brief, den ich ganz eilig am Tage nach meiner Abreise aus Harburg Dir schrieb, nicht schon auf Helgoland erhalten, begreife ich nicht. Dann hast Du gar lange nichts von mir gehört, obwohl ich fast täglich an Dich geschrieben, denn der zweite Brief ging erst Ende vorigen Monats von Wernigerode ab.

Wie mag eure Seereise von statten gegangen sein, ihr habt, glaub' ich, sehr schönes Wetter gehabt. Wie mag es Ernestine bekommen sein? Euch übrigen ohne Zweifel sehr gut.

(Fortsetzung folgt.)

Beim Hünengrabe.*

Novelle

von

Gerhard Walter.

III. Im Hochsommer.

Ich nehme euch wieder zur Hand, ihr Blätter. Lange habt ihr ruhen dürfen. Nun ersteht aus Licht. Anfang und Mittel von dem Märchen meines Lebens habe ich euch anvertraut in stiller Stunde, in stiller Stunde sei in euch nun auch das Ende kundgethan.

Ich hatte um Urlaub auf achtundzwanzig Tage nach Berlin gebeten. Ich erhielt ihn mit der Maßgabe, mich dort persönlich beim Minister zu melden, um ihm Vortrag über den Fortgang und die Aussichten der Aufforstung zu halten. Das freute mich. Und freuen that mich der herzliche Handdruck, mit dem Gollnow und Frau Martha mich verabschiedeten. Ich schaute an der Straßenecke zurück vom Pferd aus. Da standen sie beide am Fenster und blickten mir nach. Sie winkte mit dem Tuch. Da gab ich dem Schimmel die Sporen, daß er mächtig ausgriff und bäumend ansprang, und tief holte ich Atem. So reiste ich.

„Schreiben Sie uns zuweilen, wie es Ihnen geht auf Urlaub?“ hatte Frau Martha gefragt.

„Ja, Postkarten, die beste Erfindung der Neuzeit.“

„Die mag ich nicht. Wenden Sie fünf Pfennig mehr daran und schicken Sie uns eine Briefkarte. Ich möchte gar zu gerne wissen, wie meine alte Tante in der Gödenstraße Ihnen gefällt, und was sie zu unserer Einladung sagt. Sie ist etwas wunderlich und schwer zu behandeln und auf Briefe allein gibt sie gar nichts. Vielleicht vermag Ihre Empfehlung unserer Häuslichkeit etwas mehr. Außerdem diniren Sie gut bei ihr. Ich habe Sie zum Essen bei ihr eingeladen.“

In meiner Brieftasche, der bewußten, lag ein zart duftendes Brieflein an Frau Allerstein in der Gödenstraße. Daß ich im stillen Herzen so sehr erbaut war von dem Auftrag an diese alte Dame, die mir eine etwas warm zu haltende Erbtante zu sein schien, kann ich gerade nicht behaupten.

Ich machte den Besuch am selben Tage, an dem ich die Audienz beim Minister hatte, und in unmittelbarem Anschluß an dieselbe. Ich war einmal in Galauniform, und dann war ich mit der Geschichte durch.

Als ich vorm Palais des Ministers wieder in den Wagen stieg, sah die Welt sehr rosig um mich her aus. Ich war belobt worden, meine Ernennung zum Oberförster und außerdem ein Kommissarium zur Ueberwachung sämtlicher Heideaufforstungen mir in nächste Aussicht gestellt. Das war frische Luft, das war Zukunft, Arbeit, Unruhe, Leben. „Nun müssen wir auseinander, Frau Martha!“ dachte ich, „und das ist doch das beste, was uns beiden geschehen kann!“ Und doch, wie würden meine Gedanken dein stilles Haus umflattern, und wie in tiefem Heimweh würde mein Herz aufschlagen in der Fremde und auf der Wanderschaft — nicht nach deiner Liebe — nein: vorbei, dahin! aber nach dem Blick deiner Augen, nach dem freundlichen Wort deines Mundes! Da hielt der Wagen.

Mit festem Griff drückte ich auf die Klingel, wohl zu fest in meiner angeregten Stimmung, denn es schallte wie Siegesgeläut durch das stille Haus.

Ich gab meine Karte ab und besah mir die Bilder in dem kleinen, eleganten Salon, in dem der Fuß so angenehm tief in weiche Teppiche sank. Plötzlich stutzte ich, dort in der Ecke hing ein meisterhaftes, lebensgroßes Porträt, eine junge Frau von eigenartigem Liebreiz in ganzer Figur, im schwarzen Seidenkleid, im Thürrahmen stehend, gerade wie an jenem Tage Martha, und mit weißer, feiner Hand eine schwere Purpurportière aufhebend — aber nein, es war ein Spiegel, in den ich schaute, das Bild bewegte sich ja, wie elektrisirt fuhr ich herum und vor mir stand — Madonna Agnes!

Die Ueberraschung war zu gewaltsam. Ich bin in meinem ganzen Leben nicht so fassungslos gewesen. Auch die Dame in Schwarz schien betroffen. Sie blickte auf die Karte in ihrer Hand. „Sie sind der Sohn des Herrn, der mir so freundlich von meinen Verwandten angemeldet ist?“ fragte sie mit weicher, wohllautender Stimme, auf einen Sessel deutend.

Ich hatte mich notdürftig gesammelt.

„Vergebung, Gnädige, ich bin in eigener Person beauftragt worden, der Frau Allerstein sehr herzliche Grüße und eine noch dringendere Sommereinladung nach Wühlebüll zu überbringen. Ich hoffe, daß die alte Dame mir später noch die Gunst einer Audienz wird gewähren können, da ich sehr gemessene Befehle von Frau Gollnow habe.“

Ein feines Lächeln spielte um den Mund der jungen, ernstblickenden Frau vor mir. „Da werden Sie doch wohl mit mir vorlieb nehmen müssen,“ sagte sie freundlich, „außer mir gibt es keine Frau Allerstein.“

„Aber, Gnädigste —“ fing ich jetzt beinah' an zu stottern wie ein verlegener Schulbube, „Verzeihung — aber — aber man hat mir von einer alten, etwas wunderlichen Tante erzählt —“ platzte ich fassungslos heraus.

„Und mir von einem alten, ‚prächtigen Forstmann‘ geschrieben,“ fiel sie lachend ein, „‚den ich einmal zu Mittag einladen müßte —‘ das sieht meiner lieben Cousine wieder ganz ähnlich, irgend solchen Unfug anzustiften.“

„Ja, dann müssen wir uns wohl in die Wandlung fügen. Und ich darf mich beehren, meine Kreditive zu überreichen!“

„Ah, noch ein Brief!“ rief sie; „erlauben Sie?“

Sie brach ihn schnell auf. Wieder flog ein Lächeln über das blasse, feine Gesicht. Du arme, junge Frau, woher denn die traurigen Augen? Und wer hat dich weinen machen? Sie war eine jener weichen Gestalten, auf denen eines jeden Blick mit Wohlgefallen ruht, jede Bewegung weiblich und anmutig, wie jedes Wort wohlklingend und wohlthuend, das dem Gehege ihrer Zähne entschlüpfte, nach dem ersten Eindruck eine anschmiegende, weiche, innige Natur.

Nun sah sie auf. „Ein toller Unfug, aber wir müssen ihn der besten unter allen jungen Frauen zu gute halten. Nicht wahr, Sie verkehren viel im Hause?“

„Sehr viel, und ich halte unendlich viel von beiden!“

Sie erhob sich. „Wie lange bleiben Sie in Berlin?“

„Vier Wochen. Ich muß nach der Stille der braunen Heide einmal die Großstadt auf mich wirken lassen.“

„Und ich möchte nach dem Lärmen der Großstadt einmal die stille braune Heide vor mir sehen,“ sagte sie ernst.

„Gnädige können Sie aus erster Hand in Wühlebüll haben — meilenweit! Und man muß nur ihre Schönheit zu würdigen wissen, um sie lieb zu gewinnen. Ernsthaft liegt sie da, keine Modeschönheit, aber eine Fürstin, stolz und still, der sie das Reich und allen Schmuck genommen — doch den verblichenen Purpur gelassen.“

„Und außerdem scheint sie zum Dichten anzuregen,“ sagte sie lächelnd. „Erzählen Sie mir mehr von ihr und meinen Verwandten, wenn ich Sie dieser Tage zu dem ausbedungenen Mahl einladen darf. Ich habe gar keinen Umgang,“ setzte sie, plötzlich wieder tief ernst blickend, hinzu, „nehmen Sie mit mir und meiner Gesellschafterin vorlieb. Oder sonst — schreiben Sie nur ab,“ entfuhr es ihr und wieder blickten ihre Augen so ratlos traurig, als wäre ein süßer Schein aus ihnen gebrochen. Und sie hatte doch einmal in Liebe „Ja“ gesagt.

Ich sah sie erstaunt an. Helle Röte stieg in ihrem Gesicht auf und es war, als läse sie forschend in meinem Gesicht.

„Also auf Wiedersehen,“ sagte sie mit freundlichem Ton.

Ich ging. Vor mir sah ich den ganzen Tag die traurigen tiefblauen Augen der blonden, schönen, fremden Frau, und „was hat man dir, du armes Kind gethan?“ ging es fragend, mitleidvoll durch meine Seele.

Der Minister und Madonna Agnes mußten in geheimen Beziehungen zu einander stehen. Wenige Tage nachher lagen am frühen Morgen zwei Schreiben für mich im Hotel: eines, das mir meine Ernennung zum Oberförster anzeigte, mir aber gleichzeitig aufgab, sofort meinen Urlaub abzubrechen und die kommissarische Verwaltung einer Oberförsterei in Pommern zu übernehmen, und ein zweites von Frau Agnes, das mich zum Abend um fünf zum Essen einlud.

Also Heide, adieu! Martha — adieu! Ich war ein neuer Mensch und sollte neue Luft atmen, Heilungsluft, Lebensluft. Wie ein schwerer Traum lag das Vergangene hinter mir. Habe Dank, du lieber, treuer, trefflicher Arzt, der mir mit reiner Hand den ersten, starken Heiltrank gereicht, daß mein Herz genesen konnte, daß ich jetzt nicht krank und matt und widerwillig das hinnahm, was mir die kommenden Tage bringen sollten, sondern als Mann, aufrecht stehend, ins Leben schaute mit seiner Fülle. Ein Strom warmer Freude ging über meine Seele.

Und so trat ich hin vor Frau Agnes.

„Sie bringen Gutes!“ sagte sie, als sie mir die Hand reichte.

Ich sagte ihr, worin es bestehe. Herzlich klang ihr Glückwunsch.

„Und ich bringe Ihnen auch Gutes!“ fügte sie hinzu, „hier — einen Gruß aus dem Amtsgericht!“ Sie reichte mir eine kleine Karte. Ich las, und der Strom jener Freude schwoll noch mächtiger an:

„An guten Tage die Sonne fangen,
An bösen an Gottes Herzen hangen;
Tapfer, mit unverlorenem Mut,
So Tag um Tag, dann endet's gut!
Mit warmem Gruß
Martha Gollnow.“

Mehr stand nicht auf dem kleinen Blatt. Aber gerade genug für mich. Ich las und reichte es Frau Agnes.

„Auch in Versen?“ lächelte sie; „ich habe gleichfalls einen bekommen. Wie ich schon sagte, die Heide macht ebenso gut Dichter wie das Meer. Sehen Sie hier, ich wußte eigentlich gar nicht, daß meine Cousine auf dem Olymp verkehrte. Oder zieht sie nur die Kürze der Poesie der längeren Prosa vor:

„Wie's Wetter dreht
In Sturm und Not,
Gefaßt und still —
Und wie Gott will!“

lautete freundlich und tröstlich der Schildspruch für Frau Agnes.

Sie nickte dazu, als ich ihn halblaut vorlas, mit einem eigenartig wehmütigen Lächeln, das dem jungen Gesichte mit den großen blauen Augen gar schön stand, aber wieder etwas wie warmes Mitleid mit der jugendlichen Frau mir im Herzen weckte. Die Flügelthüren zu einem kleinen, behaglichen Speisezimmer wurden aufgethan.

„Sie müssen mit mir allein fürlieb nehmen, Herr Oberförster,“ bat sie mit sanftem Ton und einem Augenaufschlag der dunklen Wimpern, der zum Dichten schön gewesen wäre, wenn nur nicht wieder so arg viel wie schmerzliche Entsagung darin gelegen hätte. „Denken Sie nur, mein Fräulein hat sich gerade vor einer Stunde der Migräne halber zu Bett gelegt. Aber ich glaube,“ setzte sie mit leichtem Lächeln hinzu, „es war hauptsächlich Verlegenheit und Angst. Ich hätte noch schnell eine alte, taube Tante bitten können, aber das wäre Ihnen am Ende auch keine Freude gewesen. Sie sehen, wie wenig ich Ihnen bieten kann. Darf ich bitten?“

Ich bot ihr den Arm, eine weiße, runde, kleine Hand legte sich darauf. So ging sie neben mir her, in ihrer ganzen Haltung immer Frau und Dame, immer ein Geschöpf, das unwiderstehlich Teilnahme einflößte, und von dem man eigentlich das Gefühl hatte: dich führen ist nicht genug — dich muß einer auf starken Armen hoch halten und durchs Wetter tragen, den Mantel um dich werfend — und meine Gedanken waren mit einemmale auf der Heide, an der Brücke und Martha nickte mir zu: „Recht so, das will ich ja gerade!“ und wie blendend über den Weg fallendes Licht fiel's plötzlich in meine Seele: „Dies ist die Frau, die Martha dir bestimmt hat!“

Welche Antwort kam aus der Tiefe meines Herzens zurück? Noch keine! Ich mußte erzählen, viel erzählen. Ich that es mit der ganzen Freude, die ich dabei fühlte, wenn auch nur in Gedanken, in jenem einzig lieben Hause einkehren zu können, und das Behagen der Stunde kam dazu, die Nähe

Google

einer jungen, liebreizenden Frau, deren Augen unterm Hören freundlich auf mir lagen, ein stärkendes Gefühl schnell erworbenen Vertrauens, die schöne Stille ringsum, ich hob mein Glas gegen sie: „Und nun eine Bitte meinerseits: erklären Sie mir, in welcher Weise Sie mit Frau Martha verwandt sind!“

„Wir sind ganz regelrechte Bruderskinder. Mein Vater wohnte auf Rügen in Saßnitz und Marthas in Süddeutschland —“

„So sind Sie also eine geborene Dickmann?“ fragte ich verwundert.

„Ja, finden Sie das so erstaunlich?“

„Und Sie hatten einen Bruder, der die Schwester Ihres Gemahls heiratete?“

„Ja,“ sagte sie matt, „woher wissen Sie das?“

Ich erzählte ihr, so weit ich's konnte, von dem Gespräch, dessen Zeuge ich in Saßnitz an jenem Abend gewesen, an dem ich Martha verlor, und ich erzählte unterm Bann des Erstaunens, daß ich hier einen Faden wieder auffand, den ich damals achtlos aus der Ferne sich hatte anspinnen sehen.

„Ja, damals dachten Sie wohl nicht, daß Sie mit der erwähnten Tochter so einsam zu Mittag essen würden,“ sagte sie mit einem freundlichen Blick, „aber die Welt ist merkwürdig klein!“

„Freuen wir uns dessen, daß sie uns so liebenswürdige Ueberraschungen bereit hält!“ antwortete ich aus ehrlicher Ueberzeugung; da schallte draußen heftiges und lautes Klingeln. Ich sah, wie Frau Agnes zusammenfuhr und plötzlich glühend rot wurde. Und nun erklang auf dem Flur eine etwas rauhe Männerstimme. Mir wurde mit einemmale sehr unbehaglich zu Mut in dem instinktiven Gefühl: deine Gegenwart ist in diesem Augenblick mehr als überflüssig, und — wie kam's nur? — ich blickte hinüber zu meiner jungen, lieblichen Wirtin, aus deren entsetzten Augen unverhüllte Angst sprach, aber wo war der Heiligenschein geblieben, der mir Madonna Agnes' Haupt bisher umstrahlt hatte?

„Das ist mir ganz einerlei,“ hörte ich jene Männerstimme nur wenig gedämpft wieder, „wer ist denn da?“

„Ganz egal, melden Sie mich —“ tönte sie wieder, „lassen Sie mich durch!“

„Frau Agnes, wer besteht da draußen so pavig auf seinem Recht?“ Sie war leichenblaß geworden und ich sah die feinen Hände leicht zittern.

„Verzeihen Sie!“ brachte sie mühsam heraus und ihre Augen gingen wie in Todesangst, Hilfe heischend, umher — plötzlich sprang sie auf, und ehe ich's fassen konnte, war sie hinaus. Ich saß allein und kaltes Unbehagen überkam mich. Draußen gedämpfte Stimmen, ihre und die des Mannes.

„Ums Himmels willen, so geh doch!“ drang Frau Agnes' Stimme jetzt lauter durch, und mir war's, als sähe ich sie mit gerungenen Händen vor jenem Manne stehen. „Ja, ja, hab doch nur Erbarmen, Fritz!“ klang es wieder, nun abgehende Schritte, nun schloß sich die Thür des Flurs — die Thür zum Eßzimmer that sich auf und in ihr erschien — nicht Frau Agnes, sondern die hübsche Köchin, aber mit arg verstörtem Gesicht:

Die gnädige Frau ließe sich entschuldigen, sie fühle sich plötzlich zu unwohl, um sich selbst zu verabschieden —

Tief verstimmt verließ ich das Haus, das war das unerquicklichste Mahl meines Lebens gewesen.

Am nächsten Morgen reiste ich nach Pommern.

Da saß ich denn, ein einsamer Mensch im einsamen Walde, und wenn ich durch die kahlen Eichenschläge oder durch die rauschenden Kiefernbestände hinritt, dann war mir nicht wohl und frei ums Herz, so wie ich's mir gedacht hatte im weiten, stillen Forst — nein, es war nur öde um mich her. Mir fehlte ein Mittelpunkt für mein Denken, und in mir war's leer und kalt wie im Buchenwald drüben. Ich hatte zu nichts rechte Lust und an nichts rechte Freude, Martha! Nein! Sie war mir nicht mehr, was sie mir gewesen, sie hatte mich zu offenbar mit jener Frau, mit der wunderlichen Madonna in der Gödenstraße, zusammenbringen wollen, bloß um mich los zu werden! Lag ihr an meinem Glück so wenig?

„Ich werde aus Ihnen und Ihren Briefen nicht klug!“ schrieb sie an den Rand eines Briefes, „und aus Agnes erst recht nicht! Haben Sie beide sich gehaßt, oder was ist sonst mit Ihnen? Keines von Ihnen ist wieder zu kennen und Ihre Briefe gehen vorsichtig und wie auf Stelzen.“

Ich mochte nicht antworten auf diese Frage. Lange ließ ich den Brief liegen.

„Wir dürften vielleicht keine einander sympathische Menschen sein!“ schrieb ich endlich. So, Frau Martha, da liegt dein schöner Plan zerbrochen am Boden. Wer dich einst geliebt, der wird wählerisch!

In ihrem nächsten Briefe that sie der Sache keine Erwähnung wieder. Sie war abgethan. Nur eins störte mir die Ruhe, daß ich mit wachenden und mit schlafenden Augen jene anderen Augen, die blauen mit den schwarzen, langen Wimpern traurig und wie mit stillem Vorwurf auf mich gerichtet sah. Ich wollte sie nicht sehen, aber sie drängten sich bis in meinen Traum, so wie ich sie damals im Wagen gesehen hatte, ehe wir umwarfen.

Ich war müde von weitem Ritt nach Hause gekommen. Es war gemütlich drinnen bei mir. Ein Mann in so recht innig behaglicher Stimmung hätte sich sogar außerordentlich wohl da fühlen können. Durch den Forst sauste und brauste der Wind und fuhr wohl einmal rüttelnd gegen meine Fensterläden, als wolle er sich vergewissern, ob sie auch fest zugemacht seien. Im Ofen loderte ein prasselndes Feuer von guten Buchenkloben, und vor dem Ofenloch lagen meine beiden Hunde, die Schnauze auf die Pfoten gelegt, und blinzelten in die wärmende Glut. Ich hatte es mir bequem gemacht nach des Tages Müh' und Arbeit und ging, meine lange Pfeife rauchend, auf und ab. In meinem ganzen Hause kein Laut, kein Klang, nur meine eigenen Schritte schallten auf den Dielen. Mir wurde plötzlich schrecklich einsam zu Mut. Einer lieben Stimme Ton zu hören, in ein Paar freundlich leuchtender Augen zu blicken, ja, da waren sie wieder, die Augen, an die ich nicht denken wollte, die bethörenden, bittenden blauen Augen, und mir war's, als hörte ich eine leise, flehende Stimme: „O, denke nicht schlecht von mir, du fremder Mann —“ Da fuhren meine Hunde knurrend auf. Was war das? Jetzt, in später, dunkler Abendstunde? Eiliger Hufschlag, näher und näher. Bellend sprangen die Hunde nach der Thür. Nun klapperten die Hufe auf dem Steinpflaster — nun hielt der Reiter vor dem Haus. Anton eilte hinaus, da wurde ungestüm an meine Thür gepocht und ein Postreiter hielt mir einen Brief entgegen: „Eingeschrieben und durch Eilboten zu bestellen!“ Marthas Hand.

Der Bote verschwand mit Anton. Ich glaube meine Finger zitterten, wie ich den Umschlag abriß. „Mein Freund! Sie haben mir einmal in einer Stunde, deren wir beide nicht vergessen werden, gesagt, Sie würden mir jede Bitte erfüllen, und ich wies Ihre Bekräftigung zurück. Heute erinnere ich Sie daran, die Freundin den Freund. Es betrifft nicht mich, sondern Agnes! Um was es sich handelt, weiß ich nicht. Sie telegraphirt an meinen Mann: ‚Wenn Sie können, kommen Sie gleich! Ich bedarf Ihrer Hilfe!‘ Mein Mann liegt krank zu Bett. Nun bitte ich Sie, reisen Sie hin! Helfen Sie der Armen! Ich habe ihr zurück telegraphirt: ‚Ein Freund kommt.‘ Machen Sie mein Wort nicht zu schanden. Nehmen Sie diesen Brief mit als Beglaubigung. Wenn Sie nicht können — wollen, dann geben Sie mir eiligste Nachricht, aber was dann? Bitte, bitte! — Martha!“

Ich riß am Klingelzug, daß der Draht zersprang. Anton stürzte herbei. Ich schrieb schon mein Telegramm: „Ich reise sofort!“ und reichte es ihm. „Der Bote soll gleich zurückreiten. Du spannst sofort an und führst mich nach der Station. Wir haben zwei Stunden Zeit bis zum Schnellzug. Flink!“ Es ging alles wie im Traum. Aber ich träumte schnell und es war Mannesstolz, der mich hob. „Du kannst Hilfe sein, wo sich eine auf dich verläßt,“ als ich festen Schrittes früh am andern Morgen die Gödenstraße hinaufging und dort die Klingel zog.

Erstaunt sah das Mädchen mich an: „Gnädige Frau empfangen so zeitig nicht!“

„Bringen Sie ihr meine Karte — und diesen Brief.“

Sie ging. Ich wartete. Da that sich die Thür auf und leichten, eiligen Schrittes kam Frau Agnes auf mich zu, schon von weitem mir beide Hände entgegenstreckend. Sie sagte nur: „Herr Oberförster!“ aber es lag viel Klang in den zwei Worten.

Sie sah angegriffen aus, bleicher als im Herbst und dunkle Ringe lagen unter ihren Augen. Aber ihre eigenartige Schönheit ertrug das, ja, wurde vielleicht noch dadurch gehoben. Die frauenhaft schöne Gestalt umhüllte ein einfaches Morgenkleid und auf dem reichen aschblonden Haar saß ein Häubchen mit einer einzigen blauen Schleife. So saß sie mir gegenüber und in meiner Seele kämpften die Gedanken einen heißen, wunderlichen Kampf. Wer war sie? War dies reizende Weib des vollen Ritterdienstes eines Mannes und seiner Kraft wert?

Hatte sie in meinen Augen, in meinem Herzen gelesen? „Sie sind ungern gekommen, — aber Sie sind da!“ begann sie mit verschleierter Stimme, „und Sie sind gut beglaubigt. Nun sollen Sie aber erst —“ sie hielt an — und mit sichtbarer Anstrengung fuhr sie fort „an mich glauben.“

Ich sah ihr fest in das süße Gesicht, ohne ein Wort zu sagen.

„Wir gingen damals ohne Abschied aus einander. Ich konnte nicht zu Ihnen zurück. Es hat mich viel heiße, bittere Thränen gekostet, glauben Sie mir das? Ja, thun Sie's immerhin. Wissen Sie, wer der Mann war, den Sie draußen sprechen hörten? Es war mein Bruder.“

Ich fuhr in die Höhe und es war, als ob plötzlich eine Flutwelle von Reue sich über mein Herz ergösse. Sie hob ein wenig die Hand.

„Ja, das war er. Und seinetwegen habe ich jetzt um Hilfe gebeten. Aber erst müssen Sie alles wissen:

„Also ich heiratete den Bankier Allerstein und mein Bruder dessen Schwester. Wie glücklich oder unglücklich ich war, gehört nicht hieher. Nicht wahr, Sie haben sich gewundert, daß ich nur eine alte, taube Tante zur Verfügung hatte. Bankiersfrauen haben sonst mehr Umgang. Aber nicht, wenn der Mann erst einen furchtbaren Konkurs gemacht hat und das Geld vieler anderen mit verloren hat, wie zum Beispiel das seiner kurz vorher verstorbenen Schwester, meiner Schwägerin, und sich schließlich, um dem Entsetzlichsten zu entgehen, erschossen hat.“

Sie schwieg und drückte die Hand über die Augen. Ich schwieg auch, verstummend vor solchem Leid. Und in mir wühlte noch ein anderer Schmerz.

Sie lehnte sich zurück und ließ die Hand sinken. Nach der Decke schauend, sprach sie langsam weiter:

„Damals, als alles über mir und um mich her zusammenbrach, habe ich schreckliche Zeiten durchgemacht. Von Stund an mied man mich, die Herren grüßten mich nicht mehr, die mir einst den Hof gemacht, und die Frauen —“ Ein Zug bitterer Verachtung flog um den weichen Mund.

„Ich verlor alles in dem Schiffbruch und war bitterer Armut preisgegeben. Ich hatte alles drangegeben. Natürlich, da starb zu allem andern Leid, aber zu meiner Rettung, mein armer Vater auf Rügen — der Kummer hat wohl mitgeholfen, und mein ebenfalls ruinirter Bruder und ich erbten ein bescheidenes Vermögen, von dem ich meinerseits leben konnte. Er hätte es auch gekonnt. Aber wie er es gewesen war, der meinen Mann zum verzweifelten Börsenspiel getrieben, so verlor er auch jetzt in kurzer Zeit sein Erbteil in wüsten Spekulationen. Und nun gehört er“ — ihre Stimme wurde immer klangloser — „zu den vielen dunklen Existenzen, die — die fortwährend am Staatsanwalt vorbeistreifen, bis — er sie faßt.

„Er lebte seit längerer Zeit von mir. Auch damals, an jenem Tage, war er gekommen, um mir Geld abzudrängen. So ging es ohne Aufhören unter allen möglichen Vorwänden weit über meine Mittel hinaus. Und er sank tiefer und immer tiefer. Und jetzt —“ sie sprang auf und trat vor mich hin und sah so auf mich herab, die gefalteten Hände schlaff herabhängend, mit müdem Blick mir in die Augen sehend, „jetzt quält er mich arm und tot. Nun will er fünftausend Mark auf einmal von mir haben, um nach Amerika zu gehen und dort etwas anzufangen. Der Boden mag ihm hier zu heiß werden. Und das kann ich nicht. Aber er glaubt es mir nicht, und wenn ich's ihm gebe, dann bringt er es hier durch und kommt wieder, mich zu quälen — und — und —“ sie schluckte an den Worten, „und droht mir mit den greulichsten Drohungen, wenn ich ihm nicht zu Willen bin. Nun wissen Sie alles,“ setzte sie hinzu und ließ sich, das blasse Gesicht in den Händen verbergend, in ihren Sessel sinken. „Wissen Sie nun Rat oder Hilfe gegen ihn?“

(Schluß folgt.)

Abstecken gebracht, damit die Blätter die Trophäen des Königs nicht beschatten und so die Unterthanen seine Ruhmesthaten stets vor Augen haben!

Das zweite Gehöft, dessen Wände, Dächer und Umfriedung aus Schilfrohr gebaut sind, gehört den Ma-Schupia an, welche als Unterthanen des Ma-Rutserreiches, gegenwärtig unter englischer Oberhoheit stehen. Unter den Gebräuchen dieses Stammes ist ein Gauklertanz zu nennen, der, von professionellen Tänzern aufgeführt, durch die beiden Schwarzen auf unserer Zeichnung versinnlicht ist; diese Leute betreiben das einträgliche Geschäft der Wahrsager und werden, stundenlange einhertanzend, endlich in eine hochgradige Aufregung gebracht, daß sie förmlich im fanatischen Zustande Antworten erteilen, die sich dann die Fragesteller nach Belieben auslegen mögen. Treffen ihre Wahrsagungen nicht zu und war der Befrager vielleicht ein Mann von Rang, so müssen sie auf einige Monate das Feld räumen, um nicht neben der im vorhinein empfangenen Bezahlung nachträglich auch tüchtige Prügel zu bekommen!

Dr. Holubs Ausstellung hat leider nicht die pekuniären Erfolge gehabt, die sie verdiente, und Dr. Holub sieht sich gezwungen, im nächsten Jahr — wahrscheinlich in Prag — nochmals eine Ausstellung zu veranstalten und hofft nach dem Entgegenkommen, das man ihm jetzt schon von Prag aus bietet und unter Benützung der für die dortige Landesausstellung gebauten Räumlichkeiten, auch in pekuniärer Hinsicht einen Erfolg zu erzielen, der es ihm ermöglicht, im Jahr 1893 seine Arbeiten in Afrika wieder aufzunehmen.

Die Zauberin.

(Hiezu das Bild Seite 177.)

Das glückliche Ceylon ist ein Land der Märchen, oder vielmehr, es ist selber ein Märchen. Die schwarzgrünen Zimmetwälder mit den roten Stämmen, die so dicht sind, daß die Schlangen, die zwischen den Wurzelfasern der Bäume entstehen, sterben, ohne je die Sonne gesehen zu haben, sind sie nicht ein Traum? Der Adamspik mit seinem lilienweißen Gipfel, welcher wie Brillantstaub auf dem sammetblauen Fond des Himmels glitzert, ist das etwa Wirklichkeit? Das dunkelviolette Meer mit den smaragdgrünen Streifen, ist das nicht eine Vision? ... Und die Zeltnadelbäume, deren vanilleduftige weiße Blüten betäuben und ersticken, gehören die nicht einer Zauberwelt an? ... Und können die Menschen in einer solchen Natur so sein wie andere?

Sangi-Singh war ein Zauberer — weiter nichts. Er zauberte mit Schlangen — aber nicht mit den schlanken, grünschillernden, beweglichen Schlangen, wie seine indischen Kollegen, sondern mit den farblos-graubraunen Schlangen Ceylons, mit den im Waldschatten geborenen, wie eine Baumwurzel aussehenden, dicken, klebrigen, riesenstarken Schlangen, deren Blick versteinert, deren leichter Biß tötet. Wenn Sangi-Singh im Abendglühen an irgend einer Straßenecke seinen schmutzigen zerlumpten Teppich ausbreitete, seinem aus bunten Weiden geflochtenen Korbe sein gelbes Seidentuch entnahm und auf seiner kleinen Rohrpfeife zu flöten begann, leise, leise, da blähte sich das Seidentuch, es bewegte sich, und eine dicke alte Schlange kroch hervor und fing singend zu zischen an, und von allen Seiten kamen Schlangen herbeigekrochen — eilig, sich ringelnd, wie toll ...

Sangi-Singh war bei seinen Produktionen nicht allein. Nach ihm kam sein Töchterchen Ramjal. Ein goldgelbes, blätterbraunäugiges Kind, in welke, hadernartige, von Silberfäden durchzüngelte Seide gekleidet. „Die Zauberin", hieß sie, wie ihr Vater „Zauberer" hieß. Das Hexen lag im Blute. Aber sie bezauberte nicht Schlangen, sondern kleine blumenbunte Vögel — Vögel, blau wie Veilchen, gelb wie Kaktusblüten, grünbraun wie Theeblätter. Sie hatte auch ihr buntgeflochtenes Körbchen, das sie leer neben sich hinstellte. Dann schulterte sie einen getrockneten Schilfstock und fing an zu singen — ohne Worte — leise, leise, wie Bienen summen, dann wie Vöglein im Traume zwitschern; und Vöglein kamen herangeflogen, zuerst einzeln, dann in Schwärmen, von allen Seiten, aus den Wolken herab, von den Bergen herbei, vom Meere herein, von überall. Und sie setzten sich auf den Stab Ramjals und lauschten ihrem Sange, und wie dann Ramjal den Stab schüttelte, fielen sie leblos von demselben herab, wie tote Blätter, und lagen um sie herum entseelt am Boden ... Die armen, von einem Sang vergifteten Tierchen.

„Wie kann man an einem Liede sterben!" — sagte nach einer solchen Vorstellung Bilbal, der Sohn des Oberpriesters des Gottes Fohi.

Was machte Ramjal mit den toten Vögeln? Sie sammelte dieselben wie reife abgefallene Früchte in ihren Korb und trug sie heim. „Schlangenfutter!" sagten die Leute.

„Das Zauberwesen der Kleinen gefällt mir doch viel besser als das des Alten," sagte Bilbal, der keine Vorstellung versäumte. „Es sieht sich hübscher an, wenn Vögel verhext werden, als die häßlichen, klebrigen Schlangen."

„Mir ist wiederum die junge Hexe unheimlicher als der Alte," sagte ein alter Priester Fohis. „Der Alte verzaubert Schlangen, er macht also schädliche Tiere willenlos. Die Junge aber verzaubert arme kleine Vögel — das ist Reptilienart — und sie selber ist also die Schlange. — Niemand hat je ihre Mutter gesehen oder ein Weib des Alten gekannt. Ich glaube, die dicke alte Boa im Korbe Sangi-Singhs ist ihre Mutter!"

Der Jüngling zuckte die Achseln und entfernte sich aus dem Kreise. Er hatte gesehen, wie die Tochter Sangi-Singhs mit ihrem Korbe im Schatten einer Nebenstraße des Tempelplatzes verschwand. Sie hatte sich noch einmal nach Bilbal umgeblickt mit ihren großen, träumenden, gefährlichen, blätterbraunen Augen und war dann im Tiefschatten des Gäßchens verschwunden.

Bilbal eilte ihr nach. Aus dem Schatten tönte ihr Lied — das wortlose Bienensummen, das leise zirpende Vogelgezwitscher ... Das lockte und lockte Vögel und Menschen.

„Wie kann man an einem Liede sterben! ..." Und doch siechte Bilbal hin, langsam verfiel er, und die Thee-Ernte war noch nicht vorüber, da starb er in den Armen seines Vaters — schmerzlos, wie ein Licht verlöscht.

Das Lied des Zauberkindes hatte ihm das Herz verbrannt.

C. M. Vacano.

Die Behandlung der Petroleumlampe.

Von

Max Mirus.

„Die Lampe will heut aber wieder gar nicht brennen" oder „ich weiß nicht, daß jetzt so viele Cylinder brechen" hört man oft die Hausfrauen klagen, so daß man versucht wäre zu glauben, nicht alle seien mit den Eigenheiten der so allgemein verwendeten Petroleumbeleuchtung genügend vertraut, und es erscheint lohnend, die verschiedenen, dieser Beleuchtungsart anhaftenden Unannehmlichkeiten einmal in nähere Betrachtung zu ziehen.

In allen Erdteilen wird jetzt Petroleum gewonnen. Das dem Innern der Erde zumeist von selbst entfließende Oel, das Rohöl, wird bekanntlich in den Kerosinfabriken durch Destillation in seine einzelnen Bestandteile zerlegt. Bei der Destillation entweichen zunächst die leichtverfliegenden Sorten, zum Beispiel Benzin; bei der Temperatur von 160 ° Celsius, in der Destillirblase beginnt das Leuchtpetroleum überzusteigen, welchem bei noch höheren Temperaturen die Schmieröle folgen, während als Rückstand in der Blase Pech und diesem ähnliche Substanzen zurückbleiben.

Bei der Oellampe war eine Explosion ausgeschlossen, weil das Oel, wenn im Ueberschuß der Flamme zugeführt, am Brenner abfließt oder auch die Flamme zum Verlöschen bringt, nicht aber sich selbst entzündet. Bei der Petroleumlampe hingegen sind Explosionen nicht selten.

Die einzelnen Petroleumsorten haben eine verschiedene Entflammbarkeit,*) das ist die Fähigkeit, bei einem höheren oder niedrigeren Temperaturpunkt sich an einer Flamme zu entzünden. Je niedriger die Temperatur ist, bei welcher die Entflammbarkeit einer Petroleumsorte liegt, um so eher wird dieselbe auch zu Explosionen neigen. Die Temperatur, bei welcher sich entzündliche Dämpfe im Bassin der Petroleumlampe bilden, also eine Entflammung des Petroleums eintreten könnte, ist 35—37 ° Celsius. Wenn nun auch der Behälter einer Petroleumlampe durch irgend einen Zufall eine solche außergewöhnliche Temperaturerhöhung erfährt, so sind damit noch nicht alle Vorbedingungen für eine Explosion erfüllt. Zu einer solchen gehört vor allen Dingen das Erfordernis, daß die explosiven Gase im richtigen Verhältnis mit atmosphärischer Luft gemengt sind. Die Zusammensetzung von gleichen Teilen Luft und Petroleumdampf explodiert gar nicht, die heftigste Explosion gibt 1 Teil Petroleumdampf und 8—9 Teile Luft. Ist das Verhältnis nicht dem Vorstehenden entsprechend, so findet in der Regel ein Verpuffen statt. Die hierbei eintretende Druckerhöhung im Petroleumbassin ist selten groß genug, das Bassin zu zersprengen; in den meisten Fällen wird nur ein Auflodern der Flamme zu bemerken sein, oft erlischt dieselbe.

Von wesentlichem Einfluß auf die Entwicklung von Dämpfen im Petroleumbassin ist die Konstruktion der Brenner. Deren Metallteile leiten die Wärme gut nach dem Bassin ab, und zwar besser bei den Flachbrennern als bei den Rundbrennern. Die Flamme wird bei den Flachbrennern von einer geschlitzten Blechkappe in enge Berührung mit der Luft gebracht, während dies bei den Rundbrennern durch die Einschnürung des Cylinders geschieht. Dort wird die meiste Wärme vom Metall aufgenommen und weitergeleitet, hier vom Glas. Im ersteren Falle kann der Docht leicht eine Erwärmung von 50—60 ° Celsius erfahren.

Eine weitere Gelegenheit zur Herbeiführung einer Explosion können die im Boden des Brenners befindlichen Löcher geben, wenn sie zu groß und nicht mit den nötigen Schutzvorrichtungen versehen sind. Beim Reinigen der Lampe fällt oft die Kohle des verbrannten Dochtes innerhalb des Rundbrenners und wird, zumeist aus Bequemlichkeit, nicht wieder entfernt. Daß gerade diese Ueberreste, welche mit Petroleum durchtränkt sind, der Flamme einen guten Weg weisen zum Uebertreten nach dem Bassin wird jedem bei einiger Ueberlegung von selbst einleuchten. Höchst gefährlich aber sind die Kanäle, welche gebildet werden, wenn der Docht nicht breit genug ist, den Brenner also nicht nach beiden Seiten genügend ausfüllt. Diese Kanäle verbinden direkt das Innere des Petroleumbehälters mit der Flamme. Viele meinen, daß eine Explosion durch übermäßiges Füllen des Behälters herbeigeführt wird. Es könnte dieser Fall eintreten, wenn das Petroleum überläuft, weil es sich durch die Nähe der wärmespendenden Flamme mehr ausdehnt als das Glas des Behälters. Seine Dünste vermengen sich mit der zur Flamme aufsteigenden Luft, und es entsteht vielleicht eine kleine äußere Explosion, welche den Cylinder zersprengen, nicht aber nach dem Bassin übertreten kann. Doch ehe dies eintritt, müßte schon die Füllung „bis an den Rand" erfolgt sein.

Daß man aber, wie es oft vorkommt, die Lampe nur halb füllt, um einer möglichen Explosion aus dem Wege zu gehen, ist geradezu falsch. Ganz abgesehen davon, daß ein größeres Quantum Petroleum zur Erwärmung bis zur eintretenden Verdampfung einer größeren Menge Wärme als ein kleineres Quantum bedarf, brennt bei einer nur halb gefüllten Lampe die Flamme um vieles schlechter. Denn je tiefer die Oberfläche des Petroleums im Behälter sinkt, um so schwerer vermag der Docht das Petroleum aufzusaugen; die verminderte Zufuhr verursacht nur eine Verringerung der Leuchtkraft. Dann nützt auch ein Höherschrauben des Dochtes nichts mehr. Die Flamme brennt dadurch nicht heller, sondern es wird nur ein unbeabsichtigtes Verbrennen und Verkohlen des Dochtes herbeigeführt, was immer einen unangenehmen Geruch verursacht.

Wenn nach dem Auslöschen der Lampe der Docht nicht bis unterhalb des Brenners heruntergeschraubt wird, so entsteht ein höchst übler Geruch dadurch, daß die von außen und innen herantretende Luft, welche durch den heißen Cylinder noch einige Zeit in lebhafter Zirkulation erhalten wird, den Docht, namentlich bei fast ausgebrauchtem Behälter, weiter glimmen läßt. Die dadurch sich entwickelnden Petroleumdämpfe erfahren eine andere Zersetzung, als dieselbe durch vollkommene Verbrennung in der hellen Flamme beabsichtigt und erreicht wird.

Am Tage, wenn die Lampe gereinigt ist, soll der Docht immer unterhalb des oberen Randes des Brenners stehen. Der Docht saugt nämlich vermöge seiner Kapillarität beständig Petroleum auf, welches bei zu hohem Docht über den Brenner herunterläuft, sich über das Bassin und den Lampenfuß ergießt und schließlich den Lampenteller mit häßlichen Flecken durchsetzt. Viele glauben dann, das Bassin sei undicht. Damit nicht beim Brennen während einer bestimmten Zahl von Stunden die Leuchtkraft der Flamme nachläßt, mache man die Bassins möglichst flach. Das verbrennende Petroleum verteilt sich alsdann auf eine größere Fläche, ohne daß zugleich die anzusaugende Höhe sehr verschieden wird. Doch ist man auch wieder in der horizontalen Ausdehnung der Behälter dadurch beschränkt, als ein zu breites Bassin einen zu großen Schatten auf die Unterlage wirft.

Und nun noch etwas vom Cylinder. Man hört häufige Klagen darüber, daß der Cylinder so oft zerbricht. Die Gründe dieses häufigen Zerbrechens liegen am Cylinder selbst am seltensten. Betrachten wir dieselben näher! Da ist zunächst das Schiefstehen des Cylinders. Dies wird sich in der Regel an der rußenden Flamme erkennen lassen. Die Flamme will senkrecht in die Höhe brennen und wird den Glascylinder an einer Seite mehr erhitzen als an der andern. Die Folge sind ungleichmäßige Spannungen im Glase, und da dies dünn ist, vermag es die Spannung nicht auszuhalten und zerspringt. Mitunter sitzt der Cylinder ganz gerade und der Brenner steht nicht mitten im Halter des Cylinders. Man kann dies am besten dadurch feststellen, daß man bei senkrecht stehender Lampe und Cylinder von oben in diesen hineinsieht: es muß dann der Brenner mitten in dem Glascylinder stehend erscheinen. Dieses einseitige Stehen der Cylinder ist in der Regel die Folge einer schlechten Reparatur. Man gebe nie einzelne Teile, sondern stets die ganze Lampe in Reparatur. Sitzt der Cylinder zu fest in seiner Führung, dann kann er sich nicht genügend ausdehnen, und auch hier ist die Folge davon: er zerbricht. Das Gleiche tritt ein, wenn den heißen Cylinder ein kalter Luftstrom trifft, oder wenn beim Anbrennen der Lampe, namentlich wenn dieselbe vorher in kalter Luft gestanden hat, die Flamme gleich von vornherein zu hoch geschraubt ist. Doch ist auch nicht abzuleugnen, daß der Anlaß zum Zerspringen des Cylinders in diesem oft selbst liegt. Vorwiegend wird dies dann eingetreten sein, wenn der Riß von einem Ende, das heißt vom obern oder untern Rande des Cylinders ausgeht. Bei der Herstellung wird der Cylinder länger aus der Glasmasse geblasen, als er nach der Fertigstellung sein soll. Die Enden werden zu richtiger Länge abgesprengt und dann gerade geschliffen. Hierbei bilden sich unvermeidlich kleine, vom Rande ausgehende Risse, welche mit bloßem Auge nicht zu sehen sind, aber dennoch den Charakter eines Anbruchs tragen; bei eintretenden Spannungen werden diese dann zum Ausgangspunkt der den Cylinder zerstörenden Risse. Wenn der Cylinder bei seiner Fabrikation aus der Glasschleiferei nochmals in den Glühofen zurückgebracht und die Enden verschmolzen werden möchten, würden jene geringen Haarrisse verschwinden und das Material durch langsames Erkaltenlassen zäh und widerstandsfähiger gegen Zerspringen werden können.

Viele Hausfrauen glauben — irrtümlicherweise — den Cylinder dadurch widerstandsfähiger gegen Zerspringen machen

*) Gemäß kaiserlicher Verordnung vom 24. Februar 1882 ist der Normalentflammungspunkt des flüchtigen Petroleumproduktes bei 2760 Millimeter Barometerstand auf 1° Celsius festgesetzt.

zu können, daß sie ihn, ehe er in Gebrauch genommen wird, mit Wasser ans Feuer setzen und mehrere Stunden kochen lassen.

Manche Lampen, die vorher ganz gut und ruhig gebrannt haben, fangen auf einmal an, eine zuckende Flamme zu bekommen. Hier kann die Ursache daran liegen, daß die Einschnürung des Cylinders nicht in richtiger Höhe zum Brennerrande steht. Es wird sich auf dem Grunde des Cylinderhalters etwas niedergelagert haben, was den Cylinder nicht fest aufsitzen läßt. Nach Entfernen dieses fremden Körpers wird die Flamme so ruhig wie zuvor brennen. Das Zucken der Flamme kann jedoch auch durch einen gehinderten Luftzutritt herbeigeführt werden, wenn zum Beispiel bei Rundbrennern die Zuströmung zum Innern der Flamme von den bereits oben erwähnten, beim Reinigen des Dochtes abfallenden verkohlten Dochtteilchen fast verstopft ist.

Mitunter hört man in der Flamme ein kleines explosionsartiges Geräusch, welches von einem plötzlichen Aufzucken der Flamme begleitet und auf folgendes zurückzuführen ist: Wenn beim Reinigen der Lampe der Brenner mit einem nassen Tuch abgewischt wird, teilt sich etwas von der Feuchtigkeit dem Dochte mit. Beim Anbrennen der Lampe werden dann diese Wasserteilchen verdampft und, indem sie in die Flamme gelangen, erregen sie jenes Geräusch.

Dasselbe tritt ein, wenn Wasser durch irgend welchen Zufall in das Bassin und dann durch das Aufsaugen in den Docht gelangt. Das Bassin und das zur Aufbewahrung des Petroleumvorrats dienende Gefäß müssen von Zeit zu Zeit gereinigt und darnach gut ausgetrocknet werden.

Gießt man in eine Lampe jeden Tag immer nur ebensoviel Petroleum, als am Abend vorher verbraucht wurde, so bildet sich nach und nach ein Bodensatz und, da beim Brennen die flüchtigeren Bestandteile zuerst aufgesaugt werden, so bleiben immer mehr von den weniger flüchtigen zurück: der Inhalt des Behälters erscheint trübe, und die Lampe brennt immer schlechter. Es ist erforderlich, daß die Lampe wenigstens alle vierzehn Tage im Sommer und alle neun Tage im Winter ausbrennt und nach gründlicher Reinigung gänzlich frisch gefüllt wird.

Von der Zweckmäßigkeit des Lampendochtes läßt sich außer dem, was aus Vorstehendem bereits hervorgeht, noch das hinzufügen, daß seine Länge nicht mehr als 20 bis 25 Centimeter betragen soll. Wenn es auch sparsamer zu sein scheint, daß man so viel Docht als möglich in den Behälter zwängt, so geschieht dieses Sparen auf Kosten der Leuchtkraft: der Docht verfilzt allmählich, wird hart und dick und vermag hernach das Petroleum nicht so leicht aufzusaugen. Aus dem gleichen Grunde ist es ebensowenig rationell, den zu Ende gehenden Docht vermittelst durchgezogener Wollfäden verlängern zu wollen.

Zum Schluß müssen wir noch auf eins aufmerksam machen. Man findet mitunter in dem Bassin der Lampe eine natürliche Blume, eine Rose und dergleichen. Wenn auch nicht bestritten werden kann, daß dies Konservieren der Blumen nicht gerade unschön ist, da die Rose längere Zeit ihr natürlich frisches Ansehen behält, so ist gerade dies Verfahren der Leuchtfähigkeit der Lampe sehr schädlich. Es werden der Blume Stoffe entzogen, welche in das Petroleum übergehen und dessen Güte vermindern.

Litteratur.

Kulturhistorische Novellen hätte der Verfasser die ansprechenden Geschichten nennen können, die in Wahrheit als „Neue Erzählungen" von Paul Lang im Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart erschienen sind. Die Bescheidenheit, mit der er den anspruchsloseren Titel wählte, wird vielleicht im vorliegenden Fall einmal — eine seltene Ausnahme in unserer reklamesüchtigen Zeit — seinem Werke zu gute kommen. Der Name kulturhistorische Novellen könnte leicht zu dem Verdacht Anlaß geben, als solle der Leser hier am Ende mehr belehrt als unterhalten werden, und das hätte in unseren Tagen der vorherrschenden Oberflächlichkeit wohl so manchen jetzt voraus abgeschreckt. Und gewiß mit unrecht. Denn so gediegen der Kern ist, von dem die hier vereinigten fünf Darstellungen aus vergangenen Jahrhunderten ausgehen, so sind sie doch im besten Sinne des Wortes volkstümlich, immer nur in anregendem Ton und scheinbar ganz absichtslos erzählend, nie aber in einen trocken lehrhaften Stil verfallend. Die gut bürgerliche Augsburger Kaufmannsgeschichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert von den vier Säcken: — Pfeffersack, Geldsack, Bettelsack, Sack und Asche — das Grab Mosis aus dem siebenzehnten und drei Geschichten aus dem achtzehnten Jahrhundert, deren letzte: „Kunstlers Ostern", ein Erlebnis Danneckers aus den Zeiten der hohen Karlsschule schildert, enthalten so viel unmittelbares Leben und dabei so viel sich ganz von selbst ergebende, zwischen den Zeilen heraus zu lesende Lebensweisheit, daß wir das Buch nach jeder Richtung hin warm empfehlen können.

Eine gesunde, anregende Geisteskost bieten die „Marksteine des Familien-Bücherschatz", die im Verlag der Schriftenvertriebsanstalt in Weimar, der Verlagsstelle des Vereins zur Massenverbreitung guter Schriften, erscheinen. Unter der jüngst ausgegebenen Bände dieser Sammlung enthält zwei hübsche, volkstümliche Erzählungen: „Lebensschwänke" von Emile Zegtmeyer und „Zwei in einem Nest" von G. Haas. Gibt erstere ein getreues Spiegelbild des ernsten Ringens, durch das ein armes, auf Gemeindekosten im Dorfe selbstsüchtiger Pflegeeltern erzogenes Waisenkind sich Schritt vor Schritt unter Anstrengungen und Entbehrungen seine Lebensstellung erobern muß, so behandelt die zweite, sich gleich als eine heitere Erzählung aus Oberbayern einführend, im Tone jenes liebenswürdigen, gemütvollen Humors, der zugleich die ernstesten Lebenswahrheiten in sich birgt, die Erfahrungen eines jungen Doktors, der sich in den Augen der Bewohner von Prenzberg unerhörte Frechheit besitzt, sich als zweiter Arzt in ihrem kleinen Flecken niederzulassen, dessen Kranke seit Menschengedenken von niemand anderem als dem Herrn Bezirksarzt behandelt worden waren, welcher bis dato zugleich die ganze Umgegend mit ärztlichem Rat und Beistand versorgt hatte. Die Fährten und Köle, die tausenderlei engherzigen Vorurteile und Anfeindungen, mit denen der junge Arzt zu kämpfen hat, bis es dem „Weltstadtdoktor", wie der ältere Kollege ihn mit tiefem Groll benannt, gelingt, seine überlegenen Kenntnisse an einem eklatanten, vor Gericht spielenden Fall darzuthun und somit die Steine, die ihm in den Weg geworfen worden sind, endgültig zu beseitigen, liefern eine Reihe charakteristischer und zum Teil ergötzlicher Einzelzüge. Daß ein lebendiges Apothekertöchterlein, Fräulein Mizi, dabei redlich mitgeholfen hat und schließlich ihrer Gutthat Lohn findet, — richtiger gesagt: in ihrer eigenen liebenswürdigen Person dem Doktor den schönsten Lohn für seine ehrliche Ausdauer gewährt, und daß diese holdselige Erscheinung dem Künstler, der das Büchlein mit hübschen Bildern geziert hat, ganz besonders dankbaren Stoff lieferte, soll nicht verschwiegen bleiben.

Notizblätter.

Bildende Künste.

Die religiöse Malerei gelangt heutigen Tags selten mehr zu großen Erfolgen. Es fehlt ihr in unserer Zeit am rechten Grund und Boden. Nur ein Feld ist ihr verblieben, auf welchem sie sich in der ganzen Größe und Strenge der für alle Historienmalerei im klassischen Sinne giltigen Stilistik noch heute bethätigen kann und muß, das ist das Feld der Glasmalerei für Kirchenfenster. Auf diesem Gebiete nimmt unter den Meistern unseres Jahrhunderts Josef Anton Fischer eine bedeutsame Stellung ein. Seine Glasfenster in der Kirche der Münchener Vorstadt Au und im südlichen Seitenschiff des Kölner Doms zählen zum besten und bedeutendsten, was es auf diesem Gebiet gibt, namentlich durch die edle Gestalt und Innigkeit ihrer Auffassung, die Fischer mit einer strengen Gliederung vortrefflich in Einklang zu bringen wußte. Nachdem in neuerer Zeit die von des Künstlers Hand liebevoll gezeichneten Originalkartons zu all diesen Fenstern der neuen Pinakothek in München einverleibt worden sind, hat nunmehr die königlich bayrische privilegirte Kunstanstalt von Bruckmann und Wilde in München treffliche Nachbildungen dieser im besten Sinne des Worts klassischen Kunstwerke veröffentlicht. Die 19 mustergiltig gelungenen Lichtdruckbilder größten Formats sind in entsprechender Mappe vereinigt unter dem Titel: „Jos. Ant. Fischers Kartons zu den Fenstern der Mariahilf-Kirche in der Au zu München und zu den Glasgemälden des südlichen Seitenschiffes im Dome zu Köln", mit erläuterndem Text von Richard Paul. Der Künstler hat sich freilich in seinen Bildern so klar, so voll, so zum Herzen dringend ausgesprochen, daß dem Textverfasser nicht viel hinzuzufügen blieb, aber er hat das Verdienst, den Absichten des Meisters verständnisvoll nachgegangen zu sein und sie mit würdigem Ernst im Worte gefaßt zu haben, der dem Wesen dieser schönen Kunstwerke entsprechen. An ihnen wird der Blick jedes verständigen und empfindungsvollen Beschauers seine fortgesetzte Erbauung finden.

Auf dem Schloßplatz in Berlin wurde der Begasbrunnen in Gegenwart des Kaisers feierlich enthüllt. Die Reichshauptstadt ist durch dieses umfangreiche und bedeutendste Werk von Reinhold Begas um eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges bereichert worden.

Bühne.

Eine glänzende Aufnahme fand bei seiner ersten Aufführung im Münchener Hoftheater das neue Schauspiel „Wahrheit" von Paul Heyse. Das Leitmotiv des Dramas bildet der Satz, daß es die reine, nackte, unvermittelte Wahrheit allein nicht thut, weder in der Kunst, noch im Leben. Bernd Eckardt, ein reicher Bankier, führt seiner schönen Frau zuliebe, welcher er nach sieben jähriger Ehe noch ebenso innig zugethan ist wie am Tage der Hochzeit, ein glänzendes Haus. Frau Clarisse hat aber nicht nur das Bedürfnis, gesellschaftlich zu glänzen, sie denkt auch, durch die Schmeicheleien ihrer Freunde verblendet, als Sängerin und Malerin Ungewöhnliches zu leisten, ohne doch die Grenze des Dilettantismus überschreiten zu können. Ihre junge Schwester, die ernste und aufrichtige Emmy, ist darüber empört, und sie verfeindet sich deswegen nicht nur mit ihrer Schwester, welche so wie so eifersüchtig auf Emmy ist, sondern auch mit einem Freunde des Hauses, dem alten Professor Werner, der, selbst ein berühmter Künstler, als Lehrer Clarissens deren Einbildungen nur verstärkt hat. Werner aber ist durch ein ganz besonderes Band an das Haus gefesselt — er ist der Vater Emmys, deren Mutter in einem Moment der Verzweiflung und leidenschaftlichen Erregung über die Nichtswürdigkeit ihres Gatten in die Arme des Künstlers getrieben worden war. Hart haben sie beide ihren Fehltritt gebüßt. Die Frau ist früh gestorben. Werner aber steht allein auf der Welt und hat es bisher noch kaum gewagt, sich seinem nichtsahnenden Kinde zu nahen. Erst als Emmy, welche ihren Schwager Bernd im Geheimen liebt, nun da diese Liebe durch die Rücksichtslosigkeit des um sie werbenden Dr. Normann an den Tag gekommen ist, das Haus verlassen will, um ihr junges Leben zu enden, da entdeckt sich Werner seiner Tochter, die fortan in der Pflege ihres Vaters ihre Pflicht und ihr Glück erblickt. Die kleinen Differenzen, die zwischen Bernd und Clarisse entstanden, werden beseitigt — auch von ihnen und dem Normann scheidet Emmy in Frieden und Versöhnung. Dies die kurze Skizze vom Inhalt des Schauspiels — in dem außer den erwähnten Personen noch eine Gestalt einen breiten Raum einnimmt, ohne doch aktiv in die Handlung einzugreifen — Bernds Mutter. Sie ist es, welche vor jener rücksichtslosen Anwendung der Wahrheit warnt, die wie Messerstiche ins Herz zu treffen pflegt; sie ist es, die besänftigend den Schaden zu heilen sucht, den andere durch unbedachte Wahrheitsliebe anrichten.

Ibsens „Nora" ist nun auch den Stuttgarter Theaterbesuchern in einer wohlgerundeten Vorstellung auf der königlichen Hofbühne, um die sich namentlich Fräulein Damont und Herr Schönreich als Träger der Hauptrollen und Herr Bara als Doktor Rank verdient machten, vor Augen getreten. Die beiden ersten Akte fanden sehr sympathische Aufnahme, während bezüglich des Schlusses die Stimmen geteilt blieben und das Kleinerg überwog, die Abend Lösung des so poetisch angelegten Konflikts naturwidrig, unglaublich und abstoßend finden.

Kultur und Wissenschaft.

Der deutsche Kaiser, der Prinzregent von Bayern und der Großherzog von Baden sind neuerdings der deutschen Shakespearegesellschaft als Mitglieder beigetreten.

Ueber „kritische Tage" hielt kürzlich Rudolf Falb einen Vortrag, in welchem er den 28. März und 26. April 1892 als die stärksten kritischen Tage des ganzen Jahrhunderts bezeichnete. Auch würden im nächsten Jahre die Regengüsse derart zunehmen, daß in den am tiefsten gelegenen Gegenden Ueberschwemmungen eintreten müßten.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel: Zauberschloß.

Worträtsel.

Ich bin vors Thor einst hinausspaziert,
Da ist mir ein närrisches Ding passirt:
Auf grünem Plane hab' ich geseh'n
Das Wort, als ein niedlich Gewächs, steh'n;

Und weiter draußen, auf einsamer Bank,
Da saßen zwei, waren liebeskrank!
Und haben das Wörtchen, tief gerührt,
Als innerliches Geheimnis verspürt.

Dann wieder sah ich andre zwei,
Die gingen verstimmt an mir vorbei;
Mein Wort nur bei einem ich schauen konnt,
Er hätt's wohl lieber dem andern vergunnt.

Und wie ich kam vor des Schenken Haus,
Da saß mein Wort daneben, ich hört's von draus',
Es zog mich hinein, ich schnitt ab ihm den Fuß
Und reicht es der Schenkmaid als Wandergruß.

Logogriph.

Mit r sieht es im Gotteshaus,
Mit n hab' ich's am eignen Haus;
Derweil tritt l, wie allbekannt,
Gebirg es ist in fernem Land.

Rätsel.

Der Kriegsmann empfängt es
Mit d für den Dienst;
Spielst du es mit r,
Glück, daß du gewinnst!

Auflösung des Anagramms Seite 142:

Friere, Reiter.

Auflösung zu: Kombinierte Quadrat-Zahlenrätsel Seite 142:

I

e	u	r	y	a	n	t	h	e
p	o	r	z	e	l	l	a	n
m	a	r	s	e	i	l	l	e
r	e	m	b	r	a	n	d	t
m	a	r	g	a	r	e	t	e
t	h	e	o	l	o	g	i	e
l	i	e	b	t	e	n	a	u
c	h	a	s	s	e	p	o	t
a	l	t	e	n	b	u	r	g

All deinen Schmerz

II

b	e	e	t	h	o	v	e	n
h	o	l	z	w	e	s	p	e
s	a	r	d	i	n	i	e	n
v	e	n	e	z	u	e	l	a
h	a	n	s	w	u	r	s	t
g	r	a	n	s	a	s	s	o
g	l	e	i	c	h	m	u	t
l	u	f	t	p	u	m	p	e
s	t	u	t	t	g	a	r	t

heilt 's Mutterherz.

Diese Seite ist insbesondere den Interessen des Hauses und der Familie gewidmet. Sie will Winke und Anregungen zu letzterlichen Thun und angenehmer Unterhaltung erteilen, mit berücksichtigten Erfahrungen sich zumal tüchtigen gemeinnützigen Beiträgen den Weg bahnen helfen.

Unter uns.

Beiträge aus dem Kreise unserer geschätzten Leser werden thunlichst berücksichtigt. Mittheilungen über eigene Erfahrungen, soweit sie sich zur Wiedergabe an dieser Stelle eignen, mit Dank verwendet. Alle hierauf bezüglichen Sendungen sind zu richten an die Redaktion von „Ueber Land und Meer" in Stuttgart.

Blühende Maiblumen zu Weihnachten.

Um Maiblumen zur Weihnachtszeit blühend zu haben, ist es nötig, sich bis spätestens Ende November blühbare Keime beizulegen, und zwar der Gartenmaiblume, da sich die Waldmaiblume nicht treiben läßt, zu verschaffen. Nachdem man die Wurzeln bis auf 5 cm Länge abgeschnitten, pflanzt man die Keime in flache Schalen, oder in Töpfe von 7 bis 9 cm Weite, welche zur Hälfte mit Moos angefüllt sind, so dicht als möglich aneinander. In einen 7 cm weiten Topf zum Beispiel 10 bis 12 Stück; doch dürfen die Spitzen der Keime nur bis an den Rand des Topfes reichen. Hat man nun noch zwischen die Wurzeln der Keime Sand, oder sehr sandige Erde, oder auch alte Sägespäne gestreut, so kann man die Töpfe entweder an einem kühlen Ort für eine spätere Zeit aufbewahren, oder auch sogleich warm stellen um das Blühen zu bewirken. Jeder Topf wird mit einer Hand voll Moos und einem leeren Blumentopf bedeckt und in einem mit Wasser gefüllten Untersetzer auf einen geheizten Ofen, oder eine warme Stelle des Küchenherdes gestellt. Sollte der Ofen zu heiß werden, was bei eisernen immer der Fall ist, so muß man Backsteine unterlegen. Das Wasser muß stets nachgefüllt werden, sobald es aufgesogen und verdunstet ist. Haben sich die Blumen entwickelt, so nimmt man Topf und Moos ab und stellt die Pflanze an das Fenster des Wohnzimmers.

C. Sch.

Für Steinsammler.

Um gesammelte Steine mit dem Namen des Fundorts zu versehen, muß man, wenn man nicht vergißt, was bei kleineren Steinen entschieden zu raten ist, sie auf einen schönen Karton aufzukleben, eventuell mit etwas getrocknetem Moos zu verzieren und die Inschrift auf den Karton anzubringen, zuerst auf dem Stein eine etwas ebene Fläche herstellen, was durch Abreiben auf einem rauhen Stein, oder besser auf einem glatten Schleifstein mit Benutzung von gepulvertem Schmirgel geschieht. Ist die Fläche hierdurch geglättet und getrocknet, so bestreicht man sie mit einer weißen Oelfarbe (die Farbe richtet sich nach dem Aussehen des Steins) und überzieht, wenn die Oelfarbe vollständig trocken ist, die betreffende Fläche mit einem durchsichtigen Lack (Kopallack u. s. w.). Bei Kalksteinen ist es am besten, wenn man die Schrift ätzt. Zu diesem Zweck überzieht man die Schriftfläche mit einer etwa ½ Millimeter dicken Wachsschicht, ritzt mit einem spitzen Instrument die gewünschte Schrift samt etwaigen Verzierungen in das Wachs, so daß an den angeritzten Stellen der Stein bloßgelegt erscheint, entfernt sorgfältig die Wachsspäne und gießt dann tropfenweise verdünnte Salzsäure auf die Schrift. Nach einiger Zeit wird vorsichtig abgespült und dann so lange weiter geätzt, bis die Schrift die erforderliche Tiefe hat. Hierauf wird die Wachsschicht abgenommen und die Schrift steht sehr schön vertieft im Stein.

R.

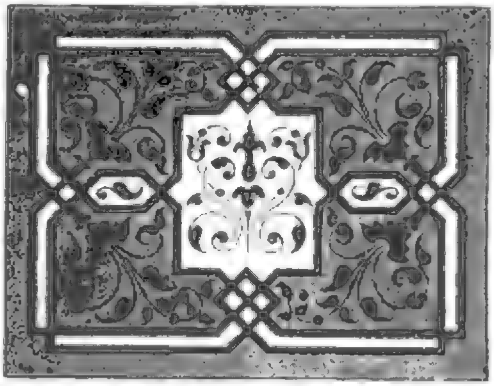
Die Holzmalerei.

Das Malen auf Holz ist jetzt eine so verbreitete und beliebte Beschäftigung aller, welche mit mehr oder weniger Geschick Pinsel und Palette zu benützen wissen, daß weitere Worte darüber, welche Gegenstände hiermit wirkungsvoll verziert werden können, überflüssig sind. Ist man nach im Unklaren, so besehe man sich nur die vielen und mannigfaltigen Gegenstände aus Holz, welche eigens für diesen Zweck hergestellt und in vielen Handlungen zum Verkaufe ausgeboten werden. Alle diese Sachen besitzen meist schon die erforderliche Vorpräparation, so daß sie nur noch der malkundigen Hand zur letzten Vollendung bedürfen. Bei der Holzmalerei kommen alle Malmittel in Oel- und Aquarellfarben zur Anwendung kommen, am verbreitetsten ist aber die Ausführung mit letzteren auf hellem Holze, und zwar empfiehlt wieder die Nachahmung eingelegter Arbeiten, mit welcher sich recht hübsche Wirkung erzielen läßt. Die gewählten Holzstücke reibe man, wenn sie nicht schon grundiert ist,

[illegible]

behangenen[?] Tusche auszuziehen und das Malen mit Aquarellfarben auszuführen. Dies kann nun, dem Muster entsprechend, in einer oder mehreren Farben, deckend oder lasierend vorgenommen werden, wozu letztere den nachzuahmenden eingelegten Holzarten zufolge zu wählen und derart aufzutragen sind, daß die Holzstruktur hindurch noch zur Geltung kommt und durchschimmert. Eine Ausnahme hiervon bildet Schwarz, welches so deckend als möglich aufgetragen werden muß, besonders in dem Falle, wenn die Fläche schließlich poliert wird; die Verwendung von Weiß ist möglichst zu vermeiden, da es nicht zuverlässig ist und auch nach dem Lackieren fleckig wirkt. Sind Metalleinlagen zu imitieren, so dienen hierzu Bronzefarben, welche ebenfalls stark deckend aufgetragen werden müssen und mit einer geeigneten Farbe unterlegt werden können. Auch in diesem Falle kann nur das Lackieren der Malerei platzgreifen. Da das Polieren eine ziemlich schwierige Arbeit ist, deren Fehlschlagen die auf das Bemalen verwendete Mühe und Zeit gänzlich in Frage stellt, so ist es am besten, sich mit einem einfachen Firnisüberzug zu begnügen, welcher zur Sicherung gegen schädliche Einflüsse hinreicht. Hierzu dient der bekannte Aquarell- oder Glasfirnis. Die zwei beigefügten Abbildungen zeigen eine kleine Schmuckkassette einfacher Form, welche, bis zum Bemalen fertiggestellt, in jeder Handlung derartiger Artikel erhältlich ist. Für die beiden Seitenwände wird das Muster der Vorderwand unter Weglassung des Mittelstückes verwendet. Die Malerei ist als Imitation einer Einlegearbeit zu behandeln. Der ebonierte Grund wird mit Neutraltinte angelegt, die Ornamente sind lilienweiß[?] oder Van Dyk-Braun darf bekanntlich auszuführen. Wünscht man eine Metall-Einlegearbeit auf schwarzem Grunde nachzuahmen, so entfällt der erste Tongrund und werden die Ornamente mit Bronzefarbe angelegt.

Lgm.



ziehen, mit Goldbronze oder Goldadern durchzuziehen, Teilstücke, naturalistisch ausgeführte Wellenlinien werden entweder gar nicht oder nur mit Pelz besetzt, wenigstens nicht mit dem zum Stoff passend gewählten, rechts gesteckten breiten Saume, einen Reifen, der diesmal eine Hauptrolle spielen dürfte und nicht als all der edlen Edelsteine in Verwendung kommen soll. Die glatten, sehr eng[?] Kanten gearbeiteten Röcke werden mit etwa 20 cm breiten bereiteten Pelzbesätzen garniert, die Westentaillen ein ganz aus Pelz gefertigt, die Jäckchen mit breiten Stoffkragen versehen, der noch wird

Tuchkleider und Tricottaillen.

Schon im vorigen Jahre wurde der Anfang gemacht, leichte Tuchkleider für die elegante Gesellschaftstoilette zu verwenden; heuer geht man darin einen Schritt weiter und fertigt Straßentoiletten aus Seidenbrokat, mit Goldrechten garniertem Woll-Gewebe, einen Stoff, der sich wie der ebenfalls zur Gesellschaftstoilette verwendete Lapinus ebenso, aber weicher, geschmeidiger ist und wegen seines eleganten Faltenwurfs Anklang finden dürfte. Diese Roben werden an Glanz ...

[illegible]

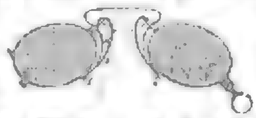
Schnürbänder, wird aber rückwärts geschlossen, zumeist über den jetzt beliebten hochroten Blusen aus Seidentricot getragen, die mit Granatperlen oder offener Seide gestickt, so elegant gehalten sind, daß sie den deutschen Modezeitschriften gleichwertig erscheinen. Die einfacheren Tricotjacken sind, der Mode entsprechend, mit Schnitt gearbeitet, die Aermel eben weit und faltig eingesetzt, unten mit breiterem, meist festen Manschetten abgegrenzt. Dadurch, daß man den Tricottaillen einige Fischbeine eingesetzt hat, erscheinen sie jetzt bedeutend fester; beliebt sind die Tricotjacken mit langen Hüftschößen und englischen Stehkragen, desgleichen die mit einem Doppelverschluß, das von links nach rechts übergeknöpft wird. Für Kinder sind die Tricotanzüge [illegible]

[illegible]

J. M.

Schuberts Normal-Pincenez.

[illegible]



[illegible] so gering als möglich zu machen, sind schon allerhand „verbesserte" Formen des Nasenklemmers erfunden worden. Daß dieser Gegenstand gleichwohl noch immer nicht über die Verbesserungsfähigkeit hinausgekommen war, beweist ein Vergleich der bisher gebräuchlichen Arten mit dem neuen, der Firma Joh. Schubert in Hannover in mehreren Staaten patentierten Normal-Pincenez, dessen Vertriebsrecht für Deutschland die Firma Behrens & Wahle in Berlin SW erworben und in Thätigkeit gesetzt hat. Die Vorzüge dieses Nasenklemmers, dessen außerordentlich elastische Feder sich von selbst der Nasenweite entsprechend einstellt, sind in erster Linie dahin, daß bei jeder Nasenbreite ein gleichmäßig sanfter Druck gegen die Nase. Der überaus einfache Mechanismus ist überdies von großer Haltbarkeit, elegantem Aussehen und läßt sich zu billigem Preise herstellen. Bei den Klemmern der bisher gebräuchlichen Konstruktion ist nur ein Teil der Feder in federnder Wirksamkeit, dagegen bleibt etwa die Hälfte der ganzen Feder ohne Thätigkeit. Hierbei wird erstens bei starker Nase ein heftiger Druck erzeugt, und zweitens sind die Gläser bei starken Nasen nach oben, bei dünnen Nasen dagegen nach unten gerichtet. Bei der Einrichtung nach vorliegender Erfindung ist die Klemmfeder ohne jede Schraube nur mittelst Einschieben in die Federhülsen befestigt. Diese letzteren, die aus einem Stück gebogen und an die Glasränder angelötet sind, bilden gleichzeitig, bei freiem Durchlaß der Teile a der Feder, die Führungen der letzteren in der Richtung der Glasrandebene. Die kombinierte Feder setzt mit ihren Enden lose in den an die Glasränder gelöteten Oesen d, wodurch eine stets federnde Lage derselben nicht mehr geändert wird. Auf diese Weise ist dafür gesorgt, daß die richtige Lage der Gläser stets gewahrt bleibt, ob man den Klemmer auf einer starken oder auf einer dünnen Nase Verwendung findet.

N.

Der Aladdinofen.

Edward Atkinson, ein amerikanischer Volkswirt, hat einen Ofen erfunden, der seiner Ansicht nach eine förmliche Revolution in der Küche hervorbringen wird und den er Aladdinofen genannt hat. Die Kosten der Nahrungsmittel und die Zubereitung derselben zu Speisen sollen in seinem Kochapparat nur die Hälfte dessen betragen, was die Hausfrau jetzt auf dem Markte und in ihrer Küche bezahlt. Das Aeußere des Ofens besteht aus Holzmasse, einem sehr schlechten Wärmeleiter, welches an den Kanten mit Zinn beschlagen ist. Er ruht mit vier Beinen auf einem Untersatz, auf dem sich eine Lampe befindet, und die Hitze der letzteren ist alles, was man zum Kochen gebraucht. Das Außenmaß des Ofens beträgt 22 zu 16 Zoll; innerhalb des hölzernen Kastens steht ein solcher aus Eisenblech, und dies ist der eigentliche Ofen. Er ist 15 Zoll lang und 12 Zoll hoch und ruht mit seinem Boden auf dem Boden der Holzkiste. Zwischen den beiden Kasten ist auf jeder Seite ein Raum von 2 Zoll, und der innere hat eine genau schließende eiserne Thür. Im Boden des Kastens aus Holzwerk ist eine Oeffnung, und die Lampe muß so gestellt werden, daß die Mündung des Cylinders sich unmittelbar unter der Oeffnung befindet. Oben auf dem Ofen ist ein Ventilator. Die erhitzte Luft steigt von der Lampe hinauf in den Holzkasten und füllt den Raum zwischen den beiden Kasten aus. Dort wird sie festgehalten, denn der Ventilator ist nicht groß genug, um sie zu entfernen. Jede Lampe mit rundem Docht erzeugt ungefähr 400 Grad Fahrenheit in dem Zwischenraum. Diese Temperatur kann beständig erhalten werden und reicht hin, jedes Gericht gar zu kochen. Das Innere des Ofens hat vier Fächer, und die Hitze in jedem ist die nämliche, nur der Boden, wo die Lampenhitze anstreicht, ist etwas heißer. Die Ersparung des Brennmaterials ist eine überaus große, denn Lampen, die eine Wärme von 400 Grad Fahrenheit ausstrahlen, verbrauchen in der Stunde nicht für 5 Pfennig Petroleum. Bei Atkinson bekommt, wird alles Fleisch, sobald es in einer regelmäßigen Temperatur eine hinreichende Zeit gekocht hat, zart, gleichviel, ob es aus den jüngsten oder aus den zähesten Teilen des Tieres genommen ist. Fleischteile, die man bei der heutigen Kochart nicht genießen kann, weil man nicht im Stande ist, sie zu kauen, sollen nach seiner Methode so weich werden, wie das schönste Filet. Der Erfinder erläuterte seinen Ofen in einem Vortrage in New-York und bewirtete seine Zuhörerschaft mit Proben seiner Kunst, die alle seine Behauptungen bestätigt haben sollen. Ein Steak von 2 Zoll Dicke war durch und durch weich wie Butter, und jahrealte Hühner schmeckten so köstlich wie junge Küken. In jedem Ofen waren vier Gerichte zugleich, natürlich in gedeckten Schüsseln, zubereitet worden und keines hatte von dem andern auch nur das geringste von Geschmack angenommen. Auch Menagen für Arbeiter hat Atkinson hergestellt, cylinderförmige Behälter über Lampen auf Ständern aus galvanisiertem Eisen. Mit dieser Menage geht der Arbeiter an seine Thätigkeit, zündet alsdann seine Lampe an und kann zur Mittagszeit seine warme Mahlzeit genießen. Die Menagen sind nach dem nämlichen Prinzip eingerichtet wie die Oefen. Soll das Essen im Aladdinofen binnen zwei Stunden fertig sein, so braucht man nur den Docht um so viel höher zu schrauben, die Köchin reguliert die Wärme ganz nach ihrem Bedarf. Der Ofen kostet 100, die Menage 25 Mark; zwei Drittel davon werden zur Gründung öffentlicher Kochschulen à la Aladdin verwendet, das letzte Drittel erhalten die Fabrikanten. Atkinson ist Philanthrop, er selbst will an seiner Erfindung nichts verdienen, sondern betrachtet sich als Reformator der Küche für die Menschheit im allgemeinen und erwartet mit Bestimmtheit, daß seine Methode sich überall Bahn brechen wird. Es scheint, daß seine Oefen nicht mehr der Fürsprache bedürfen, als die in Deutschland verschiedentlich eingeführten Grudeöfen.

P.

Zur Vernichtung der Blattläuse auf Pflanzen im Zimmer

kann der beistehend in minimalem Maßstabe dargestellte Blechbalg empfohlen werden. Er besteht aus

einer Gummikugel (a) mit Metallhülse (b); in diese steckt man einen Zigarrenmundstück von Holz mit einer angezündeten Zigarre schlechtester Sorte. Wird die Gummikugel gedrückt, so strömt der Rauch der Zigarre in langen Zügen gegen die Blattläuse, welche bald von der Pflanze fallen und durch unterlegtes Papier leicht gesammelt und vertilgt werden können. Dieser Rauchzerstäuber, wie man ihn auch nennen könnte, welche sich durch Anbringung von zwei Metallstäben (c c), zwischen welche die brennende Zigarre zu bringen wäre, noch verbessern lassen. Die Mündung (d) müßte sehr enge sein.

M. U.

Rauchmalerei.

Auf dem Gebiete der Rauchmalerei ist eine neue Erfindung gemacht worden, durch die es möglich ist, dergleichen Bilder lediglich aus Rauchfarbe herzustellen. Sie unterscheiden sich daher wesentlich von den längst bekannten Chinesischen Rauchbildern, die neben der Rauchfarbe auch andere Farbentöne zeigen. Die Bilder werden mit Hilfe von Rauch, einer angefeuchteten Tusche und der Finger hergestellt durch Wischen auf Glas oder Porzellan und dann durch ein chemisches Präparat fixiert. Sie sind vortrefflich als Lichtbilder zu verwenden, wobei ihre eigenartige Schönheit am besten hervortritt. Der Erfinder dieser neuen Herstellungsart ist Johann St. Eckardt, ein geborener Thüringer, der nach erfolgreichen Studien bei verschiedenen berühmten Meistern der Zeichenkunst sich seit einigen Jahren in München niedergelassen hat und dort auch, obwohl er schon in vorgerücktem Alter steht, durch das Staatsexamen als Lehrer im Zeichnen und Modellieren mit großem Erfolge bestand. Zur Ausübung seiner Rauchmalerei besitzt er eine ganz erstaunliche Fertigkeit, indem er den sorgfältig geschnittenen Nagel des kleinen Fingers an Stelle eines Zeichenstiftes oder einer Radiernadel benutzt und damit die schärfsten Zeichnungen ausführt.

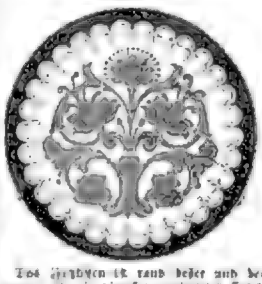
R.

Ambrosia als Nachspeise.

Man reibt eine Kokosnuß oder zerstampft Walnüsse, teilt Apfelsinen in Achtel, entfernt die Kerne und schneidet frische oder eingemachte Ananas in Scheiben. Man schichtet diese Sachen abwechselnd in eine Krystallschale, bestreut jede Schicht mit Zucker, übergießt die Speise mit einigen Gläschen Sherry und belegt sie mit kleinen Biscuitscheiben, die man zuvor mit Aprikosenmarmelade bestrich. Man kann einfacher eine Schüssel auch nur abwechselnd mit feinen Apfel- und Apfelsinenscheiben füllen; nach ersterer Angabe ist sie jedoch feiner und wohlschmeckender.

L. K.

Fußkissen



Das Fußkissen ist rund besser und bequemer, als ein vierkantig gearbeitetes Stück. Die hier gegebene Zeichnung ist für die Größe von 40 cm Durchmesser derart gedacht, daß der Ueberzug, unter dem sich die rollgefüllte Polsterung ohne Aufsatz befindet, aus grauem Filz hergestellt ist. Die Seitenumfassung, sowie die Ornamente sind entweder in Auflagearbeit, oder in Plattstich anzufertigen. Einfacher und leichter, dabei doch wirksam, ist die erste Art. Die Einfassung kann Ferdinand, rotes Tuch sein. Auch Abfälle von Seide lassen sich verwenden. Die Mittelblume kann hellblaue oder dunkelblaue Blätter bekommen, die mit hellblauer Schnur umlegt oder behäkelt behandelt werden. Die Staubfäden sind als Goldfäden darüber zu legen, die Endpunkte mit Goldflitter zu bedecken. Die gesamten Stiele können olivfarbene Stoffe bekommen, die dunkler und heller Verwendung finden können. Die seitlichen großen Blumen können als Gegensatz zur Mittelblume orangefarbenen Ton haben, ebenso der runde Knoten im Stiel. Die einzelnen Aestchen, an deren Ende sich eine Beere befindet, sind braun, die Beeren selbst möglichst leuchtend rot aufzulegen oder durch ein paar Plattstichstiche mit Seide aufzusticken. Die gesamten Blätter, Blüten und Stengel sind mit seidener Schnur zu umranden, mit Seidenfäden oder in Kettenstichmanier zu begrenzen. Die Adern der Blätter können, der starken Auszeichnung wegen, Goldfaden bekommen. Bei der Fertigstellung muß es dem Wunsche der Anfertigerin anheim gestellt bleiben, wie stark sie das Kissen haben will, danach hat sich auch der Tapezier zu richten. Der ganze obere Belag, der zugleich Deckel des Fußkissens ist, wird mit starker Schnur umgeben, die Zwischenseite selbst aber so weit mit demselben zusammengenäht, daß das untere Drittel, an dem sich in der Zeichnung die Kreuzchen befinden, aufbleibt, um die Füße hineinstecken zu können, werden einfach dann das in der Zeichnung punktierte Stück nach oben um. Da der Unterteil als Tasche mit Pelz gefüttert ist, wärmt es besonders den Spann des Fußes. Wenn notwendig, können seitlich am Kissen durch Umlegen einer dicken Wollenschnur sehr leicht ein paar Handgriffe geschaffen werden.

C. H.

Chinawein selbst zu bereiten.

½ Pfund Chinarinde wird vierundzwanzig Stunden lang in 3 Liter Wasser eingeweicht, dann bis auf 1½ Liter eingekocht, durchgeseiht, mit 1½ Pfund Zucker aufgekocht, alsdann durch ein feines Leintuch gegossen und mit drei Flaschen gutem Ungarwein oder altem Malaga vermischt. Solchen, die nervös stark heruntergekommen sind, pflegt es gute Dienste zu thun, wenn sie von diesem Chinawein täglich zwei bis dreimal vor den Mahlzeiten je einen Eßlöffel oder ein kleines Schnapsglas voll nehmen. Doch sollte das namentlich von seiten solcher, die den Einfluß des Chinaweins auf ihre Konstitution noch nicht erprobt haben, nicht ohne Befragen des Arztes geschehen.

P.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

nach außen hin einige Ruhe, dann war gleichsam auf eine Weile die Leitung abgestellt, längs welcher sich sonst vom Bett aus die dort angesammelte Elektrizität wetternd über das Gut entladen konnte.

Und der Anfall war diesmal ein sehr heftiger, so daß das ganze Personal aufatmete, weil man von dem Herrn eine Zeit lang gar nichts merkte. Er mußte notgedrungen dem Verwalter die Zügel in die Hände legen, und halb befremdet merkten sie bis zur letzten Arbeitsdirne hinab den Zug der Ruhe und Ordnung, der jetzt durch das Ganze ging. Geleistet wurde dabei allenthalben mehr, und wer weiß, ob den Leuten die Veränderung auf die Dauer zugesagt hätte, obgleich der Aufwand an Kräften ihrerseits jetzt sicherlich kein größerer war, eher das Gegenteil. Aber wer Unsinn und Verwirrung als Lebenselement gewohnt ist, der findet den entgegengesetzten Zustand am Ende reizlos und langweilig.

Herr Mirbach wußte ja im Grunde seines Herzens sehr wohl, wenn auch nach verhältnismäßig kurzer Bekanntschaft, daß sein jetziger Inspektor tüchtig und unbedingt zuverlässig war und daß er sich's im Bett bequem machen konnte — wenn das Zwicken und Reißen und Brennen in seinen Fußsohlen das zugelassen hätte — so lange er wollte, ohne daß der Förderung der nötigen Gutsarbeiten dadurch der mindeste Eintrag geschah. Wenn er trotzdem jetzt so that, als gehe während seines Leidens draußen alles drunter und drüber, aber man könne das nicht ändern, müsse sich in Geduld fassen, so lag diese kleine Falschheit in seiner Natur, täuschte übrigens niemand.

Wolfgang Volmar lebte sich während dieser ruhigern Zeit mehr hier ein als er selbst anfangs für möglich gehalten hätte und gewann seiner Arbeit ein täglich größeres Interesse ab. Alle fühlten sie sich eine Weile behaglich auf Kosten des gichtgeplagten Büßers dort im Bett in der saalartig großen, kahlen Schlafstube — nicht zum mindesten auch seine Damen. Dabei waren diese alle drei klug genug, ihm das nicht etwa auf ihren Gesichtern zu zeigen, wenn sie ihn besuchten ... da schwand sofort jeder Schein heiterer Angeregtheit vor einer gewissen Krankenstubenmiene, die sie für diese Gelegenheiten bereit hielten. Erfahren that er es ja doch, daß man sich ohne ihn recht leidlich behalf, durch seine Spione, den Tinnne, der wieder die jungen Mägde ausfragte, und den Boß; aber er hatte bei diesem vorsichtigen Verhalten des weiblichen Trios doch keine rechte Handhabe gegen sie und konnte sich nur im stillen der Zeit getrösten, da er sich wieder als Alp auf die Stimmung der Mahlzeiten legen würde durch seine bloße Gegenwart.

So weit aber war es einstweilen noch nicht, und die Damen und der Inspektor, die sich also mindestens zweimal täglich bei Tische trafen, lebten in einem Frieden, der durch die allereifrigsten Wortgefechte zwischen ihnen nicht gestört, sondern eher befestigt wurde. Denn Wolfgang lernte bei längerer Bekanntschaft die große Gutmütigkeit der beiden älteren Frauen immer mehr schätzen, und die Langeweile, welche er bei ihren anhaltenden Reden und dem Lehrton derselben ausstehen mußte, wurde gemildert durch das Spiel von Marfas hübschen Augen.

Sie spielte dies Spiel, nicht er, aber er hätte kein Mann sein müssen, wenn sie es ganz vergebens gespielt hätte. Uebrigens hatte sie eine eigentümliche Art, sich gegen die Wirkung ihrer kecken Blicke, sobald die Folgen ihr einmal nicht behagt hätten, sicherzustellen.

„Ich sehe ja nichts,“ versicherte sie. „Glauben Sie denn, ich würde einen Menschen erkennen, der mir dort gegenüber sitzt, wenn ich nicht zum voraus wüßte, wer er ist?“ Eine Behauptung, welche sich indessen Wolfgang erlaubte, cum grano salis hinzunehmen, da andere kleine Beobachtungen, die er gemacht hatte, dieselbe Lügen straften. Immerhin aber schienen diese großen, schönen, fast schwarzen Augen für gewöhnliche Gebrauchszwecke nicht eingerichtet. Sie waren leidend gewesen, verschiedene berühmte Professoren in verschiedenen Städten des Kontinents waren ihretwegen zu Rat gezogen worden, und das Ergebnis dieser Kuren war gewesen, daß jede Anstrengung, vor allem aber jede Arbeit, der Besitzerin der schönen Augen, untersagt worden sein sollte. Sie durfte nicht nähen, nicht sticken und flicken, nur wenig lesen und schreiben; aber das Werfen lachender Blicke und das Versenken dieses Augenpaares in dies und jenes andere einem Vertreter des andern Geschlechtes angehörige schien zum Glück nicht mit dem ärztlichen Interdikt belegt worden zu sein.

Marfa hatte einen lustigen, lebhaften, kameradschaftlichen Ton dem jungen Mann gegenüber beliebt, den Ton, den sie mit Männern gewöhnlich anschlug, und auf welchen neun von zehn unter ihnen unfehlbar Feuer fingen. Eine dieser seltenen Ausnahmen nun aber, wie sich in diesen Wochen deutlich genug herausstellte, war dieser Herr Volmar, Papas Verwalter! Nein, wenn bei dem täglichen, ungezwungenen Verkehr Feuer gefangen worden war, so war das diesmal nicht auf seiner Seite gewesen.

Nichts natürlicher, als daß sich Fräulein Marfa durch das Ungewöhnliche der Sache gereizt fand. Von Verstimmungen und Langeweile war bei ihr gar keine Rede in diesem Sommer. Und als die Tante einmal von der nächsten Reise sprach — es war mit Herrn Georgios Braila, dem albanesischen Verehrer, verabredet worden, daß sie sich im Herbst in einem der kleinen Badeorte an der istrischen Küste treffen wollten — da hatte Marfa kaum hingehört und den Gegenstand des Gesprächs gar nicht aufgenommen.

Herr Mirbach war übrigens jetzt zum erstenmal wieder eine halbe Stunde des Tages außer Bett gewesen, und das war eine Warnung für die Angehörigen und eine Mahnung, die gute Zeit zu benützen, die nun nicht lange mehr dauern würde. Die Füße dick umwickelt, hatte er in einem Stuhl am offenen Fenster gesessen, sich aber auch einmal gestellt und mit hoch erhobenem Stock hinausgeschimpft und geflucht über die Köpfe der Arbeiterinnen hin, welche draußen, ihre Hacken und Rechen auf der Schulter, vorüber gingen. Sie sollten nämlich beileibe nicht den Garten der Herrschaft als Durchgang benützen, und er that nun, als sei dies von ihnen geschehen. In Wahrheit aber kamen sie, um im Garten selber zu arbeiten. Er wußte es oder hätte es wissen können. Aber gleichviel — er hatte so lange nicht getobt, die Lungen hatten ein wahres Bedürfnis, sich in dieser Weise auszudehnen, und den Weibern unten schadete es nichts, sie duckten sich gleichsam unter dem Gewitter hinweg und lachten, als sie außer Hörweite waren.

Eine halbe Stunde nachher, es war noch früh am Nachmittage, trat Marfa an Wolfgang heran, der in echten Verwalterstiefeln — Leder bis weit über die Kniee hinauf — und die Hände in den Taschen breitspurig im Hofe stand, wo eben die Fohlen herausgelassen wurden.

„Herr Inspektor ...“

Sofort fuhr er herum, und die nachlässige Haltung schwand, als wäre sie nicht gewesen. Mit grüßend gehobenem Hut fragte er nach ihren Befehlen. Es war sonderbar, wie ihr, die sich als eine Verächterin der Formen bekannte, gerade von ihm das ritterliche Wesen und die Höflichkeit der Salons wohl that, welche er ihr stets ohne Ausnahme erwies.

„Wir fahren heute mittag nach Dalkehmen zu Gussows und kommen vielleicht spät nach Hause, und da wäre es uns lieb, wenn wir für den Rückweg Ihre Begleitung hätten. Wir kommen durch Ravenstein ... gestern und heute findet Rekruteneinstellung statt, da sind alle Wirtshäuser voll und die Chausseen auch lebhaft, denn das Volk hier läßt ja keine Gelegenheit, sich zu betrinken, vorübergehen. Wollen Sie gegen Abend hinkommen und mit uns zurückreiten?“

„Sie haben zu befehlen, gnädiges Fräulein,“ sagte er etwas kurz, wie es ihr schien. Merkwürdig, wie er gerade durch die sorgfältigen Grenzen, welche er um sein Benehmen zog und die er nie überschritt, doch auch ihre unternehmende Koketterie in Schranken hielt! Sie war des langsamen Ganges der Sache nunmehr bald überdrüssig.

„Nehmen Sie den Fuchs,“ sagte sie, etwas näher tretend und leiser: „Der Papa braucht gar nichts davon zu wissen.“

„Das wird nicht angehen,“ wandte er ruhig ein. „Ich kann mich nicht auf so lange entfernen, ohne es ihm anzuzeigen.“

„Als ob Sie nicht zu entbehren wären!“ sagte darauf Fräulein Marfa ironisch, da sie der Versuchung, durch Unart zu reizen, selten widerstehen konnte.

Und wieder, es war zum Verzweifeln, nahm er sie wörtlich, ohne alle Empfindlichkeit.

„Zu entbehren wohl, besonders am Nachmittag,“ meinte er. „Aber Herr Mirbach muß es wissen, daß ich fort bin.“

„Dann wird auch nichts daraus,“ sagte sie, sich umdrehend, damit er ihren bittern Aerger nicht sehen sollte. „Als ob der Papa jemals auf etwas einginge, was jemand vorschlägt, dann weiß er sofort Einwendungen! Sascha Wulf, die mich voriges Jahr hier besuchte, nannte ihn sehr treffend den ‚Vater aller Hindernisse‘.“

Wolfgang lächelte.

„Versuchen will ich es gerne,“ sagte er, „und wahrscheinlich komme ich doch los; die Krankheit macht Ihren Herrn Vater vielleicht etwas gleichgiltiger gegen das Reglement, nach welchem ich allerdings heute keine Zeit haben sollte.“

„Wie gut Sie ihn kennen!“ spottete sie. Und dann, nach kurzem Besinnen: „Nein, sagen Sie einstweilen nichts, bis Sie mich wieder gesprochen haben.“ Und sie nickte flüchtig und ging. Als der Verwalter eine halbe Stunde später, von der Fohlenweide kommend, den Hof wieder betrat, wurde für die Damen eingespannt, und gleich darauf trat Marfa heraus in gewählter Toilette, das eng anliegende Kleiderleibchen mit Perlen und Schnüren besetzt, wie sie es liebte, und mit Augen, die mit diesem schwarzen Schmuck um die Wette blitzten, und winkte den Inspektor zu sich heran.

„Strengste Ordre vom Papa, daß Sie sich um sechs zu Pferde zu setzen haben, um uns entgegen zu reiten,“ sagte sie mit scherzhaftem Ernst. „Ich war bei ihm und habe mit ihm gesprochen ... aber nun, bitte,“ — hier wurde sie fast ängstlich — „sagen Sie nichts mehr ... gehen Sie nicht mehr zu ihm hinein, auch in keiner andern Angelegenheit, hören Sie ...“ In ihrer Ungeduld und der Unfähigkeit, ihn zu beeinflussen, die sie fühlte, schlug sie mit einemmal einen hochfahrenden, befehlenden Ton an: „Ich wünsche es nicht!“

Er sah sie wie leicht verwundert an; aber wie klug er sich auch hier aus der Sache zog!

„Ich denke nicht, daß ich Veranlassung haben werde, Herrn Mirbach heute mittag zu sprechen,“ sagte er ruhig, und ruhig hatte er damit auch gleichsam jede Möglichkeit, als habe sie sich mit dem Befehlegeben an ihm zu befassen, beiseite geschoben.

Sie that dennoch — so wohl sie fühlte, wie es ihr mißglückt war — als habe er eben eine Weisung von ihr entgegengenommen.

„Gut. Sie reiten also gegen sechs etwa hier fort, nicht wahr? Und lassen sich natürlich bei Gussow's auf Dalkehmen melden. Sie kennen den Weg nach Dalkehmen?“ fügte sie noch hinzu.

„Ich werde ihn finden, gnädiges Fräulein.“

Er hatte ihn gefunden, und als an jenem Abend auf der Terrasse vor dem sehr stattlichen, schloßartigen Herrenhause von Dalkehmen Kurt und Fritz Gussow mit Fräulein Marfa zusammen saßen, selbstverständlicherweise damit beschäftigt, ihr aus allen Kräften den Hof zu machen, da meinte Kurt, aufblickend, da sein scharfes Ohr Hufschlag vernommen hatte:

„Donnerwetter, wer kann denn da so spät noch anreiten? Der sieht ja von weitem aus wie der Herr von Kottwitz ... aber nein ... der hat seinen Fuchs verkauft ... einen solchen Gaul wie den da hat der nicht mehr im Stalle! Sieh doch nur, Fritz, wie er den Graben nimmt! Famos, bei Gott ... aber er kennt offenbar den Weg nicht, sonst wüßte er, daß er schon bei den Pappeln links abschwenken mußte. Er kommt aufs Haus zu ... wer kann es sein?“

Die beiden langen jungen Männer waren voll von lebhaftem Interesse aufgesprungen, verfolgten jeden Tritt des Fuchses und ergingen sich in allerhand Mutmaßungen, wer es sein möge, der darauf säße. Marfa hatte sich an denselben mit keinem Worte beteiligt. Als nun aber der stattliche Reiter, offenbar ortskundig, langsam gegen das Haus heran ritt und sich dabei nach jemand umsah, der ihm das Pferd abnehmen könne, und als darauf die beiden

jungen Herren Gussow aufspringen wollten, um die nötigen Befehle zu geben und dann den Gast zu empfangen, da erst meinte sie nachlässig:

„Ach, bleiben Sie doch sitzen ... es ist ja nur unser Inspektor. Papa hat ihn jedenfalls hergeschickt, damit wir auf dem Heimweg einen männlichen Schutz haben, weil die Chausseen heute lebhafter sind als gewöhnlich.“

„Wa—as? Das der Masaunner Inspektor?“ Die beiden jungen Männer wechselten einen Blick, der etwa die Worte ersetzte: „Na ja, bei Mirbach kann man sich eben alles möglichen versehen.“ Dann sagte Kurt, der ältere, halblaut vor sich hin, indem er sich wieder in seinen Stuhl fallen ließ, den breiten Rücken nach der Freitreppe zu, so daß er von dem Ankömmling nichts mehr sah:

„Das muß ein höllisch unverschämter Bursche sein, den möchte ich 'mal mores lehren!“

Marfa lachte hart und hell auf.

„Sie sind köstlich, Kurt! Und dieser Scharfblick! Wie haben Sie denn dem Menschen da auf zweihundert Schritte Distanz die Unverschämtheit ansehen können?“

Kurt Gussow, der für dumm galt und das auch wohl wußte, fühlte sich unbehaglich und unsicher, was ihm Marfa gegenüber besonders leicht einmal passirte, doch aber murmelte er hartnäckig:

„So 'ran zu reiten auf anderer Leute Pferden, daß man meint, es käme einer, der ein paar tausend Morgen in Rittergütern hat, das ist unverschämt ... Reiten kann der Bengel übrigens ...“

„O, er kann Verschiedenes!“ sagte Marfa mit lachend funkelnden Augen. Und mit Betonung fügte sie hinzu: „Ein sehr stattlicher Mensch, Kurt, und ganz der Gentleman!“

„Einem Inspektor, der ganz der Gentleman wäre, würde ich 'mal die Reitpeitsche geben, und dann, wenn er etwas wollte, nur fragen: ‚So — was kostet der Bettel?‘“ sagte Kurt. Fritz, sein Bruder, der etwas von einem Heimtücker war, aber auch zugleich derjenige, welcher bei rohen Ausbrüchen des ältern meist einlenkte, meinte hier:

„Laß doch, Kurt! Solche feine Leute zu Inspektoren, das kann sich eben Herr Mirbach erlauben ... Masaunnen wirft es ab, nicht wahr, Marfa?“

Marfa antwortete gar nicht mehr, da ihre Aufmerksamkeit schon auf die Glasthür, aus welcher eben die übrige Gesellschaft heraus trat, gerichtet war. Sie machte überhaupt nur geringe Umstände mit den beiden Jünglingen hier, die sie aus der Kinderzeit her kannte und von ganzer Seele und vielleicht sogar über die Gebühr verachtete. Bei den heraustretenden Damen, der Mama Mirbach, der Tante Stepphuhn und der Herrin des Hauses, Frau Gussow, befand sich auch Volmar. Und zwar kam er im Gespräch mit der letztern Dame, die ihn wiederholt lebhaft anredete, heran.

Marfa übersah die Situation mit einem Blicke. Volmar war da eben von ihrer Mutter und Tante in wohlwollender Weise dergestalt vorgestellt und eingeführt worden, daß sein eigentliches Verhältnis auf Massaunen, das des bezahlten und zwar schlecht bezahlten Inspektors, der Frau Gussow unklar geblieben war. Seine Persönlichkeit hatte dann das übrige gethan, so daß die hochmütige Dame in ihm etwa einen Volontär von guter Familie sehen mochte, welcher sich für eine Weile auf Massaunen der Landwirtschaft befliß, mehr aus Liebhaberei als aus irgend einem andern Grunde.

Wie gesagt, sie kamen in so unbefangenem Gespräche heran, als ob sie allseitig schon alte Bekannte wären. Frau Gussow, eine gewaltig große, voll gebaute und sehr wohl erhaltene Frau mit glänzenden schwarzen Scheiteln und nicht unschönen, starken Zügen, war dafür bekannt, daß sie am Männerverkehr besondern Geschmack finde. Und jetzt ruhten ihre Augen auf der wohlgewachsenen Gestalt des ihr zur Linken gehenden jungen Mannes mit unverhohlenem Wohlgefallen.

Sie selber stellte ihn auch ihren beiden langen, in ungeschickter Verblüffung dastehenden Söhnen vor, als man auf einander zutrat.

„Herr Volmar ... war es nicht so? Und dies sind meine beiden kleinen Jungens, Herr Volmar: Kurt und Fritz Gussow ...“ Ein Scherz, der unter Gleichstehenden passiren mochte, hier aber nur dazu beitrug, die innere Wut der beiden jungen Rittergutsbesitzer zu steigern. Sie waren schon jetzt geradezu ungezogen in der Art, wie sie die höfliche Verbeugung des Ankömmlings entgegen nahmen, mit höhnischen Gesichtern und steifem Rücken, aber sie waren doch wenigstens noch stumm, und so konnte er ihr Benehmen auf Rechnung des Ungeschicks setzen.

Ein Glück, daß die drei älteren Damen so völlig unbefangen waren; da konnte sich die Unterhaltung eine Weile wenigstens fortspinnen, und man stand ja nahe vor dem Aufbruch. Auf diesen begann wenigstens die Tante Stepphuhn jetzt zu dringen; die Herrin des Hauses aber wollte davon nichts hören, ehe noch ein kleiner Imbiß eingenommen worden sei; war es doch schon eine ganze Stunde her, daß sie von dem Tisch aufgestanden waren, an welchem man den Nachmittag hindurch getafelt hatte!

Unbefangen war auch Marfa nicht. Eine Empfindung, welche sie sich kaum erinnerte, je gehabt zu haben, beschlich sie, als sie die herrisch verwegenen Augen jener überreifen und vielerfahrenen Frau Herrn Wolfgang Volmar gegenüber eine so offene Sprache reden sah. Und er in seiner verdammten Ruhe und Gelassenheit, wie sie das bei sich ausdrückte — Marfa gestattete sich auch in Gedanken maßlose Bezeichnungen — er nahm das gerade so hin, wie er auch ihre Liebenswürdigkeit hingenommen hatte, ohne jede verlegene Abwehr, mit vollkommen kühler Höflichkeit.

Nicht umsonst hatten Mirbachsche und Stepphuhnsche Familienverbindungen früher je und je ins Polnische hinüber gespielt. Das slawische Blut in Marfas Adern wogte höher und überkam ihre innere Kälte. Sie hätte jetzt Wolfgang körperlich mißhandeln, peitschen sehen können mit grausamer Lust, jede Demütigung hätte sie ihm gegönnt.

Als er eine unbefangene Frage an sie richtete, warf sie statt aller Antwort den Mund auf und wendete ihm den Rücken. Seine Ueberraschung bei diesem Verhalten würde eine noch harmlose gewesen sein, wenn nicht in diesem Augenblick Herr Fritz Gussow darüber laut aufgelacht hätte, und zwar so, wie etwa ein junger Stier lachen würde, wenn er jener den Menschen vom Tier unterscheidenden Fähigkeit Herr wäre.

Jetzt wurde Wolfgang Volmar aufmerksam. Er faßte zunächst nur einmal die jungen Männer schärfer ins Auge. Und nun that Kurt, der ältere, zuerst den Mund auf; so lange hatte es gedauert, bis er mit sich im Reinen darüber gewesen war, wie diesem „unverschämten Hund“ der Standpunkt einigermaßen klar zu machen sei.

„Sie da,“ sagte er laut über den Tisch, an dem man saß, hinüber, „wo haben Sie denn eigentlich das Pferd hingestellt?“

Eine plötzliche, peinliche Stille und dann kam es von Wolfgang ebenso laut und mit ruhiger Deutlichkeit:

„Meinen Sie mich?“

Marfa verschlang unwillkürlich das Antlitz, in dem es nichts Gutes verheißend aufblitzte, mit den Blicken und ihr Herz klopfte hoch vor Erwartung.

„Wen denn sonst?“ fuhr Herr Kurt Gussow brutal fort. „Anstatt hier zu schwatzen, hätten Sie im Stalle den Gaul ordentlich abreiben sollen ... Er war geschwitzt, darauf will ich wetten. Ich begreife Mirbach nicht, daß er Heinz und Kunz seine besten Pferde zu schanden reiten läßt ...“

„Aber, Kurt!“

„Soll ich etwa mit einem Inspektor Umstände machen, Mutter?“

Die beiden Stimmen klangen zusammen in einem nun schon erregten Durcheinander, und dazwischen die des jungen Gussow, der sich aber begnügte, zu lachen, in einer aufreizenden Weise freilich. Sie alle aber dämpfte jetzt, ohne doch besonders laut zu sein, die Stimme Volmars. Er sagte mit vollster Selbstbeherrschung und mit der leichtesten Verbeugung gegen Frau Gussow hin:

„Ich verstehe jetzt erst die Vorstellung der gnädigen Frau, nur würde ich der größern Deutlichkeit wegen vorschlagen, daß dieselbe ein andermal lautete: ‚Meine beiden großen Jungens ...‘, dann ist für alles, was später von seiten der Herren Söhne erfolgt, gleich die Erklärung gegeben.“ Und dann, in einen andern, der leichten Gesprächsweise sich noch mehr nähernden Ton übergehend: „Wußten Sie übrigens nicht, meine gnädigste Frau, daß ich nur Mirbachscher Inspektor bin? Und ist meine Einführung in den Familienkreis hier etwa infolge eines Mißverständnisses über meine Stellung geschehen? Dann wäre es vielleicht am besten, wenn ich mich zurückzöge!“

„Ach, dummes Zeug!“ Das war Frau Mirbach, deren Gutmütigkeit, wenn sie einmal zu Worte kam, oft gerade so wie anderer Leute Verstand wirkte. Und ihre Schwester sekundirte ihr, indem sie bieder überredend ausrief:

„Der Herr Inspektor ist ein sehr gebildeter Mann aus guter Familie, liebe Gussow, wie Sie jedenfalls schon gemerkt haben werden. Wir plaudern zu Hause über alles mögliche zusammen und wir genießen seine Gesellschaft als einen großen Vorteil und hoffen, daß er es sich recht lange bei uns gefallen lassen wird.“

Ein etwas ungläubiges Lächeln, welches hier um die vollen Lippen von Frau Gussow spielte, mochte nur der in den allerletzten Worten ausgesprochenen Hoffnung der guten Tante gelten. Sie betrachtete diesen ungewöhnlichen Inspektor jetzt erst recht mit dreistem Interesse ... es schien sogar, als habe sie ihm die Zurückweisung ihres ungezogenen Sohnes nicht allzu übel genommen. Immerhin gebot sie allein von den Damen hier völlig über den Ton der guten Gesellschaft, in welchem sie sich nunmehr wieder leichthin an den jungen Mann wandte:

„Unsere Landschaft ist Ihnen demnach ganz fremd ... Sie kommen vom Rhein? Aus Hessen? Ah ...“ als sei dieses deutsche Vaterland ihr etwa so bekannt wie der Bismarckarchipel. Und dann, doch wieder etwas von oben herunter: „Dort wird die Landwirtschaft wohl ganz anders als hier betrieben?“

Er lächelte.

„Gnädige Frau meinen, wir hätten überhaupt keine, die der Rede wert wäre, aber das stimmt doch nicht ganz. Allerdings ist der Charakter der Bewirtschaftung ein anderer als hier und der Klasse der bäurischen Grundbesitzer, die hier fast ganz fehlt, ist der Wohlstand in anderer Weise verteilt. Aber auch wir haben große Güter und darauf reiche Herren ...“ Und dann zum Schlusse mit nicht zu verkennender Beziehung: „Es hat mich hier, wenn auch vieles, so doch nicht alles unbekannt angemutet.“

Die beiden jungen Gussows hatten indessen, der ältere, Kurt, in wütendem Schweigen, der andere ebenfalls stumm, aber mit einem Lächeln dagesessen, mit welchem er sich gewissermaßen den Rücken gedeckt hielt, da es ebenso gut Schadenfreude über den Angriff, den der Fremde erfahren hatte, als über die doch ziemlich unzweifelhafte Niederlage seines Bruders bei der Gelegenheit bedeuten konnte. Er redete sogar den Inspektor von Masaunnen jetzt einmal an, aber so, wie einer, der auf die eben gewechselten Worte kaum hingehört hat und sich um die Antwort, welche er erhalten wird, auch nicht groß kümmert.

„Alles ganz anders bei Ihnen als hier, wie?“ Zugleich aber war Kurt neben ihm mit Geräusch vom Stuhl aufgefahren und entfernte sich; eine Erwiderung Wolfgangs unterblieb darüber, und es hatte mit dieser Unterhaltung sein Bewenden.

Unterdessen war der Tante Stepphuhn an Marfa die gänzliche Abwesenheit der gewöhnlichen übermütigen und unternehmenden Laune aufgefallen. Schon vor dem peinlichen Vorgang eben war sie stumm gewesen. War das Kind verstimmt darüber, daß die Gussow noch immer an ihrem alten Vorrecht fest hielt, der Mittelpunkt in jedem Männerkreise zu sein? Oder was hatte sie vor? Sie vermied, Volmar anzusehen. Hatten die beiden sich vielleicht gezankt vor der Abfahrt? In dem Bestreben, alles auszugleichen und die denn doch stark beeinträchtigte Stimmung der Gesellschaft, über etwa verborgene Klippen hinwegzusteuern, begann die Tante jetzt:

„Ich bin sehr froh, daß wir männliche Begleitung für den Heimweg haben, und Sie, liebes Kind“ — zu dem fast sechs Fuß langen Fritz Gussow gewendet — „oder Kurt, hätten doch unmöglich den ganzen Weg mitreiten können, wenn Sie uns auch ein Stück weit gebracht hätten. Die gute Idee war übrigens von Marfa ... und nun müßten Sie

wissen, wie wir es gemacht haben, um den Herrn Inspektor zu Hause loszukriegen ... bei der Wunderlichkeit meines Schwagers ... Marsa, Kindchen, das solltest Du doch 'mal erzählen!"

„Ach, Tante," wehrte Marsa ab, dann aber mochte sie sich anders besinnen. Die Augen, die sie notgedrungen jetzt auf Wolfgang richten mußte, halb schließend, begann sie nachlässig:

„Es war natürlich eine Komödie. Ich mußte mich über Sie" — ohne weitere Anrede, man konnte ja aus dem übrigen schließen, daß der Inspektor gemeint sei — „bei dem Papa beklagen ... ich kam ganz aufgelöst zu ihm ... diesen Dünkel von einem solchen Menschen könne man sich doch nicht länger gefallen lassen! Ich hätte Sie ganz höflich gebeten, uns auf dem Heimwege zu eskortiren, Sie aber hätten mir zu verstehen gegeben, das sei Ihres Amtes nicht ... Sie seien kein Groom ... alles zum Schein natürlich," fügte sie hinzu, verstohlen Volmars eiskaltes Gesicht beobachtend, welches durch keine Miene verriet, daß er den Scherz zu würdigen wisse. „Natürlich erließ Papa darauf hin sofort die Ordre, daß Sie herreiten sollten ... und ich machte, daß ich fort kam, ehe er sich etwa anders besänne."

Sie lachten alle mehr oder weniger über den Bericht, am lautesten Fritz Gussow, nur Herr Volmar selber lachte nicht, und als die Tante Stepphuhn jetzt behaglich meinte: „Ja, ja, man wird klug bei uns auf Masaunen, nicht wahr, Herr Inspektor?" Da sagte er:

„Mir müssen Sie schon eine unbedingte Bewunderung der in diesem Falle bewiesenen Klugheit erlassen, gnädiges Fräulein, daß Herr Mirbach von seiner Familie kolossal angelogen wird, darüber steht mir kein Urteil zu, vielleicht verdient er es nicht besser. Wenn ich selber aber der Gegenstand erfundener Mitteilungen an ihm werde, so kann mir das nicht ganz gleichgiltig sein und ich möchte sogar gehorsamst ersuchen, mich künftig lieber aus dem Spiele zu lassen."

„Hm, hm, hm ..." Das war Fritz Gussow, der sich hier überlaut räusperte, etwa, als ob er in einem Lustspiel mitwirke.

„I, wer wird denn die Sache so ernst nehmen!" rief die Tante zugleich, worauf Volmar, ruhig lächelnd, hinzufügte:

„Wenn man, wie ich, bezahlte Arbeit verrichtet, so läßt man sich nicht gerne für einen solchen Narren halten, der einen derartigen Dienst unter einem abgeschmackten Vorwand verweigern würde."

Höchst erleichternd bei der ernsthaften Wendung, welche das Gespräch nahm, wirkten hier die Worte der Mama Mirbach:

„Na, ihr könnt ganz sicher sein, daß Mirbach schon längst kein Wort von Marsas Geschichte mehr glaubt. So klug ist er denn doch auch noch, um zu merken, wie sie ihn nur angeführt hat. Und der Herr Inspektor wird es ausbaden müssen, weil er hergeritten ist. Auf das Donnerwetter können wir uns freuen, wenn wir nach Hause kommen!"

Inzwischen war Wein gebracht worden, und Frau Gussow, indem sie selber dem zuletzt gekommenen Gast ein Glas hinreichte, sagte dabei mit Beziehung auf jenen letzten Ausbruch ihrer Gutsnachbarin:

„Sie sehen nicht so aus, als ob Ihnen das Donnerwetter viel anheben würde."

Die Worte waren harmlos genug, aber sie waren halblaut und vertraulich gesprochen worden von der eigentümlich tiefen Stimme dieser Frau, und indem sie dem jungen Mann dabei ohne Scheu unverwandt in die Augen sah. Er verbeugte sich nur und gab den Blick kühler zurück als ihr lieb sein mochte, doch lächelte sie und wandte sich ab.

Gleich darauf war Marsa neben ihm. Ihr volles Gesicht war erblaßt, was ihm schlecht stand, und sie sagte unbeherrscht:

„Das war ja eine nette Lektion für mich! Nun, Sie können sich darauf verlassen, daß man sich nicht so bald wieder in Unkosten stecken wird, um des Vergnügens Ihrer Begleitung teilhaftig zu werden."

„Das hoffe ich, mein gnädiges Fräulein," erwiderte er ernsthaft.

„Sie sollen sich sicherlich nicht wieder der Ungnade Papas aussetzen um ihretwillen," fuhr sie fort.

„Nein," sagte er ebenso, „es wird nicht wieder geschehen."

An den Worten wäre nichts auszusetzen gewesen, aber der Ton gefiel ihr nicht. Klang es daraus nicht wie die Sicherheit eines für sie bedrohlichen Entschlusses? „Es soll nicht wieder geschehen," in dieser Weise gesprochen, war nicht gleichbedeutend mit einem bußfertigen: „Ich will's nicht wieder thun," sondern schien vielmehr die Andeutung irgend einer andern bevorstehenden Veränderung zu enthalten, seines Fortgehens von Massaunen vielleicht.

Man hatte sich indessen erhoben, da die älteren Mirbachschen Damen den Aufbruch nun nicht länger hinauszuschieben wünschten.

„Fritz, mein liebes Kind, möchten Sie nicht dem Boß sagen, daß er anspannt?" hatte eben Frau Mirbach gebeten, da trat dem sich eben zum Gehen wendenden der Inspektor von Masaunen höflich in den Weg.

„Bitte, das ist ja wohl meine Sache," sagte er mit dem leisesten Lächeln; „ich werde melden, wenn der Wagen bereit ist!"

Er entfernte sich und die Damen wechselten unwillkürlich rasche Blicke.

„Er macht sich über uns lustig," murmelte Marsa, die Hände zusammenballend. Und in der That hatte die dem geflissentlichen Hervorheben seines am Platze seins für den Dienst wohl eine spöttische Absicht zu Grunde gelegen.

Frau Gussow lachte nur.

„Ja, das kommt davon, wenn man einen verkappten Prinzen zum Verwalter hat," sagte sie.

„Ach, gehen Sie, Liebste; er ist ja doch kein Prinz," meinte Frau Mirbach, die alles wörtlich nahm. Die Damen begaben sich jetzt ins Haus, und mit ihren Umhüllungen, welche herbeigebracht wurden, war auch Kurt Gussow wieder zur Stelle. Er half Marsa angelegentlich beim Anlegen ihres Mantels, stand da und hielt das Hütchen und die Handschuhe, bis sie beides ihm abnahm, ließ sich von ihr auslachen und mit einem Kleiderstock vergleichen und war dabei innerlich die ganze Zeit über mit etwas anderem beschäftigt, mit etwas, was er ihr sagen wollte, ohne dafür in seiner Unbehilflichkeit die rechten Anfangsworte zu finden.

Endlich aber kam es doch, als sie schon im Hofe waren und auf den Wagen zugingen und während Marsa kaum hin hörte:

„Marsa ... Sie waren heute schuld an allem ... ja, und das wissen Sie auch recht gut ... Sie haben mich aufgehetzt ..."

„Ach, dummes Zeug," sagte sie mit beleidigender Unaufmerksamkeit, die Augen vorausschickend nach der Stelle, wo der Wagen stand und Volmar am offenen Schlag desselben. Kurt aber fuhr vorwurfsvoll fort:

„Es ist kein dummes Zeug, und ich habe doch recht, ich kann mich nur nicht ausdrücken. Warum sprachen Sie denn so wegwerfend von dem Bengel da ... ich glaube, bei Gott" — ihrem Blicke folgend, mit der plötzlichen Erleuchtung, die, wenn das weibliche Element im Spiel ist, sogar einen Büffel zu ungewöhnlich scharfen Sinnesäußerungen zu befähigen vermag — „ich glaube, bei Gott, Sie thaten es nur, damit man nicht merken sollte, wie gut Sie eigentlich mit ihm stehen. Verdammt, und wie behandeln Sie unsereinen immer! Aber der Laffe da soll daran denken. Einen großen Jungen hat er mich genannt ... nicht wahr? Meinen Sie, das ließ ich auf mir sitzen? Vorige Woche habe ich mir von Königsberg eine neue Reitpeitsche mitgebracht. Sie ist noch ungebraucht ... so wahr ich hier gehe ... kein Gaul und kein Hund und kein Kerl soll sie spüren, ehe der da sie geschmeckt hat!"

Das halb zerstreute Lachen, mit welchem Marsa den ersten Teil dieser Rede begleitet hatte, war immer gezwungener geworden, je mehr Aufmerksamkeit sie derselben zu schenken sich genötigt fand. Jetzt stockte ihr Fuß, und sie sah dem langen jungen Menschen verächtlich ins Gesicht.

„Da Sie mir Ihre so sehr anständige Absicht mitteilen, so werde ich den Herrn Inspektor warnen," sagte sie.

Er hatte ihren Sinn mißverstanden und lachte roh auf. „O, es wird ihm nichts helfen, wenn er mir aus dem Weg geht," rief er, „einmal erwische ich ihn doch!"

Da ließ sie sich zu den Worten hinreißen:

„So war es nicht gemeint. Ich werde ihn warnen, daß er nie ohne einen tüchtigen Stock ausgeht, und dann mögen Sie sich in acht nehmen."

Die Wut verhinderte ihn an einer abermaligen Antwort, ehe sie die übrige Gesellschaft wieder erreicht hatten. Fritz Gussow und der Inspektor halfen den Damen in den Wagen, während ein Bube vom Hofe des letztern Pferd hielt, den eleganten Fuchs, den jetzt Kurt, wie er, die Hände in den Taschen, dastand, mit höhnischer Miene und herausfordernder Unverschämtheit betrachtete.

Doch schien niemand auf ihn zu achten. Die Damen hatten sich lebhaft von einander verabschiedet; Herrn Volmar hatte Frau Gussow, als er sich tief vor ihr verneigen wollte, ihre große weiße Rassenhand so hingehalten, daß er dieselbe an die Lippen führen mußte — was hier landesüblich, ihm aber etwas Ungewohntes war — und dabei gesagt: „Auf Wiedersehen!" und ihm voll ins Gesicht geblickt. Die Wagenpferde zogen an und zugleich schwang sich der Inspektor in den Sattel; dem Jungen, der den Fuchs gehalten hatte, drückte er vom Pferde herab eine Münze in die Hand. Und als Marsa dann noch einmal zurückblickte, da war das letzte, was sie von der Familie auf Dalkehmen in einem raschen Blick sah, Herr Fritz Gussow, wie er sich von dem Stalljungen das Trinkgeld zeigen ließ, welches der Masauner Inspektor ihm für seine kleine Dienstleistung gegeben hatte.

Schon an jenem Abend bei der Heimfahrt kündete sich ein Umschlag des Wetters an, welches wochenlang trocken gewesen war. Am folgenden Tage wurde deshalb auf Masaunen mit mehr als gewöhnlichem Eifer geschafft, da das Heu von einigen großen Wiesen noch draußen stand und so schnell wie möglich unter Dach gebracht werden sollte, ehe die fast mit Sicherheit zu erwartende feuchte Witterung eintrat. Vielleicht daß aus diesem Grunde das von Frau Mirbach in Aussicht gestellte Donnerwetter des Gutsherrn am nächsten Tage noch ausblieb, obwohl er sich sonst das Verderben einiger Fuhren Heu nicht weiter anfechten ließ, wenn er Lust hatte, eine Scene zu machen. Sei dem, wie ihm wolle, er verhielt sich auch an diesem mit einem echten Gewitter drohenden Tage noch ruhig in der Schlafstube und störte den Inspektor und die Leute nicht.

Wolfgang hatte hart mitgearbeitet unter dem schwülen, dunkelnden Himmel. Mit Anordnen, Antreiben, scharfer Ueberwachung der Gespanne und der Leute war er den ganzen Tag auf den Füßen gewesen. Ohne ihn hätten sie vielleicht die Hälfte dessen geleistet, was geschehen war; die anderen hatte er nicht geschont, aber sich auch nicht. Und zwar war es seine eigene zähe Energie, die hier einmal zu Worte kam und nicht nachließ, bis das gesteckte Ziel erreicht war; denn rein im Interesse des Gutsherrn sich und andere so zu plagen, wäre geradezu lächerlich gewesen, des Mannes, welcher jeden Augenblick den Geldwert, den das heute gerettete Heu darstellte, irgend einer verrückten Laune zu liebe ohne Besinnen aufs Spiel gesetzt hätte.

Gleichviel — Wolfgang war froh, als das letzte Fuder herein war. Und nun nahm er selber sich die Zeit. Die gewöhnliche Stunde des Abendessens war, an einem solchen Ausnahmetage unberücksichtigt bleibend, so wie so längst vorüber. Ihm war das lieb, er hatte gerade heute wenig Lust zu den gemeinsamen Mahlzeiten mit den drei Damen. Auch das Mittagsmahl mit ihnen hatte er zu umgehen gewußt.

Er war noch eine starke Viertelstunde vom Haus entfernt und schritt nun langsam auf dem weichen Boden des ganz kurz geschorenen Wiesengrundes am Waldsaum entlang dahin. Die Sonne des langen Sommertages war hinter dem Horizont verschwunden, aber die Schwüle noch immer sehr groß. Wolfgang, indem er den Hut abnahm, um sich die Stirn zu wischen, blickte prüfend nach dem seltsamen Himmel hinauf. Ob das Gewitter, welches den ganzen Tag gezögert hatte, loszubrechen, sich jetzt, vor der völligen Dunkelheit, entladen würde? Seiner Erfahrung nach war das eine ungewöhnliche Stunde dafür.

(Fortsetzung folgt.)

Aber meine Aufgabe hatte ich gelöst. Als ich in meinem stillen Forsthaus ankam, lag ein Brief aus Berlin auf meinem Tisch von Frau Agnes. Der Dank der Dame nach dem gewonnenen Turnen. Ein lieber Brief!

„Ich weiß gar nicht, wie ich es anstellen soll, Ihnen zu danken. Nicht dafür, daß Sie meinen Bruder bezwungen — nein, dafür, daß Sie mir, der Ihnen Fremden, geholfen und Ruhe in meine Tage gebracht. Ich atme auf wie erlöst. Nun habe ich Flügel. Nun kann ich den Bann brechen, der mich an Berlin, das schreckliche, fesselt. Denn er wäre mir doch überall hin gefolgt und mit ihm der böse Ruf und Name, da lebte ich hier unter Millionen noch am verborgensten. Den Sommer über gehe ich nach Mühlebüll, von da aus werde ich mir dann eine neue Heimat suchen. Hieher gehe ich nicht zurück. Ich muß mich auch viel kleiner einrichten."

Ich mußte ihr antworten. Nicht, weil's so Sitte, nicht, weil sie Rechenschaft verlangen konnte von der Abfahrt — ich verschwieg ihr vieles — nein, weil ich es innerlich mußte. Und ich schloß: „Warum ich Sie bitte, Gnädige, um welche Weihnachtsfreude in meiner Einsamkeit — das brauche ich nicht zu sagen, das wissen Sie!"

Und sie wußte es. Sie schrieb mir wieder.

So spann sich den stillen Winter hindurch Faden um Faden herüber und hinüber. Aus all ihren Briefen sah sie selbst mich an, aber es lag ein neues Licht in ihren Augen, das ich noch nicht darin geschaut. Mein Herz freute sich, wenn ein Brief aus Berlin auf meinem Tisch lag — und ich las mit Andacht in dem Herzen von Madonna Agnes, ein Frauenherz, das halb erstarrt gewesen in Leid und Verlassenheit und nun zum Leben erwachte. Sie kam mir oft vor wie ein Kind, das nach langer Krankheit zum erstenmal aus großen blauen Augen um sich schaut und lachend nach den Schmetterlingen greift, die im Sonnenlicht um sein Gesicht flattern. Und so schrieb ich zurück. Ich war nicht mehr allein in meiner Einsamkeit. Agnes war mir mein lieber Sprachgesell, wir konnten beide nicht ohne einander leben. Aber sagen that's keines von uns. Aber wir wußten, wenn wir's sagten, dann reichte das andere ihm beide Hände: „Ja, nimm mich!"

An Martha schrieb ich wenig davon. Aber wie ich den Bruder gebändigt — ihr erzählte ich es. Doch von Agnes selbst zu schreiben, das konnte ich nicht. Ich weiß nicht, warum. Auch ihre zarte Hand war mir nicht weich genug für dies verschwiegen heimliche Verhältnis.

Es war heut vor acht Tagen. Ueber der Heide lag weißes Sonnenlicht und in der heißen Mittagsglut duftete die verblühende Erika. Ich fuhr hin durch das Heidekraut. Die Luft zitterte über ihm. Die alte, wehmütige Stille lag auf ihr. Keine Grenze dem Blick, keine dem Gedanken. Doch — da drüben der Kirchturm in der Ferne, in seinem Schatten wohnte jetzt Agnes. In seinem Schatten wollte ich mein Glück suchen. Mit gesundem, ausgeheiltem Herzen am Amtsgericht anklopfen und ihr die Arme aufthun. „Ich freue mich, Sie wieder zu sehen!" lautete ihr letzter Gruß, und ich hatte die Lippen auf ihren Namen gedrückt. Ich sah in die Ferne, da kam's heran aus dem Sonnenduft, das große, unfaßbare Glück, das mir verborgen gewesen, nach dem ich sehnend geschaut und gegriffen. Nicht in Martha war mir's geworden, damals flog es an mir vorüber, und ich stand einst im Gram und streckte die Arme darnach.

Da tauchte vor mir am lichten Horizont das Hünengrab auf, weit linkwärts davon, wo der weiße Dampf von der Lokomobile des Dampfpflugs aufstieg, und auf seiner Spitze der Runenstein. Sei mir gegrüßt, du Denkmal meines Leids, jetzt komme ich gefahren im Glück. Nun kam er näher und näher, hinter ihm das graue, farblose Heidedorf.

„Halten Sie am Hügel da und fahren Sie voraus!" rief ich dem Kutscher zu. Nun waren wir da. Ich stieg aus und klomm langsam bergan. Der Ginster blühte noch. Weit, weit lag die Welt da, eine sonnige, wunderlich duftige Welt — da schaute ich abwärts, den Blick senkend.

„Agnes!" rief ich mit lauter Stimme, dort, im schmalen Schatten, da lag sie schlummernd, wo ich einst gelegen hatte, das junge Haupt in die Erika gebettet, und ich stand bei ihr, wie sie aus großen Augen auf mich schaute — sie richtete sich auf auf dem Arm und hielt die linke Hand an die Stirn. Da kniete ich neben ihr im Heidekraut und that ihr die Arme auf. „Agnes, willst Du mit mir gehen? Es singt keine Lerche, und die Welt liegt still und schläft im Sonnenglanz, und um uns her ist Friede. Laß Frieden sein über unserem Leben und Sonnenlicht in unserem Haus. Komm mit mir, Agnes. Ich bin stark. Ich hebe und trag' Dich und Du vergißt Dein Leid, und in Deinem Garten blüht das Glück und trägt reiche Früchte für Dich und für mich."

Da neigte sie das blonde Haupt langsam zurück an meine Schulter und sah, ohne ein Wort zu sagen, zu mir auf und meine Lippen waren dicht an ihren. Und ich neigte mich und küßte sie. Ihr Arm lag um meinen Hals, da flog singend noch eine Lerche auf — sonst war's still. Es konnte uns keiner hören als Gott allein, aber flüsternd ging unter uns die Rede:

„Gerhard, Gerhard, habe mich lieb!" Und mit der ganzen Kraft und Glut des jungen, zum Glück erwachten Herzens zog sie mich an sich: „Ist's wahr? Fasse und halte ich Dich? Bist Du mein? Ich habe es noch nie gewußt, was das heißt, einem Mann zu gehören. Er gehörte mir nicht — nein, nur ein Gedanke unter Millionen ging auf mich, nur ein Blick von hunderttausenden fiel mir zu — ich war allein, sehr bald, als ich ihm kein neues Spielzeug mehr war, und da fing mein Jammer an. Da gehörte ich ihm auch nicht mehr. Aber auch keiner andern Seele und keinem andern Dinge in der Welt. Mein Herz, mein Leben hatte, fand, suchte keinen Zweck. Aber mit Dir gehen, mit Dir stehen, mit Dir hoffen, glauben, lieben und kämpfen, das heißt Leben. In das nimm mich mit hinein."

Um uns dörrte die Heide, verklingend in lichter Höhe schallte der einen Lerche Lied. So gingen wir dem Dorfe zu, langsam. Sie hatte die Hände um meinen Arm gefaltet und sah zu mir auf. Leuchtet nur über meinem Leben, ihr Augen mit solchem Glanz. Keine „Madonna Agnes" mehr — mein jung, blühend, lachend Ehegemahl. — Da floß vor uns der bräunlichklare Moorbach. Vor uns war die Brücke, in der Marthas Fuß eingebrochen war.

Da blieb sie stehen. „Gerhard, daß es klar sei zwischen uns, ich hätte Dich vorher darnach fragen sollen, nun thu' ich's nachher: Was war das für eine Stunde, die Du mit Martha verlebt, von der sie an Dich schrieb, ihr würdet ihrer beide nie vergessen?"

Ich neigte mich ganz dicht zu ihr: „Das war die Stunde, in der sie mir sagte, ich müßte heiraten, und mir das Versprechen abnahm, sie aus meinem Sinn zu lassen, und listig genug dabei Dein süßes Bild vor mir aufstellte —"

Da flog es wie Sonnenlicht über ihr Gesicht: „So hat mir Martha auch gesagt und mir dieses dabei gegeben."

Lachend hielt sie mir einen kleinen Handschuh dar. „Damit hat sie mir ihre letzten Rechte auf Dich abgetreten."

„Hast Du denn mit ihr darüber gesprochen?"

„Glaubst Du nicht? Sie fragte mich gestern: ‚Was thust Du, wenn er kommt und Dich holen will? Sagst Du ja?' Da antwortete ich ihr: ‚Aber natürlich, Martha!' Da stand sie schweigend auf und brachte mir den Handschuh."

Ich griff nach meiner Brieftasche, drin lag noch immer die Rose. Ich nahm sie heraus: „Hier, nimm auch dies dazu!"

Da schlang sie auf offener Heide den Arm um meinen Nacken. „Ja, Du bist mein, nun weiß ich es. Denn Martha sagte mir: ‚Das nimm zum Zeichen, wenn er Dir freiwillig die Rose gibt.' Und nun komm! Dort am Krug schirren sie die Schimmel an. Ich war herausgefahren in dem prächtigen Sommertag mit Gollnow zum Termin. ‚Schau Dir so lang den Runenstein an,' hatte mir Martha lachend gesagt, ‚dort hast Du den Sommer und die Heide im Vollen, und mein Mann holt Dich da ab. Und grüß den alten Cimbern da unten von mir und sing ihm Scheffels Lied über seinen Eichensarg:

„Sieh, es ist alles neu geworden!'"

„Und nun, Gerhard," flüsterte sie, „nimm mich noch einmal in die Arme und an Dein Herz!"

Ueber der weiten braunen Heide war Friede und ich hatte das Glück gefangen. Friede und Freude sei über dir, Agnes! Und sing mir heute abend, uns, den Lebenden:

„Ja, es ist alles neu geworden!"

Agnes' Bruder ist drüben Schreiber bei einem Advokaten. Das Leben hat er sich nicht genommen, er arbeitet!

Das Mozarteum in Salzburg.

Am 5. Dezember d. J. vollendet sich ein Jahrhundert, seit Wolfgang Amadeus Mozart seine große Seele aushauchte. Allerorten haben sich die zahllosen Verehrer des Meisters, die begeisterten Bewunderer seiner unsterblichen Werke zusammengethan, um diesen bedeutungsvollen Gedenktag würdig zu begehen und der Dankbarkeit für die unvergänglichen Schöpfungen dieses weltbezwingenden Heros im Reiche der Töne überzeugendsten Ausdruck zu geben. Unwillkürlich lenkt sich da der Blick nach Salzburg, jener herrlichen Alpenstadt, in deren Mauern die Wiege unseres Wolfgang Amadeus gestanden: man erinnert sich derzeit vom lebenswarmen Hauch des Meisters beseelten Stätten: des Geburtszimmers und des Zauberflöten-Häuschens, und gedenkt dabei wohl auch der „Internationalen Stiftung: Mozarteum", der treuen Hüterin der durch den Genius Mozarts für alle Zeit geweihten Orte. Auf das Wirken dieser Stiftung möchten wir heute die Aufmerksamkeit aller Mozartfreunde lenken. Seit dem Jahre 1870, in welchem sie auf Anregung Carl Freiherrn von Sterneck's in's Leben gerufen wurde, hat die „Internationale Stiftung: Mozarteum" eine ebenso erfolgreiche als segensvolle Thätigkeit im Dienste des Mozart-Kultus entfaltet. Sie war die Veranstalterin der schönen Salzburger Musikfeste in den Jahren 1877 und 1879; ihrer Initiative entsprang die wirklich internationale Jubelfeier von Mozarts „Don Juan" im Jahre 1887, die, von der Geburtsstadt des Meisters ihren Ausgang nehmend, dies- und jenseits des Oceans so glanzvoll begangen wurde; sie endlich ist es, die in Salzburg selbst eine Musikschule ins Leben gerufen hat, welche heute unter den österreichisch-ungarischen Lehranstalten dieser Art als die drittbeste anerkannt ist, ein Erfolg, der um so gewichtiger in die Wagschale fällt, als er unter schweren Mühen und mit verhältnismäßig bescheidenen pekuniären Mitteln errungen wurde. Die Sorge um die Erhaltung dieser Musikschule, um ihre stetige gedeihliche Weiterentwicklung bildet derzeit für den leitenden Ausschuß des Mozarteums den Gegenstand ernstester Beratungen und Erwägungen; insbesondere ist die Schaffung eines Pensionsfonds für die an der Schule wirkenden Lehrkräfte eine der brennendsten Fragen geworden, von deren baldiger Lösung die ganze Zukunft des Instituts abhängt. Die Ueberzeugung, daß auf dem Erdball Tausende leben, welche in Begeisterung für Mozart und seine unvergänglichen Werke erglühen und freudig ein Scherflein zum Ausbau und zur Sicherung der seinen Namen tragenden Salzburger Stiftung beizutragen gewillt sind, hat Ende 1888 den Mozarteums-Ausschuß zur Gründung einer großen internationalen Mozartgemeinde veranlaßt, in welche einzutreten alle die ungezählten Mozart-Verehrer urbi et orbi eingeladen sind. Die bisher bloß auf dem Wege persönlicher Bemühungen erzielten Erfolge sind insofern erfreuliche zu nennen, als bereits in vielen österreichischen und deutschen Städten, wie nicht minder in Antwerpen, Rotterdam, Paris, London, Bukarest, Jassy, Livland und Konstantinopel Ortsgruppen der großen Mozartgemeinde entstanden sind, welche bei einer minimalen Beitragsleistung der einzelnen Mitglieder — mindestens 1 Mark — in den Jahren 1889 und 1890 ein Gesamterträgnis von 1441 Mk. 16 Pfg. zu Gunsten des Mozartgemeindefonds der Stiftung erübrigt haben. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dieses Erträgnis per Jahr leicht verdrei-, ja vervierfacht werden kann, wenn erst allgemein bekannt wird, welchem Zwecke dasselbe dienen soll, nämlich der **Gründung eines Pensionsfonds für die Lehrer der Mozarteumsschule in Salzburg.** Und eben jetzt, da sich der Todestag W. A. Mozarts zum hundertstenmale jährt und die Erinnerung an den großen Meister allerorten neu auflebt, ergeht daher an alle Verehrer und Bewunderer seiner Tonmuse der Aufruf, sich der großen „Internationalen Mozartgemeinde" anzuschließen und im Verbande derselben zum Ausbaue und zur Sicherung der gemeinnützigen Stiftung beizutragen, welche ein bleibendes Denkmal für den unsterblichen Meister bilden soll, errichtet von einer für seine Schöpfungen begeisterten Nachwelt. Beitrittserklärungen zur Mozartgemeinde werden entgegengenommen: In **Stuttgart**: bei dem Vorsteher Herrn E. **Weller**, Kaufmann, Königsstraße; — in **Salzburg**: bei Herrn J. **Horner**, Archivar und Administrator der „Internationalen Stiftung: Mozarteum".

Notizblätter.

Kultur und Wissenschaft.

Der Löwe von Chäronea, jenes berühmte Grabdenkmal für die im Jahre 338 im Kampfe gegen Philipp von Macedonien gefallenen Athener und Thebaner, soll nunmehr vollständig freigelegt und wiederhergestellt werden. Das sehr umfangreiche Marmorbildwerk ist im Laufe der Jahrhunderte in mehrere Stücke zerfallen, von denen einige dem Erdreich überdeckt, andere aber von Engländern erworben und dem Britischen Museum in London zugeführt worden sind. Die griechische Regierung hat sich daher mit der archäologischen Gesellschaft zu Athen in Verbindung gesetzt und die Summe von 30,000 Drachmen für die Ausgrabung der noch vorhandenen und die Nachbildung der nach London gebrachten Stücke zur Verfügung gestellt, wozu die Gesellschaft aus eigenen Mitteln noch eine gleich große Summe bewilligt hat. Zur Mitarbeit an dem Werke sollen zwei hellenische und ein ausländischer Bildhauer herangezogen werden; doch hat man zuvor die in Athen bestehenden ausländischen archäologischen Institute um Gutachten über die Herausstellung des Bildwerkes ersucht.

Google

Eine wertvolle historische Entdeckung hat, wie das „Athenäum“ meldet, Herr Morand gemacht; er fand in dem Holzgelaß eines Landhauses die Korrespondenz des holländischen Gesandten am Haag, Pettum, der bei den geheimen Friedensverhandlungen während des Erbfolgekrieges als amicus curiae der Mächte fungirte. Der außerordentlich umfangreiche Briefwechsel erstreckt sich über die ganze Periode vom Herbst 1705 bis zum Schluß des Jahres 1711. Die Schriftstücke umfassen neben einer Erzählung von Pettum den Entwurf seiner eigenen Briefe, die Originalbriefe des französischen Ministers des Aeußern, Torcy, davon viele chiffrirt und „Salomon“ unterzeichnet, die des französischen Bevollmächtigten, Rouillé, sowie weitere von Ludwig XIV., dem Herzog von Marlborough und andern unterzeichnete Schriftstücke.

Eine große Anzahl von Handschriften des Leonardo da Vinci befindet sich im Besitz der Bibliothek des „Instituts“ und der Nationalbibliothek in Paris. Während in Paris die Herausgabe dieser Pariser Handschriften des Leonardo vollendet worden ist, hat in Rom die Herausgabe des in der Ambrosiana befindlichen „Codice Atlantico“ desselben Meisters begonnen, und zwar durch die „Accademia dei Lincei“. Diese Handschrift in Mailand ist zugleich wichtiger als die Pariser Handschriften. Sie fällt in die Blütezeit Leonardos und behandelt alle exakten Wissenschaften, welche dieser universelle Geist studirt hat. Einen unvergleichlichen Schatz bilden die 1700 farbigen Federzeichnungen, meist in dem Texte selbst, zu seiner Erklärung.

Die Zahl der französischen Zeitungen ist seit zehn Jahren von 2073 auf 3011 angewachsen. Gegenwärtig zählt man 152 republikanische in Paris und 912 in der Provinz; 39 reaktionäre in Paris und 469 in der Provinz. Ueberdies erscheinen 1811 unpolitische Veröffentlichungen in Paris und 1693 in der Provinz.

Bühne.

Die Karlsruher Hofbühne brachte als Neuheit das Preislustspiel von Wilhelm von Wartenegg: „Der Ring des Ofterdingen“. Der Ring gehörte der verwitweten Herzogin Agnes von Oesterreich, der Tochter des Herzogs Hermann von Thüringen, und wurde ihr von dem ungarischen Zauberer Klingsohr geschenkt, der dem Sängerkrieg auf der Wartburg anwohnte und dort dem Ofterdingen, der das Lob Leopolds von Oesterreich begeistert sang, vor dem Henkerbeil bewahrte. Von jener Zeit besteht gleichsam ein Hauch der Seelengemeinschaft zwischen Ofterdingen und der Herzogin, und als ersterer nun den Markgrafen Hermann von Baden, beide in Minnesängerverkleidung, nach Schloß Mödling bei Wien begleitet, benützt er die vermeintliche Wunderwirkung des Ringes, um des Markgrafen Werbung um Gertrud, die Tochter der Herzogin Agnes, zu glücklichem Ende zu führen. Freilich wirkt der Ring nur Liebeswunder, die bereits vorhanden sind und urplötzlich bekannt werden, wie bei Gertrud, so auch bei Elsi, der Enkelin des Burgvogts, in ihrer Liebe zu Kuno Greif, dem jungen Knappen des Markgrafen Hermann Arminius. Ein sehr romantischer Zug geht durch das ganze Stück, welches eine beifällige Aufnahme fand.

Generalfeldmarschall

Graf Moltkes Briefe

an seine Braut und Frau.

Nachdem ich meine Rekognoszirung im Harz vollendet, fuhr ich nach Magdeburg und von dort auf der Eisenbahn nach Leipzig. Um vier Uhr nachmittags ging der Zug ab und durchflog die Ebene von Magdeburg, die prachtvollen Brücken auf dreißig steinernen Pfeilern über die Saale, brauste an Cöthen und Halle vorüber und erreichte abends ein Viertel auf acht Uhr Leipzig. Da diese Entfernung fünfzehn Meilen austrägt, also ungefähr wie von Hamburg nach Eckernförde, so legten wir, allen Aufenthalt auf den Stationen eingerechnet, die Meile durchschnittlich in zwölf Minuten zurück. Wenn man unterwegs nicht anhielte, so würde man in zweieinhalb Stunden nach Leipzig fahren und die Meile in acht Minuten machen.

Dein Mackintosh, welcher mich so trefflich gegen das Wasser geschützt, schützte mich auf dieser Tour gegen das Feuer. Da das Wetter schön war und mir daran lag, die Bahn kennen zu lernen, so fuhr ich auf einem offenen Wagen, und da fallen viele Funken aus dem Rauchfang der Lokomotive nieder, weshalb man auch eigene Brillen von gewöhnlichem Fensterglas trägt.

Nachdem ich in Leipzig geschlafen, fuhr ich ebenfalls auf der Eisenbahn hieher nach Dresden. Die ganze Strecke von Magdeburg nach hier beträgt einunddreißig Meilen und wird, der Aufenthalt in Leipzig abgerechnet, in acht eine Viertelstunde zurückgelegt. Sehr schön sind die langen, hohen Brücken, auf welchen die Züge in sausender Schnelle über die Mulde bei Wurzen und über die Elbe bei Riesa dahinbrausen. Letztere allein hat vierundsechzig Pfeiler. Bei Oberau kommt man durch einen Tunnel, der neunhundert Ellen lang durch einen Felsen gesprengt ist.

Heute besuchte ich die schöne Bildergalerie, und gestern abend wohnte ich einer Darstellung der Oper: „Der Liebestrank“ von Donizetti in dem neuen Theater hier bei. Dies ist das schönste Gebäude der Art, welches ich kenne, es ist nicht völlig so groß wie St. Carlo in Neapel oder della Scala in Mailand, aber schöner als beide, und nur das Theater Fenice in Venedig kann mit diesem wetteifern. Die Erleuchtung durch Gas ist prachtvoll und so hell, daß man jedermann erkennt, er mag so fern sein, wie er will.

Wie viel mehr Freude würde mir das alles machen, wenn ich es Dir zeigen könnte. Nun, ich hoffe, wir machen bald einmal eine hübsche Reise mit einander. Morgen gehe ich nach Leipzig zurück und von da mit der am Freitag zum erstenmal eröffneten Eisenbahn nach Berlin, wo ich Nachrichten von Dir zu finden hoffe. Adieu, liebe, süße Marie.

Berlin, den 11. September.

Ich hatte gehofft, Briefe hier zu finden, es sind aber von niemand von euch welche da. Leider fand ich auch John schon abgereist. Ich will daher diese Zeilen nicht länger aufhalten und füge nur hinzu, daß ich wohl und gesund hier eingetroffen bin. — In Leipzig traf ich Vetter Wilhelm*) an, welcher von einer Reise aus Italien zurückkehrte. Gestern früh sechs Uhr setzten wir uns zusammen auf den Wagen der Eisenbahn und um einundeinhalb Uhr hatten wir zweiunddreißig Meilen zurückgelegt, ohne daß wir die geringste Ermüdung empfunden hätten, und speiseten zu Mittag in Berlin.

Heute habe ich meine Meldungen gemacht und bin nun wieder in meine gewohnte Häuslichkeit eingetreten, welche mir jedoch ohne Dich sehr unhäuslich scheint. Laß wenigstens bald etwas von Dir hören, liebe Marie, grüße Mama und Papa, Jeanette und John herzlich und bleibe stets unverändert so gut und lieb wie jetzt. Adieu, mit herzlicher Liebe der Deinige Helmuth.

Berlin, den 12. September 1841, Sonntag abend.

Ich kann mir nicht recht erklären, liebe, gute Marie, daß von einer so fleißigen Schreiberin wie Du gar keine Nachricht hier ist. Vielleicht glaubst Du mich noch nicht in Berlin angekommen und erfreust mich bald mit einem lieben Briefe. Ich sehne mich darnach, zu erfahren, daß ihr alle gut zurückgekehrt seid und wie ihr jetzt in Itzehoe lebt. — Mir, liebe Marie, kommt es einsam hier vor, und ich bin ganz traurig, wenn ich denke, daß ich noch sieben Monate so hier allein sitzen soll.

Morgens, wenn ich aufstehe, nehme ich mein Bad, trinke ein paar Gläser Wasser, setze mich zu Pferd und reite eine Stunde. Dann trinke ich meinen Kakao und rauche eine Pfeife dazu. Hierauf setze ich mich an meinen Schreibtisch und mache meine Arbeiten ab. Dann lese ich die „Allgemeine Zeitung“, ziehe mich an und mache meine Gänge in der Stadt ab, wo ich um zwei oder um drei Uhr zu Mittag speise. Nachmittags gehe ich zuweilen in einen öffentlichen Garten, wo Musik ist, und gegen Abend reite ich noch einmal spazieren, gehe dann ins Theater oder nach Hause, wo ich dann zu schreiben habe.

Da fehlt mir nun aber Dein freundliches Willkommen und die liebe Hand, die mir meine Tasse Thee reichte. — Ich setze mich hin und lese Deine lieben Briefe noch einmal. — Liebe Marie, studire doch etwas Blumenkultur; es ist so hübsch, besonders des Winters, ein bißchen Grünes, Blühendes vor den Fenstern zu haben; außer einem Paar miserabler Geranien will unter meiner Hand nichts gedeihen. Schreib mir auch, wie ihr Mamas Geburtstag gefeiert habt und was sie geschenkt bekommen hat, und schreib mir überhaupt, denn daß heute (den 14.) noch keine Nachricht eingeht, würde mich wirklich nachgerade beunruhigen, wenn ich nicht dächte, daß die vielen Besuche, die ihr gegenwärtig haben mögt, euch am Schreiben verhinderten. Damit dieser Brief noch zum 19. ankomme, muß ich ihn nun schließen, obgleich eigentlich nichts drin steht. Adieu, liebe, gute, hübsche, teure Marie. Gott erhalte Dich. Dein treuer Helmuth.

Berlin, den 16. September.

Gute, liebe Marie, zu meiner Freude und Beruhigung erhielt ich gestern nachmittag Deinen lieben Brief vom 13. des Monats. Gottlob, daß ihr alle so wohl auf seid und in eurer Häuslichkeit zufrieden. Der Vorwurf, den Du am Eingang Deines Schreibens machst und so liebevoll und freundlich machst, hat mich getroffen, weil er allerdings nicht ungegründet ist. Es ist wahr, daß ich die Trennung nicht so lebhaft empfunden habe wie wahrscheinlich Du. Allein, bedenke, daß der Zurückbleibende bei einer Trennung immer schlimmer dran ist als der Abreisende, welchen die Thätigkeit der Reise und seine Pläne für die Zukunft zerstreuen. Jetzt ist es vielleicht umgekehrt, und ich empfinde die Trennung vielleicht mehr als Du, umgeben von lieben Verwandten und Freunden, wie Du bist. Ich freue mich, zu hören, daß Du fleißig an unserer Einrichtung arbeitest. Für mich würde es eine angenehme Zerstreuung sein, unsere Wohnung hier einzurichten,

*) Ballhorn

Für müßige Stunden.

Viersilbige Charade.

In alten Sagen wird vom ersten Paar
Ein schönes Beispiel treuen Sinns erzählt;
Als ihm sein Liebster jäh entrissen war,
Hat's ungesäumt denselben Tod gewählt.

Ein Beispiel von bewährtem Manneswort
Gab einst das zweite Paar mit Herz und Hand;
Auf schwachem Fahrzeug zog es durch die Flut,
Bis es den Weg nach ferner Küste fand.

Dem Ganzen schreibt das neue Testament;
Stolz war sein Sinn und grausam sein Gericht,
So daß noch heut, so oft ein Mensch es nennt,
Gerechter Zorn vom Herzen uns durchglüht.

Auflösung des Logogriphs Seite 163:

Nase — Name.

Auflösung des Homonyms Seite 163:

Aufschlag

Auflösung des Anagrammkleeblattes Seite 163:

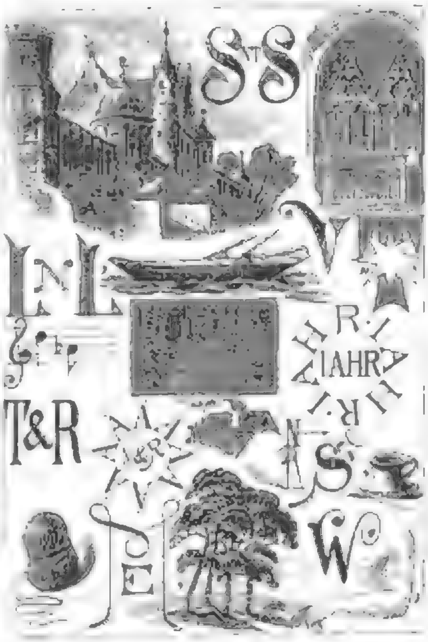
1. Ehre, Heer; 2. Gerona, Orange; 3. Grenze, Terne — Goethe.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 163:

Die senkrecht unter den Lettern des Wortes „Salem a likum“ befindlichen Zeichen: Halbmond, Stern, Kreis etc., kommen in der auf dem von der Tafel herabhängenden Leinwand stehenden Inschrift vor. Ersetzt man nun diese Zeichen durch die den Zeichen der erstgenannten Inschrift entsprechenden Buchstaben, also z. B. statt schwarzen Stern ein e, statt weißen Stern ein a etc., so ergeben sich die Verse:

Ein frommer türkischer Derwisch,
Der saß in der Kneipe und soff da;
Es war gar köstlich der Stoff da:
Drum saß auch der Derwisch sehr oft da.

Bilderrätsel.



aber gewiß nicht minder dankenswerter Weise die edle Kunst der Töne. Auch ihr wird die Deutsche Verlags-Anstalt gerecht durch ihre gediegenen Ausgaben unserer musikalischen Klassiker: der Sonaten eines Haydn, Mozart, Beethoven, Clementi, sodann der von J. Moscheles herausgegebenen vielgestaltigen Klavier-Kompositionen eines Karl Maria von Weber, enthaltend seine Variationen opus 2, 5, 7, 9, 28, 37 und 55, seines Momento capriccioso, seine Polonaise in Es-dur, seine Sonaten in C-dur, As-dur, D-moll und E-moll, sein Rondo brillant in Es-dur, seine Aufforderung zum Tanz und seine Pollacca (Polonaise) brillante in E-dur. In ganz besonders liebevoller Prachtausstattung hat die Deutsche Verlags-Anstalt überdies Franz Schuberts unsterbliche „Müllerlieder“ erscheinen lassen, deren jedes sich hier mit künstlerisch stimmungsvollen Illustrationen verschwistert zeigt und so neben Geist und Ohr auch das Auge in gefälligster Weise anregt. Da nun aber noch kein Meister vom Himmel gefallen ist und namentlich die schwierige Kunst des Klavierspiels in sorgsamster Weise erlernt sein will, bevor wir im Stande sind, und die in Noten geistigen Schöpfungen unserer musikalischen Klassiker selbständig zu Gehör zu bringen, ist auch des dazu erforderlichen Bildungsganges gedacht und ihm durch Heinrich Kellers „Klavierschule“ Rechnung getragen. Wie sehr diese mit besonderer Rücksicht auf einen leichten und langsam fortschreitenden Stufengang geschriebene Klavierschule sich praktisch bewährt, das bezeugt schon die eine Thatsache, daß immer neue Auflagen von ihr nötig werden und einzelne ihrer vier Abteilungen bereits die vierzigste Auflage überschritten haben. Sie verdankt diesen großen Erfolg wohl eben so sehr ihrer pädagogischen Brauchbarkeit wie namentlich auch dem Umstand, daß den darin vorgeschriebenen Uebungen, sobald sie über die allerersten Anfangsgründe hinaus sind, durch äußerst gefällige Melodiosität eine Anziehungskraft verliehen ist, die schon die Uebung zu einem Genuß gestaltet. Ist auf Grund solcher Schulung erst einige Fertigkeit gewonnen, dann kann der eifrige Jünger wohl auch zum Weihnachtsfeste den einen und andern der erhebenden Choräle spielen, die C. Eichler unter den Titeln „Die schönsten Choralmelodien“ und „Neue Auswahl der schönsten Choralmelodien“ in leichtem Klaviersatz bearbeitet hat. Ist aber bei den kleinen Musikbeflissenen ein wenig Singstimme vorhanden, dann erfreut er sich wohl doppelt an den von demselben Herausgeber gesammelten und bearbeiteten Kinderliedern, die mit wenig Aufwand von Fleiß so viel Vergnügen zu bereiten geschaffen sind.

Da wir nun schon bei der Beschäftigung mit dem Kindesalter angelangt sind, sei schließlich auch „Der Kleinen Lieblingsbuch“ von Johanna v. Sydow erwähnt, das mit seinen liebenswürdigen Gedichten in Versen wie mit seinen zahlreichen Bildern und Bildchen seinem Titel volle Ehre macht.

Für den Weihnachtstisch der lieben Jugend.

Wie ein goldener Märchentraum mutet es die kleinen Seelen an, wenn sie auf das klopfenden Herzens erwartete Zeichen den bisher verschlossenen geheimen Raum betreten und umstrahlt von den Kerzen des Weihnachtsbaumes alle die kleinen und großen Herrlichkeiten erblicken, die das liebe Christkindchen für sie aufgebaut hat. Sollt' es uns da wundern, wenn unser von all dem Glanze geblendeter Liebling in erster Linie nach dem bunten Märchenbuche mit den phantastisch kolorierten Bildern greift, das da einen bevorzugten Platz unter den mehr oder minder reichen Gaben einnimmt? An solchen Märchengaben leidet denn auch der diesjährige Weihnachtsmarkt keinen Mangel. Der reiche Schatz deutscher Volksmärchen liefert immer und immer wieder den Kern dieser herzbildenden Litteratur. Mit besonderem Glück hat in ihrer Wiedergabe den kindlich volkstümlichen Ton Ludwig Bechstein getroffen, und ebenso konnte für ihre Verbildlichung kein Stift geeigneter sein, als der Ludwig Richters. Kein Wunder, daß, von ihm illustriert, „Ludwig Bechsteins Märchenbuch“ bereits in der neunundvierzigsten Auflage (Leipzig, Georg Wigand) vorliegt. Auch in dieser wird es sicherlich immer neue Freunde finden, um so mehr, als die äußere Gestalt noch gefälliger geworden ist. Andere, mit Farbendruckbildern versehene Ausgaben der Ludwig Bechstein'schen Märchen haben Felix Bagel in Düsseldorf und H. Liebau in Berlin veranstaltet, welch letzterer zugleich ein zweites Büchlein dieser Art unter dem Titel „Bunte Märchenwelt“ von Heinrich Herold verlegt hat. Sorgfältig ausgestaltet zeigt sich unser Volksmärchenschatz wiederum in der bei Anton Hoffmann (K. Thienemanns Verlag, Stuttgart) erschienenen „Märchenwelt“, eine Auswahl der schönsten Märchen, für die Jugend bearbeitet von Julius Hoffmann, mit Bildern in Farbendruck nach C. Offterdinger und K. G. Kepler. Demselben Verlag verdanken wir auch „Die schönsten Märchen aus Tausend und eine Nacht“, für die Jugend ausgewählt und neu bearbeitet von Paul Moritz, mit vier Farbendruckbildern nach Wilhelm Gäß. Weitere Märchensammlungen, in denen immer wieder „Hänsel und Gretel“, „Rotkäppchen“, „Aschenbrödel“ ꝛc. ihre Rollen spielen, erschienen, von Paul Arndt bearbeitet, bei W. Effenberger (F. Loewes Verlag, Stuttgart) unter den Titeln: „Es war einmal“ und „Im Märchenwalde“, letzteres eine engere Auswahl aus ersterem enthaltend, beide mit zahlreichen, zum Teil farbigen Bildern geziert ebenso wie Andersens, des unübertrefflichen Märchendichters, „Märchen für Kinder“ (dritte Auflage; derselbe Verlag). Die letzten uns vorliegenden illustrierten Sammlungen dieser Art betiteln sich „Deutsche Volksmärchen“, in neuer Auswahl für die Jugend (Stuttgart, Gustav Weise) und „Der Märchengöttin Wunderwelt“ von Robert Hertwig (Fürth, G. Löwensohn). Mit der Märchenwelt verschwistert ist die der Volkssagen, und auch ihr sucht der Weihnachtsmarkt gerecht zu werden. So hat E. Werner die „Legenden von Rübezahl“ (Berlin, H. Liebau) und Otto Hoffmann den „Fliegenden Holländer“ im Anschluß an Kapitän Marryat für die reifere Jugend bearbeitet, und daraus ein anregendes, mit guten Farbendruckbildern nach Johannes Gehrts geschmücktes Buch geschaffen (Stuttgart, K. Thienemanns Verlag, zweite Auflage). Von „Des Freiherrn von Münchhausen Reisen und Abenteuern“ aber liegen uns nicht weniger als drei Bearbeitungen für die Jugend vor, eine der besten wieder aus K. Thienemanns Verlag von Franz Hoffmann ausgewählt und von W. Simmler mit acht charakteristischen farbigen Bildern versehen. Auch G. A. Bürgers (von Pochhammers) Bearbeitung, bei W. Effenberger, Stuttgart, erschienen und von G. Franz farbig illustriert, verdient alle Beachtung, wogegen die Ausgabe aus H. Liebaus Verlag, Berlin, bescheidener ist. Ein drittes, hier anzuschließendes Gebiet endlich vertreten die „Hundert Fabeln für Kinder“ von Wilhelm Hey, dem trefflichen Kinderliederdichter, der auch hier in seinen Versen den kindlichen Ton ganz reizend getroffen hat (Stuttgart, G. Weise).

Mit Märchen und Sagen nahe verwandt und in ihrer Wirkung auf die kindliche Phantasie womöglich noch stärker als jene ist die Abenteurergeschichte. Hier spielt das Urbild aller neueren Helden von Reiseabenteuern, Robinson Crusoe, eine berechtigte Hauptrolle. Ziemlich eingehend hat seine wundersamen Lebensschicksale nach dem englischen Original des Daniel de Foe Friedrich Meister für die deutsche Jugend bearbeitet (Leipzig, Abel & Müller, mit vier Buntbildern von A. von Rößler). Daneben behauptet die älteste deutsche Robinson-Bearbeitung, die des biederen Joachim Heinrich Campe, noch immer ihre Rechte, und es war kein schlechter Griff des Effenberger'schen Verlags, daß er von ihr eine neue, farbendruckgeschmückte, nunmehr auch bereits in neunter Auflage erscheinende Ausgabe veranstaltet hat. Von Klara Reichner neu erzählt, erschienen „Robinson Crusoes Reisen und Abenteuer“ bei Gustav Weise, Stuttgart, und auch diese mit sechs Bildern in Farbendruck und zahlreichen Holzschnitten ausgestattete Ausgabe wird ihre Schar junger Verehrer finden. Robinsons jüngerer und vielfach glücklicher Nebenbuhler ist „Lederstrumpf“. Wir hören schon im Geiste, wie die abenteuerlüsternen Knaben entzückt aufjauchzen, wenn ihnen die von K. Thienemanns Verlag, Stuttgart, veranstaltete prächtige Gesamtausgabe von J. F. Coopers „Lederstrumpf-Erzählungen“, für die Jugend bearbeitet von Paul Moritz und mit zwanzig Farbendruckbildern nach Aquarellen von G. Franz geziert, in die Hände kommt. Indes auch jede einzelne dieser fünf Geschichten, wie sie derselbe Verlag in Sonderausgaben erscheinen ließ, oder der Auszug von Oskar Höcker, der die gesamten Erlebnisse Lederstrumpfs in kürzerer Fassung wiedergibt, (Stuttgart, W. Effenberger, fünfte Auflage, mit sieben Farbendruckbildern) kann ein Knabenherz beglücken. Ungemein zahlreich sind die Geschichten von Reise-Abenteuern jüngerer Prägung. K. Thienemanns Verlag allein bietet eine kleine Reihe solcher, alle schön sorgfältig gedruckt und durch Farbendruckbilder nach künstlerischen Aquarellen belebt. Da ist „Der weiße Häuptling“, nach Kapitän Mayne-Reid von Otto Hoffmann, zweite Auflage; „Vom Kap nach Deutsch-Afrika. Streifzüge nach einem Verschollenen“, der reiferen Jugend erzählt von C. von Barfus; „Durch alle Meere, denkwürdige Abenteuer eines jungen Matrosen auf seiner Erstlingsreise“ von demselben. Eine zweite, ähnlich ausgestattete Reihe stammt aus Herm. J. Meidingers Verlag, Berlin. Hier finden wir: „Jenseits des Ozeans, Erlebnisse in den Prärien und Wildnissen des amerikanischen Westens“ von Rudolf Scipio, dritte Auflage; „Hans Stark, der Elephantenjäger, Abenteuer im Lande der Zulu-Kaffern“ von Adolf Born, dritte Auflage; „Der letzte Häuptling der Seminolenindianer Floridas“ von Ernst Leistner, vierte Auflage. Zeigt von diesen drei Büchern jedes fünf Farbendruckbilder, so ist Julius Vernes „[illegible]“, diese Geschichte seltsamer Reisen, durch fünfundachtzig Zeichnungen von G. Roux und eine geographische Karte mit der Darstellung der Reiseroute des Helden anschaulich erläutert. „Jakob Ehrlichs Schicksale“, nach Kapitän Marryats Roman, für die Jugend erzählt von Klara Reichner (Stuttgart, Gustav Weise, mit sechs Farbendruckbildern) führen über ein gut Stück Land und Meer. Aus dem reichen Schatz eigener Erfahrungen schöpft Friedrich J. Pajeken in seinen Büchern: „Im wilden Westen und drei andere Erzählungen aus Nord- und Südamerika“ (Stuttgart, W. Effenberger, mit vier Farbendruckbildern von Fritz Bergen) und „Bob der Städtegründer“, eine Erzählung aus dem Westen Nordamerikas, mit Abbildungen nach Johannes Gehrts (Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn). Letzterem Verlag danken wir noch zwei weitere illustrierte Jugendschriften dieser Gattung: „Schwarze Fürsten“, Bilder aus der Geschichte des dunklen Weltteils von C. Falkenhorst, und „Der Seekadett von Helgoland“, eine Erzählung aus unseren Tagen von Oskar Höcker. Dieses Buch leitet uns mit seinem patriotischen Gehalt auf das Gebiet der Geschichte des neuen deutschen Reichs, die ferner wiederklingt in den Büchern: „Aus Kaiser Wilhelms Reich“, kleine Erzählungen in Wort und Bild für Knaben und Mädchen von H. M. Frey (Breslau, H. Preuser) und „Das rote Kreuz“, eine Erzählung für Deutschlands Frauen, Volk und Heer, nach den hinterlassenen Aufzeichnungen einer Dame geschildert von Julius Pederzani-Weber (Leipzig, Abel & Müller).

Nicht minder als solche erhebende Bilder aus der Gegenwart dienen dazu, Geist und Sinn der Jugend zu veredeln, die zahlreichen Heldengestalten der Vergangenheit wie „Prinz Eugen der edle Ritter“, dessen Heldenthaten Otto Hoffmann nach den historischen Quellen für die Jugend bearbeitete (Stuttgart, K. Thienemanns Verlag, zweite Auflage, mit vier Farbendruckbildern, nach Aquarellen von Rob. Haugk), oder „Wilhelm Tell“, den M. Barack mit Zugrundelegung des Schillerschen Schauspiels für die reifere Jugend erzählt, und den derselbe Verlag in gleicher Weise ausgestattet hat. Auch eine Bearbeitung des Walter Scottschen Romans „Quentin Durward“ haben wir M. Barack und seine reiche Ausstattung mit sechzig Abbildungen im Text und acht ganzseitigen Tonbildern dem Thienemann'schen Verlag in Stuttgart (zweite Auflage) zu danken. Eindrucksvoll wirken „Die geheime Fehme“, ein Kulturbild aus dem deutschen Mittelalter, der reiferen Jugend geschildert von Julius Pederzani-Weber, mit neun großen Tonbildern nach Originalzeichnungen von Fritz Grotemeyer (Leipzig, Abel & Müller), „Unter dem Sachsenbanner“, vier Erzählungen aus den Tagen der Sachsenkaiser, für Jugend und Volk, von Albert Kleinschmidt, mit Titelbild in Heliogravure nach Ant. Dietrich (Leipzig, Friedrich Brandstetter) und „Berthold der Getreue“, die Mär von des Königs wehrhaftem Vogt, der erwachsenen evangelischen Jugend gewidmet von Ferdinand Sonnenburg, mit vielen Abbildungen von Johannes Gehrts (Leipzig, F. Hirt & Sohn). Eine Geschichte, an der schon unsere Mütter und Großmütter sich in ihren jungen Tagen erbaut haben, und die immer wieder dem heranwachsenden Geschlecht lieb und wert wird, die „Rosa von Tannenburg“ des würdigen Alt- und Großmeisters der Jugenderzählung, Christoph von Schmid, hat Gustav Weise in Stuttgart in neuem, mit acht Farbendruckbildern ausgestatteten Abdruck zur Geltung gebracht.

Ebenda erscheint bereits in zehnter Auflage „Der Trotzkopf“ von Emmy von Rhoden. Mit dieser frisch erzählten Pensionsgeschichte gelangen wir in das Bereich jener freien, an keinen historischen oder ethnographischen Hintergrund anlehnenden Erfindungen hinüber, die sich vorzugsweise an die junge Mädchenwelt wenden. Hier sind namentlich auch drei Bücher des K. Thienemann'schen Verlags (Anton Hoffmann in Stuttgart) zu empfehlen: „Nur eine Tochter“ von Hedwig Prohl mit acht Einschaltbildern von Paul Hey; „Uli“, Geschichte eines unerzogenen Mädchens von Emma Biller, mit acht Einschaltbildern von H. Brochen, zweite Auflage, und „Die Puppenfamilie“, kleinen Mädchen erzählt von derselben beliebten Verfasserin, mit vier Farbendruckbildern nach Aquarellen von Eugen Klimsch, zweite Auflage. Fünf Erzählungen für junge Mädchen hat Julie Ludwig unter dem Titel: „Blumen am Wege“, zu einem ansehnlichen Band vereinigt, der in gefälliger Fassung und Ausstattung mit drei Farbendruckbildern von A. Zick in F. Loewes Verlag (Wilhelm Effenberger, Stuttgart) erschienen ist. Das Buch „Alte Bekannte“ von A. Stein, (Marg. Wulff) hat nach dem Tode eine Erweiterung durch Ottilie Schwahn erfahren und ist so in dritter, sorgfältig ausgestatteter Auflage bei Winckelmann & Söhne (Berlin) herausgekommen. Die Schöpfung eines französischen Schriftstellers unserer Tage aber, J. Calends „Fille de Bohémiens“, wurde durch Brigitte Augusti unter der Aufschrift: „Miriam, das Zigeunerkind“ für die deutsche Jugend bearbeitet, und die Verlagsanstalt von Ferd. Hirt & Sohn in Leipzig hat das unterhaltende Buch mit vielen Abbildungen versehen lassen.

Unter einer Reihe von Büchern, die bei Knaben und Mädchen gleich willkommen sein werden, nennen wir in erster Linie die anmutigen „Jugendgrüße“, neue Geschichten für die Kinderwelt von Dietrich Theden. Die sonnigen Erzählungen sind, mit besonders schön behandelten Farbendruckbildern und zahlreichen Textillustrationen von der Hand namhafter Künstler geziert, im Verlag des Universum (Alfred Hauschild, Dresden und Wien) erschienen. Ihnen verwandt in Charakter und Ausstattung ist das „Plauderstündchen“, eine Festgabe zur Unterhaltung und Belehrung für Knaben und Mädchen von acht bis zwölf Jahren, herausgegeben von Helene Binder mit Beiträgen anderer Jugendschriftstellerinnen und sehr reichem Bilderschmuck (München, Theodor Stroefers Kunstverlag). Nicht im Titel allein ähnelt ihm die „Plauderstunden,“ Erzählungen und Märchen für Kinder von Emma Kattner, mit fünf Farbendruckbildern von W. Hoffmann (Berlin, Herm. J. Meidinger, zweite Auflage). Für dasselbe kindliche Alter berechnet ist das ziemlich umfangreiche Buch: „Bei der Großmutter“, von Emma Laddey, der beliebten Jugendschriftstellerin, mit einigen farbigen Bildern und vielen Textillustrationen (Fürth, G. Löwensohn), und das verhältnismäßig kleine: „Beim Großmütterlein“, mit Buntbildern (Berlin, H. Liebau), sowie die Erzählung: „Das rote Haus“ von A. Hoffmann mit fünf Farbendruckbildern von W. Zweigle (Stuttgart, G. Weise) und das künstlerisch schön und geschmackvoll ausgestattete Kinderalbum: „Für die fröhliche Jugend“, Gabe eines heitern Kinderfreundes, Daniel Sanders, illustriert von Hans Looschen, mit zwei Musikbeilagen von Emilie Mayer (Breslau, Hans Lüstenöder). Ihm an die Seite stellen sich drei reizende Kinderbücher aus dem Verlage von C. T. Wiskott in Breslau: „Die Welt vom Fenster aus“ von Johannes Trojan und J. Kleinmichel und „Eine Tierschule“ in Bildern von Fedor Flinzer und Versen von Victor Blüthgen. Ist hier schon der Gedanke der zur Schule pilgernden Hündchen, Kätzchen, Gänschen, Frösche ꝛc. besonders drollig, so sind alle drei letztgenannten Bücher, sowohl was den amüsant geraden Inhalt, als die geschmackvolle Ausstattung betrifft, Verkörperungen des Satzes, daß für unsere Kleinen das Beste eben gut genug ist. Gleich empfehlenswert nach beiden Richtungen hin sind auch zwei Bücher aus Theo. Stroefers Verlag, München: „Was man im Walde hört“, eine Erzählung von Cornelie Lechler und „Nur für ganz brave Kinder“, sowie eine Reihe von Bilderbüchern des F. Loeweschen Verlags (W. Effenberger, Stuttgart), von denen die „Erzählungen“ von Chr. Löhr mit Bildern von E. Klimsch und Oscar Pletsch für die berechnet sind, die schon lesen können, während andere, wie „Kinderleben“ in Bildern und Versen von E. Voigt; „Goldene Reime für die Kinderstube“, eine Sammlung hübsch illustrierter, volkstümlicher Sprüchlein; „Schönstes Bilderbuch“ und „Unsere Tierwelt“, mehr denen zugute kommen, die sich die Verschen noch vorlesen und vorsagen lassen, um sie schließlich auswendig zu lernen und angesichts der hübschen, bunten Bilder selbst wiederholen zu können. In diese Kategorie zählen auch zwei Bücher des Gustav Weise'schen Verlags, Stuttgart: „Unseren kleinen Gruß in die Welt“, illustriert von W. Gibbons und Anderen, und „Struwwelpeter der Jüngere“ von J. Trojan und F. Flinzer, letzteres in Form des Struwwelpeters mit seinem Schreibheft ausgestattet oder richtiger aufgeschlagen. Lediglich der Anschauung gewidmet sind zwei weitere Bilderbücher aus Effenbergers Verlag: „Guten Kindern zur Freude“ und „Für die Kleinsten“, dieses in Form einer Schiefertafel, die als Attrape behandelt ist und in ihrem Innern eine Reihe von Kartons birgt, die — acht an der Zahl — je auf beiden Seiten ein ergötzliches buntes Durcheinander farbiger Einzelfiguren, Menschen, Tiere, Spielsachen, Hausgeräte ꝛc. zeigen.

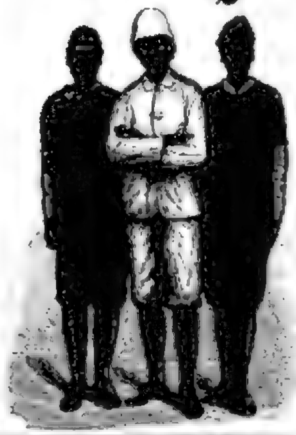
Können alle diese Unterhaltungsbücher zugleich bildend wirken selbst da, wo sie nichts als anregende Bilder geben, so haben wir ein klarer ausgesprochenes Bildungsmittel vor Augen in der „Illustrierten Naturgeschichte der drei Reiche“ von Dr. Ewald Hause (Reutlingen, Enßlin & Laiblin), die, in zwei Bände abgeteilt, in ihrem ersten das Mineral- und Pflanzenreich, im zweiten das Tierreich behandelt und durch figurenreiche, farbige Tafeln erläutert ist. Nicht minder ausgiebig mit Bildern geschmückt ist die „Illustrierte Naturgeschichte des Tierreichs“ von H. Leutemann, die auf achtundvierzig Farbendrucktafeln zweihundertdreiundsechzig Abbildungen enthält (Fürth, G. Löwensohn). Hier haben wir dann auch das früheste Bildungsmittel für jene Kleinen zu erwähnen, deren Geist eben erst anfängt, nach Nahrung — und natürlich einer Nahrung leichtverdaulichster Art — zu verlangen. Ihnen dient das Buch: „Gustav Weises Bilderwelt,“ erster Anschauungs-Unterricht in 400 Abbildungen aus Haus und Hof, aus Wald und Feld, hübsch gezeichnet und angeordnet, in geschmackvollem Farbendruck ausgeführt, und insbesondere auch darum rühmenswert, weil es neben den altangehörigen Gegenständen, die uns im täglichen Leben vor Augen treten, auch die nicht vergißt, die das Abzeichen der neuesten Zeit sind, wie das Telephon und ähnliches. Bescheideneren Ansprüchen an die künstlerische Ausstattung genügt der „Neue Anschauungsunterricht“ aus dem Verlag von G. Löwensohn in Fürth, der auf festen Kartonblättern ebenfalls ein vielgestaltiges Allerlei in sich vereinigt.

So ist denn nach allen Richtungen hin Sorge getragen, daß auch der diesjährige Weihnachtsbüchertisch es an erfreulichen und nützlichen Gaben für das heranwachsende Geschlecht nicht fehlen lasse.

[illegible]

Verlag von OTTO SPAMER in Leipzig.

Geschenkwerke für Erwachsene.



Deutsch-Ostafrika.

Von

Geb. M. 9.50. **Paul Reichard.** Geb. M. 9.50.

Eine umfassende Schilderung des Landes und seiner Bewohner, seiner politischen und wirtschaftlichen Entwicklung.

Illustrirt durch 36 Vollbilder, sämtlich nach Originalphotographien.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Dr. Emin Pascha.

Ein Vorkämpfer der Kultur im Innern Afrikas.

Gebunden M. 6.—

Das beste Buch über Emin.

Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert.

Von

Geb. M. 7.50. **Dr. B. Volz.** Geb. M. 7.50.

Eine interessant geschriebene Darstellung der historischen Ereignisse und Personen, welche sich vorteilhaft von den gewöhnlichen trockenen Geschichtswerken unterscheidet.

Das deutsche Reich.

Handbuch der Vaterlandskunde.

Von

Prof. Dr. J. W. Otto Richter.

Mit 15 Karten und 22 Plänen. Gebunden M. 11.—

Jeder Gebildete muss im eigenen Lande bewandert sein!

Für Frauen und Mädchen.

Für das Backfischalter:

Der Veilchenbund.

Erlebnisse eines Freundschaftskreises.

Erzählungen von

E. Diethoff.

3. Auflage. Gebunden Mark 4.—

Das im edelsten Geiste geschriebene Buch ist geeignet, zu allem Guten und Schönen anzuregen.

Prinzeßchen.

Erzählung von

B. Schneikart.

Mit sechzehn Jahren.

Lustige Mädchengeschichten von

Frida Schanz.

Gebunden je Mark 4.—

Zwei prachtvolle Bücher mit reizenden, geist- und gemütvoll geschriebenen Erzählungen, welche sich rasch viele Freundinnen erwerben werden.

Für junge Damen:

Das Bild der Mutter.

Schicksale einer jungen Mädchens.

Erzählung von

Ina Volk.

Fein gebunden Mark 4.—

Eine durch lebenswahre Darstellung und feine Charakterzeichnung besonders beachtenswerte Erzählung.

Für die reifere Jugend.

Der Bürgermeister von Lübeck.

Geschichtliche Erzählung aus der Zeit der Hansa.

Von

Dr. Anton Ohorn.

Mit 6 Vollbildern nach Original-Zeichnungen von Ch. Andoll.

Gebunden Mark 6.—

Es ist das kraftvolle Werk eines echten deutschen Dichters, welches mit diesem Buche der reiferen Jugend und der deutschen Familie überhaupt gewidmet wird. Ohorn hat die Ereignisse jener bewegten Zeit mit anerkannter Meisterschaft erzählt, Personen und Verhältnisse so anschaulich und lebensvoll geschildert, daß das Buch nicht allein eine vorzügliche, sondern auch eine außerordentlich spannende Lektüre bildet.

Vom gleichen Verfasser erschien früher:

Emin, der weiße Pascha im Sudan. Erzählung aus den jüngsten Verhältnissen Afrikas.

Gebunden Mark 6.—

Rulaman.

Erzählung aus der Zeit des Höhlenmenschen und des Höhlenbären.

3. Aufl. Geb. M. 5.50.

Kuning Hartfest

Lebensbild aus der Geschichte unserer deutschen Ahnen, als sie noch Wuotan und Donar opferten.

Geb. M. 5.50.

Zwei vorzügliche Erzählungen aus Deutschlands Vorzeit von Dr. D. F. Weinland.

Unsere Vorzeit.

In Schilderungen für Jugend und Volk.

Von **Dr. W. Wägner.**

Drei selbständige Bände, gebunden je M. 5.50.

I. Nordisch-germanische Götter und Helden. 4. Auflage.
II. Deutsche Heldensagen. 4. Auflage.
III. Deutsche Volkssagen.

Deutsches Flottenbuch.

Erlebnisse eines See-Kadetten in Krieg und Frieden.

In sechster Auflage neu bearbeitet

von

Korvetten-Kapitän a. D. von Holleben.

Gebunden Mark 6.50.

In meisterhafter, mit dem feinsten Seemannshumor gewürzter Darstellung schildert von Holleben die Erlebnisse eines jungen See-Kadetten, indem er dabei nicht nur in unübertrefflicher Anschaulichkeit von dem Leben und Treiben an Bord ein Bild entwirft, sondern auch Gelegenheit nimmt, über das Wesen des Seemannsberufes aufzuklären.

Parzival

und die Wunder des heiligen Grales.

Von Hildebrandt-Strehlen. Geb. M. 4.—

Mit 6 Holzschnitten nach Originalzeichn. v. E. Weigand.

Reinhart Wolfuchs.

Die deutsche Tiersage vom Fuchs.

Für Jung u. Alt erz. v. W. Paulsen Petersen.

Mit 6 Vollbildern von A. Bergfeld.

Gebunden Mark 4.—

Fahrten und Abenteuer

im deutschen Elchlande.

Von **C. Waldmann.**

Mit 82 Photogravüren nach Original-Zeichnungen von Albert Richter.

Gebunden Mark 5.—

Die mannigfachen, in frischem Tone von einem Beamten des „Elchlandes“ geschilderten Jagdfahrten, im Verein mit den trefflichen Zeichnungen Albert Richters, verleihen dem Werke so recht die Eignung, in allen Kreisen gern gelesen und ein Buch für Jung u. Alt zu werden.

Für die Kinderwelt.

Spielbuch für Kinder im Alter bis zu acht Jahren.

Von **Ida Bloch.**

Mark 4.— Mit 140 Text- und 3 Farbenbildern. Mark 4.—

Für das Alter von 8—14 Jahren:

Spielbuch für Mädchen.

13. Aufl. Von **Marie Leske.** Mark 4.50.

Mit mehr als [illegible] Text- und 5 Buntbildern, Titelbild und Schnittmusterbogen.

Spielbuch für Knaben.

12. Aufl. Von **Herm. Wagner.** Mark 4.50.

Mit über [illegible] Text- und 5 Buntbildern und einem Titelbilde.

Für Kinder von 6 bis 12 Jahren.

Peterle und Gretle.

Eine Geschichte aus einem schwäbischen Dorfe.

Von **Agnes Braner.** — Illustrirt von Adele Braner.

Kart. Mark 4.—

Das kleine Kleeblatt

und andere Kinder-Geschichten.

Erzählt von **A. E. von Rothen.**

Bearbeitet von Helene Spieker.

Kart. Mark 3.50.

Die anmutigen Kindergeschichten bilden einen ansprechenden und lehrreichen Lesestoff für Knaben und Mädchen von 8—12 Jahren.

Peterle und Gretle.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Momente jedes einzelne der hunderttausend Aestlein und Zweiglein der Baumwand da gegenüber auf den weiß leuchtenden Himmelsgrund photographirt. Und ehe noch der Donner folgte, kam schon der Regen; erst ein Klatschen einzelner schwerer Tropfen, dann ein erst leises und rasch sich verstärkendes Rauschen, welches sie hörten, ehe sie irgend etwas fühlten, da der Wald sie minutenlang noch schützte. Und dann ein mächtiger Donner, kein dröhnender Schlag, sondern ein majestätisches, langsam anschwellendes und ebenso sich senkendes fernab klingendes Rollen.

Es blieb nichts übrig, als mit der jungen Dame so rasch wie möglich nach Hause zu eilen, und zwar durch den Wald, da es einen andern Weg von hier aus nicht gab.

„Kommen Sie, Fräulein Mirbach,“ mahnte er, zugleich kameradschaftlich und wie zum Schutz eine Hand leicht um ihre Schulter legend, aber zu seinem Befremden fühlte er Widerstand; sie rührte sich nicht vom Fleck.

Was war das? Etwa gar fassungs- und zurechnungslose Gewitterfurcht bei einem Weibe, welches Proudhon und Mantegazza und russische Umwälzungsromane las und das Leben, „wie es wirklich ist“, um jeden Preis kennen wollte?

„Was fehlt Ihnen, was haben Sie vor?“ fragte er, sich jetzt vorbeugend, um ihr besser ins Gesicht zu sehen. „Sie fürchten sich doch nicht gar?“

„Fürchten? Nein!“ sagte sie mit entstellter Stimme. „Dies ist ein nervöser Zustand, der mich allemal bei starken Gewittern überfällt. Ich bin wie gelähmt ... die vermehrte Elektrizität in der Luft ... mein System ist besonders empfänglich dafür ...“

Was er dachte zu dieser gesteigerten Empfänglichkeit des Systems von Fräulein Marfa — natürlich ein Ausnahmesystem in ihren eigenen Augen, wie alles, was mit ihrer Person zusammenhing, exceptionell war — was er darüber dachte, behielt er weislich für sich. Ihre Hände waren allerdings eiskalt; er machte weiter keine Worte, sondern führte sie und trug sie halb zu dem Borkenhäuschen, welches ein paar Schritte weiter am Waldrande stand und den bescheidenen Ausblick auf die Holzbrücke über den Fluß und das dahinter liegende flache Feld aus seinem Fenster beherrschte.

„Nehmen Sie sich zusammen,“ bat er hier, wo man, vor dem Regen wenigstens geschützt, einigermaßen zu Atem kommen konnte.

„Ja, ja,“ sagte sie tonlos, halb gegen die Lehmwand des Häuschens, halb an seine Schulter gelehnt. Da flammte wieder, durch die viereckige leere Fensteröffnung vor ihnen umrahmt, die Landschaft mit unirdischer Helle und Deutlichkeit herein; dem Blitze folgte ein krachender Donner, der wirklich die Sinne betäubte auf mehrere Augenblicke, und als er wieder sah und empfand, hielt Wolfgang Fräulein Marfa, die sich dorthin geflüchtet haben mußte, in seinen Armen und fühlte ihre Brust wogen an der seinigen.

War das alles nur Gewitterfurcht, weiter nichts, und halbe Besinnungslosigkeit? Sie hatte die vollen Arme um seinen Hals geworfen; ihre runde Wange mit dem Jugendflaum lag an der seinigen ... er konnte jetzt nicht anders, er mußte das aufgelöste, schutzheischende Geschöpf mit seinem starken Arm umschränken und fest an sich pressen. Und als jetzt Blitz und Donner von neuem mit Urgewalt zuckten, dröhnten und krachten, da übertäubte der Aufruhr in der Natur die Sinne des kräftigen Mannes doch nicht so sehr, daß er nicht zugleich etwas anderes empfunden hätte, Marfas Lippen auf den seinigen mit einem langen, weit mehr gebenden als empfangenden Kusse!

Als der Donner verhallt war, hatte sie sich längst wieder aufgerichtet. Beide rührten nicht an das, was eben gewesen war ... jetzt auf der Stelle zerschnitten sie gleichsam in stillschweigendem Uebereinkommen jeden Zusammenhang zwischen der Scene eben und dem, was unmittelbar folgte, und isolirten dadurch den beispiellosen Vorgang vollständig.

Aber auch die Lähmung, welche die Elektrizität der Luft über sie brachte, schien von Fräulein Marfa gewichen, obwohl das Gewitter keineswegs vorüber war. Sie stand jetzt, ohne der Stütze durch ihren Begleiter zu bedürfen, und als er sagte: „Die Ihrigen werden sich um Sie ängstigen, wenn sie Sie draußen wissen,“ da meinte sie:

„Ja, es ist besser, wenn wir gehen.“ Und schweigend und hinter einander heraustretend, verließen sie beide das Asyl, welches der Schauplatz einer so seltsamen Scene gewesen war.

Der Wald gewährte immer noch einigen Schutz gegen den Regen, welcher auch gerade jetzt mit etwas verminderter Heftigkeit fiel, wie denn überhaupt das Gewitter gleichsam eine Atempause machte, die den Heimwärtseilenden zu gute kam.

Sie waren fast völlig schweigsam auf dem Wege.

„Könnte ich Sie doch schützen,“ waren die einzigen Worte, welche Wolfgang murmelte, als einmal ein lebhafterer Lufthauch den Sprühregen von den Bäumen herab verstärkte. Er konnte es nur, indem er auf der Windseite dicht neben ihr ging; er hatte keinen Mantel, und die Joppe ausziehen und ihr umhängen und in Hemdärmeln den Heimweg vollenden, wäre ein allzu unästhetischer Ritterdienst gewesen.

Sie sagte nur, kaum die Lippen von einander bringend: „Lassen Sie, es thut nichts, wir sind ja gleich zu Hause.“ Und dann gingen sie weiter in einem Schweigen, welches etwas Schwüles und Peinliches hatte, so daß er wenigstens aufatmete, als sie den Garten, in den das Gehölz unmerklich überging, betraten und das Herrenhaus in der Nähe sahen. Berührt hatten sie einander seit dem Verlassen des Waldhäuschens nicht mehr.

XII.

Herr Mirbach pflegte, wie andere benachbarte Gutsbesitzer, das Holz, welches er alljährlich über seinen eigenen Bedarf aus den nicht unbedeutenden Beständen der ihm gehörigen Waldungen schlagen ließ, an einem bestimmten Orte auf einer großen Waldblöße in gelegener Nähe mehrerer Flecken aufstapeln zu lassen. Wie gesagt, mehrere Besitzer lagerten ihr Holz hier, und hieher kamen dann zu den alle paar Monate anberaumten Versteigerungen die Käufer, meist Ackerbürger aus den kleinen Städten in der Nähe und Gewerbetreibende. Eine dieser Versteigerungen, zu günstiger Zeit im Gefolge einiger großen Märkte der Umgegend anberaumt, pflegte besonders besucht zu sein. Sie fand alljährlich fast genau zur selben Zeit statt; es kamen dann auch die bäuerlichen Besitzer aus den waldarmen, sonst aber wohlhabenden Flußniederungen; und da diese mit stattlichen Gespannen sich einstellten, so pflegte, da der Kauf- und Verkaufsgeist in den Leuten nun einmal wach war, auch mancher Pferdetausch und -Kauf noch hier abgeschlossen zu werden. Das hatte sich mit den Jahren, nein, mit den Jahrzehnten, so eingebürgert und war eine anerkannte Thatsache.

Kein Wunder, wenn da die manchmal recht vornehmen Interessenten beim Holzhandel selber, die Eigentümer der zu versteigernden Holzvorräte, auf eine halbe Stunde herkamen und sich das Leben und Treiben auf der an diesen Tagen so belebten, sonst tief einsamen Stelle mit ansahen und von ihren Agenten sich dies und jenes über den Gang der Geschäfte berichten ließen. Ja, wie nach stillschweigendem Uebereinkommen war diese im Spätsommer stattfindende Holzversteigerung eine Art Rendezvous für sie geworden, für diese mehr oder weniger aristokratisch, aber alle entschieden nach dem „Herrn“ aussehenden, meist stattlichen Männer mit den luftgeröteten Gesichtern, die Rittergutsbesitzer der Umgegend, mit anderen Worten.

Und wie sie da waren, sie handelten und tauschten alle gern, nicht minder gern wie der Bauer aus der Neerung, und mehr als einer von ihnen kam angeritten auf einem Pferde, für welches er nachher den Kaufpreis aus dem Lederbeutelchen des ländlichen Oekonomen, langsam und bedächtig auf den ungehobelten Holztisch der Waldkantine gezahlt, mit sich nach Hause nahm.

Ihre besten Pferde waren es nicht, welche sie auf diese Weise los wurden. Und wer sich zuweilen nachträglich hinter den Ohren kratzte und den Wein der Kantine und die flotte Holzmarktstimmung verwünschte, das war der Bauer hinter dem steifen Nacken von einem Gaule, welcher in der immer noch vorhandenen Eleganz der Rassenglieder an einen alten Militär höherer und höchster Grade mit Rheumatismen aus den Feldzügen von dreiviertel Jahrhunderten erinnerte und etwa ebenso beweglich war wie ein solcher.

Gleichviel, es wurden doch immer wieder Geschäfte gemacht. Und der Kantinewirt hatte sich in kluger Würdigung der Verhältnisse für den einen Tag immer einen Wein dort oben hingelegt, den man im teuersten Restaurant von Königsberg nicht schlechter zu finden wünschen durfte.

Daher auch Herr Mirbach äußerst übler Laune war, als er sich die Unmöglichkeit, mit seinen kranken Füßen diesmal dort aufzutreten, nicht länger verhehlen konnte. In der elften Stunde noch schickte er den Verwalter hin. Nicht daß bei der wenigstens nicht angezweifelten Zuverlässigkeit des Agenten, welchen er dort hatte, die Anwesenheit einer Person vom Hofe nötig gewesen wäre. Und weil er dem Inspektor etwa hätte ein Vergnügen machen wollen, noch weniger. Ganz im Gegenteil, der unausgesprochene, fast unbewußte Gedankengang war etwa folgender: Das Holz, welches er hatte schlagen lassen, war geringwertig. Er trieb überhaupt Raubbau mit seinem Walde; dessen Zustand den königlichen Forstbehörden längst ein Dorn im Auge war, ohne daß sie bei den derzeitigen, in der Landschaft geltenden gesetzlichen Bestimmungen hätten einschreiten können. Er ließ nur schlagen und verwildern, nirgends aber aufforsten, von einem gewissen eigensinnigen Wahne der Unerschöpflichkeit dieser Einnahmequelle hingenommen und vernünftigen Vorstellungen ja an keiner Seite zugänglich.

So viel aber hatte ihm sein Agent wenigstens begreiflich zu machen gesucht, daß er von seinem jungen Kiefernholz und den zwar alten und mächtigen, aber kranken Stämmen, deren Niederlegen er vom Windbruch hatte besorgen lassen, nicht dieselben Preise erhoffen könne, wie sie andere bei verständiger Forstwirtschaft mit ihrem Holz erzielten. Er ahnte demnach einen geringen Ertrag der Versteigerung mit ziemlicher Bestimmtheit. Und wenn ihm der Inspektor diesen abend bei der Heimkehr melden würde, so hatte er ja dann in Volmar gleich den Mann, gegen welchen er sich Luft machen und an dem er die üble Laune über das Zuhausebleibenmüssen und die schlechten Holzpreise zugleich würde auslassen können, indem er für die letzteren dem Inspektor den größten Teil der Verantwortung auflud!

Wolfgang kam auf der Platte, wie die Waldblöße in der ganzen Umgegend und auch in der amtlichen Forstsprache genannt wurde, trotz scharfen Reitens ziemlich spät an, das heißt, früh am Nachmittag, aber spät für die Holzversteigerung; dieselbe war zum großen Teile vorüber.

Ein eigentümliches Bild, welches sich ihm da bot, eines jener Landschaftsbilder, wie sie in länglich viereckigem Format von den Künstlern, welche es die Poesie der Ebene, der Heide, der Moore und der sandigen Kiefernwälder angethan hat, gemalt und von den Liebhabern flacher Horizonte mit viel Himmel gekauft werden.

Auf der weiten, in ungeheurem Viereck von den Waldungen eingeschlossenen, heideartig bewachsenen Blöße regte sich nur an einer Stelle das Leben, so daß es den gewaltigen Dimensionen des ganzen Platzes gegenüber für den aus dem Walde Herankommenden im ersten Augenblick fast verschwand, aber nur, um ihn dann desto verwirrender zu umfangen, wenn er den Knotenpunkt dessen, was heute hier vorging, erst erreicht hatte.

Denn es waren immerhin ein paar hundert Menschen, die sich dort auf einem Flecke durcheinander drängten, alle um das Blockhaus herum, welches in einem von hohen Holzstößen allenthalben eingeschlossenen freien Raum errichtet war. Und eine ganze Wagenburg umschloß das leichte Fenz neben und hinter dem Hause, Gefährte aller Art, von den schweren, nur durch den gewaltig langen Wagenbaum verbundenen vier Achsen des Holzfuhrwerks an zu dem Korbwägelchen des ländlichen Besitzers und dem eleganten Jagdwagen des großen Gutsherrn.

Die anwesende Menge bestand, wie Volmar auf den ersten Blick gewahrte und nachher beim Eintritt in die Kantine weiter bestätigt fand, so ausschließlich aus Männern, daß sogar der Kantinewirt zum Bedienen der Gäste kein Frauenzimmer mit hinaufgebracht hatte, sondern dies Geschäft durch ein paar Aufwärter verrichten ließ.

Google

Was sich auf dem Platz und zwischen dem Holz herum schob, schienen meist kleinbürgerliche Leute, Händler und Bauern, auch eine ganze Anzahl Juden darunter, sogar einige mit dem polnischen Kaftan und den Schläfenlocken. Wo die vornehmere Gesellschaft sich aufhielt, sah Volmar ein wenig später, als er sein Pferd, dem schon viele lebhafte Blicke gefolgt waren, in die Umzäunung neben dem Blockhause hineinritt. Dort war eine Art leichtester Halle aufgeschlagen, ein langer, vorn offener, überdachter Raum wie eine Wildscheune, für die Pferde, die in einer langen Reihe dastanden. Und hier hielten sich zur Zeit auch die Herren auf, gruppenweise bei diesem und jenem Gaule verweilend, unter ihnen einige, die Wolfgang nun auch schon vom Sehen kannte. Auch den Doktor Carius bemerkte er von weitem unter ihnen.

Sobald das Pferd besorgt war, suchte Volmar den Agenten des Herrn Mirbach in dem Gewimmel auf. Er kam gerade dazu, als einem vierschrötigen Kerl, einem Wirt aus Ravenstein, der Zuschlag für den letzten Stoß geklaftertes Kiefernholz erteilt wurde. Es mußte der letzte sein, denn die Bieter, die in dichten Haufen um das Holz herum gestanden hatten, gingen jetzt auseinander. Die Leute lachten, die Käufer auch, und die nächsten nickten einander mit einem gewissen Verständnis zu:

„So wollen wir's mehr machen ... er mußte dran!“

„Geschieht dem tollen Alten auf Masaunen recht!“

„Halb geschenkt!“

„Noch lange nicht ... nächstens nimmt ihm keiner seine grünen Kienspäne mehr ab ... dann kann er sie als Schwefelhölzer brennen!“

So viel hörte Wolfgang, auf den sie nicht achteten, gerade noch; während sich die Gruppe zerstreute, trat er auf den Agenten zu. Dieser sah weniger zufrieden als der Käufer aus.

„Ah, sind Sie das?“ sagte er trocken. „Na, Sie werden nicht viel Freude haben. Preise haben wir erzielt, daß ich mich schäme, dem Herrn Mirbach meine Provision davon abzuziehen. Ich wollte, ihr von Masaunen stelltet euch selber hier hin. Für mich kommt nichts dabei heraus und für Herrn Mirbach verteufelt wenig.“

Wolfgang ließ sich einzelnes genauer mitteilen und zeigte für die Zahlen, welche ihm genannt wurden, so viel Verständnis, daß der Mann fortfuhr und wenigstens in großen Zügen das andeutete, was für die nächsten Jahre geschehen mußte, um den Masaunner Wald wieder ertragsfähig zu machen.

„Das ist die Wahrheit ... mit der rückt man einmal heraus, wenn einen ein vernünftiger Mensch fragt,“ schloß er mit einer Art von unfreiwilligem Kompliment für seinen Zuhörer. „Sagen Sie aber lieber davon gar nichts ... es giebt nur Spektakel und hilft Ihnen doch nichts.“

Darauf hielt der Agent zwei Finger zum Gruß leicht an den Hutrand — mit einem Inspektor, der ja lange nicht einmal so viel war wie er selber, brauchte man keine Umstände zu machen — und wendete sich einigen Männern, die auf ihn zukamen, entgegen. Hätte er nicht noch einige geschäftliche Besprechungen, die sich heute hier wie von selber machen sollten, auf dem Herzen gehabt, so würde er dem Masaunner Verwalter, der ja soweit ein ganz netter Kerl zu sein schien, ein Glas Bier bezahlt haben — im Hinblick auf seine sonstigen Geschäftsbeziehungen zu dem Gute, denn bei dem Holzhandel kam für ihn nicht so viel heraus, daß eine derartige Freigebigkeit gerechtfertigt gewesen wäre.

Wolfgang indessen schritt auf dem weichen, durch die trockenen Kiefernadeln fast parkettglatten Boden in der Richtung nach dem Walde zu ein Stück den schnurgeraden, breiten Weg entlang, welcher von mächtigen Holzstößen zu beiden Seiten eingefaßt wurde. Holz- und Harzgeruch — der Wald, nicht in seiner Poesie der Einsamkeit und still in sich webenden Natur, sondern als frischer, kräftiger Faktor des Wohlstandes einzelner wie der Landschaft, als ein Etwas, was zu berechnen, zu messen, zu klaftern, aber darum doch durchaus nicht reizlos war — so fesselte er den dahinschreitenden Mann jetzt eben in diesem Augenblick. Wie alles, was nach einer Schwierigkeit aussah, lockte ihn der verrottete Zustand des Masaunner Forstes jetzt erst recht, sich mit ihm zu beschäftigen, und ging ihm, was er da eben von dem Agenten gehört hatte, im Kopfe herum.

Er brauchte seine Augen gut, und indem er sich aufmerksam rechts und links umsah, die Holzvorräte zu beiden Seiten mit dem Zeichen ihres ursprünglichen oder jetzigen Besitzers und anderes mehr betrachtete, fielen ihm noch einige Fragen ein, die er an den der Verhältnisse immerhin kundigen Agenten richten wollte. Er wendete sich um, wieder dem belebten Platze zu, und trat dann, da er den Mann nicht gleich fand, an die Kantine heran, um hier zunächst ein Glas Wein zu trinken.

Man konnte das hier im Freien: neben dem Blockhause befanden sich Bänke und Tische einfachster Herstellung — Bretter, auf starken, in den Boden gerammten Pflöcken befestigt. Es waren mehrere lange Tafeln in geringer Entfernung von einander, und sie waren meist besetzt, Bauern, Juden, Männer, die wie Handwerker oder Wirte, auch einige, die nach dem Gutsinspektor aussahen, alles saß durcheinander.

Indem er auf den ersten, dem Blockhause nächsten Tisch zutrat, an welchem etwas mehr Platz zu sein schien als an den folgenden, gewahrte er hier den Doktor Carius. Dieser sah ihn auch in diesem Augenblick, grüßte und winkte freundlich und machte neben sich Raum.

Flüchtig wurde hier Wolfgang dem zunächstsitzenden Herrn vorgestellt, auch einem Grundbesitzer, Herrn Soundso auf Soundso, und bestellte dann seinen Wein. Herr Carius, der heute hier bessere Geschäfte gemacht zu haben schien als der Herr auf Masaunen, war sehr aufgeräumt und lachte, als er den leisen Unmut Wolfgangs merkte, welcher etwa so empfand, wie der Bevollmächtigte einer unbestrittenen Großmacht, die aber in der auf der Tagesordnung stehenden Angelegenheit dennoch eine kleine, klägliche Rolle spielt.

Während sie so von Holzpreisen und Ernteaussichten sprachen, musterte Wolfgang die Gesellschaft am Tisch und erkannte, daß sie ausschließlich aus Großgrundbesitzern bestand, denselben, die vorhin alle zusammen bei den Pferden gewesen waren. Die Herren waren sehr laut und lustig, einige von ihnen schon unverkennbar angetrunken. Indessen kam der von ihm bestellte Wein, und nachdem er eingeschenkt hatte, hob auch gleich der Doktor Carius sein Glas, um mit Wolfgang anzustoßen:

„Auf das Wohl der Damen! — der Masaunner Damen meine ich ... und zwar besonders der jüngsten! Da sind Sie auch mit bei, wie?“

„Selbstverständlich,“ sagte Wolfgang trocken. Da war wieder die Miene und der Ton, die ihm beide nicht gefielen, wie damals, als die Rede auf Fräulein Marfa gekommen war. Es war, als solle ihm ein Einverständnis mit der Gutstochter untergeschoben werden, über welches, wenn es bestanden hätte — wie es zum Glück nicht bestand — dieser Herr Doktor Carius schwerlich der Richter gewesen wäre.

Die beiden Gläser hatten aber doch aneinander geklungen. Sonderbar, daß da gleich darauf über all den Lärm am Tisch hinaus eine Stimme sich bemerklich machte und deutlich durch- und diesen beiden wenigstens ins Ohr drang:

„Sie da unten, dies hier ist der Herrentisch ... hören Sie wohl!“

Wolfgang hatte merkwürdig ruhig aufgeblickt, während aber doch seine auf dem Tisch liegende Hand sich zur Faust ballte. An ihm war Doktor Carius erst aufmerksam geworden und sah sich nach jener Stimme um. Er spitzte gleichsam behaglich die Ohren; einen kleinen, halbtrunkenen Aufruhr unter dieser Gesellschaft, bei dem sie wie Bullen die harten Köpfe aneinander stießen, wie er dies nannte, pflegte er sonst in seinem Herzen wie eine zu seinem Vergnügen aufgeführte Komödie zu betrachten. Heute dachte er, ob er sich nicht vielleicht sogar einmischen werde!

Der Sprecher dort drüben, Kurt Gussow natürlich, mußte noch mehr gesagt haben, denn man sah, wie die ihm zunächst Sitzenden nach dem Masaunner Inspektor mit den Blicken suchten. Dann aber mochte eine mehr behäbige und die Ruhe liebende Natur unter seinen Nachbarn vertuschend und beschwichtigend darein geredet haben; er brach in ein brutales Lachen aus, was er aber noch sagte nach der Tischecke hin, an der Carius und Wolfgang Volmar saßen, drang nicht mehr bis zu diesen.

Wolfgang indessen hatte sich stramm aufgerichtet und saß in der offenbaren Haltung eines aufmerksam Lauschenden und Wartenden, die Augen fest auf den ungezogenen jungen Menschen, der in einiger Entfernung von ihm auf der andern Seite des Tisches seinen Platz hatte, gerichtet. Einmal war es, als ob er in die Höhe schnellen wollte; es mochte deutlicher als andere ein einzelnes Wort von drüben zu ihm gedrungen sein. Da fühlte er die Hand des Doktors Carius auf seinem Arm.

„Lassen Sie doch,“ sagte dieser Herr gemütlich und durchaus nicht leise, „was geht es Sie denn an, was der dumme Bengel da redet? Der mag bei seiner Mama zu Hause Milchkaffee trinken, anstatt hier unter uns Männern Wein, wenn er keinen vertragen kann!“ Und mit etwas mehr gesenkter Stimme fügte er fragend hinzu: „Woher kennen Sie sich denn? Haben Sie schon etwas mit einander vorgehabt?“

„Ja.“ Wolfgang sprach unmutig; nicht mit absichtlichem Bravado, aber doch laut genug, daß es die umsitzenden Herren, die alle jetzt mehr oder weniger aufmerksam geworden waren, verstehen konnten: „Ich habe neulich im Hause dort, am Tische seiner Mutter, eine grobe Ungezogenheit von ihm zurückzuweisen gehabt. Das hat er einstecken müssen. Aber, bei Gott, wenn er mir hier, öffentlich, in ähnlicher Weise kommen will, so werde ich ihm anders dienen.“

„O ja, ich glaube, Sie wären der Mann dazu,“ meinte der Doktor Carius, mit genau so viel Beifall im Ton, als ihn der völlig Unparteiische für eine Seite verraten darf. „Aber, wissen Sie, es ist verdammt unangenehm, wenn es hier oben zu Reibereien unter den Herren kommt. Man ist doch nicht unter sich ... wir haben ein zu großes Publikum. Deshalb wollen wir 'mal so lange wie möglich nicht auf das hinhören, was der noch sehr grüne junge Mann da drüben zu sagen hat. Auf mein Wort,“ — ernster werdend — „Sie können es ... kein Mensch hier legt Ihnen das anders aus, als daß Sie der Klügste von den zweien sind.“

Wolfgang Volmar sagte hierauf nichts, sah aber nicht aus, als ob die Aussicht, für klüger als ein Herr Kurt Gussow gehalten zu werden, in diesem Falle viel Verlockendes für ihn habe. Auf der weißen Holzplatte des Tisches lag noch immer seine nervige Hand fest zur Faust zusammengeballt. Und in dieser Faust zog sich, so hätte man beinahe sagen können, ein großer Teil seines Bewußtseins zusammen und setzte sich in eine Art Vorgefühl um, daß er vielleicht über kurz oder lang dahin gedrängt werden könne, der ganzen Masaunner Verwalterepisode mit dieser Faust ein Ende zu machen. Und in diesem Augenblick war ihm ferner so zu Mut, als ob ihm das gerade recht sein würde.

Bei dieser Stimmung seinerseits war von drüben her nicht allzu viel mehr nötig. Und dieses weitere kam alsbald. Irgend ein gut gemeinter Zuspruch eines Nachbars mochte vielleicht nicht glücklich gefaßt gewesen sein oder den unrichtigen Punkt getroffen haben. Der junge Mensch dort hob die Stimme noch lauter als bisher und brachte sogar die Faust auf den Brettertisch, so daß Gläser und Flaschen wüst durcheinander klirrten, während er schrie:

„Kennen ... wer kennt ihn denn, den hergelaufenen Lump? Der Carius so wenig wie ich oder Sie. Aber ein unverschämter Hund ist's, den man vom Tische schmeißen muß ... und ich will auch ...“

Was er gewollt hatte, wurde vorerst nicht deutlich, denn noch einmal war es den umsitzenden besonneneren Männern gelungen, ihn zum Schweigen zu bringen. Wenn aber eine Flamme erst einmal eine gewisse Kraft erlangt hat, so läßt sie sich so leicht nicht mehr ersticken. Ist sie hier gewaltsam niedergehalten worden, so leckt sie dort auf und züngelt desto höher. Und etwas von der unwiderstehlichen Macht des Elementes schien es fast, was die hohe Gestalt jetzt eben hier emporgeschnellt hatte, den kräftigen, aber schlankgliederigen jungen Mann dem wüsten Störer schräg gegenüber auf der andern Seite des Tisches, fremd den meisten unter ihnen, aber anziehend sogar für Männer, mit dem klar geschnittenen, so tief gebräunten Antlitz, daß das

y Google

helle Haar des kurz geschorenen Kopfes und des Schnurrbartes seltsam wenig davon abstach, während die scharfen graublauen Augen gerade jetzt intensiv hervorsprühten. Das war einer, der seinen Mann stand, das fühlten sie sozusagen alle, die ihn jetzt sehen konnten, während er hoch aufgerichtet, dabei aber die Hände leicht auf den Tisch gestützt, um sich noch besser zu dem andern hinüber beugen zu können, jetzt nach diesem hin sprach.

Auch ihn hatte der Doktor Carius noch einmal zurückhalten wollen mit der Versicherung — die noch dazu eine aufrichtig gemeinte war — daß bei Gelegenheiten wie die heutige kein Mensch auf dergleichen anzügliches Geschwätz achte, da hätte man viel zu thun; aber Wolfgang hatte gar nicht mehr auf ihn gehört. Deutlich vernehmbar und verständlich bis an das fernste Ende des langen, dicht besetzten Tisches hin bannte jetzt seine klingende, kühne Stimme sie alle, wie sie da waren, während er sprach:

„Ich habe allen Anlaß, zu glauben, daß der jedenfalls nur erst halb betrunkene junge Mensch da drüben eben mich gemeint hat. Grobe, lügenhafte Andeutungen aber, schräge, versteckte Seitenhiebe, für die man nachher nicht einzustehen braucht, sind die Manier eines Buben, der doch wohl nicht an den Tisch hier gehört. Wollen die Herren nicht den Herrn Gussow ersuchen, mir jetzt hier ins Gesicht zu wiederholen, was er eben, wahrscheinlich doch in Bezug auf mich, Volmar, Gutsinspektor auf Masaunen, gesagt hat?“

Fast unmöglich ist es, genau den Eindruck anschaulich zu machen, den diese Worte hervorbrachten. Sie waren ein viel zu sehr Unerhörtes, zu völlig nie Dagewesenes für gerade diese Gesellschaft, als daß dieselbe sich zunächst einmal hätte hineinfinden können, was sie eigentlich gehört hatte.

Eine männliche, rücksichtslos scharfe, aber völlig verdiente Abwehr und zugleich Herausforderung war es gewesen, ja wohl, so weit war die Sache gut. Aber von wem und an wen? An einen von ihnen, und wenn es auch ein ungeberdiger, unreifer Bursche war, und von wem? Von einem fremd hergekommenen, simpeln Gutsinspektor!

Aber das war's, fremd hergekommen! Das war keiner der Inspektoren, wie man sie hier gewohnt war, halbe Bauern und Knechtsnaturen — dieser hatte sich offenbar in seinem Stande vergriffen, und daher war es ihm passirt, daß er sich hier heute gefühlt hatte wie ihresgleichen. Und der Art, wie der grobe Schlingel von einem Gussow — der noch dazu erbärmlich wenig vertragen zu können schien — ihn hatte zurückweisen wollen, der konnten sie, durchgängig weit ältere, gesetztere Männer, nun auch nicht gerade beistimmen!

Das war etwa die Hauptrichtung, in welcher die hochgehende Woge erregten Wortschwalles strömte, nach der sekundenlangen, einschneidendnte Pause eines verblüfften Schweigens, welche auf Wolfgangs Aufforderung gefolgt war. Jetzt sprachen sie alle durcheinander, mehrere auf Kurt Gussow ein, der aschfahl, mit bebenden Fäusten, halb sinnlos vor Wut dastand und einer Art augenblicklicher Lähmung verfallen schien, die aber wahrscheinlich nur der Vorbote des Ausbruchs war, welcher ihn und Wolfgang alsdann unfehlbar hätte handgemein werden lassen.

Und es waren auch gar nicht alle Herren, die ihn daran zu hindern versucht haben würden. Einzelne fanden dies Auftreten des Fremden, des Gutsverwalters, denn doch stark und gönnten ihm eine Lektion ... Viel würde ja nicht daraus werden, da es dann immer Ruhestifter genug gab, stets für den lieben Frieden zu sorgen beflissen!

Nun, ihr Einschreiten sollte noch nicht einmal nötig werden. Die Sache ging für jetzt ganz anders aus, als irgend jemand gedacht hatte, und zwar auf die einfachste Weise.

Vom andern Ende des Tisches her, wo er sich erst vor kurzem niedergelassen hatte und von den nächstsitzenden Herren besonders angelegentlich gegrüßt worden war, kam jetzt gemessenen Schrittes die hohe, ritterliche Gestalt eines Mannes auf Wolfgang zu, neigte, anscheinend achtlos des Umstandes, daß bald alle Blicke ihm folgten, dem Doktor Carius, der emporfuhr und sich verbeugte, höflich das Haupt zu und bat, dem jungen Herrn da vorgestellt zu werden.

Diese Vorstellung vollzog sich unter eigentümlich gespannter Aufmerksamkeit aller Zunächstsitzenden, und Wolfgang erfuhr durch dieselbe den Namen des ihm noch unbekannten Mannes, Grafen Patow.

Und dann setzte sich dieser vornehme Mann — jeder Zoll an ihm war vornehm, das Benehmen von vollendeter Schlichtheit — neben Wolfgang seitwärts auf die lehnelose Holzbank, ließ sich seinen Wein herbringen und begann zu plaudern in einer Weise, welche die selbstverständlichste von der Welt gewesen sein würde, wenn die beiden alte Bekannte gewesen wären.

Wolfgang aber, mit rascher Geistesgegenwart und der Sicherheit seiner guten Erziehung, ging auf den unbefangenen Ton ein. Er erteilte Auskunft auf die verständigen Fragen des Grafen; ein Wort gab das andere; der weite Blick des jungen Mannes mochte dem ältern, dem Aristokraten — der Graf war ein Fünfziger mit ergrauendem Haar — immer mehr darthun, wen er vor sich hatte, und so wurde, was eine bewußte Demonstration des Grafen gewesen war, wirklich zu einer angenehmen Unterhaltung.

Der Zweck wäre aber auf jeden Fall erreicht worden. Die angesehenste Person unter den Anwesenden hatte ihre Verurteilung der Roheit des jungen Gussow auf eine schlagende, höchst augenfällige Weise darzuthun für gut befunden! Und damit war eine Fortsetzung des Streites für jetzt ganz außer Frage gerückt.

Sie fühlten das alle. Zu zweien und dreien standen sie auch jetzt auf und verabschiedeten sich von einander. Das Geschäft des Tages war ja ohnehin erledigt. Wie der junge Gussow seinen Rückzug bewerkstelligte, sah Wolfgang nicht einmal. Er hatte den Schlingel, wirklich gefesselt durch das Gespräch mit dem Grafen, für eine Weile aus den Augen verloren. Als er wieder nach dem Platze drüben blickte, war derselbe leer; sein Gegner war unsichtbar geworden.

Nun stand auch der Graf auf. Und so höflich er sich von dem jüngern Mann verabschiedete, etwas aristokratisch Selbstherrliches hatte diese ganze Art doch, wie er das Zeitmaß dieser in der Form ungezwungenen, im Wesen demonstrativen Unterhaltung so ganz nach eigenem Gutdünken behandelte und ohne weiteres abbrach, als dieselbe ihren Zweck erreicht hatte.

Wolfgang lächelte denn auch, als Doktor Carius nach des Grafen Abgang wieder zu ihm trat.

„Sie sind ein komischer Kerl,“ sagte dieser, indem er ihn durch die goldgefaßte Brille scharf musterte. „Gar nicht überwältigt durch die Ehre da eben?“

„Ihr Graf Patow ist ein liebenswürdiger Mann,“ sagte Wolfgang darauf. „Das nennt man eine Sache als großer Herr behandeln! Nun“ — sich aufmerksam umsehend — „mein Freund Gussow hat sich also für jetzt verzettelt, aber zu Ende ist die Geschichte noch nicht ... das müssen Sie doch auch einsehen?“

„Gar nichts sehe ich ein,“ fuhr da der Doktor Carius förmlich ärgerlich hinein. „Lassen Sie in drei Teufelsnamen doch die Sache, die für Sie wahrhaftig einen höchst befriedigenden Ausgang genommen hat, auf sich beruhen! Wollen Sie denn mit Gewalt raufen wie die Buben? Oder sich schießen — mit dem dummen Jungen? Wäre in diesem Falle der Gipfel der Abgeschmacktheit! Sie brauchen einander heute nicht mehr zu treffen!“

„Das ist wahr, wir brauchen nicht, wenn er nicht dafür sorgt. Nun, heute oder ein andermal — der junge Herr wird mich immer bereit finden!“

„Wenn er gescheit ist, läßt er's,“ das mochte etwa der Gedanke des Doktor Carius sein, als er jetzt mit einem Blicke das entschlossene Gesicht des andern mit dem etwas grimmen Lächeln streifte. Erst hatte er, Carius, gemeint, ein kleiner Krakehl, wie sie das nannten, in den dieser flotte Verwalter mit einem von ihnen heute geraten könnte, würde ihm nur die Unterhaltung, wenn nicht gar das Vergnügen eines Schauspiels gewähren. Jetzt mußte er an sich gewahren, daß er doch deutlichere Sympathien für den Anstand und die höhere Bildung besaß, im Gegensatze zu brutaler Anmaßung, als er selber geglaubt hätte. „Ein Symptom der Reaktion seiner Natur gegen den sie hier bedrohenden Verbauerungsprozeß“, nannte er das, sich selber bespöttelnd.

Jetzt bot ihm Wolfgang Volmar die Hand zum Abschied.

„Sie wollen fort?“

„Ja, ich bin hier fertig und der Fuchs hat sich geruht, es ist Zeit.“

„Wenn Sie fünf Minuten warten, reite ich ein Stück mit,“ sagte Carius. „Ich habe nur noch ein Wort mit dem Pinkus dort zu reden, meinem Rapsjuden ... Der Kerl läßt sich heute suchen, ein Zeichen, daß er gute Angebote hat und den Preis drücken will ... vorhin ist er mir schon einmal durch die Finger geschlüpft ...“

„Gut, ich sehe indessen nach dem Pferde. Aber lassen Sie es nicht viel länger währen, Herr Doktor“ — Wolfgang lächelte hier — „Sie wissen, ich bin nicht verantwortlichkeitsloser Herr meiner Zeit wie Sie.“

„Bah — bei dem Alten kommen Sie immer noch früh genug zu spät ... übrigens glaube ich, er fürchtet sich mehr vor Ihnen als Sie sich vor ihm. Dauert es Ihnen zu lange, so reiten Sie zu; Sie bleiben doch auch auf dem Waldwege, wie, bis an das Melchiner Kreuz? Gut, so hole ich Sie ein ...“

(Fortsetzung folgt.)

Bismarck in Berlin.

(Hierzu das Bild Seite 234.)

Am 14. November ist Fürst Bismarck durch Berlin gereist. Sein Aufenthalt in der Reichshauptstadt war allerdings nur ein kurzer, denn der Altreichskanzler befand sich auf der Fahrt von Varzin nach Friedrichsruh. Aber der begeisterte Empfang, der ihm zu Teil wurde, zeigte deutlich, daß das Andenken an den genialen Mitbegründer des neuen Reiches nicht nur lebendig fortlebt im Bewußtsein des dankbaren Volkes, sondern an Tiefe und Innigkeit während der Trennung noch zugenommen hat. Bismarck traf mit dem Schnellzuge 5 Uhr 43 Minuten auf dem Stettiner Bahnhof ein. Trotz des abscheulichen Wetters hatte sich eine ungeheure Menschenmenge, darunter viele Damen mit prächtigen Blumensträußen, zur Begrüßung eingefunden. Da die stark aufgebotene Polizei jedoch nur den mit Fahrkarten versehenen Personen den Aufenthalt im Bahnhofe selbst gestattete, so wurden die Kassen geradezu gestürmt von solchen, die ein Billet zu erhalten strebten. Als der Zug in die Halle eingelaufen war und die Reckengestalt des Gefeierten unter nicht enden wollendem, stürmischem Hochrufen an dem hell erleuchteten Fenster seines Salonwagens erschien, da half alles Absperren nichts. Die Schutzmannskette wurde durchbrochen, und Hunderte und aber Hunderte eilten auf den Wagen zu, der sich am Schlusse des Zuges befand. Der Fürst, der sehr wohl aussah und eine lange, dunkle Jagdjoppe, weiße Halsbinde und hellgraue Reisemütze trug, öffnete das Fenster, und augenblicklich wurden ihm von allen Seiten Bouquets und Blumenkörbe in allen erdenklichen Größen gereicht, so daß sich der Wagen alsbald in einen Blumengarten verwandelte. Da stimmte plötzlich eine Schar das Lied „Deutschland, Deutschland über alles“ an, die ganze Versammlung fiel begeistert ein, und mächtig brauste der Gesang über den Perron hin. Nun trat Ruhe ein, denn der Fürst wollte sprechen. Mit kräftiger Stimme rief er: „Ich danke Ihnen für den herzlichen Empfang; es freut mich, in Berlin noch so viele Freunde zu haben.“ Doch er konnte nicht weiter sprechen, Thränen der Rührung erstickten seine Stimme. Von neuem brach ein unbeschreiblich begeisterter Jubel aus, und die verschiedensten Rufe durchschwirrten die Luft, wie: „In den Reichstag kommen!“ „Auf Wiedersehen in Berlin!“ Nur mit vieler Mühe gelang es, den Wagen des Fürsten abzuschieben, ohne daß bei dem ungestümen Andrang des Publikums ein Unglück geschehen wäre. Unter brausenden, sich immer wieder erneuernden Hochrufen wurde der Salonwagen des Fürsten dann von einer kleinen Maschine über die Nordbahn auf den Lehrter Bahnhof gebracht. Dort blieb er wohl eine Stunde stehen, ohne daß der Fürst oder ein Mitglied seiner Familie ausgestiegen wäre. Der Bahnhof war sehr scharf abgesperrt, so daß das auch hier massenhaft versammelte Publikum nur von weitem sich den Wagen ansehen konnte. Als aber die Zeit der Abfahrt heranrückte, kam es auch hier zum Durchbruch. Ein gewaltiger Menschenstrom überflutete die ganze Halle. Dann erfolgten auch hier ähnliche Huldigungsscenen, noch viel begeisterter, noch stürmischer, so daß sich Fürst Bismarck sogar einige Augenblicke zurückziehen mußte, da einige ihm die Hand so leidenschaftlich gedrückt hatten, daß der Mittelfinger zu bluten begann. Den Höhepunkt erreichte die Begeisterung, als sich der Zug endlich in Bewegung setzte. Einem wild erregten Meer glich die Menschenmasse, und noch lange tönte dem im Dunkel der Nacht verschwundenen Zuge der begeisterte Ruf nach: „Wir vergessen den Einiger Deutschlands nicht!“

Generalfeldmarschall

Graf Moltkes Briefe

an seine Braut und Frau.

Berlin, den 30. September 1841.

Gleich beim Eröffnen Deines Briefes, gute, liebe Marie, wurde ich angenehm überrascht durch die Ansicht von Itzehoe. Wie schön vergoldet auch diese*) von Berlin ist, so wird sie Dich doch kaum ebenso erfreuen, weil Du Dich wenig von hier erinnerst,**) und als Du Berlin sahst, Dich nicht in derselben Art dafür interessirtest, wie ich mich für Itzehoe. Du mußt schon erst selbst einmal hieher kommen und vom Kreuzberg, auf welchem das Monument im Vordergrunde steht, die weite Sandfläche und die düsteren Fichtenwälder, aber auch die hohen Kuppeln, die großen Paläste und die weiten, unermeßlichen Häusermassen überschauen. Ich denke, es soll Dir doch ganz gut gefallen, besonders wenn es mir gelingt, die schöne Wohnung hier am Leipziger Platz zu bekommen, auf welche ich spekulire.

Du schreibst einen so hübschen englischen Brief, daß ich neugierig wäre, einmal einen deutschen von Dir zu erhalten: „Es trägt Gefühl, gesunder Sinn mit wenig Kunst sich selber vor.“

Sei nur nicht gar zu fleißig bei der Arbeit, sondern gehe hübsch mit, wenn John und Jeanette spazieren gehen. Die Gesundheit ist die Hauptsache. Ich hatte seit Helgoland immer noch ab und zu Erinnerungen an die Zahnschmerzen oder eigentlich Zahnfleischschmerzen; aber nur unbedeutend. Vorige Nacht aber wurden sie sehr heftig, ich wanderte im Zimmer ungeduldig herum und fiel endlich auf einem Lehnstuhl in Schlaf. Seitdem hat sich ein Geschwulst gebildet, das mich zu sechsunddreißigstündigem Fasten verurteilte, weil ich gar nichts schlucken konnte. Jetzt aber bin ich ganz frei von Schmerzen, schlucke mit erneuertem Appetit und hoffe nun ganz damit durch zu sein. Ich dachte recht daran, wie Du mir in Helgoland teilnehmend den Kopf gehalten hattest.

Für heute adieu, ich gehe ins Theater, um ein neues Stück zu sehen. Wenn Du da wärest, blieb' ich lieber zu Haus und ließe mir Thee von Dir machen. Wir citirten dann John herbei zu einer Pfeife türkischen Tabak und plauderten. Jeanette müssen wir notwendig auch recht oft hier haben.

Den 2. Oktober. Wir haben hier köstliches Wetter, und es ist namentlich bis spät abends noch so warm, daß man bis spät im Freien sitzen kann. Leider werde ich daran gehindert, weil ich Zahnschmerzen habe. Aber morgens, ganz früh nach dem Bade, setze ich mich schon zu Pferde und reite durch den Tiergarten hinaus ins Freie. Heute nachmittag ist in einem Garten dicht bei mir ein Konzert von steierschen Musikanten, die unter anderen aus der „Norma“ mehrere Piecen aufführen. Da will ich hingehen.

Den 3., Sonntag. Ich weiß nicht, warum ich mir immer einbilde, daß Sonntags ein Brief von Dir kommen muß. Da nun heute keiner gekommen ist, so hab' ich mich an die alten gehalten und mich über das schöne, treue, reine Herz gefreut, das sich darin ausspricht. Gewiß, liebe Marie, Du verdienst das schönste, reichste Los; möchtest Du mit dem kleinen, das Du gezogen hast, zufrieden werden.

Ich habe heute schrecklich viel geschrieben. Nachdem ich um sechs Uhr ein Bad genommen, setzte ich mich hin und erließ eine ganze Schar von Dekreten an Kommandanturen und Etappenbehörden, an Generalkommandos und Regierungskollegien. Um neun Uhr ging ich, den Platz zu besichtigen, wo wir unsern Bahnhof anlegen wollen, kehrte aber gleich zu meiner Tintenkleckserei zurück, die bis ein Uhr dauerte. Dann hatten wir eine Konferenz bis drei Uhr. Hierauf ging ich zu einem großen Diner mit Ministern und Geheimeräten, mit Austern aus Holstein und Schinken aus Bayonne, mit Fasanen aus Böhmen und Weinen aus allen Himmelsgegenden. Von letzteren kostete ich jedoch nur den Champagner: Ein guter Deutscher mag zwar keinen Franzmann leiden, doch seine Weine trinkt er gern. Nach Tische wieder Briefe citissime in Eisenbahnangelegenheiten, die bis sieben Uhr auf die Post mußten, dann ging ich eine Stunde ins Theater, wo eine große, schöne Oper, „Der Feensee“, gegeben wurde. Ich dachte, wenn ich Dir die Herrlichkeit doch zeigen könnte. Es kamen ganze Schwärme von Feen in der Luft und Reiter zu Pferd auf der Erde zum Vorschein. Der Schluß spielt ganz in den Wolken, wo die verliebte Fee sich von der Frau Feenkönigin die Gnade erbittet, als Sterbliche zur Erde zu ihrem trauernden Geliebten hinabsteigen zu dürfen. Sofort öffnen sich die Wolken, und man folgt der Fee auf ihrem Fluge zur Erde. Zuerst entdeckt man in Nebelduft die Gipfel der Berge, dann grüne Auen, durch welche ein Fluß sich windet. Immer deutlicher werden die Gegenstände, je mehr man sich der Erde naht, endlich entdeckt man die Türme einer großen Stadt, es ist Köln mit seinem stolzen Dom, seinen alten Kirchen, der Brücke und den spitzen Dächern. Zuletzt senkt sich die Fee in einer dieser Dächer hinab, man erblickt das Innere einer Hütte und den glücklichen Studenten, der durch diese Visite aufs angenehmste überrascht wird.

Liebe Marie! Nimm es nicht übel, aber ich nehme eben eine kopieuse Prise Tabak, in Betreff weil ich immer noch Zahnschmerzen habe, und Jeanette sieht es nicht. Du mußt es mir wirklich noch einmal streng verbieten. So, nun will ich noch meine „Allgemeine Zeitung“ lesen und dann schlafen gehen. Adieu, süße, liebe, schöne, gute, teure Marie, ich küsse Dich herzlich. Helmuth.

Berlin, den 6. Oktober 1841.

Wie hübsch magst Du ausgesehen haben in Deinem weißen Kleid mit Atlasbesatz und pink-roses im Haar. Du schreibst bloß von Jeanette: that she looked so sweet, aber Dich selbst hast Du wohl gar nicht im Spiegel gesehen? Aber Du hast mir noch gar nicht genug von Deinem Ball erzählt. In welchem Lokal fand er denn statt, habt ihr in Itzehoe einen schönen Saal? — Den Hauptmann Frederici kenne ich sehr gut, wir waren zusammen auf Kriegsschule, von Deinen übrigen Tänzern ist mir nur Prinz Fritz*) bekannt. Hast Du nicht Aussicht, bald einmal wieder zu tanzen?

Aber daß sie Dich nach einem Balle nicht haben nach dem Garten gehen lassen, ist sehr gut. Um Gottes willen, nimm Dich damit in acht. Daß Du nach dem Tanzen so gar nicht müde gewesen bist, zeugt von Deiner trefflichen Gesundheit, aber schone sie auch, liebe Marie.

Uebrigens ist es hübsch von Dir, gute Seele, daß Du nach dem Taumel eines solchen Abends Dich doch Deines abwesenden alten Freundes erinnert hast. Gewiß, liebe Marie, sehe auch ich mit froher Hoffnung in die Zukunft, denn wenn es ein Glück für mich auf dieser Welt gibt, so ist es mit Dir und für Dich. Erlebe ich, Dich glücklich und zufrieden zu sehen, dann bin ich es gewiß auch. Wenn meine Erwartungen weniger lebhaft sind, so ist es vor allem die Besorgnis, daß die Deinigen getäuscht werden möchten, und weil, je weiter man in diesem Leben vorschreitet, je weniger man von demselben erwarten lernt. Sehe ich Dich aber zufrieden und wirklich glücklich trotz meiner Verdrießlichkeit, Laune und Empfindlichkeit, so werde ich von mir selbst eine bessere Meinung annehmen und schon dadurch sehr viel heiterer, klarer und mitteilender werden.

Meine Zahnschmerzen sind glücklich vorüber und ich befinde mich ganz vortrefflich, nur geistig fühle ich eine große Leere, in welcher nur Deine Briefe die Lichtpunkte ausmachen. Die Zeit, welche nicht durch Geschäfte (und meist sehr trockene) in Anspruch genommen ist, suche ich durch Spazierritte und durchs Theater auszufüllen. Heute regnet es anhaltend, und ich bin den Abend zu Hause geblieben, um eine Arbeit vorzubereiten. Jetzt ist es acht Uhr, ich bin fertig und erheitere mich, indem ich mich mit Dir, süße Marie, beschäftige. Wärest Du nur hier, wie gerne blieb ich zu Haus, mein langweiliger Kakao sollte mir nochmal so gut schmecken, wenn Du ihn mir reichtest, ich brauchte keine Pfeife und selbst keine pinch of snuff, um mir die Zeit zu verkürzen. Dieser Winter mit allen seinen Bällen und Theatern, Soiréen und Festen ist eine lange, traurige Perspektive für mich. In diesen sechs Monaten werde ich sechs Jahre älter werden.

Sonntag, den 10. Heute früh nach dem Bade machte ich bei trübem Wetter meinen Ritt, frühstückte dann, worauf der Sekretär des Eisenbahnkomitees zu mir kam. Dann machte ich meine Expeditionen für das Generalkommando und ging bei dichtem Regen in den Tiergarten, als ich dem Briefträger begegnete, welcher seit dem 9. Mai vierteljährlich ein Paar Sohlen mehr braucht. Zu Hause angekommen, schob ich mir einen Lehnstuhl zurecht, nahm eine Prise, um mich in die allerbeste Laune zu versetzen, und las Deinen ersten deutschen Brief. Herzlichen Dank dafür, gute Marie, und für die vielen interessanten Nachrichten von all den Unseren. Adieu, sweet little Mary. Truly yours for ever Helmuth.

Berlin, Mittwoch abend, den 14. Oktober.

Gute, liebe Marie! Ich bin heut früh und heut abend beim Regen spazieren geritten. Mittags war Vortrag im Palais. Die ganze übrige Zeit habe ich aber hinter dem Schreibtisch gesessen. Es sieht aus bei mir wie bei einem Obergerichtsrat, so voll Akten und Brieschaften. Jetzt aber ist alles fertig, und ich habe noch Zeit, Dir herzlich guten Abend zu wünschen. Ihr werdet jetzt wohl mit John noch oben beim Thee und Butterbrot sitzen; ich wollte, ich wäre auch dabei. Zum Plaudern wäre ich gut aufgelegt, aber mit dem Schreiben will's nicht mehr fort. Gute Nacht, liebe Marie. Könntest Du Dich doch ein bißchen hier auf das Sofa zu mir setzen und mich etwas verziehen! So muß ich mich wohl mit der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ begnügen.

Donnerstag, den 15. Oktober. Heute war des Königs Geburtstag, aber er wurde ganz ohne Festlichkeit begangen. Der König selbst war auf dem Lande, nur von seiner Familie umgeben. Ich ging ins Theater, wo eine neue Oper: „Der Guitarrenspieler“, gegeben wurde.

Es ist doch im Grunde recht hart, daß ich hier so allein sitze, wenn ich eine liebe, liebe Marie habe, die auch gerne bei mir wäre. Der Winter wird mir noch sehr lang werden. Zu Weihnachten auf Urlaub zu gehen und dann zum April wieder Urlaub zu fordern, das wird wirklich ein bißchen schwer werden. Wie viel besser wäre es doch, wenn ich Dich zu Neujahr gleich mit nach Berlin nehmen könnte. Wir würden in meiner jetzigen Wohnung etwas eng, aber doch nicht schlecht wohnen. Du könntest dann zu Ostern die neue Wohnung selbst aussuchen und zum Sommer kämen Papa und Mama bei uns zu Besuch. Ich strecke meine Hände nach Dir aus, gute Marie, aber umsonst.

Den 17. Oktober. Guten Abend, liebe Marie, wie geht's? Ich habe heute bei meinem Freunde, dem Geheimerat von Patow, dinirt. Seine Frau freut sich so darauf, Deine Bekanntschaft zu machen. Sie sagt, sie fürchte nur, daß es ihr nicht gelingen werde, Dich für sich zu gewinnen. Sie ist ein lion der hiesigen Gesellschaft, high fashionable, und wenn Du Dich an sie anschließest, so wirst Du an ihr die beste Stütze für Dein erstes Debüt in der Hofgesellschaft haben. Wenn Du diesen Winter kämest, so könntest Du gleich einige Dutzend Bälle mitmachen.

Mein Freund Vincke, welcher den Prinzen von Preußen nach Wien begleitet, ist dort krank zurückgeblieben. Er hat große Güter in Schlesien gekauft, und ich fürchte, er wird bald ganz von hier fortziehen. In einigen Tagen kommt ein anderer Freund von mir, Laue, aus Konstantinopel hier an. Wenn Du die Briefe aus der Türkei gelesen hast, so wirst Du den Buchstaben L dort oft erwähnt finden. Wir haben manchen scharfen Ritt zusammen gemacht und manches Ungemach und Gefahr miteinander getragen. Ich freue mich sehr auf seine Ankunft. Nun muß auch John bald eintreffen, und er wird mir wohl schriftlich und mündlich von Dir und allen den Unseren Nachricht bringen. — Gute Nacht für heute, mein liebes Mariechen. Schlaf sanft und träume süß.

(Fortsetzung folgt.)

*) An dem Rande dieses Briefes waren in Golddruck Ansichten von Berlin angebracht.

**) Sie war mit ihren Eltern und ihrer Schwester auf der Durchreise nach Karlsbad einmal in Berlin gewesen.

*) Prinz Friedrich von Glücksburg.

Nach zwanzig Jahren.

Von
Ferdinand Friedland.

I.

Er schrieb an einer Abhandlung für eine wissenschaftliche Fachschrift. Er hatte die halbe Nacht studirt und bedacht, verworfen und wieder bedacht, aber er kam nicht vorwärts.

Die Uhr über seinem Schreibtisch schlug eins. Verwundert blickte er auf — es war wirklich eins. Er legte mißmuthig die Feder fort und griff nach der erloschenen Cigarre, um sie noch für einige Minuten in Brand zu setzen.

Er schrieb ja nicht um Geld, sondern um die Ehre und den Ruf eines feinen Kopfes, um einen Namen; er konnte sich Zeit gönnen; vielleicht, daß ihm morgen ein guter, erlösender Einfall kam. So dachte er und zog mechanisch seine Taschenuhr auf.

Da klappte leise die Thür, die zum Schlafzimmer führt, leichte, flüchtige Schritte huschten über den Teppich — sein junges, schönes, blühendes Weib stand vor ihm. Betroffen sah er auf. Es war wohl nicht das erstemal, daß sie in so später Stunde noch in sein Arbeitszimmer kam — aber doch kam sie selten genug.

Sie streichelte ihm zärtlich das Haar und sah ihm in die müden Augen, und dann trug sie mit unbeschreiblicher Koketterie die Feder in das Nebenzimmer. Er lächelte über ihren Eifer, wie man über den närrischen Einfall eines ausgelassenen Kindes lächelt, und suchte mit den Augen nach einem Versteck für seine Cigarre, denn er wußte, nun würde auch sie denselben Weg wandern, und er hätte doch gern noch ein paar Züge gethan. — Es half ihm nichts. Sie kam, und der duftende Stummel ging — in die Kohlen.

Als sie zurückkehrte, setzte sie sich ohne weiteres auf seinen Schoß und schlang ihren hübschen, runden Arm um seinen Nacken, indem sie die Spitzen seines Schnurrbartes durch ihre Finger gleiten ließ.

„Mensch, unglückseliger," — sagte sie mit ihrer entzückenden weichen Altstimme, indem sie mit der Linken ihre verschlafenen Augen rieb; „herzloser Mann, willst Du Dich denn wirklich tot arbeiten? Tot, tot? Willst Du mich wirklich so bald zur Witwe machen? Sind Dir die Pflichten eines guten Gatten und Vaters so rasch abhanden gekommen? Hast Du mir nicht an unserem Hochzeitstage mit einem heiligen Eide versprochen, niemals über Mitternacht zu arbeiten? Ließ ich Dir nicht dreimal den Bruch dieses Eides willig und nachsichtig hingehen? Und heute willst Du zum vierten —"

„Und allerletzten Mal," — unterbrach er sie lächelnd — „sei nicht böse, mein Herz." — und küßte flüchtig die appetitliche, runde, leuchtende Schulter, die aus dem herabgefallenen koketten schneeweißen Jäckchen hervorlachte — „aber sieh, ich suchte da nach einigen Definitionen — beiläufig eigentlich nur — Definitionen, die neu sind, nicht so abgedroschen, wie die vom alten Inventar der großen und der kleinen Denker — die jeder wiederkäut, über deren Wert er nicht einmal nachzudenken sich die Mühe gibt, weil er sie eben betrachtet wie mathematische Formeln. — Und neue Definitionen finden — schillernde, funkelnde — mein Liebchen, weißt Du, das ist eben nicht so, so — das schüttelt man nicht so —" sie schüttelte wirklich den Aermel ihres Jäckchens und sah ihn dann possierlich an — „ja wohl," ergänzte er, — „aus dem Aermel. Und abschreiben, stumpfsinnig abschreiben — nein, nein —"

„Definitionen?" fragte sie mit einem Anflug von Ironie und Geringschätzung — „was sind das, bitte, für Definitionen?"

„Haha!" lachte er herzlich und sah sie wiederum spöttisch von der Seite an — „ach, laß doch, Liebste, weißt Du, das, das —"

„Nicht wahr," unterbrach sie ihn schmollend, — „ja, ja! — das — das — nun wie? — Das ist zu gelehrt für unsereins? Ja?"

„O, o, nein, meine herzige Goldmaus, das wohl nicht, aber —"

„Aber? — aber doch! natürlich." —

„Bewahre! Du wirst Dich doch nicht mit meinen trockenen Definitionen befassen?"

„Warum nicht? — ich bitte Dich darum; — sag' mir, ja? — sagen kannst Du mir's doch?"

„Natürlich! gern, wenn, wenn —" brummte er mit etwas süßsäuerlicher Miene — „ich, ich — mir fehlt ein hübsches Bild für — für —" und nun nahm er den ganzen Ernst des philosophischen Forschers an, und auch sie steckte eine scheinheilige Gelehrtenmiene auf — „ich möchte gern neu sein und doch — mir fehlt eine kurze, schlagende Sentenz für: Wie groß ist die Welt? was ist ewig? was ist schön und gut? — Neu sein, neu, originell — da, da liegt's, da liegt der Hase im —"

„Ah, bah!" — lachte sie leise und küßte ihn nach ihrer reizenden und koketten Manier erst leicht auf beide Seiten des vollen Schnurrbarts und dann schallend auf den Mund; — „ist's weiter nichts? Das weiß ich längst. Komm, gelehrter Mann, und höre auch die Weisheit Deines ungelehrten Weibes!" und sie neigte sich flüsternd zu seinem Ohre:

„Groß wie die Welt ist — das Herz des Weibes, und ewig ist seine Liebe! Schön? — komm, ich will Dir's zeigen!" — und sie zog ihn vom Stuhle empor und führte ihn, leise auftretend, an der Hand in ihr gemeinsames Schlafzimmer vor das Bettchen ihres kaum sechs Monate alten Söhnchens; — da lag der Kleine, die Wangen rot von gesundem Schlaf, die Händchen gegen die Pausbacken gestemmt — ein Bild der himmlischen Unschuld. — Und blitzenden Auges deutete sie mit der Hand auf ihr Liebstes in der Welt und „siehst Du," sagte sie glückstrahlend, — „schön? — Das ist schön!"

Und überwältigt schloß er sie in die Arme und küßte sie zärtlich auf Stirn und Mund. — „Und nun weiß ich auch, was gut ist" — und seine Stimme bebte vor inniger Rührung — „gut? — Du bist gut." —

II.

Zwanzig Jahre waren verflossen.

Er wurde nun „Herr Professor" genant und gab sich jetzt redlich den Anschein, als glaube er selbst an seine höhere Weisheit.

Jene Abhandlung war niemals vollendet worden; das Manuskript blieb verschollen. Er hatte unterdes genug anderes geschrieben, was ihm einen geachteten Namen eingebracht hatte, wenn auch kein Vermögen; — aber er hatte ja eigentlich niemals nur um Geld geschrieben. Ihm genügte, daß man ihm zwei Preise ertheilt, und daß er zum korrespondirenden Mitgliede einer auswärtigen akademischen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft ernannt worden war.

Sechs Kinder saßen am kargen Tische des Professors und hatten guten Appetit. —

Unter alten Papieren fand der Professor jenen Torso seiner Abhandlung, an deren Rand mit Bleistift geschrieben war: „Wie groß ist die Welt? Was ist ewig, schön und gut?" Und darunter die Antwort seiner Frau. Da — das war ja das so lang verschollene Fragment! Er starrte das verstaubte Manuskript an, als wär' es eine ägyptische Mumie.

Mit zitternder Hand legte er es auf den Schreibtisch vor sich hin.

Ueberwältigt lehnte er sich weit zurück in seinen mächtigen Arbeitssessel — krar! — lag die Querleiste am Boden; — ja so, er hatte vergessen, daß sie angeleimt war; — Teufel auch, wer denkt immer daran? — und dann, solche leidenschaftliche Bewegungen waren dem Herrn Professor sonst nicht mehr eigen. —

Er beugte sich nieder über das Manuskript.

Wie anders, wie schwungvoll diese Handschrift! wie die eines längst verstorbenen Bruders oder Freundes. — Diese kleinen, zierlichen Schnörkel, wo er jetzt mächtige, eckige Striche zog; — dieser Schwung in den Anfangsbuchstaben, diese Rundungen — war er's wirklich selbst, der das einst geschrieben? — und da, am Ende — die Bleistiftnotiz — —

Gott, mit einem Schlage stieg jene Nacht vor seinem Geiste empor; er las die Antwort, die sie auf die Fragen gegeben — eine unsägliche Rührung kam über sein Herz und stieg empor bis in die Augen. Er sah sie in ihrer bezaubernden Jugendschönheit, in ihrer Anmut, ihrer Frische, ihrer Munterkeit und Fröhlichkeit. — Er fühlte ganz deutlich, wie sie den Arm um seinen Nacken schlang, er atmete den Hauch ihres Mundes, er hörte die Worte, die weiche, schmeichelnde Stimme.

Er fühlte aufs neue sein Herz in Wonne erschauern, als ihm das rosige Bild seines Erstgeborenen dort im Bettchen vor die Seele trat.

Ja wohl, es waren Thränen, die langsam auf das vergilbte Papier tropften.

Betroffen fuhr er empor. — Ein Professor und Thränen? Er ging hastig im Zimmer auf und nieder, dann trat er ans Fenster — in tiefem Sinnen starrte er hinab.

Sie — sie — großer Gott! wie sich die Zeiten ändern! Er wollte nicht sagen: Die Menschen! — ihr Bild von damals und von heute? — er seufzte tief auf. — Und sein Erstgeborener? Der studirte in Heidelberg im sechsten Semester und dachte im Frühjahr den Doktor zu machen.

Ein halb stolzes, halb schmerzliches Lächeln ging wie ein flüchtiger Hauch über das wachsbleiche Gesicht des Professors. Bin ich wirklich so alt geworden? — Er trat zurück und blickte in den Spiegel.

Die fahlen, kränklichen Züge, die ihm da entgegentraten, das ergraute Haar, die feinen Runzeln auf der Stirn und um die Augenwinkel, sie redeten von durchwachten Nächten und von der harten Arbeit eines rastlosen Forschers, — aber von Jugend redeten sie nicht.

Und wie er so die bittere Antwort aus dem eigenen Bilde herauslas, — da wurde an die Thür gepocht; — leise, bescheiden. — Er kannte das Pochen; — das Zimmermädchen.

Er that verlegen einige Schritte zurück. — Hätte ihn das Mädchen nicht für einen erbärmlichen, alten Gecken halten müssen, wenn er sich in den Spiegel gaffend hätte überraschen lassen?

Es verging eine kleine Pause, ehe er „Herein!" rief. Nur ein wenig öffnete sich die Thür; sein Blut war umsonst in Wallung gerathen.

„Wünschen der Herr Professor den Kaffee?"

„Kaffee? — ja — ja bitte," — sagte er mechanisch. — „Wo — wo ist — meine Frau?"

„Die gnädige Frau wollen eben nach der Ausstellung —"

„Ah — ah — gut. Ich lasse sie für einen Augenblick bitten — nur einen Moment, sagen Sie nur."

Der Kaffee kam. Der Professor rührte ihn nicht an. Da wurde die Thür mit Heftigkeit aufgestoßen, und in der That, es war nötig, sie so weit als möglich aufzumachen! Denn herein trat ein mächtiges Weib; — großartig in allen Dimensionen — eine Juno im Uebermaß — Kraft und Gesundheit, Leben in jeder Miene und Bewegung; — in eleganter Toilette; — das war sie — sie! —

Als sie so vor ihm stand, mußte er unwillkürlich eines Spazierganges in glühender Mittagssonne am Strande von Heringsdorf gedenken, als irgend ein Spaßvogel aus der Gesellschaft auf den verwegenen Einfall kam, der Herr Professor habe keinen Schatten.

Und in der That, nur einzig und allein die gnädige Frau an seinem Arme warf einen solchen; der des mageren Herrn Professors war abhanden gekommen. Man tröstete ihn damals in überschwenglicher Lustigkeit mit dem vielbelachten Bonmot: Der Herr Professor und seine Frau Gemahlin trieben die Gütergemeinschaft der Ehe sogar so weit, daß sie zusammen nur einen Schatten hätten.

Und als er so wehmütig an sich hinabsah, da mußte er wieder darüber nachgrübeln, wo denn eigentlich dieser verwünschte Schatten gesteckt haben möchte, und da — da — wie Schuppen fiel es ihm von den Augen; da war er ja: er selbst war der Schatten — ja wahrhaftig, nur noch ein bloßer Schatten — nämlich gegen seine Frau.

Da weckte ihn aus seinen Erinnerungen und Betrachtungen die scharfe Stimme seiner junonischen Gattin — diese Stimme, einst so süß, so weich, so zärtlich, und jetzt — o, o!

„Aber ich bitte Dich um alles in der Welt, Mann, wozu —"

„Ah so — verzeih', liebes Herz, nur einen Moment — komm hierher, bitte setze Dich nur einen Augenblick zu mir —"

„Ach was, Augenblick! — ich bin wahrhaftig sehr in Anspruch genommen — mein Gott! — was hast Du nun wieder 'mal — was willst Du? — aber rasch bitte, ja?"

„Nun siehst Du, ich fand da soeben ein altes Manuskript."

„Altes Manuskript? — Aber ich bitte Dich wirklich recht sehr, kannst Du mich damit nicht verschonen? besonders jetzt — gerade jetzt. — Was interessirt mich Dein altes Manuskript?"

„Doch, doch — wenigstens glaubte ich noch soeben, daß Dich's interessiren könnte; denn Du spielst sozusagen auch eine Rolle darin."

„Ich — in einem alten Manuskript?"

„Ja — ja — doch. Erinnere Dich, bitte, es war vor — vor — lass' Dir sagen, Hermine, ich hatte die halbe Nacht gearbeitet und ziemlich ohne rechten Erfolg; da kamst Du um Eins in mein Studirzimmer —"

„Ich kam in Dein — hör' mal, das muß lange her sein."

„Nun, so an die zwanzig Jahre"

„Zwanzig Jahre — ich glaube gar!"

„Ja, ja — glaub's nur — wir sind darüber alt geworden oder wenigstens ich — ich. Uebrigens, bitte, nimm doch Platz."

„Aber Mann, bedenke doch nur: Lieschen und Betty stehen draußen wie auf Kohlen. Wir wollen in die Industrie-Ausstellung. Der Doktor Schönborn wird so liebenswürdig sein und den Führer machen. Wir können den Herrn für seine Freundlichkeit doch nicht obendrein noch warten lassen? — Es ist vier Uhr; ehe wir da hinaus kommen mit dieser elenden Pferdebahn, ist eine halbe Stunde verloren, und um sieben Uhr ist Schluß, spätestens um acht. — Aber da steht wieder noch Dein Kaffee: — willst Du denn nicht den Kaffee trinken? Die alte schreckliche Gewohnheit! Oder willst Du etwa vom kalten Kaffee noch schön werden auf die" — sie besann sich und setzte nach einer kleinen Pause seufzend hinzu — „tempi passati pas—sa—ti! — Also nun, entweder oder — wie war das mit dem alten Manuskript?" — Und nun erst nahm sie Platz, anmutig wie immer, aber sehr, sehr vorsichtig: der Toilette wegen.

„Ich — nun ich suchte damals nach einigen neuen, brillanten Definitionen — weißt Du?"

„Definitionen? — soll ich wissen! — Das ist ein dankbares Thema für unsern nächsten Freitagabend, das gibt ein geistreiches Frage- und Antwortspiel, bei dem Hilda, Lieschen, Betty und auch wohl Thildchen ihr Licht leuchten lassen können; aber ich — nein, wahrhaftig, ich habe denn doch andere Nüsse aufzuknacken, ich habe Sorgen genug mit unseren Kindern und mit unserem großen Haushalt, daß ich denn doch keine Zeit übrig behalte, allerhand Definitionen nachzugrübeln." —

„Aber Du hast sie damals gegeben."

„Ich? — so? — Na meinetwegen."

„Und darf ich Dir die Fragen wiederholen?"

„Und ich soll sie nochmals beantworten?"

„Wenn ich Dich bitten darf"

„Na, wenn schon — denn schon; — los!"

„Nun denn: Wie groß ist die Welt? Was ist ewig? Was ist schön? Und endlich: Was ist gut?"

„Ja, das will ich Dir beantworten aus meiner Erfahrung, nach meiner Ueberzeugung. Groß, wie die Welt, sind meine Sorgen; ewig sind unsere Schulden; schön ist eine Villa im Westend, oder in Glienicke, oder — meinetwegen auch — in Hietzing oder in der Lößnitz, die wir nicht haben; und gut? — gut? ja, was sag' ich da? — wie hab' ich das damals definirt?"

„Du hast es nicht beantwortet. Ich that es für Dich; und gestatte, daß ich es auch heut thue. Gut ist es, zufrieden sein mit seinen Sorgen und wohl auch mit seinen Schulden und nach einer Villa im Westend oder — meinetwegen auch — in Kalkutta oder Ritzebüttel — kein Verlangen zu tragen."

„Ah so — ich danke gehorsamst, Herr Professor, für die gütige Belehrung. — Aber das hättest Du Dir wahrhaftig für eine bessere Gelegenheit aufsparen können."

Und ohne Gruß rauschte sie hinaus.

Der Professor rieb sich mit unverhohlener Schadenfreude die mageren Hände. Ein Sieg über seine Gattin war schwer, unendlich schwer; heut aber hatte er gesiegt, glänzend wie Friedrich bei Leuthen.

Dann aber setzte er sich tief atmend in seinen geliebten Lehnstuhl und stützte die alternde Stirn in die welke Hand und starrte ernst und nachdenklich vor sich nieder.

War es die Befürchtung, die ihn nun überkam, daß das soeben gewonnene Gefecht doch nur ein Pyrrhussieg sein würde? Er dachte daran im Augenblick nicht.

Vor seinem Geiste zog seine fröhliche, selige Studentenzeit vorüber. — Dann kam der Tag, da er sie kennen lernte, die Stunde, da er ihr seine Liebe gestand.

Ihr reizendes Mädchenbild stand in leuchtenden Farben vor seiner Seele.

Da war es ihm, als zögen leise Accorde zu ihm herüber, weit, weit aus der Jugendzeit — und da, da klang das alte, herrliche Burschenlied, von frischen Kehlen im Chorus gesungen — und in Gedanken summte auch er den Schlußreim mit:

„O jerum, jerum, jerum — schrumm!
O quae mutatio rerum!"

Auf Capri und zur See.

(Hiezu das Bild Seite 232.)

Die Pracht süditalienischer Landschaft und der Reiz poesievoller deutscher Erinnerungen vereinigen sich, um Capri zu einem in seiner Art einzig dastehenden Aufenthalt zu gestalten. Wer je einmal seine bunt blühende Felsenküste besucht, je einmal ein paar Stunden oder Tage unter dem gastlichen Dach der Gebrüder Pagano, dieser trefflichen biedern Herbergsvater, verbracht hat, der vergißt diese Zeit sein Lebtag nicht. Der Albergo Pagano ist vor allem das Eldorado deutscher Dichter und Künstler. Kein Wunder, daß deutsche Kunst und Poesie nicht müde wird, im Wort und Bild die Insel der Ziegen und der Sirenen und namentlich auch jenes treffliche Haus zu feiern. Schon Scheffel singt in der „Zueignung" zu seinem unverwüstlichen „Trompeter von Säkkingen" von dem „braven Don Pagano" — das war der Vater des jetzigen Besitzers des Hotels — in dessen Pflege der Dichter sich begeben hatte, als er auf Capri seinen Schwarzwaldsang dichtete. Von den Söhnen dieses Pagano aber berichtet E. von Wald-Zedtwitz in dem anziehend geschriebenen Text, mit welchem er die zahlreichen, reizenden C. W. Allersschen Kunstblätter des prächtigen neuen Albums „Capri" begleitet, das Franz Hanfstaengls Kunstverlag, München, A.-G., in vollendetster Weise ausgestattet hat. Der Künstler selbst führt uns hier, neben zahlreichen anderen Gestalten, das Bildnis des würdigen Nicolo Pagano und die Ankunft im Hotel Pagano vor Augen und fügt endlich eine interessante Seite aus dessen Fremdenbuche seinem Album als Schlußblatt ein. Wie viel Köstliches hat er außerdem beobachtet und mit seinem unfehlbaren Stift in schlagendster Form festgehalten, während er mit noch so manchen andern deutschen Malern, so manchen Männern der Feder und der Wissenschaft, so manchem Gaste aus Albion und vom Seinestrande Paganos Haus bewohnte. Mehr als sechzig Großfolioseiten sind mit seinen Zeichnungen und Aquarellen — denn eine Wiedergabe der landschaftlichen Reize Capris konnte der Farbe nicht entbehren — in künstlerisch liebenswürdigster Weise ausgefüllt. Wir müssen hier darauf verzichten, auf den Reichtum an charakteristischen Motiven, den das schöne Werk bietet und den Worte doch nur mühsam anzudeuten vermöchten, näher einzugehen und uns mit dem Hinweis auf die Proben begnügen, die wir unsern Lesern beistehend und auf S. 232 vor Augen führen. Das neu angekommene junge Hochzeitspärchen dort hat es nicht leicht, sich den Zugang zu Mosts Albergo in Ana-Capri, dem auf der Höhe gelegenen freundlichen Dörfchen mit der entzückenden Fernsicht, zu erkämpfen. Ist es doch ganz umlagert von Ragazzi, wie sie sich auf Capri massenhaft herumtreiben, die Fremden auf Schritt und Tritt umschwärmend, um sich, sei es durch kleine Handreichungen, durch lustige Purzelbäume oder durch den mit unablässiger Beharrlichkeit, aber dabei doch mit einer gewissen liebenswürdigen Anmut betriebenen Bettel, einen Soldo zu erringen.

Einem anderen, unserem deutschen Sinne noch näher liegenden Thema wird Allers mit nicht geringerer Virtuosität in einem zweiten, bei C. T. Wiskott in Breslau erschienenen Prachtwerk: „Unsere Marine", gerecht, das auf losen, in eleganter Mappe vereinigten Kartons fünfzig Darstellungen aus dem Thun und Treiben unserer „blauen Jungen" und ihrer Offiziere enthält. Diese köstliche Mappe durchblätternd, lernen wir das ganze Leben an Bord eines deutschen Kriegsschiffes einerseits von seiner dienstlichen, andernseits noch eingehender von seiner außerdienstlichen, rein menschlichen Seite kennen. Typen und Gebahren dieser wackern Männer sind mit jener überzeugungskräftigen Lebenstreue und vorzüglichen künstlerischen Sicherheit wiedergegeben, die das Kennzeichen dieses vollendeten Meisters des Zeichenstiftes bilden. Einzelne Scenen, wie die Löhnungszahlung an Bord, das Schießen mit der Revolverkanone, die Vorbereitungen zum Marine-Akademieball, das Signalisiren, die Schmiede an Bord S. M. S. Nixe, die Backgeschirr-Reinigung, die „Marine-Armee" in voller Thätigkeit, der „talentvolle Kommandant", der sich, von seinen bewundernden Offizieren umdrängt, mit einer Aufnahme in Aquarell beschäftigt, das Zeugflicken, die Weinprobe, die Uebungen im Offiziersmusik-Verein und im Marine-Offiziers-Gesangverein „Heulboje" und andere, sind von prächtiger Wirkung.

Jedes dieser Allersschen Werke wird unter den diesjährigen Weihnachtsgeschenken ohne Zweifel eine bedeutsame Rolle spielen. Sie zählen zum hervorragendsten, was die vervielfältigende Kunst unserer Tage darzubieten vermochte. O. B.

Der Schiffbruch der „Euphemia" bei Treport.

(Hiezu das Bild Seite [illegible].)

Der kleine Hafen Treport, an der Küste der Normandie zwischen Dieppe und St. Valery sur Somme gelegen, war unlängst der Schauplatz eines schweren Schiffsunglücks. Die Küste zeigt dort verschiedenartige Bildung. Während bei der Stadt, einem sehr beliebten Badeorte mit alter malerischer Kirche, hohe, schroff abfallende Kreidefelsen sich erheben, senkt sich der Strand bis zu dem eine halbe Stunde entfernten Mers in eine kurze Ebene hinab. Um ihn vor dem Andrang des Meeres zu schützen, sind dort starke Wellenbrecher angebracht. An dem Unglückstag tobte heftiger Sturm. Die zahlreichen Fischerboote, von denen namentlich der Hafen von Treport ganze Flottillen birgt und die sonst bis weit hinaus das blaue Meer beleben, hatten sich zur rechten Zeit noch vor dem nahenden Unwetter gerettet. Die Euphemia dagegen wurde von ihm in der gefährlichen Nähe der Küste überrascht. Sie verfehlte den Hafeneingang, der auf unserem Bilde in der Ferne mit seinem kleinen Leuchtturm sichtbar ist, und trieb machtlos auf die Wellenbrecher los, an denen sie zerschellte und mit allem an Bord versank.

Der Nikolausabend.

(Hiezu das Bild Seite 237.)

Keine Zeit des Jahres kennt in den verschiedenen Ländern und bei den verschiedenen Völkern so mannigfache Gebräuche als die heilige Weihnachtszeit und die vorangehenden und folgenden Tage. Eine Hauptrolle spielt in dieser Beziehung der heilige Nikolaus. Sein Tag fällt auf den 6. Dezember. In der griechischen Kirche ist er einer der vornehmsten Heiligen und wurde erst im Abendlande mehr bekannt, als im 11. Jahrhundert einige Kaufleute aus Bari seine Gebeine aus der Kirche zu Myra, wo er Bischof gewesen war, entführten und nach ihrer Vaterstadt brachten. Am 6. Dezember ist es im Laufe der Zeit in verschiedenen Teilen Deutschlands Sitte geworden, daß ein Mann oder eine Frau als Bischof verkleidet die Kinder und das Hausgesinde mit Aepfeln, Birnen, Nüssen und dergleichen beschenkt und sie in eindringlichem Tone ermahnt, brav und ordentlich zu sein. Diese letztere Aufgabe besorgt in manchen Gegenden eine als Beelzebub verkleidete Person, die den heiligen Nikolaus begleitet und in ihrer Hand eine Ruthe drohend schwingt. Dieser Brauch findet sich zum Beispiel beinahe in ganz Oberbayern. Die Scene, die unser Maler auf seinem Bilde dargestellt, hat er selbst in einer Wirtschaft in Schleißheim sich abspielen sehen.

[illegible]

Expedition das Gefühl in sich, mit der Hingabe seiner ganzen Kraft seine Pflicht an seinem Platze erfüllen zu müssen, so daß in kurzer Zeit die Feldbahn zusammengestellt und die Wagen beladen waren. Es war dies ein gar eigenartiges Bild inmitten der afrikanischen Landschaft — eine Eisenbahn, wenn auch nur eine Feldbahn. Der fertig beladene Teil des Wagenparkes nahm sich recht stattlich aus, und es war ein eigenes Ding, mit anzusehen, wie dieser Zug sich auf dem vorausgelegten Geleise an den Hütten der Neger vorbei bewegte und die Schienen sich scheinbar in dem Busch der weiten Ebene unter Mangobäumen und zwischen niedrigen Fächerpalmen verloren. Man träumte von dem Umschwung, den der Verkehr nach dem Innern haben wird, da diese Bahn gewissermaßen die Vorarbeiten für eine spätere Vollbahn machen würde. Man sah bereits den Eingeborenen dieses noch nie gesehene Wunder anstaunen und hoffte, daß der Eingeborene mit noch größerem Vertrauen als bisher an den weißen Mann sich anschließen und dadurch das Innere immer mehr dem Handel und Wandel erschlossen werden würde." —

Da geschah das Unerhörte: die Expedition v. Zelewski wurde durch die Wahehe vernichtet, und die Folgen machten sich gleich an der Küste fühlbar: die Träger rissen zu Hunderten aus. Major v. Wißmann schrieb dem Verfasser dieses darüber folgendes: „Von 600 Trägern waren bei Auflösung der Expedition nur noch 300 Mann da. Dies war an der Küste unter den Kanonen des Forts von Saadani. Eine solch schwerfällige Expedition wie die des Dampfers wäre aber, selbst wenn die Träger von der Küste wegzubringen gewesen wären, unter den Umständen nicht möglich gewesen. Auf die erste Nachricht von Feindseligkeiten wäre natürlich alles ausgerissen, und die Europäer hätten sich allein befunden, zumal der Gouverneur keine Begleitungsmannschaften halten konnte." Dieser Umstand sowie die Berechnung, daß wegen der Notwendigkeit erst neue Truppen anzuwerben und wegen inzwischen auch eintretender großer Regenzeit eine Verzögerung des Abmarsches der Expedition von sechs bis neun Monaten unvermeidlich erschien, veranlaßten Herrn Major v. Wißmann, die Expedition ganz aufzulösen. Er erhielt den Auftrag, in Kairo Sudanesen als Schutzmannschaften für die Schutztruppe anzuwerben, und hat, durch mehrere Gründe, unter denen aber Krankheit hervorzuheben ist, bewogen, seine Absicht ausgesprochen, den Dienst zu quittieren. Man würde es auf das Tiefste bedauern müssen, wenn in Ostafrika kein Raum mehr für einen Mann wie Wißmann wäre, denn abgesehen davon, daß das Fehlen seiner hervorragenden Eigenschaften, welche in Ostafrika sich glänzend bewährt haben, sehr bemerkt werden würde, so meinen wir geradezu, daß der kolonialen Idealverwaltung des deutschen Volkes etwas fehlen würde, wenn das Bild Wißmanns darin verblaßte, der noch jüngst in der Vorrede zu der kleinen Ausgabe seines Reisewerkes „Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost" den Wunsch aussprach, „daß die Begeisterung für unsere jungen Kolonien in alle Massen der Gesamtheit getragen, Jung und Alt für Deutschlands Macht jenseits der Meere entflammt werden möge!"

Das Hauptbild gibt eine Ansicht des gesamten Lagers vom Dache des Forts von Saadani aus; man sieht die Wagen bepackt, aus dem Lagerhof herausgeschoben, fertig zur Abfahrt. Die Kommandantur ist ein stolzer Name für die Baracke, aber ein solches Lager ist ja nur für den Moment erbaut. Von den Porträts ist das erste das des Baron v. Eltz, eines alten Afrikaners, welcher früher Offizier der Schutztruppe war. Herr v. Eltz war an den Dörfern der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft besonders am Kilimandscharo thätig und hat eine vieljährige praktische Thätigkeit hinter sich. Auch der frühere Deckoffizier der Schutztruppe, Illich, ist besonders wegen seiner Geschicklichkeit ausgewählt worden, worauf Wißmann sehr viel hielt, denn gerade im Innern zeigt sich erst recht, was für ein Genie in dem Europäer steckt. Die Expedition war, was die Brauchbarkeit der Leute anbetraf, sicher eine der am besten ausgerüsteten, und es ist jammerschade, daß die Mitglieder sich jetzt in alle Winde zerstreut haben. Aber auf Wißmanns Ruf, sollte er es wollen, werden sie alle wiederkommen, jene achtundzwanzig Europäer, welche bereit waren, mit dem ersten deutschen „Durchquerer" Afrikas von West nach Ost mitten in das Innere zu ziehen und die westliche Seeküste des großen deutschen ostafrikanischen Gebietes zu sichern.

Gustav Meinecke.

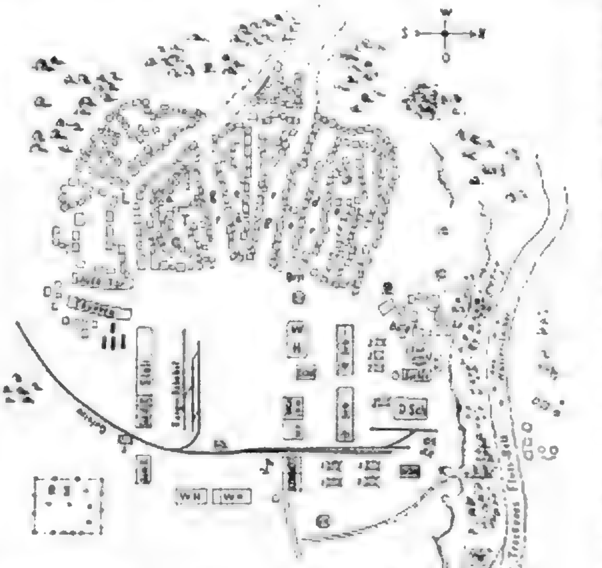
Einem Zeloten.

Du eiferst gegen der Menschen Schwächen,
Und meinst, das heißt die Menschen lieben!
Wir lassen die Mücken, die uns stechen,
Nicht gern vertreiben mit Peitschenhieben.

E. v. Lodrich

Der neue Roman von Georg Ebers.

Zwei Jahre sind vergangen, seitdem der gefeierte Verfasser der „Aegyptischen Königstochter" seine zahlreichen, über die ganze Welt verbreiteten Verehrer mit dem letzten großen historischen Roman „Josua" erfreute, der uns in die weitentlegene Zeit des Auszuges der Kinder Israels aus Aegypten zurückführte und ein großartiges Bild jenes weltgeschichtlichen Ereignisses darbot, in dessen Mittelpunkte die gewaltige, genial



Erklärung:
[illegible] WH = Waschhaus. Z = Zelte.

Plan des Wißmannschen Lagers.

gezeichnete Gestalt des Titelhelden stand. Heute nun tritt Ebers mit einem neuen großen Werke hervor, welches ebenfalls seinen Schauplatz in dem Lande hat, dessen glorreiche Vergangenheit in dem berühmten Gelehrten einen so berufenen und begeisterten Interpreten gefunden. „Per aspera" heißt der neue zweibändige Roman, „auf steinigen Pfaden empor zum Licht" (ad astra), oder speziell auf den hochinteressanten, reichbewegten Inhalt angewendet: „Unter des Kreuzes Last aufwärts zur Seligkeit hier und dort", wie der Verfasser selbst am Schlusse die Worte auslegt. Die berühmte See- und Handelsstadt Alexandrien, die damals sogar mit dem weltbeherrschenden Rom an Größe, Reichtum und Pracht wetteifern konnte, ist der Schauplatz der Handlung. Das römische Weltreich hatte seinen Höhepunkt erreicht; noch nahm es die dominierende Stellung ein, welche die ewige Stadt unter fortwährenden siegreichen Kämpfen sich im Laufe der Jahrhunderte errungen hatte; aber überall zeigten sich schon die nicht mehr zu verdeckenden Spuren des Verfalls: der riesenhafte Koloß war innerlich verfault. Eine neue Zeit rüttelte unbarmherzig an seinen Fundamenten und mußte ihn endlich zum Sturze bringen. Und der Zusammenbruch wurde beschleunigt durch die Beherrscher des gewaltigen Reiches selbst, deren lange Reihe zwar wenige absolut unfähige aufzuweisen hat, unter den befähigten dafür aber um so mehr solche, die die glänzenden ihnen von der Natur verliehenen Gaben nur zum Unheile ihrer Unterthanen zu benützen wußten. Zu den römischen Kaisern, deren Namen die Geschichte am meisten gebrandmarkt hat, gehört Caracalla, der in dem neuen Romane eine der hervorragendsten Rollen spielt. Ebers hat schon einmal einen der römischen Cäsaren zu seinem Helden gewählt, den Hadrian im „Kaiser". In meisterhafter Weise hat er es dort verstanden, aus den vielen widersprechenden Nachrichten, die wir über diesen genialen Mann besitzen, ein einheitliches Bild zu gestalten, in dem zwar alle diese seltsamen Widersprüche verborgen liegen, aber so, daß sie harmonisch verbunden und ausgeglichen erscheinen. Ebenso trefflich hat er den Caracalla gezeichnet. Er ist das Ungeheuer, wie ihn die römischen Schriftsteller darstellen; aber Ebers läßt uns tiefe Einblicke in die Seele dieses Wüterichs thun, er zeigt uns die inneren Beweggründe seiner unsinnigen Thaten, so daß uns seine Gestalt menschlich näher gebracht wird und tiefes Mitleid mit dem unglücklichen Fürsten uns ergreift. Dieses Gefühl beherrscht auch die Heldin des Romans Melissa, die Tochter des alexandrinischen Steinschneiders Heron. Still und abgeschlossen von der Welt ist sie in dem Hause ihres Vaters, der seit dem Tode seiner Gattin Olympias ein verbitterter Mann geworden, zur herrlichen Jungfrau emporgeblüht. Der Freund ihres Bruders Alexander, eines fröhlichen genialen Malers, der reiche Diodor, hat ihr Herz gewonnen, und sie hat sich ihm verlobt. Da kommt Caracalla nach Alexandrien, hauptsächlich um die Bewohner der Stadt kennen zu lernen, von denen er gehört hat, daß sie so viele beißende Spottlieder auf ihn gedichtet. Auch der mutwillige Alexander hat seine Zunge nicht hüten können und ist von dem Todfeinde seiner Familie, dem Aegypter Zminis, denunziert und gefangen genommen worden. Das Schicksal des Bruders läßt Melissa keine Ruhe, die Not und Angst macht das schüchterne Mädchen zum heldenmütigen Weibe, und sie dringt selbst bis zum Kaiser vor. Ihre Lieblichkeit und Unerschrockenheit rührt Caracalla, der das ganze weibliche Geschlecht haßt, und als er merkt, daß ihre Nähe lindernd auf seine schrecklichen Schmerzen wirkt, will er sie gar nicht wieder von sich lassen. Geduldig und aus reinem Mitleid zu dem bejammernswerten Manne gibt sie seinem Wunsche nach, jederzeit bei ihm zu erscheinen, wenn er sie ruft. Sie freut sich auch über den wohlthätigen Einfluß, den sie auf den Gefürchteten ausübt. Aber nur zu bald muß sie erkennen, daß dieser seine Grenzen hat, und als Caracalla sie sogar zu seiner Gemahlin machen will, da entflieht sie ihm. Aus Wut darüber, die noch durch ein neues schmähliches Epigramm auf ihn und seine Mutter Julia Domna gesteigert wird, läßt der Kaiser das furchtbare Blutbad anrichten, welches zu seinen berüchtigtsten Thaten gehört. Melissa findet mit ihrem Bräutigam und ihrem Bruder Zuflucht bei den Christen. Schon oft ist sie mit Anhängern des neuen Glaubens in Berührung gekommen und unmerklich haben deren Lehren von ihr Besitz genommen. Einen besonders nachhaltigen Eindruck hinterließen in ihr die Worte: „Da aber die Zeit sich erfüllet", die sie einst in banger Stunde vernahm. Zwar verstand sie damals noch nicht, was sie bedeuteten, dennoch war es ihr, als müsse ihnen ein tiefer Sinn innewohnen. Und immer mehr und mehr rang sie sich zur Klarheit durch; kein fanatischer Eiferer drängt sie und sucht sie zu überreden; die allbezwingende Gewalt der Lehre des Erlösers ist es allein, die sie und mit ihr ihren Bräutigam Diodor und ihren Bruder Alexander dem christlichen Glauben zuführt. — Melissa ist eine neue wertvolle Perle in dem strahlenden Kranze, den die herrlichen Frauengestalten in den Ebers'schen Werken bilden. In seinen früheren Romanen hat der Verfasser immer zwei kontrastierende weibliche Gestalten gezeichnet, die in dem Mittelpunkte der Handlung stehen, wie Nitetis-Sappho in der „Königstochter", Klea-Irene in den „Schwestern", Mirjam-Kasana in „Josua". Hier sind die beiden Haupteigenschaften dieser Doppelgestalten, das Liebliche und das Heroische, in der einen Melissa vereinigt, nur daß die erstere die vorherrschende ist. Ihr kühner Mut, der in den trefflich durchgeführten Scenen mit dem Kaiser zur Geltung kommt, ist nur eine Folge ihrer echten Weiblichkeit. Das Herbe in der Gestalt der Mirjam findet seine Vertretung in der edlen Matrone Berenike. Eine der liebenswürdigsten Scenen ist die kurze Episode mit Galenus, dem größten Arzte des Altertums, den Melissa an dem Schmerzenslager des verwundeten Diodor trifft. Größeren Anteil an der Entwicklung der Handlung nimmt eine andere historische Persönlichkeit, der bekannte Philosoph und Schriftsteller Philostratus, von dessen Werken uns noch einige erhalten sind. In ihm ist in glücklicher Weise der tiefe Denker und Gelehrte, der edeldenkende Mensch mit dem gewandten Hofmann vereinigt, der trotzdem nicht zum niedrigen Schmeichler herabsinkt. An diese von uns besonders hervorgehobenen Personen reiht sich nun noch eine große Menge teils frei erfundener, teils historischer Gestalten an, die alle in ihrer scharfen und gelungenen Charakteristik mehr oder minder dazu beitragen, die Handlung zu einer abwechslungsreichen und fesselnden zu machen. Daß natürlich auch die Schilderung der einzelnen Scenerien der trefflichen Zeichnung der handelnden Personen würdig zur Seite steht, bedarf bei Ebers eigentlich keiner ausdrücklichen Erwähnung. Besonders deutlich tritt dabei wiederum das große Kompositionstalent des Verfassers zu Tage, mit dem er auch die verwirrtesten Massen übersichtlich zu ordnen weiß, daß selbst leidenschaftlich bewegte Scenen sich in plastischer Deutlichkeit vor die Augen des Lesers stellen. Ebers hat mit diesem Roman wieder ein Werk geschaffen, in dem sich seine ganze Genialität, seine feine, scharfe Beobachtungsgabe und seine vornehme, packende Darstellungsweise im glänzendsten Lichte zeigt. Daher wird auch Jeder den neuen Roman mit Genuß und sich von Seite zu Seite steigerndem Interesse lesen und das großartige Bild bewundern, welches der geniale Verfasser in diesen Blättern von jener trotz aller Verirrungen doch so bedeutenden Zeit entwirft, und so wird auch dieses in jeder Hinsicht bedeutende Werk von Ebers wieder für alle diejenigen, welche Sinn für das wahrhaft Schöne in der Literatur haben, eine willkommene Gabe auf dem Weihnachtstisch bilden.

Dr. Arthur Schubart.

Illustrirte Geschenkwerke.

Was auch an ungezählten Erscheinungen für die Weihnachtstische der Leserwelt und der Kunstfreunde sich ankündigen möge, gewisse Werke, die längst zu besonderen Lieblingen der einen und der anderen geworden sind, werden daneben immer ihre Rechte behaupten. Ein solcher auserwählter Liebling naht diesmal in besonders prachtvoll auftretendem Jubiläumsgewand. Es ist dies die noch sorgfältiger und schöner als ihre neunzehn vorangegangenen Schwestern angethane zwanzigste Auflage des von Paul Thumann so liebenswürdig illustrirten Liederkreises „Frauenliebe und -Leben“ von Adalbert von Chamisso. Wurzelt Chamissos unsterbliche Dichtung tief im Gemüte des deutschen Volkes, aus dessen innerstem, feinstem Empfinden sie hervorgegangen ist, so hat sie durch Thumanns gefühlvolle, anmutvolle Verkörperung einen neuen, dem Auge sich darbietenden Reiz erhalten, wie sie durch Robert Schumanns wundervolle Melodien dem Ohre noch eindringlicher gemacht worden ist. Die Verlagshandlung von Adolf Titze in Leipzig hatte das Werk von Anfang an so liebevoll ausgestattet, daß eine Ueberbietung kaum mehr möglich erschien, und dennoch hat sie selbst eine solche fertig gebracht. In der neuen Ausgabe sind an Stelle der früheren Lichtdruck-Reproduktionen nunmehr auf chinesisches Papier gedruckte Photogravüren getreten, welche die schönen Originalzeichnungen noch unmittelbarer, kräftiger und treuer wiedergeben, als jene es zu thun vermochten. Gleichzeitig sind die künstlerischen Umrahmungen des Textes nicht mehr in einfachem Schwarzdruck, sondern in zarter Färbung mit Tondruck ausgeführt. Trotz alledem erfährt der Preis des prächtigen Werkes keine Erhöhung.

Eine andere Dichtung, die ebenfalls durch die glänzende Musik eines deutschen Meisters der Töne zu erhöhter Wirkung gebracht worden und seitdem der deutschen Nation besonders lieb und wert geworden ist — Shakespeares „Sommernachtstraum“, — der auch die Gestaltungskraft der Maler schon so oft gereizt hat, tritt in künstlerisch ganz neuer Fassung vor uns. Zwei bewährte Karlsruher Maler, Professor Edm. Kanoldt und W. Volz, der eine ein Meister der stilisirten Landschaft, der andere ein Meister der Figurenmalerei, haben sich vereinigt, um die nach beiden Seiten hin reichen Anregungen, die Shakespeares märchenhaftige und dabei von kecken, derbem Humor gewürzte Dichtung bietet, zu künstlerischer Ausgestaltung zu bringen. Mit zwölf Heliogravüren und neunzehn Holzschnitten nach ihren gelungenen Zeichnungen geschmückt, erschien nunmehr der Sommernachtstraum in würdiger Prachtausgabe in C. F. Amelangs Verlag, Leipzig. Elfenzauber, anmutiges Liebesgeplänkel und unfreiwilliger Rüpelhumor halten sich wie in der Dichtung so auch in der künstlerischen Verkörperung, die sie hier erfährt, das Gleichgewicht.

Ein viel feinerer Humor ist es, der hier und da in den zierlichen kleinen Gedichten zum Durchbruch kommt, mit denen Paul von Schönthan die sofort graziösen zehn Bilder begleitet hat, durch welche „Der Kuß“ in seinen mannigfachen Spielarten von Professor J. Koppay verherrlicht worden ist. Nach den Originalgestalten photographisch vervielfältigt, sind die zehn Darstellungen, in hübscher Mappe vereinigt, im Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von Hoefslings Nachfolger, Berlin, erschienen.

Alle Freunde der Berge werden an dem Großfolio-Album „Alpenlandschaften“ aus dem Verlag von J. J. Weber in Leipzig ihre Freude haben. Hundertundachtzig Ansichten aus der Gebirgswelt Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz, sind hier in wirkungsvollen, zum Teil doppelseitigen Holzschnitttafeln auf Kupferdruckpapier in Original-Leinenband vereinigt und durch kurzgefaßten Text von Julius Meurer sachgemäß erläutert.

Den Freunden des deutschen Dichterwortes aber, — nicht nur desjenigen, das sich in Verse fügt, sondern auch dessen, das in ungebundener Rede verlautet, — bietet Gustav Dahms sein Album „Germania“, deutsche Dichter der Gegenwart, Verlag von Gebr. Paetel, Berlin. Siebzig unserer namhaftesten Dichter und Schriftsteller — darunter auch verschiedene weiblichen Geschlechts, — sind hier durch Beiträge, die sie selbst als für ihr Schaffen maßgebend ausgewählt haben, und gleichzeitig durch ihre Bildnisse und ihre Namenszüge in Facsimile vertreten. So bietet sich hier in schönem Rahmen ein Ueberblick von dem dichterischen Schaffen unseres Volkes in unseren Tagen, das allseitige Würdigung verdient.

Als anmutige, rein künstlerische Gabe stellt sich uns „Ein Skizzenbuch“ von Fedor Flinzer dar. (Verlag von C. T. Wiskott, Breslau.) Charakteristische Gestalten aus der Tierwelt, der vierfüßigen, wie der gefiederten, treten uns hier in verschiedenartigen bezeichnenden Situationen, scharf beobachtet und mit sicherem Stift wiedergegeben, vor Augen. Das treue Facsimile der Zeichnungen zeigt uns jeden Strich des Künstlers in seiner eigenen „Handschrift“ und bezaubert vollständig die Illusion, als hätten wir seine Zeichnungen im Original vor uns. Der wohlverdiente Anklang, den dieses Skizzenbuch bei allen Kunstfreunden fand, bestimmte den Künstler wie den Verleger, hierzu ein zweites Heft folgen zu lassen, das sich nach Inhalt und Form dem ersten getreulich anschließt.

Das vielfach zu Tage tretende Bestreben unserer Zeit, vermöge entsprechender Anordnung die Natur selbst in künstlerischem Sinne wirken zu lassen, führt zu Gestaltungen, wie sie das in R. Lechners k. und k. Hof- und Universitätsbuchhandlung (With. Müller) in Wien erschienene Prachtwerk: „Die Blumenwelt“ zeigt. Es sind dies zwölf von Karl Grafen Brandis nach der Natur photographirte, den zwölf Monaten angepaßte Blumenbilder, in malerisch wirkender Heliogravüre auf chinesischem Papier wiedergegeben und von Felix Dahn mit entsprechenden kleinen Gedichten — poetischen Sinnsprüchen — begleitet. Auswahl und Anordnung der Blumen und Blätterranken sind geschmackvoll und abwechslungsreich, die Ausstattung des Ganzen ist elegant.

Wer nun aber jemandem ein Geschenk zu machen hat, der sich ernstlich oder speziell für den Entwicklungsgang der Menschheit in Bezug auf die äußere Erscheinung — für das, was wir kurzhin die Geschichte des Kostüms nennen, interessirt, dem bietet sich in dem umfassenden Werke: „Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgerätschaften der Völker alter und neuer Zeit“, gezeichnet und beschrieben von Friedrich Hottenroth, Verlag von G. Weise, Stuttgart, zweite Auflage, ein Buch, das seiner Aufgaben nach jeder Richtung hin in trefflicher Art gerecht wird. Wenn man sich früher bei derartigen Werken mehr oder minder damit begnügte, die Entwicklung der Bekleidungsfrage dargethan zu sehen, so legt Hottenroth daneben, im Hinblick auf das hervorragende Interesse, das unsere Zeit allen Gegenständen der häuslichen und eisenzeitlichen Ausstattung zuwendet, auf diese ein nahezu gleichgroßes Gewicht. Für uns Menschen von heut, die wir die Motive zu unseren Gerätschaften, unserem Schmuck 2c. dem Geschmack der verschiedensten Zeiten entlehnen, ist ein Lexikon der betreffenden Wissenschaft gerade nach dieser Richtung hin von besonders hoher Wichtigkeit, und wir haben es dem kundigen Verfasser doppelt Dank zu wissen, daß er uns in Wort und Bild, letzteres mit allen Hilfsmitteln der Farbe naturgetreu ausgestattet, dem Stufengang der Kulturentwicklung in ihren äußeren Formen Schritt vor Schritt folgen läßt. Kunst, Wissenschaft, Kunstgewerbe und Liebhaberei finden hier gleichmäßig ihre Rechnung.

Wo dagegen neben dem Verlangen nach gefälliger künstlerischer Ausstattung auch das nach ausgiebiger Unterhaltungslektüre in maßgebender Weise mitspricht, da treten namentlich auch die illustrirten Romane in ihre Rechte. Auf diesem Gebiet nimmt der Verlag von Karl Krabbe in Stuttgart eine bemerkenswerte Stellung ein. Wie die Werke selbst, die er für solche Ausstattung erwählt, eine Anwartschaft auf Beachtung haben, so auch die Illustrirung derselben, die von berufenen Künstlern mit ersichtlicher Liebe, mit jener flotten Leichtigkeit und Pikanterie des Vortrags ausgeführt ist, wie sie dem modernen Geschmack entspricht. In solcher Weise sind Hackländers unverwüstliche Romane „Namenlose Geschichten“ (in zwei Bänden) und „Eugen Stillfried“ (in einem Band) von Fritz Bergen und H. Schlittgen mit großem Reiz illustrirt. Die Gestalten und Bilder, die der treffliche Erzähler mit voller Lebhaftigkeit der Darstellung vor das geistige Auge des Lesers zaubert, finden hier ihre Verkörperung in einer Form, die der Phantasie entgegenkommt und der Stimmung, in die uns der Dichter versetzt, einen künstlerisch gerundeten Ausdruck auch für das Auge gibt. In demselben Sinne hat H. Albrecht die „Bunten Bilder“ von Johannes van Dewall, der so lustig namentlich von militärischen Erlebnissen zu plaudern weiß, mit zweiundfünfzig gelungenen Illustrationen ausgestattet und mit nicht minder charakteristischen Bildern ein Bändchen ergötzliche Novelletten aus dem modernen Leben von Paul von Schönthan: „Die Königin der Luft und andere Erzählungen“ belebt.

Wenn Krabbes Verlag solchergestalt den Erzählern unserer Zeit eine echt künstlerische Ausstattung zuteil werden läßt, so bringen andere Verleger in ähnlichem Sinn die Meisterwerke vergangener Jahrhunderte zu erneuter Geltung. Dahin gehört die in der Riegerschen Buchhandlung, Stuttgart, in vierter Auflage erscheinende Ausgabe des Don Quixote mit Heinrich Heines Einleitung und hundertundzwei Illustrationen nach Tony Johannot. Das unsterbliche Werk des Cervantes liest sich in dieser gefälligen Ausgabe, der die Lebensgeschichte des Verfassers nach Viardot vorausgeschickt ist, äußerst angenehm.

Haus- und Vereinsmusik.

Weihnachtsmahnungen, wohin wir blicken! Wo alles sich beeifert, dem schönen Feste des Gebens und Empfangens gerecht zu werden, da kann auch diejenige der Künste nicht zurückbleiben, die sich dem Menschen am innigsten gesellt, ihn schon in seinen ersten Lebenstagen mit Wiegenliedern in Schlummer lullt und ihn durchs Leben begleitet auf Schritt und Tritt. Wie sollte sie es unterlassen, mit frohen Feierklängen das lieblichste Fest der Christenheit zu begleiten? Unzählich ist die Zahl volkstümlich gewordener Lieder, die diesem Feste gewidmet sind. Davon überzeugt uns schon ein Blick in das „Weihnachtslieder-Album“, das Heinrich Siewert bearbeitet und Joh. André in Offenbach a. M. veröffentlicht hat. Nicht weniger als siebenunddreißig Weihnachtslieder und Choräle umfassend, ist es in zweierlei Gestalt erschienen. Die eine gibt einen zweihändigen Klaviersatz mit beigefügtem Text in der Weise, daß bei jenen Liedern, die sich vorzugsweise zu zweistimmigem Gesang eignen, die rechte Hand der Klavierbearbeitung genau die beiden Singstimmen umfaßt und somit zugleich diesen als Notenvorlage dienen kann. Die übrigen Lieder können einstimmig, die Choräle wohl auch im Quartett zu dem Klaviersatz, gesungen werden, der indes ebensogut selbständig zur Verwendung gelangen kann. Die zweite Ausgabe gibt eine vierhändige Bearbeitung derselben Lieder und Choräle und verweist die Texte in einen besonderen Anhang. Daß indes mit diesen siebenunddreißig Weisen der vorliegende Stoff noch keineswegs erschöpft ist, beweist eine zweite Veröffentlichung desselben Verlags unter dem Titel: „Christnacht-Poesie in den Liedern des Volkes, eine Sammlung zumeist noch nie gedruckter Weihnachtslieder aus dem reichen unversiegbaren Liederschatz des deutschen Volkes“, für Klavier oder Harmonium gesetzt unter Hinzufügung der Texte von Joh. Lander. Gab uns Siewert das, was noch heute im Munde des Volkes lebt, so läßt Lander fünfundzwanzig Weisen folgen, die größtenteils schon halb oder ganz vergessen waren, aber gleichwohl würdig sind, zu neuem Leben erweckt zu werden. — Ohne Zweifel wird nun die Festzeit auch wieder mancherlei Liebhabertheateraufführungen ins Leben rufen und ganz besonders zur Einleitung von solchen möchten sich die von Carl Stix ursprünglich für großes oder kleines Orchester wie auch für Militärmusik gesetzten, zugleich aber in vierhändiger Klavierbearbeitung, ebenfalls bei Johann André erschienenen „Lustspiel-Ouvertüren“ eignen. Eine „englische“ und eine „spanische Lustspiel-Ouvertüre“ liegen bereits vor, die französische, italienische und deutsche sollen nachfolgen. Wir gedenken alsdann auf diese Compositionen zurückzukommen und begnügen uns für heute damit, die gefälligen Tondichtungen allen Musikliebhabern kurz zu empfehlen.

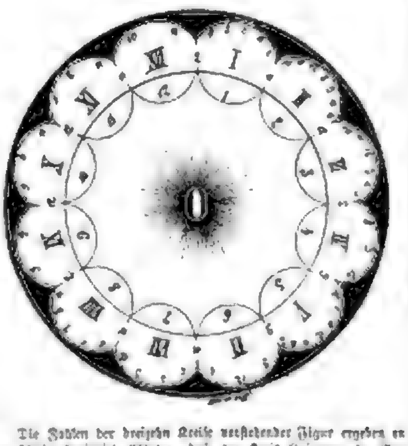
Neun neue „Christbaumlieder“ hat Reinhold Reich nach Dichtungen von G. Weitert für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte komponirt und bei C. F. Spittler in Basel als zierliches Ottavheftchen erscheinen lassen. Ihre wesentlichen Vorzüge sind volkstümliche Einfachheit und leichte Sangbarkeit — die echten Merkmale schlichter Hausmusik.

Wo aber viele sich zusammengethan haben, um die Kunst der Töne gemeinsam zu pflegen im höheren, des guten Erfolgsmomenten nicht entbehrenden Chorgesang, da bietet sich in Josef Rheinbergers neuer großer Komposition „Der Stern von Bethlehem“, eine Weihnachtskantate für Chor, Soli (Sopran und Baß) und Orchester oder Pianoforte, der eine Dichtung von F. v. Hoffnaaß zu Grunde liegt (Verlag von Rob. Forberg in Leipzig) eine Weihnachtsgabe gediegenster Art, ein Werk, dessen angemessene Aufführung einer durchgreifenden Wirkung sicher ist, die sich in dem jauchzenden „Frohlocke, Welt, Alleluja!“ des Schlußchores zu hinreißender Großartigkeit steigert.

Hier sei denn auch einer musikalisch verwandten neuen Schöpfung gedacht, die sich, obgleich ihr Stoff nicht an Weihnachten anknüpft, zu festlichen Aufführungen ähnlicher Art sehr wohl eignet. Es ist dies die Kantate „Fingal“, für Soli (Sopran und Bariton), Männerchor und Orchester, komponirt von Arnold Krug, und bei Fr. Kistner in Leipzig (auch im Klavierauszug) erschienen. Die treffliche Textdichtung, welcher der dritte Gesang von Ossians „Fingal“ zu Grunde liegt, stammt von Theodor Souchay, dem bewährten Poeten; die Musik ist charakteristisch und geschickt gesetzt und erntete bei ihrer unlängst erfolgten, in allen Teilen wohlgelungenen ersten Aufführung durch den Stuttgarter Lehrergesangverein unter Leitung des königlichen Chordirektors Schwab und unter Mitwirkung des K. Kammersängers Hromada und seiner begabten Schülerin, Fräulein Black, lebhaften und verdienten Beifall.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



Die Zahlen der dreizehn Kreise nebenstehender Figur ergeben in der Weise ebensoviele Wörter, daß der Kreis O immer die Anfangsbuchstaben der übrigen zwölf Kreise enthält. Die Zahlen dieses Kreises sind nach rechts, die der übrigen zwölf nach links zu lesen, und es ergibt Kreis O einen Ehrenbau, I ein Blasinstrument, II eine Lufterscheinung, III einen technischen Beruf, IV eine Stadt in Italien, V einen Staat der Balkanhalbinsel, VI eine fremde Bezeichnung für Schärfe, VII einen weiblichen Vornamen, VIII einen der ausgezeichneten Generale des ersten französischen Kaiserreichs, IX ein Sternbild, X eine Klasse der Elementargeister, XI eine fremde Bezeichnung für Gestell, XII eine Menschenrasse.

Dreisilbige Charade.

Wie leuchtet der Blick, wenn im Alpengebiet
Der rüstige Wandrer die Ersten sieht!
  Mit Bewunderung hemmt er die Schritte;
Laut jubelt er auf in entfesselter Lust:
Sein frohes Entzücken erweckt in der Brust
  Die herzgewinnende Dritte.

Und kehrt er beim Abendsonnenstrahl
Dann wieder zurück in das dunkelnde Thal,
  Wo ihn liebende Herzen erwarten,
So nimmt er für diese das ganze Wort
Als liebliche, sinnige Gabe mit fort
  Aus des Berggeists herrlichem Garten.

Auflösung des Logogriphs Seite 187:
Alter, Alton, Alal.

Auflösung des Rätsels Seite 187:
Geld, Solo.

Auflösung des Worträtsels Seite 187:
Pfade.

Auflösung des Bilderrätsels: Das Zauberschloß Seite 187:

Die Lettern tragen oben und unten Ringe und zwar die oberen Lettern oben runde, unten viereckige, die unteren Lettern in umgekehrter Folge. Mit dem Ablesen wird oben beim A links (auf dem das Schlüssellochplättchen deutet) angefangen. Die viereckige Niete unterm A deutet auf das B der 2. Reihe unten, welches diese Niete am Kopfe hat, dieses B hat unten 2 runde Nieten, die auf das R oben deuten, dieses 2 eckige Nieten, die auf das A unten zeigen u. s. f. Als Resultat ergibt sich das Wort: Abracadabra.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Unsere, nach Vorschrift der bekannten Broschure: „Zur Lösung der Hautbekleidungsfrage" hergestellten

leinenen Unterkleider und Leibwäsche

(Unterjacken, Hosen, Oberhemden, Strümpfe etc.) können wegen ihrer eigenartigen Construction als Doppelsystem zu jeder Jahreszeit, folglich

auch im Winter

mit grösstem Vorteil für die Gesundheit getragen werden. Nach Plätzen ohne Niederlage liefern wir direct. Broschure, Preisliste und Proben gratis und franco

Patent-Flachs-Wirkerei Köln, Schönherr & Cie., Köln a. Rh. St. Agatha Nro. 8 & 12.

Aromatique

feinster Magenliqueur.

Allein echt fabrizirt seit dem Jahre 1828 von **Th. Lappe,** Apothekenbesitzer Neudietendorf in Thüringen.

Prämiirt

in Merseburg 1865 goldene Medaille, Wittenberg 1869, Eger 1871, Breslau 1871, Sydney 1879, Porto Alegre 1881, Amsterdam 1883, Antwerpen 1885, **Halle 1881** der einzige preisgekrönte von sämmtlichen ausgestellten Liqueuren, London, Deutsche Ausstellung 1891 Ehrendiplom.

Zu haben in den meisten feineren Colonialwaaren- und Delikatessenhandlungen.

Vor allen Nachahmungen wird gewarnt.

Bitte geschätzte Etiquette und Fabrikssiegel zu beachten.

Phenokoll Schering

leicht lösliches Phenacetin, bewährtes und unschädliches Mittel gegen Rheumatismus, Ischias, Migräne, fieberhafte Zustände, **Influenza,** in Dosen von 1 Gramm, mehrmals täglich.

Piperazin Schering

bewährtes Mittel gegen harnsaure Diathese und Folgezustände (**Gicht, Harngries, Harnsteine etc.**), findet als **Gichtwasser** erfolgreichste Anwendung, verbunden mit Phenokoll. *Zu haben in den Apotheken.*

Magenkrebsbeschwerden und Rückenmarksschwindsucht heilt sicher Dr. Brunnin, Tilsit.

A. Sprenger,

Stuttgart,

K. Hof-Instrumentenmacher, Erfinder der Consschraube. 7mal prämiirt.

Höchste Auszeichnung London 1891 für Erfindung der Consschraube und Qualität der Produkte.

Prospekte franko.

Ueberall zu kaufen Dommerichs Anker-Cichorien.

D. Linnemann & Co. in Oelde, Westfalen,

Fabrik feiner Fleisch- und Wurstwaaren, empfehlen in bekannter Qualität Cervelatwurst, Salami mit und ohne Knoblauch, Plockwurst, Braunschw. Mettwurst, Lebervurst, Mettwurst, Trüffelwurst, Zungenwurst, Sülzwurst, Leberwurst, Schinkenwurst, Schinken, Rollschinken etc. und bitten auf gef. Anfragen gern mit billiger gestellten Preisliste.

Stellung. Existenz.

Prospect gratis. Gratis Prospect. Prospect franco.

Brieflicher prämiirter Unterricht

BUCHFÜHRUNG

Rechnen, Corresp., Kontorarbeiten. Stenographie. Schnell-Schönschrift.

Gratis Prospect. Sicherer Erfolg garantirt.

Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut O. SIEDE, BERLIN SW.

Ueberall zu kaufen Dommerichs Anker-Cichorien.

Weihnachtsgeschenke!

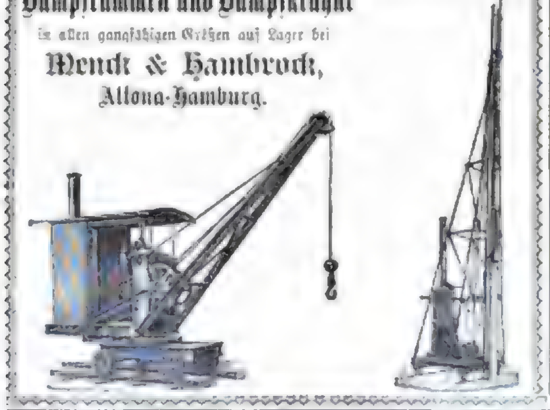
Für Erziehung der Kinder höchst förderliche Hausschulbänke, für jedes Alter passend, Dr. Schreber'sche Zimmerturn-Apparate, elegant und dauerhaft, sowie alle Arten

Turngeräte für Schul-, Vereins- und Hausgebrauch liefert billigst die Chemnitzer Turn- u. Feuerwehrgeräte-Fabrik von **Julius Dietrich & Hannak** Chemnitz i. S. — Gegründet 1865. — Illustr. Preisl. unentgeltl.

Dampframmen und Dampfkrähne

in allen gangbaren Grössen auf Lager bei

Menck & Hambrock, Altona-Hamburg.



Bitte, Preisliste zu verlangen.

Weihnachts-Präsentkörbe

Frühstücks-, Liqueur- u. Champagnerkörbe

liefert in grosser Auswahl von M. 5.— an bis M. 50.— in eleganter Ausführung

Conservenfabrik S. Pollak Delikatessen-Grosshandlung, Magdeburg, Ulrichstr. 14.

Es wird nur der reelle Wert d. Waaren und nichts für Ausstattung berechnet.

Der neue illustrierte

Weihnachts-Katalog

von Carl Flemming in Glogau

Jeder, der viele Weihnachtseinkäufe in Jugendschriften und anderer Geschenkliteratur zu machen hat, ... **gratis und franko.**

Sensationelle Neuheit.

Brocat-Wartburgdecke,

ca. 150/180 cm gross, kunstvollste, farbenprächtigste Gewebe mit Wappen ... à Stück 20 Mark.

Eisenach. Gustav Steinberger.

Maschinenb., Elektr., Ziv.-Ing.

Bauschule Strelitz i. M.

Unterricht ... Dir. Hittenkofer.

Neu-Guinea-Tabak.

Die Preise sind pr. 1000 Stück:

Nr. 1. Neu-Guinea Exceptionales 150 M.
„ 2. Neu-Guinea Predilectos 120 „
„ 3. Neu-Guinea Favoritas 100 „
„ 4. Neu-Guinea Londres grande 90 „
„ 5. Neu-Guinea Regalia Reyna 80 „
„ 6. Neu-Guinea Perfectos 60 „

Bremer Cigarren-Fabriken vorm. Biermann & Schörling in Bremen.

D. R. P. Nr. 42210. Vielf. prämiirt.

Haarschäfte

Erfolg wunderbar

F. Fischer & Cie., Offenburg, Baden.

Dr. med. Haupt,

Kurhaus für Nervenkranke u. Erholungsbedürftige **Tharandt** bei Dresden.

Villa Flora San Remo.

Bilder ... Ueber d. Ehe

Louis Hermsdorf

Musikwerke Musik-Instrumente

Grösste Auswahl. — Billigste Preise.

Jede Reparatur ... Jedes Patent zu haben in der Preisliste von

Plato & Co., Musikwerke, Berlin SO., Köpenickerstr. 107.

Trotz erhöhter Branntweinsteuer

noch zu alten Preisen.

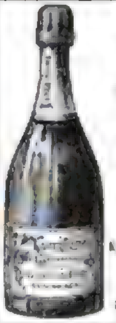
Die Klosterbrennerei in Kloster Walkenried bei Nordhausen a. Harz.

Musikinstrumente

Dölling & Winter, Markneukirchen i. S.

Kaiser-Blume

feinster Sect



gesetzlich geschützte Marke von

Gebrüder Hoehl in Geisenheim.

Schaumwein-Kellerei.

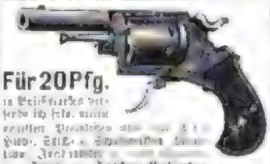
Buchführung.

Jul. Morgenstern, Magdeburg, Jakobstrasse 47.

Graue Papageien,

... **G. Schlegel, Hamburg,** neuer Steinweg 15.

„Helm-Putz-Pomade"



Für 20 Pfg.

Champagner-Kellerei.

Gegründet 1867

Aug. Grote & Co. Frankfurt a. M.

Feinste Marken aus Rheingauer-, Mosel- und Französischen Weinen à M. 1.70 bis M. 3.50 per 1/1 Fl. Günstigste Bezugsbedingungen.

Man verlange Preisliste.

Hamburger Spielkarten-Fabrik

Dieterichs & Lerich, Hamburg.

Universal-

Holzbaukasten.

Neuestes Spielzeug patentirt in Deutschland und allen civilisierten Staaten der Welt.

Zu haben in allen besseren Spielwaarenhandlungen.

EMSer Pastillen ... sowie Emser Katarrh-Pastillen ... gegen Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Magenschwäche u. Verdauungsstörung. Zu beziehen durch alle Mineralwasserhandlungen u. Apotheken. **König Wilhelm's Felsenquellen in Bad Ems.**

[illegible]

[illegible]

Zu rechter Zeit.

Roman von

Sophie Junghans.

(Fortsetzung.)

Die Verständigung mit dem jüdischen Oelhändler mußte dem Doktor Carius nicht so rasch gelungen sein, wie er gehofft hatte. Wolfgang wartete über die verabredete Zeit hinaus, saß dann auf und ritt langsam fort auf dem bald einsam werdenden Waldweg, ohne indessen in geraumer Zeit von Herrn Carius eingeholt zu werden.

Dagegen holte er nach einer Weile eine Holzfuhre ein, die nicht nur sehr langsam, die vielmehr, wie er beim Näherkommen erkannte, gar nicht von der Stelle kam. Der Wagen, ein elendes Fuhrwerk, wahrscheinlich einem armen Teufel von Kätbner gehörig, hing vielmehr tief nach einer Seite und zwar in schräger Richtung, den ganzen Waldweg versperrend. Die zwei mageren Kühe, aus denen das Gespann bestand, ließen die feuchten Schnauzen stumpf und ruhig in das Tannengeäst der kleinen Fichten am Wegrande, zu welchem sie hingedrängt worden waren, hinein hängen und bewegten vom ganzen Leib nur die hin und wider schlagenden Troddelschwänze; der Mann und der Knabe aber, die zu dem Fuhrwerke gehörten, suchten auf dem ausgefahrenen Wege herum nach dem Stifte der Radschraube, der wahrscheinlich herausgesprungen war und so das Unglück herbeigeführt hatte.

Gerade als Wolfgang antritt, hatten sie ihn gefunden. Das Rad war aber total herausgefahren und lag am Weg. Und nun mußte der Wagen aufgerichtet werden, damit das Rad wieder eingelassen werden konnte. Und das war eine Leistung, welche die Kräfte eines einzelnen Menschen überstieg, jedenfalls wenigstens die des armen Kerls hier, der doch allein dafür zur Verfügung war, da sein Bube das Rad aufrichten und einhängen mußte. Wolfgang, für den an kein Vorbeikommen zu denken war, sah vom Pferde herab zu, wie der Mann den Rücken unter die Wagenleiter stemmte und die Hände auf die gebogenen Kniee und nun drückte, keuchte und hob oder vielmehr zu heben versuchte. Als es völlig vergebens war, kam er hervor und sah sich um, wahrscheinlich nach einem starken Pfahl oder dergleichen, den sie als Hebel benützen konnten.

Indessen war Wolfgang vom Pferde gesprungen, dessen Zügel er über ein Fichtenbäumchen warf.

„Das reicht noch nicht,“ sagte er, zu dem Manne tretend, da derselbe eben ein Birkenstämmchen, welches im Graben nebenan gelegen hatte, herbeizerrte. Das Holz, als jener es jetzt unter den niederhängenden Wagen schob, erwies sich in der That als zu schwach; es brach nicht, da es noch grün war, aber es gab nach, und nun ließ der Mann die Hände sinken, und sein ratloser Blick traf auch auf Wolfgang, den er jetzt erst zu bemerken schien.

„Ach so, Sie wollen vorbei,“ war alles, was er darauf sagte. „Hü!“

Der Zuruf galt seinen Zugtieren, die er dabei zur Seite zu reißen suchte, um womöglich neben dem unbeweglichen Wagen her dem Reiter den Durchpaß zu ermöglichen.

„Und Ihr?“ fragte Volmar, erstaunt über die stumpfe Ergebenheit des Mannes in seiner mißlichen Lage. Der Holzfuhrmann kratzte sich hinter den Ohren.

„Der Jung' da muß zurück laufen und sehen, daß er ein paar Leute herbringt. Ich werde wohl bis in die Nacht hinein hier stecken bleiben.“

„Vielleicht zwingen wir's alleine,“ sagte darauf Wolfgang, und der Mann traute seinen Augen kaum, als der junge Herr neben ihm an den Wagen heran trat und sich anschickte, mit der Schulter heben zu helfen.

Aber es war ihm ernst damit, und in dem geschmeidigen Körper des „Herrn“ wohnte eine Muskelkraft, die der geringe Mann mit Staunen gewahr werden sollte. Dicht neben einander standen sie, die gebogenen Rücken gegen die gewaltige Last, und die Hände auf die Kniee gestemmt, etwa in der Stellung der steinernen Gigantengestalten, denen die Skulptur ihre Balkons und Portikos zu tragen gibt; eins ... zwei ... drei ... up — und wahrhaftig, der Wagen hob sich ... der Bauer, der erst an den Versuch selber nicht recht geglaubt hatte, schämte sich jetzt beinahe vor seinem Helfer ... merkte er doch an der Wirkung, daß jener da in den besseren Kleidern sich nicht schonte. Und nun strengte er selber die spröden Sehnen zu äußerster Anstrengung an ... da ... jetzt war der Wagen hoch ... der Junge hielt das Rad ... aber er hatte sich ungeschickt angestellt oder sie hatten zu früh nachgelassen ... an einem Viertelzoll etwa hatte es gefehlt, daß die Achse ihren Ort erreichte — und nun senkte sich der Unglückswagen wieder auf die nachgebenden Schultern ... der ganze gewaltige Kraftaufwand war vergebens gewesen.

Eine, zwei Minuten verschnaufte also und dann noch einmal daran; denn nun wußten sie ja, daß es möglich war. Und diesmal glückte es; das Rad fuhr an seinen Platz, der Wagen hatte den alten Schwerpunkt wieder gewonnen und stand; sie waren der auf die Dauer doch übermenschlichen Last ledig.

Wolfgang aber blieb gebückt und half nach, daß der Pflock auch wieder richtig befestigt werde, denn ehe das geschehen war, konnte bei einer Bewegung, einem halben Schritt der Tiere vorn das Rad von neuem herausfahren. So standen sie alle Drei zusammen über das Rad geneigt; der dunkle, struppige Schopf des Holzfuhrmanns, seines Jungen sandfarbenes Haar mit der Pudelmütze und der feine Kopf Wolfgangs in nächster, friedlicher Nachbarschaft. Da schnitt mit einemmal, unangekündigt durch irgend ein Geräusch, auf welches die drei hier aber auch nicht acht gehabt hätten, eine scharfe Stimme, und zugleich schnitt etwas anderes von oben her durch die Luft, der Hieb einer Reitpeitsche nämlich, der noch, flach abgleitend, Wolfgangs Schulter traf, während er voll auf den Rücken des Buben fiel, begleitet von den Worten:

„Was habt ihr, verfluchtes, besoffenes Gesindel, denn hier den Weg zu versperren? Wollt ihr wohl auf die Seite ...“

Der Junge mochte Prügel gewohnt sein, denn obwohl der Hieb auf dem nur mit der Leinenjacke bekleideten Rücken empfindlich genug fühlbar gewesen sein mußte, zuckte er kaum und blickte nur scheu von der Seite nach dem Reiter auf, von welchem der unfreundliche Gruß kam.

Sogar das that Wolfgang Volmar nicht; er wendete den Kopf nicht einmal, sondern blieb in seiner gebückten Stellung die fernere halbe Minute lang, die es noch brauchte, um das Rad vollends an seinem Platz zu sichern. Eine halbe Minute kann als kurzer und auch als langer Zeitraum erscheinen. Hier war derselbe lang genug, um den letzten Ankömmling noch einmal die Gerte erheben zu lassen — sie schien ihm merkwürdig in der Hand zu zucken — und diesmal mit den mehr nachlässig gesprochenen Worten: „Nun, wird's bald?“ dem ihm am nächsten gebückt stehenden Verwalter einen aufmunternden, leichten Schlag zu versetzen.

Jetzt aber saß das Rad fest und Wolfgang Volmar stand.

„Ah — Sie sind's!“ kam es von dem Reiter, Herrn Kurt Gusow natürlich, mit gemachter Verwunderung ... ein übrigens sehr oberflächlicher Versuch, so zu thun, als ob er den Inspektor jetzt erst erkenne.

„Ja, ich bin's!“ Das war Wolfgang, tief, beinahe behaglich aufatmend. „Und das war Ihre Reitpeitsche, wie?“

Im nächsten Augenblick flog eben diese schwere Reitgerte mit der dicken Lederschlinge in weitem Bogen hoch über die Wipfel der jungen Fichtenpflanzung zur Seite durch die Luft und versank wohl hundert Schritte weit irgendwo in dem grünen Dickicht. Und dann, der Bauer wußte selber nachher gar nicht recht zu sagen, wie alles gekommen war, dann war mit einemmale der neuangekommene Herr vom Pferde herunter, herabgerissen durch den andern. Eins hatte sich dem Zeugen der Scene noch besonders eingeprägt: wie dieser letztere eine Sekunde lang vor dem wutbebenden andern stillgestanden hatte, mit einem grimmigen Lächeln seine Hände betrachtend, welche die Hantirung an dem Wagenrad über und über mit Teer beschmutzt hatte. Dann hatte er sogar aufgelacht mit den Worten:

„Wer Pech angreift, besudelt sich. Eine schmutzige Arbeit eben gethan, jetzt mag's an die andere gehen. Nur zu ... Dir schadet das weiter nichts, Bursche!“ Und dann mit den Händen voll klebrigen Teers den andern Herrn gepackt, am Arm in dem eleganten hellen Reitrock, so daß es dem Bauernkerl um den schönen Rock fast leid gewesen war, seine eigene am Boden liegende Reitgerte aufgerafft und nun hinein mit jenem seitwärts in den Tann, durch welchen gerade hier eine breite Schneise lief.

Der andere — der Bauer wußte wohl, daß es der Sohn der Frau auf Dalkehmen war, aber nicht einmal gegen seinen Jungen ließ er sich den Namen über die Lippen kommen — der andere also hatte sich wütend losreißen und die Oberhand behalten wollen, aber sein Gegner hatte ihn vor sich her gedrängt mit einigen Worten, die der Bauer nicht mehr verstand. Diese Worte übrigens hatten etwa gelautet: „Hinein — hinein, sage ich, ich will Dir nur den Zeugen ersparen!“

Seinen mit offenem Munde dastehenden Buben packte jetzt der Bauer alsbald und stieß ihn vor sich her in der instinktiven Scheu dieser Menschen vor jeder Mitwisserschaft einer Sache, die etwa ihren Ausgang vor Gericht nehmen könnte. Und dann trieb er seine Kühe an. Gott sei Dank, das Fuhrwerk war ja flott — und fuhr davon, mit der eigenen Peitsche knallend, um das Geräusch zu übertönen, jene Laute des Ringens, die halb erstickten Flüche und dann die klatschenden Schläge, welches alles über die Tannen her eben an sein Ohr gedrungen war.

Der Junge, nur zögernd weitergehend, wollte fragen, der Vater wies ihn barsch zur Ruhe: „Daß Du Dich nicht mehr umsiehst ... das ist nichts für uns ...“ Ja, in seiner eigensinnigen Furcht und Stumpfheit hob er einige Minuten später kaum den

Ein Weihnachtsbrief des Grafen Moltke.

An seine Schwägerin Jeanette.

Versailles, den 24. Dezember 1870, 4 Uhr nachmittags.

An dieser Stunde war es, liebe Jeanette, wo unsere süße Marie sanft entschlummerte. Du verlorst in ihr die innig geliebte Schwester, voriges Jahr Deinen Mann und nun jetzt das neue Unglück, durch Verwundung Deines braven Jungen.*) Aber der Herr hat Erbarmen, soeben erhalte ich ein Telegramm: „Lieutenant Brockdorff gute Nacht verbracht. Beklemmungen und Hustenreiz geringer. Demzufolge subjektives Wohlbefinden besser. Feldlazaret des Gardecorps. Stabsarzt Kahl.“ Freilich ist damit die Gefahr noch nicht verschwunden, aber man darf doch hoffen. Fritz ist jung und gesund, und da überwindet der Mensch vieles.

Henry und Ludwig kamen gestern abend zurück. Ihr Erscheinen hatte Fritz große Freude gemacht, aber völlige Ruhe ist dem Patienten nötig. Das Lazaret ist mit allem Denkbaren reichlich ausgestattet, ein vortrefflicher Arzt besorgt die Kur und die vorzüglichen Schwestern die Pflege. Ich würde nicht raten, daß Du Dich selbst auf die Reise hierher begiebst. Fritz war ohne Fieber und sprach mit Interesse über die verschiedensten Gegenstände. Kommt er mit Gottes Hilfe glücklich durch, so ist die Verwundung so gut wie ein neuer Orden. Die Kameraden nehmen den lebhaftesten Anteil an ihm. Ludwig, der sich seit ein paar Tagen hier erholt, sieht eigentlich wohler aus, als man nach den Strapazen vermuten konnte. Henry ist immer frisch und nutzt, wo er kann. Wilhelm und Helmuth sind wohl auf. Gott schütze sie alle. Da ich nicht weiß, ob das obige Telegramm Dir aus Gewisse direkte zugegangen sein wird, so telegraphire ich es auf alle Fälle von hier aus, möchte es Dir doch heute am Festabend noch zugehen und Dir ein Trost werden.

Herzlichst Helmuth.

*) Derselbe erhielt bei einem Ausfall der Franzosen eine Kugel in die Brust, welche an den Rippen entlang und im Rücken herausging.

Kopf, als der eine Reiter, den sie eben hatten hinter sich aufsitzen hören, jetzt neben ihnen war.

„Nun, kommt gut heim!“ rief ihn da eine Stimme an; nun mußte er doch aufblicken.

„Ja,“ sagte er mit scheuem Nicken und wagte einen halben Blick auf das Antlitz des jungen Herrn zu Pferde. Und dann stärkte er sich an dem wohl etwas gerötheten, sonst aber merkwürdig gelassen dreinschauenden Gesicht des jungen Mannes, seines Helfers von vorhin, noch zu den verlegenen Worten: „Sie sollen auch vielen Dank haben,“ und jener nickte noch einmal gutmütig und hatte eben den Gaul in schärfern Trab gesetzt, da schien ihm etwas einzufallen. Er zog den Zügel an, griff in die Tasche, winkte und reichte dem auf dies verständliche Zeichen herbei springenden Buben ein Geldstück mit den Worten:

„Da, das ist für den Hieb vorhin, der Dir gar nicht gegolten hat. Adieu!“

Und nun trabte er davon. Der Junge sagte mit ganz überwältigtem Gesicht: „Vater — es ist ein Fünfgroschenstück!“ Und dann nach einer Weile, als mache ihn der Besitz einer solchen Summe zu einer Person, die nun schon eher mitreden dürfe, kam er dicht an den Vater heran und meinte, mit dem Kopf nach rückwärts deutend, halblaut: „Da steht das Pferd noch immer . . . er wird den andern doch nicht totgeschlagen haben?“

„Womit denn? Mit seinem Gertchen da? Das wäre ein Kunststück,“ sagte der Vater, und nun klang es doch wie ein innerliches Lachen in seiner ungefügen Stimme. „Komm — über den Rotenbyk haben wir's näher.“ Das war nicht wahr, aber der dummschlaue Geselle wollte von dem Wege hinweg, auf welchem etwa noch der eine oder der andere Nachzügler, von der Auktion heimkehrend, ihn überholen und ausfragen könnte. Sie bogen scharf rechts ab auf einen ausgefahrenen Holzweg; den Jungen, der, ehe es um die Ecke ging, noch einmal zurückgeschaut hatte, packte er an der Schulter und schob ihn vor sich her, dabei in Gedanken schon einen lästigen Frager abweisend mit den Worten, die er unwillkürlich laut vor sich hin sprach: „Wir haben nichts gesehen; wir wissen von nichts.“

XIII.

Inspektor Volmar war am Abend seiner Heimkehr von der Holzversteigerung bei dem Gestrengen gar nicht vorgelassen worden. Timme, der Hofmann, war drinnen bei ihm, als Volmar seine Rückkehr melden ließ. Diesen schickte er jetzt heraus: der Herr Inspektor möge ihm, dem Timme, nur mitteilen, was zu berichten sei; der gnädige Herr liege zu Bett, und sei zu angegriffen, um den Herrn Inspektor heute Abend noch zu sprechen.

Es war dies eine bei Herrn Mirbach beliebte Art der Chicane seiner Verwalter, ihnen seine Person zuweilen unzugänglich zu machen, wobei es etwas besonders aufreizendes und demütigendes hatte, diesen Timme, den grobzugehauenen Instmann, einen gemeinen Schleicher noch dazu, als vermittelnde Instanz, als bevorzugtes Mundstück gleichsam der obersten Gewalt, die nur auf diese Weise mit ihnen zu verkehren für gut fand, anerkennen zu müssen.

Wie in so manchem Falle war Herr Mirbach aber auch mit dieser Manier bei Wolfgang Volmar an den Unrechten gekommen.

So, Herr Mirbach fühle sich unwohl. . . Das thue ihm recht leid, erwiderte der Inspektor auf die besagte Meldung aus dem Schlafzimmer des Gutsherrn, die er noch dazu, mit ungeduldigen großen Schritten auf und abgehend, auf dem Korridor hatte erwarten müssen. Und als Timme nun zu verstehen gab, der Herr Inspektor möge ihm nur mitteilen, was zu berichten sei, wie viel Holz verkauft und zu welchem Preise, da mußte er von diesem Herrn vernehmen:

„Ich sehe nicht ein, was es mit diesem Bericht für Eile hat, Timme. Scheint mir übrigens auch ein Irrthum von Ihnen, daß Herr Mirbach durch Sie Einzelheiten zu erfahren wünschen sollte, die er von mir sich erzählen zu lassen zu angegriffen ist. Ich lasse dem Herrn Mirbach eine gute Nacht und gute Besserung wünschen. Morgen früh, wenn er ausgeschlafen hat, stehe ich zu Befehl. Sagen Sie ihm das!“

Die letztere Mahnung, mit einem leichten Kopfnicken noch im Abgehen von dem Inspektor an Herrn Timme gerichtet, war nicht überflüssig. . . . . Der verschmitzte, freche, aber im Grunde feige Kerl stand da und wußte sich nicht zu rathen. Das sollte er dem Herrn drinnen wieder sagen. Da war er ja seines Lebens nicht sicher! Flüchtig zog ihm der Gedanke durch den Kopf, was auf dem Nachttischchen neben dem Bette drinnen alles stehe, bequem zur Hand, um ihm bei einem Wutanfall von dem gnädigen Herrn an den Kopf geschleudert zu werden. Eine leere Sodawasserflasche — oder die andere geschliffene Flasche mit der sehr hellen Flüssigkeit daneben; nein, die warf er nicht . . . aber da war noch die schwere Schelle. . . . .

Nun, man konnte ja vielleicht ausweichen, sich bücken . . . jedenfalls durfte man ihn nicht länger warten lassen. Timme nahm also die Eigenschaften zusammen, die bei ihm die Stelle des Mutes vertreten mußten, drückte langsam auf die Klinke und schob sich, sich um die nur wenig geöffnete Thüre geschickt herumdrehend, nach seiner Art hinein.

Und hier erlebte er, was viel klügere und bessere Leute auch fortwährend erfahren, daß die Sache ganz anders ausging, als er sie sich gedacht hatte. Kein sofortiger Wutausbruch, der sich zumeist gegen ihn richtete, den Ueberbringer der fast unglaublichen Nachricht, daß ein Mitsklave sich auflehne — mit andern Worten, der Bestellung des Herrn Inspektors, er werde seinen Bericht morgen früh persönlich mitteilen und lasse dem Herrn Mirbach eine gute Nacht wünschen.

Eigenthümlicher Weise griff der Gutsherr diese letzten Worte auf.

Wenn er in der Wut war, so war es diesmal Weißglühhitze.

„Was hat er gesagt? was lasse er mir —“ fragte er mit funkelnden Augen und mit seltsam trockener Stimme, ohne Timme anzusehen.

„Er lasse dem gnäd'gen Herrn eine gute Nacht wünschen . . und gute Besserung“, berichtete Timme, noch im Zweifel darüber, aus welcher Richtung der Wind wehe.

„Gute Besserung . . . so . . .“ schnaubte der alte Mann im Bette jetzt nach ihm hin. „Und das war der reine Spott und Hohn, wie?“ und da Timme, auf physiognomische Auslegungen nicht so ohne weiteres eingerichtet, ihn wieder zweifelhaft und etwas dümmlich ansah, einem Hund vergleichbar, der noch unschlüssig ist, ob er hier knurren oder da schweifwedeln soll, fuhr er ihn an:

Du merkst natürlich nicht, wenn man Dich zum Besten hat und Deinen Herrn dazu. Ochse Du!“

Jetzt aber hatte Herr Timme die Fährte gefunden. Als wäre, was er von Intelligenz besaß, zur Stelle da eben citirt worden durch die wenig schmeichelhafte Bezeichnung, etwa wie der Geist, der nur dann erscheint, wenn man ihn beim richtigen Namen nennt. „Ja, er lächelte so dabei, gnädiger Herr“, sagte er, „der gnädige Herr wissen ja — er hat so was, der Herr Inspektor . . so was als müßte er eigentlich der Herr sein . . und da soll denn alles nach seinem Kopfe gehen, und wenn wir eine Ordre vom gnäd'gen Herrn vorweisen, es solle so sein, dann sagt er, nein, es soll so sein, und wir hätten den gnäd'gen Herrn man bloß nicht verstanden.“

Ein vorsichtiger Blick nach dem Bette hatte den braven Timme überzeugt, daß er einstweilen keine Gefahr lief, daß er gleichsam noch im richtigen, schmalen Fahrwasser zwischen den vielen Klippen hinsteuere, daher er fortfuhr:

„So war er ja auch eben; da schnitt er mir gleich das Wort ab. Da sollt' ich mich verhört haben. . . . Das war ja gar nicht möglich — mit einem plumpen Versuch der Ironie — daß der gnädige Herr einen solch elenden Wurm wie mich im Zimmer leiden mochte, aber den großmächtigen Herrn Inspektor nicht . . . . daß durch meinen geringen Mund gehen sollte, was so ein gewaltiger Mann wie der Herr Inspektor zu berichten hätte. Nein, das gab's nicht. . . . Das mußte ein Irrtum sein“ — das Wort in grotesker Nachahmung der Sprechweise Volmar's hervorhebend — „und es hätt' ja keine Eile mit dem Bericht, morgen früh wäre es auch noch Zeit.“ Und nun, nach einem abermaligen Blick zu seinem Herrn hinüber wagte Timme das Unerhörte; aber er hatte auch schon die Thürklinke in der Hand, als er rasch abschloß mit den Worten: „Und das ist nach meinem dummen Verstande so die Art, wie der unverschämte Mensch unserm gnädigen Herrn alle Nase lang eine Lektion geben will.“ —

Einige Augenblicke Pause, vollständige Stille, dann wendete der Mann im Bette den Kopf nach der Thüre zu: „Was steht denn der Kerl noch da und glotzt? pack Dich hinaus“ . . . . und Timme war alsbald draußen, froh, die Thür jetzt zwischen sich und seinem Herrn zu wissen. —

Seltsam: dieser Inspektor war brauchbar — Herr Mirbach wußte das recht gut; brauchbarer sogar, als er seit langem jemanden gehabt hatte. Aber ebenso gut wußte er, daß dies nicht mehr lange währen, daß es allernächstens zum Brechen kommen würde. Lag es doch in seiner Natur, Niemanden, der Anspruch auf Zurechnungsfähigkeit machte, auf die Dauer in seiner Nähe leiden zu können.

Als Wolfgang nach seinem angeblichen Versuche, Herrn Mirbach zu sprechen, in das Eßzimmer trat, fand er alle drei Damen dort vor. Für ihn war an einer Ecke des langen Tisches gedeckt; an der andern hatten sie Bücher, Karten und einen großen Plan, den Stadtplan von Rom, wie sich alsbald erwies, ausgebreitet.

Sie waren tief in italienischen Reiseerinnerungen, das heißt die Tante. Frau Mirbach und Marfa nahmen nur in der Form des Disputirens an der Sache teil, da es diesen Damen nicht möglich war, selbst unter einander einen Widerspruch gegen mindestens neun Zehntel aller Behauptungen, die, von wem es immer sei, aufgestellt wurden, zu unterdrücken. Meinte daher die Eine etwa gesprächsweise, der Corso in Rom sei eine halbe Stunde lang, so fielen gewiß die beiden andern ein mit der Einschränkung: „Ih, wo wieder dann! Länger als zwanzig Minuten sind wir von der Piazza Venezia bis zur Porta de Popolo nie gegangen!“ Und ähnlich in ähnlichen Fällen.

Natürlich wurde auch der Herr Inspektor, der indessen ziemlich einsilbig blieb, in's Gespräch gezogen. Auch Fräulein Marfa war in einer, man hätte sagen können, etwas belegten Laune. Sie stritt nicht mit ihrem vollen gewöhnlichen Eifer; sie sah Wolfgang im Anfang ein paar Mal wie fragend oder unruhig an: es mochte sie wundern, daß er seinen Ritt und den ganzen Nachmittag, den er hinter sich hatte, so völlig unerwähnt ließ. Sobald sie aber merkte, daß er ihnen, den Damen wenigstens, nichts was ihn selber betraf zu erzählen hatte, da wurde ihre Stimmung noch schärfer, der übliche Widerspruch in seiner Form noch weniger liebenswürdig als vorher.

Die Tante Stepprubin übergab ein paar Photographien, römische Veduten, die bei den Karten gelegen hatten, jetzt der Betrachtung.

„Hier die Ansicht des Vestatempels hat mir einmal Ockermann gegeben, Dein Courmacher, Marfachen“, sagte sie, das Blatt vorweisend.

„Ich wollte, Tantchen, Du nanntest nicht jedermann, der uns über den Weg läuft, meinen Courmacher“, meinte darauf Marfa ungnädig.

„Aber er war es doch, Kindchen!“ beharrte die Tante. „Oder wäre er etwa nicht in Dich verliebt gewesen? Hat er Dich nicht malen wollen, eine Ehre, die er nur sehr wenigen widerfahren ließ?“

„Hat er es etwa gethan?“ entgegnete Marfa darauf.

„Das lag an Dir! Als er gerade wollte, wolltest Du nicht. . . . Diese Künstler haben ihre gewaltigen Launen, denen wir nicht gewohnt waren, uns allergehorsamst zu fügen.“

Marfa schwieg; sie wußte es besser. Dann aber wurde der Geist des Widerspruchs zu stark, und sie ließ sich, um die Tante abtrumpfen zu können, selbst diese Gelegenheit nicht entgehen, bei welcher ihre Eitelkeit so wenig ihre Rechnung fand. „Diesmal irrst Du Dich nun wirklich gründlich, Tantchen,“ fing sie wieder an, mit einem Zucken des Spottes um die vollen Lippen. „Ich weiß zufällig, in wen Ockermann, ein mir fataler, zerfahrener Mensch übrigens, verliebt war. Ich war es nicht, darauf kannst Du Dich verlassen.“

„Na, so rücke doch einmal heraus mit dem Wunder,“ sagte nun sogar die Mama Mirbach, während Wolfgang den Damen mit halb Widerwillen belustigtem Anteil zuhörte.

„Ich weiß nicht, ob ihr euch der Leute erinnert,“ ließ sich nun Marfa herbei, fortzufahren. „Sie spielten

in der ersten Gesellschaft in Rom eine Rolle: ein Baron Vanthorpe, eine fürchterliche Frau, eine gemalte Larve, von der man träumen konnte; ein Sohn, halber Idiot, ziemlich taub, fast blind, ganz eleganter Löwe aber außerdem, und die Braut dieses Sohnes, oder sagen wir lieber die Zukünftige; sogenannte Pflegetochter der Familie . . . Die Gesellschaft war so auffallend, ihr habt sie hundertmal gesehen," unterbrach sie sich jetzt selber ungeduldig, da es in den Gesichtern von Mutter und Tante immer noch nicht tagen wollte. „Eine alte Französin, das heißt eine ewig jugendliche Person mit schwarzgefärbtem Haar, gehörte auch zu ihnen, mit der Du, Tantchen, Dich sogar in irgend einer Galerie 'mal angefreundet hast . . ."

„Ganz recht; jetzt weiß ich, wen Du meinst," sagte die Tante Steppuhen, in ihren Erinnerungen suchend, die deshalb in diesem Falle so unvollkommen waren, weil die Tante zur Zeit nur auf das, was Marfa betraf, und nur auf Personen, welche sie zu Marfas Bewunderern zählen zu können glaubte, geachtet hatte. „Wie hieß sie doch? Madame . . . Madame . . ."

„Madame L'Estoq", ergänzte Marfa. Sie wußte was die Vanthorpes betraf, ungewöhnlich gut Bescheid; waren ihr doch jene Kreise damals als der Inbegriff internationaler Vornehmheit und alle diese Menschen als die allein beneidenswerten erschienen.

„Nun, und was ist's denn mit der geschminkten Französin? War sie Okermanns Flamme?" fragte Frau Mirbach gemächlich.

Marfa sah ihre Mutter fast mitleidig an. „Da unterschätzest Du seinen Geschmack denn doch. Die beneidenswerte künftige Baronin Vanthorpe, die Jüngere, jene Pflegetochter, war es, die er anbetete. Er betete sie an, Tantchen, beruhige Dich," mit den nachdrücklich betonten Worten die Tante, welche Einspruch erheben wollte, gleichsam niederredend. „Ich habe ihn einmal vor ihr stehen und dann hinter ihr her blicken sehen, das genügte mir" — man weiß, daß Marfa sich auf Scharfblick und Menschenkenntnis, die Beurtheilung des Lebens, wie es wirklich sei, etwas zu gute that. — „Sie war auch nicht übel; vornehme Treibhauspflanze, blaß, überverfeinert; gewöhnlich gesucht einfache Toiletten, aber vom e r s t e n Pariser Schneider . . ."

„Mich interessiren solche farblose Wesen gar nicht," sagte die Tante der breitschulterigen Marfa abfällig. „Ich liebe etwas Gesundes . . ."

„Nun, ich hätte mich als Herr auch vielleicht nicht in dies Fräulein Godehus verliebt," meinte die junge Dame, und verwegen fügte sie hinzu:

„Vielleicht war Okermann's Schwärmerei eine Wirkung der Kontraste. Denn man erzählt sich doch, etwas sehr Gesundes und Derbes habe er schon zu Hause —"

Volmar, ohne die letzte für ein junges Mädchen sehr kecke Anspielung zu betrachten, da sie ihm ja nicht verständlich sein konnte, war auf den eben genannten Namen aufmerksam geworden. „Fräulein Godehus?" wiederholte er vor sich hin.

„Sie kennen die Dame!" rief die Marfa rasch, mit dem lebhaftesten Frageblicke. „Sie sind ja auch in Italien gereist, natürlich, wie jedermann. Haben Sie sie getroffen?"

„Mir fiel der Name auf," gab Volmar zu. „Ich muß ihn schon gehört haben, aber ich kann mich in diesem Augenblicke nicht darauf besinnen, wo." — Dabei blieb er, und man ging bald darauf auseinander.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin in der Weihnachtswoche.

(Hiezu das Bild Seite [illegible] und [illegible].)

Ein Augenblicksbild aus dem festfreudigen Treiben der Hauptstadt, wie's in den Tagen, die dem Weihnachtsabend vorangehen, in immer neuer, wechselnder Anordnung ohne Aufhören sich wiederholt. Die Geschäftsstraßen, deren Charakter je nachdem sie diesseits oder jenseits der Spree liegen, zu einfachen Zeiten ein so unendlich verschiedener ist, finden ihre Unterschiede ganz aufgehoben. Ueberall dieselben gehemmten Passagen, fast lebensgefährliche Straßenübergänge, kaum glaublich überladene Pferdebahnen und Paketwagen, überall dieselbe einladende Reklame, dieselbe Hast und etwas von dem Tannenduft der Christbäume an den Ecken. Du schöne Weihnachtswoche! Alles ist in freudig gesteigerter Stimmung. Der unleidlichste Berliner erträgt in dieser Woche geduldig, daß achtzehn Sitzplätze für dreißig eingerichtet werden und nimmt vielleicht noch einen fremden Kinderwagen gutmütig auf den Schoß. Der Bärbeißigste kauft und zahlt ohne Murren. Alle Kinder denken an Engel und alle Großen an irgend ein Glück. Alle! Denn mitten durch diese Hast, diese unruhigen sich überstürzenden Bilder des Berliner weihnachtlichen Straßenlebens zieht dieses wunderbare Geheimnis der Zeit, das, bewußt oder unbewußt, Gedanken des Friedens und der Liebe bewegt. Wer hätte keinen Weihnachtsbaum, auf den er sich freut, oder nach dem er sich zurücksehnt!

S.

Weihnachten im Walde.

(Hiezu das Bild Seite [illegible].)

Waldeinsamkeit! Stiller, weltentrückter als jemals in sommerlichen Tagen, an denen das Rauschen des Laubes, die vielstimmigen Lieder beschwingter Sänger, da und dort wohl auch das durchdringende Geräusch der Holzaxt und der splitternden Stämme das Schweigen brechen, das jetzt undurchdringlich über dem tief eingeschneiten Forst ausgebreitet liegt. Göttlicher Frieden — weihevolle Feierstimmung im leuchtend weißen, glitzernden Gewande des Winters, der den Boden und die breiteren Aeste mit dichtem Schnee bedeckt, das leichtere Zweigwerk aber mit blendend schimmernden Eiskristallen wunderbar schön geschmückt hat — reicher, entzückender, als jemals Menschenhand einen Weihnachtsbaum im Zimmer zu schmücken vermag. Nun aber regt sich doch etwas in dieser Kirchenstille. Ein Sprung Rehe ist es, die aus dem Hochholze hervorziehen, um an den Weichhölzern des Bachufers ihre dürftige Nahrung zu gewinnen. Die vorauszutretende alte Geiß sichert, sei es aus alter Uebung, sei es, daß ihr die ungewöhnlichen Glockentöne auffallen, die sich eben jetzt aus dem nahen Dorfe vernehmen lassen. Denn dies Geläute erklingt heute voller und lauter und zu anderer Stunde als das alltägliche Vesperglöcklein. Ja, Christabend verkündet der Glockenklang. Ganz unbesorgt mögen die lieben Tiere heut ihrer Aesung nachgehen; selbst des grausamsten Wilderers Brust füllen heute weichere Regungen, und er, der sich abends bei Weib und Kind des strahlenden Christbaums erfreut, wird ener bescheidenes Familienglück nicht trüben. Friede auf Erden! läuten diese Weihnachtsglocken — Friede aller Kreatur!

W.—B.

Schwedische Weihnachten.

(Hiezu das Bild Seite [illegible].)

Ehedem kannte man den früchtebehangenen Christbaum mit seinem fröhlichen Lichterschmuck nur in den nördlichen Gegenden, und doch ist diese symbolische Feier der heiligen Zeit ein uralter germanischer Brauch. In den hohen Breiten, wo dem kurzen Sommer mit seinen schier endlosen Tagen ein langer, strenger und finsterer Winter folgt, ist die Sonnenwende natürlicherweise noch viel bedeutsamer als in den Ländern, wo die Unterschiede weniger empfindlich werden. Daher erklärt sich auch die allgemeine Teilnahme an dem Mitsommerfeste in Skandinavien, auf das man sich schon Wochen lang freut und vorbereitet, während es in Deutschland nur hier und dort noch durch die sogenannten Johannisfeuer markirt wird, und ist es nicht minder jubelnd wie die Wintersonnenwende — wenn auch unter anderem Namen und mit verändertem Inhalt — begrüßt und gefeiert. Ja in noch erhöhtem Maße, denn mit Christus, dem Erlöser, wird auch das erlösende Licht geboren. Die Macht der Finsternis ist gebrochen, für die Seele wie für das Auge kommt der leuchtende Tag und das Leben.

So sind es denn auch nicht bloß die Kleinen, welche dort singend und beglückt den Christbaum umhüpfen, auch die Großen, Jung und Alt, nehmen teil an der Lust. Sie sitzen nicht mit ihren erwünschten und unerwünschten Geschenken, überraschungssatt, halb sentimental, halb gelangweilt in irgend einem Gähnwinkel, bis endlich zu Tisch gerufen wird, sondern singen und tanzen fröhlich mit. Um den Baum herum geht der Reigen und durch alle Zimmer des Hauses, so lange noch Atem in der Kehle ist, und selbst Großvater und Großmutter haben noch ihre Freude daran und gedenken der Zeit, wo sie sich mitschwangen im Kreise. Es ist das wohl noch ein Ueberbleibsel des heidnischen Kults, und der findet sich auch in der Sitte, selbst die Tiere mit herein zu ziehen in der Menschen Fröhlichkeit. Den Kühen und Pferden im Stalle füllt man die Raufen, dem Geflügel wird Futter gestreut, sogar den Sperlingen setzt man auf hohen Stangen eine volle Gerstengarbe in den Hof. Alles soll mitessen und satt werden, und in einen Winkel des Hauses, um den die Katzen schon witternd herumschleichen, stellt man voll besonderer Aufmerksamkeit eine mit Grütze gefüllte Schüssel für den „Nisse". Aus unserer aufgeklärten Zeit sind die Heinzelmännchen fortgezogen ins Märchenland, der schwedische Bauer aber glaubt noch an den schützenden Hausgeist und weiß, was er an ihm hat. Deshalb hegt und ehrt er denselben auch und gönnt ihm an diesem Abend seine eigene Schüssel. Ist sie dann am andern Morgen leer, so hat sie selbstverständlich der Nisse ausgeleert. Wehe aber dem, der seiner vergißt! Wo das vorkommt, da zieht der treue Hüter von Haus und Hof fort und kehrt nimmermehr wieder.

Niemand darf Not leiden in der heiligen Nacht, und wie für die Tiere im Stall und die Vögel in der Luft, ist auch gesorgt für die bedürftigen und unglücklichen Nebenmenschen. Die armen Kinder thun sich zusammen und ziehen mit ihrem großen transparenten Papiersterne von Haus zu Haus, fromme Lieder singend und die Gaben sammelnd, welche die Hausmutter schon fürsorglich zu diesem Zweck beiseite gelegt hat; und so freut sich alles, was da lebt und atmet, des Ueberflusses der festlichen Zeit.

Am frühen Morgen eilt dann alles zur Kirche, das heißt, früh morgens ist es der Stunde nach, wenn von dem spinnenfüßigen „Glockturm" der Ruf hinaustönt über Berg und Thal, der die Gemeinden zusammenführt, aber eigentlich herrscht noch immer tiefdunkle Nacht, und das Sternenlicht wie der Schneeschimmer geben nur ein mattes Flimmern. Da kommen denn wie feurige Schlangen von nah und fern die Züge der kleinen Schlitten heran. Zu zweien sitzen sie darauf. Ueber die Frauen vorne weg führen die Männer die Zügel und schwingen die Fackeln, welche schließlich nach Ankunft an der Kirche auf einen großen Haufen zusammengeworfen werden und da verlodern und verglühen — auch hier noch an der Schwelle des Gotteshauses in symbolisch heidnischer Bedeutung. Drinnen aber erklingt beim Scheine der Talglichte, die, um im Gesangbuche lesen zu können, jedermann vor sich auf das Betpult stellt, in frommer Andacht das Weihnachtslied.

Nach der Frühmette geht es dann wieder heim; zur Mittagszeit ist es ja doch endlich hell geworden, und die kurze Frist wird zu allerlei Belustigungen im Freien benützt. Vor allem ist es der Schneeschuhlauf, an dem sich Klein und Groß ergötzt und bei dem sich auch gern die Freunde und Verwandten aus der Stadt beteiligen, die sich als willkommene Gäste zum ländlichen Festmahl in den zerstreuten Thalhöfen einfinden. Gar rasch sind die kurzen Stunden herum, und die Nacht bricht, die Leute heimscheuchend, wieder herein. Das Licht ist geboren, aber es braucht noch lange zum Wachsen, ehe es groß wird und mächtig.

B.

Kultur und Wissenschaft.

Um von der Unendlichkeit des Weltraums eine annähernde Vorstellung zu geben, schreibt der Astronom Flammarion in seiner Zeitschrift „L'Astronomie": „Machen wir einen Versuch zur Ergründung der Tiefe des Weltraums! Wir fliegen von der Erde aus in gerader Linie nach irgend einem Punkte des Himmels mit der Geschwindigkeit des Lichts, das heißt 300,000 Kilometer in der Sekunde! Der Flug dauert dreiundeinhalb Jahre, ehe wir die nächste Sonne erreichen. Doch machen wir hier nicht Halt. Wir eilen weiter und fliegen 10, 20, 100, 1000 Jahre mit gleicher Geschwindigkeit an zahlreichen märchenhaften Sonnen, an unzähligen Planetengruppen vorbei. Wir fliegen immer weiter noch fernere 1000 Jahre; wir rasen durch Sternenhaufen, schimmernde Nebelsterne, durch die Milchstraße hindurch, welche sich in ungezählte Welten auflöst; wir wohnen dem Entstehen und Vergehen zahlloser Welten bei; es regnet um uns Sterne. Wir rasten aber nicht und fliegen immer weiter, 10,000, 100,000 Jahre in gerader Linie mit unverminderter Geschwindigkeit, vielleicht eine Million Jahre. Wir wähnen, endlich ans Ziel gelangt zu sein. Doch nein. Es thun sich immer weitere unendliche Räume vor uns auf, es funkeln immer neue Sonnen. Eine zweite Million Jahre, neue Entdeckungen, neue Welten! Also, kein Ende, kein geschlossener Horizont, kein Gewölbe, kein Himmel, der uns Halt gebietet! Immer der Weltraum, immer die Leere! Wo sind wir? Welchen Weg haben wir zurückgelegt? Wir sind ans Ziel gelangt, wo? An die Vorhalle der Unendlichkeit! Thatsächlich sind wir um keinen Schritt weiter gekommen. Wir befinden uns der Grenze nicht näher, als hätten wir stillgestanden; wir können die gleiche Reise von unserem Standpunkt aus wieder antreten, ungezählte Jahrhunderte von hier aus wieder ohne Rast weiter eilen; wir könnten nach irgend einem Punkte des Weltraumes fliegen. Hielten wir aber endlich nach Jahrtausenden des schwindelerregenden Laufes inne, so würden wir gewahr werden, daß wir mit unserem Flug auch nicht den winzigsten Teil des Weltraums durchmessen haben und daß wir um keinen Schritt weitergekommen sind. Ueberall Mittelpunkte, nirgends eine Begrenzung. In dieser Unendlichkeit bilden die Sonnengruppen, welche das für uns sichtbare Weltall ausmachen, gleichsam nur eine Insel in der großen Inselwelt; und das Leben unserer so stolzen Menschheit mit ihrer religiösen und politischen Geschichte, das Leben unseres Planeten ist nur der Traum eines Augenblicks im Verhältnis zu der ewigen Dauer des Weltalls."

In dem vom Papste angekauften Archiv der Familie Borghese wurden 400 Codices gefunden, welche die Geschichte der Päpste in Avignon enthalten.

Der römisch-germanische Limes (Grenzwall), der die beiden römischen Provinzen Rätien und Obergermanien von dem freien Germanien in einer Länge von etwa 550 Kilometer abschloß, soll auf Kosten des deutschen Reiches erforscht und festgestellt werden; zu dem Zwecke erscheinen 40,000 Mark als erste Rate in dem nächstjährigen Reichshaushaltsetat. Man verspricht sich von der Erforschung dieses gewaltigen Römerwerks eine Fülle der wichtigsten Aufschlüsse über geschichtliche Denkwürdigkeiten der Zeiten und Gebiete, in denen diese Bauwerke zwischen Donau und Rhein geschaffen worden sind. Als Ziele des Unternehmens sind zu betrachten: Feststellung des Laufes der Grenzwehre; genaue Untersuchung der dazu gehörigen Baulichkeiten, namentlich auch der Kastelle, deren Anzahl auf ungefähr 60 veranschlagt wird; Nachweisung der mit der Grenzwehre zusammenhängenden Straßennetze; Aufnahme und Kartographirung der Limeslinien und Straßen, sowie Herstellung von Grundrissen der Örtlichkeiten; Abzeichnung und zum Teil auch Abformung der wichtigeren Fundstücke; Sorge für Erhaltung der Ueberreste und Fundstücke, sei es, daß sie an Ort und Stelle bleiben oder einem Museum einverleibt werden; Veröffentlichungen über den gesamten Limes.

Ein kostbares Manuskript bewahrt die Stadt Sternberg: einen Brief Luthers, den dieser unter dem 24. Juli 1524 an den Prior des damaligen Augustinerklosters gerichtet hat. Durch die Augustiner wurde in Sternberg die Reformation eingeführt.

Google

[illegible]

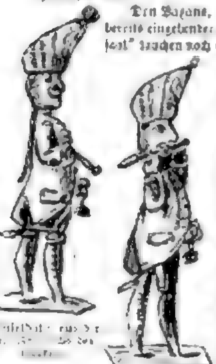
Weihnachtsgaben für Alt und Jung.

Den illustrierten Romanen, mit denen wir unsere letzte Rundschau über empfehlenswerte Weihnachtswerke auf Seite 239 abgeschlossen haben, treten die illustrierten Poesien zur Seite. Da ist vor allem eine Prachtausgabe von Heinrich Heines „Buch der Lieder" zu nennen, welche das deutsche Verlagshaus (Ernst Dominik) in Berlin als „neue revidierte Textausgabe", geschmückt mit zweihundert Illustrationen von Friedrich Stahl erscheinen ließ. Allerdings fordert das Buch der Lieder den Stift des Malers geradezu heraus, aber es stellt an die Vielseitigkeit desselben so hohe Anforderungen, daß der Zeichner eine hervorragende Veranlagung besitzen muß, wenn es ihm gelingen soll, die vielen duftenden kleinen Liederblumen in ihrer ganzen Eigenart mit dem Stift wiederzugeben. Die Zeichnungen Stahls zu den Heineschen Liedern sind indes in jeder Hinsicht hervorragend, und so wird es denn auch dieser Prachtausgabe des „Buches der Lieder" gewiß nicht an Freunden fehlen.

Anziehend in ihrer Erscheinung wie in ihrem Inhalt sind „Allerlei Weisen und Märlein" von Josef Bendel, illustriert von Ernst Juch (Wien, A. von Waldheim). Den Pulsschlag der Natur zu belauschen, ihrem Einklang mit den Empfindungen des Menschenherzens in seinen mancherlei Freuden und Leiden nachzuhängen und der einen wie den anderen in sinnreichen Liedern gerecht zu werden, darin besteht das innerste Wesen der dichterischen Individualität, die hier einen künstlerisch gerundeten Ausdruck gefunden hat, und der auch der Zeichner seinerseits mit nicht minder sich bewährendem Können gerecht wird.

Mit der Aufschrift „Unter deutschen Fahnen" hat Emil Koch markige Bilder aus dem Soldatenleben dem an solchen so reichen Schatz deutscher Dichtung entnommen und sie zu einem ansehnlichen Band mit Illustrationen von W. Zweigle zusammengestellt (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Ebenso erschien auch „Der Jungherr von Rothenburg", ein Sang aus dem Taubertale von Ludwig Start, mit fünf Lichtdruckbildern nach Zeichnungen von Fritz Bickmeyer. In dem durch Scheffels Trompeter populär gewordenen Versmaß mit gefälliger Beherrschung der Form geschrieben, behandelt diese Dichtung als ihren Kernpunkt die Geschichte jenes Meistertrunks, der bis auf den heutigen Tag in der altertümlich interessanten alten Reichsstadt Rothenburg um die Pfingstzeit mit großer Festlichkeit begangen wird, und umrankt diese markige historische Erinnerung mit einer anmutigen Liebesgeschichte. Ein Bändchen Lieder im Volkston von Anton August Naaff, schlichte Weisen, die in der That recht glücklich aus Volksmund anklingen, unter dem Titel „[illegible]", hat Alfred Heide mit Bildern und Vignetten ausgestattet (Berlin, Herm. J. Meidinger). Demselben Verlag entstammen auch zwei illustrierte Heftchen von Rudolf Aßkler ausgewählter Lieder: „Frischer Sinn" und „See-Post". Ihnen ähneln drei weitere Heftchen aus Theo. Stroefers Verlag, München, bei denen A. von Wohl die Gedichtauswahl besorgt hat: „Die Vorüberwandernden", „Duftige Blumen" und „Heimatklänge". Sie finden sich unter dem Gesamttitel: „Ein Blütenstrauß fürs deutsche Haus" in entsprechendem Futteral vereinigt. Eine besondere Bedeutung hat „Die Heimat Scheffelscher Gestalten", herausgegeben von Ernst Ackermann mit Zeichnungen von Ernst Würtenberger, eine Sammlung von Scenerien Scheffelscher Poesie, die sich leicht auf einen ungleich größeren Umfang erweitern ließe (Konstanz, A. Weck). Ein äußerlich diesem verwandtes humoristisches Büchlein ist „De Säksche Schweiz" von Edwin Bormann und den Malern E. Schulz und M. Becher, Erster Theil, zweite Auflage, Leipzig, Carl Jacobsen. Bormanns Beziehung zur Dialektpoesie ist zur Genüge bekannt und beliebt, um einer besonderen Empfehlung zu bedürfen. Aehnliches gilt von der satirischen Ader M. Reymonds, dessen an Umfang und launigen Beziehungen reiche „Fünf Bücher Häckel, ein Reimbrevier der modernen Naturphilosophie", F. Staub illustriert und Karl Grote, Leipzig, verlegt hat.

Auch ohne Bilderschmuck ist ein Gedichtbuch von wirklich poetischem Gehalt und eleganter Ausstattung für Freunde der Poesie eine willkommene Gabe. Im Interesse namentlich so mancher jugendlicher Heineverehrerin, der nicht wohl alle Gedichte des „ungezogenen Lieblings der Grazien" in die Hände gelegt werden können, hat der Verlag von Herm. Gesenius in Halle eine geschmackvoll gebundene Auswahl aus Heines Gedichten für Haus und Familie veranstaltet, die das „Buch der Lieder" ziemlich unverkürzt, aus den „Neuen Gedichten", dem „Romanzero" und den „Letzten Gedichten" aber nur eine sorgfältig ausgewählte Musterlese enthält. Ein Heinescher Zug streift sich bisweilen auch in den „Neuen Gedichten" von Rudolf Graf Hoyos (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag), doch ist es nicht so schlimm damit bestellt, daß auch von ihnen eine Auswahl im oben erwähnten Sinne veranstaltet werden müßte. Manche echt dichterische Empfindung, manch ergreifendes Bild zeichnet sie aus. Im niedlichsten Format („Diamantausgabe") erschienen die „Kleinen Lieder" von Herm. Kühne, Nordhausen, Verlag des „Handbuch deutscher Lyrik", anmutige Blumen des Liedes, unter denen sich auch einige gelungene Weihnachtsgedichte finden.



Zinnfiguren aus der [illegible]

Den Bajazzo, dessen wir an anderer Stelle (S. 243) bereits eingehender gedacht haben, und sein „[illegible]" tauchen noch einmal auf in der poetischen Erzählung „Capri", der letzten aus einer Reihe von Novellen in Versen, die Frida Schanz unter der Aufschrift „Fügungen" veröffentlicht (Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing). Wir heben von den sieben Dichtungen, in denen die zartsinnige Erfindung und das schöne Formtalent der Verfasserin zu guter Geltung kommen, namentlich noch „Das Christgeschenk" als für die gegenwärtige Zeit besonders bedeutungsvoll hervor. Leidenschaftlicher erregt sind die Novellen in gebundener Rede aus dem Reiche der Kunst: „Opfer oder Sieger?" von Alma Leschivo (Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung). Das beide Fragen nach künstlerischer Vollendung, wie es sich vielfältig kreuzt mit dem ungestillten Liebesverlangen des Herzens und der Sinne bildet das in mannigfachen Gestalten auftretende Grundthema dieser ergreifenden Dichtungen.

Ganz eigenartig schon durch den Schauplatz, auf den sie verlegt ist, wirkt die poetische Erzählung „[illegible]" von Emil Bessels (Stuttgart, Adolf Bonz). Die nördlichsten Bewohner unserer Erde, ein stilles, im Grunde gemütliches, wenn auch leidenschaftliches Völkchen, bilden die Helden dieser Erzählung. Der Verfasser ist der leider so früh verstorbene kühne Nordpolfahrer. Ein längerer Aufenthalt bei jenen schlichten Menschen, die sich bis vor kurzem für die einzigen Bewohner der Erde hielten, erschloß ihm all den seltsamen poetischen Reiz, der in ihrem eigentümlichen Wesen und ihren originellen Anschauungen liegt, neben denen gleichwohl das allgemein Menschliche mit seinem Lieben und Hassen, seinem Hoffen und Zagen, seinen Sorgen und Niederlagen zu seinem vollen Rechte gelangt. Aus alledem schuf Bessels mit Zugrundelegung einer glücklich erfundenen Fabel ein fesselndes poetisches Kunstwerk, das gerade in unserer, für neue Eindrücke so empfänglichen Zeit sicherlich zahlreiche Verehrer finden wird.

Auch eine Dichtung, wenn schon in ungebundener Rede geschrieben, ist die Erzählung „Odhins Trost" von Felix Dahn (Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Wie Richard Wagner die altgermanische Mythologie in ihre rein menschlichen Züge auflöst, so verfährt hier Dahn in ähnlicher Weise. Keine der alten leidenschaftlichen

Zinnfiguren aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts

Regungen, der Liebe, der Sehnsucht, der Eifersucht, des Hasses und des Rachedurstes bleibt seinem Odhin erspart. Aber mit göttlicher Kraft weiß er sie schließlich alle siegreich zu überwinden und steht nun erst ganz als der große, gewaltige Allbeherrscher da: doch „Niemand hat Odhin seitdem lächeln sehen."

Damit neben der mythologischen auch die annähernd historische Erzählung nicht fehle, bietet sich uns das Buch: „Der treue Jochen von [illegible]," Sage und Geschichte aus der Vergangenheit der Mark Brandenburg, erzählt von Otto [illegible] (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer), ein farbenreiches Bild aus der Blütezeit des Rittertums und des Klosterlebens, mit Vaterlandsliebe und Geschick entworfen.

Ganz der modernen Zeit gehören die je einen Band füllenden Novellen „Die Schwiegertochter" von Sophie Junghans (Berlin, Alb. Goldschmidt) und „Vereinsamte Herzen", von Moritz von Reichenbach (Glogau, Carl Flemming) an. Die Verfasserin des Romans „Zu rechter Zeit", der soeben die Aufmerksamkeit unserer Leser in Anspruch nimmt, entfaltet in jenem Buche nicht minder ihr glänzendes Erzählertalent, ihre scharfe Beobachtung von Welt und Menschen, ihre feste Charakterzeichnung und die Kunst, mit der sie alle diese Gaben in fesselnden Gestaltungen zu bethätigen weiß. M. v. Reichenbachs Buch läßt neben der Absicht, zu unterhalten, auch eine beachtenswerte erziehliche Tendenz erkennen, die sich am unmittelbarsten in dem Ausspruch einer der Heldinnen dieser Erzählung kennzeichnet: „Ich glaube, daß das Glück einer Frau nach dem Maße zu messen ist, in welchem sie Liebe spenden und empfangen kann."

Eine namentlich in unseren Tagen überaus beherzigenswerte Mahnung predigt durch die Macht erschütternder Thatsachen der Roman „Schnell reich" von Alfred Friedmann (Berlin, Rosenbaum u. Hart). Worauf er abzielt, das läßt sein Titel deutlich genug erkennen. Schnell reich werden sie alle werden, diese Glücksritter aus den verschiedensten Kreisen der Berliner Gesellschaft, die mit kundigem Stift gezeichnet ist. Zu welchem Heile aber Streber — oder Streberinnen — führt? . . . Der vorliegende Roman zeichnet das in Bildern, mit denen die im Leben zu beobachtenden nur in allzu bedenklicher Weise übereinstimmen.

Auch in gewissem Sinne als eine geschlossene Einheit erweisen sich die Novellen, die Johannes Proelß unter dem Titel „Modelle" (Berlin, Freund u. Jeckel) in einem Band vereinigt hat. So sehr nämlich jede der hier dargebotenen Erzählungen aus dem Künstlerleben ein vollkommen selbständiges Ganzes bildet, so gestalten sie sich doch zum Novellenkranz, indem jede von ihnen einem Teilnehmer eines geselligen Kreises von Künstlern und der Kunst nahestehenden Personen in den Mund gelegt ist. Wie diese selbst charakteristisch gezeichnete, vorwiegend sympathische Menschen sind, so lernen wir auch aus dem, was sie von ihren Erlebnissen und Beobachtungen erzählen, temperamentvolle Künstlernaturen in ihren interessanten Lebensbeziehungen kennen. Die Schaffensgrundsätze, von denen der Verfasser dabei ausgegangen ist, kennzeichnet er in der Widmung an seinen Bruder, den Maler Friedrich Proelß, in der er sagt:

Wer [illegible] Schaffen	Schuf sie ein und lebten Armen,
Malen, lernten oder dichten,	Daß sie sich in [illegible] Güte
Dessen Streben seine Seele	Art der eigenen Natur frei
Der Kunst und ihrem Reigen.	[illegible] — sie sind natürlich.

Aehnliches versucht Balduin Groller in der Vorrede zu seinen neuen Novellen: „Wenn man jung ist" (Dresden und Leipzig, E. Pierson). „Jedem Menschen," sagt er da, „blüht einmal auch des Lebens Mai, und der hat ebensoviel Anrecht geschildert zu werden, als die Nachtseite des menschlichen Lebens." Den vollkräftigen Beweis dafür liefern die einzelnen Novellen selbst, denen eine echt österreichische Leichtigkeit des Ausdrucks, ein zierliches Spiel schlagfertigen, kaustischen Wortgeplänkels besondern Reiz verleiht. Ohne Vorwort gibt Paul v. Schönthan seine Novellen „Aus der großen und der kleinen Welt" (J. H. Schorer, Berlin) hinaus, aber auch in ihnen waltet vorwiegend ein behaglicher, nicht selten humoristisch angehauchter Ton, wenngleich es auch nicht an düsteren, unheimlich erregenden Bildern fehlt, wie das vom „Mörder Swenlena", jener „etwas ungewöhnlichen Geschichte" gilt, deren sich unsere getreuen Leser gewiß noch lebhaft erinnern. In ausgesprochener Weise aber der humoristischen Lebensanschauung gewidmet ist „De Stadthauptmann von Friedenhagen un de falsche Bismarck", 'ne plattdütsche Geschicht' in mecklenburg'scher Mundart von Otto Ruß (Minden, Wilhelm Köhler). Freunde plattdeutscher Dialekterzählung werden das Buch mit Vergnügen lesen.

Dieser leichtherzigen Laune stellt sich der Ernst frommer Religiosität gegenüber in Büchern wie: „Der Herr unser Hort", fünf christlich-moralische Erzählungen von Thekla Hendel, „Brosamen für Kanzel und Leben" von H. Fleischmann (Armin Stein), Pfarrer in Halle a. S., und „Das Evangelium St. Lucä in zweihundertundzwei kurzen Betrachtungen" für die Gemeinde ausgelegt von D. G. Chr. Dieffenbach, Oberpfarrer zu Schlitz im Großherzogtum Hessen, sämtlich im Verlag von Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart, erschienen. Solche Bücher, namentlich das besonders umfang- und inhaltreiche letztgenannte, eignen sich trefflich zu Geschenken für alle, denen der Glaube Gewissens- und Herzenssache ist. Das gilt auch von den „Goldkörnern christlicher Wahrheit und Lebensweisheit" vom Wandsbecker Boten ([illegible] Buchhandlung), eine Sammlung jener trefflichen Kernsprüche, von denen schon Herder schrieb: „Das Beste was ich in meinem ganzen Leben gelesen, sind einzelne Blätter von meinem Freunde Claudius, ohne Gelehrsamkeit — aber für gewisse Silbersaiten des Herzens, die so selten gerührt werden." In gebundener Rede verfolgt ähnliche Bahnen K. Sandvoß in den Gedichten „Für deutsches Christentum" (Wernigerode, B. Angerstein). Was sie anstreben, findet sich zusammengefaßt in einer ihrer Strophen, in der es heißt:

Auf unsrer Welterde	Die Hohen und die Niedern,
Ein Hirt und eine Herde,	Ein Volk von Schwestern, Brüdern,
Ein einzig hohes Ziel!	Die Kirche ein Asyl!

Sind die vorstehend angeführten Bücher dem evangelischen Geist entsprossen, so dient dem katholischen: „Das Kirchenjahr in Bildern", herausgegeben von P. Hermann Koneberg, O. S. B., Religionslehrer (Augsburg, Liter. Institut Dr. Max Huttler). Der Gang des Kirchenjahres findet hier seine Erläuterung sowohl textlich als durch bildliche Darstellung teils der biblischen Vorgänge, an welche die Kirchenfeste anknüpfen, teils der kirchlichen Feier, wie sie in unseren Tagen stattfindet.

Geht durch all diese frommen Bücher die Tendenz, den Geist ständig — gesund im christlichen Sinn zu erhalten, so vernehmen wir in zwei andern uns vorliegenden Büchern einen würdigen Seelsorger, dem auch das Wohl des Leibes am Herzen liegt und der gerade der Gesundheit des letzteren diese Schriften vornehmlich gewidmet hat. Wir nennen die bei L. Auer in Donauwörth erschienenen Bücher des Pfarrers Sebastian Kneipp in Wörishofen: „Ratgeber für Gesunde und Kranke", zweite Auflage, und „Kinderpflege in gesunden und kranken Tagen". Ist ersteres Buch wertvoll für alle Anhänger der Kneippschen Kaltwasserbehandlung, so enthält das letztere überdies, namentlich in seinem ersten und zweiten Teil: „Ratschläge für Eltern" und „Kinderpflege in gesunden Tagen", vieles, was für jeden Kinderfreund beherzigenswert ist, gleichviel, ob ihm Kneipps Heilverfahren zusage oder nicht. Namentlich den Müttern seien diese Ratschläge ans Herz gelegt. Ohne Frage findet ja doch die Frau ihren vornehmsten, edelsten Beruf in der Erziehung der Kinder, der leiblichen wie der geistigen.

Einiges, was außerdem den Wirkungskreis weiblicher Wesen erfüllen kann, findet seine Behandlung in Form von acht Erzählungen in dem Buche „Der Frauen Beruf" von Thekla Hendel (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer). Behandelt sind darin die „Stütze der Hausfrau", die „Lehrerin", das „brave Dienstmädchen", die „Diakonissin", die unvermeidliche „Tante", die „Schwiegermutter", die „Schriftstellerin", die „Lehrerin". Andere Berufsarten, zu denen ein Mädchen oder eine Frau greifen kann, liegen den Anschauungen der Verfasserin augenscheinlich ferner, sind ihr mehr oder minder unsympathisch. Dem, nach unserer Gesellschaftsordnung natürlichen Beruf der Frau aber, dem häuslichen, leistet treffliche Dienste Hoffmanns „Haushaltungsbuch", das auch für 1892 wieder in neuer Jahresausgabe mit Küchen- und Festkalender, Waschtabellen, Ratgeber für den Haushalt rc. erschien. Viele Hausfrauen benützen es längst Jahr für Jahr mit seinen praktisch angeordneten, die klarste Uebersicht ermöglichenden Tabellen für die täglichen Ausgaben; allen, denen es noch nicht näher bekannt ist, kann es angelegentlich empfohlen werden.

Für das heranwachsende weibliche Geschlecht haben wir außer den früher bereits erwähnten, noch eine Reihe von hinzugekommener Bücher zu verzeichnen. Eines der besten darunter ist „[illegible]", Erzählung für junge Mädchen von Frida Schanz, mit sechs Tonbildern v. Eugen Klimsch (Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing), eine Mädchengeschichte, die vom Institutsleben bis zur Hochzeit reicht, ja noch einen freundlichen Blick über diese hinaus gleiten läßt und bei dieser Gelegenheit die schönen beherzigenswerten Worte sagt, daß „man einer Frau ihr höheres Streben selten verzeiht, wenn ihre Frauendemut, ihre Frauenpflichten, ihre Frauenlieblichkeit nicht darunter leiden." Ein mehr oder minder verwandter Geist durchweht die Bücher: „Der [illegible]" von Agatha, frei nach dem Holländischen, mit siebenundvierzig Abbildungen von C. [illegible] ([illegible]), „[illegible]" und andere Erzählungen von Elise Mont (Glogau, Carl Flemming), „Licht und Schatten" von Marthe Geiner, „Vom Lebenswege" von Gräfin Paula Lehndorff und „Irrwege" von Hedwig Gräfin v. Ritberg, letztere drei zu Thekla v. Gumperts, ebenfalls im C. Flemmingschen Verlag erscheinendem Töchterbuch für Deutschlands Töchter gehörig, aber gleichwohl den Charakter selbständiger Erscheinungen tragend. Einen besonderen Standpunkt vertritt das Buch: „Edle Frauen der Reformation und der Zeit der Glaubenskämpfe", in Leben und Bild von [illegible], durchgesehen und mit einem Vorwort begleitet von Prälat Dr. Karl Zimmer-

mann, dritte verbesserte Auflage, mit siebenunddreißig Textabbildungen und einem Titelbild (Leipzig, Otto Spamer). Warme Begeisterung hat der Verfasserin die Feder geführt, und es ist ihr gelungen, die Charaktere ihrer Heldinnen in anziehender, fesselnder Weise darzustellen.

Pünktlich, wie seit einer langen Reihe von Jahren stellen sich ein die immer von neuem durch die Fülle und Güte des Gebotenen ausgezeichneten Sammelwerke „Töchter-Album“ von Thekla v. Gumpert (Glogau, Flemming), derselben „Herzblättchens Zeitvertreib“ und die von Isabella Braun begründeten, jetzt von Isabella Hummel in altbewährter Weise fortgesetzten „Jugendblätter für Unterhaltung und Belehrung“ (München, Braun und Schneider). Aus dem Flemmingschen Verlag gingen auch hervor die 3. Auflage von Gustav Höckers gut geschriebener und glücklich illustrirter Geschichte der Jahre „1870 und 1871“, sowie eine ihr entsprechende Sammlung von Geschichten aus dem Leben deutscher Seeleute: „Unter schwarz-weiß-roter Flagge“, die den bekannten J. H. O. Kern zum Verfasser haben. Ein verwandtes Werk ist das „Deutsche Flottenbuch“ (Leipzig, O. Spamer), in dem die Erlebnisse eines Seekadetten im Krieg und Frieden geschildert werden und dessen 6. Auflage der Korvettenkapitän v. Holleben neu bearbeitet hat. Gleich drei Märchensammlungen bringt der Verlag von Alexander Köhler in Leipzig auf den Weihnachtstisch: „Märchen aus Nord und Süd“ von Hoffmann-Kühle, „Gesammelte Märchen von Rübezahl“ von Anders und „Märchen für die Jugend ausgewählt“ von Hermine Möbius, jeder Band mit 6 Farbenbildern geschmückt. Verdienstlich ist Hildebrandt-Strehlens Bestreben, in seinem Buche „Parsifal und die Wunder des heiligen Grals“ (Leipzig, O. Spamer), die tiefsinnige und tiefsinnige Geschichte des Gralsritters und seiner Erlebnisse der deutschen Jugend zugänglich zu machen; der Illustrator unterstützt ihn wesentlich dabei. Müttern und Erzieherinnen möchten wir empfehlen eine Sammlung hübscher, kleiner und größerer Dichtungen zum Vortrag durch den Kindermund, „Kindliche Wünsche für häusliche Feste“, herausgegeben von Herm. Lenz (Glogau, Flemming), da es gerade an Material zu derartigen häufig im Hause gebricht. J. F. Schreiber in Eßlingen steuert eine Anzahl Bilderbücher für die kleinsten Leute bei, darunter mehrere von dem unermüdlichen Lothar Meggendorfer, so ein lustiges Ziehbilderbuch „Gemischte Gesellschaft“ in größtem Format und zwei lustige Verwandlungsbilderbücher „Die lustige Tante“ und „Der fidele Onkel“, die vor dem ersteren die größere Haltbarkeit voraus haben. In Form eines Leporelloalbums präsentiren sich „Neue Tierbilder“ und eine Darstellung von „Buffalo Bills Abenteuern im wilden Westen“. Die Figuren der letzteren Bücher sind ausgestanzt und heben sich beim Aufklappen des Buches in verschiedenen Entfernungen vom Hintergrunde ab. Eine Nuance feiner in Wort und Bild ist „Quak, Quak“, ein lustiges Bilderbuch von O. Bromberger, mit Text von W. Herbert aus dem „Fliegenden Blätterverlag“ Braun und Schneider in München, der auch wieder eine seiner humoristischen Sammlungen „Lustiger Sport“, — eine Fülle der amüsantesten Sportanekdoten und den neunten Jahrgang seines erprobten, mit wirklich künstlerischen Illustrationen gezierten „Münchener Fliegenden Blätter-Kalender“ darbietet.

In vorteilhafter Weise ist der Lehrzweck mit dem Zwecke der Unterhaltung verbunden in den „Geographischen Charakterbildern“ von Fr. Walther (Eßlingen, Schreiber), eine Sammlung von 24 geschickt gewählten und in Farbendruck ausgeführten Landschaftsbildern mit begleitendem Text. Ebenso kommt der Belehrung entgegen das Spiel „Die kleine Sternwarte“ (Frankfurt a. M., Deutsche Lehrmittelanstalt), das auf die Beobachtung des gestirnten Himmels hinlenkt und nicht nur bei Kindern reiferen Alters, sondern auch bei Erwachsenen gute Aufnahme verdient.

Unter den Anthologien, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr vermehrt, so daß hier die Wahl schwerer und schwerer wird, sieht diesmal, was den künstlerischen Schmuck anlangt, obenan das elegant und geschmackvoll gebundene Werk „Im Zauber der Dichtung“ von Dietrich Theden (Dresden und Wien, Unterkunft). Die bedeutendsten deutschen Künstler haben sich an dem Illustrationsschmuck beteiligt, und wenn auch die in Heliogravure, Lichtdruck und Holzschnitt ausgeführten Bilder hier nicht zum erstenmal gegeben werden, so üben sie doch, vereint mit den von Theden sorgfältig gewählten Liederblüten der besten älteren und jüngeren Autoren, einen Reiz aus, dem sich niemand, der Sinn für das Schöne hat, zu entziehen vermag. Franz Brümmer ist der Herausgeber einer historischen Anthologie: „Deutschlands Helden in der deutschen Dichtung“ (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer), deren Gedichte den allgemeinen Verlauf der deutschen Geschichte von den Zeiten der Cimbern bis auf unsere Tage begleiten und noch gesondert beibringen, was geeignet ist, die Geschichte der einzelnen Länder poetisch zu verklären. Gedanke und Ausführung verdienen gleich sehr Anerkennung. In zweiter Auflage liegt vor: „Goldene Worte aus der neueren deutschen Litteratur“ von Elisabeth v. Beckendorff (Berlin, H. W. Müller), eine nach bestimmten Stoffkreisen geordnete Sammlung von Lesefrüchten in den durch den Titel gekennzeichneten Grenzen, die wohl geeignet ist, zu erheben und zu trösten und auch anzuregen zur Lektüre der Werke, denen die Sentenzen entnommen sind.

Durch Inhalt, Schicksal und Ausstattung hebt sich aus den landläufigen Weihnachtsartikeln hoch empor die Jubiläums-Ausgabe (100. Auflage) der „Palmblätter“ von Karl Gerok (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer). Ueber den Inhalt ist nichts mehr zu sagen bei einem Buche, das hundertmal erfolgreich seinen Weg angetreten und vollendet hat, das zu denen gehört, die tief eingedrungen sind in alle Schichten des Volkes. Aber dem Verleger haben wir zu danken für die würdige Art, mit der er dem goldenen Gehalt die schöne äußere Form gab. Paul Thumann ist ausersehen gewesen, die Gedichte zu illustriren und er hat sich mit seiner Aufgabe des Dichters würdig abgefunden. Viele seiner Zeichnungen atmen die innige Frömmigkeit, die das Wesen Geroks erweckt. Auch Druck, Papier und der reizvolle zum Inhalt abgestimmte Umschlag dürfen Anspruch erheben auf volle Anerkennung.

Dr. Ernst Berner, königl. preußischer Hausarchivar, hat nach jahrelangen fleißigen und gründlichen Vorstudien eine Geschichte des preußischen Staates herausgegeben, die nun in einem stattlichen Bande, reich illustrirt mit Tafeln, Beilagen und Textbildern, vollendet vorliegt, und das Werden und Wachsen des Hohenzollernhauses von seinen Anfängen bis auf die neueste Gegenwart in frisch und lebendig geschilderten Bildern uns vor Augen führt. Die Geschichte des preußischen Staates ist nun freilich auch zugleich die Geschichte Deutschlands, und das Studium derselben, das aufmerksame und verständnisvolle Beobachten der Art und Weise, wie Preußen sich von kleinen Anfängen zur Hegemonie in Deutschland emporgearbeitet hat, ist ein so lehrendes, und nach allen Seiten hin belehrendes, daß gerade dieses Werk die weiteste Verbreitung verdient.

Den zahlreichen Bismarckverehrern wird eine willkommene Gabe die „Bismarck-Anthologie“ sein, die in Stuttgart bei O. Weisert erschienen ist. Bereits früher wurde eine ähnliche Sammlung herausgegeben, doch hat die neue den Vorzug größerer Vollständigkeit und reicht bis auf die jüngste Zeit. In großen Gruppen trägt sie die markantesten Stellen aus Reden und Briefen des Gewaltigen zusammen, lehrt dadurch, wie sich in diesem Kopf die Welt spiegelt und erfreut und erquickt auf jeder Seite durch die Unmittelbarkeit, die Wucht und Bedeutung des Gesagten.

In einem Buch des Otto Spamerschen Verlags: „Der Bürgermeister von Lübeck“, von Anton Ohorn, mit sechs Vollbildern nach Theod. Rocholl, hat der Verfasser kräftig und lebensvoll den kühnen Vertreter der Hansa, Georg Wullenweber, und seine Zeit für die reifere Jugend und die deutsche Familie geschildert. Schätzbare Bildungsmittel liefern ferner drei illustrirte Bücher unter dem Gesamttitel: „Aus unserer Väter Tagen“ (Dresden u. Leipzig, Alex. Köhler). Sie umfassen: 1. Die geschichtliche Erzählung „An der römischen Grenzmark“ von R. Bahmann, 2. „Deutsche Göttersagen“ für Jugend und Volk erzählt von Hermine Möbius und 3. „Im Strome der Völkerwanderung“ von R. Bahmann. Als erste Einführung in unsere große Vergangenheit aber werden die „Erzählungen aus der deutschen Geschichte“ von M. v. Babo, mit dreiundsechzig Abbildungen (Leipzig, Grübel & Sommerlatte) gute, dankenswerte Dienste leisten. „Durch ferne Meere“ geleitet die reifere Jugend ein anderes, von B. Jhnken geschriebenes Buch desselben Verlags mit vierundachtzig Abbildungen von F. Lindner; „Fahrten und Abenteuer im deutschen Elchlande“ erzählt ihr E. Waldmann, dessen Darstellungen durch zweiunddreißig Zeichnungen von Alb. Richter belebt sind (Leipzig, Otto Spamer), und gegen die Greuel afrikanischer Sklaverei richtet sich die Jugenderzählung „Ueber den Strömen“ von E. v. Wöbner (Glogau, C. Flemming); je ein Stück deutschen Vaterlandes aber charakterisieren „Des Peterle und Greele Reise und Erlebnisse im Schwabenlande“ von Agnes Brauer, mit sechsundzwanzig Abbildungen voll lebenswürdiger Kindlichkeit von Thekla Brauer (Leipzig, O. Spamer), und „Der Leinwandvogel und sein Sohn“, eine Erzählung aus der schlesischen Webergegend von G. H. Dahn, mit neun Zeichnungen von E. Limmer (Glogau, C. Flemming). Demselben Verlag gehören auch die „Kleinen Erzählungen“ von Martin Claudius mit Bildern von L. Venus an, die den jüngsten Lesern Freude machen werden. Neben den jetzt lebenden Jugendschriftstellern behauptet aber auch ein verstorbener immer noch seine alte Beliebtheit: Gustav Nieritz, dem Alex. Köhlers Illustrirte Jugend- und Volksbibliothek ihren Band 1 bis 6 verdankt. Es finden sich darin: 1. „Die arme Gertrud“, 2. „Fünf Erzählungen“, 3. und 4. „Der Majoratsherr“, 5. „Fünf Erzählungen“ und 6. „Vier Erzählungen“. Alle sechs Bändchen sind aus dem Nachlaß des Verfassers bearbeitet durch F. Walther und mit je vier Vollbildern versehen von G. Bartsch.

Sehr hübsche farbige Kinder- und Tierbilder, von kleinen Geschichten und Gedichten begleitet, bietet das Quartbuch: „Meine liebsten Tiere“ von Karl Wagner und Julius Schmidt (Dresden, C. C. Meinhold & Söhne).

Unter den Büchern für praktische Bethätigung steht obenan das bereits in 2. Auflage erschienene Werk von Franz Sales Meyer, „Die Liebhaberkünste“ (Leipzig, E. A. Seemann). Ein Kompendium der Art in gleicher Vollständigkeit gibt es nicht zum zweitenmale, man findet hier einfach alles: allein 34 verschiedene Liebhaberkünste, nicht weniger als 85 Abschnitte über Materialien und Werkzeuge, 1450 Sprüche und Inschriften, eine Sammlung von Zierschriften und zum Schluß auch noch 150 praktische Rezepte. Demselben Verlag verdanken wir die treffliche Arbeit Georg Büttners: „Lederschnitt und Lederplastik“, eine vorzügliche Anleitung für derartige Arbeiten, verbunden mit einem Vorlagenmaterial von 40 Tafeln für die verschiedensten Gegenstände, alle geschmackvoll und künstlerisch entsprechend durchgeführt.

Kalender sind heuer erst in geringer Anzahl eingetroffen, von diesen mögen zwei erwähnt werden, die so viel Praktisches enthalten, daß sie auf keinem Weihnachtstisch fehlen sollten. Das sind Paul Meiers „Notizkalender als Schreibunterlage für das Jahr 1892“ und das ähnlich angelegte Paul Meiersche „Haushaltungsbuch für den Schreibtisch deutscher Hausfrauen für das Jahr 1892.“

Die Märchen, mit denen wir unsere erste Besprechung für den Weihnachtstisch der lieben Jugend begannen, mögen diesmal den Abschluß bilden. Wir haben auf diesem Gebiete nachzutragen: „Das Märchen vom Bismarck und der Kaiserkrone“ mit sieben farbigen und fünf schwarzen Bildern (Quartformat, Frankfurt a. M., Wilhelm Rommel) und „Zauberkreise“, Märchen für die reifere Jugend von H. Falk (Glogau, C. Flemming), beides Bücher, auf die das vielzitierte „last not least“ seine berechtigte Anwendung findet.

Gestorben.

Auger-Dufresse, franz. Contre-Admiral, Marine-Kommandant in Algier, 60 Jahre alt, in Algerie.

Cooper, George H., nordamerikan. Admiral, rühmlichst bekannt aus dem Bürgerkriege, 71 Jahre alt, am 17. Nov., in Brooklyn.

Dietlein, Waldemar, Kreisschulinspektor, Verfasser vielgebrauchter Schulbücher, am 31. Oktober in Dortmund.

Gravenreuth, v., Karl, Freiherr, k. bayr. Kämmerer und Hauptmann à la suite, 33 Jahre alt, Ende Oktober, in Ostafrika.

Golz, Albert, k. sächs. Zoll- und Steuerdirektor und stellvertretender Bevollmächtigter zum deutschen Bundesrat, 53 Jahre alt, am 16. November, in Dresden.

Hankes, Baurat, Erbauer des Rotheland-Leuchtturms ꝛc., 63 Jahre alt, am 16. November, in Bremerhafen.

Heckmann, Robert, bedeutender Violinist, 43 Jahre alt, am 29. Nov., in Glasgow.

Hegel, Immanuel, Dr., der frühere Präsident des Konsistoriums der Provinz Brandenburg, 77 Jahre alt, am 26. Nov., in Berlin.

Heidenreich, Karl, Vorsteher des Stenogr. Bureaus im preuß. Abgeordnetenhause, 70 Jahre alt, am 17. Nov., in Berlin.

Hielle, Karl, österreichischer Reichsratsabgeordneter und Mitglied des böhmischen Landtages, am 17. November, in Wien.

Josika v. Branyicska, Ludwig, Freiherr, k. und k. Geheimrat u. Kämmerer, vormal. Obergespan des Klausenburger Komitates, 64 Jahre alt, am 5. November, in Klausenburg.

Lacretelle, de, franz. Divisions-General und Deputirter auch schriftstellerisch thätig, 69 Jahre alt, am 16. November, in Paris.

Laurentius, Moritz, herzogl. altenburg. Geh. Ober-Reg.-Rat, stellvertretender Chef im Ministerium, am 11. November, in Altenburg.

Riese, Karl, Rechtsanwalt, bekannter Musikschriftsteller und Kunstreferent, 71 Jahre alt, am 2. November, in Dresden.

Oesterreich, v., Heinrich, Erzherzog, k. u. k. Feldmarschall-Lieutenant, 63 Jahre alt, am 30. November, in Wien.

Paulsen, Christian, Mitglied des dänischen Unterhauses und Führer der radikalen Opposition, am 28. November, in Kopenhagen.

Rothmund, sen., A. Ch., Dr., k. bayr. Geh. Rat u. Obermedizinalrat, Prof. der Augenheilkunde an der Universität München, bedeutender Augenarzt, 81 Jahre alt, am 20. Nov., in München.

Reyer, Alexander, Dr., Prof., emeritirter Direktor des Spitals in Kairo und Leibarzt des Vizekönigs von Aegypten, 77 Jahre alt, am 5. November, in Graz.

Roersch, Dr., Professor der Philosophie und derzeitiger Rektor der Universität Lüttich, bedeutender Kenner der griech. Sprache, 60 Jahre alt, am 25. Oktober, in Lüttich.

Rädiger, Jul. Ferd., Dr., Prof. a. d. evang. theol. Fakultät der Universität in Breslau, 81 Jahre alt, am 18. Nov. in Breslau.

Schmid, Dr., herzogl. braunschweigischer Ober-Landesgerichtspräsident, ehemaliges Mitglied des Regentschaftsrates, 80 Jahre alt, am 14. November, in Braunschweig.

Thiele, Friedrich, Schulrat, vortrefflicher Schulmann, 69 Jahre alt, am 18. November, in Bernburg.

Schönfeld, Paul, Dr., bekannter Kunsthistoriker und Feuilletonist, 40 Jahre alt, Ende Oktober, in Berlin.

Trelawny, Charles, britischer Vizeadmiral, einst an der Expedition zur Auffindung Franklins als Befehlshaber des Schiffes Enterprise beteiligt, am 17. November, in Plymouth.

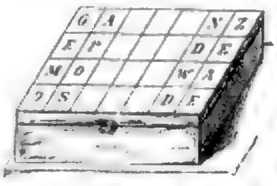
Waideck, v., Leopoldine, Freifrau, geb. Hofmann, Gemahlin des Erzherzogs Heinrich v. Oesterreich, 49 Jahre alt, am 29. November, in Wien.

Wegnern, v., Anton, k. preuß. Wirkl. Geh. Oberregierungsrat und Regierungspräsident a. D., 83 Jahre alt, am 14. November, in Berlin.

Zach, v., Paul, Ritter, k. und k. Feldmarschalllieutenant i. R., der sich bei der Okkupation Bosniens auszeichnete, 69 Jahre alt, am 19. Oktober, in Wien.

Für müßige Stunden.

Weihnachtsbilderrätsel.



Füllt man die leeren Felder auf dem Kastendeckel auf die Weise mit entsprechenden Buchstaben, daß die vier wagerechten Felderreihen — doch in anderer Folge — ein „berühmtes Nordlicht,“ einen „Fluß in Böhmen“ (sechs), einen „Oesterreichischen Feldherrn“ und schließlich eine „Nebenerzählung in einer Haupterzählung“ nennen — so teilen die ergänzten vier Buchstabenreihen, der Reihe nach gelesen, den Inhalt der Schachtel mit.

Auflösung des Rätsels Seite 211:

Rast zwischen Sorgen zwischen Leiden,
Verrinnt das Leben Jahr um Jahr
Und zwischen Träumen und Erwachen
Zeigt's, daß es nur ein Märchen war.

Auflösung der viersilbigen Charade Seite 211:

Herodias.

Weihnachts-Silbenkryptogramm.

In jeden der nachstehenden Namen werfe man auf die Weise eine Silbe, daß in jeder der folgenden zehn Wörterreihen wechselnd ein Knaben- und ein Mädchenname entsteht. Die Anfangsbuchstaben der entsprechend gebildeten Namen, der Reihe nach abwärts gelesen, nennen etwas, dessen man sich zum Schmücken des Christbaums bedient.

1. Nero, Medea, Alarich.
2. Melanger, Agamemnon, Theoderich.
3. Ursula, Cajetan.
4. Kalidasa, Bekerott, Melpomene.
5. Tiresias, Parmeda.
6. Behrmund, Semele, Menelaos.
7. Konstantins, Briareus, Daniel.
8. Otfried, Catilina, Becher, Emin.
9. Napoleon, Niobe.
10. Adonis, Cicero, Themistokles, Diana.

Logogriph.

Laub und Gras sieht man's mit d;
Manche Rede ist's mit w.

Rätsel.

Zum Tierreich zählt's mit doppelt l,
Zum Pflanzenreich mit einem l.

[illegible]

daß ich zusammenfuhr, als plötzlich zwei Füße und der Saum eines weißen Kleides auf der Chaiselongue erschienen. Sie waren zart und schlank, diese Füße, fest übereinander gekreuzt, mit den Spitzen sich berührend, das Kleid bedeckte sie bis zur Biegung. Früh um acht Uhr nette braune Saffianstiefelchen, keine Pantoffeln!

Die Frau — war sie Frau oder Mädchen? — hatte sich nicht verweichlicht und trug keine zu engen Schuhe. Wer mochte es sein? War sie jung? War sie schön? Alt war sie nicht, das sah man den Füßen an; so schmal bleibt der Fuß nur in der Jugendzeit, mit den späteren Jahren nimmt er eine andere Form an, ich habe einen so sichern Blick darauf, daß der rosigste Teint mich nicht über das Alter einer Dame täuscht, wenn ich ihren Fuß gesehen und dieser ihr das Prädikat „nicht jung“ zugewiesen hat.

Ich reckte den Hals, so lang ich konnte; ich hätte so gern mehr von meiner unbekannten Nachbarin entdeckt — umsonst; die Balustrade, welche die beiden Balkone trennt, setzte jeder weitern Forschung ein Ziel.

Sollte ich warten, bis der Zufall mir zu Hilfe käme? Das konnte lange dauern. Sollte ich klingeln und den Kellner fragen? Es sah so neugierig aus. Das gemeinschaftliche Diner mußte mir ja zu einem Aufschluß verhelfen, die Besitzerin jener Füße würde ich unfehlbar aus dem gewiß wenig eleganten Publikum heraus erkennen.

Mit diesem Sieg über meine augenblickliche Neugierde war ich eben in mein Zimmer zurückgetreten, als nebenan ein Kinderstimmchen erklang.

Also eine Frau! Ich zog die Gardine vor und lauschte. Richtig — es erschien eine Wärterin mit einem Kind auf dem Arm, eine jener alten Frauen, die geboren zu sein scheinen, um ihr Leben der Pflege zu widmen. Aber das Kind, welches sie trug — war es ein Cherub, der einen Augenblick die Flügel abgelegt, um auf der Erde zu ruhen, oder war es wirklich ein irdisches Kind in der vollendetsten Lieblichkeit, die je meine Augen gesehen?

Die Stunden vergingen; ich hatte gelesen, geschrieben, geruht, meine einfache Toilette beendet, und nun rief der Klang der Glocken die Gäste zur Table d'hôte hinunter.

Ich pflege sonst nicht eilig diesem Ruf zu folgen, man gibt mir sogar Schuld, daß ich hiebei zur Unpünktlichkeit neige; heute aber zog es mich in den Speisesaal, mit Ungeduld erwartete ich den Anblick meiner unbekannten, mir fast unbegreiflich interessanten Nachbarin.

Die Tafel begann sich bereits zu füllen, Platz um Platz wurde eingenommen, und mit Spannung sah ich jedesmal dem Oeffnen der Thür entgegen.

Noch immer nicht sie!

Es waren frische, hübsche Gesichter unter den Tischgästen — sie aber war nicht dabei, darüber war ich ganz sicher. Ein einziger Platz nur blieb noch unbesetzt — jetzt mußte sie kommen, es mußte ihr Platz sein.

Die Thür ging auf und schloß sich wieder, die Kellner kamen und gingen — der Platz mir gegenüber blieb leer.

Also auf heute abend, sagte ich mir und bemühte mich, meinen Verdruß sehr albern zu finden und mich mit der übrigen Gesellschaft zu beschäftigen.

Den zweiten Platz von jenem leergebliebenen nahm ein junger Mann ein, dessen interessante Züge meine Aufmerksamkeit fesselten. Und während ich ihn beobachtete, bemerkte ich erst, daß er beim Oeffnen der Thür jedesmal schnell den Kopf wandte und mit einer verdrießlichen Bewegung unbefriedigt von dem Eingetretenen fortsah.

Auch er wartet! dachte ich. Wartet auch er auf sie? Das Diner ging zu Ende, der Doktor, welcher der Tafel täglich präsidirte, erhob sich, und die Badegäste zerstreuten sich in Gruppen oder einzeln. Auch ich beschloß, einen Spaziergang zu machen, allein, da ich noch keine Bekannten hatte.

Von meinem Balkon warf ich erst einen forschenden Blick in die Nebenwohnung, bevor ich Hut und Handschuhe anlegte; sie schien leer, wenigstens war alles still und nur die rote Chaiselongue stand noch immer in der geöffneten Thür, aber kein weißes Kleid, kein zierliches Füßchen waren darauf zu bemerken.

Unten jedoch auf dem freien Platz sah ich etwas, das mich eilig hinuntertrieb!

Jene alte Wärterin zog einen Kinderwagen, in welchem das holde Elfenkind saß, dessen Anblick mich so sehr entzückt hatte! Die Kleine trug ein weißes Kleidchen wie am Morgen, nur ein frischer Kranz von Kornblumen schmückte das Hütchen. Der Wagen war umringt von Kindern, Knaben und Mädchen, und alle bemühten sich, der kleinen Königin — denn wie eine solche saß das liebliche Wesen da — ihre Liebe in der verschiedensten Kinderart zu beweisen.

Ich näherte mich dem Kreise und, mich an eines der größeren Mädchen wendend, fragte ich nach dem Namen des Kindes.

„Das ist ja die kleine Erika, unser Liebling, unser Goldkind! Kennen Sie denn Erika nicht?“ setzte sie ganz verwundert hinzu.

Ich erklärte ihr, daß ich neu im Bade sei und daher des Verbrechens schuldig, den allgemeinen Liebling nicht zu kennen, fragte nun aber nach dem Namen der Mutter.

„Das ist die Gräfin Schallberg; woher sie sind, das weiß ich nicht, aus G. sind sie nicht!“ G. schien die Welt des Mädchens zu bedeuten.

Also eine Gräfin — eine Aristokratin! Diese Entdeckung verstimmte mich, ich wußte nicht zu sagen, aus welchem Grunde, denn ich bin den höheren Ständen nicht etwa feindlich gesinnt, ich bin gewöhnt, mit ihnen zu leben, und habe die edelsten, die ausgezeichnetsten Charaktere gerade unter dem hohen Adel gefunden.

Aber sie wird in diesen Kreis nicht passen! Das war meine Besorgnis — es wird ein Mißton walten zwischen ihr und den übrigen Gästen. Nun, ich werde mich ja bald überzeugen können — qui vivra, verra!

Doch auch der Abend verging und brachte nur wieder die Unruhe des jungen Mannes — wieder den leeren Platz!

Endlich! Ich hatte mir vorgenommen, nicht mehr zu warten, mich gar nicht mehr mit der Dame zu beschäftigen, die meine Neugierde auf so harte Probe stellte; wirklich ging ich auch früh am andern Morgen schon aus, ohne einen Blick auf die Nachbarwohnung zu werfen, und kehrte erst zur Tischzeit von meinem weiten, köstlichen Spaziergang zurück.

Kaum hatte ich mich aber heute an der Mittagstafel niedergesetzt, als eine Dame in den Speisesaal trat, welche ich auf den ersten Blick als die Besitzerin der kleinen Füße, als meine Unbekannte erriet.

Eine schlanke Gestalt von etwas mehr als Mittelgröße, zart und duftig in der Erscheinung wie der weiße Musselin ihres Kleides, der sie wie eine Wolke einhüllte; ein blasses Gesicht mit feinen, ausdrucksvollen Zügen, mit dunkelbraunen Augen, die mir mehr klug als schön erschienen, braunes Haar, ein fester, energischer Zug um den Mund, wunderbar kleine, schmale Händchen, zu den Füßen passend — das war die Frau, die, eben eingetreten, sich anmutig gegen die Gesellschaft verbeugte, einzelnen sogar freundlich zunickte und ruhig ihren Platz neben einem alten Herrn aus Holstein einnahm.

Jeder Zoll eine Aristokratin! Das war mein erster Gedanke; mein zweiter: Sie sieht aus wie eine weiße Blume, eine Kamelie, noch mehr eine Calla, so schlank und weiß.

Ganz unbeschäftigt mit der Gesellschaft, bemerkte sie nicht das unruhige Interesse des jungen Mannes mir gegenüber; ich beobachtete ihn und überzeugte mich, daß er seit ihrem Eintreten wie elektrisirt auf seinem Stuhle saß, die Augen unverwandt auf die Gräfin gerichtet. Ihr Blick dagegen, der aus dem geöffneten Fenster schweifte, schien sich weit in die Ferne zu verlieren, es lag ein Ausdruck tiefer Müdigkeit in ihren Augen.

Leidet sie, ist sie krank? Mein Interesse hatte durch ihren Anblick nicht abgenommen, vielmehr war der lebhafte Wunsch hinzugetreten: Du möchtest sie kennen, möchtest ergründen, ob das Innere wohl hält, was ihre äußere Erscheinung verspricht.

Wochen waren vergangen und der Wunsch dieses ersten Tages war zur Wirklichkeit geworden. Bekannt und fast befreundet mit der Gräfin, that ich nach und nach einen Blick in ihr Leben, und die warme, lebhafte Teilnahme, welche ich sogleich für sie empfunden hatte, steigerte sich zu innigem, aufrichtigem Gefühl.

•

Willst du mir folgen, lieber Leser, soll ich dich führen? Hier ist mein Arm — gehen wir.

Ein großes steinernes Haus; durch lange Gänge, in denen der Wind heult, gelangen wir in ein Zimmer zu ebener Erde mit tief hinabgehenden Fenstern; im Kamin flackert ein helles Feuer, die Wände sind mit Büchern von oben bis unten geziert — es ist die Bibliothek des Herrn dieses nordischen Schlosses. Ende Oktober — die Blätter liegen schon tot am Boden, der Herbstwind treibt sein Spiel mit ihnen, und die Aeste großer, ehrwürdiger Bäume ächzen und knacken.

Am Fenster sitzt in einem Lehnstuhl ein alter Mann — ein vornehmes Gesicht, aber bleich, die Haltung gebückt; aschblondes Haar ist an den Schläfen ergraut, die einst so bedeutenden Augen haben einen matten Blick.

Zu den Füßen des Greises sitzt ein Mädchen, ein Kind noch dem Aussehen nach; sie hält ein Buch auf den Knieen und hat dem Vater vorgelesen.

Jetzt sieht sie wartend zu ihm auf — die Post ist gekommen, der Vater hat einen Brief erbrochen, der ihn zu beschäftigen scheint, er sieht ernst, fast wehmütig aus.

Die Strahlen der untergehenden Sonne fallen auf das blonde Haupt des Mädchens und tausend andere Sonnen spiegeln sich in ihren hellen, lachenden braunen Augen ab! Sie ist zum Glück geboren, denkt jeder, der sie sieht.

„Kind,“ sagt endlich der alte Mann, „Du sollst heiraten! Ich bin alt und krank; Graf Schallberg und Graf Spalding bitten beide um Deine Hand; Deine Mutter, deren Ansicht ich kenne, wünscht ebenso wie ich, daß Du den Antrag des erstern annimmst, ich kenne ihn, kenne seine Familie; es wird mich beruhigen, Dich unter dem Schutz und in der Obhut eines so ehrenhaften Mannes zu wissen.“

Heiraten! Die Kleine lacht hell auf! Aber an strengen Gehorsam gewöhnt, beugt sie sich sogleich auf die Hand des Vaters und sagt folgsam und zufrieden: „Wie Du willst, Papa!“

•

Es war Sommer. Einem heißen Tage war ein wundervoller Abend gefolgt, die Sonne, fast im Scheiden, warf ihr letztes glühendes Rot auf die Wipfel der hohen Bäume, die einen Rasenplatz begrenzten, und vergoldete das ganze Bild. An den Kübel eines der großen Orangenbäume gelehnt, die abwechselnd mit hochstämmigen Rosen den Rasen umgaben, stand ein junges Mädchen und schaute sinnend in den Abendhimmel.

Blickte sie den Vögeln nach, die hie und da noch hin und her flogen, ehe sie zur Nachtruhe ihre Nestchen suchten?

Es schien, als sei sie ganz mit dem Ernst ihrer Gedanken beschäftigt, denn sie bemerkte nicht, daß zwei Gestalten sich ihr bis auf wenige Schritte genähert hatten, und als sie, durch den knisternden Sand aufgeweckt, nun hinsah — was war es, das die jugendliche Stirn in so finstere Falten zog und den kindlichen braunen Augen einen so entschiedenen Ausdruck verlieh?

Der junge Mann, der nun vor ihr stand, schien doch nur freundliche Gedanken zu verdienen, sein Blick sprach Liebe aus, flehend und leidenschaftlich zugleich, vielleicht zu leidenschaftlich und darum nicht wohlthuend!

Die zweite Gestalt der Nahenden war eine ältere Dame, eine hohe Erscheinung mit weichen, milden Zügen; die Art, wie sie den Arm um das junge Mädchen legte und einen Kuß auf die reine weiße Stirn drückte, abgesehen von einer gewissen Aehnlichkeit, kennzeichnete beide unzweifelhaft als Mutter und Tochter.

Der Freiherr von Hochheim hatte sich erst in späteren Jahren vermählt; seine Gemahlin aus gräflichem Hause war ihm schon länger bekannt und willigte ein, die Seine zu werden, als der Schmerz um den Tod ihres ersten Verlobten endlich überwunden war. Ohne Liebe, aber auf hohe Achtung begründet, wurde dieser Bund geschlossen, und beide

hatten nie Ursache, ihren Schritt zu bereuen. Zwei Söhne wurden ihnen geschenkt und starben bald wieder; das dritte Kind aber, eine Tochter, blieb am Leben, das einzige köstliche Kleinod ihrer Eltern — jenes Mädchen mit den dunklen Rehaugen und dem goldenen Haar, von dem wir nach jenem Blick in das steinerne Haus gesprochen. Der junge Mann aber, den sie mit so überraschend finsterem Ausdruck empfing, war Graf Schallberg, seit fast einem Jahr ihr Verlobter.

Als Sohn seines Vaters, der in früheren Jahren dem Freiherrn befreundet gewesen, hatte seine Werbung bei den Eltern günstiges Gehör gefunden. Graf Spalding mußte zurücktreten; die Tochter folgte gehorsam ihrem Willen, sie gab ihr „Ja!“ mit lachendem Munde, froh über die lustige Abwechslung in dem einförmigen Leben und ein wenig stolz auf die neue Würde und Wichtigkeit, die ihrer kleinen Person gezollt wurde. Ein Gedanke: „Warum nicht Graf Spalding?“ flog durch ihr Köpfchen, sie sah einen Augenblick ernsthaft aus, schüttelte das goldene Haar und lächelte wieder.

„Paula,“ flüsterte jetzt die Mutter und drückte ihr zärtlich die Hand, „Papa erwartet Dich in der Bibliothek.“

Wie ein jäher Schreck, wie Angst zuckte es über das junge Gesicht — aber sich gewaltsam fassend, küßte sie der Mutter demütig die Hand und ging gesenkten Hauptes dem Eingange des Herrenhauses zu.

Im Bibliothekzimmer, einem großen, schönen Gemach mit getäfelten Wänden, dessen epheuumrankte Fenster tief hinunter, fast bis auf den Fußboden, reichten und einen reizenden Ausblick auf den Rasenplatz boten — wir kennen dieses Gemach — saß in seinem Lehnstuhl, wie damals, der alte Freiherr. Das edle Gesicht war noch bleicher, die Augen noch matter, die Haltung noch gebückter geworden, und die magere Hand, über welche die Tochter sich beugte, zitterte vor Mattigkeit und fiel schlaff herunter.

„Paula,“ sagte die leise, oft von Husten unterbrochene Stimme, „Schallberg bittet, daß der Hochzeitstag bestimmt werde, er ist in seinem Recht, wir haben schon zu lange auf Deine Bitte gehört und gezögert.“

„Papa,“ rang es sich angstvoll von Paulas Lippen, „Papa, laß mich bei euch, ich möchte euch niemals, niemals verlassen.“

„Nein, mein Kind, das kann nicht sein. Meine Lebenstage sind gezählt, auch Deine Mutter ist nicht jung. Du stehst allein in der Welt, und Deine Verlassenheit würde uns das Sterben erschweren.“

Paula kämpfte mit sich, ängstlich sah sie zum Vater auf; der Gehorsam, in dem sie erzogen, wollte ihr den Mund verschließen — und doch, und doch!

„Papa, ich kann den Grafen nicht heiraten,“ kam es leise, unsicher, dann fester von ihren Lippen, „ich liebe ihn nicht, ich weiß es ganz gewiß!“

„Die Liebe findet sich mit der Zeit, mein Kind; es sind selten die glücklichsten Ehen, die aus übergroßer Liebe geschlossen wurden. Schallberg ist gut und edel, der echt christliche Sinn seiner verstorbenen Eltern bürgt mir auch für ihn; Du trittst in eine hochgeachtete, anerkannt ausgezeichnete Familie, die Dir mit warmer Zuneigung entgegenkommt, Du wirst geborgen sein. Vertraue der Einsicht Deiner Eltern, die für Dein Wohl, für Deine Zukunft besorgt sind. Und nun zieh die Klingel!“

Dem eintretenden Diener wurde die Weisung, der Freifrau und dem Grafen zu melden, daß sie erwartet würden, und gleich darauf erschienen beide. Der alte Herr winkte das Brautpaar zu sich heran, und ohne ein weiteres Wort legte er ihre Hände zusammen — dann ermattet, wie nach großer Anstrengung, zurücksinkend, hauchte er kaum hörbar: „Heute über vier Wochen!“

Und vier Wochen darauf läuteten die Glocken der Patronatskirche, Orgelton erklang und es wurde der Segen gesprochen über ein bräutlich Paar!

•

Paula hatte eine einsame Kindheit gehabt, der eine freudenlose Mädchenzeit folgte. Wie dem Kinde kein Umgang mit anderen Kindern, kein fröhliches Spiel mit ihnen gestattet wurde und sie nur allein an der Seite der Mutter spielen durfte, von ihrem sorgenden Auge bewacht und behütet, nie den Domestiken überlassen, keiner Wärterin anvertraut, später keiner Erzieherin, so wurde auch dem jungen Mädchen jeder Verkehr mit Freundinnen versagt. Die Freifrau hatte sich bei der Erziehung ihres einzigen Kindes ein festes Prinzip gemacht: vor jedem Hauch der bösen und lasterhaften Welt wollte sie ihren Liebling bewahren, der Blütenstaub sollte den zarten Blättern ihrer holden Blume erhalten bleiben, durch keinen Blick in das Leben sollte die Reinheit des jungen Herzens getrübt werden. Die Idee war schön und erhaben, sie wurde mit peinlichster Konsequenz durchgeführt — praktisch und beglückend für das Leben aber war sie nicht.

Den Unterricht erhielt Paula durch einen Informator, einen wissenschaftlich hervorragenden Mann, der den regen jungen Geist zu wecken verstand und ganz geeignet war, die verschiedenen Branchen, die für den Unterricht eines Mädchens gefordert werden, auszufüllen. Er leistete Ausgezeichnetes in der Musik und bildete auch darin seine Schülerin aus. In allen Unterrichtsstunden war die Mutter an der Seite der Tochter. Französisch und Englisch wurde durch Französinnen und Engländerinnen gelehrt; außer den Lehrstunden durfte Paula aber nicht mit ihnen zusammen sein. Sie war ein lebhaftes Kind und ein reizendes Kind! Blonde Locken umgaben eine nicht hohe, aber feste kleine Stirn, die dunklen Augen konnten zuweilen einen ernsten Ausdruck haben, der in dem kleinen Gesicht frappirte, besonders aber war es ein Zug um den Mund, der zu sagen schien: „Ich weiß, was ich will!“

Die Freifrau verstand es, mit aller Milde dieses Köpfchen zu brechen, den kleinen Eigensinn gänzlich zu überwinden — Paula lernte, willenlos zu gehorchen.

Und so blieb es, als aus der Knospe die Blüte sich entwickelte.

Wir finden sie auf einem Ball der Provinzialstadt, die den ganzen Adel der Nachbarschaft einmal im Winter vereinte, wieder — die Zeit ist einförmig dahingegangen und Paula hat nun das achtzehnte Jahr erreicht.

Groß und schlank steht sie vor uns in einem duftigen weißen Kleide, das wie eine leichte Wolke die zarte Gestalt umgibt, ein Kranz von purpurroten Geranien liegt auf dem aschblonden Haar als einziger Schmuck — kein Gold, kein Kettchen, keine Steine; die Augen haben einen kindlich fröhlichen Ausdruck, jetzt scheinen sie zu leuchten in Jugendlust und freudiger Erwartung. Sie ist sehr umringt und scheint als die Königin des Festes betrachtet zu werden; die Offiziere der umliegenden Garnisonen, die jungen Gutsbesitzer der Nachbarschaft, welche das Kontingent der Tänzer liefern, widmen sich vorzugsweise dieser lieblichen Erscheinung, die als Erbin, als einziges Kind eines reichen Vaters, ihnen wohl doppelt interessant erscheint.

Die Blicke des jungen Mädchens suchen die Mutter, um durch ein zustimmendes Nicken oder abmahnendes Schütteln zu wissen, ob mit dem Tänzer gesprochen werden darf oder nicht. Einen eigenen Willen hatte Paula schon längst nicht mehr — sie gewöhnte sich nach und nach, nur noch mit den Gedanken der Mutter zu denken.

Ein verspäteter Gast erscheint, jung und schön, dunkeläugig und dunkelhaarig. Er bleibt am Eingange des Saales stehen und mustert die Gesellschaft. Doch nicht lange. Seine Blicke haften an Paula, und schnell entschlossen geht er auf einen Bekannten zu, ihn um Vorstellung bittend.

Graf Spalding ist sein Name.

Wir befinden uns in einer großen Stadt. In einem Salon, reich und mit Geschmack ausgestattet, sitzt eine Dame am Kamin, die Frau der großen Welt; den Kopf auf die Hand gestützt, blickt sie in die glimmenden Kohlen.

Wer ist es? Sie scheint uns bekannt!

Ist's die Kleine, das Mädchen mit dem goldenen Haar? Unmöglich! Und doch sind's ihre Züge — aber wie verändert!

Ueber das Leben ist ein Sturm gezogen, Mehltau auf die Blüte der Jugend gefallen. So bald schon? Zwei kurze Jahre sind es, seit die Glocken der Patronatskirche läuteten!

Das goldene Haar ist dunkler geworden, der helle, fröhliche Glanz der Augen ist erloschen. Aus dem Elfenkinde, wie man sie damals nannte, ist die Frau der großen Welt geworden, „ein Bild ohne Gnade“ sagen die Menschen — „eine schöne Frau ohne Herz“! Ja, man nannte sie schön, man besang ihren Zauber.

Wer trug die Schuld an der Veränderung?

War's der Mann, der sie zur Gefährtin wählte — waren es die, welche sie ohne Liebe verheirateten?

Wer trug die Schuld?

Niemand vielleicht!

Es gehen zu viele ohne Liebe zum Altar und werden doch, ach, wie glücklich! Was ist's also mit ihr?

Das Kind konnte sich in die Ehe nicht finden, das ist alles.

•

Kehren wir in den kleinen Badeort zurück.

Es ist Abend. Die Gesellschaft hat sich in Gruppen im freundlichen Konversationssaal verteilt, die einen spielen Karten, die anderen unterhalten sich, noch andere sind am Flügel beschäftigt, blättern in Noten; ein junges blondes Mädchen mit schönen, großen blauen Augen, die Tochter eines Gutsbesitzers aus Holstein, ist im Begriff, etwas zu singen, ihre über Mittelstärke korpulente Mutter, deren nur zu sehr auseinander gegangene Züge Spuren einstiger Schönheit tragen, läßt sich auf dem Klavierstuhl nieder, um den Gesang der Tochter zu begleiten.

Ich habe neben Gräfin Schallberg Platz genommen, ihre Augen streifen gleichgiltig wie immer die Gesellschaft, ein gedankenvoller Zug liegt um den feinen Mund, als ob ihr Geist fernab weile. Nachlässig ruhen die schmalen Hände im Schoß.

Die Thür öffnet sich, zwei Herren treten ein, der junge Mann der Table d'hôte und ein Fremder, den ich früher nicht gesehen. Sie mustern die Anwesenden mit prüfenden Blicken und schreiten dann direkt auf uns zu.

Baron Walther, der Herr von der Table d'hôte, Gutsbesitzer aus Mecklenburg, der es durch den Badearzt erreicht hat, sich der Gräfin vorstellen zu lassen — was ihm keine andere Vergünstigung eingebracht hat, als zuweilen, wenn er uns zufällig oder absichtlich begegnet, den Schluß unseres Spaziergangs teilen zu dürfen — macht eine Bewegung, als wolle er seinen Begleiter der Gräfin präsentiren; diese aber stutzt, streckt mit einem Aufleuchten der Augen die Hand aus und sagt lebhafter, als ich bisher von ihr gehört:

„Graf Spalding! Willkommen in B. Wo kommen Sie her?“

Und was geht in der Seele des Grafen vor? Freude, Glück, Jubel malt sich in seinen ausdrucksvollen Zügen!

„Also wirklich, Gräfin, Sie sind es! Mein Freund Walther schrieb mir von Ihnen und beschrieb Sie, ich hoffte und konnte es doch nicht glauben. Da kam ich selbst, um mich zu überzeugen.“

„Ja, Graf, es ist lange, seit wir uns nicht gesehen, es liegt viel, viel dazwischen! Wie lange bleiben Sie? Sie müssen mein Kind sehen, meine Erika.“ Wieder leuchtet es in ihren Augen auf, diesesmal wie Verklärung.

Baron Walther hat die kleine Scene mit glühender Aufmerksamkeit verfolgt, es ist kein freundlicher Ausdruck, mit dem er seinen Freund beobachtet. Die Liebe sieht scharf — er fühlt instinktiv, daß ein zweiter seine Gefühle teilt.

•

Acht Tage sind vergangen. Nach einer schlaflosen Nacht infolge der aufreibenden Bäder und eines vielleicht zu weiten Spazierganges, dem sich, wie täglich jetzt, außer einer ältern Dame von der Insel Rügen und jener Familie von Gelben aus Holstein, auch die beiden Freunde anschlossen, zieht es mich hinaus in die stärkende Waldluft. Ich nehme Hut und Handschuhe, es ist noch sehr früh am Morgen und sehr still, das bunte Badeleben schläft noch.

So wandere ich vorwärts. Glänzende Sonnenlichter tanzen schon auf dem grünen Moosteppich und süße Vogelstimmchen singen Gott dem Herrn ihr Morgen- und Jubellied.

Da scheint etwas Helles und Farbiges durch die Buchenstämme — ein Frauenkleid; es bewegt sich mir entgegen, kommt auf mich zu, und in der Trägerin erkenne ich, ja, wahrhaftig, es ist Leonie

von Gelben, die so früh schon ihr Lager verließ und in tiefen Gedanken, das blonde Köpfchen gesenkt, einherschreitet.

Arme kleine Leonie! Läßt dir dein Herzchen keine Ruhe? Uebersieht Baron Walther das Margueritchen ganz, das schüchtern zu seinen Füßen blüht, über der herrlich erschlossenen Rose?

„Wo still ein Herz in Liebe glüht, o, rühret, rühret nicht daran!“

Ich wandte mich und suchte einen Nebenweg auf, um das junge Mädchen nicht zu stören, nicht in Verlegenheit zu setzen. Es war so wunderschön im Walde, daß ich die Zeit vergaß. Endlich, es mochten Stunden vergangen sein, mahnte mich ein Gefühl von Hunger an die Heimkehr.

Was ist das?

Auf dem Balkon der Gräfin werden Möbel geklopft, Decken hängen über die Balustrade, die Thüren sind geöffnet — nichts von ihr oder der kleinen Erika zu erblicken.

Sollte auch sie in den Wald gewandert sein, das Kind im Wagen neben sich, wie es täglich uns beim Ausgehen zu unseren Spaziergängen zuerst begleitet? Eine ungewöhnliche Stunde, und die Gräfin liebt die Regelmäßigkeit.

Eine mir selbst unerklärbare Unruhe treibt mich eilig hinauf — alles leer, wirklich leer, verlassen, das sehe ich auf den ersten Blick!

Das Zimmermädchen übergibt mir einen Brief.

„Wo ist die Frau Gräfin?“ frage ich mit stockender Stimme.

„Fort, vor einer Stunde abgereist. Es soll ein Telegramm gekommen sein, darauf mußten Kammerjungfer und Kinderfrau hastig packen, um elf Uhr ging der Zug nach D. ab.“

Ich erbreche den Brief.

„Liebe Freundin! So darf ich Sie nennen, mein Herz gibt Ihnen diesen Namen. Ich muß Sie ohne Abschied verlassen, die Pflicht ruft mich zu Haus. Sagen Sie den Bekannten, daß eine Tante meines Mannes eintrifft, auf welche er großen Wert legt und darum mich zurückruft. Das genügt. Ob wir uns wieder sehen werden? Ich hoffe es! Immer aber bleibt Ihnen dankbar für Ihr Verständnis und treu ergeben Paula Schallberg.“

*

Baron Walther geht wie ein Verzweifelnder herum. An Graf Spalding merkt man keine Veränderung, die ernsten Augen blicken vielleicht noch um einen Schein ernster. Für ihn ist die Liebe zur Gräfin die Geschichte seines Lebens, das wurde mir längst klar. Baron Walther dagegen wird überwinden, er fühlt leidenschaftlich, aber es ist eine Episode, die vorüber geht. Du darfst hoffen, blonde Leonie — wenn eure Wege sich wieder kreuzen und er, dem dein junges Herz gehört, dann nicht mehr durch seine jetzigen Gefühle befangen ist. Keines Mannes Eitelkeit widersteht lange der Gewißheit, geliebt zu sein. Und das hat die Gräfin in zartester Weise ihm angedeutet, hat es auch nicht fehlen lassen am Hervorheben der Vorzüge des jungen Mädchens. Leonie dankte ihr die milde Freundlichkeit durch glühende, schwärmerische Hingebung, und wenn mich nicht all meine Menschenkenntnis täuscht, so wird hier in den gleichen Gefühlen der erste Ring der Blumenkette zu suchen sein, welche diese beiden einst noch verbindet.

Beide Freunde verließen am Abend B. Auch für mich war alles Interesse geschwunden, ich wandte mich schon in den nächsten Tagen, meinen Aufenthalt abkürzend, der Heimat zu.

*

Eine Vorstellung in der großen Oper.

In einer Prosceniumsloge sitzt die Gräfin, zurückgelehnt in den Fauteuil, gleichgiltig gleiten ihre Blicke über den Zuschauerraum. Wie im Sommer der weiße Musselin, so umfließt jetzt weiße Seide die schlanke Gestalt, das Haar einfach zurückgestrichen, in einen Knoten gewunden, kein Schmuck, keine Blume.

Neben ihr hat sich Graf Spalding niedergelassen, unverändert äußerlich und innerlich, derselbe wie damals, mit Herz und Seele der Gräfin ergeben, das sehe ich sogleich — ob es auch andere bemerken? Etwas im Hintergrund der Loge steht Graf Schallberg und mustert mit dem Opernglase das Publikum. Also das ist der Mann, der diesen Edelstein sich errang! Ein schöner, vornehmer Mann jedenfalls und von tiefer Liebe für seine Gemahlin erfüllt — so schien es mir in seinen Augen zu liegen, wenn er mit ihr sprach oder auf sie blickte. Hätten diese zwei sich dennoch nicht finden sollen? Vielleicht nicht.

Der Vorhang geht in die Höhe, die Patti trillert ihre Zaubertöne dem Publikum zu. Die Gräfin beugt sich vor, es liegt ein wärmeres Interesse in ihren Zügen.

Graf Spalding spricht zu ihr, ich beobachte scharf aus meiner versteckten Logenecke, mir ist, als könnte ich seine Worte aus der Ferne hören.

„Warum verließen Sie B. so plötzlich, Gräfin, warum thaten Sie uns das? Nur diese eine Frage fleht seit Monaten um Antwort.“

„Begnügen Sie sich mit dem, was Ihnen mitgeteilt wurde. Hätte ein anderes Motiv mich fortgetrieben, so würde es besser sein, darüber zu schweigen.“

Es blitzt auf in seinen dunklen Augen wie ein Strahl von Glück. Was sagten ihm ihre Worte, was hörte er aus ihnen heraus? Armes Herz, das glaubt, wo es hofft und sehnt!

Der Logenschließer tritt herein und flüstert dem Grafen Schallberg etwas zu, eine Bestellung. Der Graf sieht bestürzt aus, beugt sich zu seiner Gemahlin und spricht zu ihr. Ein Ausdruck jähen Schrecks geht über ihr Gesicht, sie erhebt sich schnell, wartet kaum ab, daß der weiße Atlaspelz um ihre Schultern gelegt wird — fort ist sie, beide Herren folgen eilig nach.

Was kann geschehen sein?

Am andern Tage fragte ich im Palais Schallberg nach der Gräfin, wollte mich melden lassen, erfuhr aber vom Portier, daß die kleine Comtesse plötzlich gestern abend erkrankt sei, an Diphtheritis, wie man fürchte.

Das also war es! Arme, besorgte Mutter!

Wenige Tage später lautete die Antwort auf meine tägliche Erkundigung, daß die Kleine gestorben sei!

Mein Gott, steh ihr bei, der Aermsten! Wie wird sie den Schlag tragen!

Es gibt ein Weh, an welches niemand rühren darf, auch die innigste Teilnahme kann nur schweigen. Mit dem nächsten Zuge verließ ich die Hauptstadt.

*

Vier Jahre später. Ich kehrte nach vielem Herumstreifen im Auslande, nach einem langen Aufenthalt in Aegypten und in Italien in die Heimat und in die Residenz zurück.

Von der Gräfin hatte ich nichts gehört — ein Brief, den ich von Genua aus ihr sandte und in welchem ich mein ganzes tiefes Mitgefühl aussprach, blieb unbeantwortet, vielleicht kam er nie bis zu ihr.

An einem milden Frühlingstage schlenderte ich die Straßen auf und ab, es zog mich zum Palais Schallberg, und eine innere Scheu, die ich mir nicht zu deuten wußte, hielt mich auch wieder zurück — seit ich den Gemahl in der Oper gesehen, war mir die Gräfin ferner gerückt, das Warum war und ist mir selbst nicht klar.

Plötzlich steht jemand vor mir still und streckt mir die Hand entgegen, ich schrecke aus meinen Sinnen auf — es ist Graf Spalding.

Aber wie verändert!

Vier Jahre nur — es ist unmöglich! Als ob ein halbes Lebensalter über ihm dahingerauscht sei.

Er begleitet mich, wir wandern dem Thore, dem Park zu, sprechen von diesem und jenem, er erzählt mir, daß Baron Walther die blonde Leonie heimgeführt, sie leben in Mecklenburg auf seinem Gut, ein Söhnchen erhöht schon das Glück der Eltern. Ja, es war eine Episode! Was uns das Herz bewegt, berühren wir nicht. Wir treten in die einsame, schattige Allee. Da schmilzt das Eis, die Lippen öffnen sich.

„Hörten Sie von der Gräfin? Kennen Sie alles Leid, das sie getroffen?“

„Das Kind, die süße Kleine, ja; bevor ich abreiste, geschah es.“

„Und das Weitere wissen Sie nicht?“

„Kein Wort hörte ich, ich war ja im Ausland!“

Und nun erzählte er, die Worte ergossen sich wie ein Strom, dem nun der Damm gebrochen! Vor drei Jahren, ein Jahr nach dem Tode des Kindes, war Graf Schallberg mit dem Pferde gestürzt, hatte einen Schädelbruch erlitten und starb fast augenblicklich, ohne die Besinnung wieder erlangt zu haben.

Sie hatten sich nach dem Tode der kleinen Erika gleich auf ihre Güter zurückgezogen, wo die Gräfin in tiefster Abgeschiedenheit lebte. Niemand sah sie, sie erschien nirgends und empfing keine Besucher.

Und dort geschah das Unglück, das sie zur Witwe machte.

Wie sie es getragen — wer weiß es? Gott allein, der in die Herzen sieht.

Die, welche sie liebten, hofften, sie dem Leben und dem Glück wieder zu geben — daß er es gehofft und ersehnt und versucht, der arme Spalding, das sah ich an seiner zuckenden Lippe, in seinen schmerzvollen Augen — sie aber wies alles ab, ihr Hoffen sei im Himmel, die Erde habe für sie aufgehört. Unbeugsam stand sie allen Bitten gegenüber.

Und kürzlich wurde sie als barmherzige Schwester eingesegnet, nachdem sie das Probejahr bestanden: Schwester Paula pflegt auf der Kinderstation die kranken Kleinen mit der Aufopferung einer liebenden Mutter. Das war ihr einziger Wunsch, als sie eintrat, ihre flehende Bitte, und die Oberin gewährte barmherzig und mit mildem Verständnis das Verlangen der einst so unnahbaren, schönen, vornehmen Frau.

Wir trennten uns mit einem stummen Händedruck. Ich habe Graf Spalding nicht wieder gesehen.

Was sie erlitten und erduldet — wer fragt darnach

Aufstellung des Wetterprogramms für 1892.

Sankt Peter zu den Englein spricht:
„Macht euch ans Werk, thut eure Pflicht,
Fürs neue Jahr hier werde jetzt
Von euch das Wetter angesetzt,
Damit wir, wenn das Jahr beginnt,
Mit allem schon in Ordnung sind.

Es allen recht zu machen zwar,
Gelingt auch keiner Engelschar,
Wünscht sich der eine Sonnenschein,
Soll für den andern Regen sein.
Doch wer es macht, so gut er kann,
Den ficht nachher kein Tadel an.

Macht, daß da weht ein lauer West,
Wenn sich der Vogel baut sein Nest,
Wenn an den Zweigen sproßt das Grün
Und holde Blumen wieder blühn.
Der Frühling geht so schnell vorbei,
Darum schafft, daß wonnig sei der Mai.

Auf Erden ist's die beste Zeit,
Wenn Rosen blühen weit und breit;
Wenn sie sich aufthun allerwärts,
Dann schließt so leicht sich Herz an Herz.
Dann haltet Sturm und Hagel fern!
Im Sonnenglanz blühn Rosen gern.

Sorgt, daß zur rechten Zeit das Feld
Den Regen, der es tränkt, erhält,
Daß frisch der Wind darüber weht,
Wenn hoch die Saat in Aehren steht;
Daß in der Sonne Glut sie reift
Und goldner Segen reich sich häuft.

Kein später Frost — ich mahn' euch dran —
Greif mir des Weinstocks Augen an;
Kein früher Frost — seid drauf bedacht —
Zerstöre reifer Trauben Pracht.
So nötig ist ein guter Wein
Den armen Menschen zum Gedeihn.

Jetzt liegt der Schnee auf Berg und Thal,
Verödet steht der Wald und kahl;
Laßt Flocken wirbeln aus der Höh',
Gut paßt zum Winter Eis und Schnee;
Nur seht euch vor, daß später nicht
Es schneit den Veilchen ins Gesicht.“

Sankt Peter spricht's, die Englein drauf
Die setzen alles fleißig auf,
Wie's Wetter sein soll jeden Tag.
Wohlan, jetzt werd' es, wie es mag!
Wir sind getrost und wohlgemut —
Gewiß! die Englein machen's gut.

J. Trojan.

Winter im Schwarzwald.

(Hierzu das Bild S. 272.)

Wer nur das „fröhliche Wandern zur Hochsommerzeit“ über die schwarzdunkeln Höhen, durch die von kristallenen Bächen durchrauschten Thäler, im Schatten der herrlichen Tannen und Buchen, längs der hier idyllischen, dort wild romantischen Felsschluchten des Schwarzwaldes kennt, der kennt dieses stattlichste unserer deutschen Mittelgebirge eben doch nur zur Hälfte. Man sollte nicht glauben, daß der Winter selbst ein besserer Landschaftsmaler sein könne als der durch starkes Sonnenlicht die Farben erweckende Sommer. Und doch trifft dies für den Schwarzwald zu. So sehr auch das feinabgestufte Grün der ausgedehnten Waldungen und Wiesen in der Natur das Auge entzückt, so macht es doch schließlich einen ermüdend einförmigen Eindruck. Anders im Herbste und Winter, wo Verfärbungen und Abfall des Laubes, kahle Felder und weiße Schneeflächen wechselndere Formen und Farbentöne hervortreten lassen. Eine Menge immergrüner Pflanzen (außer den Nadelhölzern noch Stechpalmen, Wachholder, Heidekräuter, Ginster, Brombeeren, Preißelbeeren, Epheu, Moose ꝛc.) läßt um so weniger Monotonie aufkommen, als die freien Schneefelder nur klein, immer wieder von Waldungen umfaßt, sowie wegen der Neigung, Höhe und Faltung der Berghänge sehr ungleich beleuchtet sind. Auch die bewegliche Staffage fehlt dem Bilde keineswegs: Holzschlitten, Waldarbeiter, Köhler, sodann als Vertreter der höheren Tierwelt Rehe, da und dort Hochwild, Hasen, Füchse, Auer- und Haselhühner, Spechte, Meisen, Wasseramseln, Eisvögel u. s. w. beleben den Wald. Und ob sich nun der Wintersonnenschein aus klarblauer Luft oder das zauberische Mondlicht aus sternglitzerndem Nachthimmel in den Schneekristallen, den Eisformen und den schäumenden Wellen des, jeden Frostes spottenden Gebirgsbaches tausendfältig sprühend bricht, immer erwärmt hohes Entzücken des Beschauers Herz. Tiefe Häuser aus dem höheren Schwarzwalde mit ihren verschneiten und bemoosten Strohdächern, ihren weitvorspringenden, durch breite Walmen gebrochenen Dächern, ihren von der Zeit schwarzgebeizten Holzverschalungen und galerieförmigen Umgängen (Lauben) geben den Bewohnern ein behagliches, sturmsicheres Heim. Auch sind sie thatsächlich viel feuerfester, als die sie bekämpfende Baupolizei annimmt. Die etwas rauhe, alemannische Mundart schallt daraus hervor, und die trutzige Kraft ihrer ganzen Erscheinung würde uns kaum erstaunen lassen, wenn aus der Thüre ein nur mit Tierfellen bekleideter Germane träte. Aber nein, auch im Schwarzwalde gibt es jetzt weltverbindende Straßen, Brücken, Eisenbahnen, Telegraphen, dann Fabriken, Kurorte, „Hôtels“ und gemütliche Kneipen in Menge; der Schneider arbeitet nur zu sehr nach der matten Mode der Zeit, und die wenigen Jäger führen statt der Speere tückische Hinterlader. Wer möchte nicht da mit Reiz auch im Winter Gebirgsfahrten unternehmen, welche so ganz eigenartige, dem Alltagsmenschen unbekannte Reize bieten?

E. M. Berg.

Jägerlatein im Hochgebirge.

(Hierzu das Bild Seite 273.)

Keine Jagd verlangt in gleichem Maße eine solche Vereinigung von Mut und Ausdauer, von Scharfschützenkunst und turnerischer Gewandtheit, von außerordentlicher Augen- und Lungenkraft wie die Jagd auf die schnellfüßige Bewohnerin der höchsten und schwerstzugänglichen Alpenregionen: die Gemse. Beseelt schon jeden Jäger, der ein Wild erlegt hat, gerechter Stolz, macht gar der Besitz eines selbsterlegten Sechzehnenders sein Herz erschwellen, so ist die Freude, mit welcher der Schütz der Berge ein Paar kräftiger schöngebauter „Krickl“ betrachtet, die er selbst vom Haupte einer glücklich erjagten Gemse gelöst, vielleicht von noch größerer Genugthuung getragen, wenigstens ist diese Jagdtrophäe mehr das Zeugnis eines Kraftaufwands, wie ihn die Jagd auf Hirsche und Rehe nur selten fordert. Ueber steile Geröllhalden und sprungige Schneefelder, auf schmalen Felsgraten, an denen rechts und links grausige Abgründe gähnen, über Gletscherspalten und brausende Wildbäche, die nur in kühnem Sprunge zu nehmen sind, führt der Pfad, den der Gemsenjäger verfolgt, bis er — oft nach unsäglichen Mühen — zum Schuß kommt. Hat er aber endlich den Bock scharfen Schusses glücklich erlegt, dann beginnt für ihn gewöhnlich erst das Hauptstück seines Tagwerks. Aus dem Abgrund, in den, sich überschlagend, das geschossene Tier fiel, muß er es selbst mit Lebensgefahr herauf holen, oder er muß zu gleichem Zweck emporklettern über Felswände und Schrofen, die einem anderen unbesteigbar erscheinen. Dafür gibt's dann auch nach errungenem Sieg über all die unglaublichen Hindernisse des Abends in der Jagdhütte oder bei geselliger Zusammenkunft mit anderen Jägern daheim im Forsthaus oft von Jagdabenteuern zu berichten, die ans Unglaubliche grenzen. Und da hier die schlichte Wahrheit schon unglaublich erscheint, so leistet sich wohl auch da oben im Gebirge gelegentlich der Erzähler einen kleinen Seitensprung ins Phantastische. Ja, wenn die wackeren Gebirgsjäger auch sonst kein Wörtlein Latein verstehen, auf ein bissel Jägerlatein versteht sich unter Umständen wohl ein jeder. Auch der biedere Wortführer der Jagdgesellschaft, die unser Bild in lebensvollster Naturwahrheit uns vorführt, hat offenbar seinen prächtig geschwungenen Krickl'n zu lieb einen Aufschwung in jene Regionen genommen, in denen sich der Geist Münchhausens einst so gern und erfolgreich erging. So geschickt wie als Bergsteiger und Schütze scheint er jedoch im Anbringen seines Jägerlateins nicht zu sein; dazu ist der reckenhafte Sohn der Berge mit dem ergrauenden Vollbart viel zu ehrlich; Treuherzigkeit beseelt ja sein ganzes Wesen. Und allzu viel lassen sich auch die Kameraden neben ihm nicht vorflunkern; — das sind Kenner; die verstehen sich auf sein Jagdterrain so gut wie er; und einige unter ihnen schmunzeln schon ungläubig, um demnächst ihn zu unterbrechen: „Ih geh', uns bindst nix auf.“ Das Bild des humorvollen Genremalers Friedrich Prölß, der seine Stoffe mit Vorliebe aus dem Volksleben im bayrischen Hochgebirge wählt, hat da einmal einen frischen Vollgriff ins echte Jägerleben der deutschen Alpen gethan. Und er bietet nicht nur im Allgemeinen ein Bild nach dem Leben, sondern jede dieser lebensprühenden Figuren hat Porträtwert. Wir haben hier vor uns die vollzählige Jägerei des Herzogs von Nassau und jetzigen Großherzogs von Luxemburg, welche in und um Mittenwald ihren Dienst versieht auf den Jagdgründen dieses erlauchten Freundes edelsten Jagdsports. Das Original des Prölß'schen Bildes hängt in dem einfachen Jagdschlosse des Großherzogs auf der Vereinsalpe, in welchem der letztere alljährlich längere Zeit zubringt, um mit seinen Gästen den mühevollen Freuden der Gemsenjagd abenteuerfroh sich zu widmen.

Ein hochgefeierter Künstler.

(Hierzu das Bild Seite 271.)

Mit wahrhaft fürstlichen Ehren ist unlängst ein genuesischer Meister zur Gruft bestattet worden, dem die Italiener damit das Zeugnis gaben, daß sie ihn als eine der ersten Größen ihrer Nation betrachteten und schätzten. In spaltenlangen Berichten hatten die Tagesblätter aus Sampierdarena, dem Geburtsorte des Malers Niccolo Barabino, in dem er auch seine letzte Ruhestätte fand, von einem Trauerpomp und einer Teilnahme der in unabsehbaren Scharen herbeigeströmten Bevölkerung zu melden, wie sie sonst nur gekrönten Häuptern als letzte Ehrenbezeugung zu teil zu werden pflegen. Königin Margherita hatte dem von ihr verehrten Künstler einen wundervollen Rosenkranz gesandt, und im Auftrage König Humberts richtete sein Hausministerium an den Bürgermeister der obengenannten, unweit Genua gelegenen Vaterstadt des Entschlafenen nachstehendes Telegramm:

Niccolo Barabino

„Seine Majestät der König, der in Niccolo Barabino nicht minder die großartige künstlerische Ader als die ausgezeichneten Gaben eines auserwählten abgeklärten Geistes schätzte, begreift, daß um den berühmten Meister, dessen Tod von ganz Italien beklagt wird, in erster Linie die Stadt trauert, die ihm das Leben gab und der er in frühen Tagen seine Liebe und seine aufopferungsvolle Mildthätigkeit bewiesen hat. Unser Königlicher Herr schließt sich der allgemeinen Trauer um diesen schweren Verlust an und ersucht Euer Hochwohlgeboren, der Familie Barabino, sein Beileid auszudrücken.“

Niccolo Barabino! Der Träger dieses Namens verdient es in der That, daß auch außerhalb seines Vaterlandes die gebildete Welt seiner mit hoher Wertschätzung gedenkt. Am 15. Juni 1831 oder 1833 — die Angaben darüber gehen auseinander — als Sohn eines schlichten Schneidermeisters geboren, gelangte er durch das thatkräftige Eingreifen eines verständnisvollen Gönners, des Generals Marabotto, dahin, seiner bescheidenen Abstammung zum Trotz, seiner glühenden Liebe zur Kunst gerecht werden zu dürfen. Er machte seine Studien in Genua und Florenz, wo schon sein erstes größeres Bild: „Consolatrix afflictorum“, das er 1859 vollendete und das in der Kapelle des Hospitals von Savona seine bleibende Stätte gefunden hat, seinen Ruf begründete. Von da ab ist er auf dem Gebiete der Historienmalerei, der kirchlichen wie der weltlichen, unausgesetzt mit Begeisterung und Erfolg thätig gewesen. Er schuf sich dabei seine eigene künstlerische Ausdrucksweise, die eine beachtbare Vermittlung fand zwischen den unverwischbaren Ueberlieferungen der großen alten Meister und dem Verlangen der Neuzeit nach gesteigerter Naturwahrheit, ungezwungenster Einfachheit der Auffassung und rein menschlicher Charakteristik. Reiche Erfindungsgabe, volle Beherrschung der Form und kräftige Farbengebung unterstützten ihn dabei. Seine Hauptwerke finden sich teils in Genua, wohin ihn gern gepflegte Beziehungen häufig führten, teils in Florenz, wo er seinen eigentlichen Wohnsitz und seine künstlerische Werkstätte dauernd beibehielt und als Professor wirkte. Vor allem reich mit Werken seiner Hand bedacht sind die Palazzi Celesia und Orsini in Genua. In dem einen finden sich seine Fresken „Galileo Galilei vor dem Inquisitionstribunal“, „Pier Capponi“ und „Die Sizilianische Vesper“, im anderen sein „Triumph der Wissenschaften“, seine „Allegorie der Liebe“, sein „Galileo in Arcetri“ und sein „Archimedes“. Letzteres Bild, das in der schlichten Größe seiner Auffassung für das Wesen seines Meisters besonders bezeichnend ist, geben wir heute wieder. Das tiefe Versunkensein des Gelehrten, der, ganz mit seinen mathematischen Problemen beschäftigt, den nach Eroberung seiner Vaterstadt hereinstürmenden feindlichen Kriegern nichts anderes entgegenzuhalten weiß als sein unsterblich gewordenes: „Stört mir meine Kreise nicht!“ ist hier mit voller Wahrheit und Ueberzeugungskraft wiedergegeben.

Aehnlich seinem Archimedes wurde auch der Meister, der ihn so ausdrucksvoll gemalt hat, mitten im Eifer der Arbeit vom Tod überrascht. Die Folgen einer Herzerweiterung haben ihn in ganz unvorhergesehener Weise dahingerafft.

Auf dem Neujahrsball.

(Hierzu das Bild S. 281.)

„Also ich werde das beneidenswerte Vergnügen haben, den Platz an Ihrer Seite einnehmen zu dürfen,“ sagte ich, als ich sie zu Tisch führte. „O, bitte, lieber mir gegenüber!“ erwiderte sie. Ich fiel aus allen meinen Himmeln. Aber mit dem liebenswürdigsten Ton ihrer weichen, bezaubernden Altstimme fügte sie alsbald hinzu: „Wissen Sie, ich halte es mit den Franzosen, die ihre Plätze am liebsten so wählen, daß sie Leute, mit denen sie angelegentlich zu plaudern gedenken, ‚Aug' in Auge‘ vor sich haben!“ — „Ah, wie beglückend für mich! Also Ihnen gegenüber! Aber sagen Sie, verehrtes Fräulein, halten Sie es in allen Dingen mit den Franzosen?“ — „In allen nicht gerade, aber doch in gar manchen, in denen ihnen diesseits des Rheins so viel Unrecht gethan wird.“ — „Das wäre?“ — Wir hatten inzwischen Platz genommen. Das „Gegenüber“ war in aller Form eröffnet. Wie sehr hat sie mit ihrer Anordnung recht gehabt! Sie ist entzückend, wenn ihre Augen mich funkelnd anblicken, erregt von der Begeisterung für alles, was sie die guten Seiten der Franzosen nennt. Und sie, die sich mit ihren Eltern nur in den auserlesensten Kreisen der Pariser Gesellschaft bewegte, hat sie ja auch nur von ihren liebenswürdigsten Seiten kennen gelernt. Aber ich widerspreche mit wahrer Lust, mit vollem Eifer, nur um diese schönen dunklen Augen mich immer feuriger anblicken zu sehen. Dieses glühende Eintreten für die „armen Verkannten“ kleidet sie zu reizend. Wenn Freund Brunner dort drüben, der uns durch seinen Kneifer mit so eifersüchtigen Augen überwacht, wüßte, wie sie mich abtrumpft, er würde — statt mit gelbem Neid — mit boshafter Schadenfreude drein schauen. Nur zu! Für mein holdes Gegenüber bedarf es solcher Aufmunterung freilich nicht. „Ueber diesen Gegenstand werden wir schwerlich jemals gleiche Meinung haben, Fräulein Adele!“ — „O, ich werde Sie bekehren!“ versetzt sie siegesgewiß. — „Dann müßten Sie mir wohl vergönnen, den Platz Ihnen gegenüber öfter einzunehmen.“ — „Wer hindert Sie daran?“ — „Keine Welt soll mich daran hindern, Fräulein Adele, so lange Sie es nicht überdrüssig werden, sich mit mir unverbesserlichem Gesellen herumzuzanken.“ — „O, Sie sind gar nicht so schlimm, wie Sie sich stellen! Wer die Gegenpartei so willig anhört, ist schon halb gewonnen.“ — „Ganz, wenn ich mir Ihre Worte nach meinen Wünschen auslegen darf.“ — Sie antwortet mit einem halb überraschten, halb fragenden, aber — gepriesen sei meine Kühnheit! — keineswegs mit einem abweisenden Blick. Nur ihr Zünglein, das bisher so schlagfertige, bleibt seltsamerweise diesmal die Antwort schuldig. Da setzt statt ihrer eine andere Zunge ein, der eherne Glockenmund, der auf dem benachbarten Kirchturm anhebt, die Mitternachtsstunde zu verkündigen, die große, gewichtige Stunde, an die zu denken ich fast vergessen hatte. Alles gerät in feierlich freudigen Aufruhr. Stühle werden gerückt, Champagnerkelche erhoben. — „Auf ein fröhliches Gegenüber im neuen Jahr!“ flüstere ich beziehungsvoll, mich ihr entgegenneigend. Hat sie mir in den Augen gelesen? Ihr Blick wird auf einmal ein so ganz anderer, mädchenhaft schüchterner, jungfräulich befangener — und doch — er hält mir stand — er senkt sich in den meinen, als wollte er mehr, weit mehr sagen, als alles, was ihr Mund seither so eifrig verfochten hat, und ganz, ganz etwas anderes, schöneres, lieberes. Eine feine Röte färbt ihre Wangen und verbreitet sich über das edle Oval ihres holdseligen Gesichtchens; krampfhaft hält sie den schlanken hohen Kelch, der dennoch zwischen ihren Fingerspitzen leise zittert. „Auf gutes Einvernehmen!“ haucht sie mir entgegen, und unsere Gläser klingen aneinander, ein-, zwei-, dreimal. Nun komm nur herüber, Freund Brunner, du Selbstbewußter, Unwiderstehlicher! Entführe sie mir für den nächsten Tanz! Der übernächste gehört wieder mir, und dann — „Auf gutes Einvernehmen im neuen Jahr!“ — —

O. B.

Beim Jahreswechsel.

Reich an Hoffnung, arm an Reue
Aus dem alten in das neue,
Thatenfroh jahraus, jahrein,
So mag's jetzt und künftig sein.

h.

Zu rechter Zeit.

Roman von

Sophie Junghans.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen fuhr ein guter Bekannter des Gutsherrn, der Justizrat Grote von Böhnen, zu kurzem Besuche an. Er war auf dem Wege nach Ravenstein zu einem Termin und wollte eine kleine geschäftliche Besprechung mit Herrn Mirbach auf diese Weise abthun.

Als er nach kurzer Frist wieder aus dem Zimmer des Gutsherrn trat, war dieser neben ihm. Zum erstenmale nach so vielen Wochen hatte Herr Mirbach wieder Stiefeln an; von dem Rheumatismus schien einstweilen nichts als der Stock, auf den er sich auch im Hause stützen mußte, geblieben.

Wie es sich traf, waren auch die Damen bei Wege. Man läßt sich auf dem Lande die Gelegenheit zu einer Ansprache mit Bekannten so leicht nicht entgehen. Der Justizrat, welcher hoch und teuer schwur, daß er keine Zeit habe, wurde nicht fortgelassen, bis er „einen Happen gegessen habe“, wie Frau Mirbach das nannte, ein Stück kalten Braten und Brot, und selbstverständlicher Weise ein paar Glas Wein dazu getrunken (unbeschadet übrigens des hellen Naßes aus der geschliffenen Liqueurflasche, welches ihm der Hausherr drinnen in seinem Sanktum natürlich längst kredenzt hatte).

Er kaute und trank aber wirklich im Stehen und indes meinte er beiläufig: „Waren Sie denn gestern selber oben auf der Platte, Mirbach? . . . Nun, ich dachte etwa zu Wagen. . . Wie haben Sie verkauft? . . . Das wissen Sie noch nicht einmal?“ Er lachte. „So sehr werden Sie großer Herr? Was Sie so im Kleinen einnehmen, interessirt Sie nicht mehr?“

„Nein, die Sache liegt anders,“ sagte Herr Mirbach in einem nicht leicht zu deutenden Tone. „Ich hatte meinen Inspektor hingeschickt, und dieser Herr hat geruht, den Zeitpunkt seines Referates über das Geschäft, das wir gemacht haben, auf heute Morgen festzusetzen. Gestern Abend paßte es ihm nicht mehr.“

„So, was Sie sagen?“ meinte der Justizrat, der nicht recht verstand, wo dies hinaus wollte. Von den Damen hatte nur Marfa auf die Worte geachtet, sie dafür aber auch mit allen Sinnen. Und jetzt fiel sie ein und fragte den Justizrat: „Waren Sie denn oben?“, wobei sie ihre heimliche Angelegentlichkeit, von der hier niemand etwas ahnte, sehr leicht verbergen konnte.

Nein, und er habe auch noch keinen Menschen seit gestern darüber gesprochen, wisse also gar nicht, wie das Geschäft gegangen sei. „Daß der junge Gussow auf dem Nachhausewege mit dem Pferde gestürzt ist, habe ich vorhin ganz zufällig beim Chausseehäuschen vor der Söllenerbrücke erfahren. Das ist ja aber für unseren Holzhandel ganz irrelevant.“

„Gestürzt! Doch nichts Gefährliches? Welcher denn von den Gussows?“ ließen sich hier die beiden älteren Damen lebhaft durch einander vernehmen, während Marfa schweigend mit einem ganz eigentümlichen, fast triumphirenden Gesichtsausdruck auf die weitere Auskunft wartete. Es war beinahe, als erhalte sie da eben nur die Bestätigung einer von ihr gehegten Erwartung.

„Der Kurt ist es, glaub' ich, gewesen,“ gab der Justizrat Auskunft. „Gefährlich? O nein . . ein paar blaue Flecke scheint es gesetzt zu haben und einen zerrissenen Rock. Daher weiß ich nämlich die Geschichte. Der kleine Schneider Tölz aus Ravenstein stand am Chausseehäuschen, als ich anfuhr, bei dem Einnehmer, und zeigte im Amtseifer den Rock vor, der übrigens auch voller Theerflecke war, als ob der Junge mit einem Wagenrade collidirt hätte. Von einer weitern Verletzung war aber keine Rede.“ —

Auf dem Lande ist man angewiesen auf solche Neuigkeitsschnipsel; dieser ältere, gewichtige Herr hatte daher letztern nicht für zu gering gehalten, um ihn mitzuteilen, und die Damen hatten ihn eifrig in Empfang genommen. Der Justizrat verabschiedete sich nunmehr; Herr Mirbach war, seit geraumer Zeit einmal wieder, bei dieser Gelegenheit mit hinaus auf die Rampe getreten, sah den Wagen davonfahren und blieb dann, auf den Stock gestützt, stehen, die Augen scharf und lauernd hin und her schickend.

Denn wenn er so stand, dann wußte ein jeder, daß er lediglich nach einem Anlaß suchte, um loszudonnern, wie sie's nannten. Und ein Anlaß fand sich stets, da Herr Mirbach ja nicht wählerisch zu sein brauchte. Einmal hatten sogar in Ermangelung von etwas anderem die Krähennester im Wipfel der hohen Ulmenbäume vorn am Hofthore als Ursache von wütendem Gepolter herhalten müssen.

Die Nester waren da seit den letzten dreißig, vierzig Jahren; nun hatten sie mit einemmale fort gesollt, als ob sie so leicht wie die Spinnweben aus den Ecken einer Zimmerdecke wegzufegen gewesen wären.

Zufälligerweise zogen jetzt gerade die Nester seine Augen abermals an. Sie waren natürlich längst wieder alle da, aber damals war es doch gelungen, einige davon herunterzustochern. Eine lebensgefährliche Arbeit war das aber gewesen für den Köthnerjungen, der hinaufgeklettert war.

Und Herr Mirbach hatte damals wohl gewußt, daß vernünftige, normal empfindende Personen dies Beginnen, das Kind da hinaufzuschicken, unmenschlich genannt haben würden.

Dieser Inspektor zum Beispiel, dieser Volmar, er würde sich am Ende gar widersetzt haben! Warum fiel der Mensch ihm dabei ein? Weil er ihn, er mochte sich stellen, wie er wollte, fast als eine Instanz über sich empfand. Weil er dumpf fühlte, daß ihn da in seiner nächsten Nähe, in der Person dieses Mannes, jetzt Vernunft und Recht gleichsam fortwährend stillschweigend beurteilten und verurteilten!

Und es hatte diese Stimmung des Gutsherrn gegen Volmar keine Milderung erfahren während der letzten Wochen der Hilflosigkeit, da er seinem Inspektor so viel hatte überlassen und noch dazu wahrnehmen müssen, wie völlig dieser der Sache gewachsen war. Den Teufel auch — hielt man sich deswegen einen solchen Kerl, um gewahr zu werden, daß man selber am Ende überflüssig war!

Nein, dergleichen paßte nicht in das hier übliche Regiment des allerpersönlichsten, willkürlichsten Eingreifens — das mußte bald ein Ende nehmen!

Wenn man durchaus etwas sehen will, so sieht man gewöhnlich auch. Und Herr Mirbach hatte besonderes Glück heute: selbst dem Unbefangenen wäre eine gewisse Bewegung drüben auf dem Gutshofe, den man von hier überblickte, nicht entgangen.

Die Knechte liefen hin und her; zwei waren zu einem Schuppen geeilt, in welchem Gerätschaften aufbewahrt wurden, und kehrten jetzt von dort, ein paar lange Stangen über den Schultern tragend, zurück. Und da war auch Timme, und er that, als ob er den auf der Rampe stehenden Herrn nicht sähe, was als ein Anzeichen dafür gelten konnte, daß er bei dem, was vorgegangen sein mochte, selber in unangenehmer Weise beteiligt war und einstweilen noch keinen andern denunziren konnte.

„He, Timme! Millionen Donnerwetter, Timme!“ Wütend stieß der Gutsherr seinen Stock auf, als ob sie das da drüben hören müßten. Wollten sie es wirklich darauf ankommen lassen, daß er die Treppe hinunter humpelte? Timme, der Duckmäuser, that noch immer, als habe er die nur zu wohlbekannte Stimme nicht vernommen; er wagte viel, er mußte wohl wissen, warum. Jetzt machte er Miene, den Hof zu verlassen. Der Gutsherr war wirklich die Treppe hinunter gestiegen, dann aber riß er ein Pfeifchen aus der Brusttasche und that einen schrillen Pfiff. Da kamen die Doggen in weiten Sätzen vom Hofe her, aber auch die Menschen mußten nun wohl stand halten, und Timme that, als ob er den Herrn jetzt erst gewahre; er hatte sich gewendet, riß schon in einer Entfernung von fast zweihundert Schritten die Mütze herunter und kam auf den Tyrannen zu.

In diesem Augenblicke betrat auch der Inspektor den Schauplatz, das heißt, er hatte eben auf derselben Seite wie Herr Mirbach die Hofstätte vom Garten her kommend erreicht. Den Gutsherrn konnte er und dieser ihn noch nicht sehen. Volmer mochte noch ohne Arg dessen was sich vorbereitete sein; er trat jetzt einige Schritte in den kleinen Garten zurück, in welchem die Mamsell ihr Gemüse zog, und beugte sich zu der dort an der Kette liegenden Hündin nieder, das Halsband des Tieres untersuchend, welches ihm zu eng schien.

Indessen war Herr Timme im engern Bereich der zornigen Stimme und Geberde des Machthabers angekommen. Herr Mirbach ließ ihm dafür, daß er ebenso schwerhörig gewesen war, einige Bezeichnungen angedeihen, die nicht wohl wieder zu geben sind. Dann sah er sich mit funkelnden Augen um. „Wo sind die Kerls mit den Stangen hin?“ — Die Leute hatten Miene gemacht, als wollten sie auf das Pfeifensignal stehen bleiben, waren aber nun doch verschwunden.

„Ans Wasser, gnädiger Herr,“ antwortete Timme, jetzt mit der verstockten Unterwürfigkeit des Menschen, welcher weiß, daß er seinem Schicksal nicht entgehen wird.

„Soll das heißen an die Schwemme, Schafskopf?“

„Nein, an die Weete, gnädiger Herr“, so hieß das stille aber tiefe Flüßchen, welches auf eine Strecke weit die Grenze des Gutes bildend an diesem hinzog.

„Nun weiter? Wird der Kerl bald reden? Liegt einer von euch Lümmeln drin?“ Das klang noch sehr gleichmütig, jetzt aber, mit merklich höherer Temperatur des Anteils in der Stimme: „Aha, ihr Halunken habt wieder ein Schaf darauf gehen lassen, wie im Frühjahr schon einmal! Den Schäfer soll ja ein heiliges Kreuzdonnerwetter —“

„Die Schafe sind seit ein Wochner viere schon auf der obern Brache, gnädiger Herr,“ sagte der unglückliche Timme, lediglich um Zeit zu gewinnen; der Weideplatz, den er erwähnte, war dreiviertel Meile vom Flusse entfernt.

„Also kein Schaf,“ bemerkte darauf der Gutsherr, diesmal aber ohne irgend welche weitere Mutmaßung auszusprechen.

„Nein . . . Und der gnädige Herr hatten doch selber gemeint, die Fohlen dürften mehr Platz haben, als der Herr Inspektor sie auf der obern Weide behalten wollte. Und da ist nun so ein Beest —“

Er wich zurück, da sein Herr den Stock hob. Eines der wertvollen Fohlen war in den Fluß geraten und ertrunken; es brauchte weiter keiner Mitteilung in Worten; Herr Mirbach las dieselbe dem Timme, dieser seiner ihm völlig verständlichen Kreatur, vom Gesicht ab. Er war innerlich nicht groß überrascht. Wer aber jetzt überrascht wurde und sich, so gut er seinen Herrn zu kennen glaubte, doch einmal wieder über ihn wunderte, das sollte Timme sein.

Es war in diesem Augenblick der Inspektor, Herr Wolfgang Volmer, wieder aus dem Küchengärtchen heraus und in den Hof getreten, und nunmehr nur etwa zehn Schritte noch von dem Gutsherrn entfernt. Da fuhr Herr Mirbach herum — es war, als ob er die Nähe des andern gefühlt hätte, denn gesehen konnte er ihn noch nicht haben — und mit der rohesten Heftigkeit auch sogleich auf den Verwalter los. —

„Das haben wir von Ihrer verdammten Superklugheit und Ihren Anordnungen, die Sie sich unterstehen, hinter meinem Rücken und über mich hinauszumachen!“ schrie er ihn an. „Jetzt wieder ein paar tausend Mark zum Teufel! Nichts als Aerger und Schaden in der letzten Zeit!“

Timme stand da mit offenem Munde — das ging denn doch noch über das Meiste, was man hier zu erleben gewohnt war. Denn der Inspektor war es ja gerade gewesen, welcher auf die Gefährlichkeit jenes Weideplatzes für die Fohlen unmittelbar am Flusse mit seinen schilfig verlaufenden Ufern und seinem durch die trägen Wasser um so tiefer ausgewühlten Bette hingewiesen und dann die Tiere weiter oben hatte abschließen lassen; worauf der Gutsherr sich über diese Vorsicht lustig gemacht hatte und ausdrücklich befohlen, das vom Inspektor aufgestellte Fenz an einer Stelle zu öffnen, damit die Tiere mehr Spielraum hätten. Und so drehte er jetzt den Spieß herum!

Der Herr Inspektor sah in diesem Augenblicke so aus, daß Timme in seinem Herzen fand, man könne sich allenfalls auch vor ihm fürchten, wenn einem der Herr dazu Zeit lasse. Und um so eher, je mehr er sich offenbar eben noch mit aller Kraft zusammennahm. Während der Gutsherr nach seiner Art lichterloh in Flammen stand, gemahnte der andere an die Gefährlichkeit eines Pulvervorrats, der ruhig genug aussieht, wenn auch der Funke schon fliegt, welcher mit einemmale alles verwandeln soll.

„Was ist geschehen?" fragte der Verwalter, und die Frage war mit einer gewissen verächtlichen Miene an Timme gerichtet, als an denjenigen zur Stelle befindlichen, welcher noch zurechnungsfähig schien.

„Heute früh ist eines von den Fohlen im Flusse ersoffen," gab Timme Bescheid. Uebrigens hatte sich Herr Timme mit bemerkenswerter Geschwindigkeit schon in die Sachlage gefunden, und seine Antwort klang dreist, wie es sich dem gegenüber geziemte, welcher, wie er wohl merkte, nach der Meinung des Herrn die Suppe ausessen sollte, obwohl das Unheil nicht aus seiner Anordnung, sondern umgekehrt aus der geflissentlichen Umgehung derselben entstanden war.

Und nun, das kannte man, würde der Gutsherr weiter toben und sein Opfer mit der Flut der Schmähreden und Anklagen überwältigen bis zur halben Besinnungslosigkeit.

Er fing auch schon an, gleich von vorn herein mit brüllender Stimme und fast blau im Gesicht: „Was ist geschehen? fragen Sie. Warum wissen Sie nicht, was geschehen ist? Wo lungern Sie herum? Warum passen Sie nicht auf? Vornehm thun, auf meinen Gäulen im Lande herumreiten und sich lächerlich machen, indem man den Herrn spielt, das kann man . . . Bezahl' ich Sie dafür? Aber dies hat die längste Zeit gedauert . . ."

Er hob den Stock, diesmal nicht, um zum Schlage auszuholen, sondern wie um jenem wütend den Weg zu weisen. „Werden Sie sich jetzt hinpacken, wie es längst Ihre verfluchte Schuldigkeit war, und selber einmal die Arme rühren! Nun, wird's bald. . ."

Denn der Inspektor hatte sich eben allerdings von der Stelle bewegt, aber nicht, um sich in der angewiesenen Richtung zu entfernen, sondern um einen Schritt auf den Tobenden zuzutreten. Und jetzt — fiel der Himmel nicht auf den Gutshof von Masannen nieder? Timme erwartete nicht viel weniger — jetzt hatte der junge Mann Herrn Mirbach am Arme gepackt und sagte schneidend:

„Herr, mäßigen Sie sich . . . Sie sind verrückt oder betrunken —"

„Wa—as?" Der Gutsherr lallte es fast, und nun war es eigentümlich, zu sehen, wie die Wut, die bisher gleichsam nur eine willkürliche, ein halbes Schauspielern gewesen war, wie sie jetzt erst echt wurde und ihm auf Augenblicke fast die Kehle zuschnürte. Er keuchte, bewegte zuckend den Arm hin und her, der eben jenen kräftigen Griff gespürt hatte, und dazwischen kamen die Worte:

„Das sagt mir ein elender Hund von Inspektor? Aber er ist verrückt" — mit einer übertriebenen Geberde die zehn Finger dabei an die Stirn führend — „der Bettelstolz ist ihm zu Kopfe gestiegen . . . Das Volk kommt hierher, um sich satt zu essen und wird übermütig . . ." Und nun schlug mit einem Male die Stimme wieder in's Ueberlaute um . . . „Verdammter vornehmer Lump . . . schiert es mich etwa, daß Du durch eine Schule gelaufen bist! Ich lasse Dich wie den vorigen mit den Hunden vom Hofe hetzen . . ."

Aber wohlgemerkt, der Pfiff für die Hunde, mit dem er dem hilflosen Vorgänger Wolfgangs gegenüber sofort bei der Hand gewesen war, unterblieb. Und nun trat Volmar auf ihn zu, packte mit der Linken seinen rechten Oberarm und griff ihm mit der Rechten, mit einer Faust wie Eisen, zwischen Hals und Kragen, wodurch der Spielraum zum Atemholen für den Tyrannen auf Augenblicke sich so beträchtlich verringerte, daß er jetzt noch einmal blau im Gesicht wurde. Er war hilflos, denn Herr Timme rührte keine Hand, um ihm beizuspringen, sondern schien durch das Unerhörte gelähmt. Und nun sagte Volmar, den alten Wolf kräftig schüttelnd:

„Sie sind ein Elender . . . und ein Narr dazu. Wären Sie kein alter Mann, so gäbe ich auch Ihnen die Reitpeitsche."

Dann ließ er los und ging seiner Wege. Herr Mirbach hatte, so plötzlich von jenem unbequemen Klammergriff befreit, das Gleichgewicht verloren und war zu Boden getaumelt.

Aber der Fall war ungefährlich, und er war gleich wieder auf den Füßen, diesmal mit Hilfe Timmes. Diesen starrte er jetzt wie geistesabwesend mit glasigen Augen an, während der Hofmann, seinem Herrn die Erdspuren von den Kleidern klopfend, murmelte:

„Das ist ja ein Satan von einem Menschen, gnäd'ger Herr — ein Glück, daß wir den jetzt los werden."

Sein Herr aber stammelte, wie ein Betrunkener: „Er hat sich an mir vergriffen — ich muß ihn zusammenschießen."

Damit strebte er, auf seinen Stock gestützt, dem Hause zu. Timme, welcher wußte, daß eine geladene Flinte im Zimmer des Gutsherrn in der Ecke lehnte, hielt sich dicht an ihn and mahnte, weniger respektvoll als vertraulich:

„Um Gottes willen, richte der gnäd'ge Herr kein Unheil an. Ja, wenn der gnädige Herr das Gewehr eben bei sich gehabt hätten — dann war es Notwehr — der unverschämte Mensch hat ja den gnädigen Herrn gedämpft, daß mir himmelangst wurde . . . Der Schlag hätte Sie rühren können, wie gar nichts . . ." Das war Herrn Timmes kleine Tücke, die er nicht lassen konnte, seinen Herrn in der wenig erbaulichen Nothlage sich selber noch einmal vorzuführen. Aber der Gutsherr hörte ihn vielleicht gar nicht; er stampfte auf das Haus zu, Timme immer hinterdrein, die Freitreppe hinauf und in sein gleich vorn am Flur gelegenes Zimmer. Hinein wagte ihm Timme nicht zu folgen und er hörte, wie drinnen abgeschlossen wurde.

Einige Augenblicke lang stand die vierschrötige Gestalt Timmes vor der verschlossenen Thüre ganz still; der Mann war ratlos. An ein erneutes Aneinandergeraten seines Herrn und dieses Menschen von einem Verwalter dachte er nicht; das war ja durch die Verschanzung des Wütenden in sein Zimmer einstweilen ausgeschlossen. Aber Herr Mirbach war im Stande, auf den Inspektor, wenn er etwa unten vorbeiging, aus dem Fenster zu schießen — und je länger Timme da stand und an das Vorgefallene dachte, je wahrscheinlicher kam ihm dieser Abschluß vor. Denn dummschlau wie er war, wußte er wohl, daß sein Herr sich zwar meist, wenn es auf Leutequälerei abgesehen war, in eine so zu sagen kalte Wut hineinarbeitete, welche nur bezweckte, was sie sich vorgesetzt hatte, daß es aber auch Zeiten gab, in denen die Bosheit mit ihm durchging, so daß er alsdann in seiner Raserei wie taub und blind, achtlos der Folgen und völlig unzurechnungsfähig war. Ein Wunder eigentlich, daß er in solchen Augenblicken noch keinen Totschlag begangen hatte!

Die Folgen eines solchen aber für das Gut und die Leute darauf, ihm, Timme, in erster Linie, wären von der minder angenehmen Sorte gewesen. So viel wußte Timme, und auch, daß jetzt etwas geschehen müsse.

Aber was? Sollte er den Inspektor aufsuchen? Der sah nicht aus, als ob er von ihm eine Warnung annehmen würde. Da fielen ihm die Damen ein. Und gleich war er auch durch den Flur und an der Thüre zum Eßzimmer, und klopfte, die Mütze in der Hand.

Gott sei Dank, sie waren drinnen, oder in einem der nächsten Zimmer. Sein Klopfen hatten sie nicht gehört, aber er hörte ihre Stimmen und drückte sich, nach seiner Art, hinein.

Hart an der Wand blieb er stehen. Er sah durch die offene Thüre zum nächsten Wohnzimmer, daß zwei der Damen in diesem waren. Fräulein Marfa lag, im Journal lesend, im Sessel und beachtete ihn nicht. Dagegen blickte ihre Tante auf, und als ihr Blick ihn traf, machte er ihr ein Zeichen, so daß sie sofort heran kam.

Sie konnte auf seinem Gesicht unschwer lesen, daß etwas Besonderes vorgefallen war. Aber an tolle Scenen war man auf Masannen gewöhnt, und so fragte Fräulein Steppuhn ziemlich gleichmütig: „Nun was gibt's, Timme? Hat sich wieder einer aufgehängt?" — (Wie vor einigen Monaten, wo auf dem Futterboden der Gänsejunge, der aus Dummheit Strangulierversuche an sich gemacht hatte, tot aufgefunden worden war.)

„Ein Unglück!" war darauf Timmes Erwiderung, in einem Bühnengeflüster, welches durch zwei Zimmer hindurch verständlich war. „Unser gnädiger Herr und der Inspektor sind an einander gewesen. Der Mensch hat den gnädigen Herrn beinahe erwürgt! Ich würde es keinem glauben, aber wie Sie mich hier sehen, hab' ich dabei gestanden. Und nun ist unser gnädiger Herr auf seine Stube nach der Flinte und will den Inspektor zusammenschießen."

„Allmächtiger Gott! hörst du das, Marfa!" rief die Tante. Drinnen hatte der Schaukelstuhl geknarrt und die Illustrirte Frauenzeitung war zu Boden geknistert. Aber jetzt kam Fräulein Marfa mit einer gewissen gemachten Langsamkeit heran und ebenso sagte sie auch:

„Ja, und es sind ja recht interessante Neuigkeiten! Natürlich ist kaum der vierte Teil davon wahr . . ."

„Gott soll mich strafen, wenn ich ein Wort zuviel gesagt habe," betheuerte Timme. Noch überzeugender aber war die Geberde wirklichen Schreckens, mit der er jetzt durch die Stube nach dem Fenster lief, er, der sich sonst immer den Anschein gab, als ob er in diesem Zimmer sich kaum zu rühren traue. Er hatte geglaubt, draußen auf dem Gartenkies Schritte zu hören. „Ich dachte, der Inspektor ginge etwa da unten," sagte er dabei. „Wenn der jetzt so tolldreist ist und spaziert an des gnädigen Herrn Zimmer vorüber, so legt der gnädige Herr aus dem Fenster auf ihn an, so gewiß ich hier stehe. Denn der Herr weiß gar nicht, was er thut . . so habe ich ihn doch noch nie gesehen."

„Nette Geschichten!" sagte die Tante, den Schrecken, den sie empfand, hinter ihrer trockenen Manier verbergend, während Marfa nur bemerkte: „Das habe ich längst kommen sehen!" wobei es fast feindselig aus ihren Augen blitzte. Jetzt sollte es sich zeigen — vielleicht sogar ihr selber erst zeigen — daß Volmar ihre kalt eitle Natur gegen sich aufgereizt und verletzt hatte unbeschadet des Zuges zum Manne, welchem das junge Weib in ihr nicht hatte widerstehen können.

Uebrigens glaubte sie nicht ernstlich an Gefahr für ihn oder vielmehr, sie hatte das Gefühl — und wie etwas Feindliches empfand sie es — daß Wolfgang ihnen allen gewachsen sei.

In diesem Augenblicke trat Frau Mirbach ahnungslos aus einer innern Thür ins Zimmer und hatte die Ueberraschung, von ihrer Schwester Steppuhn beinahe über den Haufen gerannt zu werden bei der Hast, mit der die Tante da gerade an ihr her zur Korridorthür stürzte. Sie riß dieselbe auf und richtig, ihr Ohr hatte sie nicht getäuscht: Volmar kam gerade über den Flur geschritten.

„Wo wollen Sie hin, Herr Inspektor? doch nicht zu meinem Schwager? redete sie mit erregter, gedämpfter Stimme auf ihn ein . . . Um Gottes willen . . ."

Volmars Auge glitt etwas erstaunt über die Gruppe der Damen. Eben hatte Fräulein Marfa ihrer Mutter erklärt, was vorging, wozu sehr wenige Worte gehört hatten, und die beiden älteren Frauen wenigstens sahen den jungen Mann voller Entsetzen an, während es fast schien, als hätte auf seiner Miene ein gewisser Humor sich vorzudrängen Lust.

Doch hielt er die Regung zurück und sagte ernst, den Strohhut hebend, mit seiner gewöhnlichen ritterlichen Höflichkeit: „Ich habe eben auf dem Felde zu thun. Allerdings werde ich im Laufe des Vormittags eine kurze Besprechung mit Herrn Mirbach nachsuchen: ich glaube aber nicht, daß er zu einer solchen gerade im Augenblick schon aufgelegt wäre."

Er wollte vorüber und den Flur entlang durch die Hausthüre. Fräulein Steppuhn war in ihrem wohlwollenden Anteil aber nicht so leicht abzuschütteln. Sie blieb neben ihm, so daß sie nun beide der Thüre zum Zimmer des Hausherrn immer näher rückten, und sagte angelegentlich halblaut:

„Wir wissen durch Timme alles, was vorgegangen ist. Stellen Sie sich dem Wüthenden heute nicht mehr in den Weg, das wäre lebensgefährlich . . ."

Wolfgang zog die geraden Brauen ein wenig in die Höhe. „Lebensgefährlich für wen?" fragte er.

Aber die Tante beachtete den Einwurf nicht, da sie nach Art vieler Leute nur an das dachte, was sie noch zu sagen hatte. „Ich bin gerne bereit, zu vermitteln, wir alle drei sind es, nicht wahr, Marfachen?" denn auch Marfa und Frau Mirbach waren herangekommen — „wir kennen ja meines Schwagers entsetzliche Heftigkeit . . ."

„Herr Volmar sieht aber gar nicht aus, als ob er unsere Vermittelung wünsche, Tante," sagte Marfa hier und ihr und sein kalter Blick kreuzten sich dabei.

„Das gnädige Fräulein trifft das Richtige," erwiderte er dann auch frostig. „Auch die wohlmeinendste Einmischung kann in diesem Falle nichts nützen."

Die Morgennummer wird durch die Thürspalte geschoben oder vor die Thür gelegt, und der Berliner ist gewohnt, sie als den ersten Gruß aus der neuerwachten Welt dort zu finden, wenn er früh seine Entreethür öffnet.

Der Straßenverkauf von Berliner Zeitungen hat erst in den letzten Jahren einen Aufschwung genommen. Noch vor zehn Jahren sah man verhältnismäßig selten auf der Straße einen Menschen eine einzelne Zeitung kaufen. Die einzelnen Exemplare waren auch teuer, und eine neu entstandene Zeitung, die „Neuesten Nachrichten“, schaffte insofern Wandel, als sie zum Erstaunen der anderen Zeitungsverleger und auch des Publikums eine vollständige Zeitungsnummer für einen Pfennig auf der Straße verkaufen ließ.

Dieser billige Preis hielt sich allerdings nicht lange. Es stellte sich auch die eigentümliche Erscheinung heraus, daß ein zu billiger Preis den Verkauf einer Ware erschwert. In Berlin kursirt bekanntlich sehr wenig Kupfergeld, und insbesondere in den Portemonnaies der Männer findet man Kupfergeld außerordentlich selten, während es die Hausfrauen eher zum Ausgleich beim Einkauf kleiner Warenmengen erhalten und ausgeben. Die Verkäufer mußten extra mit Kupfergeld versehen werden, um herausgeben zu können, und dieses Wechseln wurde dem Publikum so langweilig, daß das Geschäft besser ging, als die Zeitungsnummer fünf Pfennige kostete. Die meisten Zeitungen, mit Ausnahme einiger großen, ermäßigten auch den Preis für das Exemplar auf 5 Pfennige, und das Bedürfnis nach Zeitungen, die auf der Straße verkauft wurden, wuchs in Berlin so, daß sich die Gesellschaft der „Berliner Trinkhallen“ entschloß, in ihren zahlreichen Verkaufsbuden auch den Straßenverkauf von Zeitungen einzurichten und selbst im Winter diese Verkaufsstellen offen zu halten. Der Verkauf muß entschieden lohnend sein, sonst würde der Winterverkauf wenigstens eingestellt werden.

Die Versendung der Berliner Zeitungen nach außerhalb geschieht durch die Post. Die deutschen Zeitungen haben durch den Postdebit einen großen Vorteil vor den englischen, französischen und italienischen Zeitungen, mit deren Versendung und Spedition sich die Post nicht befaßt. Wer in Frankreich, England oder Italien auf eine Zeitung abonnirt, gibt seine Adresse direkt bei der Zeitungsexpedition an, worauf Kreuzbandstreifen mit seinem Namen bedruckt werden und ihm die Zeitung unter Kreuzband täglich einmal oder mehrmals zugesendet wird. Diese Kreuzbandzustellung verteuert das Abonnement natürlich sehr, und so sind denn auch die Abonnementspreise der französischen und italienischen, vor allem aber der englischen Blätter bedeutend höher als die der deutschen.

Für die Beförderung der in Berlin erscheinenden 630 Zeitungen nach außerhalb dient als Centralstelle das Postzeitungsamt. Dieses einzig in der Welt bestehende Institut stellt den Mechanismus einer großartigen Maschine dar, deren einzelne Teile aus Menschen bestehen, die einander in die Hände arbeiten und die zusammen täglich zweimal fast Uebermenschliches leisten.

Die Berliner Blätter erscheinen zumeist täglich zweimal, nur einzelne erscheinen abends, wie der Reichsbote, die Post, die Kreuzzeitung, die Abendpost, die Germania; andere erscheinen nur morgens, wie die Staatsbürgerzeitung, das Kleine Journal, die Berliner Zeitung, die Tägliche Rundschau u. s. w., welch letztere indes ihre Ausgabe für die auswärtigen Abonnenten am Abend zuvor verschickt. Das Abendblatt, das der Berliner zwischen sechs und sieben Uhr in seiner Wohnung erhält, schließen die Redaktionen um drei oder halb vier Uhr. Der Druck beginnt gegen vier Uhr; bei dem Warten auf wichtige Nachrichten verspätet sich der Beginn des Druckes indes um fünfzehn bis zwanzig Minuten. Die Redaktionen für die Morgenblätter schließen in später Abendstunde und lassen gewöhnlich einen Redakteur als Nachtwache zurück; zwischen zwölf und ein Uhr nachts werden aber die Blätter für die Aufnahme von Notizen geschlossen, und der Druck beginnt gegen zwei Uhr morgens. So kommt es, daß das Postzeitungsamt zweimal innerhalb vierundzwanzig Stunden eine Hochflut von Zeitungen, insbesondere von politischen bekommt, welche mit größter Geschwindigkeit durch die nächstabgehenden Eisenbahnzüge aus Berlin geschafft werden müssen; die erste Hochflut ist die der Morgenzeitungen, welche um vier Uhr eintreffen und bis acht Uhr die Thätigkeit des Postzeitungsamtes vollständig in Anspruch nehmen, und eine zweite Hochflut, bei welcher die Expeditionsfrist noch knapper ist, nachmittags gegen fünf Uhr bis abends um neun Uhr.

Das Postzeitungsamt beschäftigt 65 Beamte und 130 Unterbeamte, unter denen 80 Beamte und Unterbeamte mit der direkten Expedition der Berliner Zeitungen beschäftigt sind, während die anderen Beamten in Bureaux sich aufhalten, welche mit 5000 Postämtern im In- und Auslande direkt über die von Berlin bezogenen Zeitungen abrechnen. Mit 5000 Postämtern und Stationen hat also das Postzeitungsamt von Berlin täglich zu verkehren, und man wird begreifen, welche Unsumme von Arbeit der Verkehr mit diesen vielen Empfangsstellen erfordert. Muß doch für jede Empfangsstelle täglich zweimal ein Zeitungspaket hergestellt werden, welches aus einem Bogen grauem Packpapier als Umschlag besteht, auf dem der gedruckte Name der Empfangsstation aufgeklebt ist; das Paket wird außerdem noch mit Bindfaden verschnürt, und zu diesen Paketen braucht das Postzeitungsamt täglich gegen zehntausend große Bogen graues Packpapier, gegen neunzig Pfund Bindfaden und täglich 25 Pfund Kleister.

Die nichtpolitischen Blätter werden zusammen mit den politischen verschickt; an manchen Tagen, nämlich an denjenigen, an denen diese nichtpolitischen Blätter, die zumeist Wochenschriften sind, erscheinen, schwellen die Pakete noch mehr an als sonst. Das Postzeitungsamt hat aber gewissermaßen Muße, um die nichtpolitischen Blätter vorher zu sortiren und zur Versendung vorzubereiten.

Für die fünftausend Empfangsorte sind natürlich fünftausend Fächer in Regalen vorhanden. Da es unmöglich wäre, diese fünftausend Fächer von einem Punkte aus zu überwachen, das Sortiren und Zusammenpacken der Zeitungen von einem Punkte aus zu kontrolliren, ist das ganze Postzeitungsamt in fünfzehn Unterabteilungen, sogenannte „Listen“ geteilt, von denen jede einzelne eine bestimmte Anzahl von Fächern und von Zeitungsexemplaren zu verarbeiten hat. Diese Fächer haben eine doppelte Nummerirung; einmal nach Buchstaben, denn nach Buchstaben des Alphabets werden die nichtpolitischen Zeitungen geordnet. Die politischen Zeitungen werden in den Fächern nach Eisenbahnpostkursen geordnet, d. h. in den Regalen liegen nebeneinander die Fächer derjenigen Stationen, die an einer bestimmten Eisenbahnlinie liegen, welche der Schnellzug, der die Zeitungen mit sich nimmt, berührt. Trotzdem ist dafür Anordnung getroffen, daß im bestimmten Moment die politischen und nichtpolitischen Zeitungen friedlich in ein Fach zusammenkommen, um von hier aus verpackt zu werden.

Viele Stunden lang vor Beginn des eigentlichen Verkehrs, für das Morgenblatt schon um elf Uhr abends, beginnen im Postzeitungsamt, in dem der Dienst nur am Montag Vormittag ruht und sonst ununterbrochen jahraus, jahrein derselbe bleibt, die Vorbereitungen. Die Beamten der Listen schneiden vermittelst Schneidemaschinen das Packpapier für die Pakete zurecht, sie schneiden aus großen, bedruckten Bogen die Zettel mit dem Ortsnamen der Stationen und kleben diese auf das Stück Packpapier; sie schneiden Bindfaden in bestimmten Stücken je nach der Größe, die das betreffende Paket haben wird und die sie schon im voraus wissen; Kleister wird zurecht gerührt und bereitgestellt, und in jedes Fach wird ein Stück Packpapier gelegt, welches an der unteren Seite den Namen der Station trägt, für die das Paket bestimmt ist und der natürlich mit dem Namen korrespondirt, der sich über dem Fache befindet.

Die unpolitischen Blätter, die einlaufen, kommen in regelmäßigen Zwischenräumen, im Laufe des Tages oder abends und werden mit Bequemlichkeit in die Listen verteilt. Ganz anders steht es mit den politischen Zeitungen, die stets zu bestimmter Minute verarbeitet werden müssen und von denen einzelne ja Auflagen haben, die in die Hunderttausende gehen. Natürlich können die Zeitungen nicht alle Exemplare für außerhalb auf einmal senden; trotz der Anwendung der fabelhaft rasch arbeitenden Rotationsmaschinen dauert das Drucken einer ganzen Auflage oft mehrere Stunden, und das Postzeitungsamt hat auch kein Bedürfnis, die ganze Auflage auf einmal zu bekommen, da sowohl abends als morgens von den verschiedenen Bahnhöfen aus in kurzen Zwischenräumen Schnellzüge abgehen, welche die Zeitungspakete, in mächtige Säcke verpackt, für den Kurs mitnehmen und bei denen es sich darum handelt, rasch die ersten Schnellzüge abzufertigen, weil für die Abfertigung der später folgenden immer noch einige Zeit bleibt.

So herrscht denn im Postzeitungsamt gegen vier Uhr morgens und nachmittags gegen fünf Uhr eine geradezu erschreckende Aufregung, und wer zum erstenmal Gelegenheit hat, der Thätigkeit der Beamten zuzusehen, bekommt den Eindruck eines ungeordneten, chaotischen Durcheinanders, in dem sich kein Mensch zurechtfinden kann. Durch den Haupteingang sieht man Kutscher und Angestellte der Zeitungen mächtige Pakete, gewöhnlich tausend Exemplare zu einer Art Riesenpapierballe zusammengebunden, hereinschleppen und auf den eisenbeschlagenen Tisch niederwerfen. In dem allgemeinen Chaos hört man nur kurze Schreie und Kommandorufe. Die Kutscher und Angestellten der Zeitungen rufen die Anzahl der Exemplare aus, welche sie bringen; gewissermaßen als Geist über den Wassern aber schwebt die Stimme eines Beamten, der in dem Annahmeraum auf einem kanzelartigen Podium sitzt und von dort aus nach den Angaben des vor ihm liegenden Buches kommandirt, wie viel Exemplare von jeder Zeitung auf jede „Liste“ rasch verteilt werden sollen. Mit unheimlicher Geschwindigkeit zählen die Annahmebeamten die Exemplare ab, überliefern sie den Trägern für die betreffenden „Listen“, diese laufen, so schnell sie ihre Füße tragen können, in die „Liste“ oder schleudern die Ballen auf die Fahrstühle, welche ununterbrochen hinauf- und heruntersausen. Die Listenführer lesen wieder aus einem täglich zweimal angefertigten Register die Namen der Stationen vor, welche Zeitungen erhalten, und gleichzeitig die Anzahl der Exemplare jeder politischen Zeitung, die für die betreffende Station bestimmt sind. Alle Thätigkeit greift ineinander wie ein Räderwerk, geht mit einer riesenhaften Geschwindigkeit, und der Zuschauer ist fast verblüfft, wenn er erfährt, daß in einer halben Stunde bis dreißigtausend Exemplare von Zeitungen angenommen, gezählt in die Listen und auf die Stationen verteilt, in Pakete verschnürt, in Säcke verpackt und fortgeschafft werden. Die Arbeit muß mit einer Geschwindigkeit vor sich gehen, bei der jede Sekunde kostbar ist. Genau auf die Viertelminute müssen die ersten Karriolwagen morgens und nachmittags vom Hofe gehen, um die Schnellzüge noch auf den Bahnhöfen zu erreichen, wo in die Postwagen der betreffenden Züge direkt die mächtigen Säcke hineingeworfen werden.

Die Hauptthätigkeit des „Postzeitungsamtes“ fällt, wie bereits angedeutet, in die Stunden von 4—8 Uhr morgens und von 5—9 Uhr abends. Während jeder dieser vierstündigen Hochfluten tritt ungefähr alle halben Stunden ein „Listenschluß“ ein, d. h. die für einen bestimmten Eisenbahnpostkurs bestimmten Pakete müssen geschlossen und durch Karriolwagen nach den Bahnhöfen geschickt werden, weil der betreffende Zug um diese Zeit abgeht. Solch ein „Listenschluß“ bietet jedesmal ein großartiges Bild. Durch Glockenzeichen wird das Signal zum „Schluß“ und zum Verladen gegeben. Von der Gleitbahn herab kommen Säcke gestürzt, sämtlich gefüllt mit Zeitungspaketen, die Fahrstühle bringen ununterbrochen Säcke mit Zeitungen herunter, aus den Sälen der im Parterre befindlichen „Listen“ stürzen die Beamten mit Beuteln und Säcken, sämtlich gefüllt mit Zeitungen, nach der hinteren Ausgangsthür, wo innerhalb weniger Sekunden eine ganze Barrikade von Zeitungssäcken und Beuteln entsteht. Die Flügelthüren werden aufgestoßen, zwei Beamte stellen sich rechts und links vor der Thür auf, um zu sehen, daß die Verpackung auch richtig geschieht; fünf bis zehn Karriolwagen, deren Hinterthür geöffnet ist, stehen vor der Thür, noch einige Kommandorufe, und die Karriolen sind gepackt, die Thüren fliegen zu, und im nächsten Augenblicke jagen in flottester Gangart die Karriolen vom Hofe. Die Beamten eilen zurück in ihre „Listen“ und beginnen das mühsame Geschäft des Abnehmens, Zählens, Sortierens, Verschickens und Verladens immer wieder von neuem, bis endlich der letzte „Listenschluß“ eintritt und die Vorbereitungen für die nächste Hochflut von Zeitungen getroffen werden können.

Zu diesem Dienst gehören selbstverständlich besonders geschulte Leute, welche monatelanger Anleitung bedürfen. Die Beamten sind außerordentlich angestrengt und bleiben manchmal vierundzwanzig Stunden ununterbrochen im Dienst, wobei sie kaum Gelegenheit haben, einige Stunden im Sitzen zu schlafen.

In dieser Weise verarbeitet das Postzeitungsamt täglich mindestens dreimalhunderttausend Exemplare von politischen und an manchen Tagen auch ebensoviel von unpolitischen Zeitungen und Blättern, eine Riesenaufgabe, deren Lösung jedesmal ein Meisterstück für sich ist. **Oskar Klaußmann.**

Das Artel.

Rußland ist uns in mancher Hinsicht immer noch ein großes Rätsel. Sein ungeheures Gebiet birgt soviel des Fremdartigen und Ueberraschenden, daß wir uns in eigentümlicher Weise angezogen fühlen. Namentlich das Volksleben in seinen unteren Schichten zeichnet sich in dieser Beziehung aus und bietet manches, das uns den Russen in ganz anderem und weit günstigerem Lichte erscheinen läßt, als wir uns ihn vorzustellen pflegen. So zeigt z. B. das Artel, daß wir es hier keineswegs mit einem rohen, beschränkten, sondern einem von Natur gesellig gestimmten Volke zu thun haben.

Das Artel ist eine freie Vereinigung von industriellen oder landwirtschaftlichen Arbeitern zum gemeinschaftlichen Gelderwerb und gemeinschaftlichem Haushalt für die Dauer des Abkommens. Es ist eine uralte Nationaleigentümlichkeit. Das von der Kaiserin Katharina II. wegen seiner militärischen Organisation aufgelöste Artel Zaporojskaja Sietsch der kleinrussischen Kosaken wird schon im 10. Jahrhundert erwähnt. Dieses Artel bezweckte die Herbeischaffung der in der Heimat mangelnden Fischvorräte aus dem Dnjepr. Der Bedarf an Fischen ist bei den 210 Fasttagen in Rußland außerordentlich groß. Daß das Artel militärisch organisirt war, lag in der Natur der Sache. Die Anwohner des Dnjepr konnten den Fremden das Fischen wehren, was auch wohl vorgekommen sein mag. An der Spitze jedes Unternehmens stand ein gewählter Ataman, dem ein Rechnungsführer und ein Wirtschafter beigeordnet waren. Ein bestimmtes Maß von Leistungen, dem jeder sich gleichmäßig zu unterwerfen hatte, war vorgeschrieben; schwache Leute waren also nicht zu gebrauchen, sondern wurden daheim bei den Weibern und Kindern gelassen. Dafür war aber die Verteilung des Ertrages eine gleichmäßige. Die wirtschaftlichen Einrichtungen dieses Artels haben sich noch bei den Schiffern des Dnjepr, und auch anderwärts, bis heute erhalten.

Aeußerst zahlreich sind die Artels für den Landtransport und das Verladen von Gütern. Im südlichen Rußland begegnet man nach der Ernte, besonders bei gutem Ausfall, ganzen Karawanen von Wagen, die mit Ochsen bespannt sind. Jeder Wagen geht auf eigene Rechnung, da aber die Wagenbesitzer ziemlich dumm geartet sind, so fließt der größte Teil des Gewinnes in die Taschen der Unternehmer, welche die Wagen gegen eine möglichst hohe Abgabe vermieten.

Uralt sind auch die Jamschtschi genannten Artels für den Postdienst auf dem Lande. Derselbe wird von Bauern, die im Besitz eines zweckentsprechenden Wagens und dreier Pferde (Troika) sind, versehen. Diese Art Artel hat sich mit dem wachsenden Bedürfnis mehr und mehr ausgebreitet und ist, so zu sagen, eine Regierungsangelegenheit geworden, obwohl die Regierung lediglich mit den Unternehmern verkehrte, sich aber um den Dienst selbst nicht kümmerte.

d by Google

Else R—ohl. Den Jahrgang 1886 unseres Journals beziehen Sie durch jede Buchhandlung zu dem ermäßigten Preis von Mark 4, broschirt aber fein gebunden in zwei Bänden für Mark 10. Genaueres über den hauptsächlichen Inhalt zu kennen, Novellen rc. finden Sie in dem kleinen Prospekt, welcher der Nr. 8 beigegeben war.

N. L. in Budapest, R. L. in Pirmasens, J. R. in Dresden, dankend abgelehnt.

Ein harter Stein. Sie haben Ihrer Vorstellung von einem echten deutschen Edelmann einen so originellen Ausdruck gegeben, daß wir nicht umhin können, ein Stück davon hier folgen zu lassen. Sie sagen:

Den deutschen Edelmann, denkst du dir wohl,
Daß Alles bei ihm von Golde sein soll.
Doch weißt kennst du nicht aus dem Mann,
Der seinen Mantel nie mit Gold behangen kann,
Der doch aber im Innern ist gefüttert,
Daß vor Kälte er nicht zittert,
Dem sein Gang von Natur behält einen sich'ren Weg,
Da ihn sein Steed führt über manchen Steg,
Dem sein aufwärts gehendes Leben,
Doch vor allem Ungemach läßt beben,
Der mit dem Blick all das erzielt
Was er im Glauben von Gott gewollt,
Der trägt den Orden im Innern seiner Brust —
Das ist ein Edelmann, voll deutscher Lust.

Du fragst, warum der ein Edelmann ist,
Da komme und sehe, wie sein Regiment doch ist,
Da hörst sein Hämmern, sein Schmieden,
Daß jeder Schlag wiederhallt hinan:
Der schmiedet das Eisen so lang,
Daß bis es reicht für sein Lebelang.
Der ist aber gar eifrig am Werke, sagst du,
Das Leben wäre betrübsam, glaubst du;
Doch wisse, er ist immer ganz stille heiter
Denkt sich, komme was auch wolle, es geht ja vorbei.

Wie schön ist das gesagt! — Komme, was auch wolle, wir werden uns über nichts mehr wundern.

Charlotte L. in Lübeck, W. Kr. in Kiel; H. in Innsbruck, Gustav S. in Stralsund, J. G. in Wandsbek, J. B. S. in Elbing, E. v. d. G. in Potsdam; E. F. in Schweidnitz. Zu unserem Bedauern nicht für uns verwendbar.

J. R. in Salzburg. Besten Dank! Die Weihnachtserzählungen sind leider entsprechend verspätet.

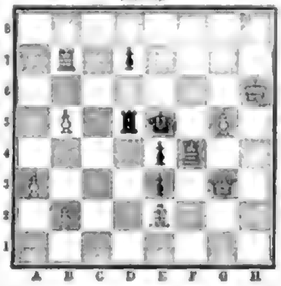
W. Mn. in B. Es fehlte uns diesmal an Raum, jenes Festes in solcher Weise zu gedenken.

Richtige Lösungen sandten ein: „Cleopatra" in Alexandrien (3). Henriette Helbing-Lieberg in Zürich (4). A. v. Dullen in Budapest (4). G. Bauer-Schlatter in [illegible] (2). Lilli von Eberbach in [illegible] bei Waldheim i. Els. (3). „Haidekraut" in Frankfurt a. M. (2). Frederica [illegible] in [illegible] (3). J. Peters in Köln (4). [illegible] in Hagenau i. Els. (3). O. v. E. [illegible] in [illegible] (1). Marie Gelsermann in Hannover (2). „Schnepfe" in Wandsbek (3). Luciana Fiek in Prag. „Maria Magdalena" in Odessa (3). „Wald und Wiese" in Glasgow (3). „Mabeule" in Kairo (3).

Schach.
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe 10. Von F. Jespersen.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe 7 Seite 160:

Weiß. 1) S. B 5 — D 4.
Schwarz. 1) K. E 5 n. D 4.
Weiß. 2) T. A 8 — [illegible] 4.
Schwarz. 2) Beliebig.
Weiß. 3) T. Matt.

A) Weiß. 1) . . . .
Schwarz. 1) C 5 n. D 4.
Weiß. 2) T. A 8 n. D 5 †.
Schwarz. 2) K. E 5 n. D 5.
Weiß. 3) T. A 1 — A 5 Matt.

(Auf 1) . . . 1) F 4 — F 3; 2) T. A 8 — E 8 † rc. Auf 1) . . . 1) C 5 — C 4 2) T. A 1 — E 1 † rc.) Andere Spielarten leicht.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Herausgeber: Prof. Joseph Kürschner in Stuttgart.
Verantwortlicher Redakteur: Otto Baisch in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Wer fragt darnach? Wahrheit und Dichtung von Gräfin M. von Be. — Auflösung des Weihnachtsprogramms für 1892. — Winter im Schwarzwald, von C. M. Berg. — Jägerlatein im Hochgebirge. — Ein hochgeschätzter Künstler, von —i—. — Auf dem Neujahrsball, von O. B. — Beim Jahreswechsel, von —h. — Friedrich Schlögl, von F. Groß. — Zu rechter Zeit. Roman von Sophie Junghans. Fortsetzung. — Reichshauptstädtischer Zeitungsbetrieb, von Oskar Klaußmann. — Das Kind, von A. Kirchen. — Der neue Erzbischof von Gnesen und Posen. — Generalfeldmarschall Graf Moltke's Briefe an seine Braut und Frau. Fortsetzung. — Für müßige Stunden: Bilderräthsel; Räthsel; Auflösung des Bilderräthsels Seite 210; Auflösung der dreisilbigen Charade Seite 231. — Der Schutztruppen-Gouverneur von Ostafrika, von Hans Wagner. — Unter uns: [illegible]; [illegible]; Ball- und Gesellschaftskleider. Nach Weihnachten; Wie die Karten der [illegible] zu gießen sind; „[illegible]" als [illegible]. — Neujahrsblätter. — Erlebten. — Briefmappe. — Schach.

Illustrationen: Auflösung des Weihnachtsprogramms für 1892, Originalzeichnung von H. [illegible]. — Winter im Schwarzwald, nach dem Gemälde von Albert Kappis. — Aschenbrödel, nach dem Gemälde von Niccolo Barabino. — Niccolo Barabino. — Ländliche Heimfahrt, nach dem Gemälde von A. v. Wierusz-Kowalski. — Friedrich Schlögl. — Jägerlatein im Hochgebirge, nach dem Gemälde von Friedrich Prölß. — Reichshauptstädtischer Zeitungsbetrieb, vier Bilder. — Auf dem Neujahrsball, nach einer Originalzeichnung von J. Leonhard. — Florian von Stablewski, der neue Erzbischof von Gnesen. — Korvettenkapitän Rüdiger. — Unter uns, fünfzehn Abbildungen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein ansprechendes Geschenkwerk für Jedermann!

Soeben ist erschienen:

Merk- und Spruchbuch für alle Tage des Jahres
von
Heinrich Löwner.

Preis geheftet Mark 1.75; fein gebunden mit Goldschnitt Mark 2.50.

Dem Spruch wohnt eine besondere Kraft inne: er tröstet, erhebt, festigt, er ist die Quintessenz der Lebenserfahrung, eine in Worten dargebotene Erfahrung. Aus der unerschöpflichen Fülle der verschiedensten Litteraturen hat Löwner in seinem Merk- und Spruchbuch 365 der schönsten Sprüche zusammengetragen, und zugleich nach Tagen angeordnet, so daß unter jedem Spruch genügend Raum bleibt, selbst einen Gedenktag oder eine Notiz zur Erinnerung zu verzeichnen. Die Ausstattung des Buches ist allerliebst: Kleines, zierliches Format, der Druck von farbiger Einfassung umrandet, das Ganze in höchst geschmackvollem, graziösem Einband. Dieses Büchlein ist im besten Wortsinne ein Geschenkwerk für Jedermann, denn Jeder kann sich seines Inhalts freuen und ihn nützen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämmtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes.
Anzeigen
Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M 80 Pf Reichswährung.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Zurückgesetzte Seidenstoffe
mit 25 % — 33⅓ % und 50 % Rabatt auf die Original-Preise
porto- und zollfrei. Muster umgehend.
G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in **Zürich** (Schweiz).
Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

Kinderwagen-Bazar
Max Brinner, Berlin,
Jerusalemerstr. 42. I.
Versandtgeschäft.
Großartige Auswahl jeder Art, bestes Fabr., bill. Pr., größt. Kat. ill. Auswahl gr. u. fr.

Ueberall zu kaufen Dommerichs Anker-Cichorien.

Riva am Gardasee.
I. deutsche Kuranstalt des Dr. von Hartungen.
Naturheilverfahren Sommer- und Winterkuren.
Mäßige Preise. Prospekte kostenfrei.
(Ref. Dr. Lahmann, Weißer Hirsch, Dresden.)

PATENTE schnell und vortheilhaft durch RICHARD LÜDERS Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

Seide. Seiden-Bengalines, Foulards, Grenadines, Gazes, Failles, Merveilleux, Surah, Atlasse rc. von 85 Pf. bis M. 12.— per Meter versenden robenweise und stückweise, porto- und zollfrei an Jedermann zu wirklichen Fabrikpreisen. Muster umgehend.
Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie in Zürich (Schweiz).

Plakate, Etiketten, und Luxuspapiere
in feinster Ausführung liefert billigst die Lithogr. Artist. Anstalt von
A. Molling & Co.
Commandit-Gesellschaft Hannover.

Hamburger Spielkarten-Fabrik

offerirt als Specialität Spielkarten, franz. Schweizerbilder in feinst. Ausführung. Whist. Wiederverkäufer gesucht. Proben gratis.
Ertorn, Diercks & Heslich, Hamburg.

Ueberall zu kaufen Dommerichs Anker-Cichorien.

Pralinen-Caramellen
[illegible] gegen Magenübel von L. Pintsch, Dresden-Blasewitz.
[illegible] Versand-geschäft u. Laboratorium, [illegible] spätere Lebensjahre [illegible] 10 Pf. [illegible] in Doppelbeuteln.
[illegible] 10 Pf [illegible]

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Mit dem soeben erschienenen vierundzwanzigsten Hefte liegt vollständig vor der

Jahrgang 1891
von
Aus fremden Zungen.
Eine Halbmonatsschrift,
herausgegeben
von
Joseph Kürschner.
Zwei Bände.
Preis geheftet 12 Mark;
fein gebunden in Leinwand mit reichem Gold- und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel und Rücken
Preis 16 Mark.

Der **Jahrgang 1891** enthält folgende interessante Werke der modernen ausländischen Literatur in vorzüglichen Uebersetzungen:

Romane: „Das Geld". Von Emile Zola. — „Cyrlia". Von Ouida. — „Wandelt im Lichte". Von Graf Tolstoj. — „Phantasie". Von Mathilde Serao. — „Weiblichkeit und Erotik". Von Anne Charlotte Leffler. — „Die Schwestern Verdan". Von T. Combe. — „Ohne Dogma". Von Heinrich Sienkiewicz. — „Beatrice". Von H. Rider Haggard. — „Der Schüler". Von Paul Bourget.

Novellen, Novelletten, Skizzen etc.: „Eifersucht". Von François Coppée. — „Schneewinter". Von Gustav von Geijerstam. — „Deutsche Kultur". Von Sidney Whitman. — „Signed der Spaßmacher". Von Arthur Tällen. — „Der Esel". Von Alphonse Daudet. — „Das Erbteil in den Seblow-Marschen". Von Bret Harte. — „Vogel ohne Schwingen". Von Edward Kabel. — „Genug". Von Iwan Turgenjew. — „Ländliche Ritterlichkeit." Von G. Verga. — „Der Centurio". Von Frank R. Stockton. — „Ländlich, sittlich." Von D. Emilia Pardo Bazán. — „Warum?" Von Xaver Sandor Gjalski. — „Gedenkst du . . . . ?" Von Hajnik. — „Der Helm Pons de Bilgayo". Von Piero della Rovo. — „Eine Liebesgeschichte". Von Henrik Pontoppidan. — „Eine Ehefrau". Von J. L. Caragiale. — „Die Goldladen". Von Anton Vehesi. — „Der Registrator". Von Alphonse Daudet. — „Zweierlei Glück". Von Kjelland. — „Die Ehefeige". Von Narciß Oller. — „Ländliches Glück". Von George Gissing. — „Starlmut". Von Edmondo de Amicis. — „Er weiß alles". Von L. K. Lazarewitsch. — „Die Freudenbotschaft". Von Igor Kálnoki. — „Klosterblüte". Von Mathilde Serao. — „Ohne Worte". Von Karl A. Tavaststjerna. — „Das Kind". Von Guy de Maupassant.

Außerdem ein reichhaltiges Feuilleton: Von Diesem und Jenem.

(Verkleinerte Abbildung des Einbandes).

Wie aus vorstehendem Inhalt ersichtlich, pflegt unsere neue Zeitschrift **„Aus fremden Zungen"** in erster Linie die vornehmste Gattung der modernen ausländischen Literatur: den Roman, daneben die Novelle und Novellette, bringt weiter aber auch solche Schriften, die ein besonderes Interesse erwecken, und bildet ein **Spiegelbild und Bildersaal der Weltliteratur der Gegenwart.** —

Bestellungen auf den Jahrgang 1891, geheftet oder gebunden in 2 Bänden, ebenso auch auf den demnächst beginnenden Jahrgang 1892, nehmen alle Buchhandlungen, Journal-Expeditionen, Bücheragenten rc. entgegen; auf den Jahrgang 1892 auch sämtliche Postämter. Erforderlichenfalls ist auch die Verlagshandlung in Stuttgart bereit, die Zusendung zu vermitteln.

als ob sie mit Kaffee gewaschen wären. Aber die dicke Dame war so stolz auf ihr eigenes Weiß und Rot, daß ihr Urteil über anderer Leute Teint niemals gerecht ausfiel. In Wahrheit war die Farbe der Mädchen ein mattes Topasgelb, das gleich heller Bronze schimmerte, eine Farbe, die an sonnigere Länder, an Völker erinnerte, deren Blut heißer in den Adern rollt. Dazu hatten sie seltsam leuchtende, große schwarze Augen, die von bläulichen Schatten umgeben waren, und starkes blauschwarzes Haar. Mehr noch als durch die Gaben der Natur fielen sie jedoch durch ihre Toiletten auf, besonders die Kleine. Man war in Lindenheim erstaunt bis zum Lachen, daß ein siebenjähriges Kind gekleidet ging wie eine Erwachsene. Dr. Lehmann aus Leipzig sagte, dies gemahne ihn an die Bilder aus früheren Jahrhunderten, wo sich zum Mitleid des Beschauers Kinderchen in Reifröcke eingesperrt zeigten, aber Frau Werkenthin aus Hamburg klärte die Gesellschaft darüber auf, daß es die neueste Mode in New-York wäre, Kinder in langen Kleidern gehen zu lassen. Die Mode wurde demgemäß verziehen und sogar bewundert, weil die Kleine in so reicher Tracht ging, daß sich die Empfindungen der Gesellschaft unwillkürlich vor dem Vermögen der Eltern neigten. Das Kind wechselte seine Tracht zweimal am Tage. Bei Sonnenschein ging es in weißer, bei trübem Wetter in blauer Seide, und der Stoff war so schwer, daß er, wie die Damen bemerkten, auch allein stehen konnte. Dazu Hüte von ungewöhnlicher Größe und Farbe, große Diamanten an den kleinen Fingern, goldene Armbänder um die zarten Handgelenke. Ebenso prächtig gekleidet ging die ältere Schwester, doch war bei ihr nur eben der Luxus auffallend und dann ein ungemein ruhiges Wesen im Gegensatz zu der Munterkeit des Kindes im langen Kleide. Sie ging so still einher, sie saß fast unbeweglich, und die Augenlider schienen müde und schwer über den großen träumerischen Augen zu lasten.

Bald entdeckte der scharfe Blick der Lindenheimer Kurgäste, daß der Gesellschafterin die Ruhe der älteren mehr Mühe verursachte, als die Munterkeit der jüngeren Schwester. Sie war eine Französin, von schneller Zunge und schnellen elastischen Bewegungen, schlank gebaut, von unternehmendem Wesen und mit einem Paar wunderschöner graublauer Augen ausgestattet, die dem Herrn von Düring, einem der Löwen der Lindenheimer Saison, am ersten Tage schon ins Herz stachen. Es gibt in allen Badeorten Löwen. Jedermann kennt sie, diese siegesgewissen Herren, die umhergehen und suchen, wen sie verschlingen, das heißt, wen sie mit dem unwiderstehlichen Zauber ihrer tadellosen Sommeranzüge und galanten Manieren umgarnen. Sie selbst gehen unberührt durch all das Feuer, das sie entzünden, hindurch, sie sind die Salamander der Liebe. Sie sind bald hier, bald dort, überall, wo das Ewigweibliche lockt, sie beleben die stille Größe der naiven Natur mit den Redewendungen der großstädtischen Salons, Restaurants und Foyers und verbreiten, so gut sie können, den Nimbus zahlloser Siege um sich her, den sie für das beste Mittel halten, Siege zu erringen. Sie schmücken sich mit einer Blasirtheit, unter der sie selbst vielleicht am meisten leiden, sind aber übereifrig, wo sich ihnen auch nur der leiseste Hoffnungsschimmer eines wirklichen Erfolges zeigt. So war der Herr von Düring auch beim ersten Auftreten der interessanten Fremden schon in deren Nähe und bemühte sich um die schönäugige Französin. Er umflatterte sie, wie der Schmetterling die Blume. Aber er wurde es bald satt, und vom dritten Tage an zuckte er nur noch die Achseln, wenn die Rede auf die Fremden kam, und meinte, in der Nähe betrachtet, hätte die Französin keinen Reiz, wie denn überhaupt deutsche Männer nicht in die Ferne zu schweifen brauchten, weil ihnen das Gute so nahe läge.

Aber sein Freund, der Lieutenant von Spätzen, lächelte dazu. Er war in der Nähe vorübergegangen, als Herr von Düring sein letztes Gespräch mit der Französin gehalten hatte. Das war beim Mondschein auf der Terrasse der Kurpromenade gewesen, von wo Lindenheim mit seinen dunklen Berglinien im Hintergrunde und seinen Villen im Thale einen zauberisch-schönen Anblick bot, wenn man nahe der Balustrade saß und das elektrische Licht im Rücken hatte. Hierher hatte sich die Französin gesetzt, nachdem sie ihre Pflegbefohlenen zu Bette gebracht hatte und hier war Herr von Düring zu ihr gekommen. Der Lieutenant aber versicherte, beim Vorübergehen deutlich gehört zu haben, daß die Französin gesagt hätte: Ah, j'étais si bien, quand j'étais seule!

In der Kurliste standen die Französin als Fräulein Colatte Dubois, die beiden Topasfarbigen als Maria und Ines Tajada, alle drei aus Berlin, eingezeichnet. Die Gesellschaft zog daraus den Schluß, daß die jungen Mädchen Mexikanerinnen und in einem Berliner Pensionat wären, wo Fräulein Dubois die Stellung einer Lehrerin hätte. Sie waren im Kurhause einquartiert und hatten dort einen Salon und ein Schlafzimmer in Besitz genommen. Lindenheim war berühmt für seine Stahlquellen; das mochte die Ursache ihrer Anwesenheit sein.

Bald machten die Fremden Bekanntschaft unter der übrigen Gesellschaft. Die Französin ließ es sich angelegen sein, ihren Pflegbefohlenen geeigneten Umgang zu verschaffen, und sie sprach genug deutsch, um sich mit den deutschen Damen, denen das Französische nicht geläufig war, verständigen zu können. Maria, die größere, und Ines, die kleinere Tajada, sprachen ebenfalls deutsch, das heißt, Ines plauderte zwar in gebrochener Weise unter Einmischung von spanischen und französischen Brocken, Maria aber plauderte nicht, sondern gab ihre Kenntnis nur durch Zuhören und ein gelegentliches leises Ja oder Nein kund. Sie schien beständig im Traum befangen zu sein. Sie erhob ihre Augenlider, wenn sie angeredet wurde, so langsam, als ob ihr das Mühe machte, und dann blickten ihre seltsamen, großen schwarzen Augen wie durch einen Schleier. Mehr als Ja oder Nein hatte noch niemand von ihr zu hören bekommen, selbst nicht das muntere kleine Fräulein Helbach, das zu den Intimen gehörte.

Hedwig Helbach stand in dem Alter, wo Backfische für Lehrerinnen und Lehrer schwärmen, und sie hatte sich's in den Kopf gesetzt, für die erste Liebhaberin des Lindenheimer Theaters zu schwärmen, vermutlich, weil keine Lehrerin anwesend war, während ihr Herz doch das unwiderstehliche Bedürfnis der Verehrung empfand. Lindenheim besaß während der Saison ein Theater. Gegenüber dem Kurhause stand ein sehr hübsches, kleines Gebäude, einen halbrunden, elektrisch beleuchteten Saal enthaltend, wo vier mal wöchentlich Lustspiele, zuweilen auch Schauspiele und Trauerspiele von einer Wandertruppe aufgeführt wurden. Das Fräulein Dela del Ponte, erste Liebhaberin und Heldin, mit einer etwas spitzen Nase und scharfen schwarzen Augen, war der Stern der Bühne und wurde von mehreren jungen Mädchen, am meisten von Hedwig Helbach, verehrt. Sie erhielt Sträuße übersandt, wurde liebend und schüchtern angeblickt, wenn sie spazieren ging, und sah, wenn sie aus dem Fenster ihres bescheidenen in einem entfernten Hause gelegenen Zimmers blickte, oft die Backfische ihres Gefolges vorübergehen.

Hedwig Helbach versuchte, die Flamme ihrer Begeisterung auch in Marias Herz hinüberzuleiten, aber Maria Tajada hörte die Erzählungen der unerhörten Erlebnisse mit der Liebhaberin nur schläfrig an, antwortete nichts als Ja, wenn sie gefragt wurde, ob sie nicht Dela del Ponte reizend fände, und begnügte sich mit duldendem Anteil an den Promenaden zur Wohnung der Heldin.

Dagegen war Maria darauf bedacht, zu Hause alles in der schönsten Ordnung zu halten. Ihr schien als Ideal ein Hausmütterchen vorzuschweben, das in Küche und Keller schaltet und waltet, das Leinenzeug und die Kleider zu besorgen, Staub zu wischen und jedem Gegenstand seinen richtigen Platz anzuweisen.

„Ah, elle m'agace!“ rief die Französin mitunter, wenn Maria mit ihrem stillen, träumerischen Wesen daherkam und, eine Handarbeit, ein Taschentuch oder was sonst umherlag, sorgfältig aufnahm und an den Ort trug, den sie für den geeignetsten hielt. Fräulein Dubois war mehr genial als ordentlich und ließ nicht nur im Salon und Schlafzimmer, sondern auch auf der Promenade gern etwas liegen, vergaß das Handarbeitskörbchen, den Schirm oder ein Spitzentuch.

Hedwig Helbach verriet aus ihrer Intimität mit den Ausländerinnen, daß Maria Tajada glücklich wäre, wenn sie etwas zu flicken fände, daß ein Riß im Kleide, ein Loch im Strumpfe oder eine geplatzte Hemdennaht wichtige Bestandteile ihrer Zufriedenheit ausmachten, und sie verwunderte sich, daß diese in Seide gekleidete junge Dame erst dann etwas Leben zu bekommen schien, wenn sie Nadel und Faden in ihren schlanken, von Diamanten blitzenden Fingern hielt.

Außerdem hatte sie, das große siebzehnjährige Mädchen, eine Vorliebe für Puppen! Sie führte stets in ihrem Körbchen Häkelzeug und anderes Material mit sich, um Röckchen und Jäckchen für diese kleinen, von ihr geliebten Wesen anzufertigen. Das beschäftigte sie, wenn sie nicht zu Hause war.

„O, sie ist eine Schlafmütze, la moricaude!“ rief die Französin, als Hedwig Helbach ihr hierüber ihre Bemerkungen machte.

„Moricaude? Was ist moricaude?“ fragte Hedwig.

„O, es ist etwas Dunkelköpfiges. So ein schwarzes Wesen, das nennen wir in Frankreich moricaud, wissen Sie. Ja, sie ist eine Schlafmütze, die Maria.“

Aber die kluge Hedwig schüttelte das blonde Köpfchen.

„Stille Wasser sind tief,“ sagte sie altklug.

„Meinen Sie? O, vielleicht ist sie ein tiefes Wasser, aber ich weiß nur, daß sie mir auf die Nerven fällt mit ihrer Schläfrigkeit. Ist es nicht ein schönes Wetter? Ich habe ihr gesagt, daß wir in die Konditorei gehen wollten. Ines schwärmt für Windbeutel mit Schlagsahne. Aber die Maria sitzt auf dem Zimmer und näht an einem Unterrock, den ich an den Brombeeren auf dem Berge zerrissen habe, und immer antwortet sie nur: Nein, Mademoiselle. Und wenn sie den Unterrock fertig haben wird, so wird sie an meine Kommode gehen und wird alles, was oben liegt, nach unten bringen, und das untere nach oben, so daß ich nachher nichts finden kann, und dann wird sie mir sagen, daß sie hat alles in Ordnung gebracht. Ah, elle est agaçante, cette fille!“

Lindenheim war in gewissem Sinne so durchsichtig, wie Glas. Der Kreis, der die Kurgesellschaft umschloß, war so eng, daß jeder wußte, was der andere that. Hier lag das Kurhaus an der Bergeslehne, davor die prächtige Promenade, vom Dufte der prachtvollen Linden durchweht, mit seiner Terrasse, die auf das Thal hinabschaute; drüben das Badehaus und der Tempel, wo die heilbringende Quelle von der kokett gekleideten Nymphe gespendet wurde. Seitwärts ein Dutzend Villen, wo die Gäste wohnten. Zwar gab es noch kleinere, unansehnliche Gebäude im Dorfe, wo Kurgäste sich niedergelassen hatten, aber diese gehörten nicht zur Welt, diese gehörten der dunklen Menge an, die überall den glänzenden Auserwählten zur Folie dient. In der eigentlichen Kurgesellschaft, unter den Herren und Damen, die mit Selbstgefühl auftraten, gewählte Toiletten zur Schau trugen und sich bei der Wahl ihrer Mahlzeiten nicht zu verbergen brauchten, sondern frei und offen in den Sälen, auf den Veranden und in der elektrisch beleuchteten Halle des Kurhauses speisten, Kaffee tranken und Cigarretten rauchten, in dieser crème der Kurgäste war alles offenkundig. So hatte sich denn rasch ein Urteil über die Fräulein Tajada und deren Gesellschafterin gebildet, und hinsichtlich Marias stimmte die öffentliche Meinung ganz dem Urteil des Fräuleins Dubois zu. Maria war eine Schlafmütze. Sie sah weder rechts noch links, wenn sie ihres Weges dahinschritt und grüßte nur mit kaum merklichem Neigen des Kopfes. Es war verwunderlich. Maria Tajada hätte der Stern der Saison sein können. Sie war eleganter, jedenfalls reicher gekleidet, als irgend eine der anderen Damen, und häßlich war sie auch nicht. Sie stach so sehr von allen übrigen hier versammelten weiblichen Wesen ab, daß es nicht ganz leicht war, zu sagen, ob sie schön wäre. Der rechte Maßstab für sie war schwer zu finden. Aber ein Auge, das nicht sowohl deutsch oder auch europäisch, sondern international zu sehen fähig war, hätte wohl eher Schönheit an ihr zu entdecken vermocht, wenn auch ihre Lippen etwas zu voll und zu blaß und ihre Gesichtszüge unregelmäßig erschienen. Ihr ruhiges Wesen beeinträchtigte jedoch das Interesse an ihrer Erscheinung. Was war lange über ein Mädchen zu reden, von dem man noch kein anderes Wort als Ja und Nein gehört und dem man kaum jemals noch in die Augen geblickt hatte. Wahrhaftig, sie war eine Schlafmütze, und es mußte

Googl

eine harte Aufgabe für die Französin sein, mit ihr fertig zu werden.

„Ein sehr ungleiches Gespann,“ sagte der Lieutenant von Spätzen, auf die Schwestern deutend, die mit Fräulein Dubois daherkamen. „Muß ein Hindernisrennen sein.“

Wirklich hüpfte und lief Ines ebenso munter und behende umher, wie Maria träge wandelte. Ihre glänzenden Seidenkleider und Schmucksachen erschienen bald hier, bald dort, sie machte auf eigene Hand Bekanntschaften, spielte mit Knaben und Mädchen und war meistens die wildeste.

„Sie ist wohl sehr bleichsüchtig,“ sagte Frau Helbach zu der Französin, indem sie Maria mit dem Blicke bezeichnete.

„O, nicht so sehr, ein wenig. Der Arzt in Berlin meinte, Stahlbäder würden ihr gut sein, aber die sind für viele Mädchen gut. Nein, es ist nicht Krankheit, es ist Temperament.“

„Was ist der Vater? Er ist wohl sehr reich?“

„Der Vater ist enorm reich. Er ist Besitzer von Silbergruben in Mexiko. Jetzt ist er mit seiner Frau in Dieppe. Die Eltern machen eine Tournée durch Europa und haben die Mädchen nach Berlin in Pension gethan, damit sie gebildet werden. In einigen Wochen werden die Eltern kommen und uns mit zurück nach Berlin nehmen.“

„Die Mädchen sind also sehr gute Partien,“ sagte die kluge Frau Helbach.

„Ich weiß nicht, wer jemals die Maria heiraten wird,“ entgegnete die Französin. „Sie wird keinen Mann ansehen, und wenn sie einen Mann bekommen sollte, so wird er bald vor Langweile davonlaufen. Sie ist eine solche Schlafmütze.“

„Bis sie einmal aufwacht,“ bemerkte Frau Helbach nachdenklich, indem sie an ihren Sohn dachte, der Referendar war und viel Geld gut gebrauchen konnte.

Ihre Tochter Hedwig kam jetzt dahergeschritten, rosig blühend, mit breitem hellem Strohhut und im weißen Kleide, in der Hand einen Rosenstrauß, neben ihr Maria Tajada mit gesenkten Augen.

„Nacht und Morgen,“ sagte die Französin halblaut.

Die kleine Ines sprang hinterher und spielte mit einem riesengroßen Balle.

„Was willst Du mit den Rosen?“ fragte Frau Helbach ihre Tochter.

„Ich will sie Fräulein del Ponte bringen,“ antwortete die muntere Hedwig. „Sie ist eben aus der Probe gekommen und nach Hause gegangen.“

„Welch ein Unsinn! Was hast Du der Schauspielerin Blumen zu bringen?“

„O bitte, Mamachen! Sie wird sich so darüber freuen, und ich habe solche Mühe gehabt, die Rosen zu bekommen! Ich bin in fünf Gärten gewesen, um sie zusammenzubringen, und jede Rose hat zehn Pfennig gekostet.“

„Um so schlimmer! Du kannst Dein Taschengeld besser anwenden!“

„O bitte, bitte, Mamachen! Ich möchte sie so gern einmal besuchen. Maria geht auch mit. Nicht wahr, Maria?“

Die Mexikanerin bewegte sanft den Kopf.

„Nein,“ sagte sie leise.

„Du willst nicht mitgehen? O doch, bitte, es wird ein solcher Scherz sein, und allein getraue ich mich nicht.“

„Nein,“ sagte die Mexikanerin.

„Warum wollen Sie nicht mitgehen? Va, paresseuse!“ rief die Französin. „Wenn Hedwig geht, so können Sie recht gut mitgehen. O, Madame, ich wäre so froh, wenn das Mädchen nicht immer schlafen wollte!“

„Nein,“ sagte die Mexikanerin.

„Eh bien, continuez donc de dormir!“ rief Fräulein Dubois ärgerlich.

„Sie wird mitgehen. Nicht wahr, Maria, Du gehst mit,“ bat Hedwig schmeichelnd.

Maria erhob ihre Augen und blickte die Freundin träumerisch an. Sie war gar nicht geneigt, der Bitte nachzugeben, aber nachdem die Französin ihr noch zugeredet hatte, entschloß sie sich endlich doch, und beide Mädchen verließen die Promenade und gingen dem Hause im Dorfe zu, wo die Schauspielerin wohnte.

Es war ein bescheidenes Häuschen. Zwei Bauernkinder spielten auf der Treppe vor der offenen Hausthür, und als Marias schwerseidenes Kleid auf den Steinen des Flurs raschelte, kam eine Bäuerin aus der Küche hervor und sah mit Erstaunen den vornehmen Besuch. Beim Anblick der goldenen Armbänder an Fräulein Tajadas Armen knixte sie, rief, als Hedwig nach der Schauspielerin fragte, etwas in die Küche hinein, wo noch ein anderes weibliches Wesen beschäftigt war, und dann kam Fräulein del Ponte selbst zum Vorschein, eine Küchenschürze vorgebunden und mit erhitztem Gesicht. Sie lächelte verlegen, als sie die Mädchen vor sich sah, faßte sich aber schnell und machte kein Geheimnis aus ihren Umständen, sondern sagte, daß sie für ihr Mittagessen gesorgt hätte, aber die jungen Damen bäte, näher zu treten. Mit augenscheinlichem Vergnügen sah sie den Strauß, den Hedwig ihr überreichte, sagte, daß sie ihn denselben Abend noch anstecken würde, und führte die Mädchen eine enge knarrende Stiege hinauf. Sie öffnete eine Thür, und nun sah Hedwig, die zuerst eintrat, sich mit gelindem Schrecken zwei Herren gegenüber, die höflich aufstanden und grüßten. Den einen kannte sie, es war Herr Warbeck, der erste Liebhaber, den andern kannte sie nicht. Dieser war ein schlanker, blondlockiger junger Mann von höchstens zweiundzwanzig Jahren.

„Herr Warbeck, Herr Eduard Kirsten,“ sagte die Schauspielerin, indem sie vorstellte, und dann war sie lebhaft und gewandt beschäftigt, die etwas ungewöhnliche Situation aufzuklären und behaglich zu machen. Sie brachte die beiden jungen Damen im Sofa unter und erzählte mit geläufiger Rede und ohne falsche Scham, daß die beiden Herren bei ihr zu Mittag äßen, oder vielmehr nur Herr Warbeck regelmäßig, denn Herr Kirsten speise heute zum erstenmale bei ihr, er wäre neu engagirt und würde am folgenden Abende debutiren. Sie selbst, so erzählte sie, kochte das Mittagessen aus gemeinschaftlicher Kasse, denn die Gagen wären leider Gottes nicht so hoch, wie am Königlichen Schauspielhause in Berlin. Während sie so sprach und dazwischen wiederholt ihre Bewunderung der schönen Rosen und ihre Dankbarkeit für die Freundlichkeit der jungen Damen ausdrückte, sah sich Hedwig verstohlen im Zimmer um und fühlte eine starke Enttäuschung ihres romantischen Empfindens.

Das Zimmer war nicht sehr ordentlich gehalten. Allerhand Kleidungsstücke lagen auf den Rohrstühlen und auf dem im Hintergrunde stehenden Bette der Künstlerin, der kleine Tisch vor dem Wandspiegel war bedeckt mit Schalen und Büchsen, die wahrscheinlich Schminke, Seife, Schönheitswässer und andere Hilfsmittel ihrer Toilette enthielten, und alles hatte so recht den Anstrich der Zustände hinter den Coulissen, die dem Auge des Zuschauers sorgfältig verborgen werden. Hedwig hatte sich bis jetzt in holden Illusionen hinsichtlich der Bühnenwelt gewiegt, und fühlte sich befangen und unglücklich, ganz besonders aber prosaisch berührt durch den Tisch vor dem Sofa, der mit einem groben Leinen bedeckt war, worauf drei Teller vom ordinärsten Steingut, nebst Salz und Pfeffer, standen und Messer und Gabeln von Eisen mit schwarzen Holzgriffen lagen.

Mit wesentlich anderen Gefühlen jedoch schien Maria Tajada da zu sitzen. Hedwig blickte sie schüchtern von der Seite an und überlegte schon, wie sie sich bei ihr entschuldigen sollte, aber Maria hatte offenbar kein Auge für die Armseligkeit um sie her. Ihre schweren Lider hatten sich erhoben, und aus ihren verschleierten schwarzen Augensternen leuchtete ein seltsames Licht hervor. Sie blickte, ohne sich im geringsten um die übrigen Anwesenden zu kümmern, unverwandt nach dem jungen Schauspieler hinüber.

Der Besuch dauerte nur wenige Minuten. Hedwig erhob sich, sobald sie glaubte, der Höflichkeit genügt zu haben, und Maria folgte ihr stumm. Die Herren grüßten sehr artig, das Fräulein del Ponte geleitete die jungen Damen bis zur Hausthüre, und dann gingen beide eilig weg, Hedwig mit glühenden Wangen und unter vielen Worten, Maria mit weit offenen Augen, die aber eigentümlich hell geworden waren, und ganz schweigsam.

„Wir sagen nichts davon,“ sprach Hedwig eifrig. „Wir sagen nichts von der Unordnung und von den Schauspielern, sonst zankt meine Mama und ich darf niemals mehr allein gehen.“

Maria nickte, streifte aber dabei Hedwigs Gesicht mit einem Blicke, der Hedwig auffiel. Es lag darin so etwas wie Verwunderung über des blonden Mädchens Schüchternheit. Hedwig dachte, das wäre doch merkwürdig, daß Maria so blicken könnte, sie, die selbst immer so zurückhaltend gewesen war und nun gleichsam mit ihren Augen die Erklärung abgab, daß Zaghaftigkeit in Dingen, die einem am Herzen lägen, unbegreiflich wäre. Hedwig durchzuckte wieder der Gedanke, den sie schon einmal ausgesprochen hatte, nämlich, daß stille Wasser tief wären.

(Fortsetzung folgt.)

Caracallas Einzug in Alexandrien.

(Hiezu das Bild Seite 292.)

Wenn ein Künstler sich durch das Werk eines Poeten zu eigener, mit jenem Hand in Hand gehender Schöpfung angeregt fühlt, so kann er seinen richtigen künstlerischen Takt nicht besser bekunden, als indem er seine Wahl auf eine jener Scenen lenkt, in denen der Stift des Malers dem Vorbilde, das der Dichter in solchem Fall für ihn geschaffen hat, besonders nahe kommen kann. Georg Ebers' Roman „Per aspera“ ist reich an Momenten, die in der Seele des Lesers einen tiefen Eindruck sofort hervorrufen und andauernd darin zurücklassen, an Momenten von innig rührendem wie von tief ergreifendem Gehalt. Bei ihnen spielen die Einblicke in das Seelenleben der Helden eine bedeutsame Rolle, jene Einblicke, die der Dichter uns in so packender Weise erschließen, der Maler im besten Fall ahnen lassen kann. So verführerisch sie ihm auch erscheinen mögen, er wird, wenn er dem Verlangen sie in seiner Weise wiederzugeben folgt, ohne Zweifel in der Hauptsache, um die es sich hier handelt, den kürzeren ziehen. Diese Klippe hat der Künstler, dessen gelungene Zeichnung zu dem neuen Roman des gefeierten Autors wir unseren Lesern heute zu bieten in der Lage sind, glücklich vermieden. Mit klarem, der dankbaren Mittel wie der Grenzen seiner Kunst wohlbewußtem Blick hat er eine Scene herausgegriffen, die ihm eine lebhafte Entfaltung der malerischen Darstellung gestattete und in welcher er der glänzenden Schilderung des Poeten so nahe zu kommen vermochte, als die künstlerisch belebte Fläche dem beredten Wort überhaupt zu kommen vermag. Ein leichter war freilich auch hier der Wettbewerb nicht, denn Ebers hat den Einzug des römischen Cäsars in Alexandrien mit der ganzen Kraft seiner seltenen Gabe, das von ihm geistig Erschaute mit zwingender Gewalt auch vor unserem Geiste in voller, warm pulsirender, stark bewegter Lebendigkeit erstehen zu lassen, gezeichnet. Und wie kunstvoll leitet er sie ein, — um so kunstvoller, als sich scheinbar alles ganz naturgemäß von selbst ergibt. Melissa, das schöne, liebliche Künstlerkind, kommt in Begleitung eines väterlichen Freundes von dem Schmerzenslager ihres geliebten Bräutigams, der an einer Verwundung schwer daniederliegt. Unterwegs hört sie von den großen Heilerfolgen des gelehrten Galenus, der soeben im Gefolge des Kaisers Bassianus, genannt Caracalla, in Alexandrien erwartet wird, und beschließt sofort, zu dem berühmten Arzte vorzudringen und seinen Beistand zu erbitten. Da wird sie auch schon von den Vorboten des kaiserlichen Einzugs überrascht, und durch das sich immer steigernde Menschengewirr aufgehalten, durch die dem Zug voranschreitenden Liktoren unter einen der mit Gaffern erfüllten Säulengänge gedrängt, die sich längs der Häuserreihen hinziehen, werden die Beiden zu Zeugen des festlichen Einzugs, den Ebers uns so meisterhaft schildert.

„Hufschlag, Rädergerassel, Pferdegewieher, Kommandorufe, Trommelschlag, Trompetengeschmetter und der schrille Pfiff der Flöten kamen nicht zum Schweigen. Es war ein wüstes, das Ohr verletzendes Getöse ... Da erhob sich plötzlich von Osten, vom Aufgang der Sonne, deren Lauf der Kaiser gefolgt war, ein so wildes Lärmen, daß das Mädchen die Hand des Begleiters erfaßte. Und von Augenblick zu Augenblick nehmen die Schallwellen zu an unwiderstehlicher Kraft, das brausende Getöse, das an das Ohr schlägt, scheint von Schritt zu Schritt neue Nahrung zu empfangen und sich erfrischt zu verstärken, bis es, aus der Ferne schnell anwachsend, in die nächste Nähe gerückt, jeden wie mit magischer Kraft zwingt, den eigenen Willen dem der Tausende rings umher unterzuordnen und die Stimme zu erheben. Auch Melissa schreit mit. Sie ist zum Tropfen im Strome, zum Blatt auf der krausen Fläche des rauschenden Gießbachs geworden, und das Herz schlägt ihr nicht weniger stürmisch, ihr Jubel schallt nicht leiser als der, sie weiß selbst nicht wovon berauschten Menge unter den Säulengängen zur Seite des Fahrdammes, an den Fenstern und auf den Dächern, der Menge, die Tücher schwenkt, Blumen auf den Weg wirft und sich die Thränen trocknet, welche die unerhörte Erregung ihr in die Augen treibt.

„Jetzt erschüttert auf einmal das Jubelgeschrei die Luft so gewaltig, daß es sich kaum mehr zu steigern vermöchte. Es ist, als sei es nicht der frische Seewind, sondern die Vereinigung von unzähligen Stimmen, was die Fahnen und Wimpel an den Häusern, die Ehrenpforten und Guirlanden, die über die Straße gespannt sind, so kräftig bewegt, und Melissa sieht nur gerötete Gesichter, feucht schimmernde Augen, weit geöffnete Lippen, leidenschaftlich bewegte Arme und Hände.

„Aber plötzlich scheint eine geheimnisvolle Gewalt die laut erhobenen Stimmen rings um sie her zu dämpfen, und sie vernimmt nur hier und dort den Ruf: ‚Der Kaiser!‘ — ‚Er kommt!‘ —, ‚Er ist da!‘ Und wie der Hammerschlag eines

Eisenwerkes beim Toben des Donners, wird rascher Hufschlag und scharfes Rädergerassel mitten unter dem Zuruf der Zehntausende vernehmbar. Unaufhaltsam schnell kommt es näher und näher, und ihm folgt, wie eine Totenzither der durch die Dämmerung sich dahinschwingenden Eule, neues lautes Geschrei, das zu maßlos tobendem Jubel anwächst, nun der Erwartete an Melissa und ihren Nachbarn vorbeijagt . . . Vier breit gebaute, gelbliche, schwarz getigerte Rosse von mäßiger Größe reißen wie gehetzte Füchse den leichten gallischen Wagen durch die für ihn geöffnete Bahn. Die Räder berühren kaum die glatten Steinplatten des alexandrinischen Pflasters. Der Lenker der Rosse trägt die rotgeränderte Toga der höchsten römischen Staatsbeamten. Man hat viel von ihm gehört und ihm manches spöttische Witzwort gewidmet; denn es ist Pandion, der frühere Stallknecht, der jetzt zu den „Freunden des Kaisers“ und als Prätor zu den Größten im Reiche gehört. Aber der Mann versteht seine Sache, und was kümmert sich Caracalla um Gebrauch und Herkommen, das Murren und die Unzufriedenheit der Mächtigen und Kleinen!

„Wie Pandion die Zügel in ruhig vornehmer Haltung führt und die Rosse mit leisen Zischlauten zum wildesten Jagen antreibt, ohne die Geißel zu brauchen! Warum entführt er den Gewaltigen, der die halbe Welt beherrscht und vor dessen blutiger Allmacht die ganze erzittert, so überschnell den spähenden Augen?

„Tief in das Kissen an der Seitenlehne gedrückt, liegt Bassianus Antoninus mehr, als er sitzt, in dem rasch dahinlaufenden, vierrädrigen, offenen gallischen Wagen. Keinen Blick gönnt er der jubelnden Menge, sondern schaut mit düsteren Falten in der wohlgebildeten Stirn so finster, als brüte er Unheil, auf die glatte Bahn des Dammes. Daß er kaum von mittlerer Größe, daß er einen Schnurr- und Backenbart trägt, daß sein Kinn rasirt ist und sein gewelltes Haar sich schon lichtet, obgleich er die Dreißig erst in zwei Jahren erreicht, daß die Farbe seines Antlitzes fahl und gelblich, läßt sich flüchtig erspähen, — doch man kennt ja sein Aussehen durch die Statuen und Münzen, unter denen er so viele falsche schlug.“

Das ist der Moment, den unser Künstler festgehalten hat. Der mitgeteilte kurze Auszug aus dem Originalwerk überhebt uns jedes weiteren Kommentars. B.

König Philipp III. von Spanien und die Zigeuner.

(Hiezu das Bild Seite 289.)

Seit ihrem ersten Erscheinen in Europa, welches in das 14. und 15. Jahrhundert fällt, haben die Zigeuner besonders die südlichen Länder unseres Erdteils zu ihren Aufenthaltsorten gewählt, hauptsächlich wohl, weil der Charakter der Bevölkerung dieser Gegenden gerade darnach angethan ist, den eigentümlichen Neigungen und Fertigkeiten der Fremdlinge Vorschub zu leisten. Daher beherbergt neben den unteren Donauländern, wo sich besonders in Ungarn der Nationaltypus der Zigeuner am reinsten erhalten hat, vor allem Spanien eine große Anzahl dieses aus Asien stammenden Wandervolkes. Dort war es auch zuerst, wo man gegen die Zigeuner feindlich vorging und sie aus dem Lande zu treiben begann. Anlaß dazu bot der religiöse Eifer der Spanier, während den Zigeunern ein eigentlich religiöser Sinn mangelt. Daher sagen auch die Orientalen, es gäbe 72 Religionen und eine halbe, und das sei die der Zigeuner. Vor allem hatten die leichtlebigen Naturkinder die gesamte Geistlichkeit gegen sich, von denen einer ihrer Hauptfeinde, der gelehrte Doktor und Professor der Theologie an der Universität Toledo, Sancho de Moncada, in einer besonderen Schrift über sie geschrieben hatte, daß sie alle verdienten, getötet zu werden, weil sie Spione und Verräter, unnütze Herumtreiber im Lande, Diebe, Leutebezauberer und Ketzer seien. So sah sich die Regierung gezwungen, eine Verordnung zu erlassen, nach welcher die Zigeuner des ganzen Landes feste Wohnsitze gründen, die christliche Religion sichtbarer bekennen, nicht mehr wahrsagen, Karten schlagen, musiziren und sich im Lande herumtreiben, sondern bestimmte Gewerbe ergreifen und sich bürgerlich ruhig dem staatlichen Leben einfügen sollten. Die Zigeuner kümmerten sich zunächst gar nicht um diese Bestimmung, die streng durchgeführt, ihren Untergang mit sich gebracht hätte. Es wurde daher ein Bann über sie verhängt, durch den sie für vogelfrei erklärt wurden, und nun begann eine grausame Verfolgung der unglücklichen Geschöpfe, die sie zu wilder Verzweiflung und immer mehr auf verbotene Pfade trieb. Als die Not am höchsten gestiegen war, entschlossen sich die Häupter des bedauernswerten Volkes, fußfällig vor dem König Philipp III. eine Milderung ihres Geschicks zu erflehen. An einem heißen Sommertage, da auf der steilen, öden, rotgelben Felsmauer der Sierra de Guadarrama grelles, heißes Sonnenlicht lag und die Bäume und Sträucher des Schloßgartens von Zuarzuela dicht mit Staub bedeckt ihre schon halb vertrockneten Aeste und Zweige trauernd in die flimmernde Luft ausstreckten, nahte sich dem hochgewölbten, festungsartigen Portal des Schlosses ein Zug bunt, aber sehr dürftig gekleideter Menschen. Scharf geschnittene Gesichter mit vogelartigem Profil und falkenscharfen Augen, schlanke, sehnige Gestalten, glutäugige, verwahrloste Frauen und kaum bekleidete, schmutzige Kinder mit blitzenden Augen kennzeichneten die Leute als Zigeuner. Aber der sonst so philosophisch gleichgiltige und sorglos heitere Ausdruck ihrer Gesichter war heute verschwunden. Finster, unruhig, düsteren Blickes wandern sie dem Schlosse zu, ohne in heftigen Bewegungen und Not weise hastigen, schreienden Reden, wie das sonst ihre Gewohnheit ist, sich zu ergehen. Aber es ist auch ein ernster Gang, auf dem sie gerade begriffen sind, ein Gang, bei dem es sich um Sein und Nichtsein handelt. Da tritt ihnen im Schloßhofe der König mit seinem Gefolge entgegen. In bewegten Worten schildert die Deputation ihr Elend und trägt in demütiger Weise ihre Bitten vor. Der junge Fürst fühlt sich ergriffen von den jammervollen Verhältnissen der Armen, doch sein Beichtvater rät ihm ab, unzeitige Milde walten zu lassen. Schließlich aber siegt durch die Dazwischenkunft der jungen Gemahlin Philipps dessen Herz, und die Zigeuner werden, wenn ihnen auch nicht die frühere Duldung gewährt wird, so doch wenigstens von den schwersten Leiden der Verfolgung befreit.

Generalfeldmarschall

Graf Moltkes Briefe an seine Braut und Frau.

Ohne Datum. Ich komme eben von der hundertjährigen Geburtstagsfeier des Berliner Opernhauses. Sie wurde begangen durch Aufführung von einzelnen Tonstücken aller der Komponisten, welche in diesem Zeitraum für die hiesige Bühne Ausgezeichnetes geleistet haben. Der ganze Hof war gegenwärtig, und wir waren fünfzig Personen in der großen königlichen Loge. Eröffnet wurde die Vorstellung durch eine eigene Komposition Friedrichs des Großen, die wirklich, wenn er sie selbst gemacht hat, weit hübscher war als manches, welches nachher kam. Sodann kam ein Duett nebst Chor von Graun aus „Kleopatra“, ganz im Stil seiner Kirchenmusik gehalten. Man hatte die damalige Instrumentirung beibehalten und hörte nur ein paar Geigen und Bratschen. Kleopatra und ihre karthagischen Damen waren in Reifröcken mit gepuderten Haaren, Cäsar (welcher eine Sopranpartie sang, denn es war ein Frauenzimmer) nebst seinen Römern erschienen mit Haarbeutel und Escarpins zur Toga und nahmen beim Eintreten sehr höflich ihre Helme ab; alle machten drei tiefe resp. Kniee und Verbeugungen. Jedes neue Gesangstück näherte sich etwas mehr unserem jetzigen Geschmack, die Instrumentirung wurde reicher, die Melodien ansprechender. Nachdem wir: „Als ich auf meiner Bleiche“ glücklich überstanden, klangen die gewaltigen Chöre Glucks schon befreundeter. Winters schöne Komposition: „Das unterbrochene Opferfest“, sein „Kind, willst du ruhig schlafen“, gefielen auch jetzt noch, endlich bildete Mozart den großen Hauptabschnitt und bahnte den Weg zur neuen Musik. Die Ouverture zu „Belmonte und Constanze“ und eine Scene aus dem „Don Juan“ wurden gegeben. Hierauf erschien Beethoven mit seiner gewaltigen, volltönenden Ouverture zu „Egmont“, welche da capo gespielt werden mußte. Ihm reihte sich Spohr an mit dem unübertrefflichen Duett aus „Jessonda“: „Teures Mädchen, wirst mich hassen.“ Von dem „Freischütz“ wurde die Schlußscene des ersten Aktes gegeben und von den ganz neuen Kompositionen, eine wunderbar schöne, geisterhafte Ouverture Mendelssohns zum „Sommernachtstraum“. Man glaubte den Tanz der Elfen zu belauschen. Den Schluß machte Taglionis Musik zum Ballet: „Die Sylphiden“.

Morgen habe ich den Dienst und werde im neuen Palais bei Potsdam einer Vorstellung beiwohnen, zu welcher nur der Hof und einige klassische Geschmäcke befohlen sind. Die letzte Aufführung des Stückes, welches gegeben werden soll, hatte vor zweitausendfünfhundert Jahren statt. Es ist die „Antigone“ von einem gewissen Sophokles. Es wird schwer sein, die Erben zu ermitteln, welche Anspruch an eine Tantième der Einnahme haben, wahrscheinlich sind es Ruderknechte im Hafen von Konstantinopel.

Wenn ihr die „Allgemeine Zeitung“ haltet, so habt ihr heute einen Aufsatz mit meinem Monogramm gelesen: „Deutschland und seine germanischen Nachbarn“. Das bitte ich aber in dänischen Landen niemand zu sagen, sonst lassen sie mich nicht wieder hinein, sondern ich werde gleich am Langenfelder Zoll konfiszirt.

Berlin, den 9. November (1841). Gestern abend kehrte ich aus Potsdam hieher zurück. Am Sonnabend wohnte ich der Aufführung der Antigone bei. Das kleine Theater im neuen Palais ist ganz besonders geschickt, um ein solches Stück aus dem klassischen Altertum zu geben, da die Sitze der Zuschauer ganz so geordnet sind, wie man es heute noch in den alten Theatern in Kleinasien, Griechenland und Italien, zum Beispiel in Pompeji und Herculanum, sieht, nämlich kreisförmig und stufenweise aufsteigend. Unten in der Mitte, wo die Archonten und Richter saßen, waren die Sitze für den König und uns Hofschranzen, dahinter die Damen und höher herauf die Herren. Die Bühne selbst war ganz nach alter Art eingerichtet. Der Hintergrund stellte einen Tempel mit drei Thüren dar, und auf der Orchestra, was wir das Proscenium nennen, erhob sich ein Altar, in welchem der Souffleur steckte, den die Alten nicht kannten. Um diesen herum reiheten sich die Chöre, welche die Stimmen des Volkes bildeten und fortlaufend die Kritik der Begebenheiten aussprachen.

Es ist merkwürdig genug, daß ein Stück, welches vor Jahrtausenden geschrieben wurde, noch jetzt ein Interesse gewähren kann. Sophokles hat in seiner Tragödie die noch heute geltenden Gegensätze der Familie und des Staates einander gegenüber gestellt. Kreon, König von Theben, hat einen Unterthan besiegt und erschlagen, welcher seine Vaterstadt mit den Waffen bekämpfte, und verurteilt seinen Leichnam, unbestattet ein Raub der Tiere zu bleiben, was nach damaligen Begriffen auch seiner Seele den Uebertritt in die Gefilde der Ruhe verwehrte. Antigone, die Enkelin des Oedipus, ist die Braut seines Sohnes und die Schwester des Erschlagenen. Sie trotzt seinem Gebot. „Hat es doch kein Unsterblicher mir geboten,“ sagt sie. „Hätte Kreon mir den Sohn oder den Freund erschlagen, so könnte das Schicksal mir einen andern geben, aber die Eltern sind tot, die Götter selbst können mir einen Bruder nicht wiedergeben.“ Sie bestattet den Toten und ladet den Zorn des Königs auf sich, welcher sie verurteilt, lebendig in einem Felsengrab zu verschmachten.

> Doch würdig des Ruhms wandelt sie hin,
> Mit Lob geschmückt in das Gemach der Toten.
> Nicht zehrende Krankheit raffte sie fort,
> Noch traf sie ein Schwert der Rache, gezückt
> Nach eigener Wahl — lebend — allein
> Geht sie zum Hades.

Das Hübsche dabei ist, daß Kreon von seinem Standpunkt aus ganz recht hat, denn ohne Gehorsam kann keine menschliche Gesellschaft Bestand haben. Aber indem er mit starrer Konsequenz diesen Gedanken durchführt, greift er über in das Gefühl der Pietät, welches noch höheren Ursprungs als alle menschlichen Satzungen. Ein Seher verkündet ihm den Zorn der Götter, weil er der Erde vorenthält, was der Erde gehört, und die begraben hat, welche noch Luft und Licht atmet. Jetzt will er sein Unrecht gut machen, aber es ist zu spät. Antigone ist nicht mehr, und sein Sohn hat sich das Leben genommen. „Was hilft dir nun, daß Macht, Reichtum und Gewalt in deinem Hause, wenn nicht auch die Freude darin wohnt?“ spricht der Chor.

> Viel höher ist als Glückesgenuß
> Der bedächtige Sinn. Stets hege
> Für das Göttliche Scheu. Der Vermessne büßt
> Das vermessne Wort mit schwerem Gericht;
> Dann lernt er wohl
> Noch weise zu werden im Alter.

Es wäre leicht, ein ganz christliches und modernes Stück von derselben Tendenz wie die Antigone zu schreiben; denn noch heute tritt das geschriebene Gesetz oftmals mit „dem Rechte, das mit uns geboren“, in Widerspruch.

Nach der Katastrophe fand ein sehr gutes Souper statt, welches jedoch nicht mit im Stück steht und neuen Ursprungs war.

Sonntag mittag war große Tafel beim König in Sanssouci, und abends wohnte der Hof einer Aufführung des Faust im Kasino zu Potsdam bei. Der Text wurde gelesen, die Chöre und so weiter aber nach der wundervollen Komposition des verstorbenen Fürsten Radziwill aufgeführt. Unübertrefflich ist das Osterlied: „Christ ist erstanden“, welches mit Gewalt den Giftbecher vom Munde des Verzweifelnden zieht, und man begreift ihn, wenn er ausruft: „Die Thräne fließt — die Erde hat

mich wieder." Morgen wird dasselbe Stück im Opernhaus gegeben. Am Montag wurde Parforcejagd geritten. Es fanden sich außer vier königlichen Prinzen noch etwa fünfzig Gentlemen in scharlachroten Röcken ein, alle auf wundervollen Pferden. Man sah fast nur englische Pferde, ich ritt meinen kleinen Araber. Um neun Uhr brachen wir von Potsdam auf und ritten in scharfen Gangarten nach dem zwei Meilen entfernten Forst von Kunersdorf. Dort war ein wildes Schwein gespürt, und es dauerte auch nicht lange, so hatten die Treiber es im dichten Unterholz aufgefunden. Jetzt wurde eine Meute von fünfzig Hunden auf dasselbe losgelassen, und bei Hörnerschall setzte sich die ganze Gesellschaft in Carrière. Das Tier war klug genug, nicht ins Freie zu treten, und so ging es train de chasse immer durch den Wald. Mein kleiner Misib ist sehr hitzig, und es war an kein Verhalten zu denken. Es ist ein Wunder, wie diese Pferde über ein sehr unebenes Terrain, über Gräben und Wege, abgehauene Baumstämme und Stubben fortsetzen. Nachdem wir wohl eine halbe Meile so fortgerast, gerieten wir in eine Fichtenschonung, die so dicht war, daß es gänzlich unmöglich wurde, hier durchzukommen. Jeder arbeitete sich heraus, wie er konnte, und man sammelte sich aufs neue. Die Hunde waren zerstreut, niemand wußte, wo die Meute geblieben, und alles jagte davon, um sie aufzuspüren. So kam die ganze Gesellschaft auseinander, und nach fast zweistündigem Rennen sammelte sich die Mehrzahl auf der Chaussee dicht vor dem Städtchen Beliß. Nur drei junge Offiziere hatte das Glück auf die richtige Spur geführt. Das Schwein, ein gewaltiger Keiler, war wohl zwei Meilen weit gerannt, dann, des Laufens müde, hatte es sich gestellt. Zwei Hunde waren tot, sechs schrecklich verwundet, und das Tier mußte mit der Axt erschlagen werden, weil keiner der Anwesenden einen Hirschfänger führte. Von den Piqueurs war keiner zugegen, so daß kein jagdgerechtes Halali stattfand. — Bei der vor acht Tagen stattgefundenen Jagd war das Schwein durch die Havel geschwommen und die Meute ihm nach. Den Jägern war kein Mittel geblieben, als anderthalb Meilen weit nach Spandau zu jagen, dort über die Brücke zu gehen und zu folgen, wobei von einhundertundvierundsechzig nur sechzehn zum Halali kamen und zwei Pferde fielen. Diesmal passirte kein Unglück und alle trafen zum Diner nach Kunersdorf ein. Mein Pferd habe ich noch lieber gewonnen, nachdem ich gesehen, was es zu leisten vermag. Es war noch ebenso feurig nach dem Rennen als vorher.

Nach der Tafel fuhr ich mit meinem Prinzen nach Potsdam und von da auf der Eisenbahn nach Berlin. Wir hatten so über zwölf Meilen gemacht, gingen ins Theater, dann machte ich noch einen Besuch bei Patows und habe dernach trefflich geschlafen. — Mein Freund Laue ist als Major beim Generalstab angestellt; obwohl er ein Einschub für mich ist, hat es mich doch sehr gefreut.

Ich danke Dir für das Kompliment, daß das Bild nicht gut genug aussieht. — Meinen Schnupfen bin ich los, habe aber schon einen andern dafür. Sehr freut es mich, daß Du Vater besucht hast. Auch hier ist es schon bitterlich kalt, aber die Sonne dringt doch oft durch, und dann ist es in meinen nach Süden zu gekehrten Zimmern so behaglich hinter den Blumentöpfen. — So, nun gute Nacht, Du gute, liebe Seele, die in einem süßen, lieben Körper steckt. Schlaf wohl und träume mir nicht wieder von Berlin, ohne daß ich erscheine, das sage ich Dir, sonst erscheine ich Dir in Itzehoe, ohne daß Du mich siehst. Herzlich der Deine Helmuth.

(Fortsetzung folgt.)

Im Sonnenschein.

(Bilder von der Riviera. Erste Folge.)

Es regnet. Der kalte Wind schleppt gelangweilt seinen nassen Mantel durch die Straße. Der Nebel streicht durch die dürren Pappelbäume der kotigen Landstraße. Das Scheffelsche Lied vom „Pfahlmann" kommt mir zu Sinn:

„Im Nebel ruht, Nebel umkreistet
Ein Pfahlbauerdorf im See,
Und fern ob der Waldwildnis leuchten
Die Alpen in ewigem Schnee . . ."

Das ist lange her, wenigstens was die Pfahlarchitekturwerke betrifft; die armen feuchtnassen Holzbauten sind aus den Sümpfen und Seen ans Land gekrochen, haben wie Pudel sich geschüttelt und sich in Häuser und Paläste verwandelt, zu Städten und Städtchen gefügt, denen man die anständigsten Namen gegeben hat. Aber der dichtqualmende Nebel ist ihnen nachgeschlichen, und mag er der phantasiereichen Jugend als „Erlkönig mit Kron und Schweif" erscheinen, der rheumatische gestimmte Vater erklärt ihn richtig als „Nebelstreif", der die Welt durchfeuchtet und die armen menschlichen Knochen wie mit kalten Umschlägen umwickelt, der, wie männiglich bekannt, die Ur-Europäer-Geschichte mit „Rheuma und Zahnweh" beginnen und wahrscheinlich auch enden läßt.

„Da seht mein verschwollen Gesichte!" ruft klagend der Scheffelsche Pfahlmann. Seht aber lieber die unsrigen, unsere geröteten Nasen, denen zu Ehren unaufhörlich tausende baumwollener, leinener und seidener Taschentuchfahnen geschwungen werden, seht die nassen Regenschirme, eine verregnete Pilzplantage, beim trübseligen Schein frühangezündeter Gaslaternen oder des fortschrittlichen aber herzlosen elektrischen Lichts erglänzen, fühlt den Durchzug und Wind, riecht die dampfenden Ueberröcke, atmet den Bierstuben- und Kaffeehausdunst, Ruß und Tabaksqualm: entsetzlich! Und das hustet, prustet, niest, spuckt, schnäuzt und gähnt: ein ärgerliches Konzert, das seit Urzeiten bei dem teutonischen Volke geübt und von Friedrich Theodor Vischer zum Roman „Auch einer" verarbeitet wurde.

Doch „fern ob der Waldwildnis leuchten — die Alpen in ewigem Schnee —"; nicht der ewige Schnee zwar ist es, der uns Frierende anzieht, sondern das lichtvolle Bewußtsein, daß jenseit dieser frostigen Scheidemauer die liebe Sonne scheint, der Himmel blaut und der Frühling auch zur Winterszeit seine reizenden Kinder, die Blumen, auf grünem Anger spazieren führt, aus welchem Bewußtsein das Sehnen erwächst, das dem Kulturmenschen von heute, seit das Hinüber und Herüber durch zwei solide Bohrungen so unendlich erleichtert wurde, bequemer als einst den sonnenlüsternen Cimbern und Teutonen, gestillt werden kann.

Eines Tages werden dann Rhabarberpillen, Aetherfläschchen, Chloral, Opiumtinkturen und Malzpräparate an die Wand geworfen, und der nebelmüde Flüchtling schlüpft durch eines jener Löcher: durch den Gotthard, durch den Mont Cenis, oder er fährt im wohlgeheizten Wagen über den Brenner in das Land, wo die wackerste aller Sonnen als Luftheizerin angestellt ist.

Sein Ziel ist — welch anders könnt's sein? — die Riviera. Von der Riviera haben wir ja Alle gehört! So heißt der goldene Uferguertel und Halsschmuck, der den weiten Golf von Genua umfaßt, und der gen Südosten „Riviera de Levante", gegen Nordosten „Riviera de Ponente" mit dem tiefblauen Wasser des Mittelmeeres getauft wurde. Zu Gevatter stand bei dieser Taufe die süße, ewig junge Zauberin Circe, die noch heute an diesem Gestade sitzt und lächelt und singt. In ihrem Dienst stehen eine Menge Maler, Photographen und Dichter, und die schickt sie jedes Jahr, sobald die ersten Flocken schwirren und die Teutonen zu husten anfangen, hinüber über die Alpen und läßt sie in allen seinen Häusern ihre wohlillustrirten Visitenkarten abgeben. Die sind diesmal auch französisch abgefaßt, denn die Einladung ergeht zunächst nach dem französischen Teil jenes Küstenstrichs, der von der italienischen Grenze bei Ventimiglia ab in die sangesreiche Provence hineinläuft und an dem Cannes, Grasse, Nizza, Roccabruna, Villafranca, Monaco, Mentone und andere sirenenhafte Heimstätten liegen.

Wie das dort blühen muß und wirklich blüht! Woher sonst sollten die Ströme von „Parfüms" kommen, mit denen alljährlich die Welt der gebildeten Nasen überschwemmt wird? „Dahin! dahin möcht' ich mit Dir, o mein Geliebter ziehen", wo die Veilchenernte anfangs Januar beginnt, wo man in einer Fabrik allein 150 000 Kilogramm Veilchen, 1 800 000 Kilogramm Orangenblüten und 1 Million Kilogramm Rosen verarbeitet! Wo die Schmetterlinge an den Weihnachtsfeiertagen ausfliegen ohne Furcht, vor Erkältung oder vor Blumenmangel zu sterben, wo die Vögel das Neujahr ansingen, ohne heiser zu werden, denn das Thermometer zeigt ein Jahresmittel von 16 Grad C.

In diesem sonnenbegünstigten Reiche liegt auch das berühmte Nizza, französisch Nice, seit 1860 Hauptstadt des französischen Departements des Alpes Maritimes, auch so ein Stückchen „Italia irredenta" und darum ringsum, auf allen Bergen und Hügeln mit Kanonen gespickt.

Das hindert aber die Anemonen, Hyazinthen, Tulpen, Kamelien, Mandeln und Pfirsiche, die Citronen und Orangen nicht am Blühen, wie es sich für eine Stadt, welche sich den Namen der „Blumenstadt" par préférence errungen, schickt, und die prächtigen Trauben, Erdbeeren, Feigen und Mandeln schmecken unter dem Schutze der französischen Kanonenrohre so gut wie anderswo. Wenn der Fremde nur nicht gerade in der Uniform eines preußischen Artillerieoffiziers auftritt und nicht den Weg nach den Befestigungswerken des Vorgebirges Montbaron beschleicht, so mag er unbehelligt und reine Luft atmend die prächtige Umgebung Nizzas absuchen.

Der herrlichste Ausflug ist der nach Villefranche, dem Nachbarhafen von Nizza, der in seinem Verlaufe, unter silbernen Olivenbäumen hin, immer das blaue Meer zur Rechten, nach dem niedlichen Fischerdorfe St. Jean und dem Winterdorfe Beaulieu führt, in dessen Umgebung, am meisten in dem sogenannten Petite-Afrique, wo die Winde gänzlich schweigen, uns klar wird, was südliche Vegetation eigentlich ist. Das erkennen wir auch in den Prachtgärten Nizzas, an seiner Place du Jardin Public, auf seiner Promenade des Anglais, auf seinem Schloßberg: la Colline du Château, selbst auf seinem Friedhof. Entsetzen nur faßt uns in den Straßen des „alten Nizza", des mittelalterlichen, am Fuße jenes Schloßberges. Dort wohnt Gestank und Fieber.

Dieses Fieber ist aber nicht so gefährlich wie die Schlange, die da drüben bei Monaco unter den Rosen und Palmen von Monte-Carlo haust, deren Gift noch jedes Jahr Dutzende zum Opfer fallen. Monte-Carlo ist der dunkle Fleck auf dieser sonnigen Küste, ist die Hölle mitten in diesem Paradiese und zwar eine der schlimmsten Höllen: eine Spielhölle. Alles was unsre Sinne bethört: die bezaubernden Gärten, die in sanften Terrassen zum Meere hinabsteigen, die märchenhaft schönen Wandelwege unter Palmen, Kamelien, Johannisbrotbäumen, Aloen, Gummibäumen, Rosen, das prächtige Theater, die goldprangenden Konzertsäle, die Bälle und venezianischen Gondelfeste, — alles dient nur als Anlockung, als Folie und Falle für den Spielteufel. Es scheint ein Lustspiel und ist ein Trauerspiel, denn im letzten Akt dienen als Requisiten: ein Pistol oder Revolver, Dolch und Strick, eine Totenbahre, ein paar Schaufeln. Blut liegt auf den grünen Blättern.

Wer diesen Verlockungen nicht zu widerstehen vermag, der schicke der einladenden Circe die Visitenkarte zurück.

Waldemar Kaden.

Die Besitzergreifung von Oklahama.

(Hiezu das Bild Seite 300 und 301.)

Durch Proklamation des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, sowie infolge eines vom Kongresse vor einigen Jahren erlassenen Gesetzes, wurde im Oklahamagebiet ein großer Landstrich, der früher den Indianern gehört hatte, zu Ansiedelungen vorbehalten. Nach Abzug der den Indianern gesetzlich zukommenden Anteile blieben noch ungefähr 800 000 Acres zur Besiedelung übrig. Diese boten Raum für 5000 Heimstätten. Lange vor dem zur Eröffnung des Landes bestimmten Tage begannen die Leute nach den der Grenze zunächst gelegenen Städten zu strömen; und zu der Zeit, als es ihnen gesetzlich erlaubt war, in das neue Territorium einzuziehen, befanden sich allein in Guthrie eine bedeutend größere Anzahl von Leuten, als es überhaupt möglich war, mit Heimstätten zu versorgen: In Oklahama City waren beinahe noch mehr vorhanden. Trotz der Bemühungen der von den Vereinigten Staaten angestellten Marschälle, die noch vom Militär unterstützt wurden, schlüpften sehr viele Leute durch die Grenzlinie, um sich gute Plätze zur Ansiedelung auszusuchen und zu behaupten, bis ihre Verbündeten hereinkommen und dieselben in Besitz nehmen würden, nachdem die Proklamation des Präsidenten in Kraft getreten. Diese ungesetzliche Handlungsweise wird, wenigstens für die nächste Zeit, das Besitzrecht solcher Ansiedler und Spekulanten sehr zweifelhaft machen, und die Anwendung des Gesetzes wird rasch in dem neuen Lande mit denselben aufräumen.

Als vor zwei und einem halben Jahre der jetzt besiedelte Teil des neuen Territoriums eröffnet wurde, entstand ein ähnlicher Andrang, von großer Unordnung, mehrfachem Verluste an Leben und unbeschreiblichen Leiden begleitet, auf Seiten derjenigen, die unvorbereitet in ein so wildes Land gezogen waren, das durchaus keine Bewohner ernähren konnte, bevor die Felder nicht bebaut waren und eine Ernte geliefert hatten. Nur ein sehr kleiner Teil derjenigen, die 1889 eingewandert waren, sind geblieben, und sehr leicht kann es den 100 000 Leuten ebenso ergehen, die 1891 sich in das wilde Land drängten. Wie bereits erwähnt, besteht jetzt die große Mehrzahl der Eindringenden nicht aus wirklichen Ansiedlern, sondern aus Spekulanten, welche keine andere Absicht haben, als Anteile zu nehmen und dieselben an diejenigen wieder zu verkaufen, die nicht so flinke Füße haben wie sie selbst. Alle die Leute, die in ein neues Land ziehen, bevor es gesetzlich erlaubt ist, werden in der pittoresken Sprache der Grenze („sooners") „Frühzeitige" genannt. Man schätzt die Zahl derselben auf 3000, die sich bereits in der neuen Sektion befanden, als der tolle Andrang begann. Ist das wirklich der Fall, so würden nur 2000 Heimstätten für die Menge übrig bleiben, welche in der letzten Woche über die Linie gezogen ist. Die zu den Viertelsektionen berechtigten Indianer waren gesetzmäßige „Frühzeitige", und müssen natürlich die besten Ländereien im Territorium ausgewählt haben. Die ungesetzlichen „Frühzeitigen" halten wahrscheinlich nur die zweite Auswahl. Nicht aller Boden in dem neuen Lande eignet sich zum Anbau, und deshalb werden viele von denen, welche nicht so glücklich waren, Viertelsektionen zu erhalten, sich im Besitze von Ländereien befinden von jener Beschaffenheit, daß man sagen kann, je mehr jemand davon sein eigen nennt, je ärmer ist er.

An verschiedenen Stellen längs der Grenzen des neuen Landes waren Lager aufgeschlagen worden von denjenigen, die vor der zum Eintritt festgesetzten Zeit eingetroffen waren. Als dieser Zeitpunkt nun herannahte, war alles zum Aufbruch bereit, und als am 22. September um zwölf Uhr das Zeichen gegeben wurde, stürzten alle fort in einem wahnsinnigen Wettrennen um Land. Die Berittenen waren bald weit voraus, dann kamen die Leute zu Wagen, und weit hinten folgten diejenigen, die zu arm waren, um Pferde bekommen zu können und daher zu Fuß gehen mußten. Es gab dort sehr viele von den letzteren, und es ist schwer zu sagen, was ihre Aussichten auf die Zukunft sein mögen.

Digitized by Google

Zu rechter Zeit.

Roman von

Sophie Junghans

(Fortsetzung.)

Jetzt, nachdem die Hausthüre sich hinter dem Verwalter geschlossen hatte, schloß sich auch sachte wieder die Thüre des Gutsherrn. Er hatte jedes Wort des letzten Teils der Unterredung gehört, daran zweifelte keine von ihnen. Und er war nicht wütend hervorgestürzt. Frau Mirbach war die erste, die Worte fand, vielleicht in dem Gefühl, wie es an ihr sei, einzugestehen, daß selbst sie, die Gattin, sich in dem Charakter des Tyrannen nicht mehr zurecht finde. „Das hätt' ich nicht gedacht, daß hier nun noch Dinge vorgehen würden, wie wir sie bisher nicht erlebt haben," sagte sie kopfschüttelnd und indem sie den Rückweg zum Zimmer antrat. „Nun, ich bin neugierig . . . was hier eigentlich dahinter steckt, verstehe ich nicht."

Marsa verstand es vielleicht von den Dreien am besten: sie am besten wußte, wie einer verwöhnten, übergreifenden und nun zum erstenmale im Schach gehaltenen Natur zu Mute war. „Wenn es nur nicht doch noch ein Unglück gibt," hatte eben die Tante Steppuhn, sich zögernd noch einmal zurückwendend, gesagt. Da zog Marsa sie fast heftig ins Zimmer: „Das laß Du Deine Sorge nicht sein . ." sagte sie nicht gerade respektvoll. Sie wußte aber so sicher wie man irgend etwas wissen kann, daß ihr Vater heute nicht mehr auf seinen Inspektor schießen würde.

XIV.

Das Unerhörte war geschehen: Herr Mirbach hatte den Inspektor in seinem Zimmer gesprochen, und es war eine Unterredung gewesen annähernd so, wie sie bei Sinnen befindliche Menschen führen; nicht, was hier in diesen vier Wänden schon mehrfach vorgekommen war, auf der einen Seite mühsame Abwehr, auf der andern das Herumtoben eines in seinem Gebahren wenigstens Verrückten.

Was den alten Wolf eigentlich gezähmt hatte und auf welchen Zeitpunkt zwischen der wilden Scene im Hof und diesem Zusammentreffen der Umschwung fiel, das wäre schwer zu sagen gewesen, aber er fraß jetzt aus der Hand, wie der Doktor Carius es bezeichnet haben würde.

Als Volmar noch vor Tische bei ihm eingetreten war, hatte er sich vor dem Pult, an dem er stand, umgewendet, ohne Ueberraschung zu zeigen. Das scharfe, wohlgebildete Gesicht des Mannes, mit dem weißen Schnauzbart, konnte, wie schon bemerkt, für einnehmend gelten; wenigstens verriet es im ruhigem Zustande nichts von seinen besonderen Eigenschaften. Und so sah Wolfgang den Gutsherrn noch einmal jetzt mit flüchtiger Verwunderung an. Verwunderung darüber, wie völlig dies Aeußere zu täuschen vermochte. Dasselbe paßte noch am ersten zu den geschmeidigen, liebenswürdigen Briefen, in deren Abfassung der Tyrann, wie man wußte, Meister war, und durch welche er schon manchen ins Garn gelockt hatte. Nur die Augen konnten ihn allenfalls verraten, wenigstens jetzt, da er, in seiner Rolle des Unbefangenen, sich offenbar zwang, das ruhig scharfe Auge des vor ihm stehenden jüngeren Mannes auszuhalten, es aber nur zu einem queren, unruhig wegschweifenden Blick brachte.

Wolfgang begann: „Es liegt gewiß auch in Ihrem Wunsche, Herr Mirbach, daß nach dem heutigen Zwischenfalle unser Verhältnis sofort gelöst werde. Ein ersprießliches Weiterarbeiten wäre ja wohl doch nicht gut denkbar."

„Wie Sie meinen," entgegnete der Gutsherr darauf. Er betrat also wirklich den Weg, den sein Inspektor ihm wies, beiderseitig über die gefallenen Beleidigungen hinwegzugehen; sich nach dem, was jeder von ihnen vom andern hatte einstecken müssen, als quitt zu betrachten! Da Volmar nicht gleich weiter sprach, fügte der Gutsherr hinzu: „Die Stellung bei mir mag allerdings nicht ganz für Sie gepaßt haben."

Es war, als wenn Wolfgang hier ein grimmiges Lächeln unterdrückte. „Ich bin Ihnen verbunden dafür, daß Sie dies einsehen," sagte er . . . „So verlasse ich also, im Einverständniß mit Ihnen, Masaunen noch heute."

„Gewiß. Sie können gleich gehen."

Das klang brutal; sofort ließ aber auch Wolfgang den Griff, in welchem er, wie er wohl merkte, den Gutsherrn bisher gehalten hatte, wieder fühlen. „Es bliebe also nur noch die kleine Angelegenheit meines fälligen Gehaltes," sagte er mit einer Ruhe, welche jeden Gedanken, als könne ihn die Erwähnung dieser delikateren Sache etwa stören, sofort verbannte.

„Sie wollen Ihr Geld haben, natürlich," sagte Herr Mirbach, sich zum Pult wendend. „Das betrüge also — heute haben wir den zwanzigsten Juni bis zum heutigen Tage . . ."

„Bis zum heutigen Tage?" unterbrach Wolfgang. „Erlauben Sie, Herr Mirbach von einer solchen Berechnung kann keine Rede sein."

Er irrt sich, wenn er denkt, ich werde ihm einen Pfennig schenken, das war der Gedankengang, der hinter den ausgesprochenen Worten herlief. Man wußte ja, daß der Dominialbesitzer sich in fast zahllosen Fällen nicht geschämt hatte, die von ihm beschäftigten Personen in der beliebten Weise zu schädigen, daß er sie plötzlich entließ, während eine voraufgegangene Kündigung sie hätte in den Stand setzen müssen, einen Ausfall ihrer meist durch saure Arbeit erzielten Löhne zu verhüten. Hier ging er wahrscheinlich von der Annahme aus, daß dem eigentlich einem andern Stande angehörigen, verfeinerten jungen Manne jede Erörterung der Sache allzu peinlich sein werde. Er täuschte sich aber. Er hatte das kampflustige Element in diesem seinem Gegner geweckt, und derselbe war entschlossen, den Tyrannen auch hier einmal ganz ungewohnter Weise an die Wand zu treiben.

„Wir hatten eine Kündigungsfrist vereinbart, wie sich das von selbst versteht," fuhr Wolfgang mit höflicher Ruhe und Deutlichkeit fort. „Daß dieselbe nicht eingehalten wird, ist doch wohl ohne Zweifel auf einen — hm — einen gewissen Mangel an Selbstbeherrschung in Ihrem Verhalten gegen mich zurück zu führen. Der Anlaß zu Ihrer Maßlosigkeit war Ihnen überdies gleichgültig. Sie selber" — das klang fast gemütlich — „wissen ja doch am besten, w e s s e n den meinen zuwider laufende Anordnungen den Unfall heute Morgen herbeigeführt haben. Wir reden, wenn es Ihnen recht ist, nicht weiter darüber und beschränken uns darauf, mein Guthaben zu bestimmen. Dasselbe beträgt bis zum ersten August, dem frühesten Termin, an welchem nach regelrechter Kündigung meine Verpflichtung hier aufgehört hätte, fünfundvierzig Thaler . . . nicht wahr, wir sind einverstanden?"

Es kam hierauf von dem Gutsherrn nicht gleich wieder ein Wort, aber ein Blick, ein wölfischer Blick, welcher verriet, daß er seinem Gegenüber am liebsten an die Kehle gefahren wäre. Aber das war ein Manöver, welches, wie er seit heute morgen wußte, auch andere Leute im Griffe hatten; merkwürdig, welchen heilsamen Einfluß eine solche Erfahrung auf eine Natur wie die seine auszuüben im Stande war!

Uebrigens war seine Antwort auf die letzten Worte Volmars jetzt doch für diesen eine unerwartete. „Wissen Sie auch, daß ich Sie wegen des Anfalles auf mich heute morgen gerichtlich belangen kann?" fragte er, aber immer noch mit jenem ausweichenden, unsichern Blick von vorhin, der an den eines durch den Stock gezähmten Raubtieres erinnerte.

„Sowie ich Sie wegen der unqualifizirbaren Ausdrücke, die Sie gegen mich brauchten, und deren Zeuge allerdings nur dieser —" hier schien Volmar eine Bezeichnung zu verschlucken — „dieser Timme war. Wenn ich nicht vorziehen sollte, Sie für dieselben in der Weise zur Rechenschaft zu ziehen, die sonst unter Männern unseres Standes wohl die üblichere ist!"

Es war mehr, weit mehr noch die unverkennbare vollkommene Ruhe Volmars bei den Worten — eine Ruhe, die er einem kräftigen Nerven- und Muskelsystem nicht in letzter Linie zu danken hatte — welche den bezwingenden Einfluß auf den Gutsherrn übte, als es die Worte selber waren. Wenn man aber heraus fühlt, daß einer, der von einem Zweikampf spricht, nicht nur nicht zögern wird, diesen Zweikampf einzugehen, sondern auch in demselben durch unbeirrtes Auge und unerschütterlich sichere Hand weitaus im Vorteil sein wird, so werden die Worte dieses Mannes einer gewissen Wirkung in den seltesten Fällen entbehren.

Und so ungeheuerlich auch die Idee für den Herrn von Masaunen sein mochte, von einem seiner Inspektoren gefordert zu werden, von einem aus dem unglücklichen Geschlecht, dem er bisher unbehindert den Fuß auf den Nacken gesetzt hatte, — jenem voll Hohn ins Gesicht zu lachen, wie er am liebsten gethan hätte, vermochte er doch nicht. Dann wollten die Worte: „Ihre Forderung ist eine Unverschämtheit," auf seine Lippen, und auch diese verschluckte er. Wenn der Bengel da wirklich auf Studentencomment bestand, so war ja jene Bezeichnung auch häkelig — nein, er mußte ihn jetzt im Guten los werden, und flüchtig nur zog die Idee durch seinen Kopf, wie er sich dafür an allem übrigen, was auf dem Hofe war, besonders aber an dem Nachfolger dieses Menschen, schadlos halten wollte.

Er schloß also wirklich sein Pult auf und kramte dort in den Fächern, als suche er das Geld zusammen. In Wahrheit hatte er das gar nicht nötig — er hätte den Betrag sowohl in Silbergeld als auch in Gold nur eben weg zu nehmen gebraucht. Diese einfache glatte Erledigung der Sache widerstrebte aber allzu sehr seiner Natur, der das Bedürfnis, wenigstens hinzuhalten, wenn nicht zu peinigen, in Fleisch und Blut übergegangen war. Dicht neben der kleinen Goldrolle, welche die fünf und vierzig Thaler und nur wenig darüber enthielt, griff er nach einem größeren Schein, und mit den kurz hingeworfenen Worten: „Ich muß erst wechseln," ließ er den Verwalter stehen (der sich übrigens nunmehr bedächtig in den kleinen Sessel am Fenster niederließ), und ging nach der Thüre zu den Wohnzimmern der Damen. Drinnen hörte ihn Wolfgang laut sagen: „Bist Du's, Marsa? Wo ist die Mama? Ich brauche Kleingeld. — Es ist nicht genug, daß man gewisse Leute vom Hof schmeißen muß: sie drücken auch noch das Reisegeld heraus, und man thut ein Uebriges, damit man das Bettelvolk nur los wird."

Die Worte wurden absichtlich so laut gesprochen, daß sie durch die angelehnte Thüre deutlich bis zu ihm drangen, und der junge Mann war schon am Auffahren, ließ sich dann aber mit einem verächtlichen Lächeln wieder in den Stuhl zurücksinken. Was der Alte da eben gethan hatte, das hieß, sich für den zuvor erlittenen moralischen Zwang rächen wie — nun etwa wie ein altes Hökerweib, nicht wie ein Mann; Wolfgang fühlte, daß er, ohne vor sich selber lächerlich zu werden, dem Gutsherrn auf diesem Wege nicht folgen konnte; er mußte die abgeschmackte Lüge für jetzt überhört haben.

Uebrigens ließ sich hier vom Nebenzimmer die trockene Stimme der in ihrer Geradheit wirklich ehrenwerten Tante vernehmen. „Ach was, so bist Du sonst gar nicht," gab sie unerschrocken dem Schwager zu hören. „Der Inspektor wird ja wohl nicht mehr verlangen, als was recht ist."

Hier ging die Thüre mit einemmal ins Schloß. Wolfgang hörte nichts weiter, und lächelte vor sich hin. Bald darauf trat der Gutsherr wieder ein, manövrirte ein wenig, damit es den Anschein habe, als habe er wirklich drinnen gewechselt, entnahm dann aber in Wirklichkeit dem Pult die fünf und vierzig Thaler, wie er gleich hätte thun können. „Hier," sagte er darauf kurz, die Goldstücke in einem Röllchen zusammen zwischen den Fingerspitzen, so daß er sie jetzt, etwa als wäre es ein aus einigen Fünfgroschenstücken bestehendes Almosen, auf einmal dem Inspektor in die Hand gleiten lassen konnte, die dieser dadurch genötigt war, auch einem heischenden Bettler ähnlich offen hinzuhalten.

Aber Herr Mirbach kam mit allen seinen kleinen Tücken hier immer an den unrichtigen Mann; Volmar ließ ihm auch diese nicht hingehen. „Sie erlauben, Herr Mirbach," sagte er, mit seinem leichten, kühlen Lächeln den andern gleichsam einmal wieder niederzwingend, „Sie erlauben, daß wir bis zu Ende geschäftlich verfahren," trat an den Tisch und fing an, daß Geld auf demselben gelassen hinzuzählen.

Nun, verzählt hatte sich der Gutsherr nicht; das passirte ihm überhaupt selten oder nie. „Es stimmt," bemerkte sein bisheriger Inspektor. „Mein Gehalt bis zum ersten August," und den Tyrannen noch einmal fixirend, fügte er mit besonderer Betonung hinzu: „Ohne Reisegeld! Ich empfehle mich."

Herr Mirbach bog den Rücken ein wenig, in Erwiderung des anständig höflichen Grußes, den er empfing. Zugleich öffnete er die Lippen, aber dabei blieb es; es wollte sich kein Wort einstellen. Auch auf diesen letzten Zug vom Reisegeld wußte er keinen Gegenzug. Es war einmal nicht anders – in dem gewohnten Spiele, welches er frevelhaft begonnen, hatte ihn dieser Mensch wider alle Gewohnheit matt gesetzt.

Und nun war Wolfgang Volmar draußen; seine Beziehungen zu dem Gutsherrn von Masaunen, denkwürdig wie sie für ihn in mehr als einer Hinsicht bleiben würden, hatten ein Ende. —

Jetzt aber auch gleich das andere abgemacht, dachte er bei sich und klopfte ein paar Schritte weiter auf dem Flur bei den Damen an.

Er fand sie etwas betreten und so kürzte er denn diese kleine Abschiedsscene möglichst ab. Fräulein Marsa schien eben das Gemach verlassen zu haben, und die beiden älteren Damen waren offenbar genirt, wahrscheinlich durch die Nähe des Hausherrn, den sie in seinem Zimmer wußten. Wolfgang bat, seine Empfehlung an das gnädige Fräulein auszurichten, unbefangen und einfach. Die Tante Steppuhn aber, die es so wenig wie im Grunde ihre Nichte selber begreifen konnte, daß dieser junge Mann nicht, in hoffnungsloser Leidenschaft für Marsa sich verzehrend, am Rande der Verzweiflung war, half sich, indem sie sich den Anschein gab, seine beispiellose Selbstbeherrschung zu bewundern. „Er hatte einen festen Willen und sehr viel Stolz," konnte man sie nachher noch oft sagen hören und auch wohl mit Bedeutung hinzufügen: „Der Mensch hat furchtbar gelitten, denn das Mädchen ist ja wie Stein." Und dann, geheimnißvoll zu den Vertrautesten: „Ganz unempfindlich war sie diesmal auch nicht. Aber bei ihr dominirt der Verstand und zieht seine unerbittlichen Konsequenzen. Und wohin hätte denn die Sache führen sollen?"

Doch das war später, nach der Abreise Volmars. Jetzt, in diesem Augenblicke, da er Abschied nehmend in dem kahlen dreifensterigen Eßzimmer vor den Damen stand, beantwortete die Tante Steppuhn jene Empfehlung an Marsa mit den rücksichtsvoll, wie zu einem Kranken gesprochenen Worten: „Ja, Gott weiß, daß ich nicht mehr thun kann; ich will Ihren Auftrag ausrichten. Und es ist ja noch nicht aller Tage Abend," ihn tröstlich und bedeutungsvoll ansehend: „Man trifft wohl irgendwo in der Welt einmal wieder zusammen."

„Gewiß, das ist so unmöglich nicht, und ich werde mich immer freuen, den Damen zu begegnen," sagte Herr Volmar darauf mit einer unbefangenen Höflichkeit, die jeden andern als die Tante über den Zustand seines Innern mit Bezug auf Marsa hätte aufklären müssen. „Und so leben Sie denn wohl."

Die Damen entließen ihn freundlich; auch Frau Mirbach reichte ihm die Hand, in überlegenem Geiste die Thatsache ignorirend, daß diese seine Rechte vor einigen Stunden ihrem Gatten an der Kehle gesessen hatte. So lange ihr Mann ihr das nicht selber erzählt hatte, brauchte sie ja nicht zu thun, als wisse sie davon.

Eine Stunde später hatte Wolfgang Volmar den Masauner Hof verlassen, und zwar zu Fuß, auf eine Beförderung durch Fuhrwerk und Pferde des Gutes verzichtend. Sein Gepäck sollte von dem anderthalb Stunden weit entfernten Ravenstein dorthin nachgeholt werden.

Am Nachmittage des folgenden Tages ritt Doktor Carius bei dem Herrenhause an. Er war ein alter Bekannter, mit welchem man keine allzu großen Umstände zu machen brauchte. Wenigstens erlaubte sich Herr Mirbach bei einem solchen Besuch die Lektüre seiner Zeitung, der er nach Tisch in der Fensternische des Eßzimmers sitzend oblag, erst zu vollenden und den Doktor so lange hinein zu den Damen zu schicken. Die Thür zum Eßzimmer blieb aber offen, und diese Gepflogenheit hatte den Vorteil, daß es ganz im Belieben des Gutsherrn stand, ob er die Dinge, die sie nebenan schwatzten, gehört haben wollte oder nicht. Sie brachten, das wußte er, alsdann manches vor, von dem sie wünschten, daß es ihm zu Ohren kommen möge. Er konnte ja aber in seine Zeitung so vertieft gewesen sein, daß er nichts vernommen hatte!

Der schlaue Carius hinwiederum verstand es vortrefflich, sich durch die verfängliche Nähe des Gutsherrn bei solchen Gelegenheiten durchaus nicht stören zu lassen. Diesmal begann er, nachdem er es sich zwischen den drei Damen und innerhalb des weiblichen Sesselarrangements dieses ihres Lieblingszimmers bequem gemacht hatte, ohne sonderlich seine Stimme zu mäßigen, gleich mit der Bemerkung:

„Hier hat es also wieder einmal einen Krach gegeben?" Und die warnenden Blicke der Damen übersehend fuhr er fort: „Der junge Mann scheint allerdings einigermaßen den Teufel im Leibe gehabt zu haben. Aber wenn Mirbach gescheit gewesen wäre, hätte er diesen Teufel noch eine Weile unbeschworen gelassen, wenigstens bis er seine Ernte drin hatte. Hätte er sich überhaupt mit Volmar auf einen erträglichen Fuß stellen können, so wäre das natürlich noch besser gewesen, denn eine solche Arbeitskraft und dazu einen einsichtigen, aufgeklärten und trotz seiner Jugend erfahrenen Landwirt kriegt er als Inspektor in diesem Leben nicht wieder, darauf mag er Gift nehmen."

„Sie loben ihn ja, als wenn Sie dafür bezahlt worden wären!" das war natürlich Fräulein Marsa, und Carius, dieser sonderbare Geselle, sah sie durch seine goldene Brille gemütlich und auffallend lange an, indem er dabei leise mit dem Kopfe winkte. „Ja, ja, Kindchen, da können Sie recht haben . . wenigstens weiß ich wohl warum, wenn ich ihn lobe. Ich bin ihm nämlich außerordentlich verbunden dafür, daß er sich hier aus dem Wege geräumt hat."

Die eigentliche Bedeutung der Worte, unterstützt wie sie wurden durch des Doktors Blick und Geberde, war durchsichtig genug. Die beiden älteren Damen lachten; Marsa meinte etwas affektirt: „Sie sind wirklich unglaublich unverschämt, Carius," worauf er unverzüglich erwiderte:

„Nun, doch wenigstens nicht ‚Onkel Carius,' das ist mir lieb. Es ist immerhin schon etwas erreicht, Fräulein Marsa, wenn Sie sich daran gewöhnen, den ‚Onkel' bei unseren Beziehungen mehr und mehr beiseite zu lassen. Aber was ich sagen wollte: dieser verdammt hübsche und schneidige Bursche hatte wirklich etwas ungemein Störendes für unseresgleichen mit unseren soliden Absichten auf die Töchter dieses Landes.' Jetzt aber, da er fort ist, will ich gerne sein Lob singen. Wissen Sie denn schon von der famosen Geschichte auf der Platte oben, am Tage der Holzversteigerung? Was nicht? Na, natürlich, er selber wagte nicht, dergleichen auszuposaunen."

Und nun berichtete Carius mit Behagen die Scene bei der Kantine oben im Walde: den brutalen Angriff des jungen Gussow, die kühne, scharfe Abwehr Volmars und die glänzende Genugthuung, welche dieser gleich darauf durch den Grafen Katow, den Senioren der adeligen Rittergutsbesitzer des Kreises, erhalten hatte. Dazwischen wollte er wissen, was wohl auf Dalkehmen zwischen dem jungen Gussow und dem Masauner Verwalter zuerst vorgegangen sein möchte, und sah aus, als werde ihm eine Erleuchtung zu Teil, da er erfuhr, daß Volmar an jenem Tage auf den Wunsch der Mirbach'schen Damen immerhin gewissermaßen als der Kavalier derselben bei den Gussows aufgetreten war. „Das hat die Bengels gefuchst, natürlich," sagte er, „um so mehr, da die Mama Gussow ihm bei der Gelegenheit sicherlich ein paar ihrer Messalinenblicke zugewandt hat. Ja, ja: cherchez la femme — da haben wir es einmal wieder" . . . und er lächelte zu Marsa hinüber in dem behaglichen Bewußtsein, sie mit Erwähnung jener einstigen Schönheit in heilsamer Weise geärgert zu haben.

Sofort ging aber auch die Tante ins Feuer. „Ach, reden Sie doch nicht von der Gussow! Wenn man freilich, wie die, dreißig Jahr lang gefährlich gewesen ist, so kann man sich schwer daran gewöhnen, es nicht mehr zu sein, das wirkt aber nur desto mehr lächerlich auf die Herren . . ."

Der Doktor zog bedeutungsvoll zweifelnd die Schultern in die Höhe. Nun, lassen wir sie, nicht wahr, Fräulein Marsa; in Ihrer Gegenwart sie auch nur zu erwähnen, ist schon Lästerung."

Marsa, mit düsterem Blick, ging auf diese Scherzhaftigkeit nicht ein, sondern fragte, scheinbar die Worte bös hinwerfend:

„Kurt soll ja auf dem Rückweg an jenem Tage gestürzt sein. Da Sie sich meist nur zu Pferde setzen, um Neuigkeiten herum zu tragen, so haben Sie uns die jedenfalls auch bringen wollen."

Wieder nickte er zu ihr hinüber. „Sie kluges Kind! Der Sturz mit seinem völlig sicher gehenden Gaul oder was es nun sonst gewesen ist, das den langen Kurt an jenem Tage noch ganz erbärmlich zugerichtet hat, der gehört freilich auch zu meiner Geschichte, gleichsam als das dicke Ende derselben. Es ist aber bei dem Unfall leider niemand zugegen gewesen — ich meine, der dem Kurt hätte wieder auf die Beine helfen können. Er selber will kaum wissen, wie die Sache zugegangen ist; es kostet ihn nichts, zu behaupten, daß er schwer betrunken gewesen sein müsse. Mir kam es, als ich ihn oben zuletzt sah, gar nicht so vor. Das Pferd muß sehr glücklich gestolpert sein; von Verletzung keine Spur. Nun, was ich noch sagen wollte: Ihr bisheriger Hausgenosse der Inspektor hat sich auf einige Tage in Ravenstein im Hirsch einquartiert. Ich traf ihn heute morgen dort; es schien ihm daran zu liegen, daß sein dortiger Aufenthalt in der Gegend bekannt werde. Ich schlug ihm vor, der Einfachheit wegen doch eine Annonce ins Kreisblatt rücken zu lassen nach Art ehrlicher Auswanderer: ‚Bei meiner Abreise aus hiesiger Gegend ersuche ich alle Diejenigen, welche an mich noch Forderungen' — et cetera et cetera . . ."

„Wie, hat er denn etwa gar Schulden in Ravenstein gemacht!" rief Frau Mirbach, welche, mehr vermöge eines gewissen Eigensinns in ihrer Denkweise als aus Beschränktheit, immer alles wörtlich nahm. Herr Carius lächelte und sah die beiden anderen Damen an als wollte er sagen: ihr versteht mich doch wohl! Dann meinte er: „Bei Schneider und Schuster? Schwerlich. Es gibt aber gewisse Guthaben, welche mit der Pistole in der Hand liquidirt zu werden pflegen" — er hatte behaglich laut gesprochen, die Augen auf die offene Thür zum Nebenzimmer geheftet, und fügte nun hinzu: „alles nur Annahme meinerseits, natürlich, doch irren wir uns wohl schwerlich, wenn wir vermuten, daß dieser Herr Volmar ganz der Mann ist, in dieser Beziehung keinem etwas zu schenken, eben so wenig wie er irgendwo etwas schuldig bleiben wird."

Herr Carius empfahl sich bald darauf und hatte seinen etwas boshaften Zweck erreicht, bei der gesamten Familie Mirbach gewisse unbestimmte Befürchtungen hinter sich zurückzulassen, ob nicht über dem Gatten und Vater derselben etwa gar eine Duellforderung jenes desperaten Menschen schwebe, wie Frau Mirbach den Exinspektor nunmehr nannte. Carius war ein schlauer Menschenkenner, soweit hierzu die Gewohnheit, seinesgleichen immer recht niedrig zu taxiren, hinreicht.

Er wußte ganz genau, daß sich sein Nachbar und guter Freund Mirbach, die „feige alte Bestie," wie er ihn despektirlich genug jetzt bei sich nannte, tagelang unbehaglich fühlen würde nach der Dosis, die er ihm da eben zugemessen hatte, und daß er auch die schöne Marsa in einer allem andern eher als angenehmen Verfassung zurückließ.

Und warum hat er es gethan? Warum den Alten geärgert? warum den verwichenen Nebenbuhler – als welchen er Volmar doch halb und halb betrachtet hatte — in dieser Weise noch einmal gegen die Tochter ausgespielt? In dem Gefühl wahrscheinlich, daß es Macht über die Menschen verleiht, ihnen zeigen zu können, wie man ihre Schwächen kennt. Gerade über diesen Vater aber und über diese Tochter einer gewissen Macht sich bewußt sein zu dürfen, erschien dem Doktor Carius in mehr als einem Betracht als nützlich und angenehm.

Es ist eigentümlich, wie in diesem Bereiche der großen Güter, wo die Nachbarn und guten Bekannten stunden- und meilenweit aus einander wohnen, doch alles, was an Nachrichten und Neuigkeiten irgend welcher Art diese zerstreut lebenden Familien gemeinsam berühren kann, so rasch seinen Weg von der einen zur andern und überall herum findet.

Diesen Menschen, welche nichts von einander trennt, als der Raum des zwischen ihren Wohnstätten sich ausbreitenden Kulturlandes, während mannigfache Interessen sie unter einander verbinden, bei ihnen kann noch von jenem Miteinanderfortleben die Rede sein, welches in den Großstädten, ja in

den Städten überhaupt, unter Verwandten und Freunden selbst immer mehr abhanden kommt.

Alle möglichen oft sehr bescheidenen Personen, der herumarbeitende Schneider, der Oeljude und andere Hausirer, sind die Vermittler und Träger dieses Materials von Nachrichten, welche hier gleichsam an ihnen hängen bleiben und dort wieder abgestreift werden, so daß sie oft selber nur die Rolle spielen, welche den die Blütenzellen unbewußtermaßen an seinen richtigen Ort bringenden Insekten zufällt.

Dies beiläufig, um zu erklären, wie man zum Beispiel auf Dalkehnen bei den Gussows von dem Inspektorwechsel auf Massaunen oder vielmehr von dem Abgange des bisherigen Verwalters genaue Kunde besaß und sogar wußte, an welchem Tage dieser letztere den Hirsch in Ravenstein und damit die Gegend endgültig verlassen hatte und mit dem Königsberger Schnellzug in westlicher Richtung davon gedampft war.

Er war fort; die Thatsache war bei Gussows am Tische beiläufig erwähnt worden, mit verächtlicher Beiläufigkeit, wie im Gespräche der Höherstehenden zuweilen etwas flüchtig berichtet wird, was Individuen einer andern Klasse betrifft. Kurt hatte unter brutalem Lachen sogar noch eine Bemerkung fallen gelassen, des Inhalts etwa, daß jener Kerl immerhin hier etwas gelernt habe; durch ihn, Kurt Gussow, sei ihm wenigstens einmal der Standpunkt klar gemacht worden.

Niemand hatte darauf etwas erwidert. Jetzt waren sie vom Tische aufgestanden und gingen, wie hier im Hause üblich, nunmehr jeder seiner Wege. Kurt hatte, die Hände in den Taschen, pfeifend noch ein paar Augenblicke im offenen Fenster gestanden, den Hunden draußen zuschauend, drei große Doggen, die in wildem Spiele durch einander jagten, so daß der Kies aufstob und die Grasbüschel des Rasenplatzes umherflogen. Jetzt wandte er sich ins Zimmer zurück; er hatte sich allein geglaubt und war etwas überrascht, seine Mutter mit einemmale dicht neben sich zu sehen. Sie war ganz nahe an ihn herangetreten, die große, breite Frau, deren regelmäßige, jetzt zu fleischige Züge man nicht unpassend mit denen kaiserlicher Weiber aus den tollen Tyrannenzeiten Roms verglich, und Kurt wußte gleich, daß dies kein Zufall war: daß sie etwas zu sagen habe.

Er fühlte sich in dieser Erwartung niemals sehr behaglich. Liebe war in der Familie Gussow unter den einzelnen Gliedern nie viel an einander verschwendet worden. Dafür aber imponirte den Söhnen die Mutter, die in dem Egoismus einer überkräftigen Natur sich seit dem jähen Tode ihres rohen Mannes neben ihnen unbekümmert auslebte. Ihnen gestand sie freilich auch Freiheit genug zu. Wucherte dieses Kraut aber einmal auf ihren Weg hinüber oder schien es ihr sonst nach irgend einer Richtung hin überzugreifen, so räumte sie mit rücksichtsloser Hand unter diesen Trieben auf.

Jetzt legte sie ihre große weiße Rechte auf den Arm ihres Sohnes und wahrlich, es war ein Griff, den man fühlte! Ein halbes Lächeln hob ihre Lippen und verlieh ihnen einen grausamen Zug, den er kannte. „Hüte dich," sagte sie dabei halblaut, indem ihr Blick den seinigen suchte. „Vor mir wenigstens gebrauche deine Zunge nicht noch einmal so, wie du vorhin gethan hast. Sage dir selber, wie mir das vorkommen muß?" Und als er, als ob er sie nicht verstände, sich jetzt halb trotzig ihrem Griff entziehen wollte, da hielt sie ihn um so fester. Doch sprach sie jetzt in einem anderen Tone. „Du verstehst mich vielleicht wirklich nicht . . Du bist ja furchtbar schwer von Begriffen, wie dein Vater war. So will ich deutlicher reden. Du erinnerst dich, daß ich neulich, als ich dir das verloren geglaubte goldene Knöpfchen bringen wollte, in dein Zimmer kam, während du bei der Toilette warst. Du wuschest dich: ich sah auf deinem Rücken die Striemen, die du aus dem Walde, von dem Sturze mit deinem Pferde! mit nach Hause gebracht hast. Still —" halb verächtlich und gebieterisch, da er sie unterbrechen wollte. „Es weiß es niemand als ich, und ich schweige . . . ich kenne ja auch die Söhne von Robert Gussow, und nicht erst seit heute. Es braucht hier im Hause von jenem Volmar so wenig jemals mehr die Rede zu sein, als ob er nie gelebt hätte. Wird er aber irgendwo in deiner Gegenwart erwähnt, so wirst du gut thun, dir dasjenige ins Gedächtniß zurückzurufen, was ich dir eben gesagt habe. Dann gelingt es dir vielleicht, deine alberne Zunge im Zaume zu halten!" —

Damit nickte Frau Gussow ihrem Sohne leicht zu und ließ ihn stehen. Und es muß ihm wenigstens nachgesagt werden, daß ihre Warnung in Zukunft von ihm nicht in den Wind geschlagen wurde. —

Und Wolfgang Volmar selber? Er war in der That abgereist; er fuhr zunächst zu seinem Vater zurück, um von dort aus, in der für diesen Zweck nicht ungünstig gelegenen Provinzialhauptstadt, eine neue Stelle zu suchen. Und jetzt hatte er, die langen Stunden hindurch, während welcher der Schnellzug hier von den östlichen Grenzmarken her die ganze norddeutsche Tiefebene durchsauste, Zeit, die Massaunner Episode durchzudenken, um dann im Geiste gleichsam einen Strich darunter zu machen. In der Mitte derselben stand — und würde allezeit stehen für seine Erinnerung — keine weibliche Figur, nicht die der schönen Marfa, eine Thatsache freilich, von welcher keine Beredsamkeit der Welt, weder Menschen- noch Engelszungen, die Tante Steppuhn, und auch nicht jene fragliche junge Dame selber überzeugt haben würden. Diesen Platz nahm vielmehr der Gutsherr selber ein, der geistig nicht unbegabte, auch keineswegs von aller Bildung unberührt gebliebene, aber trotzdem, man hätte sagen können völlig reine, eigentliche Tyrann, der vollendete Typus eines solchen, wie er bis in die kleinsten Eigenheiten hinein charakteristischer gar nicht gedacht werden konnte. Ja, der eigentliche Tyrann, ohne vernünftigen Zweck, vielmehr meist mit einer keineswegs phantasielosen Willkür verfahrend, weit seltener zu seinem Nutzen als zu seinem eigenen Schaden, den er aber für nichts achtete, so lange er seiner ungebändigten und völlig unzähmbaren Natur Genüge leisten konnte.

Wolfgang, in die Ecke des Coupés gedrückt, das er Stunden lang allein inne hatte, lächelte vor sich hin, während er Scene um Scene seines Verkehrs mit dem Massaunner wieder vor sich erstehen ließ. Er konnte es immerhin, denn unerquicklich im höchsten Grade und zuweilen wahrhaft empörend, wie diese Erinnerungen auch waren, ihn selber zu beschämen war keine derselben angethan; er, Wolfgang Volmar, ging ja vielmehr ungekränkt an seiner Ehre und nicht ohne das gerechtfertigte Bewußtsein, doch eigentlich der Sieger gewesen zu sein, aus dem Kampfe mit diesen sonderbaren Menschen und Verhältnissen hervor. Und an merkwürdigen Erfahrungen bereichert! Wahrhaftig, es war fast der Mühe wert, in diese Grenzecke von Deutschland gekommen zu sein, um dort zu lernen, daß ein solcher Mensch, wie der Herr von Massaunen, überhaupt möglich sei.

Und die Tochter? Wolfgang fühlte es, und jetzt, je ferner er ihr rückte, mit immer größerer Deutlichkeit, daß sich etwas in ihm auf das Entschiedenste von gerade dieser Erscheinung des Weiblichen abwandte. Thöricht, ohne weich, kalt ohne klug, begehrlich ohne warm, herrisch ohne leidenschaftlich zu sein — nur durch einen philosophirenden Anstrich von anderen, gewöhnlichen Weibern unterschiedene selbstsüchtige Kokette — nein, das war zuviel minus, zu wenig plus — die schönen Augen, das viele so gefährliche, blitzende Lächeln, selbst ihre, er durfte es sich eingestehen, unverkennbare Hinneigung zu ihm genügten da nicht, um die allzu leichte Schale der letzteren sinken zu lassen.

Und so kehrte er denn als ein um einen Sommer älterer, erfahrenerer, etwa eben so armer, aber Gott sei Dank innerlich ebenso feiner Mann, wie er vorher gewesen war, in den ihm heimischeren deutschen Westen zurück. Fortsetzung folgt.

Das Lebenswerk eines deutschen Künstlers.

(Hierzu das Bild Seite [illegible])

Wie durch alle Kunst unserer Tage, so geht auch durch die Plastik der Gegenwart ein starkes Ringen nach Naturwahrheit. Unter den namhaften jüngeren Größen unserer Zeit ist kaum eine, die sich diesem Drang entziehen könnte, wenn es auch die verschiedenartigsten Abstufungen sind, in denen er sich offenbart. Einer der liebenswürdigsten aber unter denen, die

. . . . „aus den falschen Regelzwange
Zur Wahrheit und Natur zurückgefunden,"

ist der Bildhauer Gustav Eberlein in Berlin. Wohl bekennt er sich zu der Losung, „Hinaus aus der Kunst mit allem Unwahren!" — Aber er ist weit entfernt davon, nun auch alles Wahre wahllos hereinziehen zu wollen. Nirgends so sehr wie in der Plastik würde ein schrankenloser Wahrheitskultus, ein Liebäugeln mit dem Häßlichen, zu unerträglichen Zerrbildern führen. Der Poet, dessen Schilderungen auf den Schwingen des flüchtig dahin eilenden Wortes an uns vorüberziehen und nur mit der Quintessenz ihres Eindrucks in uns haften bleiben, mag uns, wo er sich dazu gedrungen fühlt, schaudernde Blicke in die Abgründe des Lebens enthüllen. Sie beschäftigen doch nur die Gedankenwelt des Lesers oder Hörers, in der sich vielfältig das erlösende Gegenbild unvermerkt von selbst gestaltet. Ein Schreckbild aber, das im starren Marmor ausgeprägt unbeweglich vor uns stehen bliebe, müßte die entsetzliche Wirkung eines Medusenhauptes erregen. Deshalb gilt für keinen Künstler in gleichem Maße wie für den Plastiker das nur verhältnismäßig seltene und taktvoll beschränkte Ausnahmen gestattende Losungswort: „Wahrheit innerhalb der Welt des Schönen!" oder wie Eberlein selbst es ausdrückt: „Wahrheit im Gewande der Schönheit!"

Nun gibt es ja freilich im Bereiche der Kunst keine Wahrheit ohne mehr oder minder scharf hervortretende individuelle Färbung. Bei Eberlein erkennen wir sie, wo es sich um sein Lieblingsthema, die Frauenschönheit, handelt, in einer gewinnenden Bevorzugung des jugendlich Schlanken, des anmutvoll Zierlichen, das gern mit einem leisen Anflug naiver Koketterie einhergeht. In Eberleins früheren Werken haftete der letzteren bisweilen noch ein Zug von Absichtlichkeit an, in seinen späteren wird sie mehr und mehr zur natürlichen unzertrennlichen Begleiterin der Jugendanmut selbst. Doch nicht die knospende Jungfräulichkeit allein, — auch das Kind in seiner halbrührenden, halbdrolligen Einfalt, das Jünglingsalter in seiner lebhaften Elastizität, die reif entfaltete Mannskraft fesseln Eberleins Künstlergeist und beschäftigen seinen Meißel. Aber welches immer der Gegenstand seines Werkes sei, stets ist, nachdem sein Schönheitsideal die künstlerische Konzeption geleitet und durchdrungen hat, sein unablässiges Streben darauf gerichtet, die Durchbildung dem Leben, der atmenden pulsirenden Natur so nahe als möglich zu bringen. Wie der ältere Meister Reinhold Begas, mit dem er vieles gemeinsam hat, ist auch Eberlein weit davon entfernt, mit Fertigstellung des Thongebildes seine Arbeit der Hauptsache nach als gethan zu betrachten und die modellgetreue Uebertragung seines Werkes in Marmor Hilfskräften anzuvertrauen. Er begnügt sich damit, den bei der heutigen Marmortechnik unentbehrlichen Gehilfen die gröbere Vorarbeit: das Punktiren mit der Maschine, mit Hilfe dessen die Gestalt des Originalmodells in den Marmorblock mit mathematischer Genauigkeit eingezeichnet wird, und das im genauen Anschluß an diese Punktirung erfolgende Herausschälen des solchergestalt eingezeichneten Bildwerks aus dem Block zu überlassen. Dann aber nimmt er selbst Meißel und Hammer zur Hand und arbeitet angesichts der Natur die Gestalt bis in die äußersten, dem Leben abgelauschten Feinheiten durch.

Trotz dieser liebevollen Sorgfalt, die er jedem einzelnen seiner Werke angedeihen läßt, hat er doch in den etwa anderthalb Jahrzehnten, auf die sich die wesentlichen seiner bis jetzt vorliegenden Werke verteilen, eine ansehnliche Zahl wertvoller Statuen, Statuetten und Gruppen zu verzeichnen. Der Wunsch, diese Werke in künstlerischer Wiedergabe in würdiger Albumform zu sammeln, war ein naheliegender. Indem Eberlein selbst ihn verwirklichte, fand er eine herrliche Gelegenheit, die Vielseitigkeit seiner Begabung in glänzendster, dankenswertester Weise zu bethätigen. Ein Marmorbildwerk bedarf der geeigneten Umgebung, wie in Wirklichkeit so auch ganz besonders in der Abbildung. Eberleins gewandte Pinselführung setzte ihn in die glückliche Lage, den Abbildungen seiner plastischen Werke die wünschenswerten Umgebungen selbst beizufügen, und er hat das in wahrhaft reizvoller Weise gethan. Durch halb landschaftliche, halb naturalistisch ornamentale Umrahmungen malerisch ergänzt, gestalten sich die Nachbildungen seiner Bildwerke zu Albumblättern originellster und anziehendster Art.

In dieser phantasievollen Fassung erscheinen seine Gestalten, aller körperlichen Schwere entkleidet, wie die ätherischen Gebilde der Fata Morgana — wie das duftige Ideal, das der Seele des Künstlers vorschwebt, bevor es unter seiner formenden Hand greifbare Gestalt annimmt. Denn das Schaffen des echten Künstlers ist nichts als ein Ringen mit dem schweren ungefügen Stoff, der nur auf dem Wege langsam fortschreitenden sorgsamen Ausgestaltens zu jenem vollendeten Kunstwerk wird, das der Bildner als solches vor seinem Geist erschaut hat, bevor er einen Finger rührte, um es in die körperhafte Erscheinung zu rufen.

Aber mit alledem hatte sich Eberlein noch nicht genug gethan. War die poetische Ausdrucksform die erste gewesen, in der sich seine künstlerische Veranlagung schon in Knabenjahren offenbarte, so ist sie ihm und er ihr auch auf seinem ferneren Lebenswege nicht untreu geworden. Und nun tritt sie denn auch zum erstenmal in die Oeffentlichkeit als sinnige Begleiterin jener Blätter, das schöne Album ergänzend und abrundend. Die feine, noble Empfindung, die Eberleins Bildwerke beseelt, klingt auch in seinen Gedichten wieder. So gestaltete sich denn das soeben in die Oeffentlichkeit gelangende Werk: „Aus eines Bildners Seelenleben" Plastik, Malerei und Poesie von Gustav Eberlein (Stuttgart

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt) zu einem in seiner Art einzig dastehenden und nach jeder Richtung hin hoch befriedigenden. Wem es in die Hand kommt, der wird sich eines Ausrufs freudiger Ueberraschung kaum erwehren können, und sich den Besitz des schönen Werkes nicht versagen wollen, in dem eine so reiche vielseitige Künstlernatur sich voll auslebt. Blüht uns doch hier nicht nur der hohe Genuß, den solch schön gerundete Schöpfungen eines vornehmen künstlerischen Genius an sich gewähren, — wir erhalten auch fesselnde Einblicke in die schaffende Künstlerseele selbst, wie sie Eberlein in dem Gedichte: „Eines Werkes Geburt“ charakterisirt, in welchem er singt:

Ich fühlte, als ich die Thüre fand schloß,
Daß wird mir heut ein feuervoller Tag;
Lang war die Nacht, und als der Morgen graute,
Lag ich und sann dem einen Werke nach.
Die Welt, sie träumte noch und ohne Laute.
Kein Wesen war im ganzen Hause wach;
Da grübelt' ich, bis hell durch die Gardinen
Der Frühe bleiche kalte Lichter schienen.

Und es fliegt auf der Geist, es war gefunden,
Das lange formlos tief im Sinne lag,
Bis es nach langen mühevollen Stunden
Dem Schmetterling gleich, die Hülle brach,
Bis es dem Gedankenkreise sich entwunden,
In edlem Bilde zu dem Herzen sprach.

In edlen Lauten und in edlen Formen spricht zu dem Herzen jedes Blatt dieses Albums, das in Wahrheit das Lebenswerk eines bedeutenden Künstlers umfaßt, so weit es bis jetzt als ein in sich geschlossenes Ganzes vor uns liegt.

O. B.

Literatur.

Die Biographen des Königs Karl von Württemberg berichten einstimmig von des Fürsten inniger Liebe zu seiner Mutter, der Königin Pauline, der das Schwabenvolk noch heute in Treuen gedenkt. Der Württemberger sieht deshalb mit Freuden ein „Lebensbild“ der Fürstin entgegen, das Adolf Palm in jüngster Zeit bei Adolf Bonz & Co. in Stuttgart erscheinen ließ. Aber auch bei dem Nichtwürttemberger darf diese Biographie Anspruch auf Interesse erheben, denn so wenig Anteil fürstliche Persönlichkeiten weiblichen Geschlechts, denen große historische Schicksale versagt blieben, in der Regel in weiteren Kreisen zu erwecken vermögen, so sehr zieht diese Lebensbeschreibung an durch die edle Weiblichkeit, die in ihrer Heldin zum Ausdruck kommt. Es ist ein Leben, das ersteht, dem der Leser mit wachsender Empfindung auf den verschiedenen Wegen folgt, an dem ihn vor allem die Vereinigung echter Frömmigkeit mit warmer Lebensfreude anzieht, ja an einzelnen Stellen geradezu erhebt. Der Biograph hatte keine leichte Aufgabe zu lösen, denn es boten sich ihm keinerlei Vorarbeiten, so daß er das Material mühsam, zumeist aus ungedruckten Quellen zusammentragen mußte. Das hat er mit großer Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt gethan und dankt ihm der Liebhaber der biographischen Litteratur überhaupt eine entsprechende Gabe, so ist ihm die württembergische Spezialgeschichte für eine wesentliche Bereicherung ihres Gebietes zu ganz besonderem Danke verpflichtet.

So sehr sich Anton Freiherr von Perfall in seinen Romanen und Novellen als ein litterarischer Charakter von reicher, vielseitiger Lebenserfahrung betrachtet, so ist er anderen Gleichstrebenden doch besonders da überlegen, wo es sich um Darstellung ländlicher Volkstümlichkeit handelt. Aehnlich wie Graf Tolstoi, in steter Berührung mit dem Volke lebend, versteht er den Bauersmann mit allem Licht und Schatten seines Wesens und seiner Gewohnheiten so gut wie den Salonmenschen und weit besser, als es so und so viele andere thun, die sich gleichwohl daran wagen, ländliche Verhältnisse zum Gegenstand ihrer Darstellung zu machen. Das kommt ihm denn auch bei den Werken wie dem neuen Roman „Unterirdischer [illegible]“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) trefflich zu statten. Der tief ins Volk hineinfressende Krebsschaden der Güterzertrümmerung findet hier in Form einer packenden Geschichte aus dem Leben eine Illustration, die mit einer Energie gezeichnet ist, mit der auch die moderne Kunst solche Gegenstände zu erfassen und darzustellen pflegt im Gegensatz zu der süßlichen Schönfärberei, wie sie in den Genrebildern einer Periode an der Tagesordnung war, die sich glücklich überlebt hat. Die Typen, die Anton von Perfall uns vor Augen stellt, sind unmittelbar aus dem Leben gegriffen und so macht auch die Handlung seines Romans, so künstlerisch und zu gleicher Zeit spannend sie aufgebaut ist, den Eindruck eines unmittelbaren Erlebnisses.

So viele Bücher auch schon über die verschiedenen Länder des Orients geschrieben sind, so wird doch jedes neu erscheinende Werk, welches die Wunderwelt des Morgenlandes in Wort und Bild schildert, immer einen bewundernden Leserkreis finden. Diese Anerkennung wird auch dem trefflichen Prachtwerke „Auf biblischen Pfaden“ (Hamburg, Expedition des Deutschen Kinderfreundes) nicht fehlen. Führt dieses reich ausgestattete Buch den Leser doch in Gegenden, die ihm schon aus frühen Kindertagen wohl bekannt sind. Zahlreiche gute Illustrationen zeigen alle jene Stätten, auf denen sich die biblische Geschichte abspielt, und ein gediegener, interessant geschriebener Text bringt die wünschenswerten Erläuterungen zu den Bildern.

Ein Büchlein, das sich der Hausfrau als willkommener Ratgeber bei der Zusammenstellung des Küchenzettels empfiehlt, nennt sich „Unsere Salatkräuter“, Blatt-, Wurzel-, Frucht- und Blumensalate, ihre Kultur im Hausgarten und ihre Zubereitung in der Küche, mit 30 Abbildungen, herausgegeben von Theodor Lange (Berlin, Bodo Grundmann). Der Verfasser gibt zunächst eine ausführliche Darstellung der Kulturen der Salatpflanzen im Hausgarten und verbreitet sich dann des weiteren über die schmackhafteste Art der Zubereitung der einzelnen Salatarten.

Notizblätter.

Bildende Künste.

Wenige Künstler der Jetztzeit erfreuen sich einer so ausgedehnten Beliebtheit wie Emanuel Spitzer. Sein Reichtum an unterhaltenden Einfällen, die er mit Humor und einer eigenen feinen Anmut darzustellen weiß, wie sie dem Geist unserer Tage entspricht, sichert ihm das Interesse der verschiedenartigsten Gesellschaftskreise. So darf denn auch seine neueste Veröffentlichung, in der er die angedeuteten Eigenschaften in reichem Maße bethätigt, das im Verlag der Photographischen Union in München erschienene „Emanuel Spitzer-Album“, zehn vorzüglich ausgeführte Photogravüren nach Originalgemälden des Künstlers enthaltend, einer großen Schar von Verehrern und Liebhabern gewiß sein; — namentlich auch von Liebhaberinnen, denn das schöne Geschlecht spielt in Spitzers Bildern eine zu gewinnende Rolle, als daß es sich nicht geschmeichelt und angezogen fühlen sollte. Graziöse Einzelgestalten wie in seinem „Waldidyll“ und „Eifersucht“, lustige Mädchengruppen wie auf seinen humorvollen Bildern „Aus den Ferien zurück“ und „Damenkapelle“, charakteristische Knabentypen, wie auf den beiden trefflich sprechenden Pendants: „Aus dem wird was“ und „Aus dem wird nichts,“ drollige Lebensbilder wie sein „Störender Besuch“ und seine Scene „Im Damenbad“, anmutsvolle Gestalten wie auf seinem „Pech in der Liebe“ und „Trost in der Musik“ fesseln die Beschauer und bilden in ihrer eleganten Vereinigung ein Album, dem ein großer Erfolg nicht fehlen kann.

Welch bedeutende Fortschritte neuerdings die photographische Landschaftsaufnahme und ihre Wiedergabe in Photogravüre gemacht hat, dafür erhalten wir einen schönen Beleg in dem Werk: „Aus dem Berliner Tiergarten“, zwanzig in Mappe vereinigte photographische Stimmungsbilder von Otto Rau, in Photogravüre ausgeführt von H. Riffarth, klein Folioformat (Berlin, Rob. Oppenheim). In den verschiedenen Stimmungen, wie sie sich namentlich durch den Wechsel der Jahreszeiten kennzeichnen, hat hier ein vorzüglicher Liebhaberphotograph aufgenommen, was ihn in künstlerischem Sinne anmutete, und die Photogravüre gibt seine in der That von Geschmack zeugenden Aufnahmen in ganz besonders reizvoller Weise wieder.

Bühne.

Ein neues Schauspiel in vier Aufzügen von Ernst Wichert: „Sein Kind“, ist von der Direktion des Stadttheaters in Hamburg angenommen und soll daselbst in den nächsten Monaten zur ersten Aufführung kommen.

Kultur und Wissenschaft.

Zu den bedeutendsten Vereinigungen auf dem Gebiete des Tierschutzes gehört der Deutsche Tierschutzverein zu Berlin, zu welchem sich nach jahrelangen Verhandlungen der alte, schon seit fünfzig Jahren bestehende Deutsche Tierschutzverein und der jüngere Berliner Tierschutzverein zusammengethan haben. Der Deutsche Tierschutzverein zu Berlin zählt jetzt mehr als 4000 Mitglieder und besitzt ein Vermögen von etwa 200000 Mark. An seiner Spitze stehen der Schriftsteller Dr. Karl Ruß als Vorsitzender, Oberamtmann Otto Ahrenhart als dessen Stellvertreter, Reichsbank-Buchhalter G. Formann als Schriftführer, Rechtsanwalt Dr. Baron, Direktor der Meininger Hypothekenbank als Kassenführer und Fabrikant Dewald als dessen Stellvertreter, sowie ein Ausschuß von zwanzig Mitgliedern. Die für das öffentliche Leben von Berlin überaus wichtigen Anstalten Tierdepot und Tierasyl nebst Ueberwachung und Verwaltung des Hundefangs auf den Straßen Berlins sind gleichfalls auf den Deutschen Tierschutzverein übergegangen. Er strebt jetzt dahin, das alte Tierschutzwort: „Tiere schützen, heißt Menschen nützen,“ in neuerer Auffassung zur Geltung zu bringen:

„Tiere kennen, heißt Tiere lieben,
Tiere lieben, heißt Tiere schützen.“

Gewerbe.

Die Großherzogtümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz haben für 1892 eine unter dem hohen Protektorate der beiden Großherzoge stehende gemeinsame Landes-Gewerbe- und Industrie-Ausstellung in Rostock vorbereitet, deren finanzielle Sicherstellung seitens der betreffenden Regierungen und der Stadt Rostock übernommen ist.

Natur.

Die Quellen des Nils reichen bis tief in das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet hinein; diese hochinteressante und wissenschaftlich bedeutsame Thatsache ist durch die Untersuchungen und Beobachtungen Dr. Stuhlmanns bewiesen. Das Stromgebiet des Nils und seine Länge zeigen sich dadurch nicht unbedeutend vergrößert; es ist nicht unmöglich, daß nunmehr der Nil im Vergleich mit den anderen großen Strömen an eine andere, vielleicht an die erste Stelle rückt.

Statistik.

Die Anzahl der Selbstmorde auf der ganzen Erde beträgt nach den Berechnungen des Statistikers William Mathews jährlich 180,000. Diese Ziffer ist allmählich im Wachsen begriffen, und die Zunahme steht in direkter Beziehung zu der fortschreitenden Civilisation. Aus dieser Statistik geht hervor, daß die Gebirgsbewohner fast nie ihre Lebenszeit abkürzen und die Bewohner von sumpfigen Ländern nur sehr selten. Hingegen stellen die Bewohner von Gegenden, die von großen Flüssen durchflossen werden, ein höheres Kontingent. Die meisten Selbstmorde ereignen sich im Juni, die wenigsten im Dezember und zwar vornehmlich in den ersten zehn Tagen des Monats.

Gestorben.

Alphand, Charles-Adolphe, Direktor der städtischen Bauten in Paris, 74 Jahre alt, am 6. Dezember, in Paris.

Brandhoff, Ed., k. preuß. Oberbau- und Geh. Regierungsrat, langjähriger Abteilungsdirigent der k. Eisenbahndirektion in Elberfeld, 67 Jahre alt, am 4. Dezember, in Elberfeld.

Geißeler, Wilhelm, Kapitän zur See a. D., erster deutscher Kommandant von Helgoland, 43 Jahre alt, am 29. Nov. in Berlin.

Hanke, Anton, k. und k. Bergrat, Vorstand des Münz- und Punzierungsamtes in Triest, verdient um Erforschung der unterirdischen Abflüsse des Karst, 50 Jahre alt, am 3. Dez., in Triest.

Hawaldt, Hermann, Inhaber der weitbekannten Erzgießerei in Braunschweig, am 3. Dezember, in Braunschweig.

Hunfalvy, Paul, berühmter Forscher auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachwissenschaft, Mitglied des ungarischen Magnatenhauses, 80 Jahre alt, am 30. November, in Budapest.

Jäger, Albert, Dr., früher Prof. der Geschichte an den Universitäten Innsbruck und Wien, namhafter Historiker, 90 Jahre alt, am 9. Dezember, in Innsbruck.

Keelhoff, berühmter belgischer Wasserbau-Ingenieur, 72 Jahre alt, Ende November, zu Neerpelt, in der Provinz Limburg.

Krahl, Karl, k. und k. Hofwappenmaler, namhafter Heraldiker, 73 Jahre alt, am 1. Dezember, in Wien.

Mende, Lotte, ausgezeichnete plattdeutsche Schauspielerin, 57 Jahre alt, Anfang Dezember, in Hamburg.

Popp, Karoline, Frau, Chefredakteurin des „Journal de Bruges“, 81 Jahre alt, am 2. Dezember, in Brügge.

Schembera, V. K., Redakteur des „Neuen Wiener Tagblattes“, früher Präsident des Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia“, 69 Jahre alt, am 4. Dezember, in Wien.

Schreck, Hermann Friedrich Theodor, Rechtsanwalt, früher Mitglied des sächsischen Landtags und des norddeutschen Reichstages, 74 Jahre alt, am 30. November, in Dresden.

Stilling, H. C., k. dän. Etatsrat und Stadtbaumeister von Kopenhagen, bedeutender Architekt, auch als Aquarellmaler und Schriftsteller thätig, 76 Jahre alt, Anfang Dezember, in Kopenhagen.

Stünzner, v., k. preuß. Wirkl. Geh. Rat, ehemaliger Oberpräsident des Rechnungshofes und der preuß. Oberrechnungskammer, 84 Jahre alt, am 5. Dezember, in Frankfurt a. d. O.

Weber-Liel, Friedrich Eugen, berühmter Ohrenarzt, früher Prof. in Jena, 59 Jahre alt, am 29. November, in Bonn.

Wolff, Abraham, Oberrabbiner, bekannter jüdischer Theolog, 96 Jahre alt, am 3. Dezember, in Kopenhagen.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.

Auflösung des Logogryphs Seite 263:

Verdarben — verderben.

Auflösung des Weihnachtsbilderrätsels Seite 263:

G	A	B	L	E	N	Z
E	P	I	S	O	D	E
M	O	L	D	A	W	A
O	S	T	E	N	D	E

Scherzrätsel.

Ob loser Streiche zugedacht
War's oft mir in der Jugend,
Doch wenn ich richtig dann gelacht,
Ist eben größte Tugend,
Weiß man's wohl loben und fühlbar sein,
Und — so gesagt — setzt' ich's ein.

Auflösung des Weihnachts-Silbenkryptogramms Seite 263:

Roderich	Helene
Agathe	Gabriel
Ulan	Ottilie
Sabine	Leo
Caspar	Dorothea

Rauschgold.

Auflösung des Rätsels Seite 263:

Rose — Ros.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„Schwärmen Sie doch auch!“ sagte die Französin. „Fräulein Hedwig schwärmt für die entzückende Dela del Ponte. Können Sie das nicht auch? Dann werden Sie doch wenigstens nicht für eine Mark auf Ihrem Platze schlafen.“

Maria lächelte ein wenig, aber verteidigte sich nicht. Der zweite Akt entwickelte sich, und Hedwig sah den jungen Schauspieler auftreten, der gestern bei Fräulein del Ponte gewesen war. Er hatte eine reizende Rolle, gab einen jugendlichen Helden, die einzige Figur des Stückes, die ganz ohne komischen Beigeschmack war. Unwillkürlich sah Hedwig auf Maria, als Herr Eduard Kirsten seine edlen Gefühle kundgab, und da bemerkte sie, daß eine Veränderung mit ihr vorging. Die großen Augen waren weit geöffnet, und wie eine Flut von Licht ergoß es sich aus den dunklen Sternen. Sonst blieb das Gesicht unbeweglich.

„Habe ich es nicht gedacht?“ sagte sich das kluge Fräulein. „Sie schwärmt! Aber wie dumm, für einen Mann zu schwärmen!“

Hedwig ward ganz erregt durch ihre Entdeckung und war beinahe entrüstet. Aber so viel Freundschaft wohnte doch in ihrer Brust, daß sie der Französin vorläufig nichts von ihrer Beobachtung mitteilte. Fräulein Dubois selbst schien ja nichts zu bemerken.

„Eh bien, la moricaude, vous-êtes-vous bien amusée?“ fragte sie beim Hinausgehen, als die kleine Menge sich durch die Thür hinausschob.

„Ja,“ sagte Maria.

„Vraiment? On ne l'aurait pas dit!“

Fräulein Dubois sprach bald französisch, bald deutsch, wie es ihr gerade einfiel, nur wenn sie Maria necken wollte, redete sie meistens französisch, was die Kreolin besser verstand.

Aber wirklich schien Maria sich gut unterhalten zu haben, denn am nächsten Spieltage ging sie wieder in das Theater, den darauf folgenden ebenso, und dann entdeckte die Französin, daß Maria abonnirt hatte, also offenbar immer gehen wollte.

„Cette fille-là m'étonne,“ sagte Fräulein Dubois zu Hedwig. „Wissen Sie vielleicht, was sie hat? Hoffentlich hat sie noch alle ihre Sinne. Sie ist ja wie ausgewechselt. Schwärmt sie denn auch für die holde Dela del Ponte? Wissen sie als Freundin etwas davon?“

Aber Hedwig verriet nichts. Obwohl sie nicht zu begreifen vermochte, wie ein Mädchen für einen Mann schwärmen könnte, achtete sie doch Marias Gefühle und fühlte Teilnahme für die Schwärmerei als solche. Sie bemerkte besser noch als die Französin die mit Maria vorgegangene Veränderung. Das gelbliche Gesicht war lebhafter in den Farben geworden. Ein wenig Rot zeigte sich auf den Wangen, und auch die Lippen waren nicht mehr so bleich. Die Haut schien durchsichtiger geworden zu sein, und was hervorblickte durch die vordem so wächserne Oberfläche, war das innerlich pulsirende Leben, so daß nicht mehr Wachs, sondern pentelischer Marmor der Stoff zu sein schien, woraus der Kopf gebildet wäre. Auch der Gang war elastisch geworden. Nur die Schweigsamkeit war geblieben, immer saß Maria noch stumm im Kaffeekreise vor dem Kurhause und kleidete ihre Puppen an. Diese Schweigsamkeit hatte etwas so Gebietendes, daß Hedwig es nicht wagte, zu thun, was sie eigentlich gern gethan hätte. Gern hätte sie gefragt: „Schwärmst Du?“ Gern hätte sie den Schleier eines solchen Geheimnisses, einer so fremdartigen Empfindung, wie das Schwärmen für einen Mann, gelüftet. Aber es lag etwas Abwehrendes in Marias Schweigen, das der Freundin mehr und mehr wie die Ruhe eines Vulkans vorkam.

Die Tage verstrichen unter Spaziergängen, Baden, Brunnentrinken und leichtem Geschwätz, wie dies die Pflicht regelrechter Kurgäste ist. Maria ging regelmäßig ins Theater, entweder mit Hedwig oder mit Fräulein Dubois, und sie hatte die Gewohnheit, dreimal oder viermal während jeder Vorstellung aufzustehen, die Französin zu umarmen und ihr einen Kuß zu geben. Die drei Ausländerinnen waren schon drei Wochen in Lindenheim, als Fräulein Dubois eines Abends, wo kein Theater war, ihre ältere Pflegbefohlene nicht finden konnte. Maria war nach dem Abendbrot allein weggegangen und nicht wiedergekommen. Schon waren fast zwei Stunden verstrichen, es war Zeit schlafen zu gehen. — Maria, sonst immer am Platze, war nicht zu sehen.

Da machte sich die leichtfüßige Französin auf, sie zu suchen. Sie strich die Allee hinauf und hinab, die von vier weithin leuchtenden Bogenlichtern erhellt war, und blickte überall umher. Es war nicht ganz hell, aber war auch nicht dunkel. Die Linden, prächtige große Bäume, nun im Abblühen, bildeten große finstere Hintergründe und Verstecke, wo sie nicht gerade von dem silberhellen Lichte der Lampen getroffen wurden und leuchtend grün wie im jungen Frühling erschienen. Die Allee war am Abend zauberisch schön, als gehörte sie zum Garten der Armida.

Fräulein Dubois hatte nicht weit zu suchen. Auf der dritten Bank vom Kurhause ab, nur einige hundert Schritte vom Mittelpunkte des abendlichen Kurlebens entfernt, saß Maria im Helldunkel. Aber — welche Ueberraschung, welcher Schrecken! — sie saß nicht allein auf der Bank, sondern neben ihr saß, den Strohhut auf dem blonden Haupte, der junge Schauspieler Eduard Kirsten, und die beiden unterhielten sich, wie es schien, ganz vertraulich miteinander.

„Maria!“ rief die Französin.

Sie war selbst so betroffen, daß sie zu erwarten schien, die Kreolin würde betroffen aufspringen. Das lag im Tone ihres Ausrufes. Aber Maria war gar nicht erschrocken, sondern blieb ruhig sitzen und fragte mit der größten Gelassenheit: „Mademoiselle?“

Da trat die Französin auf sie zu, sprach mit scharfem Tone zu dem Schauspieler: „Excusez, Monsieur,“ und zog die junge Dame an der Hand empor. „Ça ne va pas,“ fuhr sie erregt fort, indem sie Maria am Arme weg führte. „Mais c'est abominable, ma chère!“

Die beiden Damen waren etwa dreißig Schritte weit gegangen, als Maria, von einem Strome weiterer Vorwürfe überschüttet, ihren Arm losmachte und stehen blieb. Hier war es ganz hell, so daß ihr Gesicht, ihre Miene, deutlich zu erkennen waren. Deshalb erschrak die Französin über Marias Ausdruck. Die Schlafmütze war nicht mehr zu entdecken, ein Marmorgesicht mit flammenden Augen blickte sie an. „Lassen Sie mich in Ruhe, Fräulein,“ sagte sie, „ich thue, was mir beliebt.“

„Entsetzlich! Und Sie sind also ganz verrückt, Maria? Sie schämen sich nicht, mit einem jungen Manne auf der Bank zu sitzen, wo jeden Augenblick Herren und Damen aus der Gesellschaft an Ihnen vorübergehen und sagen können, daß Sie ein Liebesverhältnis haben?“

„Ich habe ein Liebesverhältnis!“

Die Französin stieß einen kleinen Schrei aus.

„Mais elle est donc folle!“ rief sie.

In diesem Augenblicke kam Herr von Düring daher, der vielleicht an der Schönheit des Sommerabends Gefallen fand, vielleicht auch den Spuren der Französin nachgegangen war, für die er immer noch eine gewisse Teilnahme bewahrte, wenn diese auch nicht freundlicher Natur war.

„Guten Abend, Fräulein,“ sagte er. „Finden Sie Schwierigkeiten in der Ueberwachung Ihrer liebenswürdigen Zöglinge? Kann ich Ihnen behilflich sein?“

Aber die Französin war ihm in keiner Weise geneigt. „Ich danke Ihnen, das geht Sie gar nichts an,“ sagte sie kurz angebunden und zog Maria mit sich fort.

„Sehen Sie, Ihr Betragen erregt bereits die Aufmerksamkeit, und ein solcher Geck hält sich über Sie auf,“ sprach sie. „In welche Verlegenheit bringen Sie mich durch Ihre Unbesonnenheit! Es ist abominable!“

Maria ließ sich wegführen, aber auf die weiteren Vorwürfe der Begleiterin antwortete sie nichts mehr, und diese überlegte, ob Maria wirklich wüßte, was ein Liebesverhältnis wäre, und kam halb und halb zu der Meinung, Maria hätte aus Trotz nur so in den Tag hinein gesprochen. Es war ja nicht möglich, daß sie wirklich ihre Puppen so schnell vergessen und ihre Neigung einem Schauspieler zugewandt haben sollte. Das war eine Kinderei von dem unbegreiflichen Mädchen.

Aber am andern Morgen überlegte Fräulein Dubois den Fall doch mit Frau Helbach und deren Tochter Hedwig, erzählte den Vorgang des gestrigen Abends und fragte nach ihrer Ansicht.

Frau Helbach machte ein kluges Gesicht.

„Herr Kirsten ist ein sehr hübscher junger Mann und stille Wasser sind tief,“ bemerkte sie nachdenklich.

„Mais voyons, ça ne se fait pas, c'est impossible!“ rief die Französin.

„Lassen Sie sie nicht wieder ins Theater gehen, das ist das beste. Diese Schauspieler sind schrecklich. Wissen Sie, daß mit Herrn Warbeck eine skandalöse Geschichte passirt ist? Sie kennen doch Frau Dietring, die Frau mit dem dummen Gesichte, deren Mann ein reicher Holzhändler ist. Sie wohnen in der Konditorei, und er betet seine Frau an, liegt täglich eine Stunde vor ihr auf den Knieen, wie ich gehört habe. Nun wohl, sie hat ein Verhältnis mit Herrn Warbeck angefangen und siebenundzwanzig Mark für ihn bezahlt, die er in der Konditorei schuldig geblieben ist. — Die Kinder dürften so etwas eigentlich gar nicht hören, aber was will man machen? Sie sitzen ja immer dabei.“

Hedwig nahm eine beleidigte Miene an.

„Ja,“ fuhr Frau Helbach fort, „das beste ist, Sie lassen Maria nicht wieder ins Theater gehen und halten sie überhaupt immer unter Augen.“

Fräulein Dubois hielt infolge dieses Rates, der ihrer eigenen Absicht gemäß war, der Kreolin eine große Rede, worin sie ihr sagte, daß jamais, au grand jamais so etwas wie gestern wieder vorfallen dürfte, und schloß mit der Erklärung, daß das Theatergehen von nun an aufhören müßte.

Maria hörte alles ruhig mit an, antwortete keine Silbe, und machte auf Fräulein Dubois den Eindruck, als wäre sie wieder die Schlafmütze von früher geworden.

„Sollten Sie den geringsten Ungehorsam zeigen,“ sagte Fräulein Dubois, „so werde ich an Ihre Eltern depeschiren müssen.“

Um Marias Lippen spielte ein kaum merkliches Lächeln, ihre schwarzen Augen waren weit geöffnet und starr auf der Französin Gesicht gerichtet.

Am Abend desselben Tages saßen die drei Ausländerinnen in der Halle des Kurhauses und verzehrten ihr Abendbrot. Ines trank Schokolade, Maria und Fräulein Dubois aßen Koteletten. Die Halle war von Kurgästen angefüllt, die an einzelnen Tischen speisten. Gegen halb acht Uhr gab sich eine Bewegung kund: mehrere Leute standen auf und entfernten sich, denn die Zeit der Vorstellung im Theater war gekommen. Heute Abend sollte „die wilde Katze“ gegeben werden. Maria zog ihre kleine goldene, mit Diamanten besetzte Uhr hervor, erhob sich alsdann, nickte und ging ohne ein Wort vom Tische weg.

„Wohin wollen Sie?“ fragte die Französin mit unterdrücktem, aber so heftigem Tone, daß Ines erschreckt ein mit Schokolade getränktes Biscuit auf ihr weißseidenes Kleid fallen ließ.

Maria war schon zehn Schritte weit, sie blickte nicht einmal zurück.

Fräulein Dubois sprang auf und eilte ihr nach.

„Wohin wollen Sie?“

„Ins Theater,“ antwortete Maria.

„Sie werden nicht gehen, ich verbiete es Ihnen,“ sagte Fräulein Dubois leise und nachdrücklich, indem sie das Mädchen an der Hand faßte.

Mehrere Leute gingen vorüber, deshalb sprach die Französin leise.

Aber Maria machte ihre Hand los, sagte, ebenfalls leise: „Ich werde gehen, Mademoiselle,“ und warf dabei einen solchen Blick auf die Französin, daß diese unwillkürlich zurückprallte. Es war, als zuckte eine spitze Klinge unter den schweren Lidern der Schlafmütze hervor.

Wenn nur nicht so viele Menschen zugegen gewesen wären! Man konnte doch jetzt keine Scene machen. Das wäre wie auf der Bühne gewesen und hätte zu endlosem Gerede und höchstem Amüsement Anlaß gegeben.

„Gehen Sie,“ sagte die Französin.

Maria ging weiter, Fräulein Dubois aber kehrte um, führte die bestürzte Ines vom Tische und aus der Halle weg, brachte sie trotz ihres Widerstrebens sogleich zu Bette, gab einem Zimmermädchen Auftrag, nach dem Kinde zu sehen, und ging dann ebenfalls ins Theater. Es gab noch Billette, und der Kassirer konnte auch den Platz angeben, wo Fräulein Tajada

Digitized by Google

füße, aber in ihrer unmittelbaren Nähe war kein Platz mehr frei. Die Französin mußte sich mit einem Logenbillet begnügen, das ihr gestattete, Maria wenigstens aus der Ferne und von der Seite zu beobachten. Sehr aufgebracht saß sie nun dort oben und spähte nach Maria, die in der Mitte vor der Bühne, in der zweiten Parkettreihe saß und nur für die Vorstellung Augen hatte. Sehr erzürnt war die Französin und nahm sich vor, bei der ersten Gelegenheit dem Mädchen tüchtig den Kopf zu waschen, aber im Verlaufe des Stückes trat etwas ein, was ihre Gefühle milderte.

Personen traten auf und Situationen wurden vorgeführt, wo von Mexiko die Rede war, von dem Sonnenglanz, den Palmen, den Schlangen und Papageien jenes Landes und der blauen See, die seine Küsten bespülte. Ein schwarzer Kerl, Namens Jimbo, trat auf und benahm sich sehr überseeisch. Das Ganze war lächerlich, alles nur auf komische Wirkung berechnet, und Fräulein Dubois ward trotz ihres Aergers zum Lachen gereizt. Aber auf Maria war, wie sie zu ihrer Verwunderung bemerkte, die Wirkung ganz anders. Das dunkelfarbige Mädchen fing zu weinen an und schluchzte so heftig, daß die Nebensitzenden sie teilnahmsvoll ansahen.

Armes Kind, sagte sich die Französin, sie hat Heimweh.

Ihre eigene Heimat fiel ihr ein und die viele Langweile, der viele Kummer, die ihr in abhängiger Stellung und der Fremde beschieden war. Sie hatte Frankreich nie vergessen können.

„Ach das arme Kind," sagte sie sich, „alle ihre Schläfrigkeit ist wohl vom Heimweh gekommen, und die Stahlquelle nützt ihr nicht so viel wie ein Blick in jenes schreckliche Mexiko, wo sie doch nun einmal geboren ist, ihr nützen würde."

Im Zwischenakte ging sie hinunter und besuchte Maria auf ihrem Platze.

„Eh, la petite, vous avez pleuré?" sagte sie. „Est-ce qu'on va dans la comédie pour s'attrister? Venez donc avec moi!"

Zu ihrer Verwunderung stand Maria wirklich auf und ging mit. Fräulein Dubois war auf Widerstand gefaßt gewesen und fand sich angenehm überrascht. Sie ist doch vernünftiger als ich dachte, sagte sie sich. Es war nur Trotz, daß sie ging, und nun sie ihren Willen gehabt hat, ist sie artig.

So gab sie sich der Hoffnung hin, daß nun alles gut gehen würde, und daß der hübsche blonde Schauspieler nur eine ganz flüchtige Episode gewesen wäre. Am nächsten Abend war kein Theater, und der einzige Punkt der Beunruhigung für Marias Umgebung war ihre auffallende Gleichgiltigkeit gegen ihre Puppen. Sie hatte sie in ihrem Körbchen zwar mit in das Konzert genommen und saß im Kreise der Freundinnen und Mütter still und artig wie früher am Kaffeetische vor dem Kurhause, aber ihre Blicke wanderten umher und die Puppe, die sie hätte ankleiden können, lag hilflos neben der Tasse und streckte wie verloren ihre Porzellanarme gen Himmel.

„Sieh dies merkwürdige Mädchen," sprach Frau Helbach zu ihrem Gatten, der neu angekommen war, „sie macht ihrer Erzieherin viel Sorge, und ich habe mir vorgenommen, auch ein Auge auf sie zu halten."

„Mische Dich nicht," entgegnete ihr Gatte.

„Ja, aber es ist doch unverantwortlich, und ich sage mir, daß unsere Hedwig mit Schuld daran hat. Du kennst Deine Tochter noch gar nicht, lieber Mann. Die Kreolin war ein Engel, bevor sie mit Hedwig Umgang hatte. Ich fühle eine Verantwortung auf mir lasten."

„Mische Dich nicht," wiederholte Herr Helbach.

„Nun, wenn wieder etwas vorfällt, so wende ich mich an den Theaterdirektor. Die Französin weiß sich allein nicht zu helfen. Sie kennt die Verhältnisse in Deutschland nicht so und versteht kaum die Sprache vollkommen. Denke Dir nur, welchen Skandal es geben würde, wenn das reiche Mädchen eine Liebschaft mit einem Schauspieler hätte!"

„Misch Dich nicht," entgegnete der Gatte mit der früheren Gelassenheit.

Am Abend fand Promenadenkonzert statt und dabei sollte die Ferdinandsgrotte bengalisch beleuchtet werden. Diese Grotte, nach dem Fürsten Ferdinand benannt, lag hinter dem Kurhause und war ein beliebter Platz bei heißem Wetter. Es war keine gewöhnliche Grotte, nicht solch ein von Bruchsteinen und Muscheln eingehegtes Plätzchen, wie man sie oft in Gärten findet, sondern ein Raum, wo mehr als fünfzig Paare zu gleicher Zeit bequem hätten tanzen können, und wo die Felsen an der Rückwand so hoch wie ein dreistöckiges Haus aufstiegen. In den zerklüfteten grauen Felsmauern, die mit Moos und Farrenkräutern bewachsen waren, wurzelten Birken und Buchen, die mit hohen hellen Stämmen aufstrebten und mit ihren Aesten und Zweigen einen grünen Dom über der Grotte bildeten, den der Sonnenstrahl nur mühsam durchdrang. Die Badedirektion hatte auch hier elektrische Beleuchtung anbringen lassen. Eine Kuppel von Milchglas schwebte oben unter der Wölbung der Zweige und glich in dieser Höhe, wenn das Bogenlicht brannte, dem Vollmonde. Kein schönerer Platz für verliebte Seelen konnte gefunden werden, denn auch schmale Fußsteige für heimliche Flucht führten zwischen den Felsen zum dunkeln Walde empor. Hier also sollten heute Abend bengalische Lichter spielen, und der Kreis von Damen und vereinzelten älteren Herren, zu dem die drei Ausländerinnen gehörten, setzte sich zur bestimmten Zeit von der Halle aus in Bewegung, um den Farbenzauber zu genießen. Die Französin führte Maria am rechten Arme und Ines an der linken Hand.

Das war eine sehr sichere Einrichtung, ganz geeignet die beste Aufsicht über die beiden Mädchen zu halten, nur ließ sie sich im Verlaufe der Dinge nicht aufrecht erhalten. Hunderte von Menschen waren zusammengeströmt und während die grünen und roten Lichter flammten und weithin ihren Schein verbreiteten, kamen noch neue Hunderte herzu, so daß die Grotte gedrängt voll war und auch davor eine Menge sich drängte und staute. Ines behauptete nicht gut sehen zu können, entschlüpfte der führenden Hand und verschwand im Gedränge. Gerade jetzt erlosch das grüne Licht zwischen den Felsen, und da die Kuppel mit dem Bogenlicht dunkel geblieben war, damit sie die Wirkung des bengalischen Lichtes nicht beeinträchtigen könnte, verbreitete sich ringsum völlige Finsternis.

„Mon dieu, où est l'enfant?" rief die Französin, ließ Maria los und suchte im Gewühl nach Ines.

Sie fand sie nach einigen Minuten wieder, als jetzt ein rotes Licht aufbrannte, nun aber war Maria nicht mehr zu sehen, und Ines, die einen guten Platz gefunden hatte, wollte nicht von der Stelle.

Inzwischen nahm das Schauspiel seinen Fortgang, und sehr schöne Bilder ergaben sich, wenn zwischen dem zackigen Gestein und den hohen Baumstämmen unter dem vielgestaltigen Blätterdache und aus der Tiefe verborgen gebliebener Höhlen das farbige Licht hervorquoll. Als aber alles vorüber war, die Grotte wieder in Nacht versank und die Menschenmenge nach der erleuchteten Promenade zurückflutete, war der Kreis der Bekannten zersprengt, und vergeblich rief Fräulein Dubois nach Maria.

„Wo ist sie? Haben Sie sie verloren?" fragte Frau Helbach, die auf die Rufende zu kam.

„Naturellement, ohne das würde ich nicht rufen nach ihr," antwortete die Französin.

„Ich will mit suchen," sagte Frau Helbach eifrig, indem sie sich tiefer in das Dunkel der Grotte begab.

„Wir wollen sie suchen, wo Sie nicht können die Hand vor Augen sehen. Ma foi, ich kehre mit Ines zurück. Sie ist groß genug, um zu wissen, was sich gehört, ich spreche von der Maria."

Gleichwohl ging Fräulein Dubois nicht und suchte und rief laut, als aber nichts von der Gesuchten zu entdecken war und Ines die Vermutung aussprach, Maria möchte wohl schon nach der Halle zurückgekehrt sein, gab die Französin das fernere Suchen auf und kehrte um. Frau Helbach ging zögernd mit und benutzte die Gelegenheit, ihrer Tochter Hedwig eine Strafrede zu halten, die das unerlaubte Weglaufen junger Mädchen zum Thema hatte und von der Annahme ausging, Hedwig könnte es möglicherweise so wie Maria gemacht haben.

Die Menschen hatten sich inzwischen völlig verlaufen und waren zum größten Teile zu ihren Wohnungen heimgekehrt, nur in der offenen Halle saßen noch verschiedene Gesellschaften an einem halben Dutzend gedeckter Tische. Hierher begaben sich Frau Helbach und die Französin mit der Jugend und spähten nach Maria. Aber Maria blieb verschwunden.

Die Französin wurde nervös, zweimal lief sie die Promenade auf und ab, Frau Helbach erschöpfte sich in Vermutungen. „Ach, sie wird schon wiederkommen," sagte Hedwig, die der Freundin gern beigestanden hätte. „Was wird denn nur sein? Es ist doch noch nicht zu spät, und wir sind doch keine kleinen Kinder."

Das war aber Oel ins Feuer gegossen, und Hedwig kam schlecht weg mit ihrem Versuche der Beruhigung.

Schon hatte die Uhr auf dem Badehause mit hellem Klange zweimal angeschlagen, es war halb elf Uhr, und Frau Helbach sprach schon davon, die Badekommission in Kenntnis setzen zu wollen, als plötzlich eine helle Gestalt unter den Linden auftauchte, die nach kurzer Betrachtung als Maria erkannt wurde. Ganz gemächlich kam sie daher, und neben ihr tauchte eine männliche Figur aus dem Schatten auf. Natürlich der blonde Schauspieler ging neben ihr, beide promenirten in aller Seelenruhe.

„Für dies Mal ist es zu arg!" rief die Französin, lief aus der Halle hervor, gerade auf das schuldige Paar zu und fiel mit heftiger Rede das junge Mädchen, aber auch den Herrn an. Sie war von sehr schneller Zunge, und eine unglückliche Liebesgeschichte, die sie drei Jahre zuvor in Paris erlebt hatte und in Folge deren sie nach Deutschland gekommen war, hatte ihre Achtung vor der Männerwelt sehr verringert. So überschüttete sie denn in abwechselnd deutschen und französischen Sätzen den Schauspieler ebensogut wie ihren Zögling mit Vorwürfen, verbat sich zum Schluß jede neue Annäherung und wollte Maria mit sich fortnehmen.

Herr Kirsten hatte sein braunes Hütchen abgenommen und hörte mit höflichem Schweigen die Strafrede an, aber Maria bäumte sich auf und verteidigte ihren Begleiter viel mehr als sich selbst. In ihrem kreolischen französisch, dessen sie sich in der Erregung bediente, und wovon der Schauspieler kein Wort verstand, erwiderte sie heftig auf alle Vorwürfe und erklärte, daß Herr Kirsten sie beschützt und geführt hätte. Uebrigens würde sie gehen, wo und wann es ihr gefiele, und mit Herrn Kirsten ginge sie lieber als mit irgend einem andern Menschen.

Die Französin ward durch diese Entgegnungen beinahe aus der Fassung gebracht. Die erstaunliche Naivität, womit ihr Zögling eingestand den Schauspieler zu lieben, und die Heftigkeit solcher Sprache gingen über ihre Begriffe hinaus. Das war die verstärkte Wiederholung der Erklärung von früher und ließ kaum noch einen Zweifel daran, daß Maria doch wohl wüßte, was ein Liebesverhältnis wäre. Sprach hier denn eine ganz unverfälschte Natur? Brach hier denn das Blut wilder Völkerschaften durch den Firnis der Civilisation hervor?

Der Schauspieler benahm sich jedoch in dieser mißlichen Lage wie ein Gentleman. Er sagte, daß es ihm sehr leid wäre, wenn er die junge Dame in Verlegenheit gebracht haben sollte, versicherte, daß er keine schlimmen Absichten hätte und bat, ihn zu entschuldigen, wenn er unwissentlich gefehlt haben sollte. Damit grüßte er beide Damen sehr artig und verschwand im nächtlichen Dunkel.

(Fortsetzung folgt.)

Wintermorgen im Hochgebirge.

(Hierzu das Bild Seite 309)

Wie wunderbar
Auf Bergespfaden im Januar!
Geheimnisvoll knistert, wohin ich geh,
Mir unter den Füßen der dichte Schnee,
Den nirgends, wie weit mich mein Weg auch führt
Bisher ein menschlicher Schritt berührt.

Nichts weit und breit
Als weiße, schimmernde Einsamkeit:
Kaum daß verstohlen ein Reh einmal
Hinunter äugt ins verschneite Thal.
Wie weltfremd fühlt sich die Seele da —
Dem Leben so fern, dem Himmel so nah!

Otto Baisch.

eingeführten Waaren 6,5 Prozent des gesamten Ausfuhrwertes ausmachte. Berücksichtigt man weiter, daß auch Rußland mehr und mehr sich mit chinesischen Zollgrenzen umgibt, so war es allerdings für die deutsche Regierung von größter Wichtigkeit, Verträge mit anderen Staaten abzuschließen, wodurch Deutschland die Einfuhr seiner Fabrikate nach diesen ermöglicht wurde. Endlich kam auch noch — last not least — der Umstand in Betracht, daß sich die Getreidezölle in ihrer jetzigen Höhe unmöglich auf die Dauer aufrecht erhalten ließen, wenn nicht die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln in bedenklichster Weise erschwert und beeinträchtigt werden sollte; Deutschland ist auf die Einfuhr von Cerealien namentlich nach einer ungünstig ausgefallenen Ernte hingewiesen, und die hohen Zollsätze, welche dieselbe belasteten, mußten deshalb fallen, um die Ernährung in leichterem Maße zu ermöglichen. Diese und andere Momente waren für die Regierung bestimmend, den Versuch zu unternehmen, mit den wichtigsten Ländern Mitteleuropas Handels- und Zollverträge abzuschließen, und dieser Versuch ist gelungen. Durch die Verträge, welche das Reich mit Oesterreich-Ungarn, Italien, Belgien und der Schweiz abgeschlossen hat, wird für die deutsche Handelspolitik eine neue Aera eingeleitet, eine Aera, welche zwar durchaus nicht als eine solche des radikalen Freihandels zu bezeichnen ist, andererseits aber sich von der Periode des übertriebenen Protektionismus deutlich unterscheidet. Wie das bei jedem Handelsvertrag der Fall ist, hat die Reichsregierung den übrigen Staaten in zahlreichen Punkten wichtige Zugeständnisse machen müssen, um ihrerseits wieder solche Zugeständnisse zu erhalten, welche für die deutsche Volkswirtschaft von Bedeutung sind. Daß hierdurch manche Zweige der Industrie in mehr oder minder schwerer Weise getroffen werden, läßt sich nicht bestreiten und wird auch von der Regierung selbst nicht in Abrede gestellt; bei Verträgen solcher Art müssen stets einzelne Zweige der Industrie geopfert werden, damit ein für das Ganze günstiges Ergebnis erzielt werden kann. Auch die Landwirtschaft und der Weinbau werden durch die Verminderung der Getreide- und Roggenzölle einerseits, der Trauben- und Weinzölle andererseits nicht unerheblich berührt, und es läßt sich daher begreifen, wenn in den Kreisen der Landwirte und Weinbauer zunächst über die Verträge nicht besonders günstig geurteilt wird. Allein abgesehen davon, daß die Verminderung der Getreidezölle keine übermäßige ist und, wie bereits bemerkt, durch unabweisliche Rücksichten auf die Volksernährung geboten war, so mußten gerade in Ansehung dieser Zollsätze Zugeständnisse an Oesterreich-Ungarn einerseits, an Italien andererseits gemacht werden, wenn überhaupt Verträge mit diesen Ländern zu Stande kommen sollten. Es ist zu hoffen, daß die Opfer, die der Landwirtschaft und einzelnen Zweigen der Industrie auferlegt werden, durch die anderen Zweigen zugestandenen Vergünstigungen ihre Ausgleichung finden. Das Wohl des Ganzen bildet eben die für den Staat und seine Lenker maßgebende Richtschnur, und das Urteil über einen Handelsvertrag könnte nur dann in ungünstigem Sinne ausfallen, wenn die von einem Staate darin gemachten Zugeständnisse von geringerem Werte wären als die erlangten Vorteile. Die Verträge sind auf die Dauer von zwölf Jahren, also auf eine verhältnismäßig lange Zeit abgeschlossen worden; diese lange Dauer ist ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Die Industrie kann sich nunmehr für Jahre hinaus auf die Ausfuhr einrichten und wird durch Befürchtungen bezüglich einer Aenderung der Zollgesetzgebung in den betreffenden Ländern vorerst nicht beunruhigt werden. Voraussichtlich werden die bereits abgeschlossenen Verträge nicht die einzigen bleiben, durch welche das Reich seine Handelsbeziehungen mit anderen Ländern regelt; noch weitere werden hinzukommen und das Gebiet erweitern, welches dem deutschen Gewerbfleiße offen steht. Auch mit den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, deren Zollgesetz den Abschluß eines Handelsvertrags nach dem Vorbilde des deutsch-österreichischen unmöglich macht, ist ein Abkommen vereinbart worden, welches gewissen deutschen Fabrikaten die Einfuhr unter relativ vorteilhaften Bedingungen gewährt, als Gegenleistung für dieses Zugeständnis hat das Reich der Union für ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse wichtige Zugeständnisse gemacht. Ob sich die Hoffnungen, welche man auf den Abschluß der Handelsverträge setzt, vollinhaltlich verwirklichen werden, läßt sich natürlich nicht mit Bestimmtheit vorhersagen, aber die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die mit unleugbarem Geschick durchgeführte handelspolitische Aktion der deutschen Regierung der deutschen Industrie wesentliche Vorteile verschaffen und die günstige Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse befördern wird. Mag auch mancher mit der einen und anderen Bestimmung der Verträge unzufrieden sein, sein Urteil darüber wird ein anderes werden, wenn er sich darum erinnert, daß das Reich nur zwischen der Rückkehr zu der Tarifpolitik unter Beibehaltung eines maßvollen Schutzzolles und dem starren Protektionismus mit unausbleiblichen Repressalien und Zollkriegen zu wählen hatte; daß die Entscheidung bei dieser Sachlage nicht zu Gunsten der letzteren Alternative ausfiel, ist, wie wir glauben, ein Vorteil von nicht zu unterschätzender Bedeutung für das deutsche Volk und seine Volkswirtschaft.

Ein Fouragirungsritt.

(Hierzu das Bild Seite 312.)

Von Anfang an bildet die Geschichte des polnischen Reiches eine fast ununterbrochene Reihe von größeren und kleineren Kriegen und Kämpfen. Aber gerade diese fortwährenden Kriege gegen die heidnischen Nachbarvölker, die Pommern, die Lithauer, die Russen, die Preußen u. a. trugen in den ersten Zeiten dazu bei, aus der polnischen Vielherrschaft, den kleinen Teilfürstentümern, eine königliche Monarchie zu schaffen, da ein oberstes Heerführeramt durchaus notwendig war. Andererseits hatten diese unaufhörlichen Kämpfe und kriegerischen Anstrengungen jedoch auch schlimme Folgen für die nationale Entwicklung der Polen, deren an und für sich schon stark ausgeprägte Ungebundenheit dadurch nur gefördert wurde. Trat wirklich einmal nach außen hin Frieden ein, so begannen die Unruhen im Innern. Die Lust am Kriege war den Polen so ins Blut übergegangen, daß schließlich von einer friedlichen Beilegung innerer Streitigkeiten fast gar keine Rede mehr war. Dabei kam die landbebauende Bevölkerung, deren Los überhaupt kein beneidenswertes war, am schlechtesten weg. Nicht nur, daß diese Armen durch die Kriegsdienste daran gehindert wurden, ihre Aecker zu bestellen, sie verloren auch durch die Fouragirungen, die sich von den schlimmsten Brandschatzungen nicht viel unterschieden, noch das wenige, was ihnen geblieben war. Und wenn die polnischen Kriegerscharen bei solchen Gelegenheiten schon in dem eigenen Vaterlande nicht sehr sanft verfuhren, so legten sie ihrer Beutelust noch weniger in fremden Ländern Zügel an. Unser Bild zeigt polnische Reiter, die gerade von einem derartigen Fouragirungs- und Plünderungszug zurückkehren. Stolz reiten die schlanken Gestalten in ihren malerischen Kostümen den Wagen voran, auf denen die armen Bauern ihre beste Habe der raubgierigen Kriegerschaar als hochwillkommene Beute nachfahren müssen.

Generalfeldmarschall

Graf Moltkes Briefe an seine Braut und Frau.

Berlin, den 19. November.

Ich sitze seit vierzehn Tagen hinter einer Arbeit, die mir viel Kopfbrechen macht, mir gehen lauter Logarithmen und Differenzialen im Kopfe herum, und alle Augenblick kommt mir ein Sinus oder eine Kubikwurzel in die Feder. Ich hoffe in einigen Tagen von einem gelehrten und gesunden Aufsatz über Eisenbahnen entbunden zu werden. Mein Befinden ist den Umständen angemessen, in welchen ich mich befinde, doch konsumire ich beim vielen Schreiben viele Prisen.

Der kleine Strauch läßt die Blätter fallen, aber gedeiht. Es blüht bei mir eine große Canna indica und ein schöner Gummibaum mit breiten, grünen Blättern, ein ganz tropisches Gewächs; erinnert mich an den schönen, warmen Süden, wo solch heilloses Wetter, wie wir es hier haben, nur der Beschreibung nach bekannt ist.

Den 25. November. Ich sitze hier noch immer in allerlei Berechnungen wegen der Eisenbahn, jetzt aber sehe ich doch schon Land und hoffe bald fertig zu werden. Morgen habe ich die interessante Beschäftigung, fünfzehnhundertmal meinen Namen zu schreiben, nämlich auf ebensoviel Aktien, welche von der Direktion unterzeichnet werden müssen. — Ich setze meine Bäder noch immer fort, morgens, sowie ich aufstehe, stelle ich mich unter die Brause. Obwohl ich schrecklich viel Tinte klecksen muß, reite ich doch täglich ein paarmale spazieren und befinde mich (unberufen) sehr wohl. Das Frühjahr ist nur immer meine schlimme Zeit. Da wir tiefe Trauer haben wegen des Ablebens der Königin von Bayern, so können wir Hofschranzen jetzt nicht ins Theater gehen; ich bin daher meist allein zu Hause. Der Tabak ist mir auch ausgegangen, kurz, es ist eigentlich eine miserable Zeit.

Den 1. Dezember. Es ist schon elf Uhr, aber ich will Dir doch noch etwas vorplaudern. Ich komme eben aus einem Konzert im Opernhause und bin noch ganz voll davon. Ein gewisser Sivori, Schüler Paganinis und Erbe seiner — Geige, spielte. So was habe ich nie gehört. Aber mit der Geige hat es auch seine eigene, geheimnisvolle Bewandtnis.

In Italien lebte vor sechzig Jahren ein Mann, der schon als Jüngling von auffallender Häßlichkeit war. Das lange rabenschwarze Haar hing wild und starr um sein gelblich bleiches Gesicht. Sein Antlitz glich dem ausgebrannten Krater eines Vulkans und die Züge waren regungslos, bis die Leidenschaft sie bewegte. Dann verzerrten sie sich bis zur Wildheit, und das Sprühen der dunklen Augen verriet die Glut seines Innern, wie das Feuer des Aetna unter der Decke von Schnee lodert. Ein solches Gemüt war nicht gemacht, um der Welt zu gefallen. Die Männer haßten, die Frauen verschmähten ihn, und er war allein — ganz allein in der Welt.

Wie jeder Mensch irgend eine Fähigkeit besitzt, die ihn für die Abwesenheit der übrigen entschädigt, so hatte Pietro die Gabe der Musik. In seinem Häuschen zu Ravenna wanderte er die Nächte auf und ab und geigte schmerzliche Melodien. Einst öffnete er um Mitternacht die mit Oelpapier verklebten Fenster und schaute hinaus in den klaren Himmel voll Sterne, von denen, so viel ihrer waren, noch nicht einer ihm gelächelt hatte. Da hörte er ganz nahe Beifallklatschen von zarten Händen. Es war die schöne Ancella, seine Nachbarin. Dasselbe wiederholte sich in den folgenden Nächten, und bald entflammte Pietro in heißer Liebe für das junge, reiche, schöne Mädchen, und nicht bloß seine Geige, sondern seine melodische Stimme wurde der Dolmetscher seiner Gefühle. Es entwickelte sich bald ein Verhältnis zwischen beiden, aber Ancella hatte ihn nur gehört, und er zitterte vor dem Augenblick, wo sie ihn sehen würde.

Jemand hat sehr richtig bemerkt, daß die Männer das Herz durch die Augen, die Frauen durch die Ohren verlieren. Ancella liebte ihn und hätte ihn doch geliebt, wäre er noch zehnmal garstiger gewesen. Aber der Italiener konnte das nicht glauben, und mit einer stürmischen Neigung wuchs eine wütende Leidenschaft in seinem Herzen auf. Er mißtraute allem, sich selbst und seiner Geliebten, und quälte sie in dem Maße, wie er sie vergötterte. Ihre Thränen, ihre Beteuerungen, ihre Klagen und Vorwürfe waren ihm nur Beweise ihrer Schuld, und wenn er ihre Untreue für erwiesen hielt, fühlte er sich so grenzenlos unglücklich, daß er sich zwang, ihren Beteuerungen zu glauben, um nicht zu verzweifeln. Ich weiß nicht, welcher hämische Zufall in einer unglücklichen Stunde den Schein wirklicher Untreue auf sie warf. Nur so viel ist bekannt geworden, daß Ancella, von einem Stilett durchbohrt, gefunden wurde, und Pietro sich den Gerichten übergab, um ein Leben zu enden, das er nicht mehr ertragen konnte.

Aber so gut sollte es ihm nicht werden. Man schickte ihn auf die Galeere, da er aber zu schwach für die schweren Arbeiten war, so sperrte man ihn in einen einsamen Kerker. Die Nacht sank herab und schreckliche Gestalten senkten sich von dem Gewölbe nieder, sie drängten sich drohend um sein Strohlager, sie streckten blutige Krallen nach ihm aus; er that einen Schrei, niemand hörte ihn. Die Gesellschaft des elendesten Verbrechers, die eines Hundes wäre Wohlthat für ihn gewesen, aber er war allein — ganz allein. Doch nein! Seine Geige war ihm geblieben, er ergreift sie krampfhaft, und kaum berührt er mit dem Bogen die Saiten, so erklingen sie wunderbar lieblich, klagend, vorwurfsvoll, begütigend, verzeihend. Es war die Stimme Ancellas, ganz wie sie ihn so oft beruhigt und ermahnt, wie sie ihm geschmeichelt und wie sie geweint hatte. Es war ihm klar, daß Ancellas Seele in seine Geige gefahren war. Es schien ihm, daß ein Teil seiner Schuld schon durch sein maßloses Elend gesühnt sei, daß die Hingeschiedene, welche jetzt bei ihm war, die zu ihm sprach und die er, verkörpert in seinem Instrument, umfaßte, ihm Vergebung verleihe. Da riß eine Saite, eine zweite, eine dritte, ein Jammerton hallte von dem kalten Gewölbe nieder, es war der Todesseufzer der Gemordeten. — Erschöpft sinkt der Unglückliche auf seine Streu zurück, Betäubung, nicht Schlaf, umfängt seine Sinne und hält ihn in Bewußtlosigkeit, dem letzten Trost des tiefsten Leides.

Am folgenden Tag fleht der Gefangene mit seltsamem Ungestüm den Schließer an, ihm drei Violinsaiten zu verschaffen. Sein ganzes Wohl und Wehe hängt an ihrem Besitz, aber er hat kein Geld, um das Mitgefühl des harten Mannes zu erkaufen, keine Worte, um ihn zu gewinnen. Trauernd betrachtet er sein liebes Instrument. Nur die G-Saite

ed by Google

ist ihm geblieben. Aber gerade diese zaubert ihm die tiefe Altstimme seiner Geliebten hervor. Die ganzen Tage sitzt er, regungslos vor sich hinstarrend, da, aber wenn die Nacht ihre Schatten herabsenkt, dann greift er zu der einzigen Trösterin seines Elends und geigt, von niemand gehört, die wundervollsten Melodien. Damals komponirte er die schauerliche Melodie des Liedes:

Das Glück, das einst mich hegte,
Ist meiner Brust ein Dorn.
Die Liebe, die mich pflegte,
Ist meinem Schmerz ein Sporn.
O, wende deinen Spiegel,
Erinn'rung jener Zeit.
Und drücke, Nacht, dein Siegel,
Auf die Vergangenheit.
Die heiße Thräne zittert
Auf meine Brust herab.
Mein Leben ist verbittert,
Ich wünsche mir das Grab.

So geigte er viele lange Nächte. Durch lange Uebung besiegte er jede Schwierigkeit seines unvollkommenen Instrumentes. Was andere auf vier Saiten nie geleistet, das brachte er mit Leichtigkeit auf einer hervor. Er geigte zehn Jahre lang, ohne daß ein Mensch ihn gehört, und als vollendeter Meister trat er aus der dumpfen Gefängniszelle in die weite, sonnige Welt zurück.

Dort nahm er einen fremden Namen an und reiste in ferne Länder; eine tiefe Scheu hielt ihn lange ab, den Menschen seine Gefühle zu offenbaren, denn die Töne seiner Geige sprachen deutlicher als Worte von dem Zustande seiner Seele. Aber die Not zwang ihn, sein Talent in die Münze zu schlagen. Bald erfüllte der Name Paganini die Welt. Tausende strömten in die goldenen Opernsäle, um den wunderbaren Fremdling zu hören. — Da stand er leichenblaß, abgespannt, bis der erste Bogenstrich ihn und die Menge beseelte. — Ihr stürmischer Beifall ließ ihn kalt. Zerstreut nur blickte er auf die tausendköpfige Hydra des Publikums, seine Seele war anderswo, und versenkte sich in ihn selbst, sobald der letzte Klang seiner Saiten verhallt war. Der von allen gefeiert war, eilte schüchtern und menschenfeindlich in seine Einsamkeit zurück. Dort überzählte er die Goldhaufen, die seine Schatulle füllten, aber sie gewährten ihm keine Genugthuung. — Vielleicht war es ihm noch zu wenig. Er eilt an die Spielbank, setzt alles auf eine Karte und gewinnt und verliert das Zehnfache, ohne daß selbst die Leidenschaft des Spieles die schreckliche Leere seines Gemütes zu erfüllen vermag. Nur seine Geige bleibt sein Trost.

Jetzt sind seine Melodien verklungen. Seine Brust hat ausgeseufzt und seine Gebeine ruhen in einem unbekannten Winkel. Denn als der müde Pilger, der die Qual eines hohen Alters erleben mußte, aus den Ländern, deren rauhe Sprache ihm fremd war, zu den Zitronenhainen seines Heimatlandes zurückwanderte, verweigerte man ihm zu Rom die letzte Wohlthat einer geweihten Ruhestätte. Nur seine Geige ist übrig geblieben, und in derselben wohnt noch heute die Seele der armen Antonia gebannt.

Kurz, wenn die Geschichte nicht wahr ist, so könnte sie doch wahr sein, und wenn man die Geige hört, so muß man es glauben, und ich wenigstens denke mir die Geschichte so, wie ich sie Dir erzählt, und weil es jetzt schon weit nach Mitternacht, so will ich Dir nur noch gute Nacht sagen und diese Töne vergessen, von welchen ein nervous gentleman in meiner Nähe ohnmächtig wurde. Aber wenn einer auch Nerven wie Bindfaden hat, so muß ihn doch so was ergreifen.

Den 5. Dezember. Die Geschichte von Paganini bitte ich aber doch nicht als von mir verbürgt mitzuteilen, seine Erben könnten mich wegen Verbalinjurie, wegen angeschuldigten Mordes, belangen.

Ich habe gar nicht geglaubt, daß Du für Musik besonderen Sinn hast. Wenn das der Fall ist, so bitte ich Dich, den Unterricht ja wieder aufzunehmen. Du brauchst ja keine Virtuosin zu werden, die Hauptsache ist, daß es Dir Vergnügen macht, und ich höre auch gar zu gern etwas Musik. Adieu für heute, süße Marie, herzlich der Deinige. Helmuth.

Schwerin, den 12. Januar 1842.

Heute erst, liebe Marie, ist es mir möglich, Dir ein paar Worte zu schreiben. Nachdem ich euch um elf Uhr verlassen, wartete ich in einem kalten Zimmer bis um ein Uhr die Ankunft der Post ab. Es war ein Ball in der Stadt Hamburg und die gewöhnlichen Passagierzimmer dazu in Anspruch genommen, ich wurde daher mit meinem noch unglücklicheren Reisegefährten in einen langen Saal verwiesen, an dessen Ende ein ungeheurer Ofen zwei Stückchen Torf wie eine Cigarre rauchte. Es fror ihn augenscheinlich selbst, und er sah meinen Fußsack mit Neid an, denn er hätte gerne selbst einen über seine krummen Beine gezogen. Ich hatte Muße genug, philosophische Betrachtungen über den Wechsel der Dinge anzustellen, und die Parallele zwischen dem warmen, wohnlichen Zimmer zu ziehen, in dem ich eben erst an Deiner Seite im behaglichen Lehnstuhl gesessen, und dem finstern Loch, in welchem ich mich befand, mit der Aussicht auf eine Reise durch die Nacht in einem königlich dänischen Schnellpost-Beichaisewagenungeheuer.

Als die Deligence ankam, hatte sie auf dem abscheulichen Wege ein Bein gebrochen, der Schmied mußte geholt werden, und so wurde es drei Uhr, ehe wir fortkamen. Die Wege waren schrecklich holperig, und an Schlaf war nicht zu denken; auf allen Stationen fanden wir ein kaltes Zimmer zu unserer Erquickung, und erst als wir uns den Grenzmarken Seiner skandinavischen Majestät näherten, trat eine europäische Zivilisation hinsichtlich der Wege ein. In Pinneberg war schon heller Tag. Als wir nach Hamburg kamen war es elf Uhr, und ich hatte keine Zeit mehr, nach Streit zu fahren, sondern setzte mich in den Wagen und fuhr nach Wandsbeck, wo ich sogleich Postpferde bestellte, um nur noch vor der Nacht nach Boizenburg zu kommen. Vater fand ich äußerst wohl und munter, es fehlte wenig, so hätte ich ihn mit nach Berlin genommen. In Boizenburg langte ich um acht Uhr an, sprach meinen Ingenieur und schlief zwei Stunden. Es war notwendig geworden, daß ich nach Schwerin ging, und um zwei Uhr nachts fuhr ich mit der Schnellpost hierher ab, wo ich gestern um elf Uhr morgens eintraf.

Ich hatte sogleich eine Audienz bei dem Großherzog, welcher bis um zwei Uhr mit mir herumging, um mir seine Anlagen, Bauten, Ställe und so weiter zu zeigen. Um drei Uhr war ich zur Tafel befohlen, und hungrig und durchfroren, wie ich war, ließ ich mir alles aufs beste schmecken. Abends war eine kleine Lotterie, in welcher die Großherzogin einige hübsche Glassachen zum besten gab, von denen ich aber nichts gewann.

Nachdem ich nun heute bis neun Uhr aufs trefflichste geschlafen, habe ich noch diesen Brief zu beenden, dann Besuche zu machen und fahre mit Extrapost nach Perleberg, wo ich die Nacht bleibe, und bin morgen abend Inschallah in Berlin.

Ich bin recht oft in Gedanken bei Dir gewesen. — Amusire Dich gut in Kiel; am 18. werde ich Dich im rosa Ballkleid auf dem Parkett einherwalzen sehen. Ich bin neugierig, wie es Dir dort gefallen hat. Adieu für heute, gute, liebe Marie. Mit herzlicher Liebe Dein alter Helmuth.

(Fortsetzung folgt.)

Veroneses heilige drei Könige.

(Hierzu das Bild Seite 316.)

So oft die zur Anbetung des Christkindes herbeieilenden drei Weisen aus dem Morgenlande auch schon zum Gegenstand malerischer Darstellung gemacht worden sind, keines der sie behandelnden Gemälde hat sich je einer so weitgehenden Popularität, eines so ausgedehnten Anklangs bei Laien, Künstlern und Kunstgelehrten erfreut wie das des italienischen Meisters Paolo Cagliari, nach seinem Geburtsort il Veronese genannt. Ein Vorgang wie dieser, bei dem die Prachtentfaltung der drei Könige dem Maler gestattete, in kostbaren Stoffen und leuchtenden Farben zu schwelgen, war ganz geschaffen für einen Künstler, der wie der genannte gerade in der Behandlung solchen fürstlichen Prunkes sein eigentliches Lebenselement sah und ihn mit höchster malerischer Vornehmheit zur Darstellung zu bringen verstand. Die bestechende Pracht der Farbe, die dem berühmten Original eigen ist, vermochte unser Holzschnitt freilich nur anzudeuten; voll wiedergegeben aber findet sich in ihm die noble harmonische Haltung des Ganzen wie die Feinheit des Einzelnen, — namentlich auch der geheimnisvolle Zauber des sanften Helldunkels, in dem diese edlen Gestalten, diese großenteils dem Licht abgewendeten Köpfe zu besonders malerischer Wirkung gelangen.

Die Werbung.

(Hierzu das Bild Seite 317.)

Wer das holländische Volk nur oberflächlich, nur von weitem kennt, ist meistens geneigt, es für eine leidenschaftslose, nüchterne, alltägliche Rasse zu halten, bei der lebhafterer Aufschwung ebenso wenig zu finden sei wie tiefere Innerlichkeit. Wer sich aber näher mit ihm vertraut macht, wer eine Zeit lang in seiner Mitte lebt und es in seiner ganzen Eigenart kennen lernt, der wird erstaunt sein zu finden, wie über alle Maßen lebhaft der Holländer werden kann, wenn er einmal aus sich herausgeht, und wie zugänglich er andererseits für zartere Empfindungen ist. Auf Jahrmärkten und Volksfesten entfaltet er die ausgelassenste Lustigkeit, der man es ansieht, daß ihr das ganze Herz in kindlich urwüchsiger Glückseligkeit mitlacht; es liegt aber daneben seinem Naturell keineswegs fern,

„. . . . gelten im tiefsten Sinne
Zu tragen eine stille Minne,
Von der nur Gott im Himmel weiß."

Eine solche Liebe hat wohl auch der junge Bursch auf unserem Bilde schon geraume Zeit mit sich herumgetragen, bevor er es gewagt, an die Auserwählte seines Herzens die große bedeutsame Frage zu richten, da er in ihre Hände die Entscheidung über seine Zukunft legt. Glück oder Elend — Leben oder Tod, wenn nicht im leiblichen, so doch im geistigen Sinne — hängt seiner Empfindung nach an der Antwort, die ihm der Mund dieses schlichten, ach, so innig geliebten Mädchens geben wird. Erwartungsvoll hängen seine Blicke an ihren Lippen, von denen er die große Entscheidung schon zum voraus ablesen möchte. Wie wird sie ausfallen? Wäre er ein Herzenskundiger, er würde kaum im Zweifel sein, was dieses schüchtern gesenkte Köpfchen, dieses jungfräuliche Erröten, dieses Zaudern mit dem süßen Wort, das sie doch am liebsten in alle Lüfte hinausjauchzte, bejahen will. Aber einem Liebenden seiner Art schlägt das Herz in einer ihm selbst kaum begreiflichen Zaghaftigkeit, bis er das Wort vernommen hat, das jeden Zweifel löst, das Wort, das ihn in diesem Augenblick zum seligsten Menschen unter der Sonne macht, das Wunder wirkende Wort: „Ich liebe Dich!" B.

Bosnisch-herzegowinische Truppen in Wien.

(Hierzu das Bild Seite 321.)

Im Jahr 1885 erhielt die österreichisch-ungarische Armee einen neuen, ganz eigenartigen Truppenzuwachs, der sich aus den Rekruten Bosniens und der Herzegowina bildete. Inzwischen sind diese Bosniaken, wie man sie in Wien kurzweg nannte, auf acht Bataillone angewachsen und binnen Jahresfrist, spätestens innerhalb zwei Jahren, werden abermals vier neue bosnische Bataillone formiert werden können. Selbstverständlich nahm man bei der Rekrutirung und Ausbildung der Mannschaften aus den neuen Provinzen auf die religiösen Gebräuche und die Gewohnheiten der dortigen Bevölkerung nach Möglichkeit Rücksicht, und demgemäß unterscheidet sich denn auch die Adjustirung der Truppe ganz erheblich von den anderen Regimentern der gemeinsamen Armee. Am auffallendsten ist zunächst, daß die Bosniaken weder Helm noch Käppi, sondern den roten Fez der Mohammedaner tragen, welcher Religion etwa 40 Prozent der neuen Truppe angehören. Ebenso stark dürfte das orthodox-griechische Element unter den Bataillonen sein, während der Rest sich zur katholischen Religion bekennt. Die Farbe des Waffenrockes ist ein ziemlich lichtes Blau; ebenso ist die der Pumphosen und der sich anschließenden, bis zum Knie reichenden Gamaschen. Als diese Truppe im Hochsommer, kurz vor den großen Kaisermanövern in Wien einrückte, erregte sie erklärlicherweise nicht geringes Aufsehen, und zwar um so mehr, als die Mannschaften durchweg aus schönen Gestalten bestehen, deren gebräunter Teint sie doppelt „stramm" erscheinen läßt. Thatsächlich ist auch echtes Soldatenblut in den bosnischen Bataillonen zu finden; die Truppe ist gut diszipliniert und den Offizieren bedingungslos ergeben. Die Offiziere entstammen selbstverständlich dem gemeinsamen Armeeverbande, doch sind auch bereits einige mohammedanische Reserveoffiziere vorhanden. Während der vorerwähnten großen Manöver haben sich die „Bosniaken" durchaus bewährt, nur steht ihre Marschtüchtigkeit nicht ganz auf der Höhe der anderen Truppen. Außer zu den genannten Infanteriebataillonen werden die in Bosnien und der Herzegowina ausgehobenen Rekruten nur noch zu einem Gebirgstrain in ihrer Heimat und zur bosnischen Gensdarmerie ausgebildet. Von jenen Infanteriebataillonen sind 4 in der Heimat, 1 in Budapest und seit dem Hochsommer dieses Jahres 3 in Wien, wo sich dieselben ersichtlich sehr wohl befinden. Ihr Quartier ist die Heumarktkaserne, die übrigens seit dem Einzuge der „Bosniaken" einen ganz eigenen Raum erhielt, eine kleine Moschee, in welcher ein mohammedanischer Feldgeistlicher die üblichen religiösen Uebungen mit seinen Glaubensgenossen abhält. Die Dienstsprache ist selbstverständlich auch bei den bosnisch-herzegowinischen Bataillonen deutsch, für das aber die braunen Orientalen noch ziemlich wenig Verständnis zeigen, während sie sonst in jeder Art ihres Dienstes große Intelligenz und sehr leichtes und schnelles Fassungsvermögen an den Tag legen. Es ist ganz zweifellos, daß sich die „Bosniaken" im Falle eines Krieges jeder anderen Truppe der gemeinsamen großen Armee vollkommen gleichwertig zeigen werden. — M —.

Die Gattin des Gastgebers entledigte sich ihrer Pflichten in der etwas automatischen Weise, die man an ihr kannte. Stehend betraf man sie fast nie; sie saß bald hier und bald da zur Linken einer Dame, welche diese Rücksicht beanspruchen konnte, ein paar Phrasen austauschend, wobei man stets den Eindruck hatte, daß sie kaum auf das hörte, was ihr geantwortet wurde, und hielt dann wieder selber eine Art kleinen Cerkel zwischen Herren, die im Laufe des Abends erschienen, um dieser Höflichkeitspflicht gegen die Herrin dieses Zauberreichs, wie einer sich ausdrückte, nachzukommen.

Nun, der Ausdruck vom Zauberreich mochte nur mäßig passen auf die mit moderner Ueppigkeit ausgestattete Besitzung, in der der Luxus sogar noch auf den Prachtbeeten des Gartens und seinen sammetnen Rasenflächen wucherte, denn an einen anderen Talisman als das Geld brauchte hier Niemand zu denken und dachte auch Niemand. Wohl aber konnten den Empfänglichen allerlei Erinnerungen beschleichen an die phantastischen Märchen der Kindheit, wenn sein Blick auf die Dame des Hauses selber, auf die Baronin Vanthorpe, fiel. Auch heute wirkte auf solche, die sie etwa zuerst zu Gesicht bekamen, der Anblick im höchsten Grade wunderlich, um nicht zu sagen fürchterlich. Sie hatte in ihrer Prachttoilette und mit der Indolenz ihrer wenigen Bewegungen etwas von einer durch kräftige Beschwörungen zu einem gewissen Leben erweckten Wachsfigur, zu welchem Eindruck das maskenhaft Starre des mit dickem Weiß und Rot belegten Antlitzes unter der blonden Wellenperrücke das Seinige beitrug. Wie gesagt, wer sie zum ersten Mal sah, den pflegte ein Grausen zu beschleichen und er konnte sich meist nicht genug wundern über alle anderen, welche diesen abenteuerlich schauerlichen Anblick als selbstverständlich hinnahmen, so lange, bis es ihm ebenso ging, bis auch er sich an diese Eigentümlichkeiten im Aeußern der Herrin des gastlichen Hauses gewöhnt hatte.

Ein solcher Neuling, wenn ihm bei einem ersten oder zweiten Besuche im Hause etwa „unsere liebe Tochter, Fräulein Godehus“ vorgestellt worden war, hatte sich, noch unter dem Eindruck des ersten Anblicks der Baronin, gewöhnlich darüber gewundert, daß diese junge Dame ein reizendes Mädchen und, den Typus ganz besonderer Verfeinerung abgerechnet, gerade so wie andere Leute sei. Madame L'Estoq, die andere Hausgenossin, hatte wieder etwas Künstliches und gehörte, mit ihrem ewig glänzend schwarzen Haar und den vielen immer gleich schönen Zähnen, schon mehr in das Genre der alten Baronin.

Sie hatten heute viel zu thun, diese beiden letztern Adjutantinnen der Dame des Hauses. Die L'Estoq kam diesen Pflichten mit ihrer gewöhnlichen Umsicht und Tüchtigkeit, aber in einer Weise nach, die beinahe etwas Geschäftsmäßiges an sich hatte. Ja, wenn es nicht unehrerbietig gegen das ganze großartige Vanthorpesche Etablissement wäre, so hätte man fast sagen können, daß sie bei solchen Gelegenheiten von ferne an die Superintendentin oder Kassendame eines großen Geschäfts erinnere.

Schon ihre Erscheinung war darnach, das Unpersönliche gewissermaßen der verbindlichen Haltung, ja der Toilette selber. Diese letztere war immer, unter allen Umständen, schwarz und gerade noch anständig, niemals aber übertrieben. Nie würde sich die L'Estoq erlaubt haben, das äußerste, eleganteste einer Mode mitzumachen, das schickte sich nicht für sie in ihrer Stellung. Uebrigens war sie auch sehr sparsam und verwendete ihre Bezüge weit lieber zum Ankauf gewisser Dokumente mit Stempeln und Couponbogen, die sie von Zeit zu Zeit liebevoll betrachtete, als zur Vervollständigung ihrer Garderobe. Für diese reichten die Geschenke an nicht mehr frischen Roben, welche die Baronin ihr machte, schon fast allein hin.

Ihr lag es an Abenden wie der heutige übrigens besonders ob, die aufwartende Dienerschaft zu beaufsichtigen und das verstand sie ausgezeichnet, wie denn das, was man aufpassen nennen könnte, recht eigentlich ihr Element war. Es ist das nicht gerade eine Eigenschaft höherer Naturen. Daß Madame dabei aber niemals rein persönliche, kleine, also gemeine Zwecke verfolgte, sondern den Vorteil ihrer Brotgeber zunächst einmal — freilich auch wieder aus Klugheit — im Auge hatte, das erhob sie, zusammen mit ihrer großen praktischen Tüchtigkeit, doch wieder über das Gewöhnliche.

Gewohnheitsmäßig pflegte Madame nun schon seit Jahren, wenn man, wie heute, in Gesellschaft war, Marien und allem, was sich an Herren um diese junge Dame herum bewegte, eine unablässige stille Aufmerksamkeit zu widmen. Und was war da, bei dem internationalen Reiseleben der Familie, schon alles an ihr, als Beobachterin, vorübergegangen! Elegante junge und ältere Männer aller Nationen: Engländer und Franzosen, sehr viele Russen und Amerikaner, Italiener, Deutsche natürlich nicht minder . . . immer und immer aber war sich Fräulein Godehus in diesem Verkehr vollständig gleich geblieben.

Der Umstand, daß man es, bei aller Verschiedenheit der Individualitäten, doch fast immer mit derselben Gattung — der des gewandten Lebemannes nämlich — zu thun gehabt hatte, mochte hieran nicht ohne Anteil sein. Ihnen allen war dieser gemeinsame Zug eigen gewesen. Und so hatte Fräulein Marie sich ihnen gegenüber auch eine gewisse Engrosmanier angewöhnt: ein freundlich ruhiges, völlig ungezwungenes und sicheres Benehmen, welches die zweckmäßige, sozusagen tragbare Qualität hatte, für sie alle zu passen, von denen sehr häufig aber auch einer für den andern stehen konnte, so farblos war das Unterscheidende der Persönlichkeit.

Gewisse Nüancen hatte das im Ganzen gleichmäßige Verhalten der jungen Dame freilich doch aufzuweisen. Am ungezwungensten zum Beispiel verkehrte es sich mit der angelsächsischen Rasse, mit Engländern und Amerikanern, weil diese, gewöhnt an ein freieres Zusammentreffen der Geschlechter, aus unbefangener Vertraulichkeit keine weitgehenden Folgerungen zogen.

Um vieles vorsichtiger hatte man mit den Italienern und Slaven umzugehen; auch war einer besonderen Spezies gegenüber, dem deutschen Offizier nämlich, ebenfalls eine gewisse Zurückhaltung geboten, da die Vertreter dieses Standes, wie sie sich wenigstens mit der Geldaristokratie berührten, diese Kreise nur mehr als ein großes Jagdterrain, in welchem rentenreiche junge Damen den Gegenstand des Sportes bildeten, zu betrachten schienen.

Nun war aber Fräulein Marie Godehus, ohne auf einen gewissen Tribut erlesener Aufmerksamkeiten von seiten der Männer der Gesellschaft zu verzichten, den sie stillschweigend als ihr Recht betrachten mochte, im Verkehr mit diesen Herren allen von einer so vollendeten Unbefangenheit und freundlichen Kühle, daß der Beobachterposten der L'Estoq ihr nachgerade wie eine Sinecure vorkommen mußte.

War Marie wirklich gesonnen, sich für dieses Leben mit dem halbblöden Baron Tony und seinen Millionen zu begnügen? Madame wußte es noch immer nicht.

Auch heute Abend waren die Uniformen einiger Eliteregimenter ziemlich zahlreich vertreten, da große Manöver vor dem Kaiser selber kürzlich in der Nähe stattgefunden hatten. Ein junger Dragoneroffizier — es war Herr Telke von Bülow, der Diplomat, der in seiner Eigenschaft als Reservelieutenant die Manöver mit-gemacht hatte — stand mit einem Kameraden an einem Fenster im großen Saale und von hier aus, als von einem bequemen Platze für den Ueberblick über das Treiben, ließen die beiden Herren die Gesellschaft seit einer Weile Revue passiren.

Herr von Bülow, ein fein und angenehm aussehender Mensch von vielleicht nur etwas zu zierlicher Figur, stand, die Linke, die den andern abgestreiften Handschuh hielt, auf dem Rücken, mit der Rechten von Zeit zu Zeit über das blonde Bärtchen auf der Oberlippe streichend, in gefälliger Strammheit, wie es sich gehörte, dabei aber mit einem nachdenklichen, nicht ganz heitern Zug auf dem Gesicht, welcher mit der Zeit seinem Gefährten bemerklich wurde. Dieser folgte der Richtung der Blicke seines Freundes — und Vetters außerdem — und sagte dann:

„Scheint denn doch richtig zu sein; wie? oder meinst du nicht?“ Worauf Telke von Bülow antwortete:

„Mir kommt es auch so vor . . . Nun, ich wünsche ihr alles Glück.“

Die Personen, von denen sie sprachen, waren ein junges Paar, welches eben zu dem Sänger des Abends, dem erst neu entdeckten und schon mit Gold aufgewogenen Tenor, getreten war und sich mit diesem Herrn freundlich unterhielt; die Dame, ein reizend schlankes Mädchen mit süßem bläßlichem Psycheantlitz, die ihre von ächten Spitzen schwere Schleppe mit einer wahrhaft distinguirten Einfachheit und Selbstverständlichkeit trug, und ein eleganter junger Mann, der sich so lange er nicht redete, nicht eben von andern seines Schlages unterschied: denn ein Aussehen, welches das Gegenteil von geistreich ist, hat noch keinem Dandy in seiner Eigenschaft als solchem geschadet.

Jetzt aber, da er lachte und sprach, mit gebeugtem Nacken und seltsam nach vorn hängendem Unterkiefer, da merkte man, daß es mit ihm nicht ganz richtig war. Die rauhe Stimme schien die Worte mit nur mangelhafter Deutlichkeit zu formen. Auf dem flachen Alltagsgesicht des berühmten Sängers, an den er sich gewandt hatte, erschien ein Zug der Verlegenheit: offenbar verstand er nicht, was der junge Millionär da, der Sohn des Hauses, Baron Tony Vanthorpe, zu sagen oder vielmehr zu bellen beliebte.

Nun aber trat die junge Dame ein, verdollmetschte jene unartikulirten Laute und brachte, indem sie ihren hübschen Mund dem Ohre des Schwerhörigen näherte, diesem erst die Antworten des andern Sprechers zum Verständnis. Dabei lag sein Arm in dem ihren; er stützte sich auf sie, und wie sie so dastanden, Schulter an Schulter, sein moderner Blondkopf und ihr braunes Köpfchen dicht zu einander geneigt, da konnte man sie, wenn sie denn nicht Geschwister waren, nur für ein durch andere Bande eng verknüpftes Paar halten.

Der Vetter des Herrn Telke — er war ebenfalls ein Bülow und die beiden waren vertraut wie Brüder mit einander — bemerkte jetzt:

„Na, ich gratulire! Was doch die Mädels nicht alles ums Geld thun . . . Dort muß enorm viel sein und sie hat ja wohl selber von Haus aus nichts, die Kleine. Aber ich muß denn doch sagen — eine solche Heirat! Mensch, der in eine Idiotenanstalt gehörte . . bin zwar sonst nicht gerade Anhänger Darwinscher Theorien . . . aber dies ist doch eigentlich polizeiwidrig.“

„Rege dich doch nicht auf . . . sie sind übrigens ganz sicher noch nicht förmlich verlobt,“ sagte der junge Diplomat. „Und sie . . . wir wollen uns hüten, ihr Unrecht zu thun: sie ist wirklich ein edles Wesen.“

Der andere Bülow — er hieß Fritz — fuhr herum und sah seinen Vetter an bei dieser ungewöhnlichen Ausdrucksweise. Edles Wesen! das klang ja wie ein Citat aus „Weisheit und Tugend“ und war doch jedenfalls satirisch gemeint. Nein, sein Vetter Telke hatte, dem Gesichtsausdruck nach, in vollem Ernst gesprochen.“

„Ah, jetzt fällt mir ein,“ sagte er nach einer Weile in einem gewissen schonenden Tone: „Du hast sie in Rom getroffen.“

„Ja,“ wieder mit jenem nachdenklichen Ausdruck in den hübschen Augen, „und eine Weile angeschwärmt, wie sie es verdiente. Ich fand sie einzig . . . und thue es noch.“

Der andere Bülow sah ihn hierauf etwas betroffen von der Seite an. „Erscheinung allerdings höchst pikant,“ gab er darauf zu, nun seinerseits den Schnurrbart drehend, und Fräulein Godehus von Neuem betrachtend. „Geschmack first rate — habe selten etwas ähnliches gesehen. Wenn man aber über Nadelgelder verfügt, wie sie Baron Vanthorpe seinen Damen gewähren kann, so ist es am Ende keine Kunst, reizend zu sein.“

„Vielleicht nicht . . . aber sie wäre es auch ohne diese Tehors. Bei Gott, obgleich ich nicht viel habe und sie, wie man sagt, nichts: ich hätte den dummen Streich begangen, sie zu heiraten, wenn —“

„Nun, wenn?“ fragte der Vetter neugierig.

„Wenn sie gewollt hätte. Aber sie hat mich gar nicht heran kommen lassen . . . sie hat mich ganz sachte abgeführt,“ sagte Herr Telke von Bülow in resignirter und dabei halb bewundernder Rückerinnerung an die vollkommene Unbefangenheit, mit welcher damals in Rom Fräulein Marie Godehus beim nächsten Zusammentreffen mit ihm über jenen

schüchternen Versuch einer wärmeren Huldigung, der in den einen gewissen Blumenstrauß begleitenden Worten gelegen hatte, stillschweigend hinweggegangen war. „Nun, vielleicht, wahrscheinlich sogar, ist es besser so,“ fügte er nach kurzer Pause mit einem leisen Seufzer hinzu. —

Der Sänger, Herr Hugo Lippert, welcher die Gäste des Barons durch mehrere Bravourarien und andere Liedervorträge in Enthusiasmus versetzt hatte, fing um diese ziemlich vorgerückte Nachtstunde herum an, an seine schon jetzt jährlich etwa dreißigtausend Mark werte Kehle zu denken und auf den Rückzug zu sinnen. Er war ein neu entdeckter Stern, ein Mitglied der Wiener Hofoper, und mit großen Opfern von der Kurdirektion zu einem Konzerte gewonnen, welches für den zu den Manövern anwesenden kaiserlichen Herrn veranstaltet worden war. Daß seine Mitwirkung zur Verschönerung des heutigen Abends keine bloße Liebesmühe war, sondern im Austausch gegen den Uebergang einer ziemlich großen Note der deutschen Reichsbank aus der Brieftasche des Barons in die des Künstlers erfolgte, verstand sich von selbst. Und trotzdem mußte der opferfreudige Wirt sich noch als den Empfänger einer großen Gunst betrachten, und der K. K. Hofopernsänger Lippert genoß heute hier alle die Auszeichnungen, die nur den hervorragendsten Gästen des Hauses zu teil wurden. Die Damen der guten Gesellschaft umschwärmten ihn unverhohlen und öffentlich und hätschelten ihn im kleineren Kreise. Wie weit ihre Kunstbegeisterung im noch intimeren Verkehr ging, das entzog sich natürlich der allgemeinen Beurteilung; der liebenswürdige vornehme Klatsch aber (vornehm insofern er die sogenannten ersten Kreise betraf), wollte wissen, daß dieselbe keine Grenzen kenne.

Wie sich hiernach von selbst versteht, war dieser bevorzugte Liebling des Zufalls, welcher ihm das Metall der Kehle verliehen hatte, zunächst einmal ein kräftig und ziemlich wohlgebauter junger Mann. Er war überdies groß gewachsen, und sein frisch gefärbtes Gesicht mit den nur leider etwas zu platten Zügen stand jenen übrigen Vorzügen wenigstens nicht im Wege und bot mit den breiten Backen und ebensolchen Stirnknochen Raum genug für alle die Farben- und Bartarrangements, vermittelst welcher die Walhallabewohner, Halbgötter und Helden moderner Mache — denn Herr Lippert war vorzüglich Wagnersänger — auf den Brettern erzielt wurden.

Er sah jetzt, in einem tadellosen Gesellschaftsanzuge, mit halbmeterweiter Spannung einer imponirend gestärkten Hemdbrust, mit gut hergerichtetem Kopfe und einem großen Brillanten am kleinen Finger der Linken, wirklich gar nicht übel aus. Man sah ihn bald hier bald dort im Gespräch, meist mit Damen, welche zu seiner Höhe hinaufschmachteten. Im Ganzen behandelte er seine Verehrerinnen noch ziemlich gut. Daß er sich eben nicht viel Mühe in der Unterhaltung gab und sofort gelangweilt aussah, wenn man ihm nicht schmeichelte — wer hätte ihm das unter diesen Umständen allzu hoch anrechnen dürfen?

Wie gesagt, er dachte jetzt daran, sich zurück zu ziehen und begab sich, als vorsichtiger Mann, der er war, zunächst aus dem sehr heißen Hauptsaale in die etwas kühleren Nebengemächer, um sich und sein kostbares Organ nicht einem allzu jähen Temperaturwechsel auszusetzen, indem er etwa sofort den Heimweg in die Nachtluft hinaus anträte.

Und da fügte es sich, daß er eines Herrn ansichtig wurde, der eben mit dem alten Baron Vanthorpe durch die Zimmer schritt, als ob sie gemeinsam jemanden aufsuchen wollten. Der Sänger stutzte leicht und trat nun wieder in die Thüre zum Hauptsaale, durch welche jene beiden eben eingetreten waren, um ihnen nachzusehen. Offenbar hatte er in dem einen Herrn, von dem er übrigens eben nicht bemerkt worden war, einen Bekannten entdeckt.

Und ganz gering konnte sein Interesse an demselben nicht sein, denn er harrte noch eine Weile aus, um zu sehen, wem der Gastgeber jenen zuführen würde.

Daß der jüngere Mann dabei mit einer Art Deferenz zur Linken neben dem alten Baron herschritt, obwohl er der Gast und jener der Wirt war, war dem sonst in allem, was nicht ihn selber betraf, wenig scharfsichtigen Heldentenor nicht entgangen und vermehrte eine gewisse Neugierde, welche ihn augenscheinlich erfaßt hatte.

Indessen hatte sich Herr von Vanthorpe in bequemer Unterhaltung mit seinem jüngeren Begleiter durch den eleganten Schwarm hindurch gewunden und meinte jetzt auf eine Bemerkung des andern hin:

„Nein, nein, es ist weiter keine Mühe ... Das wäre ja kurios, wenn Sie heute hier gewesen wären, ohne meine ganze Familie kennen gelernt zu haben. Meiner Frau hatte ich Sie vorhin vorgestellt, nicht wahr? Ja, ganz recht ... nein, haben Sie nur keine Angst“ — er lachte — „Sie sollen nicht noch einmal daran, obwohl sie es sicherlich nicht merken würde. Ob sie sich die Leute nicht genau ansieht, oder ob sie kein Gedächtnis für Physiognomien hat — ich weiß es nicht. Aber ich habe mir schon den Scherz gemacht und habe ihr dreimal am selben Abend den nämlichen Menschen vorgestellt, ohne daß sie ein Arg daraus gehabt hätte.“

Der Baron kannte seine Gemahlin, wie man sieht, und schonte sie auch nicht gerade. Er machte im Ganzen nicht viel Umstände, weder mit ihr noch mit anderen Leuten, die er nicht für höher stehend hielt; es brach selbst in dieser luxuriösen Geselligkeit bei ihm zuweilen etwas durch wie Brutalität, die des eigentlich unerzogenen Menschen nämlich. Und man erzählte sich, daß das Offiziercorps einmal ernstlich erwogen hatte, ob man das Haus noch ferner besuchen könne, da eine fast unglaubliche Aeußerung des alten Herrn gegen einen Lieutenant cirkulirt hatte, des Inhalts etwa, die Herren möchten doch an dem und dem Abend bei ihm ja nicht fehlen: da könnten sie sich doch einmal wieder satt essen!

Die Sache mußte sich doch wohl etwas anders verhalten haben, denn sie wurde stillschweigend begraben und die Herren Offiziere erschienen nach wie vor, aßen an dem Tische des Barons mit einer durch den Corpsgeist nicht beeinträchtigten Seelenruhe und tranken noch besser.

Aber wie gesagt, von den Höflichsten war der alte Vanthorpe nicht und seine Derbheit hatte einen herben Beigeschmack. Der Gast, den er jetzt, zu so vorgerückter Stunde erst, seiner Pflegetochter Fräulein Godehus zuführte, konnte keine große gesellschaftliche Bedeutung haben, da diese Vorstellung sonst jedenfalls weit eher erfolgt wäre. Und doch war es ein junger Mann, dem man, seinem Aeußern nach, diese Bedeutung zuzugestehen sich entschieden geneigt fühlte, eins von den Gesichtern, denen gegenüber fast ein jeder unwillkürlich höflich wird, ohne daß man ihnen und dem ganzen Benehmen ihrer Eigentümer die leiseste Prätension nachzuweisen im Stande wäre.

So verfuhr auch der alte Baron, wenn er auch, wie gesagt, niemals an übertriebener Förmlichkeit litt, mit diesem jungen Herrn wenigstens nicht ungezierter, als mit vielen anderen, obwohl derselbe nur eine Art Untergebener von ihm war. „Hier ist sie,“ sagte er jetzt. „Du, kleine Maus, hier habe ich noch jemanden für Dich, eine Bekanntschaft, die Du notwendig machen mußt: Herrn Volmar, unsern Administrator auf Hof Almrod und Riestein,“ und dann, mit einer Handbewegung: „Unsere Tochter, Fräulein Godehus.“ — So stellte er sie gewöhnlich vor, indem er dabei dem logischen Vermögen des andern überließ, aus der Verschiedenheit der Namen den Schluß zu ziehen, daß die junge Dame nicht wirklich seine Tochter, sondern das wie eine solche gehaltene Pflegekind des Hauses war, wenn anders er nicht voraussetzte, bei der Aufmerksamkeit, welche einer der ersten Familien der Geldaristokratie überall gezollt zu werden pflegt, sei das Verhältniß allen, die in seine Nähe kämen, schon von vornherein ein bekanntes.

Da der Baron sich gleich darauf wieder abwandte, auch die Person, mit welcher Fräulein Marie eben im Gespräche gewesen war, sich verloren hatte, so blieben Herr Volmar und Fräulein Godehus einander allein gegenüber und wechselten die gewöhnlichen höflichen Worte.

„Sie wohnen auf Hof Almrod?“ fragte Fräulein Marie den jungen Mann mit ihrer sanften Freundlichkeit.

„Ja, mein gnädiges Fräulein, wenigstens ist dort mein Hauptquartier,“ gab er Auskunft. „In Riestein bin ich aber auch häufig über Nacht und habe deshalb dorten auch ein Zimmer.“

Sie besann sich auf noch etwas, was zu sagen wäre, damit dieser Beamte ihres Papa sich nicht etwa durch zu kurze Abfertigung verletzt fühlen könnte. Und in ihrer Natur lag es, daß dieses Etwas wenn irgend möglich, etwas Angenehmes sein möchte. Daher sie mit einem Lächeln fortfuhr:

„Ich hoffe, Sie sind gern dort. Denn der Papa ist so froh, Sie zu haben. Er hat schon gesagt, er würde Sie am liebsten nie wieder los lassen.“

Also ewiger Gutsverwalter — wenn auch mit hohem Gehalt und beträchtlicher Selbständigkeit — bei einem Geldbaron! In einer abhängigen Stellung alt und grau, oder doch wenigstens schwer und und beleibt und mittleren Alters werden! Gedanken arbeiten rasch. Dem jetzt noch schlanken sehnigen jungen Manne schoß blitzgleich jenes Bild seiner selbst — als fünfundvierzigjähriger Administrator des Herrn Baron Vanthorpe, mit einem kleinen, langsam gesparten Kapital in Rentenpapieren — durch den Sinn und er sah bei ihren gutgemeinten Worten nicht gerade heiter aus.

Das feinfühlige Mädchen bemerkte das und verwirrte sich ein wenig. Hatte sie, die Ruhige, Weltgewandte, da etwas Ungeschicktes gesagt? Das geschah ihr doch sonst nicht so leicht!

Aber jetzt lächelte er. Wie hätte er diese freundliche junge Dame seine besondere Empfindlichkeit entgelten lassen sollen? Und einfach erwiderte er:

„Ich bin froh, wenn ich den Herrn Baron zufrieden stelle. Und auch ich darf mich glücklich schätzen, daß ich diese Stellung gefunden habe.“ Und erst auf ihren fragenden Blick — da er sonst kaum noch von sich gesprochen haben würde, bei dieser allerersten Unterhaltung — fügte er hinzu „Ich bin hinreichend und interessant beschäftigt und,“ mit einer leichten Verbeugung, „habe demnach auch die Genugthuung, daß mein Bemühen um die Güter Anerkennung findet.“

Sonderbar, jetzt dachte Marie schon gar nicht mehr daran, das Gespräch abzubrechen. Sie mochte dabei auch halb unbewußt die Empfindung haben, daß nach außen hin ihr Zusammenstehen und Plaudern mit diesem jungen Herrn keinerlei Auffälliges haben könne, so völlig gehörte er mit äußerer Persönlichkeit und nach Haltung und Benehmen der guten Gesellschaft an.

Sie griff ein Wort aus seiner letzten Bemerkung heraus. „Interessant,“ sagte sie nachdenklich, „das glaube ich. Ich habe mir das Leben auf den Gütern — das heißt, wenn man jahraus jahrein dort ist, alles kennt und sich um alles selbst kümmert — immer reizend gedacht. Ach“ — mit einem leisen Seufzer — „und ich war früher so leidenschaftlich gern auf dem Lande.“

„Früher?“ fragte er in einem Tone, aus dem unverkennbar das Bedauern heraus klang. Dabei ruhten die hellen, scharfen Augen, die so eigen aus dem blonden, aber gebräunten Gesicht herausleuchteten, fest auf ihr, als gewähre es ihm Genuß, diese zarte, vollkommene Blüte des Luxus ungehindert beschauen zu dürfen. „Früher? Jetzt nicht mehr? Werden Sie, das heißt,“ verbesserte er sich, „wird die Familie des Herrn Baron nicht in der schönen Jahreszeit den Gütern einen Besuch abstatten? Wir wollen darauf hin arbeiten in Gärten und Wald, und Sie sollen es dort Ihrer nicht ganz unwürdig finden.“

Er hatte ganz ohne Vorbedacht gesprochen, der Lockung des Augenblicks folgend, der ihm die Anwesenheit dieses süßen Geschöpfes dort, wo er ihr dann alle Tage begegnen und sie hören und sehen würde, als eine wahre Wonne vorgaukelte. Nachher wunderte er sich über sich selber, wie er dazu gekommen war, jene Einladung auszusprechen, die für den Administrator immerhin etwas Auffälliges haben konnte.

Aber dieselbe schien nicht übel genommen zu werden. „Wir sind eben immer auf Reisen,“ gab ihm Fräulein Godehus zunächst zur Antwort, und sie sprach wie überlegend und unzufrieden. Dann aber lebhafter: „Aber ich denke doch, wir kommen im nächsten Frühjahr, wenn auch nur auf kurze Zeit. Papa hat davon gesprochen, uns Almrod zu zeigen, mit all den Verbesserungen, die Sie dort geschaffen haben. Und dann hat der Arzt schon häufig einen Landaufenthalt für Tony, ich meine

für den jungen Baron, empfohlen ... Glauben Sie nicht auch, daß es ihm besser bekommen müßte, als das anstrengende Gesellschaftsleben?"

Jetzt aber verließ der bisherige liebenswürdige Ausdruck das Gesicht des Herrn Volmar zum ersten Male, und man merkte, daß er auch das Gegenteil von angenehm aussehen konnte. „Ich kann darüber kaum urteilen," sagte er trocken, während ein düsterer Blick nach dem jungen schwerhörigen, stotternden Lebemann hinüberflog, der in einiger Entfernung von ihnen beiden stand. Diesen kannte er offenbar nicht erst seit heute, wenigstens vom Hörensagen und Ansehen. „Ich wußte nicht," fügte er hinzu, „daß der Gesundheitszustand des jungen Barons, abgesehen von seinen bedauerlichen organischen Mängeln, eine besondere Behandlung nötig mache."

„Seinen bedauerlichen organischen Mängeln —" wie scharf und schonungslos war der Ausdruck! ziemlich frappirend übrigens auch, ihr gegenüber, in dem Munde eines Mannes in der Stellung dieses Herrn Volmar zur Familie!

Fräulein Marie Godehus aber, die sonst alles was an Anmaßung grenzte, so gut zurückzuweisen verstand, schien nicht mit sich einig zu sein, ob eine Zurückweisung hier angebracht sei, und ließ den Moment vorübergehen. Wohl aber traf diesen in der Fülle jugendlicher Kraft und vornehmer Anmut vor ihr stehenden Mann ein unwillkürlicher Vorwurfsblick aus den sanften braunen Augen bei jenen Worten über den armen Reichen.

Ob Herr Volmar denselben verstanden hatte und Reue empfand? Er schaute mit einemmale wieder ganz anders, ganz bescheiden drein, als er jetzt im Tone eines unmaßgeblichen Vorschlags fragte:

„Haben gnädiges Fräulein nie daran gedacht, daß es auch im Herbst, bis tief in den Oktober, ja November hinein, oft bei uns draußen sehr schön ist? Wir haben uns, wie Sie vielleicht wissen werden, auf Almrod mit einigen Weingütern in schönen Lagen arrondirt; das heißt, nicht nur guten Bodenlagen für den Wein, auch landschaftlich ist es dort gar nicht übel. Die Lese ist immer noch in jenen Gegenden ein Fest; ich möchte es Ihnen zeigen können."

Sie merkte, daß das keine bloße Redensart war, sondern wirklich der Ausdruck seines Wunsches; eines vielleicht eben im Augenblicke erst entstandenen, aber lebhaften Wunsches, der in diesem offenbar vom Leben schon tüchtig in die Schule genommenen Manne fast etwas Knabenhaftes hatte.

Und dabei keine Spur von Zudringlichkeit, obwohl er sie bittend und wie erwartend ansah. Daher sie im Tone des Bedauerns sagte:

„Wir gehen in diesen Tagen nach Paris, zu den Herbstrennen, und Paris läßt uns gewöhnlich so bald nicht wieder los. Und wenn wir zurückkommen, wird es zu spät sein."

„Ja, dann wird es zu spät sein," wiederholte er ihre Worte, und alle Helle war aus seinem Gesichte gewichen. Er fügte auch nichts hinzu, so daß nun die junge Dame, in der sie stets beherrschenden Neigung, andern im Gespräche wohlzuthun und Mißklänge zu vermeiden, noch einmal begann:

„Aber wir kommen gewiß noch einmal in diesem Jahre, und wenn es im Winter wäre."

„Gut, kommen Sie im Winter," sagte er wieder lebhafter. „Wir haben ausgezeichnete Straßen, bei Schneefall die herrlichste Schlittenbahn, Eisweiher zum Schlittschuhlaufen — gnädiges Fräulein laufen jedenfalls Schlittschuhe, und gut —"

„Woher wissen Sie das?" unterbrach sie lächelnd.

„Ich habe es Ihnen angesehen — als Sie tanzten."

Sie stutzte leicht und ein zweifelnder, ein fast kühler Blick streifte sein Gesicht. Er sah sie aber so ruhig an, mit einem Ausdruck, der es so selbstverständlich erscheinen ließ, daß man ein Wesen wie sie genauerer Beobachtung würdige, daß sie auch über diese Bemerkung ihres neuen Bekannten hinwegging, und dieselbe ihm bei ihr nicht weiter geschadet zu haben schien. Dagegen fiel ihr mit einemmale ein, daß man auch mit ihm hätte tanzen können. Und zugleich zog ihr ein flüchtiges Bedauern durch den Sinn, weil es nicht geschehen war. So bald würde die Gelegenheit nun nicht wiederkehren. Es war natürlich, daß dieser Beamte ihres Papa nur zu solchen Massenfesten, wenn er gerade einmal anwesend war, geladen wurde; von kleinen Soiréen schloß ihn seine Stellung aus.

Warum er sich auch nicht eher hatte vorstellen lassen? Sie hatte ja doch von seiner Anwesenheit nichts, kaum von seiner Existenz gewußt; von ihm hatte es abgehangen, schon vorher, und nicht erst gewissermaßen noch vor Thorschluß, mit ihr in Berührung zu kommen.

„Haben Sie nicht getanzt?" fragte sie plötzlich aus diesen Gedanken heraus.

„Nein," sagte er, wie leicht befremdet.

„Warum? Lieben Sie den Tanz nicht?"

Er lächelte, aber nicht sehr heiter. Es mochte durch seinen Sinn ziehen, wie lange dergleichen, das heißt ein Vergnügen, bei dem er sich in seiner eigenen gesellschaftlichen Sphäre zwanglos bewegt hatte, nicht an ihn gekommen war. Jene sorglosen Zeiten schienen in weiter Ferne hinter ihm zu liegen. Daher antwortete er auf ihre Frage:

„Ich weiß es kaum noch. Heute, hier, habe ich, offen gestanden, gar nicht daran gedacht. Und wenn auch: ich würde ja nicht gewußt haben, zu welchen Damen ich in meiner Stellung allenfalls die Augen hätte erheben dürfen. Für mich würden etwa die Gouvernanten, Gesellschaftsdamen und dergleichen sein, nicht wahr? wenn diese Kategorien heute hier zulässig gewesen sind, was ich aus meiner Anwesenheit wohl schließen darf."

Daß er so einfach, so ganz ohne alle Bitterkeit und Empfindlichkeit sprach, war vielleicht das eigentümlichste an diesen Worten. Fräulein Godehus sah ihn bei denselben groß und anfangs ohne Verständnis an, bis sie mit einemmale jäh errötete.

Er hatte recht und sprach die Sache ganz so aus, wie sie sich verhielt. Aber war es nicht peinlich, gezwungen zu werden, dergleichen anzuhören? Nahm sich dieser Mann nicht eine große Freiheit, indem er so zu der Tochter seines Brotherrn redete? Und hätte sie nicht das schon viel zu lange Gespräch nun kurz abbrechen und für alle Zeiten auf eine Wiederholung desselben und die nähere Bekanntschaft mit diesem offenbar in schiefer Stellung befindlichen, deklassirten jungen Herrn verzichten sollen?

Vielleicht hätte sie dies gesollt. Statt dessen aber sagte sie jetzt, leicht ablenkend, mit sanfter Stimme:

„Es ist ja überhaupt nicht viel getanzt worden. Hoffentlich werden Sie dies Vergnügen, wenn es noch eines für Sie ist — die jungen Herren sind heutzutage meist so träge in dieser Hinsicht — ein anderesmal in unserem Hause genießen können."

„Sie sind sehr liebenswürdig. O ja, ich könnte mir denken, daß es noch einmal ein Vergnügen für mich wäre" — mit einem eigenen intensiven Ausdruck — „nein, nicht ein Vergnügen — ein Genuß vielmehr, ein Entzücken ... Das kommt," fügte er wie harmlos erklärend hinzu, „natürlich ganz auf die Person an, mit der man tanzt, darauf, ob dieselbe Rhythmus in ihren Bewegungen hat oder nicht."

„Natürlich," wiederholte Fräulein Godehus, träumerisch an ihm vorüber ins Weite blickend. Dann aber begegneten ihre Augen doch noch den seinen, den graublauen, nicht großen, aber scharfen und klaren Männeraugen, die unter geraden Brauen auf sie niederblickten und auf diese Begegnung gewartet zu haben schienen.

Ja, die Blicke trafen sich, das heißt, sie ruhten mit Bewußtsein ineinander. Wie lange? Gleichviel. Hier hört die Zeit auf, als Maß zu dienen. Wenn aber beide, er und sie, an diesen Abend zurückdachten, so wußten sie, daß es während desselben einen Augenblick gegeben habe, dessen Nachgenuß in der Erinnerung er wie sie sich als etwas Köstliches bis zuletzt aufsparten. Und das war dieser Augenblick gewesen.

Beide waren nachher nicht mehr so unbefangen wie zuvor. Herr Volmar ließ merken, daß er nunmehr des Winkes seiner Entlassung gewärtig sei, da ja ein Abbrechen der Unterhaltung doch nicht von ihm ausgehen konnte. Und Fräulein Marie sah sich um, als ob sie ihrer Pflichten als Tochter des Gastgebers jetzt wieder erinnere, und sagte nur noch, gleichsam zum Schlusse:

„Wie hat Ihnen unsere Musik gefallen?"

Herr Volmar schien sich auf den gehabten Kunstgenuß erst wieder besinnen zu müssen. Dann aber sagte er rasch: „O, sehr gut; besonders der Geiger."

„Sie lächelte. „Und hatte unser Tenor, der berühmte Herr Lippert, etwa nicht völlig Ihren Beifall?"

Mit Worten erwiderte Volmar darauf nicht, aber seine Geberde des Achselzuckens und das Verziehen des hübschen Mundes unter dem blonden Schnurrbart war so ausdrucksvoll, daß Marie nicht laut, aber hell auflachte. Und dann, sich etwas näher zu ihm beugend, sagte sie halblaut, in einem reizenden Tone scherzhafter Vertraulichkeit:

„Da geht es Ihnen gerade wie mir. Aber das darf man nicht laut sagen, sonst ist man gerichtet. Auf Wiedersehen."

War das das Ende? Sie hatte ihn mit freundlicher Neigung des Hauptes gegrüßt und war davon geglitten. Natürlich, er hatte ja erwartet, daß die schon fast auffällig lange Unterhaltung mit ihr, diese wundervolle Gunst des Geschickes, jeden Augenblick abbrechen müsse. Nun aber war es ihm doch zu früh gekommen. Er stand und wälzte dabei mit allem Eifer, welchen je ein Problem ihm abgewonnen hatte, die Frage in seinem Kopfe herum, ob es wahrscheinlich sei, daß er sie heute noch einmal sprechen werde.

Nein; höchst unwahrscheinlich, fast unmöglich. Taktvoll wäre es jedenfalls nicht von ihm gewesen, wenn er sich ihr, um etwa noch ein Wort und einen Blick zu erhaschen, noch einmal in den Weg geschoben hätte.

Dann aber auch gleich fort. Zu empfehlen brauchte er sich nirgends, denn er kannte keine Seele weiter unter dem buntscheckigen, ziemlich internationalen Schwarm. Und sich bei der Dame des Hauses besonders zu beurlauben, schickte sich für ihn kaum, da er mit Recht annehmen durfte, es sei seine Existenz zu unwichtig für sie, als daß sie sich derselben von vorhin noch erinnern sollte.

Auch den Baron zum Abschied aufzusuchen, wäre eine überflüssige Form gewesen. Geschäftlich würde er Herrn von Vanthorpe morgen zu bestimmter Stunde in seinem Arbeitszimmer noch einmal sprechen, ehe er wieder nach Hof Almrod zurückging.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

„Liebe, Licht, Luft, Leben," ein nicht gehaltener Vortrag, zu einem wohltätigen Zweck geschrieben von Veritas, betitelt sich eine im Commissions-Verlag von Strecker & Moser, Stuttgart, erschienenen Schrift. Sie stellt der in ihrem ersten Abschnitt erörterten „Grundanschauung der Nichtglaubenden" in ihrem stark betonten zweiten Teil die „Grundanschauung der Glaubenden" gegenüber und gelangt zu dem Ergebnis, daß nur in dem Glauben, wie Christus ihn gelehrt hat, das Heil der Menschheit erblüht. Der Verfasser ist Katholik und stellt sich auf den Boden seiner Kirche; aber abgesehen von einigen Sätzen, in denen er das ausdrücklich betont, werden auch Andersgläubige, sofern sie nur überhaupt einem positiven Glauben huldigen, ihm in vielen Stücken überzeugungsvoll beipflichten.

„Ein Blick ins Leben" nennt sich das Buch, das Marie Calm als „Mitgabe für die heranwachsende weibliche Jugend" bestimmt hat und das jetzt nach dem Tode der Verfasserin bei A. Bonz & Comp. in Stuttgart in zweiter Auflage erschienen ist. Mit dem „Konfirmationstag" beginnend und mit dem „Abschluß der Jugendzeit" auch ihr Buch schließend, hat die Verfasserin das innere, das äußere und insbesondere auch das gesellige Leben eines jungen Mädchens gezeichnet, das im gut bürgerlichen Sinne auf ein selbständigeres Streben verzichtet. Stille sittsame Jungfräulichkeit ist der Grundgedanke dieses Buches, wie er auch in einem anderen, „Das Vermächtnis der Tante", Erzählung für junge Mädchen von Marie Berg mit Titelbild nach einer Zeichnung der Verfasserin (Stuttgart, W. [illegible]) wiederklingt. Die gute Tante, die noch über das Grab hinaus Segen spendet und das Glück zweier jungen reinen Menschenkinder gründet, ist eine rührende Gestalt, und sympathisch sind auch diese letzteren gezeichnet.

Der Börsenschwindel ist wieder einmal in scharf ausgeprägter Weise „aktuell" geworden. Einige erschreckende Beispiele verwegenen, unheilverbreitenden Gebahrens auf diesem Gebiete haben die Augen der Welt in drastischer Weise auf die großen Gefahren des Börsenspiels im allgemeinen gelenkt. Da erscheint recht zur Zeit im Verlag von Strecker und Moser in Stuttgart ein Lustspiel, das in feiner Weise diesen Krebsschaden geißelt. „Betrogene Betrüger" nennt es sich und hat einen Deutsch-Amerikaner und einen Deutsch-Russen: Louis Gottschall und Max Osterberg-Verakoff zu Verfassern. In New-York spielend, findet es an der gesteigerten Selbstsucht amerikanischer Anschauungen einen breiten Boden für seine satirischen Ausfälle, während daneben ein gediegenerer Kern, wie er auch jenseits des Ozeans sich durch mannigfach widerstrebende Elemente hindurchringt, ein erfreuliches Gegengewicht gegen die Ausschreitungen der auf rücksichtslose Ausbeutung ihrer Nebenmenschen abzielenden Kinder dieser Zeit bildet. Die Handlung unterhält, und die Liebe siegt — wie es das Lustspiel im Gegensatz zur Tragödie des Lebens so mit sich bringt. — Ein anderes Schriftchen desselben Verlags stammt von

dem einen der beiden Lokalspielverfasser: Eberberg-Beraloff, und behandelt: „Das strahlende Bergwerk", jene vor Jahrzehnten von Hackländer begründete Stuttgarter Künstlergesellschaft, in der Schriftsteller, Musiker, Schauspieler und bildende Künstler sich in schöner Uebereinstimmung zu fröhlicher und erfrischlicher Geselligkeit vereinigt haben. Unter Oberbaurat Dr. von Leins, dem Nachfolger Hackländers im Vorsitz, fördert sie fortgesetzt manch schimmernde „Erzstufe" zu Tage, erteilt ihre Taufe so mancher künstlerischen That, die im Schoße dieses Vereins zum erstenmal ans Licht tritt, bevor sie der großen Oeffentlichkeit übergeben wird. Das vorliegende Büchlein gestattet erfreuliche Einblicke in das nachahmungswürdige Wesen dieser altbewährten Gesellschaft.

A. Haacks Damenkalender ist auch für 1892 wieder in seinem bekannten zierlichen Format und in neuer anmutiger Ausstattung (Berlin NW., Druck und Verlag von A. Haack) erschienen. Ein sehr hübsches Titelbild zu der beigefügten anmutigen „Historiette" von Ulkamera unter dem Titel „Eine vergessene Geschichte" leitet ihn sympathisch ein, und die Notizblätter für alle Tage des Jahres nebst besonderen Tabellen zum Eintrag von Einnahmen und Ausgaben, für Geburtstags- und Familien-Kalender, Briefwechsel-Registrierung rc. machen ihn zu einem ebenso praktischen als gefälligen Taschen-Notizbuch. — Neben knapper bemessenem Notizenraum dienen mehr dem volkstümlichen Unterhaltungs-Interesse Trowitzschs Volkskalender (Berlin, Trowitzsch & Sohn) und Trewendts Hauskalender (Breslau, Eduard Trewendt).

Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen aus seiner Kinderzeit noch dieses oder jenes Verschens, das uns, lang ehe wir selbst lesen konnten, Mutter oder Tante oder auch eine ältere Schwester lehrte, und das tiefer im Gedächtnis haftet, als so viel hunderterlei Dinge, die wir uns im späteren Leben wer weiß wie gut eingeprägt zu haben glauben. Unsere Sprache ist reich an solchen Kinderverschen, die von Mund zu Mund gehen, von Geschlecht zu Geschlecht sich vererben. Eine hübsche Uebersicht über diesen Reichtum gewährt uns ein zu Nutzen und Frommen unseres kleinen Nachwuchses abgefaßtes Buch unter dem Titel „Kinderreime", gesammelt und herausgegeben von Johannes Trojan, mit sechsunddreißig Bildern von Wilh. Claudius und Professor Eug. Klimsch. Verlag von Schmidt & Spring in Stuttgart. Auswahl, Anordnung und Illustration gehen, in gleich geschmackvoller Weise durchgeführt, mit einander Hand in Hand, um das Buch nicht nur zu einer reizenden Gabe für die lieben Kleinen zu machen, sondern ihm auch das Wohlgefallen derer zu sichern, die ein besonderes Vergnügen daran finden werden, ihre kleinen Lieblinge mit seinem Inhalt bekannt zu machen. Aehnlich wird es sich mit den aus demselben Verlag hervorgegangenen „Kurzen Geschichten für die Kinderstube" von Franz Wiedemann u. a., mit zwölf Farbendruckbildern nach W. Claudius verhalten. Können sie einerseits als ein empfehlenswertes erstes Lesebuch für die vorgerückteren Abc-Schützen gelten, so werden sie andrerseits auch denen treffliche Dienste leisten, die dem „Bitte, erzähl mir eine Geschichte" ihrer kleinen liebenswürdigen Plagegeister nicht gern mit einem abschlägigen Bescheid begegnen und doch auch nicht immer etwas neues und geeignetes in petto haben. Höher hinauf, in Bezug auf das Alter, dem sie gewidmet sind, gehen die „Dorfgeschichten für die Jugend und das Volk" von E. von der Decken (der gleiche Verlag). Gemütvoll erzählt und mit hübschen Farbendruckbildern ausgestattet, werden sie ihrem Zweck, zu unterhalten und zugleich das Herz zu bilden, in bester Weise gerecht. Drei weitere Bücher des Verlags von Schmidt & Spring umfassen je eine den Band füllende Erzählung. Sie heißen: „In des Lebens Lenze", der liebenswürdigen Jugend gewidmet von Martha Renate Fischer, „Nur ein Mädchen", eine Erzählung für die reifere weibliche Jugend von M. Ermann, zweite Auflage, und „Licht und Schatten" aus dem Leben junger Mädchen von Clara Cron, dritte Auflage. Wie die Tendenz des letztgenannten Buches in dem Streben nach dem Lichte der wahren Liebe zu Gott gipfelt, so ist es auch bei den beiden ersteren eine tiefere Moral, die den geschilderten anziehenden Bildern aus dem Mädchenleben teils ausgesprochen, teils unausgesprochen zu Grunde liegt. Außerordentliche Reichhaltigkeit endlich charakterisiert das umfangreichste der hier angeführten Verlagswerke von Schmidt & Spring. Es ist dies Franz Hoffmanns „Neuer Deutscher Jugendfreund" für Unterhaltung und Veredelung der Jugend, 46. Band, mit vielen Abbildungen. Bekanntlich bildet jeder neue Jahrgang dieses bewährten Buches ein von seinen Vorgängern völlig unabhängiges Ganzes. Der vorliegende jüngste Band umfaßt Erzählungen, Biographien berühmter Männer, Städtebilder, Aufsätze über naturgeschichtliche und andere wissenswerte Gegenstände sowie zahlreiche belehrende Kleinigkeiten.

Notizblätter.

Bühne.

Im deutschen Theater in Berlin wurde als Neuheit mit gutem Erfolge das Schauspiel „Die kleine Frau" von Felix Philippi aufgeführt. Der Inhalt des Stückes ist kurz folgender. Ein Herr von Roggenbach, dessen Schwester Charlotte ohne Liebe einem reichen, unternehmenden Manne die Hand zum Ehebunde gereicht hat, liebt die fröhliche Gusti, Klavierlehrerin von Beruf, die Tochter eines verarmten Mannes. Aus Liebe zu ihrem Vater und zu ihr selbst hat der alte Antiquitätenhändler Schlüter die Erziehung des Mädchens überwacht; jetzt aber ist er aufgebracht über seine Mündel, denn das Paar Roggenbach-Gusti ist nicht bloß glücklich, sondern offenkundig glücklicher, als die Schicklichkeit eigentlich erlaubt. Indessen, im ersten Akt, verlobt sich Roggenbach aus eigenem Antrieb mit seiner Geliebten. Im zweiten macht ein großes Geschäft Bankerott, und Roggenbach verliert sein Vermögen; er sucht Hilfe bei dem herzlosen Schwager, der aber will ihn nur dann unterstützen, wenn er Gusti fahren läßt und eine reiche Heirat macht. Im dritten wird Gusti beinahe so weit getrieben, daß sie ihrem Geliebten entsagt, damit er der Hilfe seines Schwagers teilhaftig werde; da aber erfährt der gute Onkel Schlüter, daß eine rechtsgültige Verfügung stattgefunden habe, [illegible], rettet den Herrn von Roggenbach aus seiner Bedrängnis und schafft dem Paar eine sorgenfreie Zukunft.

Am Königlichen Hoftheater zu Stuttgart hat Hofkapellmeister Zumpe, der als Dr. Paul Klengels Nachfolger die Leitung der Oper neben Doppler und die der Abonnementskonzerte ausschließlich übernommen hat, schnell Boden gewonnen und sich in der Gunst des Publikums wie der unter seinem Taktstock Musizierenden festgesetzt. Das Schauspiel darf sich einen wesentlichen Gewinn daraus versprechen, daß Fräulein Steinau, die treffliche Darstellerin der „komischen Alten", die ihrer erfolgreichen Wirksamkeit eine Zeitlang unfreiwillig entzogen war, nunmehr wieder in den Kreis der thätigen Bühnenmitglieder eingetreten ist. Bei ihrem ersten Wiederauftreten ist ihr die allgemeine Freude über dasselbe durch rauschende Beifallsbezeugungen und äußerst zahlreiche blühende Aufmerksamkeiten dargethan worden.

Kultur und Wissenschaft.

Den 400. Jahrestag der Entdeckung Amerikas würdig zu feiern, rüstet man sich in Spanien schon jetzt. Die „Junta del Centenario", die in Madrid unter dem Vorsitz des Ministerpräsidenten Canovas del Castillo steht, hat eine Reihe glänzender Festlichkeiten beschlossen, die mit einem Fest in der Alhambra eröffnet werden sollen. Denn im Saale Comares des Maurenschlosses von Granada nahm die Königin von Castilien, Isabella die Katholische, Columbus in ihren Schutz und gab ihm die Juwelen, aus deren Erlös er sich die drei Caravellen verschaffte, die ihn nach Amerika, ins Land seiner Träume trugen. Unter den Festlichkeiten Madrids zu Ehren des Columbus, nimmt die erste Stelle eine große historisch-amerikanische Ausstellung ein, welche Kunstgegenstände altamerikanischen Ursprungs oder aus der Zeit der Eroberung Amerikas, also vor dem 17. Jahrhundert umfassen soll. Sekretäre der Junta bereisen die Provinzen Spaniens, um nach Gegenständen zu forschen, die für die Ausstellung sich eignen. Spanien rechnet bei diesem Unternehmen auch auf thatkräftige Unterstützung deutscher Museen und deutscher Privatsammler. Sendungen sind nach Madrid an das spanische Komite des Centenariums zu richten.

Der 100jährige Erinnerungstag an Mozarts Geburt ist auch fast in allen Freimaurerlogen gefeiert worden, da Mozart bekanntlich ein begeisterter Anhänger der Freimaurerei und Mitglied einer Wiener Loge war. Seine Kompositionen für Freimaurer, 13 an der Zahl, sind jetzt in einem besonderen, schön ausgestatteten Hefte von Breitkopf und Härtel in Leipzig herausgegeben worden. Da der Text zu jenen Kompositionen vielfach nur den damaligen Wiener Logenverhältnissen angepaßt war, wird dem Vernehmen nach ein neuer Text erscheinen, der gleichzeitig auch mehrere Melodien aus der Zauberflöte, die ebenfalls der Verherrlichung der Freimaurerei diente, zur Unterlage haben, und einige Dichtungen anderer mit enthalten wird. Der Verfasser und Herausgeber ist der Geheime Regierungsrat Fischer in Gera.

Auf dem Erdenrund sterben in einer Minute 62 Menschen. Für die Stunde ergeben sich somit 3720 Sterbefälle; die Tagesernte des Todes berechnet sich auf 89280 Menschenopfer. Im Durchschnitt hat das menschliche Leben eine Dauer von 33 Jahren. Der vierte Teil der Gesamtbevölkerung der Welt erreicht nicht das 6., nahezu die Hälfte nicht das 13. Lebensjahr. Das 100. Jahr überschreitet unter 10000 Personen nur eine einzige. Von 1000 Personen, die den 70. Geburtstag feiern können, gehören 24 dem ärztlichen Stande an, 27 dem Lehrberufe, 32 dienen unter der Fahne, 33 sind Arbeiter, 40 Personen sind Landleute, 43 gehören der Geistlichkeit an.

Gestorben.

Alten, v., Viktor, ehemaliger hannoveranischer Geheimrat und Reichstagsabgeordneter, hervorragendes Mitglied der Welfenpartei, 74 Jahre alt, am 9. Dezember, in Linden bei Hannover.

Ewald, J. W., Dr., ausgezeichneter Geolog, 81 Jahre alt, am 12. Dezember, in Berlin.

Franceschi, Theophile, Chef-Redakteur des russisch-offiziellen „Nord", bedeutender Journalist, 69 Jahre alt, Mitte Dez., in Brüssel.

Freytag, Moritz, Dr., Prof. der Chemie an der landwirtschaftlichen Akademie in Bonn-Poppelsdorf, namhafter Gelehrter, 65 Jahre alt, am 7. Dezember, in Bonn.

Frischbier, H., früher Rektor, bekannt als der beste Kenner des ostpreußischen Volkstums und bewährt durch gründliche Arbeiten auf diesem Gebiet, am 8. Dezember, in Königsberg i. Pr.

Koch, Wilhelm, bekannter Novellist, besonders verdient um die Kölner Dialektdichtung, 46 Jahre alt, Mitte Dezember, in Köln.

Kuenen, Abraham, Dr., Prof. der Theologie an der Universität Leyden, bedeutender Gelehrter und Fachschriftsteller, 63 Jahre alt, Mitte Dezember, in Leyden.

Loeper, v., Gustav, k. preuß. Wirkl. Geh.-Rat, Exc., früher Direktor des k. Hausarchivs, bekannter Goetheforscher, 69 Jahre alt, am 13. Dezember, in Berlin.

Macleay, William, Sir, erster Präsident der australischen Linnés- und entomologischen Gesellschaften, hochverdient um die Wissenschaft in Neu-Süd-Wales, am 11. Dezember, in Sydney.

Oesterreich, v., Sigismund, Erzherzog, k. und k. Feldmarschall-Lieutenant, 64 Jahre alt, am 15. Dezember, in Wien.

Sabatier, François, bedeutender französischer Schriftsteller, einer der feinsinnigsten Kenner der deutschen Sprache und Literatur, 73 Jahre alt, am 1. Dezember, auf La Tour de Farges.

Schech, Ph., Dr., Prof. der Med. an der Universität München, bekannter Laryngologe, 46 Jahre alt, am 12. Dez., in München.

Steffen-Pascha, kais. türk. Generalmajor, der deutsche Instruktor der türkischen Artillerie, am 15. Dez., in Konstantinopel.

Ulrich, Titus, Dichter und Schriftsteller, früher Dramaturg des k. Schauspielhauses, 73 Jahre alt, am 18. Dez., in Berlin.

Bugslag, Techniker und Schiffszimmermann, der langjährige treue Begleiter Wißmanns, ein thatkräftiger Pionier unserer Kolonialbestrebungen, 37 Jahre alt, Mitte Dezember, in Neurade.

Ein deutsches Juwel.

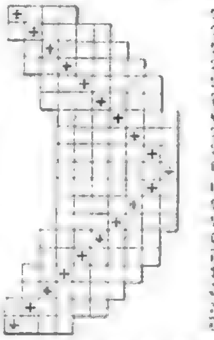
(Hierzu das Bild Seite 324.)

„Schleppen Sie mich hin, wohin Sie wollen. Nur kein Museum! Ein Museum, das ist für mich immer wie ein Kirchhof. Da regt und rührt sich nichts, und in die Nase steigt einem ein Duft, gerade wie der Moder von etwas Begrabenem, der begrabenen Vergangenheit. Und wenn man nach Berlin kommt, da will man doch vergnügt sein. Etwa nicht?" Das sagte mal ein guter Freund zu mir. Er hatte seine Schrullen. Im Grunde aber, war das nicht ein klein wenig richtig? Doch kommt er wieder nach Berlin, dann weiß ich ein Museum für ihn . . . ein Druck da mit dem Finger, ein Hauch des Mundes, und was so still und ruhig in abgeschiedener Vergangenheit noch vor ihm lag, das hebt ein Tönen und ein Singen und ein Klingen an, und die Vergangenheit steht auf zur wundersamsten schönsten Gegenwart. Und was das ist? Das ist eine neue königliche Sammlung, eine Sammlung von Musikinstrumenten, die in den roten Mauern der alten Bauakademie zu Berlin allmählich herangewachsen ist und die nunmehr dem Publikum zum öffentlichen Besuch übergeben werden soll.

Es sind die seltensten Schätze, die diese Sammlung birgt, aus allen Zeiten und aus allen Ländern. Mehr als tausend Nummern nennt uns der Katalog, der freilich erst noch herauskommen soll. Nur einen Blick, einen ganz flüchtigen, auf all den Reichtum, der vor uns ausgebreitet liegt . . . Zu einem kleinen Teil hat ihn der Zeichner auch wiedergegeben. Wo aber in der Fülle beginnen? Da bei der Harfengruppe, Prachtstücke in allen Formen, die uns beim Eingang gleich entgegen blinkt, oder dort in dem Seitenkabinett mit den exotischen Erzeugnissen Japans und Afrikas? Doch nein! Erst, was den Damen gefällt. Nicht wahr, meine Damen, also das Klavier? Da ist die ganze Ahnengalerie. Vom ältesten an, aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, ein kleiner schmaler Kasten, fünfzig Tasten und siebenundzwanzig Saiten.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.

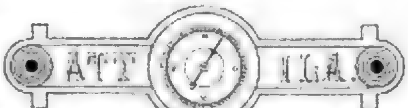


Drama von Körner.
Die Seemacht eines Staates.
Nachtfalter.
Befestigter Platz.
Raubvogel.
Französischer Dichter.
Südfrüchte.
Deutsche Seestadt.
Vorhang.
Ohrenring.
Europäisches Kaiserreich.
Mädchenname.
Afrika-Forscher.
Schuhmacherwerkzeug.
Fußbekleidungsstück.
Preußische Festung.
Insekt.
Zweig der Naturwissenschaft.
Fluß in Spanien.

an, be, ber, burg, che, che, da, dan, dein, di, e, en, er, fe, ger, ham, i, jo, land, le, lo, li, li, lin, ma, man, mie, ne, ne, ne, ni, ni, re, ri, san, sche, sche, stun, ster, stan, ster, stung, ta, ta, to, ue.

Vorstehende 40 Silben schreibe man buchstabenweise so in die Halbmond-Felder, daß die Horizontalreihen Wörter von der ihnen beigefügten Bedeutung geben. Ist die Einschreibung eine entsprechende, so nennen die Buchstaben auf den bekreuzten Feldern, der Reihe nach abwärts gelesen, ein orientalisches literarisches Werk.

Scherzrebus.



Logogriph.

Gar mancher wird des Rätselwort,
Wenn jeder Wurf nach Wunsch gelingt
Und ihm Fortuna fort und fort
In Hand die reichsten Gaben bringt;
Denn Ueberfluß an Hab' und Gut
Erzeugt verhaßten Uebermut.

Verläßt jedoch des Glückes Gunst,
Und macht ihn schmerzlicher Verlust
Zum Wort mit eingeschobnem v,
So weicht der Stolz aus seiner Brust;
Denn Armut lehrt in kurzer Zeit
Demütige Bescheidenheit.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 283:
Gewiß am besten bleiben wird der,
Der am besten gehandelt hat.

Auflösung des Rätsels Seite 283:
Brenner — Renner.

[illegible]

[illegible]

„Es wäre vielleicht das Klügste, sogleich abzureisen,“ sagte sie. „Denn das Mädchen erschreckt mich. Es ist wie umgewandelt, und ich bin sicher, sie liebt den Menschen wirklich. Oder soll ich den Eltern telegraphiren? Beides ist unangenehm, denn der Arzt hat doch die Kur verordnet und dem Mädchen bekommt das Wasser gut. Die Eltern aber müßten ihre Disposition ändern, und mehrere Tage würden verstreichen, bis sie kommen könnten. Ich versichere Ihnen, meine beste Frau Helbach, daß ich die Nacht kein Auge geschlossen habe.“

„Das machen wir ganz anders,“ entgegnete Frau Helbach. „Bleiben Sie ruhig hier, telegraphiren Sie auch nicht. Der Schauspieler muß weg. Was ist an einem solchen Bürschchen gelegen? Der wird weggeschickt. Er verschwindet, die Luft ist rein und Maria vergißt. Lassen Sie mich machen!“

Richtig ging die energische Dame zur Frau Direktorin, die sie in ihrer Wohnung fand, und hielt eine Rede voll Entrüstung.

Die Frau Direktorin, mit dem Sortiren von Billets beschäftigt, mit aufgewickelten Locken geziert und nicht sehr gnädig, weil sie nur in der Hoffnung auf eine Bestellung von Plätzen geöffnet hatte, verstand zunächst nicht, und Frau Helbach hatte einige Mühe, ihr den Fall klar zu machen.

„Herr Kirsten ist eine tüchtige Kraft,“ sagte sie kühl. „Wenn die jungen Mädchen sich in ihn verlieben, so geht das die Direktion nichts an.“

„Aber die Kurgäste müssen sichergestellt werden, und man muß dafür sorgen, daß der Anstand gewahrt wird. Wenn einer Ihrer Leute sich unpassend benimmt, so ist es Ihre Pflicht und auch Ihr Interesse, ihn zu entfernen. Wir werden uns an die Badekommission wenden, wenn Sie den jungen Menschen nicht wegschicken.“

„Das ist eine starke Zumuthung. Uebrigens ist mein Mann nicht zu Hause. Ich will mit ihm sprechen.“

Das Gespräch zwischen der Frau Direktorin und ihrem Manne hatte eine ganz andere Färbung: die Vortrefflichkeit des Künstlers, dessen Entfernung Frau Helbach gefordert hatte, wurde von dem Direktor nicht so hoch geschätzt wie die Aeußerungen seiner Gattin hatten vermuten lassen. Dem Direktor schien an einem guten Verhältnis mit dem Publikum und mit den Besitzern des Bades, die ihm das Theater verpachtet hatten, mehr zu liegen als an Herrn Kirsten.

„Er ist ein hübscher Kerl, hat schöne Beine,“ sagte er nachdenklich, „aber ehe sein Benehmen Anstoß erregt, schicke ich ihn lieber weg.“

Die Folge der Unterredung war eine Zusammenkunft des Direktors mit Herrn Eduard Kirsten unter vier Augen, und hiervon wieder die Folge war ein Besuch des Fräuleins del Ponte bei Frau Helbach.

Es war am Vormittage des nächsten Tages. Hedwig hatte ihr Bad genommen und lag, mit einem Plaid zugedeckt, auf dem Sopha. Frau Helbach saß am Fenster und trennte den beim letzten Regenwetter verdorbenen Besatz eines Kleides ab. Fräulein del Ponte wurde vom Zimmerkellner angemeldet. Frau Helbach blickte überrascht auf, Hedwig warf sogleich ihr Plaid ab und setzte sich mit leuchtenden Augen und errötenden Wangen aufrecht hin.

„Ich lasse bitten,“ sagte Frau Helbach nach kurzem Besinnen. „Du gehst in Papas Zimmer, Hedwig.“

„Ich bleibe hier,“ entgegnete das junge Mädchen höchst energisch und mit einer Miene, die schon oft die Nachgiebigkeit der Mutter erzwungen hatte.

„Ein recht unfolgsames Ding bist Du,“ rief Frau Helbach. Doch schon trat die Schauspielerin ein und es war keine Zeit mehr zu ferneren Erörterungen. Hedwig war entschlossen, zu bleiben, sah Fräulein del Ponte mit verschämtem Entzücken an und achtete in diesem schönen Augenblicke der Mutter Meinung für nichts. Fräulein del Ponte nahm den ihr gebotenen Sitz und sagte: „Es war schon längst meine Absicht, dem Fräulein meinen Gegenbesuch zu machen, gnädige Frau, und mich für die schönen Rosen zu bedanken.“

„O bitte,“ sprach Frau Helbach, „es war eine Anerkennung Ihrer künstlerischen Leistungen und keines Dankes wert.“

„Doch wohl, und ich danke Ihnen herzlich, liebes Fräulein,“ sagte die Schauspielerin, indem sie Hedwig die Hand gab. „Aber nicht nur um zu danken bin ich gekommen, sondern ich möchte Sie fragen, gnädige Frau, was denn mein Bruder gethan hat, sich Ihr Mißfallen zuzuziehen?“

„Ihr Bruder?“ fragte Frau Helbach sehr erstaunt.

„Mein Bruder Eduard Kirsten. Wir sind Geschwister, und ich habe einen Bühnennamen angenommen, während mein Bruder den richtigen Familiennamen führt. Wir sind aus ‚guter Familie,‘ und Unglück, wie es in jedem Hause eintreten kann, hat uns genötigt, unsern Unterhalt auf einem Wege zu suchen, der, wie ich wohl weiß, manchen Leuten das Recht zu geben scheint, von uns gering zu denken. Was aber hat mein Bruder Ihnen zu Leide gethan, gnädige Frau, daß Sie Schimpf und Schande auf seinen Namen werfen, ihn im Anfange seiner künstlerischen Laufbahn aufhalten und ihn, gerade herausgesagt, um sein sauer erworbenes tägliches Brod bringen?“

Frau Helbach war sehr verlegen geworden.

„Hedwig, geh hinaus,“ sagte sie, „das sind keine Sachen, die Du mit anzuhören brauchst; gehe zu Papa.“

„Papa ist nicht zu Hause, und ich kann recht gut hier bleiben — ich weiß ja doch schon, was Du gethan hast,“ sagte Hedwig mit vorwurfsvollem Blicke.

„Was habe ich gethan? Schickt es sich für Dich, mich so anzusehen? Das Mädchen wird mich noch krank ärgern!“

„Das sagst Du immer, sagst auch oft, Papa würde Dich krank ärgern. Aber ich sehe noch nicht, daß Du krank wirst.“

Hedwig war so entrüstet, daß sie aller Artigkeit vergaß. Sie durchschaute den Vorgang, fühlte sich auch so stark gegenüber der Mutter, wie sich gemeiniglich die Töchter fühlen, denen die weiblichen Hilfsmittel, womit ihre Väter gebändigt werden, nicht imponiren. „Wenn ich hinausginge,“ fuhr sie fort, „könnte ich ja nur am Schlüsselloche horchen, aber das fällt mir gar nicht ein. Ich weiß es schon: Du hast Herrn Kirsten beim Direktor verklagt. Gestern bist Du dort gewesen. Und Papa hatte Dir doch gesagt, Du solltest Dich nicht einmischen.“

Zornig sprang Frau Helbach auf, und die Scene schien sich zu einem noch heftigern Auftritt zwischen Mutter und Tochter entwickeln zu wollen, als die Schauspielerin wieder das Wort ergriff.

Ihrem empörten Gefühl kam die Gewohnheit wirkungsvollen Auftretens zu Hülfe, und so brachte sie den Zwist zum Schweigen.

„Was hat mein Bruder verbrochen?“ fragte sie nachdrücklich und mit tragischem Anstande. „Was hat er Ihnen zu Leide gethan, gnädige Frau, daß Sie ihn verfolgen? Sie haben von unserm Direktor verlangt, daß er ihm kündigen sollte, und der Direktor hat sich durch Sie bestimmen lassen, es zu thun. Halten Sie uns für vogelfrei, weil wir Künstler sind? Verachten Sie uns deshalb, weil wir bemüht sind, Ihnen das Leben zu erheitern, Sie zu unterhalten, Ihnen Freuden zu bereiten? Und wenn Sie das wirklich thun, ist dann schon ein Mißfallen, ein unbegründeter Verdacht genügend, um uns materiell zu schädigen, unsere Existenz zu vernichten? Halten Sie das für vereinbar mit dem Stolze, den Sie uns gegenüber zur Schau tragen?“

„Aber ich bitte Sie, Fräulein“ . . . rief die geängstigte Dame.

„Mein Bruder ist mir so lieb! Er ist das letzte Glied unserer Familie, das noch lebt, und er hat sich auf meine Bitte an mich angeschlossen. Wir beiden wollten zusammenhalten, und ich habe mich so innig gefreut, als er zu mir kam und als ich bemerkte, daß er wirklich Talent für die Bühne hat. Der arme Junge ist von demselben Unglück verfolgt worden, das unsere Eltern und übrigen Geschwister zu Grunde gerichtet hat, und er hat seine Laufbahn verlassen müssen. Nun hat er mit Fleiß und ehrlichem Streben als Künstler angefangen, endlich einmal wieder schien das Glück ihm zu lächeln, und da müssen Sie, gnädige Frau, wie der Dämon eines bösen Geschicks erscheinen und alles zerstören. Was hat der arme Eduard denn gethan? Er soll ein junges Mädchen kompromittirt haben. Wer ist dies junge Mädchen? Ist es Ihre Tochter?“

„Nein, Fräulein del Ponte,“ rief Hedwig, Thränen der Rührung in den Augen. „Ich bin es nicht. Ich werde mit Ihnen zum Direktor gehen und alles aufklären. Ihr Bruder hat nichts Böses gethan, er ist nur mit meiner Freundin Maria Tejada spazieren gegangen. Mutter, wie konntest Du so etwas anrichten?“

„Nun wird es mir aber doch zu toll!“ rief Frau Helbach, sprang auf ihre Tochter zu und faßte sie am Arme. „Ich muß Sie bitten, mich zu verlassen, Fräulein! Ich habe Ihnen keine Rechenschaft abzulegen. Ich thue immer nur meine Pflicht, und von Dir, Hedwig, ist es abscheulich, gegen Deine Mutter Partei zu ergreifen.“

Aber weder ließ Fräulein del Ponte sich so schnell abfertigen, noch zeigte sich Hedwig erschüttert. Ihre Begeisterung für die Schauspielerin ward durch deren Gegenwart und bewegliche Vorstellungen auf das höchste gesteigert, sie fühlte für ihre Freundin Maria und Herrn Kirsten die natürliche Sympathie, die angefeindete Liebe erweckt, und sie warf sich der Schauspielerin mit der Beteuerung in die Arme, daß nicht allein sie selbst alles thun würde, ihrem Bruder zu helfen, sondern daß auch ihre Mutter ihr Unrecht einsehen müßte.

Während dieses hitzigen Durcheinander öffnete sich plötzlich die Thür und zeigte sich die behäbige Gestalt und das friedliche Antlitz des Herrn Helbach auf der Schwelle.

„Um des Himmels willen,“ fragte er, „was ist denn hier los? Man hört es ja auf der Gasse!“

Seine Erscheinung brachte eine Veränderung in der Szene hervor, indem Hedwig ernüchtert wurde und beiseite trat, Frau Helbach jedoch ihre Verlegenheit, ihren Aerger, kurz, alle Wogen ihres erregten Gemüts alsbald in den natürlichen Kanal abzulenken befähigt wurde.

„Also nun kommst Du, wo ich mir alles habe gefallen lassen müssen, alles allein ausgebadet habe!“ rief sie. „Wo bist Du denn gewesen? Ob Du nur jemals da bist, wo ich Dich gebrauchen könnte!“

„Aber meine beste Sophie, nur nicht so aufgeregt! Was gibt es denn?“

Frau Helbach und Hedwig huben zugleich mit Erklärungen an, die Schauspielerin aber brachte beide zum Schweigen, indem sie mit majestätischer Traurigkeit vor Herrn Helbach hintrat und sagte: „Ihre Frau Gemahlin sucht das Unrecht, das sie dem Bruder zugefügt hat, dadurch gut zu machen, daß sie die Schwester beleidigt. Sie hat mir die Thür gewiesen; ich bin zu stolz, um nur noch eine Minute zu bleiben.“

Damit schritt sie zur Thür hinaus und überließ den verdutzten Gatten den ferneren Erklärungen seiner Frau. Er begriff nach und nach, was geschehen war, und sagte dann ruhig und mit leichtem Lächeln: „Meine teuerste Sophie, das ist wieder einmal eine von Deinen Geschichten. Dein gutes Herz führt Dich leicht zu weit. Wie oft habe ich Dir schon gesagt: misch Dich nicht!“

„Natürlich,“ kreischte seine Frau voll Wut, „ich habe die ganze Schuld! O Du! Wann wärest Du mir jemals ein Schutz gewesen?“

Damit riß sie ihren Hut vom Haken und stürmte hinaus, geradeswegs zum Kurhause, um Fräulein Dubois Mittheilung zu machen.

Als sie aber mit gerötetem Gesichte und fliegendem Atem eintrat, bot sich ihr ein Anblick, der sie vorläufig entwaffnete und von dem Gedanken abbrachte, die Französin darauf aufmerksam zu machen, daß sie doch eigentlich durch ihre mangelhafte Aufsicht das ganze Unheil verschuldet hätte. Sie trat auf Blumen und Tannenzweige, das ganze Zimmer war mit Blumen und grünen Zweigen geschmückt, der Ofen mit Guirlanden umwunden, und der Tisch mit einem Kuchen und allerhand Geschenken bedeckt. In dem Kuchen steckte eine Fahne, die Trikolore Frankreichs, und seidene Schleifen in blau-weiß-rot schmückten den großen Kranz, der die Tischkante einrahmte. Im Sofa aber saßen alle Drei Arm in Arm, Fräulein Dubois in der Mitte, rechts Maria in blauer, links Ines in weißer Seide, eng aneinander geschmiegt, Marias Kopf an Colettens Wange, Ines mit einem Stück Torte in der Hand.

„Ah, Madame,“ rief die Französin, „Sie kommen wie gerufen. Heute ist mein Namenstag. Wollen Sie ein Stück Kuchen? Maria, Ines, flink, geben Sie Madame einen Stuhl und einen reinen Teller! — Denken Sie, Madame,“ fuhr sie fort,

nachdem sie selbst aufgesprungen war und Frau Helbach umarmt hatte, „denken Sie, das haben die guten Kinder gemacht. Die Maria hat alles zusammengeschleppt, während ich nichts wußte, und ist früh aufgestanden und hat die Kränze und die Schleifen gemacht. Mais, c'est un amour!“

Damit umschlang sie Maria und küßte sie links und rechts.

Frau Helbach sah ein, daß die Stimmung nicht darnach angethan war, jetzt in der beabsichtigten Weise loszubrechen, aber bei sich behalten konnte sie ihr Gift doch auch nicht. Nachdem sie deshalb ein Stück Kuchen gegessen und mit einem Glase Alicante auf des Fräuleins Gesundheit angestoßen hatte, gab sie der Französin einen Wink und veranlaßte sie, mit hinauszugehen. Vor der Thür erzählte sie.

„Es thut mir leid, Mademoiselle,“ schloß sie, „daß ich Ihnen gerade heute mit so unangenehmen Dingen kommen muß, aber Sie sehen wohl ein, daß es nichts nutzt hier zu vertuschen. Seien Sie auf Ihrer Hut!“

Fräulein Dubois hörte gespannt zu, dankte der Freundin und sagte zum Abschiede: „Machen Sie sich weiter keine Unruhe, diese Sache geht mich an.“

Alsdann ließ sie die Mädchen unter einem Vorwande allein und ging stracks zur Wohnung der Schauspielerin.

Die Zeit war vorgeschritten, es war über Mittag, und Fräulein Dubois traf dieselbe Lage an, die schon Hedwig bei ihrem Besuche getroffen hatte: die Schauspielerin war in der Küche damit beschäftigt, das Essen zu bereiten. Doch hatte die Französin eine angenehme Ueberraschung, als Fräulein del Ponte nach den ersten Worten der Begrüßung in geläufigem Französisch zu sprechen anfing. Dieser Umstand milderte ihre Gesinnung ganz bedeutend. Hinaufgeführt, sah sie zwei Couverts gelegt.

„Sie erwarten jemand?“

„Meinen Bruder,“ versetzte die Schauspielerin.

„Nun gut, ich will mich beeilen, übrigens würde ich nicht böse sein, wenn ich Ihren Herrn Bruder selbst zu sprechen bekäme. Die Sache ist — und Sie werden mich hierin begreifen, mein Fräulein, da ich in meiner Stellung als Gesellschafterin doch verantwortlich für die beiden Kinder unter meiner Obhut bin — die Sache ist, daß ich unter keinen Umständen dulden kann, daß die Maria ein Verhältnis anfängt. Ich bedauere sehr, daß Ihr Herr Bruder, wie ich gehört habe, Unannehmlichkeiten gehabt . . .“

„Erlauben Sie, Mademoiselle, Unannehmlichkeiten ist hier nicht das richtige Wort. Mein Bruder hat seine Kündigung erhalten, das heißt, mein Bruder wird in die übelste Lage gebracht. — Ich bitte Sie, lassen Sie mich ausreden. Der Direktor ist durch eine böswillige Darstellung Ihrer Freundin Frau Helbach und durch deren Drohungen dazu bewogen worden, ihm zu kündigen. Wissen Sie, was das heißt? Mein Bruder muß verhungern, denn mir ist es nicht möglich, ihn mit zu ernähren. Immer hat unsere Familie Unglück. Eduard ist auf der polytechnischen Schule gewesen, er wollte sich zum Ingenieur vorbereiten. Da hat der arme Junge Schulden gemacht, und, mein Himmel! wie hätte er es wohl anfangen sollen, keine zu machen, da er von mir nicht genug erhielt um leben . . .“

„Sie haben ihn unterstützt? Von ihrer kleinen Gage?“

„Was soll man machen? Geschwister müssen sich wohl einander beistehen. Ich bin die ältere, Eduard ist erst zweiundzwanzig Jahre alt. Als er von der polytechnischen Schule weggejagt wurde — mit armen Leuten macht man nicht viel Umstände, Mademoiselle — da habe ich ihn hierher geholt, damit er sein Glück auf der Bühne versuchte, wie ich selbst es gethan habe. Sein Glück! Lieber Gott, es ist gerade nichts glänzendes, täglich zwei Mark Gage zu bekommen, aber wenn man die zwei Mark verliert, ist es doch immer schlimm. Er hätte doch auch weiterkommen können. Jetzt ist er ja noch ein Anfänger, aber er konnte doch lernen, konnte mit der Zeit an größeren Bühnen engagirt werden, denn er hat Talent. Aber was soll er nun machen, wo man ihm hier gekündigt hat? Er findet so leicht keine andere Stelle, jetzt im Sommer, wo solche Ueberfüllung ist und alle Stellen besetzt sind. Tausende von Künstlern laufen ohne Beschäftigung umher. Ach, Mademoiselle, ich kann Ihnen sagen, daß ich sehr unglücklich bin. Dieser Zwischenfall mit ihrem Zögling hat mich wahrhaft gelähmt.“

„Mein Himmel, Mademoiselle, heute ist mein jour de fête,“ sagte die Französin, „und ich möchte gerade heute keinem Menschen etwas zu Leide thun. Ich möchte überhaupt niemand ein Leid zufügen. Weiß ich doch selbst, wie Unglück thut. Seien Sie überzeugt, daß ich nicht Schuld daran bin, wenn Ihrem Bruder gekündigt worden ist. Ich habe nichts dazu gethan, ich bin untröstlich. Ich habe nur meine Pflicht gethan, ich muß die Kinder behüten. Frau Helbach ist auf eigene Hand zu Ihrem Direktor gegangen, hat aber selbst gewiß nicht gedacht, daß der Mann gleich zum Aeußersten schreiten würde. Wissen Sie was, liebes Fräulein, ich laufe sogleich zum Direktor und bitte ihn, die Kündigung zurückzunehmen. Sie müssen mir nur versprechen, daß Ihr Bruder niemals wieder mit Maria spricht.“

Es klopfte an der Thür und der Theaterdiener trat ein.

„Fräulein del Ponte,“ sagte er, „hier bringe ich Ihnen die Rolle und hier noch einen Brief, den mir Herr Kirsten für Sie gegeben hat.“

„Herr Kirsten?“ fragte die Schauspielerin erschrocken.

Sie warf die Rolle auf den Tisch und blickte bestürzt auf den Brief.

„Ja wohl, Herr Kirsten hat mir den Brief vor zehn Minuten vor dem Theater gegeben.“

„Großer Gott!“ rief sie, nachdem der Diener gegangen war, „was hat mein Bruder mir zu schreiben? Er getraut sich also nicht, es mir zu sagen, er kommt nicht — ein neues Unglück!“

„Aber so lesen Sie doch nur, um es zu wissen!“

Fräulein del Ponte drehte den Brief hin und her.

„Meine Nerven!“ sagte sie. „Ich weiß nicht, ob Sie diesen Zustand der Feigheit kennen, Mademoiselle, wo man wie der Vogel Strauß sich blind macht. Ich habe schon so viel gelitten.“

Gleichwohl öffnete sie den Umschlag und las.

„Hier,“ sagte sie dann, „Sie dürfen es auch wissen. Es bestätigt, was ich Ihnen gesagt habe, und Sie werden sich überzeugen, daß mein Bruder nicht frivol ist.“

Sie gab der Französin den Brief und setzte sich auf das Sofa, mit traurigem Blicke sah sie vor sich hin.

Fräulein Dubois las laut: „Liebe Schwester! Verzeih mir, daß ich nicht komme, um wie sonst das Mittagessen mit Dir zu teilen, das mir, von Deiner lieben Hand zubereitet, immer so gut geschmeckt hat. Verzeih mir, daß ich Dir nicht persönlich Lebewohl sage. Du bist zu gut und ich bin zu schwach. Du würdest mich zwingen, Wohlthaten anzunehmen, die mich demütigen. Ich will Deine geringen Mittel nicht mit meinem gesunden Appetit zu nichte machen. Ich verlasse Lindenheim heute noch, und ich vertraue darauf, mich allein durchzubringen. Deshalb schreibe ich Dir nur. Ich wage es nicht, zu kommen. Habe tausend, tausend Dank für alle Deine Liebe und Güte. Ich küsse Dich herzlich in Gedanken, hoffentlich bald sehe ich Dich wieder. Ich fühle Kraft in mir — wer weiß, ob ich nicht binnen kurzem als berühmter Mime meinem guten Schwesterchen einen Teil dessen zurückerstatten kann, was sie mir als kleinem Anfänger geschenkt hat. Also nur Mut, und auf Wiedersehen! Dein ewig dankbarer treuer Bruder.“

Fräulein Dubois ließ die Hand mit dem Briefe sinken.

„Der arme Junge!“ sagte Fräulein del Ponte. „Er zwingt sich, Mut zu zeigen, und wie deutlich fühle ich doch den Zwang! Er hat kaum zehn Mark im Vermögen. Was will er anfangen? O, liebes Fräulein, es gibt harte Dinge in dieser Welt.“

Damit stand sie auf.

„Ich will ihn aufsuchen, denn er könnte mir am Wege verhungern.“

„Suchen Sie ihn,“ entgegnete die Französin, „ich will unterdessen zum Direktor laufen.“

„Aber gehen Sie nicht jetzt zu ihm,“ sagte Fräulein del Ponte. „Er ist nicht der feinste, und wenn er zur Mittagszeit gestört wird, ist er in der schlechtesten Laune. Gehen Sie zwischen drei und vier Uhr zu ihm aufs Bureau.“

Es war bereits zehn Minuten vor Eins, die Französin mußte zur Table d'Hôte noch einiges an ihrer Toilette ordnen und sie beeilte sich zurückzukehren. Aber als sie, das Herz voll Mitleid und Sorge, in ihr festlich geschmücktes Zimmer trat, fand sie dort die Mädchen nicht allein, sondern in Gesellschaft von Hedwig Helbach. Hedwig war dunkelrot, Maria sehr blaß.

Die Französin erkannte sofort, daß Maria durch ihre Freundin bereits unterrichtet sein mußte. Doch that sie, als bemerkte sie nichts Ungewöhnliches, zeigte ein heiteres Gesicht, redete von dem schönen Feste, das die Mädchen ihr bereitet hätten, und schickte Hedwig dann mit der Erinnerung weg, daß ihre Eltern wohl schon auf sie warten würden. Alsdann machte sie sich flink fertig und ging mit Maria und Ines zu Tische.

Maria war auffallend blaß. Heimlich beobachtete die Französin sie, und ihre Sorge wuchs, aber sie sprach nicht über die Ursache von Marias Verstörtheit. Das junge Mädchen aß fast nichts, ihre Augen brannten in einem stillen Feuer, es war, als arbeiteten in ihrer Brust unterdrückte, heftige Gefühle.

Nach Tische umfaßte die Französin sie schmeichelnd, führte sie die Treppe hinauf und sagte: „Sie müssen ein wenig schlafen, die Bäder haben Sie angegriffen. Wir reden nachher, mein liebes Kind, seien Sie ruhig, alles wird gut werden.“

Maria ließ sich führen, auf eine Chaiselongue legen und mit einem Plaid zudecken, während Ines sich mit einem Bilderbuche beschäftigte, und die Französin begab sich in das andere Zimmer, um, wie sie zu thun pflegte, eine Viertelstunde einzunicken.

Aber sobald Fräulein Dubois sich entfernt hatte, stand Maria auf.

„Du bleibst hier, Ines,“ sagte sie, „und weckst Mademoiselle nicht auf. Mache ja keinen Lärm. Ich gehe aus, komme aber bald wieder.“

Leise näherte sie sich der Thür, die nur angelehnt war, schielte hindurch und sah Fräulein Dubois ruhen. Noch eine Minute wartete sie, bis sie die tiefen Atemzüge der Ruhenden hörte, dann trat sie mit den geschmeidigen Bewegungen einer Südländerin ein, schritt lautlos durch das Zimmer, an der Schlafenden vorbei, öffnete geräuschlos die Thür und war auf dem Flur. Ihre Miene war ganz Leidenschaft, ganz Entschlossenheit. Flüchtigen Fußes durchstrich sie den Korridor, flog die Treppe hinab und durchschritt die Anlagen.

Sie mußte ihn sehen, mußte ihn sprechen. Sie wollte ihm helfen, dem armen Menschen, der durch ihre Schuld ins Unglück gekommen war. Sie hatte Armut nie kennen gelernt, Gold war für sie ein ganz gewöhnliches Metall, aber sie stellte sich nun die Bettler vor, die sie am Wege gesehen hatte, und schauderte bei dem Gedanken, daß sie den lieben Menschen in eine solche erbarmungswerte Lage gebracht hätte. Ihre Börse war voll Gold, sie bekam monatlich fünfzig Mark Taschengeld. Außerdem hatte sie ihre Armbänder, ihre Ringe. Das alles mochte mindestens fünfhundert Dollars wert sein. Sie wollte es ihm geben.

Aber wo wollte sie ihn finden? Sollte sie zu seiner Wohnung gehen? Eine Scheu ergriff sie, nun sie unterwegs war, nun sie im Begriffe stand, auszuführen, was sie geplant hatte. Ihre Schritte wurden allmälich kleiner und langsamer, sie betrachtete irrenden Blickes die Bäume und Gebüsche, wo sie mit ihm gewandelt war, und sah auf der Kurpromenade, die ganz leer war, weil alle Gäste Mittagsruhe hielten, träumerisch die Bank an, worauf sie mit ihm gesessen hatte. Die Bank hatte etwas Heiliges bekommen, sie war wie eine Reliquie daheim im Dome von Chihuahua. (Fortsetzung folgt.)

Das Gebet zu Allah.

(Hiezu das Bild Seite 312.)

Die Muhammedaner nennen ihre Lehre selbst „Islam“ d. h. „völlige Hingabe an Gott“. Und in der That hängen sie fanatisch an der von ihrem großen Propheten gestifteten Lehre. Dieser gewaltige Glaubenseifer trug sehr viel dazu bei, daß es ihnen gelang, fast die Hälfte der morgenländischen Welt sich unterthan zu machen. Auch heute tritt er noch deutlich zu Tage in ihrer Unduldsamkeit Andersgläubigen gegenüber und in der strengen Befolgung der äußerlichen Religionsvorschriften. Zu den letzteren gehört das Gebet.

Google

Muhammed hat es damit seinen Anhängern nicht leicht gemacht. Nicht nur, daß er fünf verschiedene Gebetstunden während des Tages bestimmte, es sind dabei auch eine Menge kleinerer Ceremonien zu erfüllen, die den ganzen Vorgang zu einem ziemlich komplizirten machen. Er hat zugleich mit dem Gebete eine praktische Vorschrift getroffen, die gerade für die orientalischen Verhältnisse in sanitärer Hinsicht außerordentlich wichtig ist. Jeder Gläubige muß sich nämlich vor dem Gebet waschen. Deshalb findet man in dem Hofe jeder Moschee einen Brunnen, der diesem Zwecke dient. Ganz unerläßlich ist ferner, daß sich der Betende mit dem Gesichte nach der Richtung hinwendet, in der Mekka, die heiligste Stadt der Muhammedaner, liegt, die Wiege der muhammedanischen Tradition und der Geburtsort Muhammeds, der von den Arabern Omm-el-Hora d. h. Mutter der Städte genannt wird. Jeder Gläubige, und mag er sonst noch so ungebildet sein, kennt diese Richtung. In den Moscheen ist sie außerdem durch die sogenannte Gebetnische besonders angegeben. Dann beginnt das eigentliche Gebet, welches von den verschiedensten Körperbewegungen begleitet ist. Bald hebt der Gläubige die Hände zum Himmel empor, bald neigt er sein Haupt, dann sinkt er auf die Kniee nieder und beugt den Kopf nach vorn, bis er mit der Stirn den Steinboden berührt. So sehen wir auf unserem Bilde die Beter in den verschiedensten Stellungen vor der Gebetnische, natürlich alle ohne Schuhe, ohne Pantoffeln, denn niemand darf mit der gewöhnlichen Fußbekleidung das Innere der Moschee betreten. Zum Gebet ruft die Gläubigen mit weithin hallender Stimme von dem schlanken Minaret herab der Muezzin. Wer nicht in die Moschee gehen kann, verrichtet das vorgeschriebene Gebet ohne Rücksicht auf seine Umgebung gerade da, wo er sich befindet; der Kaufmann in den Bazaren auf seinem Ladentische und der einsame Wüstenwanderer in Gottes freier Natur unter dem sonnedurchglühten Himmelszelt, das sich wie eine riesige blaue Kuppel über seinem Haupte wölbt.

Im Café Josty.

(Hiezu das Bild Seite 333.)

Ein Vierteljahrhundert ist jetzt seit jenen Tagen verflossen, da Süddeutsche und Oesterreicher in Berlin als Feinde angesehen wurden. Die Zeit hat hierin gründlich Wandel geschaffen. Ist doch der heutige großstädtische Charakter der deutschen Kaiserstadt zum nicht geringen Teile den siegreich eingezogenen „echten“ bayrischen Bräus und den österreichischen Cafés zu verdanken. An Stelle der niedrigen, finsteren und verräucherten Bierstuben sind die großartigen stilvollen Münchener Bierpaläste entstanden, welche mit Recht das Erstaunen aller Fremden wachrufen, an Stelle der kleinstädtischen Konditoreien mit ihren engen, beschränkten und winkligen Zimmern die eleganten Wiener Cafés, mit elektrischer Beleuchtung, gesunder Ventilation und allem Komfort der Neuzeit ausgestattet.

Nur wenige Lokale der einstigen Hauptstadt Preußens haben sich in die Metropole des deutschen Reiches hinübergerettet. Die heutige Generation kennt kaum noch die Namen jener einst so beliebten Besuchsstätten der alten Berliner. Vor allem sind es einige Konditoreien, wie Kranzler, Schilling, Josty u. a., die sich bis heute mit Ehren behauptet haben und nach wie vor die Sammelpunkte der besten Gesellschaft Berlins bilden.

So gewährt es denn auch heute noch ein lebhaftes Interesse, das hier verkehrende vornehme Publikum, wie unser Künstler auf dem Bilde „Im Café Josty“ es gethan hat, zu beobachten und zu studiren.

An der Ecke der schönen Bellevuestraße, welche zum Tiergarten führt, und des Potsdamer Platzes gelegen, der bei der riesigen Ausdehnung Neuberlins nach Westen hin heute so ziemlich den Mittelpunkt der Stadt bildet, ist dies Café fast ausschließlich eine Besuchsstätte für die besser situirte Minderheit des Tiergartenviertels geworden. Hier sucht der reiche Bankier nach dem immerhin nervenerregenden Besuche der Börse im Durchblättern des „Journal amusant“ Zerstreuung und Erholung; hier findet sich das geheimrätliche Ehepaar ein, „er“, um die großen politischen Tagesblätter zu studiren, deren Ansichten ihm bei der Beratung der Regierungsvorlage im nahen Parlament (in der Leipzigerstraße) doch eine gewisse Direktive geben, während „sie“ den Bildern der illustrirten Zeitschriften ihre Aufmerksamkeit zuwendet; hier gibt sich endlich auch die jüngere Welt ein Stelldichein, die an dem gedruckten Wort und Bild einstweilen noch weniger Interesse findet als an der Augen- und Lippensprache. Die nahe Rousseau-Insel ermöglicht ja so bequem die Bekanntschaft, und was dort auf dem belebten Tummelplatz der schlittschuhlaufenden Jugend nur durch verstohlene Händedrücke sich sagen ließ, das wird hier in einer stillen Ecke des vornehmen Cafés leicht in Worte übersetzt, und was sonst „das Herz entzündet, nicht sagen darf der Mund, das thun leis die Blicke von Aug' zu Auge kund.“

E. Al.

Heimkehr vom Markte.

(Hiezu das Bild Seite 334.)

Die fruchtbaren Niederungen der Bretagne sind es, in die der Meister unseres Bildes, ein Kenner und eifriger Verherrlicher dieses malerischen Landstrichs und seiner wackeren Bewohner, uns führt. Der kräftige Menschenschlag, der das armorikanische Gebiet bewohnt, hat in seinen rauhen unwirtlichen Bergen stets ein Bild der ausgesprochenen Vegetationsarmut vor Augen und ist daher um so dankbarer für den Segen, der ihm in den wohlgeschützten und ausgiebig bewässerten Thälern erwächst. Ländlicher Wohlstand herrscht hier und infolge dessen bei einem Volke, das seine Ansprüche nichts weniger als hoch schraubt, zufriedenes Behagen. Diese vorteilhaften Eigenschaften des bretagnischen Volkes sind in den befriedigt vom Markt zurückkehrenden Bauern unseres Bildes recht anschaulich ausgesprochen. Sie haben die Ergebnisse ihres Fleißes, ihrer ländlichen Züchtungen zu Markte gebracht und dafür das wenige erhandelt, dessen sie bedürfen: Kälber und junge Rinder, die sie groß ziehen wollen, Stoffe zu einem neuen Rock oder Wamms, wenn das alte abgetragen ist, und was dergleichen ländlicher Bedarf mehr ist. Die klare warme Abendbeleuchtung, die über dem anspruchslosen und doch gemütlich so ansprechenden Vorgang ruht, vervollständigt den Eindruck harmonischen Friedens, der für eine Zeit des unstäten Hastens wie die unsrige so viel wohlthätig Beruhigendes hat.

Fabiola.

(Siehe das Bild Seite 331.)

Die Franzosen, die seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts, seit Antoine Watteau seiner Zeit den Stempel seines beweglichen, liebenswürdig pikanten Genies aufdrückte, eine mit in erster Reihe schreitende Stellung in der Kunst fortgesetzt behauptet haben, besitzen auch heutigen Tags eine namhafte Anzahl von Künstlern, die unbeirrt von allen, bald mit ihnen gehenden, bald von ihnen seitab treibenden Zeitströmungen ihren eigenen Weg mit Sicherheit und Erfolg wandeln. Zu ihnen zählt als einer der künstlerisch vornehmsten Jean Jacques Henner. Zu Bernwiller im Elsaß am 5. März 1829 geboren, hat er etwas von jenem poetisch träumerischen Zug, der in den Elsässern nicht selten als ein bezeichnendes Merkmal ihrer ursprünglich deutschen Abkunft zu Tage tritt. Seine Stoffe, die er in ein akademisch antikisirendes Gewand zu kleiden liebt, sind immer einfach, künstlerisch vornehm gedacht, und dieselben Eigenschaften charakterisiren auch ihre Ausführung. Mit wenigen, in keiner Weise aufdringlichen Lichttonen und ganz einfachen, in ein kühles Schwarzgrau sich abtönenden Schattirungen weiß Henner koloristische Wirkungen von eigentümlichem Reiz zu erzielen, in denen Kraft und Weichheit sich vereinen. Eine seiner jüngsten Schöpfungen ist seine „Fabiola“, die jugendliche Göttin oder fleischgewordene Vertreterin des süßsinnigen Fabulirens. Eine Muse, und genauer betrachtet, in sein ausgesprochener Weise ganz speziell seine Muse, die schöne Verkörperung seines eigenen künstlerischen Wesens. Ein ruhig vor sich hinschauendes junges Weib, das die Dinge dieser Welt mit offenen Augen betrachtet, in denen sie sich doch ganz eigenartig spiegeln, und die — wie der leise schwärmerisch angehauchte Blick erkennen läßt — dem schaffenden Geist ein poetisch verklärtes Bild der Außenwelt übermitteln — das ist Henners Fabiola mit dem unschuldvollen Kindermunde, der unbefangen ausspricht, was die Seele beschäftigt, aber eben in seiner schönen Unbefangenheit auch das Gewöhnlichste und das in anderem Munde Bedenklichste adelt; — das ist Henners Muse.

O. P.

Zu rechter Zeit.

Roman von

Sophie Junghans.

XVI.

Während Wolfgang durch verschiedene Nebengemächer einem Ausgange zuschritt, schien ein anderer Gast die gleiche Absicht zu hegen, und so kam es, daß sie sich mehrmals ziemlich nahe nebeneinander befanden. Volmar, mit seinen Gedanken einstweilen noch bei der letzterlebten Viertelstunde, achtete auf den andern nicht und hatte daher nicht bemerkt, daß dieser ihn wiederholt ansah und ein paarmal anreden zu wollen schien. Die aufrichtige Insichversunkenheit Wolfgangs — die jenem aber möglicherweise nicht ganz absichtslos, sondern vielmehr zum Zwecke der Abwehr fingirt erschien — hatte ihn immer wieder abgehalten. Es war dieser Herr übrigens kein anderer, als der gefeierte Tenor von der Wiener Hofoper, Herr Hugo Lippert.

Jetzt nun aber, in dem gerade ziemlich leeren Garderobezimmer, und da die Ueberzieher der beiden Herren wie es sich traf, nachbarlich nebeneinander gehangen hatten, der graugrüne, wettertüchtige Jagdpaletot des einen und das zartgefärbte, seidengefütterte Kunstwerk eines ersten Wiener Schneiders, welches die gewölbte Tenorbrust und die unschätzbaren Kehlorgane des andern zu schützen bestimmt war, so konnten die Eigentümer nicht ferner umhin, aufeinander aufmerksam zu werden.

Ihn, den Tenor nämlich, in der Entfernung von einem Schritt vor sich zu sehen und lebhaft stutzen, war bei Herrn Wolfgang Volmar eins. Der Sänger schien hierauf gewartet zu haben; ein etwas befangener Zug, in dem sich einige Verlegenheit doch noch mit beträchtlicher Selbstgefälligkeit mischten, trat auf sein Gesicht. Er lächelte, setzte aber zugleich zu einer förmlichen Verbeugung an, während nunmehr Wolfgang betroffen sagte:

„Ist es denn wirklich? .. Herr Lippert! ganz recht; daß mich der Name nicht darauf brachte!“ Und dann, mit herzlich ausgestreckter Hand: „Also wirklich Du, Hugo! Das nenne ich aber ein überraschendes Wiedersehen!“

Wie unausrottbar tief doch die Kindheitseindrücke wurzeln! Der gefeierte, verhätschelte Künstler war in diesem Augenblicke doch wieder der Kantorssprößling, der von dem Landratssohne erst das Stichwort erhalten mußte, ehe er selber das vertrauliche Du aus der Zeit der ersten Höslein wagte! Freilich lag seiner vorübergehenden Befangenheit wie von jeher hauptsächlich das sehr ausgeprägte und daher empfindliche Selbstgefühl zu Grunde.

„Ja, ich bin's, wie Du siehst,“ sagte er jetzt und nahm Wolfgangs kräftige Rechte etwas steif zwischen seine Glacefinger. Er hatte sich — ein in sehr früher Zeit überkommenes Talent von ihm — in den paar Augenblicken doch schon wieder über Wolfgang Volmar geärgert. Einmal darüber, daß derselbe sich jetzt nicht noch mehr wunderte, und dann, noch nachträglich, über die Gleichgiltigkeit des Jugendgenossen, der bei der Rolle, welche der Sänger heute hier gespielt hatte, nicht eher auf den Namen Lippert aufmerksam geworden war! „Du hast mich also wirklich nicht erkannt?“ fügte er noch etwas süß-säuerlich hinzu. Es hätte ja auch ein Kompliment in dem Umstande liegen können, indem nämlich die Verwandlung aus einem knochigen Elementarlehrer in einen geschmeidigen, hinreißenden Heldentenor eine zu vollständige gewesen wäre.

„Nein; dumm genug von mir, nicht wahr?“ sagte aber Wolfgang hierauf, auch diese Illusion zerstörend. „Denn Du hast Dich ja natürlich kaum verändert, im Aeußern. Aber wenn man völlig unvorbereitet auf eine solche glänzende Metamorphose der Verhältnisse ist! Wer hätte denn gedacht, daß Du gerade über Nacht ein berühmter Mann, ein erster Stern und dergleichen, werden würdest! Hat denn das schon damals in Dir gesteckt?“

Es lag bei dem leisen Spott doch so viel offene Gutmütigkeit im Blick und Ausdruck des Sprechers, daß man ersteren nicht wohl übel nehmen konnte. „Nun, ich habe allerdings ein horrendes Glück gehabt,“ sagte der Sänger, den wunderbaren Ueberzieher zuknöpfend. Und dann, indem er ein elegantes seidenes Tuch um die wertvolle Kehle legte: „Erstes Engagement mit fünfzehntausend Mark jährlich, das heißt für sieben Monate; nächstes Jahr fünfundzwanzigtausend und so weiter ... das will etwas heißen. Kommst Du mit? Bis zur Stadt haben wir doch wohl einen Weg?“ Unter den Säulen des Porticos angekommen, streckte Herr Hugo die Nase etwas vor, die zum Glück weiche Nachtluft prüfend. „Ich habe dummer Weise keinen Wagen bestellt, dachte nicht, daß es so spät werden würde. Aber das Wetter ist ja schön. Du bist wohl auch zu Fuß?“ fragte er etwas beiläufig, als scheine ihm die Antwort ziemlich selbstverständlich.

„Ich? Sehr,“ sagte Wolfgang denn auch. Und mit einem Lächeln fügte er hinzu: „Ich habe keine so einträgliche Kehle zu schonen, wie Du?“

Herr Hugo sah seinen Mann flüchtig von der Seite an. Anzeichen von Schäbigkeit waren zwar in dem gut auf der prächtigen Figur sitzenden Gesellschaftsanzug und der tadellosen Wäsche nicht zu entdecken. Aber er hatte doch den Eindruck erhalten, daß unter den Geldleuten und Notabilitäten heute abend sein alter Bekannter ein ziemlich kleines Licht gewesen sei. „Nun, und wie geht es Dir denn eigentlich?“ fragte er daher jetzt, als sie nebeneinander durch den schweigenden Prachtgarten schritten, mit einiger Herablassung.

Wolfgang Volmar aber überhörte dieselbe. Sie waren bei dem weit zurückgeschlagenen Einfahrtgitter, von prächtiger Kunstschmiedearbeit und mit riesigem

Monogramm und ebensolcher Krone, angekommen, und nun wendete er sich noch einmal zurück und schaute mit eigentümlich gespanntem Ausdruck nach den hohen, lichtstrahlenden Fenstern der Villa, hinter denen noch der festliche Schwarm wogte. Ein paar Sekunden, dann schien er sich innerlich zurecht zu schütteln und antwortete nun auf die Frage nach seinem Ergehen mit den Worten:

„Mir, o, vortrefflich ... das heißt, ich bin noch nicht verhungert, wie Du siehst, ohne daß ich zu stehlen gebraucht hätte.“

Eine kurze Pause der Verlegenheit, worauf der Sänger, wieder mit einem Seitenblick, noch einmal begann: „Du siehst aber doch recht gut aus,“ und etwas unsicherer fügte er sogar hinzu: „ich meine, in jeder Hinsicht ...“

Die Ergänzung war keine glückliche. Er wundert sich, daß ich einen ordentlichen Rock und ganze Stiefel anhabe, dachte Wolfgang bei sich. Denn unnachahmlich war das selbstgefällige Vonobenherab im Tone des Künstlers gewesen. „Lebst Du hier in der Nähe?“ fuhr derselbe fort. „Eine famose Konnektion übrigens, diese Vanthorpes. Kennst Du sie schon lange? Sehr angenehm, in einem solchen Hause Zutritt zu haben.“

Es war offenbar, daß die Anwesenheit seines Jugendbekannten, von dessen derzeitigen Umständen er keine sehr hohe Meinung hegte, auf dem glänzenden Feste des Goldbarons ein Problem für den Sänger war. Wolfgang, der ihn in der naiven Gewöhnlichkeit seiner Natur las wie ein Buch, lachte denn auch und meinte:

„Du wunderst Dich, wie ich als reduzierter Oekonomiker in solche Gesellschaft komme, nicht wahr? Die Sache ist sehr einfach. Ich bin ein Angestellter des Barons; seit einem Jahre Administrator einiger großen Güter, die er drüben am Rheine hat.“

„Was Tausend! Da kannst Du ja von Glück sagen! Die Stelle würde ich mir aber warm halten!“ rief der Tenor wohlwollend. Und dann, etwa mit der erhabenen Neugier des Löwen, der in einer Mußestunde spaßeshalber sich mit der Frage beschäftigt, wovon wohl eine Maus satt wird: „Jedenfalls auch ganz einträglich, wie? Ein Mann wie der Baron bezahlt doch gewiß nicht schlecht.“

„Diese Art Stellen sind herkömmlicherweise nicht besonders bezahlt,“ sagte Wolfgang. „Aber ich kann allerdings über meine jetzige nicht klagen. Und wenn Du von Deiner Jahreseinnahme eine Null mindestens streichst, so wirst Du so ungefähr auf die meine kommen.“

Herr Lippert nahm so viel Interesse an der Sache, daß er nachrechnete. „Zweitausend Mark jährlich und jedenfalls freie Station ... nun, das geht,“ meinte er ermutigend. „Lieber Himmel, was hat denn ein Logenschließer — und der Mann muß Frau und Kinder ernähren.“

„Ganz recht,“ sagte Wolfgang trocken, entschlossen, soviel Unverschämtheit aber doch nicht ungestraft hingehen zu lassen. „Oder nehmen wir eine Kantorsstelle. Die Deines Vaters brachte, wenn ich nicht sehr irre, erst ganz zuletzt dreihundert Thaler ein. Aber Deine Mutter verstand hauszuhalten. Und die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Ansprüche. Dein Elementarlehrergehalt war jedenfalls schon beträchtlich größer, obwohl Du Dich über dasselbe beklagtest.“ Er lächelte: „Wie muß Dir jener Zustand nur jetzt in der Erinnerung vorkommen?“

„Ich weiß wirklich kaum noch,“ sagte Herr Hugo geärgert. Er bereute in diesem Augenblick, diesen Menschen, diesen Volmar, wieder aufgegriffen zu haben. Er hatte sich ihm zu erkennen gegeben, lediglich um an dem vom Glücke in letzter Zeit so stiefmütterlich behandelten Kindheitsgefährten einen Zeugen mehr für seinen ungeheuern Aufschwung zu haben. Er hatte sich ein wenig spreizen wollen. Und nun sollte er sich statt dessen unangenehme Dinge sagen lassen, die jenem natürlich nur der blasse Neid einflößte!

Nun, dieser Neid war am Ende auch nur menschlich. Und in dem unbesieglichen Verlangen, ein Publikum zu haben, wurde Herr Lippert doch wieder gesprächig, als Wolfgang, mit wirklichem Anteil, wie es schien, von dem Wechsel in seinem Schicksal näheres zu erfahren wünschte.

„Interesse für Musik hatte ich ja immer, das wirst Du wohl auch noch wissen,“ sagte er. „Und der Unterricht in der Theorie und Musikpädagogik war zum Glücke auf dem Seminar gar nicht schlecht. Mit dem Eintritt in den Gesangverein in Hessenstadt, wo ich stand, habe ich mir dann freilich wieder geschadet. Ich hatte damals natürlich noch nicht die richtige Methode der Tonbildung, noch keine Schule, und habe meine Stimme überanstrengt. Es ärgert mich noch, wenn ich daran denke, wie viel ich für jene Spießbürger aus mir herausgeholt habe! Ich hielt den Verein ja sozusagen allein! Sie kamen damals schon aus der ganzen Stadt, haute volée und alles, in unsere Konzerte, um mich zu hören.“

„Und doch warst Du eigentlich noch ‚unentdeckt‘?“ meinte Wolfgang hier, gutmütig lächelnd.

„Gewiß,“ sagte Hugo Lippert mit Wichtigkeit. „Und ich selber ahnte natürlich am wenigsten, was ich an meiner Stimme hatte. Ich verfüge ja über ungeheure Mittel,“ schob er ein, sachte auf die Hemdbrust in der Gegend der Kehle klopfend. „Das B hatte ich schon damals, und bis hinunter zum E; jetzt singe ich auch das hohe C mit Leichtigkeit; die mittlere Lage ist vollkommen entwickelt und unten komme ich bis zum C. Krawinsky“ — das war der reisende Konzerttenor, der zur Zeit für unerreichbar gegolten hatte — „singt nicht tiefer als F. Ja, ja, das soll mir einmal einer nachmachen! Sie wissen auch in Wien recht gut, was ihnen das Glück da zugeführt hat und lassen es sich, wie gesagt, etwas kosten, um mich festzuhalten.“ Etwas leiser: „Auf die Dauer bleibe ich natürlich nicht, aber das ist unter uns“ — Wolfgang verbeugte sich ironisch für die Ehre, zum Vertrauten eines berühmten Tenors gemacht zu werden — „und erst sollen sie noch gehörig bluten. Ha, ha, ich wäre ja ein Narr, wenn ich mich nicht bezahlen lassen wollte!“

„Selbstverständlich,“ sagte Wolfgang trocken. „Aber Du bist mir immer noch die Geschichte Deiner Entdeckung schuldig.“

„O, es kam durch den Doktor Richthofen. Ich weiß nicht, ob Du ihn persönlich gekannt hast; gehört wirst Du von ihm haben; armer Teufel, Journalist ... schrieb die Theaterreferate für das Hessenstädter Tageblatt. Der Mann hatte sich schon vor längerer Zeit an mich heran gemacht, war auf mich aufmerksam geworden. Er brachte eines Abends einen Herrn, der im Interesse der Wiener Opernleitung die Theater bereiste, mit in unsern Verein, damit er mich hören solle. Nun, der Mann hörte mich“ — mit einem Ausdruck, der, dem einzigen Selbstbewußtsein eines umfangreichen Tenors entstammend, andern ewig unerreichbar bleiben wird — „er hörte mich, war wie elektrisirt; sie bestellten mich in das Hotel Dreher, von dort gingen wir zusammen nach Richthofens Wohnung; der Hofrat ließ nicht wieder los, kaum daß er mich an jenem Abend nach Hause lassen wollte, ehe ich mich ihm verpflichtet hatte; und am andern Morgen in der Frühe wurde schon alles richtig gemacht. Ich mußte ja zunächst erst einmal ein Konservatorium besuchen — die Mittel sollten mir zur Verfügung gestellt werden — vor allem galt es, mich vom Schuldienst loszueisen und zwar, wenn irgend möglich, auf der Stelle. Nun, der Stadtrat und auf seinen Vorschlag das Provinzialschulkolleg thaten ein übriges; ich muß hohe Fürsprecher gehabt haben .... Man bewilligte mir, da ja meine sofortige Entlassung gesetzlich nicht möglich war, einen einjährigen Urlaub, während dessen ich kündigte und frei wurde. Ich war noch nicht fünf Monate auf dem Konservatorium, als mein Engagement für Wien schon perfekt wurde. Und so kam es zu dem Kuriosum, daß ich mein Lehrergehalt noch einige Monate weiter bezog, als ich schon Mitglied der Hofoper war. Komisch, wie? Manch einer wäre vielleicht froh gewesen, wenn er das Geld gehabt hätte. Nun, ich habe die Kleinigkeit noch mitgenommen, denn“ — er lachte — „die Erfahrung habe ich schon bald gemacht: je mehr man hat, je mehr braucht man. Uebrigens hatte ich auch meine furchtbar teuren Gesangs- und Deklamationsstunden bei Marchesini zu bezahlen, der meine Ausbildung vollendet hat. Aufgetreten bin ich erst etwas später ... und gleich mit jenem beispiellosen Erfolge, von dem alle Blätter voll waren ... ‚Das größte Ereignis seit Jahrzehnten in der Kunstwelt‘ wurde mein Debüt genannt.“

Ungläubig und etwas gezwungen lachend fügte er hinzu: „Und Du willst wirklich nichts davon gehört haben?“

„Verzeih und halte mich für einen hoffnungslosen Barbaren in Sachen der Kunst, aber ich habe wirklich auf jene welterschütternde Zeitungsnachricht nicht geachtet. Sie mag gerade in die Zeit meines Debüts — als Verwalter auf einem ostpreußischen Gute — gefallen sein,“ sagte Wolfgang. „Nun, jedenfalls gratulire ich Dir und freue mich Deines guten Glückes, auch Deiner Mutter wegen. Du hast sie doch noch?“ fügte er rasch und etwas leiser hinzu.

„O, natürlich,“ bemerkte Herr Hugo Lippert, mit jener leisesten Schattirung von Ungeduld im Tone, welche die Bestätigung von etwas Selbstverständlichem leicht erhält.

„Und sie lebt noch in Hessenstadt?“

„Ja, gegenwärtig noch. Aber ich denke, sie wird bald dort fortziehen. Ja, ich habe die Idee, sie fortziehen zu lassen,“ sagte der Künstler hastig, und es klang fast, als ob er in diesem Augenblicke noch sich selber zur Ausführung dieser Idee überrede. „Wo logirst Du? In den vier Jahreszeiten? Ah,“ mit etwas Verwunderung vielleicht, daß der junge Landwirt und freiherrlich Vanthorpe'sche Beamte sich ein so teures Quartier leiste. „Famoses Hotel, wie? Ich? Nein, ich habe Privatwohnung. Die Kurdirektion hat mir eine zur Verfügung gestellt. Nicht etwa auf ihre Kosten, o nein, verdammt teuer. Aber ich wohne bequemer so. Ein paar Prachtzimmer.“ Und dann, da ihm einfiel, daß es doch wohl Eindruck auf diesen Gutsverwalter machen müsse, zu sehen, wie sein ehemaliger untergeordneter kleiner Spielkamrad aus dem Hinterhause jetzt logirt sei: „Du hast wohl nicht Zeit, mich morgen einmal zu besuchen?“

„Ich fürchte, nein,“ sagte Volmar unbefangen. Uebrigens hätte er auch kaum gewußt, über was sie mit einander nun noch reden sollten, da ja der Austausch äußerer Erlebnisse, und das hieß in diesem Fall nur der Bericht über das enorme Glück, welches einer von ihnen gemacht hatte, erledigt war. „Ich habe morgen früh eine geschäftliche Besprechung mit Herrn von Vanthorpe und verschiedene Besorgungen für das Haus und den Hof, wie sie“ — er lächelte — „ein Landmann in der Stadt immer hat, und fahre morgen nachmittag nach Kehl zurück.“

„Schade,“ sagte Herr Hugo Lippert, offenbar an etwas anderes denkend. „Nun, hier wären wir an der Kaiserstraße. Hat mich wirklich recht gefreut,“ mit großer Herablassung, „vielleicht sieht man sich ja einmal wieder. Gute Nacht.“

Einen Seufzer, einen ganz kleinen Seufzer konnte Wolfgang nicht unterdrücken — oder vielmehr war es nur ein tiefer Atemzug männlicher Ungeduld — als er jetzt wieder allein weiter schritt, seinem nahegelegenen Hotel zu. Es lag zwar seiner Natur sehr fern, irgend einen andern Menschen, und nun gar einen vom Beifall der Menge zehrenden Gesangsvirtuosen, zu beneiden, oder sich überhaupt in eine andere Lage zu wünschen. Er hatte vielmehr immer jene ruhige Sicherheit in der eigenen Persönlichkeit, welche von einem gewissen Behagen an derselben unzertrennlich ist und tüchtigen Leuten eigen zu sein pflegt, empfunden.

Hier aber, wo ihm der Erfolg, der volle Erfolg so brutal nahe vor die Augen gebracht wurde, und zwar der Erfolg, wie er keineswegs die Frucht langer Mühen, sondern zugleich eine unerhoffte, ja ungesuchte, ungeahnte, übermütige Gunst des Geschickes war, da mußte das eigene Loos ihn wieder einmal härter auf den sonst willigen, kräftigen Schultern drücken.

Er hatte dasselbe damals auf sich genommen ohne Murren. Aber er hatte sich seitdem doch zuweilen fragen müssen, ob nicht dabei eine Art Eigensinn, ein gewisser Trotz der Entsagung im Spiele gewesen war? War es zum Beispiel das Richtige gewesen, dem landwirtschaftlichen Berufe, obwohl er allerdings für denselben am besten paßte, auch unter diesen Umständen treu zu bleiben? Und nicht vielmehr eine Verwegenheit — ja, das war der richtige Ausdruck — als Gutsverwalt. so mit vollem Bewußtsein jene ziemlich niedrige Gesellschaftsstufe zu beschreiten, mit dem unausgesprochenen Entschlusse freilich, für sich in jedem einzelnen Falle kraft seiner

zimmer vorrichten! Und ob nur Herren, ob auch — Volmar faltete die Depesche zum wer weiß wie vielten Male auseinander und las sie so aufmerksam, als enthalte sie ein Problem, dem durch scharfsinnige Gedankenarbeit beizukommen sei. Umsonst. An das Wort Gesellschaft ließen sich ja Vermutungen so viel man wollte knüpfen, aber mit Sicherheit keine einzige Schlußfolgerung. Nur, daß auf die Jagd meist nur Herren zu gehen pflegen!

Der Administrator traf die nötigen Anordnungen und überließ der Haushälterin die ihren. Diese war in begreiflicher Aufregung, denn für ein paar Jagddiners mußte vorgesorgt werden, und außerdem waren zwei Stockwerke des Herrenhauses, der obere mit den Schlafgemächern, im untern Eß- und Rauchzimmer und so weiter, in Bereitschaft zu setzen.

Als Wolfgang am Morgen des Erwartungstages durch den langen Korridor des obern Stockwerkes schritt, in welchen die vielen Thüren mündeten, sah er die Haushälterin, eine rührige, ältliche Person, selber dabei, ein und aus in den freundlichen, etwas leer und altmodisch anmutenden Zimmern, überall zum Rechten schauend.

Er trat unter die Thüre eines in verblichenem Hellblau gehaltenen Gemaches und fragte: „Wie, erwarten Sie denn auch Damen, Fräulein Brandes?" Sie hatte nämlich eben auf einen sauber mit frischem Mull umhüllten Toilettetisch — der etwas sozusagen Gefühlvolles hatte in dieser wallenden Umkleidung mit seinem ovalen Spiegel, etwa wie die Periode kurz nach den Freiheitskriegen, aus der er stammte — auf diesen also hatte sie eben eigenhändig ein spitzenumrandetes Stecknadelkissen gelegt. „Ich denke, wir richten uns auf eine Jagdgesellschaft ein."

„Und wenn auch," meinte Fräulein Brandes dagegen; „die Damen sind ja heutzutage bei allem dabei. Was denken Sie denn, vor zwei Jahren hatten wir eine Frau Marquise hier; Marquise —" sie lächelte, sich unterbrechend; „früher dacht' ich mir so was immer in Puder und Pomp. Nun, Geld genug mag diese auch verbraucht haben; die Garderobe — wie war das alles ausgeklügelt, aber wie für einen Herrn. Die Gamaschen, die Reitbeinkleider, die kleinen Hüte. Ja, was ich sagen wollte: dort in der Ecke auf zwei Stühlen hat der lange Kasten gestanden mit ihren Jagdflinten und Pistolen; sie war damit zu Hause, wie kaum die Herren selber. Drüben im Dietweiler Revier hat sie einen Hirsch geschossen — gerade aufs Blatt, hört' ich die Herren sagen, und es wäre ein Meisterschuß gewesen. Sie war eine hübsche Frau," fuhr die Brandes, sich ein paar Augenblicke Pause gönnend, in rückblickender Beschaulichkeit fort, „kurzes Haar wie ein Knabe, schöne Augen und Zähne, nur zu mager."

„Das glaub' ich," sagte Volmar trocken, „das gehört zur Sportliebhaberei." Während er weiter schritt, dachte er an diese Frau Marquise in Jagdgamaschen, oder vielmehr an den ganzen Typus, den er wohl kannte: diese Frauen der vornehmen Welt, welche alles mitmachen, was die Männer treiben. Sie waren ihm bisher nur mäßig angenehm gewesen. Und nun empfand er mit einemmale den fast leidenschaftlichen Wunsch, Fräulein Godehus möchte auch dem Jagdsport huldigen, denn in diesem Fall würde sie mit von der Partie sein. Es gibt eben weibliche Wesen, denen alles steht, was sie thun. Und nun gar, wo erst die Leidenschaft aus der Tiefe des Elements ihr mächtiges, selten gesehenes Haupt zu heben beginnt! Da sind dem Manne an einem Weibe — und umgekehrt — nicht die Gewohnheiten nur, ja die Eigenschaften sogar, fast völlig gleichgiltig. Oder vielmehr: selbst wenn sie deren hätte, die ihn früher, an andern, stets abgestoßen haben — jetzt, hier, werden sie ihm mit einemmale reizvoll, begehrenswert!

Die Stunde war gekommen, wo zu dem ersten Zuge, mit welchem die Erwarteten eintreffen konnten, die Wagen weggeschickt werden mußten. Als Wolfgang, der selber das Anspannen überwacht hatte, jetzt über den Hof zurück kam, begegnete ihm die Haushälterin noch einmal. Sein elastischer Gang fiel ihr auf und sie hörte, wie er leise vor sich hin pfiff. „So vergnügt heute?" sagte sie denn auch, als sie an ihm vorüber ging und nickte ihm beifällig zu; der junge Mann war ihr bisher — und das schien ihr auch sein einziger Fehler zu sein — gar so ernst vorgekommen.

Die Wagen kamen leer zurück dies erste und dann um Mittag noch ein zweites Mal. Jetzt konnte es sich nur noch um einen Zug handeln, der um sechs Uhr nachmittags eintraf. Zum dritten Male also wurde eingespannt und diesmal mit einigem Brummen von Seiten der Leute im Stalle über die Herrschaft, die auch meine, die Pferde hätten ihre Knochen gestohlen. Da trat Volmar rasch hinzu, zu dem zweiten Kutscher, welcher eben die beiden starken Braunen, die noch vor den Raufen standen, mit leichtem Schlage auf die Schenkel zu ermuntern begann. „Laßt die Pferde stehen, Werner, sie sind müde; wir wollen die Füchse in den Jagdwagen spannen."

„Die Füchse, Herr Volmar," sagte der Mann zögernd, „na, ich weiß nicht . . ."

„Ob wir das riskiren dürfen," sollte das heißen. Es war das nämlich ein junges, feuriges Gespann, welches erst seit kurzem, und zwar durch den Herrn Administrator, eingefahren war. Die Stallbedienten trauten ihnen aber noch nicht recht. „Es hat keine Not, ich werde selber fahren," sagte Volmar.

„O, dann kann es mir recht sein, meinte der Mann. „Kommen Sie aber auch mit," bestimmte der Administrator noch, ehe er sich ins Haus zurückwendete, um seine Handschuhe zu holen. Daß er daneben sitzen soll, während ein anderer kutschiert, wird einem rechten Kutscher wohl stets etwas gegen den Strich gehen. Von Herrn Volmar aber, dessen Ueberlegenheit in der Pferdedressur er hatte anerkennen müssen, nahm Werner die Anordnung ruhig hin, wie denn das ganze Personal auf dem Gute viel von dem Herrn Administrator hielt.

Die Idee, zu diesem letzten Zuge selber nach der Bahn zu fahren, war bei Volmar ein Kind des Augenblicks gewesen. Er hatte gesehen, daß die einen Pferde müde waren, hatte an die andern gedacht, die nur er mit Sicherheit regieren konnte, und nun hatte sich ihm die Möglichkeit, dann um so viel eher zu wissen, wer alles kommen würde, plötzlich in blendender Helle dargestellt. Einen Wagen zum Abholen nach dem Bahnhof zu kutschieren, ist zwar eigentlich nur Diener- oder Herrensache, und da Herr Wolfgang Volmar nicht der Herr des Prachtgespannes war, welches er jetzt lenkte, so setzte er sich der Unannehmlichkeit aus, von den ankommenden Jagdgästen für ein besonders präsentables Subjekt aus der Vanthorpeschen Stalldienerschaft gehalten zu werden.

Er dachte kaum daran. Ueberdies hatte er seine Aufmerksamkeit zunächst völlig den Pferden zuzuwenden. Denn die Chaussee lief hier eine Strecke weit mit dem Bahngeleise parallel und in geringer Entfernung von demselben hin. Und jetzt gerade brauste darauf der Zug heran, welcher dann erst in einem großen Bogen, durch welchen er sich noch einmal von der Stadt entfernte, die Station erreichte.

Die jungen Thiere wurden unruhig, aber ihr Führer behielt sie fest im Auge und im Zügel. Er hatte sie schon einige Mal dieser kurzen aufregenden Nachbarschaft mit der Lokomotive ausgesetzt, weil es durchaus notwendig war, daß sie sich daran gewöhnten. Und jetzt, in so fester Hand, schlug ihre Nervosität, die augenscheinlich war, nur in erhöhte Schnelligkeit um. Sie rasten auf kurze Minuten lang dahin, als gälte es einen Wettkampf mit dem Courierzuge; aber schon ehe dieser, der Schienencurve folgend, den Zwischenraum zwischen sich und der Chaussee wieder vergrößerte, mäßigte sich das Tempo; es war ersichtlich, daß ihr Führer auch, indem er ihnen nachgab, die feurigen Tiere nicht einen Augenblick aus seiner Gewalt verloren hatte.

Vom Zuge aus war man auf das schöne Schauspiel des dahinsausenden eleganten Gefährtes aufmerksam geworden; lebhafte Gesichter waren an den Fenstern erschienen. Es war die Jagdgesellschaft; man erkannte die Wagen und verfolgte sie nun mit dem ganzen Eifer der Sportsfreunde, so lange sie zu sehen waren.

Der Herr Administrator Volmar, der nur des Gespannes wegen hier war, welches er noch keiner andern Hand hatte anvertrauen mögen, fühlte wohl, daß er nun auch bei seiner Rolle bleiben müsse: ein anderes würde sich für ihn schlecht geschickt haben.

So hielt er denn mit dem Jagdwagen außen vor der Rampe des Stationsgebäudes, zwischen andern Herrschaftswagen, unbeweglich auf dem Bocke sitzend, die Augen abwechselnd auf seinen Pferden und auf den Bogenausgängen der Bahnhofshalle, welchen die ankommenden Passagiere jetzt entströmten. Es fing an zu dämmern, aber es war ein heller Tag gewesen und Licht genug für ihn, um sofort den Baron mit seinem stark abstechenden weißen Kopfe und Bart, neben ihm einige andere Herren, die er zum Teil schon gesehen hatte, dann den Baron Torry und — mit immer mehr sinkendem Herzen — nach und nach die ganze Gesellschaft zu erkennen. Es waren acht bis zehn Personen, lauter Männer. Aber da — der alte Baron blieb stehen und wandte sich zurück — da erschien etwas, was Volmar in seinem Herzen segnete, als zu einer Dame gehörig: ein heller Staubmantel. Ganz freuen konnte er sich noch nicht; die Breite des Kontours erschien ihm gleich verdächtig. Und richtig, zuletzt trat die Trägerin des Staubmantels aus dem Hintergrunde hervor, mittelgroß auch, aber nicht schlank, eine Figur, bei der der Kopf, trotz des kleinen Hutes, mehr Raum vom Ganzen einnahm, als mit der Anmut vereinbar war, Madame l'Estoq mit einem Worte.

Aber wenn diese dabei war . . . ! Mit einem Male ein lebhaftes Stampfen und Scharren von Hufen, Schnauben und Mähnenwerfen . . . Die Füchse, der ihnen doch noch inne wohnenden Ungeberdigkeit folgend, waren plötzlich unruhig geworden. Ihr Führer wußte warum, und ohne es die jungen reizbaren Geschöpfe entgelten zu lassen, brachte er sie mit halblautem beruhigendem ho, ho und leiser Bewegung des Peitschenstieles längs der zitternden Flanken her geduldig wieder zurecht. Warum hatte er auch mit so leidenschaftlicher Heftigkeit in die Zügel hineingepackt, die er in Händen hielt, als er des Paares ansichtig geworden war, welches zu guter letzt noch sich der Gesellschaft anschloß? Er, der Herr, war ein hübscher jugendlicher Mann, Franzose, wie sich alsbald auswies, der lebhaft auf die junge Dame neben ihm einsprach. Um sie zu erkennen, hatte es nur des Bruchteils einer Sekunde bedurft. Und nun hatte Wolfgang Volmar keine Zeit mehr hinzusehen. Nicht einmal eine Begrüßung seines Brotherrn erschien ihm in dieser seiner selbstgewählten Stelle am Platze; er hatte auf seine Pferde zu achten.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

„Es hat unmenschlich lang gedauert, bis wieder der Mensch zur Geltung gelangt ist als Mensch, sowohl auf dem Land wie in der Stadt." So sagt August Sülberstein im „Vorwort" zu den heiteren Geschichten, die er unter dem Sammeltitel „Dorfmusik" zu einem ansehnlichen Oktavband vereinigt hat (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Es weht eine echte, frische, erquickende Landluft in diesen Geschichten, und nur so echter, wenn gelegentlich auch der Erdgeruch der vom Pfluge frisch umgebrochenen Ackerscholle oder der Duft des Kuhstalls sich darin geltend macht. Wir wissen ja, uns immer bleicher werdenden Stadtkindern ist solcher Duft gesund, und gesund ist unseren Seelen der erfrischende Verkehr mit den derben Naturkindern, in deren schlichtes aber keineswegs uninteressantes Leben der Verfasser uns hier erheiternde Einblicke thun läßt. Er versteht es, uns das Wesen, die Sprache, die Empfindungs- und Handlungsweise des Landvolkes so treffend vor Auge und Ohr zu führen, daß niemand, dem nicht aller Sinn für das echt Menschliche erstorben ist, seinen Darstellungen anders als mit dankbarem Behagen folgen wird.

So reich auch unsere Jugendschriftenliteratur ausgestattet ist, an hübschen und guten Erzählungen für die kleinen und kleinsten Leser und Hörer von Kindergeschichten hat sie keineswegs Ueberfluß. Um so willkommener ist allen Kinderfreunden jede Bereicherung, die ihr nach dieser Richtung hin zuteil wird. Nun erschien soeben wieder eine solche unter der Aufschrift: „Glückliche Kinderzeit", Erzählungen für Kinder von 7—12 Jahren von Maria v. Roller (Gotha, Friedr. Andr. Perthes). „Den Müttern, welche für ihre Kinder Schutz gegen die Langeweile, diesen grimmen Feind der Kinderwelt, sorglich suchen, kann getrost die Versicherung gegeben werden, daß sie beim Vorlesen dieser dem jungen Volke dargebotenen Geschichten selbst wieder mit Kinderaugen zu lesen anfangen," sagt der Berliner Hof- und Domprediger, Konsistorialrat Bayer in seinen Einführungsworten zu dem reichhaltigen Geschichtenbuche, und wir können ihm nach eigener Einsichtnahme rückhaltlos beistimmen.

Als ein Jubiläumskatalog erscheint die diesjährige Ausgabe von Rudolf Mosses Insertionskalender, der mit seinem Zeitungskatalog seit 1. Januar 1867 alljährlich, also jetzt zum fünfundzwanzigstenmal erscheint. Durch besonders sorgfältige innere und äußere Ausstattung zeigt er sich als würdiger Jubilar. Ein Jubiläumsvorwort enthält interessante Mitteilungen über das Annoncenwesen im allgemeinen und über die Organisation des großen Rudolf Mosseschen Instituts im besonderen. Ein täglicher Notizkalender mit Monatsvignetten, Geschichtskalender und Sinnsprüchen enthält bequemen Raum für laufende Einträge. Der durch bedeutsame statistische Notizen erweiterte Zeitungskatalog bietet jedem, der Mitteilungen an die große Oeffentlichkeit zu machen hat, eine wertvolle Uebersicht über die ihm zu diesem Zweck offenstehenden Organe und ihre Bedingungen, und eine treffliche Eisenbahn- und Reisekarte von Mittel-Europa bildet eine sehr dankenswerte Beilage.

[illegible]

[illegible]

Persönlichkeit eine Ausnahmestellung zu erringen? Das Gefühl, daß er dies vermögen werde, hatte ihn vielleicht gerade gereizt. Aber war die ganze Sache praktisch gewesen? War es nicht ein Vergeuden seiner frischen, vierundzwanzigjährigen Kraft, ein Wegwerfen auch seiner Erziehung und Gymnasialbildung, daß er sich hier in Deutschland auf einen Beruf caprizirte, in dem er, der Gentleman, die baren Einnahmen eines Briefträgers hatte? Ja, wenn zugleich Gefahr und Wagen, wenn der Reiz des Fremden, das Verdienst, ein Bahnbrecher in fernem Lande, auf jungfräulichem Boden zu sein, mit dem altehrwürdigen Stande des Landwirts, des Bebauers der Scholle, für ihn verbunden gewesen wäre! Wenn er, arm, wie er nun einmal war, im westlichen Urwald Bäume gerodet hätte, um den Boden zur Aussaat zu gewinnen, oder in den kaum erschlossenen Binnenstrecken Australiens Schafe gezüchtet! Denn hätte im Festhalten an dem Berufe, in dem Ringen um die Früchte, die derselbe zäher Ausdauer fast nie verweigert, ein Pathos gelegen, welches nunmehr leider gänzlich in Wegfall kam.

Ja, sonderbar, seit Wolfgang mehr verdiente, seit er, als Administrator des Baron Vanthorpe, sogut bezahlt wurde, wie er in dieser Stellung je zu werden hoffen konnte, in diesem verhältnismäßigen Behagen drückte ihn das Bewußtsein, daß er sich herabwürdigte, zuweilen mehr als zuvor. Auf Majaunen, in jenen tollen Verhältnissen, mit lächerlich geringem Gehalt und in dem nicht uninteressanten Kampfe mit dem Despoten dort, da war ihm das Ganze noch wie eine Maskerade vorgekommen, eine Art Inkognito, zu welchem er sich bequemte aus freiem Willen, und das jeden Augenblick abzuwerfen war.

Hier lag die Sache schon ganz anders. Es steckte mehr Ernst dahinter. Wolfgang Volmar hatte hier weit mehr Selbständigkeit; der Baron bewies ihm Vertrauen, ließ ihm freie Hand zu umfassenden Veränderungen, Versuchen, zu neuen Kulturen und Anlagen. Er wuchs unmerklich fest; und mit der Zunahme der materiellen Sicherheit mußte das — im Grunde doch tröstliche — Gefühl, daß er sich nur in einer Durchgangsphase seines Lebens befinde, mehr und mehr in den Hintergrund treten.

Hinwieder konnte das nachträgliche Ueberlegen, ob er nicht damals zu rasch sich bequemt habe zum einstweiligen gewaltsamen Niederbeugen seiner Hoffnungen, nur zu demselben Ergebnis führen wie einst. Er mochte wieder im Geiste die andern Berufsarten durchgehen, welche ebenfalls in Frage gekommen wären: das Studium, der Offiziersstand oder — seiner Natur so gänzlich zuwider — eine Stelle an irgend einem Comptoirpult; wieder mußte er sich sagen: es wäre für das alles mit seinen vierundzwanzig Jahren damals zu spät gewesen. Einzig und allein die Auswanderung hätte ihm frei gestanden, wenn er nicht thun wollte, was er gethan hatte.

Und daß er, so lange sein Vater lebte, der ihm gesagt hatte: diese Trennung zwischen uns wäre dann eine endgiltige; mich würdest Du nicht lebend wiederfinden — daß er, so lange er den Vater noch besaß, Europa nicht hatte den Rücken kehren wollen, war das vom praktischen Standpunkte aus ganz verwerflich und nur ein Luxus des Gemütes gewesen? Ist die Auswanderung ohne Kapital und ohne Ausrüstung für irgend einen Beruf, ausgenommen den des Landwirtes, etwas anderes, als ein Ausgehen auf Abenteuer?

So weit war er mit seinen inneren Erwägungen gekommen, und sie beschäftigten ihn, da Gedanken nicht viel Zeit brauchen, nur etwa so lange, bis er sein Hotelzimmer erreicht hatte. Dann brach er dieselben kurz ab. Bitter, wie es ihm da eben zum Bewußtsein gekommen war, was und wie wenig er jetzt sei, neben dem im Gelde wühlenden, von der Hochflut des Erfolges getragenen Jugendbekannten — er konnte mit einemmale die Stimmung, die ihm Gewähr leistete dafür, daß dies nicht allzu lange dauern dürfe und dauern werde, nicht mehr in sich vorfinden.

Er schob den Gedanken an die Zukunft von sich, an die fernere Zukunft wenigstens: er dachte nicht weiter, als bis — nun bis zum Winter, zum vollen Winter, da die dauerhafte Schneedecke vorzügliche Schlittenbahn von der Stadt her und zwischen den Gütern, und ein harter Frost verlockendes spiegelndes Eis auf den Weihern und Teichen in Almrod und Riestein geschaffen haben würde. Dann war ein Besuch dort, selbst für verwöhnte, reiche Nomaden wie die Vanthorpes, gar nicht übel. Und hatte nicht Fräulein Godehus gesagt — ja, wie hatte sie gesagt? Er fing an, aufs ernstlichste über den Wortlaut jener Aeußerung, die ein so liebenswürdig gegebenes Versprechen gewesen war, zu sinnen. „Wir kommen gewiß noch einmal in diesem Jahre, und wenn es im Winter wäre!"

Und merkwürdig: dieser Besuch, und ob er wohl stattfinden werde, ob nicht, war jetzt das Ziel aller seiner Zukunftsgedanken!

Herr Hugo Lippert hatte indessen die „Prachtzimmer", von denen er gesprochen hatte, schon früher erreicht. Nun, die Pracht derselben wäre für jemanden, der nicht, wie Herr Hugo, bis zu seinem dreiundzwanzigsten Jahr an seiner Mutter wachstuchüberzogenem Tische das Fleisch aus gesprungenen Suppentellern gegessen hatte, vielleicht nicht überwältigend gewesen. Immerhin aber war ein dicker Teppich da, der den Fußboden durchgehends bedeckte, waren türkische Diwans da und große Spiegel und ein Mahagoni-Schreibtisch, und ihr besonderes Gepräge erhielt die Einrichtung außerdem durch die vielen Lorbeerkränze und sonstigen mehr oder weniger trockenen Blumenspenden, welche der Künstler, wir wollen es hoffen, hier erst eingeheimst und mit denen er sich hier, wie überall, wo er verweilte, umgeben hatte. Ebenfalls ihm eigentümlich und zugehörig waren zahllose Photographien, die er demnach mit sich führte und selbst bei kürzerem Aufenthalte in seinen Zimmern um sich verstreute, an die Wände hing, auf Schreibtisch und Konsolen aufstellte, für welchen Zweck die meisten der eleganten Umrahmungen eine Vorrichtung besaßen. Sein eigenes Bildnis kehrte darunter natürlich in den mannigfachsten Kostümen und Stellungen wieder. Kollegen und Kolleginnen waren sparsam, aber doch immerhin auch vertreten, außerdem aber Damenbilder in Menge, die Porträts seiner mit ihren Namen bis in die vornehmste Welt reichenden Verehrerinnen.

Und doch sah, inmitten aller dieser Trophäen, der Künstler selber eben nicht gerade zufrieden aus. Er hatte beim Eintreten auf seinem Tische Postsachen liegen sehen, Briefe und Zeitungen. Er war beim flüchtigen Anblick der Handschrift auf dem zufällig zu oberst liegenden Briefcouvert heftig erschrocken, infolge eines Irrtums, wie er gleich darauf sah. Jetzt aber ärgerte er sich darüber, daß er überhaupt hatte erschrocken müssen!

Und nun — die Vorbedingungen mochten gegeben sein; möglicherweise durch das Zusammentreffen mit Wolfgang Volmar, der das Berühmtwerden des Jungen aus dem Hinterhause doch gar so kaltblütig aufgenommen hatte — nun schlug die kleine Erregung bei dem Sänger in die allerentschiedenste üble Laune um. Den Brief, welcher den Anstoß gegeben hatte, riß er ärgerlich auf, nachdem er erst noch einmal mit gerunzelter Stirn die Handschrift der Adresse auf ihre Aehnlichkeit mit derjenigen angesehen hatte, die er zu erblicken fürchtete. Wie man sich nur so irren konnte! Dies war auch eine Frauenhand, allerdings, sie stammte, wie der Inhalt auswies, aus dem Bureau eines Theateragenten, welcher weibliche Kräfte beschäftigte. Aber die Aehnlichkeit mit jener andern Handschrift war doch höchst oberflächlich.

Der Brief flog zerfetzt in den Papierkorb; die Zeitungen wurden auseinander gerissen und rasch darauf durchgesehen, ob sie das enthielten, was allein ihnen Interesse verleihen konnte: begeisterte Berichte über den neuen Tenor nämlich. Lippert hatte schon fast das Gefühl, als ob die Druckerschwärze zur Zeit einzig für ihn, zur Verzeichnung seiner Erfolge, da sei, und daß, was die Presse sonst noch lieferte, nur mehr als notwendiges, aber langweiliges Beiwerk hingenommen werden müsse.

Nun, er konnte zufrieden sein, hätte es wenigstens sein können, wenn er besserer Laune gewesen wäre. So aber schienen ihm hier die Trompetenstöße, die seinem demnächstigen Auftreten galten, lange noch nicht laut, dorten hinwiederum die staunenden sachlichen Erörterungen über den Umfang seiner Stimme bei Gelegenheit seiner letzten Leistungen bei weitem nicht staunend genug. Und die Anerkennung, welche neben ihm, — neben ihm, als ob es neben ihm überhaupt noch Sänger und Sängerinnen gäbe! — den Mitwirkenden gezollt worden war, die zeigte ja klar, daß im Grunde diese Referenten doch keinen eigentlichen Geschmack hatten!

Als er die Postsendungen zu Ende durchgesehen hatte, da atmete Hugo Lippert noch einmal auf, daß weiter nichts gekommen war. Das Unbehagen vorhin war ja freilich, er sagte es sich selber, noch ein Ueberrest der spießbürgerlichen Lebensanschauungen aus den früheren, engen Verhältnissen. Er würde auch mit diesen noch fertig werden. Was ihm aus jener Periode noch anhaftete, das mußte abgestreift werden und würde abgestreift werden, wie er, davon war niemand so fest überzeugt wie er selber, den äußern Menschen von damals von sich abgethan hatte, so daß in dem eleganten, von Selbstbehagen strahlenden Künstler der eckige, leicht befangene Volksschullehrer nicht wieder zu erkennen war.

Bei alledem wurde er für heute abend die Mißstimmung nicht völlig los. Diese verwünschte Vergangenheit! Sie ekelte ihn so schon an, mit all der kleinlichen Misère von damals! Wie bemühte er sich nicht, sie zu vergessen, und alles, was er damals, was er bis vor nicht gar langer Zeit noch gewohnt gewesen war! Mußte man sich, zum Beispiel, nicht fast schämen im verschwiegenen Innern, auf den stickereibesetzten Kissen und unter den gesteppten Atlasdecken (und wenn es auch sehr häufig nur Baumwollenatlas war), all diesen teueren Hotel- und sonstigen Betten, an die buntgewürfelten groben Bezüge und die erdrückend schweren Federdecken zu Hause bei der Mutter auch nur zu denken. Daß man so etwas überhaupt kannte, war schon eine Art verborgenes Stigma!

Aber das brauchte ihn alles nicht weiter zu hindern. Im Vergessen der eigenen Herkunft und der Bedingungen, unter welchen die Jugend verflossen war, hatte schon mancher und manche vor ihm Glänzendes geleistet. Wenn man nur nichts erlebt, nur nichts gethan hätte, was Folgen — Herr Gott: er schleuderte die weiße Halsbinde weit von sich in die Ecke —, ging dann freilich aber als Sohn seiner ordentlichen Mutter dahinter her und hob sie wieder auf — als er mit seinen unerquicklichen Gedanken so weit gekommen war. Nichts brauchte ihn zu kümmern aus jener Vergangenheit — nach welcher ja seine Verehrer und Verehrerinnen bereit genug waren, nicht zu fragen, nichts als nur ein einziger Tag, eine einzige Stunde vielmehr. Er verfluchte den Abend, verfluchte, was er damals für die Gunst der Umstände gehalten hatte, das ungestörte Zusammentreffen in leerer, stiller Wohnung, verfluchte die kurze Selbstvergessenheit, die Hingebung einer andern noch weit mehr als seine eigene Thorheit — aber was half das? Was hätte er darum gegeben, wenn er jene kurze Stunde aus seinem Leben hätte auslöschen und das, was in derselben geschehen war, hätte ungeschehen machen können!

Aber warum sich weiter erregen, Herr Hugo Lippert? Das schmeckt wirklich noch nach der kleinbürgerlichen Kantorswelt und der späteren Seminarbevormundung! Was Sie da bereuen, und zwar lediglich der möglichen fatalen Folgen wegen, das bedeutet ja nur für den einen Teil Kummer und Elend, wenn nicht — mit dem Verluste unwiderruflich verscherzter Güter — sogar Verzweiflung; für den andern Teil, und der Teil sind in diesem Falle Sie, bedeutet es erfahrungsmäßig nur höchstens — eine Unbequemlichkeit!

XVII.

Auf Hof Almrod war bei dem Administrator ein Telegramm eingetroffen, des Inhalts, daß Baron Vanthorpe mit einer Gesellschaft für einige Tage zur Jagd hinkommen werde. Der Tag der Ankunft war in der Depesche bezeichnet, aber nicht die Stunde. Datirt hatte der Baron von Château-Rancourt. Rancourt ist ein kleiner Ort in der Champagne und Château-Rancourt war das fürstlich prächtige Schloß eines Herrn Saint-Ouge, des Besitzers alter und fast unschätzbarer Weingüter in jener Gegend.

Dort also hatte sich die Familie aufgehalten; von Paris waren sie zurück. Volmar kannte den Namen des Herrn Saint-Ouge auf Rancourt als den eines Geschäftsfreundes des Barons.

Wer alles kommen würde? Wie viele Personen etwa? Die Haushälterin mußte doch die Schlaf-

Google

Herbeikommens der Verwandten (namentlich Fritz und Betty),*) wegen der Aussteuer und wegen Deines Papas. Es hat ferner den Uebelstand, daß ich unser Quartier nicht vorher einrichten kann, denn es wird erst am 3. April leer. Indes ist doch wenigstens ein oder zwei Zimmer mit den Möbeln, die ich jetzt schon habe, in wenig Stunden eingerichtet, und schlimmstenfalls können wir ja einen Tag im Gasthof wohnen. Ich möchte, daß Du mit Mama und Papa einmal darüber Kriegsrat hieltest und mir schriebst, was Eure Meinung ist.

Hast Du wohl vorgestern die prächtige Mondfinsternis gesehen? Hier war es ganz sternklar. Aber der Mond stand hinter Eurem Hause, und Ihr habt Euch am Ende so gut amüsirt, daß keiner etwas davon gemerkt hat. Ich wollte Dich immer rufen.

Nun adieu, gute, liebe Seele. Grüße Papa, Mama und Jeanette herzlichst und schreibe mir bald. Yours for ever dearest Mary Helmuth.

Berlin, den 3. Februar, Donnerstag.

Meine kleine, süße Marie! Du glaubst nicht, wie lange mir die Zeit scheint, wenn ich denke, daß es heute noch nicht vier Wochen sind, seit ich Dich in Itzehoe verließ. Mittlerweile ist freilich der Winter vorüber gegangen. Hier wenigstens taut es, ist fürchterlich schmutzig und thut, als ob es schon Frühling werden wollte. Ich habe mich nicht entschließen können, mich noch einmal anzuziehen und auszugehen, sondern bin zu Hause geblieben und habe gearbeitet. Jetzt sitze ich da und wünsche Dich herbei.

Gut würde es wohl sein, wenn unser Hochzeitstag definitiv festgesetzt würde, schon um der Anverwandten, namentlich um Fritz und Bettys willen, da ersterer doch vorher Urlaub nehmen muß. Obschon ich so gerne schon nächsten Monat hin zu Dir reisete, so scheint mir, alles wohlerwogen, doch das Vernünftigste, wenn ich erst den 30. März hier abwarte und dann meinen vierwöchentlichen Urlaub nach Holstein antrete, um welchen ich bereits beim Könige eingekommen bin (sowie um allerhöchsten Konsens). Ich werde dann freilich selbst bis zu Deinem Geburtstage**) nicht eintreffen können, sondern erst etwa den 10. April. Dagegen wird es dann möglich, die nötigen Vorbereitungen in unserer neuen Wohnung zu treffen, wo ich einige Stuben malen, eine Thür durchbrechen und noch allerlei Vorkehrungen treffen lassen muß. Ich möchte Dich so gerne gleich in eine ordentlich eingerichtete Wirtschaft führen. Die Aussteuer wird auch wohl nicht so früh fertig werden, und ich wünsche nur, daß Ende März die Sachen hier ankommen möchten. Wenn wir darüber einverstanden sind, daß die Hochzeit im April sein soll, so überlasse ich Mama den Tag anzusetzen, wonach dann die Verwandten zu bescheiden sein werden.

Die Art der Reise ist auch noch zu überlegen. Nehme ich meinen eigenen kleinen Wagen hin, so kostet die Extrapost an hundertundfünfzig Thaler. Fahre ich mit eigenen Pferden, so sind wir wieder sehr lange unterwegs, weil ich sie doch nicht zu sehr anstrengen darf. Wollen wir per Dampfschiff bis Magdeburg und per Eisenbahn von dort nach Berlin gehen, so ist dies zwar die wohlfeilste, aber nicht die angenehmste Reise, auch möchte ich Dich gern recht stattlich abholen.

Deine Fürbitte für die Araber macht, daß ich dem mir angebotenen Handel keine weitere Folgen gegeben habe. Ich habe den sehr hohen Preis von 800 Thaler gesetzt, den der Mann kaum geben wird, und so werde ich sie wohl behalten, und kann Dich, wenn Du es wünschest, mit denselben abholen.

Ich hatte eigentlich gehofft, gestern Briefe von Dir zu erhalten, auch John hatte sicher auf ein Schreiben von Jeanette gerechnet. Ob er heute eins bekommen, weiß ich nicht; er war hier, als ich nicht zu Hause war, und hat das lithographirte Bild Deiner Großmutter hinterlassen, welches sprechend ähnlich ist. Ich werde es für die neue Wohnung einrahmen lassen. Was gäbe ich darum, wenn ich solch ein ähnliches Bild von meiner seligen Mutter hätte!

Wie geht es Dir denn, gute Seele? Ich denke, gut, denn Du bist unter den Deinen und hast gewiß recht zu thun mit Nähen und Anfertigung der Aussteuer.

Ich hoffe, Mama hat meinen Brief erhalten und wird mir bald einige Mitteilungen machen. Grüße sie herzlichst. Von der Flasche Madeira, die sie mir mitgab, habe ich alle Tage ein kleines Glas zum Frühstück getrunken, und dabei hat sie vorgehalten bis heute.

Ich werde diesen Sommer wohl ruhig in Berlin aushalten müssen, und wenn Du erst da bist, wird mir das auch nicht schwer werden. Ich hoffe aber, daß wir nun auch fleißig Besuch erhalten. Eine größere Reise, und hoffentlich auch nach England, liebe Marie, wollen wir aber jedenfalls machen, wenn dies auch in zwei oder drei Jahren erst möglich sein wird. Ein Jahr muß ich schon jeden Gedanken an längere Abwesenheit aufgeben, wenn ich die zweite Stelle beim Generalkommando erhalten sollte. Dann aber wird mir der Urlaub nicht verweigert werden. — Nächstens wirst Du einen Aufsatz — — in der Allgemeinen Zeitung finden, über Eisenbahnen von einem Dir bekannten, alten, griesgrämlichen Verfasser. Setzt Mama ihre Bäder noch fort? Du solltest es nur auch thun, mir bekommt es vortrefflich.

Jetzt habe ich einer wunderschönen Aufführung des Don Juan beigewohnt, auch Liszt habe ich ein paarmal gehört und gesehen, denn sehen muß man ihn dabei. Er ist unübertrefflich, aber das Fortepiano selbst nur ein schlechtes Instrument im Konzert. Nun will ich nur schließen. Ich hoffe gewiß, recht bald Briefe von Dir zu erhalten. Denn es ist bald vierzehn Tage, daß ich nichts von Dir gehört. Aber ich weiß, daß Du oft an mich denkst und wohl keinen Abend zu Bette gehst, ohne mich in Dein frommes Gebet einzuschließen. Gott segne Dich, süße, gute Seele. Herzlichst und für immer der Deinige Helmuth.

(Fortsetzung folgt.)

*) Moltkes älterer Bruder und dessen Frau. Er war zu dieser Zeit Postmeister in Apenrade.

**) Den 5. April.

Sprüche.

Verteidige du nicht allzusehr
Aus Nachsicht Anderer Schwächen;
Die Dummheit meint sonst hinterher,
Du wolltest pro domo sprechen.

*

Du bleibst nur stark und ungebeugt
In allem Zank und Streit der Welt
Wenn felsenfest du überzeugt,
Daß Wahrheit stets den Sieg behält.

Paul Bache.

Alphonse Daudet.

(Hierzu das Bild Seite 344.)

Zur Zeit der Flitterwochen des zweiten Kaiserreiches, da dem dritten Napoleon ein männlicher Erbe zu teil geworden war und über dem Liederdichter Béranger der frische Grabhügel sich wölbte, traf an einem Wintermorgen auf dem Pariser Südbahnhof ein siebzehnjähriges Bürschlein halberfroren ein. Den jungen Provenzalen hatte die zweitägige Fahrt im ungeheizten Wagen dritter Klasse so hart mitgenommen, daß er seinen älteren Bruder kaum zu begrüßen vermochte. Schweigend schritten die Brüder Daudet durch die frostige Dämmerung dem linken Ufer der Seine zu. Dort wohnte Ernest Daudet in einem Dachstübchen, welches Alphonse von nun ab mit ihm teilen sollte. Mit seiner Einnahme von monatlich achtzig Franken gedachte der große Bruder den kleinen mitzuernähren und der Berühmtheit entgegenzuführen. Denn der jähe Zusammenbruch der wohlhabenden Familie Daudet legte ihm ernste Vater- und Mutterpflichten gegen den schwächlichen und ungewöhnlich kurzsichtigen Alphonse auf.

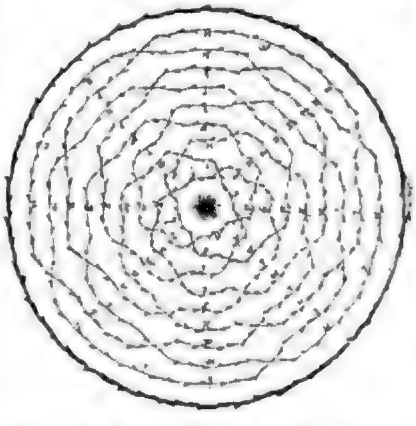
Und dreißig Jahre später durfte Daudet von der höchsten Sprosse der Stufenleiter schriftstellerischen Ruhmes auf die Jahre des Hungers und der Enttäuschungen zurückblicken, auf das unverwüstliche Selbstvertrauen und alle zügellosen Hoffnungen, die ungeahnt in Erfüllung gegangen waren: an seiner Seite saß eine feinsinnige Gattin, die zwei Söhne waren erwachsen, jedes neue Werk brachte neue Tausende ins behagliche Dichterheim. Da schrieb der glückgekrönte Dichter das rührende Buch „Dreißig Jahre in Paris" als Denkmal brüderlicher Dankbarkeit für die unermüdliche Fürsorge der „Mutter Ernest", d. h. seines Bruders und einstigen Hungergenossen. Drei Jahre kämpften Alphonse und Ernest mit zäher Standhaftigkeit, bis ein kleiner Verleger sich der ungedruckten Verse des jüngeren Bruders erbarmte. Damit war aber das Eis gebrochen. Bald ward Alphonse Mitarbeiter am „Figaro", dann auf Empfehlung der Kaiserin Eugenie, die an der taufrischen Ursprünglichkeit des jungen Lyrikers Gefallen fand, Privatsekretär beim Herzog von Morny. Indes hatten jene entbehrungsvollen Jugendjahre Daudets Gesundheit derart erschüttert, daß ihn der Herzog mit reichlichem Urlaub und fürstlichem Reisegeld nach dem milden Süden entließ. So durfte auf sorglosen Wanderungen durch die heimatliche Provence, durch Korsika und Algier sich Daudets Dichterkraft üppig entfalten. Leicht plaudernd gab er seine Seeleneindrücke den Lesern des „Figaro" in Briefen zum besten und zauberte in diesen „Lettres de mon moulin" alle berauschenden Düfte und Klänge vom Mittelmeerstrand leibhaft hervor, indem er düsteren, ja ergreifenden Ernst mit schalkhaftem Humor und südlicher Ausgelassenheit mischte.

Bis zum Tode seines freigebigen Mäcens schöpfte Daudet Einakter, Novellen und Operntexte aus seiner reichgefüllten Mappe, um dann mit einemmale zu einem größeren Dichtwerke seine Kraft zusammenzuraffen. „Le petit Chose" (Der kleine Dingsda) zeigte eine merkwürdige psychologische Tiefe und eine lebenswarme Eindruckskraft in der Schilderung eigener Leiden. Das Buch hatte einen unerhörten Absatz zugleich mit der Buchausgabe der „Lettres de mon moulin", so daß um die Zeit der großen Weltausstellung von 1867 die Brüder Daudet ein eigenes Haus in Ville d'Avray beziehen konnten. Alphonse führte eine geistvolle Dichterin heim, deren Einfluß in seinen späteren Werken sichtbare Spuren zurückließ. Im Hause Turgenjews verkehrte er damals mit der Gruppe der „ausgezischten Dramatiker", zu welcher sich Goncourt, Flaubert und Zola zählten. Alle diese Gäste überragte der noch nicht Dreißigjährige an Volksbeliebtheit und Dichterglanz, da Zolas gewaltiger Rougon-Macquart-Zyklus erst ein Jahrzehnt später durchdringen sollte.

Noch ehe Zola sein „Assommoir" geschrieben hatte, war seinem Landsmann und Altersgenossen Daudet der erste Wurf auf dem Gebiete des zeitgenössischen Sittenromans gelungen. Das tragische Sittenbild „Fromont jeune et Risler aîné", eine Schilderung vom unaufhaltsamen Zerfall zweier Familien, in welche eine gewissenlose, prunksüchtige Pariserin sich eindrängt, wurde sogar 1875 von der Akademie preisgekrönt. Damit beginnt eine Reihe wahrheitserfüllter Lebensdarstellungen, die hoffentlich noch lange nicht abgeschlossen ist.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



Welchen Text ergeben die Buchstaben der vorstehenden Figur mit Hilfe des verflochtenen Zweiges richtig verbunden!

Auflösung des Bilderrätsels Seite 303:

Ordnet man sämtliche Lettern von oben links angefangen nach rechts die ganze Randeinfassung durchgehend und schließlich das Mittelfeld zeilweise lesend, so nach den gleichartigen Hieroglyphenlettern, daß zuerst alle Krokodile, dann alle Gänse, Reiher, Larven ꝛc. ꝛc. mit ihren Lettern zusammengestellt werden, so ergibt sich der Satz: „Es wurde flott getanzt bis zum frühen Morgen." (Also sind es acht Hieroglyphengruppen.)

Auflösung des Scherzrätsels Seite 303:

Prügel — Rüge.

Homonym.

Soll man nicht das Alter schonen
Und für treu erfüllte Pflicht
Ihm mit Anerkennung lohnen!
Ach, ich fand sie leider nicht!

Östreich hab' ich stets gewaltet
In gar manchem schönen Land,
Und als Deutschland neu gestaltet
Ward ich zum Dank — verbannt!

Heimisch bin ich auf den Wogen
Und wie sich die Segel bläh'n
Komm' ich stolz daher gezogen
Bei des günst'gen Windes Weh'n!

Handelsschiffe zu beschützen
Ist mein Amt in Kriegeszeit,
Und der Feuerschlünde Blitzen
Zeugt für schweres Geleit.

Baden war's, wo sich das Leben
Mir erschloß im Elternhaus,
Und von meinem Künstlerstreben
Ruh' ich fern im Osten aus

Doch mit mir sind nicht begraben
Meiner Werke Melodie'n,
Die, als eines Genius Gaben
Frisch noch heut' die Welt durchzieh'n.

Wer das Leben wohlgestimmt
Von der heitern Seite nimmt,
Phönixgleich schwingt sich der
Leserin über Land und Meer

Von der heiteren Seite.

Wie die Luft der helle Blitz,
Reinigt das Gemüt der Witz;
Gern drum öffne Thür und Thor
Dem erquickenden Humor!

Tröstlich.

Dame: Ich darf mich doch Ihrer Führung zuversichtlich anvertrauen?

Herr: Gnädiges Fräulein dürfen ganz ruhig sein; ich habe schon so manche junge Dame aufs Eis geführt.

Das Zeitalter des Aluminium.

(Vergrößert von unserem Spezial-Phantasten.)

Es war in den ersten Tagen des zwanzigsten Jahrhunderts, wo die ganze Menschheit bereits in dem goldenen Zeitalter des Aluminium lebte. Da besuchte ich meinen alten Freund Quentchen, der im vierzehnten Jahrhundert noch Hundertpfund geheißen hatte. Denn da alles leichter geworden war, hatte man auch die Namen entsprechend modernisirt.

Als ich eintrat, war Quentchen gerade dabei, seinen Hund zu züchtigen.

„Was hat Karo denn gethan, daß Du ihn so prügelst?" fragte ich den anscheinend sehr ärgerlichen Mann.

„Was er gethan hat, der Racker? In den Hof der Artilleriekaserne ist er gelaufen, hat ein Kanonenrohr von der Lafette gehoben und in der Schnauze nach Hause getragen. Da," sagte er und hob das massive Rohr mit einer Hand in die Höhe, „jetzt kann ich es wieder zurück tragen!"

„Also auch die Geschütze werden jetzt schon aus Aluminium gemacht!"

„Natürlich. Es ist das dauerhafteste, widerstandsfähigste und dabei leichteste Metall. Ein tüchtiger Fleischerhund zieht eine ganze Batterie. Doch nun wollen wir das Rohr wieder an Ort und Stelle schaffen."

Bevor wir aber gingen, schloß Quentchen seinen mächtigen mit siebenfachen Panzerplatten umkleideten Geldschrank und nahm ihn dann wie einen Reisekoffer in die Hand.

„Es ist am sichersten, wenn man sein Geld immer bei sich hat," erklärte er. „Zu Hause kann eingebrochen werden, Feuer auskommen oder das Gebäude einstürzen. Deshalb nehme ich meinen Aluminium-Geldschrank immer mit, er wiegt kaum anderthalb Pfund."

Auch einen Hausschlüssel steckte er ein, natürlich aus Aluminium und so leicht wie eine Seifenblase.

„Sehr praktisch!" lobte ich.

„Und welch ein Fortschritt!" setzte Quentchen hinzu. „Du weißt, wie schwer es früher für einen Ehemann war, den Hausschlüssel zu erlangen, und jetzt kriegen wir ihn so leicht!"

Auf dem Wege zum Kasernenhofe begegneten wir dem im neunzehnten Jahrhundert so berühmten Athleten Rappo, dessen Kraftleistungen von aller Welt bewundert wurden. Er sah sehr verhungert und reduzirt aus.

„Was ist dem Künstler denn passirt?" erkundigte ich mich. „Ist er krank geworden oder hat er seine Kraft verloren?"

„O nein, er ist noch gerade so stark, wie vor zehn Jahren!" meinte Quentchen. „Aber wer bewundert im Zeitalter des Aluminium noch einen Mann, der gewaltige Blöcke mit einer Hand hebt? Das macht heutzutage jeder Schuljunge mit einem Finger!"

Bei Ablieferung des Rohrs in der Kaserne gewann ich auch einen Einblick in die Reformen der Neubewaffnung. Eine vom Kopf bis Fuß gepanzerte Kürassier-Schwadron übte Laufschritt.

„Ich dachte," erlaubte ich mir zu bemerken, „die schwere Reiterei sei abgeschafft?"

„Natürlich, lieber Freund, es gibt überhaupt nur noch leichte Reiterei. Das ist die zweite Schwadron des Aluminium-Kürassier-Regiments Nr. 24."

„Ha, welche Lust, Soldat zu sein!"

Quentchen lud mich ein, mit ihm einen Trunk einzunehmen. Wir traten in ein Lokal und bald prangte vor uns eine silberglänzende Metallflasche.

„Aber ich bin wirklich kein Freund von schweren Getränken!" entschuldigte ich mich.

„Lächerlich!" meinte Quentchen, „wie können Aluminiumflaschen schwere Getränke enthalten. Trink nur, es ist das Leichteste, was es gibt!"

Nachdem wir eine Anzahl Flaschen geleert, verließen wir schwankend das Lokal . . .

Am folgenden Morgen suchte ich Quentchen wieder auf; ich fand ihn in einem bejammernswerten Zustande. Er hatte den Kopf verbunden und einen sauren Hering vor sich.

„Was fehlt Dir denn?" fragte ich teilnehmend.

„O, es ist gräßlich!" jammerte Quentchen. „Der Kopf ist mir so schwer!"

„Was? Im Zeitalter des Aluminium kann jemand noch einen schweren Kopf haben?"

„Leider, lieber Freund. Alles auf der Welt haben wir erleichtert, nur das Geheimnis, einen schweren Kopf leichter zu machen, haben wir noch nicht ergründet!"

„Dann pfeife ich auf eure Triumphe!" entgegnete ich. „Nicht einmal ein Mittel gegen den Katzenjammer habt ihr entdeckt!"

„O, wäre doch mein Kopf von Aluminium!" jammerte Quentchen.

Es waren seine letzten Worte. Er starb als Opfer des Aluminium, da er schwere Getränke mit zu großer Leichtigkeit vertilgte.

Leicht sei ihm die Erde!

Ein Streik zu rechter Zeit.

1. Vor den Coulissen.

Schillers „Tell", erster Akt, erste Scene.

Werni: Er stößt schon ab, Gott helf dir, braver Schwimmer! Sieh, wie das Schifflein auf den Wellen schwankt!

Kuoni: Die Flut geht drüber weg — ich seh's nicht mehr!
Doch, halt, da ist es wieder! Kräftiglich
Arbeitet sich der Wack're durch die Brandung.

2. Hinter den Coulissen.

Die Brandung (zum Direktor, der den Tell spielt): Hören Se, Herr Direktor, wenn Se uns nich zwee Neigroschen mehr pro Abend geben, dann — hol's der Teibel! — dann hört die Brandung aber och sofort uff!

Alternative.

„Muhme, mein Bub', der Sepp, g'fallt ma nit recht! Den ganz'n Tag hockt er hinter'n Saustall und grübelt nach."

„Bäurin, dös is recht bedenkli, der Bub kriegt entweder d' Masern, oder er wird a Dichter!"

Der Vorteil der Magerkeit.

Ein Dicker: Was, Sie frieren gar nicht? Das ist ja merkwürdig! Sie sind eben so furchtbar dünn; die Kälte zieht so schnell durch Sie hindurch, daß Sie gar nichts davon spüren!

Die Tafel.

Komponist: Sehen Sie, lieber Kapellmeister, in diesem Hause wohne und arbeite ich!

Kapellmeister: Ein historisches Haus! Wenn Sie einmal todt sind, wird es sicher mit einer Tafel geschmückt werden.

Komponist (bescheiden abwehrend): Aber ich bitte Sie — was sollte denn darauf stehen?

Kapellmeister: Hier ist ein möblirtes Zimmer zu vermieten.

Verfängliches Kompliment.

„Ah, guten Tag, lieber Herr Müller, Sie kommen soeben von der Reise? Da können Sie mir recht viel erzählen."

„Ja, ich war in Italien, in Griechenland ꝛc., aber wissen Sie, da sagt man immer, das Reisen macht Einen gescheit. Ich finde das gar nicht, mir wird ganz dumm von dem vielen Eisenbahnfahren."

„Sie haben sich doch gar nicht verändert in der Zeit, als ich Sie zum letztenmal gesehen habe."

Sehr notwendig.

Bummler: Lieber Herr, pumpen Sie mir doch eine Mark, ich brauche sie sehr nötig!

Herr: Wozu denn?

Bummler: Ja, wissen Sie: meine Frau hat mich böswillig verlassen und da möcht ich in der Zeitung annonciren, daß ich für Schulden, die sie macht, nicht aufkomme!

Satisfaction.

Commis (zum Chef): Herr Müller, Sie haben mich einen dummen Jungen genannt. Ich sehe mich deshalb genötigt, aus Ihrem Geschäft auszutreten, wenn Sie nicht den dummen Jungen zurücknehmen!

„Gut, Herr Schmidt, Sie sind ja sonst ein ganz brauchbarer Mensch, ich nehme den dummen Jungen zurück und somit treten Sie wieder in mein Geschäft ein!"

Pathologisches.

Professor: Herr Studiosus, haben Sie schon einmal Ihr Ohr an die Brust eines andern Menschen gelegt, um die Schläge des Herzens genau zu studiren?

Studiosus (errötend): Ich glaube ja, Herr Professor!

Talentlos.

Lehrer: Schäm' Dich, Fritz, daß Du nicht einmal weißt, wie viel 8 × 7 ist! Alle Deine Kameraden kennen das Einmaleins genau.

Fritz (weinend): Ich hab' 'mal kein Talent für die höhere Mathematik, Herr Lehrer!

Bedenkliche Antwort.

„Gut'n Morgen! A bissel nachschau'n, Herr Förster?"

„Freilich! 's treibt sich zu viel Gesindel herum. Alle Schritt und Tritt trifft man einen Tagedieb!"

„Wohl wahr, Herr Förster, vor Ihnen san mir schon drei begegn't!"

Der Richtige.

Maler: Es ist wahrhaftig 'ne Schande, was heutzutage zusammengeschmiert wird! Da müßte 'mal wieder so'n Rafael auftauchen, der die Führung übernähme. Wenn ich nur Zeit hätte!!"

[illegible]

[illegible]

Er sprach in leichtem, beinahe heiterem Tone, aber ihrem durchdringenden Blicke, den sie schwermütig auf ihn heftete, entging es nicht, daß es in seinem Gesichte zuckte, als ob er nur schwer seine Bewegung zurückhielte. Jetzt gedachte sie ihm zu sagen, daß er ja nicht die Wahrheit spräche, daß sie recht gut wüßte, weshalb er weggehen wollte, jetzt gedachte sie ihm ihr Geld und ihren Schmuck zu geben. Aber sie fand nicht den Mut dazu, es kam ihr plötzlich unzart, taktlos, beschämend für den armen, lieben Menschen vor. Die Thränen kamen ihr in die Augen, und sie stand wortlos, verlegen und scheu vor ihm.

„Nur nicht betrübt sein, liebe Maria,“ sagt er, ihre Hand erfassend. „Wir haben uns hier einige Tage lang gesehen, es war ein schöner Traum, nun wachen wir auf und sind vernünftige Leute. Ich wünschte, daß ich französisch sprechen könnte, um Ihnen noch besser zuzureden. So kann ich nur sagen: Sie werden mich vergessen. Sie haben ein glänzendes, glückliches Leben vor sich, leben Sie wohl und vergessen Sie den Traum“.

In Maria kämpften widerstreitende Empfindungen, und schließlich drang das stärkste Gefühl in kindlich offenem Ausdruck durch.

„Ich vergesse nicht,“ sagte sie. „Niemals glücklich, wenn Adieu. Ich werde sein sehr unglücklich, sehr. In meiner Herzen ist ein Loch“.

Der Schauspieler sah sie tief bewegt an, und ein heißer Strahl ließ seine blauen Augen aufleuchten. Er schwieg eine Weile, er schwankte, wie es schien, dann aber nahm er wieder eine heitere Miene an.

„Sie sind wirklich zu gut, Maria, um unglücklich zu werden,“ sagte er. „Gute junge Mädchen sind die Engel auf Erden, und Engel sind glücklich. Vergessen Sie mich, es hilft ja doch nichts.“

Mit diesen Worten wandte er sich halb ab und schien sich losreißen und weggehen zu wollen. Aber er hielt noch Marias Hand, und das schien ihn an die Stelle zu bannen. Sie entzog ihm ihre Hand nicht, sie war so traurig, ihr war, als wollte ihr Herz selbst sie verlassen, sie stand scheu und sehnsuchtsvoll da. Nun kehrte er ihr wieder sein Gesicht zu, und sie konnte die innigste Liebe darin lesen, obwohl er noch immer bemüht war, heiter auszusehen. Er zog ihre Hand an seine Lippen, drückte einen Kuß darauf, einen langen, heißen Kuß, der sie durch den ganzen Körper bis zum tiefsten Herz durchglühte, und nun zog er mit artiger Verbeugung und einem letzten schmerzlichen Blicke den Hut, drehte sich und ging so eilig davon, als wollte er sich davor retten, wieder gefesselt zu werden und dann die Herrschaft über den Sturm seiner Leidenschaft zu verlieren. Maria sah ihm nach, preßte die Hände auf die Brust und merkte nichts davon, daß ihr die Thränen über die Wangen rollten.

Inzwischen war Fräulein Dubois aufgewacht, blickte auf ihre Uhr und bemerkte zu ihrem Schrecken, daß sie drei Viertelstunden geschlafen hatte. „Das kommt von dem spanischen Wein, den ich zu Tisch getrunken habe,“ sagte sie sich, und sprang auf, um nach den Mädchen zu sehen und dann zum Theaterdirektor zu gehen. Es war bereits ein Viertel auf Vier.

Da fand sie Ines allein, die darein vertieft war, aus ihrem Bilderbuche die Figuren herauszuschneiden.

„Wo ist Maria?“ fragte sie.

„Maria ist weggegangen.“

„Wohin? Schon lange?“

„Weiß nicht.“

„Komm, mein Kind,“ sagte die Französin, brachte Ines hinunter auf den Spielplatz, trug ihr auf, hier zu warten und artig mit dem Ball zu spielen, und eilte, nicht ohne Besorgnis wegen Marias Verschwinden, zum Theaterbureau. Sie sah nach allen Seiten hin aus, ob sie etwa Maria entdeckte, und verweilte einige Minuten auf der Promenade, unsicher, ob sie nicht zunächst die Verschwundene suchen sollte. Aber Maria war nicht zu sehen, und sie war soeben im Begriffe in das Theater einzutreten, als aus der Dorfgasse links, von dem Hause des Fräuleins del Ponte her, zwei weibliche Gestalten auftauchten: Fräulein del Ponte und Maria.

Sie ging ihnen entgegen, da winkte ihr die Schauspielerin schon und kam mit bewegter Miene, Maria voraneilend, auf sie zu.

„Denken Sie nur, Mademoiselle,“ sagte sie, „eben ist das liebe gute Mädchen zu mir gekommen und hat mir dies hier überbracht.“

Dabei reichte sie ein seidenes Tuch dar, knüpfte es auf und zeigte der Französin den Inhalt. Marias Armbänder und Ringe, ihre Uhr, eine Brosche und ein kleiner Haufen Geld lagen in dem Tuche.

„Für meinen Bruder,“ sagte die Schauspielerin gerührt. „Ich habe es vorläufig behalten, weil ich sie nicht betrüben wollte, das liebe Herz, und nun übergebe ich es Ihnen, damit Sie es ihr zurückgeben und ihr begreiflich machen, daß wir ein solches Geschenk nicht annehmen können.“

Maria stand jetzt dabei, und ihre Miene zeigte Unwillen.

„Sie müssen es behalten und Ihrem Bruder schicken,“ sagte sie. „Es ist meine Schuld, wenn er verhungern muß, ich will, daß Sie es ihm schicken.“

„Lieber Gott, Sie meinen es so gut,“ entgegnete die Schauspielerin, „aber es ist wirklich unmöglich. Wir können kein Almosen annehmen und wir dürfen Sie nicht berauben. Sie sind unschuldig an dem Unglück.“

Maria nahm das Tuch.

„Es ist gut, so bringe ich es ihm selbst,“ sagte sie mit entschlossenem Tone, und ging sogleich davon.

„Aber, mein Gott!“ rief die Französin, eilte ihr nach und hielt sie fest. „Wie wollen Sie es ihm denn bringen? Haben Sie denn ganz den Kopf verloren, Maria?“

„Ich gehe ihm nach,“ versetzte Maria mit zürnendem Blicke, „und wenn er auf der Eisenbahn weggefahren sein sollte, so reise ich hinter ihm her. Denken Sie doch nur, Mademoiselle, daß er verhungern kann. Lassen Sie mich los! Ich will ihn suchen.“

„Dies Mädchen wird mich noch unter die Erde bringen!“ rief Fräulein Dubois verzweiflungsvoll. „Maria, seien Sie doch vernünftig! Ich gehe jetzt zum Direktor und er wird Herrn Kirsten wiederkommen lassen. Er kann es besser, als Sie. Sie können nicht hinter ihm herlaufen. Nicht wahr, Fräulein del Ponte, es ist besser, der Direktor besorgt das? Inzwischen kann ja Fräulein del Ponte den Schmuck behalten, damit für alle Fälle gesorgt ist.“

„Mademoiselle hat recht, folgen Sie ihr,“ sagte die Schauspielerin. „Sie haben ein edles Herz, Fräulein Maria, aber Sie kennen die Welt nicht. Der Direktor wird die Kündigung zurücknehmen, wenn Mademoiselle ihm Vorstellungen macht. Hier ist der Schmuck, Fräulein, bewahren Sie ihn selbst, mein Bruder kann ihn nicht annehmen, und ich kann das auch nicht thun.“

Maria begriff die Ablehnung des Schmuckes nicht. Wenn sie sich auch gescheut hatte, ihn dem Geliebten selbst zu geben, so hielt sie doch nach ihren ungekünstelten Anschauungen von Recht und Pflicht und Nächstenliebe ihre Handlungsweise für ganz natürlich. Aber sie wurde ein wenig beruhigt durch die Hoffnung, daß der Direktor sein Unrecht einsehen würde, und gab schließlich dem Zureden der beiden älteren Fräulein nach. So nahm sie Schmuck und Geld zurück, ging zum Kurhause und legte sich ermüdet und erschüttert von den Erlebnissen des Tages auf die Chaiselongue. Sie lag hier mit unruhigem Herzen und unter häufigen Thränen, bis Fräulein Dubois zurückkehrte und von ihrem Besuche bei dem Theaterdirektor erzählte.

Sie hätte ihn nicht abgeneigt gefunden, so berichtete sie, den jungen Schauspieler wieder zu engagiren, obwohl er über die ganze Geschichte ungehalten gewesen wäre. Also würde er, wenn Fräulein del Ponte ihren Bruder zurückkehren ließe, mit ihm reden. — „Uebrigens, meine liebe Maria,“ schloß die Französin, „setze ich bei alledem voraus, daß Sie dem jungen Menschen völlig fremd bleiben, wenn er wieder kommt, denn sonst würde ich mich genötigt sehen, auf der Stelle mit Ihnen abzureisen. Fräulein del Ponte stimmt darin völlig mit mir überein und wird ihrem Bruder das Wort abnehmen, Ihnen stets aus dem Wege zu gehen. Es geht nicht anders, mein liebes Kind, es ist unmöglich, daß das Verhältnis so bleibt, wie es gewesen ist. Versprechen Sie mir, daß Sie nie wieder ins Theater gehen und den jungen Menschen nie wieder grüßen wollen.“

Maria hörte diese Worte und deren wiederholte Umschreibungen ruhig an, bis die Französin schwieg und glaubte, das ihrige gethan zu haben. Dann aber richtete sie ihre wunderbaren Augen mit dem Ausdruck unerschütterlicher Festigkeit auf die beredte Französin und sagte einfach: „Ich liebe ihn.“

Fräulein Dubois schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Aber wenn man so etwas denkt, so sagt man es doch nicht!“ rief sie aus.

„Ich sage es.“

Fräulein Dubois geriet außer Fassung. Sie redete noch mancherlei, sah aber ein, daß ihre Reden wirkungslos blieben, und begab sich angesichts der tiefen, nahezu fieberhaften Erregung der jungen Kreolin zu Frau Helbach, um mit dieser zu beratschlagen.

Das Ergebnis dieser Beratung war, daß Fräulein Dubois an Herrn Tejada in Dieppe telegraphirte und ihn bat, im Interesse seiner ältern Tochter seine Ankunft in Lindenheim möglichst zu beschleunigen.

Sie bereute es nicht, den Eltern Mitteilung gemacht zu haben, als sie im Laufe des Abends beobachtete, wie sehr Marias Augen glänzten, wie sehr sie in sich versunken war und wie leidenschaftlich sie auffuhr, wenn sie aus ihrer Träumerei erweckt wurde.

„Und das ist die Schlafmütze!“ klagte die Französin der Frau Helbach. „Ich versichere Ihnen, daß ich auf alles gefaßt bin. Das Mädchen macht mir den Eindruck, als ob sie zu jeder Handlung fähig wäre. Da traue noch jemand einem sanften Wesen!“

Die beiden nächsten Tage verliefen ohne Ereignis. Herr Tejada hatte geantwortet, er würde sobald als möglich kommen. Maria blieb erregt, gespannt, schien sich für nichts zu interessiren als die Rückkehr des Schauspielers, und von diesem war keine Nachricht gekommen. Man wußte nur, daß er abgereist wäre, selbst seine Schwester konnte der Französin keine weitere Auskunft geben, da sie telegraphirt, aber keine Antwort erhalten hatte. Ihre Depesche und einen ausführlichen Brief hatte sie an einen Berliner Agenten gerichtet, von dem sie annahm, daß er von ihrem Bruder aufgesucht worden wäre.

Zur großen Freude der Französin, die über Marias Befinden und Benehmen ernstlich beunruhigt war, kam am dritten Tage Herr Tejada mit seiner Frau an. Fräulein Dubois war mit den Mädchen auf der Station, als der Zug herankam, und es gab einige Umarmungen und Küsse, als nun ein bräunlicher, schwarzbärtiger Herr und eine fette, bronzefarbige Dame aus dem Coupé erster Klasse herabstiegen.

Die Eltern waren Kreolen von typischer Art, mit den schwarzen Augen der spanischen, in Amerika heimisch gewordenen Rasse, in der Hautfarbe den Töchtern ähnlich. Herr Tejada, ein großer, hagerer Mann mit gefurchtem Gesichte, trug einen hellgrauen Anzug, wie ihn elegante Männer überall tragen können, seine Gattin aber war auffallend durch Farben und Hutform extravaganten Geschmacks und durch Ohrringe, worin Brillanten von ganz ungewöhnlicher Größe blitzten. Die Nachmittagssonne schien gerade darauf und entzündete ein solches Feuer in den geschliffenen Steinen, daß es allen auf dem Bahnhofe anwesenden Kurgästen und Reisenden auffiel und mehr als ein Dutzend weiblicher Herzen von Neid erfüllt wurden.

Herr Tejada umarmte zuerst seine ältere Tochter, legte ihr seine knochige Hand unter das Kinn, hob ihr Gesicht empor und sah sie forschend an, dann küßte er Ines.

„Ich denke nicht, daß es so schlimm mit ihr steht,“ sagte er zu Fräulein Dubois, während seine Frau mit großem Geräusch die Mädchen umarmte und küßte.

Er winkte einem Kutscher, ließ seine Familie einsteigen, traf Fürsorge für das zahlreiche und schwere Gepäck in der Weise eines reisegeübten Mannes und ging mit der Französin zu Fuße dem Dorfe zu, um sich erzählen zu lassen, was denn geschehen sei.

„Kindereien,“ sagte er, als Fräulein Dubois berichtet hatte. „Wir werden morgen weiterreisen und Maria wird den Burschen vergessen, wenn sie etwas anderes vor Augen bekommt. Wir wollen eine kleine Tour über Kopenhagen und Stockholm machen. Sie werden doch Zeit haben, uns zu begleiten?“

„O ja, ich habe Zeit, aber ich fürchte, Sie irren sich, Herr Tejada. Maria ist ganz verwandelt.

Sie war ein so stilles, zurückhaltendes Kind, und nun —"

„Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß sie lärmend und frech geworden sei?"

„Das nicht, aber sie hat ihr Herz entdeckt und einen Willen bekommen. Ich habe sie früher im Scherz eine Schlafmütze genannt, jetzt ist sie keine Schlafmütze mehr."

„Wir werden sehen."

Die Familie Tejada speiste zu Abend auf der Terrasse vor dem Kurhause, und alle dort spazierenden Kurgäste beobachteten sie. Die Geschichte von Maria und dem Schauspieler war niemandem unbekannt, wenn sie auch mit Variationen vorgetragen wurde. Alle Welt sprach von dem interessanten Falle und stellte Betrachtungen an. Man wußte, daß Maria zwei Millionen Dollars zu erben hätte, und berechnete den Wert des mexikanischen Dollars in deutscher Währung. Wer zuerst diese Summe genannt hatte, war nicht bekannt, aber niemand grämte sich darüber, sondern die Angabe wurde hingenommen, als ob Herrn Tejadas Bücher im Kurhause ausgelegt gewesen wären. Herr von Düring fand, daß der Mexikaner aussähe wie ein Mann, für den Menschenleben keinen hohen Wert hätten, und alle Damen fanden, daß die Ohrringe seiner Frau wundervoll wären. Es war ein herrlicher Augustabend, drüben, zwischen den Hügeln am fernen tiefen Horizont, ging die Sonne unter, und feuriger Schein flammte von dem göttlichen Gestirn empor zu den schwebenden Wolken.

„Sehr schön," sagte Herr Tejada. „Ein sehr hübscher Platz, das kleine Lindenheim. Aber morgen wollen wir weiter. Ihr Kinder seid ja wohl mit den Bädern fertig." Er zog bei diesen Worten eine sehr lange Cigarre aus einem Etui von Eidechsenhaut und blickte Maria an. Maria aß gerade von einem Schälchen Erdbeereis. Sie sah ihren Vater an, legte den Löffel auf das Schälchen, stellte es auf den Tisch, lehnte sich zurück und entfärbte sich so, daß ihre Farbe wachsähnlich wurde.

„Maria!" rief ihre Mutter erschrocken.

Herrn Tejadas Gesicht verfinsterte sich.

„Sie wird ohnmächtig," sagte Frau Tejada und wollte ihre Tochter umfassen.

„O nein," sprach Maria, „ich werde nicht ohnmächtig."

Sie bemühte sich, ihre Bewegung zu verbergen, aber sah doch so übel aus, daß die Französin sich ins Mittel legte.

„Maria ist angegriffen von dem Bade," sagte sie. „Es wird besser sein, wenn ich mit ihr hinauf gehe. Das Wiedersehen hat ihre Nerven aufgeregt. Später komme ich wieder mit ihr herunter."

„Sangre de dios!" murmelte Herr Tejada, während die Französin sich mit Maria entfernte. „Mir scheint, es ist hohe Zeit gewesen, daß ich kam, um der Geschichte ein Ende zu machen."

„Heilige Mutter Gottes," sagte seine Frau, „ich bin so angst um das Kind. Sie ist von so zartem Gefühl, wie ich es in ihrem Alter war. Die Französin hat die ganze Schuld! Warum hat sie nicht besser aufgepaßt?"

Ines sah mit großen Augen bald die Mutter, bald den Vater an. „Mademoiselle ist sehr gut," sagte sie, „ich habe sie sehr lieb."

„Ich fürchte, mein Engel, sie ist nicht streng genug gegen euch gewesen," bemerkte Herr Tejada.

„Wenn Maria Herrn Kirsten heiraten darf, wird sie wieder vergnügt werden," sagte Ines.

„Mädchen, schwatze keinen Unsinn! Was weiß der Balg vom Heiraten?"

Ines sah den Vater mit dem langen, vorwurfsvollen Blicke an, der ihr eigen war, wenn sie gescholten wurde.

„Ich will nicht hoffen," sagte dieser zu seiner Frau, „daß Maria sich selbst schon solchen Unsinn in den Kopf gesetzt hat. Heiraten! Wahnsinn!"

„Aber wenn Sie den jungen Mann liebt, Esteban?"

Herr Tejada fuhr ungeduldig auf und machte eine abwehrende Bewegung, die so deutlich sprach wie ein Fluch.

„Warum nicht, Esteban? Maria hat zarte Gefühle, sie ist wie ich in ihrem Alter war. Ich wäre vor Kummer gestorben, Esteban, wenn mein Vater mir nicht erlaubt hätte, Dich zu heiraten."

„Du bist eine ganz unvernünftige Frau, so etwas zu sprechen, Juanita. Maria ist ein Kind, und dieser Bursche ist Schauspieler und von einer Wandertruppe weggejagt. Ein Vagabund, ein Strolch."

„Herr Kirsten ist sehr hübsch und artig," sagte Ines.

„Wenn Du nicht still bist, wirst Du sogleich ins Bett gebracht," sagte Herr Tejada.

„Aber, Esteban," entgegnete seine Frau, „als ich Dich heiratete, war ich nicht älter als Maria jetzt ist, und Du selbst warest auch nichts besseres als ein Vagabund. Hätte die heilige Mutter Gottes Dich nicht die Silberader finden lassen, so wärest Du es vielleicht heute noch."

Herr Tejada ließ die Faust schwer auf den Tisch fallen, wie es sich für die fein erzogene Gesellschaft auf der Terrasse nicht recht schicken wollte, und stieß eine mächtige Rauchwolke von sich. Dem Rauch folgte einer der langhinrollenden Flüche, woran die spanische Sprache so reich ist, und alsdann eine Beteuerung, deren Sinn war, daß man Herrn Tejada allerhand schreckliche Dinge anthun möge, wenn er sich jemals gefallen ließe, mit einem Komödianten verglichen zu werden.

Die Wolke aus der großen mexikanischen Cigarre zog zum Nachbartische und zur Nase des Lieutenants von Spätzen. Der Lieutenant schnupperte behaglich und sagte zu Herrn von Düring: „Diese Wilden sind doch bessere Menschen."

Inzwischen stand Frau Tejada auf und ging ins Haus, um nach ihrer Tochter zu sehen. Hunderte von Augen blickten ihr nach, als sie ihre schwere seidene Schleppe über den feinen Kies hin rauschen ließ.

„Wissen Sie, Düring, was wir hätten thun können, um alle unsere Schulden zu bezahlen?" fragte der Lieutenant von Spätzen.

„Nun?"

„Wir hätten den Bummelzug entgleisen lassen und die Mexikaner ausrauben sollen. Die Cigarren allein wären es wert gewesen."

„Ich denke nur, der Alte würde geschossen haben," antwortete Herr von Düring. „Der hat sicherlich immer einen Mehrlader in der Tasche."

Frau Tejada fand ihre Tochter auf dem Sofa liegend. Maria sah betrübt und zugleich erregt aus, so daß die Mutter sie mitleidig umarmte.

„Geliebtes Kind, was ist Dir denn?" fragte sie. „Ich hoffte Dich so recht frisch und munter wiederzusehen, und nun bist Du leidend? Freust Du Dich denn nicht, daß wir wieder nach Hause reisen und daß Du Chihuahua wiedersehen wirst? Du hast ja nun genug gelernt, kannst deutsch und bist vollständig gebildet. Es ist nicht mehr nötig, daß Du noch lernst, Du sollst Dein Leben nun genießen."

„Ach, liebe Mutter, ich sähe die Heimat so gern wieder, aber ich muß hier bleiben, bis ich Herrn Kirsten wiedergesehen habe. Denke Dir nur, daß er verhungern muß, wenn ihm nicht geholfen wird. Mademoiselle hat Dir doch wohl alles erzählt und Du wirst doch einsehen, daß ich jetzt nicht abreisen kann."

„Unsinn, mein süßes Herz," sagte Frau Tejada. „Du kennst doch den Vater! Er will morgen reisen. Herr Kirsten wird nicht so leicht verhungern, und ich will dafür sorgen, daß ihm eine Summe angewiesen wird."

„O bitte, hilf mir, liebe Mutter, ich will nicht reisen, ich will hier bleiben."

„Du liebst also diesen jungen Mann?"

Maria erwiderte nichts, aber sie errötete in einer Weise, die deutlich genug antwortete.

„Das ist recht schlimm," sagte Frau Tejada. „Du mußt es vergessen. Morgen reisen wir ab, so will es der Vater, und Du darfst ihn nicht böse machen."

„Mutter!" rief das junge Mädchen, „sagst Du mir so etwas? Ich werde ihn nicht vergessen, eher werde ich sterben!"

Indem sie so sprach, richtete sie sich auf und sah ihre Mutter mit tiefbetrübten, aber blitzenden Augen an.

„Heilige Mutter Gottes von Chihuahua!" rief diese erschrocken aus. „Du liebst ihn wirklich? Ach, wie Du mich an frühere Zeiten erinnerst! Aber daß nur der Vater nicht böse wird! Siehst Du, mein Schätzchen, vergessen mußt Du Deine Liebe doch, und wenn wir erst wieder zu Hause sind, denkst Du nicht mehr an den Schauspieler."

„Ich werde immer an ihn denken, Mutter, und ich werde hier bleiben, bis ich ihn wiedergesehen habe. Denke nicht daran, mich zur Reise zu zwingen! Es könnte ein Unglück geben."

Frau Tejada faltete die Hände. „Ein Unglück?" rief sie, „was für ein Unglück sollte es geben? Was willst Du damit sagen?"

Maria antwortete nicht. Sie legte sich wieder nieder, sah zur Decke empor und seufzte. Ihre Mutter versuchte ihr zuzusprechen, aber ihre Beredsamkeit blieb ohne Erfolg. Maria wurde blässer und blässer, ihre Augen wurden brennender, sie schien zu fiebern, und alle Beruhigungsversuche machten ihr Befinden nur schlimmer.

„Das Kind ist krank," sagte Frau Tejada zu ihrem Gatten. „Wenn Du darauf bestehst, daß wir morgen reisen, so stirbt sie. Maria ist ein zartes, edles Wesen, Esteban, ganz so, wie ich in ihrem Alter war, und wenn Du sie brutal behandelst, so stirbt sie, wie ich gestorben sein würde, wenn mein Vater mich brutal behandelt hätte."

„Bah!" sagte Herr Tejada. „Was will denn das Mädchen? Warum will sie nicht reisen? Der Mensch ist ja gar nicht hier."

„Sie erwartet, daß er wiederkommt."

„Und darauf sollen wir warten? Liebe Juanita, das ist ein verdammter Humbug. Sag ihr, ich wollte dem Burschen tausend Dollars zahlen; sie möchte sich beruhigen. Ich werde das Geld für ihn deponiren. Wenn er das Geld wittert, wird er bald zur Hand sein, wo es auch sein mag."

Aber die Zusicherung dieser Hilfe für den Schauspieler beruhigte Maria keineswegs, und sie sah am andern Tage so leidend aus, daß die Abreise wirklich verschoben wurde. Herr Tejada fügte sich darein, noch einen Tag zu warten und unter den Linden vor dem Kurhause seine langen Cigarren zu rauchen. Hedwig ging hin und her zwischen Maria und Fräulein del Ponte, fühlte sich stolz als Mitwisserin und Bote, war unbrauchbar daheim und wurde von ihrer Mutter für unausstehlich albern erklärt.

Der Tag ging vorüber, von Herrn Kirsten verlautete nichts, Maria war unglücklich, und Herr Tejada wurde ungeduldig. Er beschloß, der Sache ein Ende zu machen.

„Maria, mein Engelchen," sagte er zu seiner Tochter, „Du wirst Dich erholen, wenn Du erst auf der Reise bist. Man hat mir gesagt, Du liebtest einen gewissen jemand. Das will ich gar nicht von Dir glauben, denn Du bist ein viel zu gutes Kind, als daß Du einen Mann lieben solltest, den Deine Eltern Dir nicht ausgesucht haben. Also morgen reisest Du mit uns ab. Und damit Du Dir keine Sorgen machst, deponire ich hier eine hübsche Summe Geldes, die dem weggejagten Schauspieler ausgezahlt werden soll, sobald er wiedergefunden sein wird. So, nun gib mir einen Kuß und sei mein braves Töchterchen."

Da heftete Maria einen langen Blick auf den Vater, wobei es diesem etwas unheimlich wurde, so sehr er auch im Drange seines wechselvollen Lebens abgehärtet war. Denn seine Töchter waren gewissermaßen seine schwache Seite, so rauh er sich auch oft stellte.

„Laß uns hier bleiben, Vater," bat Maria.

„Unmöglich!" rief er, indem er sich bemühte, hart zu sein. „Was soll denn daraus werden? Du bildest Dir doch nicht etwa ein, daß ich es zugeben werde? Du denkst doch nicht daran, daß ich Deine Liebelei mit dem Menschen gutheiße? Morgen reisen wir, und wenn Du Umstände machst, trage ich Dich auf meinen Armen in den Wagen."

Maria erhob sich, ihre Augen leuchteten.

„Wenn Du das thust," sagte sie, „so springe ich aus dem Zuge, wenn er am schnellsten fährt."

„Madre de dios," sagte Herr Tejada bestürzt. „Aber das wirst Du schon bleiben lassen, mein Engelchen, und übrigens kann ich Dich festhalten."

(Schluß folgt.)

Spruch.

Der alte Junggesell mußt' endlich sterben;
Mit breitem schwarzem Flor gehn seine Erben;
Es ward das treffendste Symbol genommen:
Sie sind durch seinen Tod in Flor gekommen!

Albert Roderich

Ein Ueberfall.

(Hiezu das Bild Seite 352.)

Der Maler, nach dessen Bilde wir auf S. 352 eine Illustration geben, überläßt es der Phantasie des Betrachters, wo sich die dargestellte Szene ereignet haben kann. Der Bau der Kutsche deutet auf das vorige Jahrhundert hin, in welchem das Reisen darin wie in einer Familienstube für Leute, die es bezahlen konnten, allgemein üblich, zumal in Frankreich und England, wurde. So unbequem und martervoll an sich eine solche Reise war, so kostspielig auch, zum bloßen Vergnügen wurde sie daher nicht unternommen, sondern nur bei äußerster Notwendigkeit, und weil ein weiter Umzug nach einer Stadt, nach einem Gutsbesitz, vielleicht gar in's Ausland für Frauen und Kinder nicht anders bewirkt werden konnte. Man vertraute sich den schlechten und oft auch unsicheren Landstraßen im Hinblick auf den Beistand des Himmels an, machte in allen Fällen sein Testament, und suchte sich mit Mut und bewaffneter Dienerschaft so gut als möglich selbst zu schützen.

Auch die Kleidung der Insassen der Kutsche, welche dieselbe infolge eines Ueberfalls teils voller Schrecken, teils gefaßt auf das Kommende verlassen haben, verweist die Szene ins vorige Jahrhundert und nach Frankreich. Da ist die Mutter mit ihren drei Kindern, einer alten Wärterin und einem schwarzen Bedienten, wie letztere reiche, französische Familien in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vielfach aus den Kolonien, aus Louisiana in Nordamerika oder von der westindischen Insel Martinique kommen ließen. Der Neger ist der einzige Feigling und sucht flugs das Weite in seiner Angst. Dagegen ist in dem Sohn, einem jungen Edelmann, der ritterliche Geist lebendig geworden. Er hat den von zu Haus'e mitgenommenen Degen zur Verteidigung seiner Mutter und Geschwister in der Faust.

Was wird geschehen? Was hat der Ueberfall zu bedeuten? So liest man aus den Mienen des entschlossen lauernden Knaben und aus dem vornehm ruhigen Gesicht der Mutter, die ihr Jüngstes auf dem Arm hält, indes die Wärterin, ängstlich ausschauend, das zweite der Kinder zu beruhigen sucht. Der Kutscher seinerseits auf einem der Vorderpferde des Viergespanns weiß dem Anruf der Angreifer klugerweise nichts als Gehorsam entgegenzusetzen. Er hält den Lauf seiner Gäule an und hofft, daß er bei der Geschichte nicht schlecht fahren werde. Er hat nichts als Pferde und Wagen zu verlieren, und die gehören nicht ihm, sondern seinem Herrn.

Bald stellt sich auch heraus, daß es sich um keinen Ueberfall durch Räuber handelt und eine Plünderung nicht zu befürchten ist. Es sind Dragoner oder Gendarmen, welche aus dem Hinterhalt gebrochen sind und hinten wie vorn das Gefährt umstellt haben. Es können also nur, da kein Krieg im Lande ist, Befehle der Obrigkeit sein, nach denen die Bewaffneten handeln. Offenbar, um einen politisch oder gerichtlich Verfolgten abzufangen, wie dergleichen unter dem Regenten, Herzog von Orleans, wegen der entdeckten spanischen Verschwörung unter Cellamare und auch sonst wohl häufig genug sich ereignete. Da der Gesuchte nicht in dem Wagen ist, wie sich herausstellt, so wird die Familie mit dem Schrecken davonkommen und der Anführer der Streiftruppe sich mit französischer Galanterie bei der Dame entschuldigen. Somit haben wir hier ein interessantes kulturgeschichtliches Genrebild vor uns, welches der Künstler in lebensvoller Wahrheit ausgeführt hat.

Generalfeldmarschall

Graf Moltkes Briefe

an seine Braut und Frau.

Berlin, Sonntag abends den 13. Februar.

Mein Mariechen! Dein lieber Brief vom 10. kam gestern an und erfreute mich sehr, denn Du scheinst heiter und zufrieden und hast wohl vollauf zu thun mit Deiner Einrichtung. Nun sind es nur noch zehn Wochen, dann bist Du ganz mein eigenes, liebes, kleines Frauchen. — Gestern abend besuchte ich einen meiner Kameraden, den Rittmeister Oelrichs vom Generalstabe, welcher auch ganz kürzlich geheiratet hat. Er ist nicht junger als ich und seine Frau nur zwei Jahre älter als Du und auch sehr hübsch. Diese Leute werden Dir gewiß sehr gefallen, sie empfehlen sich Dir unbekannterweise und bieten Rat und Beistand, wenn Du es brauchst. Ich wünsche mir recht die Zeit herbei, wenn wir auch so gemütlich beisammen wohnen werden. Gott gebe seinen Segen dazu. Laß uns nur immer recht aufrichtig mit einander sein und ja niemals schmollen. Lieber wollen wir uns zanken und noch lieber ganz einig sein. — Du hast wohl gemerkt, daß ich manchmal launisch bin, dann laß mich nur laufen, ich komme Dir doch zurück. Ich will aber sehen, daß ich mich bessere. Von Dir wünsche ich freundliches und gleichmäßiges, womöglich heiteres temper, Nachgiebigkeit in Kleinigkeiten, Ordnung in der Haushaltung, Sauberkeit im Anzuge und vor allen Dingen, daß Du mich lieb behältst. — Zwar trittst Du sehr jung in einen ganz neuen Kreis von Umgebungen, aber Dein guter Verstand und vorzüglich die Trefflichkeit Deines Gemütes werden Dich sehr bald den richtigen Takt im Verkehr mit anderen Menschen lehren. Laß Dir's gesagt sein, gute Marie, daß Freundlichkeit gegen jedermann die erste Lebensregel ist, die uns manchen Kummer sparen kann, und daß Du selbst gegen die, welche Dir nicht gefallen, verbindlich sein kannst, ohne falsch und unwahr zu werden. Die wahre Höflichkeit und der feinste Weltton ist die angeborene Freundlichkeit eines wohlwollenden Herzens. Bei mir hat eine schlechte Erziehung und eine Jugend voller Entbehrungen dies Gefühl oft erstickt, öfter auch die Aeußerung desselben zurückgedrängt, und so stehe ich da mit der angelernten, kalten, hochmütigen Höflichkeit, die selten jemand für sich gewinnt. Du hingegen bist jung und hübsch, wirst, so Gott will, keine Entbehrung kennen lernen, jeder tritt Dir freundlich entgegen; so versäume denn auch nicht, den Menschen wieder freundlich zu begegnen und sie zu gewinnen. — Dazu gehört allerdings, daß Du sprichst. — Es kommt gar nicht darauf an, etwas Geistreiches zu sagen, sondern womöglich etwas Verbindliches, und geht das nicht, wenigstens fühlen zu machen, daß man etwas Verbindliches sagen möchte. — Das Gezierte und Unwahre liegt Dir fern, es macht augenblicklich langweilig, denn nichts als die Wahrheit kann Teilnahme erwecken. Wirkliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit sind der wahre Schutz gegen die Kränkungen und Zurücksetzungen in der großen Welt, ja, ich möchte behaupten, daß bei diesen Eigenschaften eine große Blödigkeit und Befangenheit nicht möglich ist. Wenn wir nicht anders scheinen wollen, als wir sind, keine höhere Stellung usurpieren wollen, als die uns zusteht, so kann weder Rang noch Geburt, noch Menge und Glanz uns wesentlich außer Fassung bringen. Wer aber in sich selbst nicht das Gefühl seiner Würde findet, sondern sie in der Meinung anderer suchen muß, der liest stets in den Augen anderer Menschen, wie jemand, der falsche Haare trägt, in jeden Spiegel sieht, ob sich auch nicht etwas verschoben hat. — Gesteh' ich's doch, gute Marie, daß ich diese schönen Lehren von mir selbst abstrahire. Mein ganzes Auftreten ist nur eine mit Zuversichtlichkeit und usage du monde übertünchte Blödigkeit. Die langjährige Unterdrückung, in welcher ich aufgewachsen, hat meinem Charakter unheilbare Wunden geschlagen, mein Gemüt niedergedrückt und den guten, edlen Stolz geknickt. Spät erst habe ich angefangen, aus mir selbst wieder aufzubauen, was umgerissen war, hilf mir fortan, mich zu bessern. — Dich selbst aber möchte ich edler und besser, und das ist gleichbedeutend mit glücklicher und zufriedener sehen, als ich es werden kann. — Sei daher bescheiden und anspruchslos, so wirst Du ruhig und unbefangen sein.

Gern werde ich es sehen, wenn man Dir recht den Hof macht, ich habe auch nichts gegen ein bißchen kokettiren. Je mehr Du gegen alle verbindlich bist, je weniger wird man Dir nachsagen können, daß Du einzelne auszeichnest. — Deine mußt Du Dich in acht nehmen, denn die Männer suchen zu gefallen, erst um zu gefallen, dann um sich dessen rühmen zu können, und Du wirst in der Gesellschaft weit mehr Witz als Gute finden. Es kann gar nicht ausbleiben, daß ich im Vergleich mit anderen Männern, die Du hier sehen wirst, sehr oft zurückstehen werde. Auf jedem Ball findest Du welche, die besser tanzen, die elegantere Toilette machen, in jeder Gesellschaft, die lebhafter sprechen, die besserer Laune sind als ich. Aber daß Du das findest, hindert gar nicht, daß Du mich nicht doch lieber haben konntest als sie alle, sofern Du nur glaubst, daß ich es besser mit Dir meine als alle diese. Nur dann erst, wenn Du etwas hast, was Du mir nicht erzählen könntest, dann sei dadurch vor Dir selbst und durch Dich selbst gewarnt. Und nun gib mir einen Kuß, so will ich das Schulmeistern sein lassen. Ich freue mich, daß Ernestinchen schon wieder wohl und daß der kleine Henry*) gedeiht. — Herzliche Grüße an Papa und Mama.

Noch eins, liebe Marie, wenn Du schreibst, so lies doch immer den Brief, den Du beantwortest, noch einmal durch. Es sind nicht bloß die Fragen, die beantwortet sein wollen, sondern es ist gut, all die Gegenstände zu berühren, welche darin enthalten sind. Sonst wird der Briefwechsel immer magerer, die gegenseitigen Beziehungen schwinden, und man kommt bald dahin, sich nur Wichtiges mitteilen zu wollen. Nun besteht aber das Leben überhaupt nur aus wenig und selten Wichtigem. Die kleinen Beziehungen des Tages hingegen reihen sich zu Stunden, Wochen und Monaten und machen am Ende das Leben mit seinem Glück und Unglück aus. Darum ist die mündliche Unterhaltung so viel besser als die schriftliche, weil man sich das Unbedeutendste sagt und wenig findet, was zu schreiben der Mühe wert wäre.

Nun ist es bald Mitternacht, Du schläfst wohl schon, wenn Du nicht noch mit Jeanette plauderst, die ich herzlich grüße. Gute Nacht, liebe, süße Seele. Herzlich Dein

Helmuth.

Ohne Datum.

Mein gutes Mariechen. Dein lieber Brief vom 9. d. Mts. kam gestern an. Stell Dir nur unsere Wohnung nicht gar zu prächtig vor, so hübsch wie Eure in Itzehoe ist sie doch nicht. Ich denke dann so vierzehn Tage vor dem 27 in Itzehoe einzutreffen und bitte, mir ein Zimmer im Gasthof vorher zu bestellen. Wahrscheinlich werde ich wohl mit meinen eigenen Pferden reisen, für deren Unterkommen im Gasthaus gesorgt werden kann. Bis Hamburg werden wir wohl den Hochzeitstag, in Anbetracht der königlich dänischen Wege, nicht kommen, können aber ja auch in Elmshorn oder Pinneberg ein Unterkommen finden. Einen Tag werden wir wohl in Wandsbek zubringen müssen und gehen dann in vier Tagereisen nach Berlin, wo dann alles eingerichtet sein wird.

Ich schreibe Dir heute nur wenige Zeilen, denn ich bin sehr müde, weil ich die Nacht erst um zwei Uhr nach Hause gekommen bin. Es war eine große Redoute im Opernhaus. Alle Bänke waren aus dem Parket fortgeschafft und dasselbe in gleiches Niveau mit der Bühne erhöht und so aus dem ganzen mächtigen Hause ein ungeheurer Tanzsaal gebildet, welcher aufs stattlichste dekoriert und von tausenden von Lampen und Gasflammen erleuchtet war. Das Orchester schwebte in einem Luftballon, und alle Logen waren mit schön geputzten Damen besetzt. Was unten tanzte, gehörte rather zu dem, was Montaigne „la tourbe de la société“ nennt; es gab allerlei Aufzüge, Quadrillen, Gedränge, Hitze und Staub. Aber das Gewühl von wohl dreitausend Menschen nahm sich, besonders von oben gesehen, artig genug aus. — Das beste war ein sehr gutes Souper, welches zu zwölf Converts in der vergitterten länglichen Loge zunächst der Bühne gedeckt war. Da speisten der Prinz von Preußen, mein Herr, Prinz Albrecht, der Kronprinz von Württemberg, der von Bayern, Prinz August von Württemberg und ein paar Adjutanten, und es ging lustig dabei her. Daß Du mit der Aussteuer so zufrieden bist, freut mich sehr, wir wollen Papa auch hübsch dafür danken. Versäume über der Arbeit nur nicht spazieren zu gehen und bleib mir gesund. Nun gute Nacht, gute Seele. Herzlich Dein

Helmuth.

Berlin, den 16. Februar 1842.

Mein süßes Mariechen. Hilf mir die Zeit zu Ende bringen, mir scheint sie jetzt fest und still zu stehen. Das weiche Frühlingswetter macht mir Spleen und mehr noch der Mangel an geistiger Anregung und an freundlichem Verkehr mit teilnehmenden Verwandten und Freunden. Die Oper langweilt mich und wird mir erst wieder Freude machen, wenn ich sehe, daß Du die Pracht derselben anstaunst. In der Gesellschaft sehe ich hunderte von Menschen, die mich näher alle nichts angehen, und ich sehne mich so darnach, bald wieder einen kleinen Kreis von Menschen zu sehen, die sich für einander interessiren. Es bleibt mir hier zur Erholung nichts als steife Gesellschaften und zum Geschäft nur trockene Dienstbriefe. Deine Schreiben sind die Lichtpunkte in dieser langweiligen Existenz, und wenn ich die Briefe viermal durchgelesen habe, so weiß ich sie auswendig. — Ich will Dich nicht auch noch ennuyiren. Gute Nacht, süße, liebe Seele, ich drücke Dich ans Herz. Schlafe sanft.

Ich setze mich wieder hin, um zu schreiben, aber ich habe Dir weiter nichts zu erzählen, als daß ich viel an Dich denke und die Tage zähle, bis ich wieder bei Dir sein werde.

Den 16. Gestern abend war ich in der italienischen Oper, wo die Norma aufgeführt wurde, und heute sah ich ein allerliebstes französisches Stück. Die Leute spielen prächtig. Ich habe einen starken Ritt auf einem meiner Araber gemacht, welcher mir sehr wohlgethan und mich von meiner hypochondrischen Stimmung geheilt hat. Es ist aber fortwährend nebelig und regnerisch hier, und die liebe Sonne kommt gar nicht mehr zum Vorschein.

Sonntag. Es sind hier in dem schönen Lokal der Singakademie wissenschaftliche Vorlesungen, an welchen der Hof und viele Damen aus der ersten Gesellschaft teilnehmen. Alle Sonnabend liest ein anderer Professor über ein selbst gewähltes Thema. Nachdem wir einen Vortrag über mikroskopische Infusionstierchen genossen, ging ich ins Opernhaus, wo Liszt ein Konzert gab, dann in eine Versammlung von Generalstabsoffizieren, welche alle Monat einen Abend zusammenkommen. Da wird auch ein Vortrag gehalten, der endet aber mit einem guten Souper. Dann war ich noch zum russischen Gesandten geladen, wo man sich erst gegen zehn versammelt. Ich schenkte mir das aber. Heute abend soll ich zu Vinckes und schließe daher für heute, liebe Marie.

Berlin, Donnerstag, 24. Februar.

Erst heute, liebe Marie, kam Dein freundliches Schreiben vom 17. d. Mts. an. — Vom Vater hatte ich heute einen Brief, er scheint sehr heiter und wohl zu sein, wird nun aber wohl vor dem Frühjahr nicht mehr nach Berlin kommen. Er hat die Absicht, erst am Tage vor der Hochzeit nach Itzehoe zu gehen und dann ein paar Tage nach unserer Abreise dort zu bleiben. Ich glaube, daß dies Mama ganz recht sein wird, denn sie bekommt vorher gar zu viel Gäste.

Dein Bild habe ich hier für Vater kopiren lassen und werde die Zeichnung John mitgeben. Sie ist nicht ganz so gut geworden, wie die Originalzeichnung, aber doch ähnlich und hübsch. — Gerade in der Zeit, wo Du unpäßlich warst, befand ich mich auch sehr schlecht, es mag wohl in der Witterung und dem schnellen Uebergang zum Frühling gelegen haben. Jetzt haben wir das schönste Wetter hier, zwar frisch, aber köstlichen Sonnenschein.

Herzlichen Dank, gute Marie, für Deine freundlichen Worte und Deine gute Meinung, aber was Du Bescheidenheit nennst, ist leider nur richtige Würdigung meiner selbst. Nun, ich hoffe, wenn Du erst bei mir bist, soll manches

*) Die jüngeren Geschwister der Braut.

Google

besser werden. Von den Frauen, die Du hier kennen lernen wirst, wird Dir, glaub' ich, Frau von Oelrichs am besten zusagen. Um ihres trefflichen Mannes willen möchte ich, daß Dir Frau von Patow leidlich gefiele.

Herzliche Grüße an alle Deine Hausbewohner, und nun für heute, gute Nacht, süße Marie. Schreibe mir bald und recht ausführlich, denn das Kleinste aus eurem täglichen Leben interessirt mich mehr als die großen Staatsangelegenheiten. Adieu, liebes Leben, herzlichst Dein

Helmuth.

Judith.

(Hierzu das Bild Seite 353.)

Die apokryphische Heldin, die in unserem Jahrhundert einen Friedrich Hebbel zu dem wirkungsvollen Drama begeisterte, dem sie den Namen gab, bildete schon in den Tagen der Renaissance ein Lieblingsthema der Maler. Keines aber der zahlreichen Bilder, die sie und ihre blutige Großthat verewigen, hat eine so umfassende Popularität erreicht, wie das von uns wiedergegebene des Christofano Allori. Der florentinische Künstler (geb. 1577, gest. 1621) hatte seine Judith kaum gemalt, als sie von hervorragenden Kunstfreunden wieder und wieder verlangt wurde, so daß sich außer jenem Originalgemälde zwei ebenfalls von der Staffelei Alloris gekommene Wiederholungen dieses Bildes bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Zweimal findet es sich in seiner Vaterstadt Florenz und zwar in ihren beiden weltberühmten Galerien: im Palazzo Pitti und in den Uffizien. Das dritte Exemplar besitzt die k. k. Gemäldesammlung zu Wien. In ihrem gelben Damastgewande mit der weißen Schärpe, über welchem nur oberhalb der Schulter der türkischblaue, rot gefütterte Mantel sichtbar wird, steht die düster schöne Hebräerin vor uns im Bewußtsein ihres schwer erkauften Sieges, die blutige Trophäe, das abgeschlagene Haupt des Holofernes, an seinem dichten Schopfe in der Linken haltend, während die Rechte noch krampfhaft die Mordwaffe umschlingt. Eine Ueberlieferung will wissen, der Maler habe in dem gewaltigen Kopfe des assyrischen Feldherrn seine eigenen Züge, in der schönen Jüdin die seiner Geliebten wiedergegeben und in der alten Dienerin deren Mutter vereinigt. Wie viel Wahres an dieser Sage ist, wird dahingestellt bleiben müssen. Indes steht es fest, daß die Maler seiner Zeit vielfach in ähnlicher Weise die Bildnisse ihnen nahestehender Persönlichkeiten wie auch ihre eigenen in ihre Gemälde verflochten haben.

M. B.

Die Erweiterungen Wiens.

(Hierzu das Bild Seite 350 und 351.)

Die Vereinigung Wiens mit seinen Vororten, diese jüngste und bedeutendste Vergrößerung der alten Kaiserstadt hat die Geschwister, Professor F. Kopallik und die bekannte Schriftstellerin A. Groner in Wien, angeregt, einzelne markante Objekte aus den Zeiten der verschiedenen, seit dem Bestehen Wiens urkundlich nachgewiesenen Erweiterungen in Wort und Bild darzustellen.

„Aus unserer Vaterstadt“ betitelt sich dieses Werk, welches von der Druckerei und Verlagsanstalt Joh. N. Vernay in Wien in sehr vornehmer Weise ausgestattet, 50 Illustrationen in viererlei Farben bietet.

Wir sind in der Lage, eine Anzahl dieser Illustrationen unseren Lesern vorzuführen und folgen in den nachstehenden Zeilen teilweise den Darlegungen des genannten Werkes, welches in sachgemäßer Weise und prägnanter Kürze die einzelnen räumlichen Erweiterungen Wiens schildert.

Die erste Erweiterung fand schon zu Beginn des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung statt. Die Römer waren damals unter Drusus und Tiberius über die Alpen gezogen und hatten in der keltischen Niederlassung Vindomina einen vorzüglichen Stützpunkt für ihre weiteren gegen die „Barbaren“ gerichteten Schritte erkannt. Bald erhob sich ein römischer Wachtturm auf dem Plateau jenes Hügels, auf welchem Vindomina stand, und in kürzester Zeit wußten die klugen Römer diese militärische Anlage, welcher sie den Namen Vindobona gaben, durch geeignete Befestigung ihren Zwecken nutzbar zu machen. Das römische Wien war bald ein Standlager, eine Zeltstadt mit Erdwällen, die unter Tiberius und Claudius von mehreren Kohorten bezogen wurde. Schon unter Vespasian wurde Vindobona zu einem Legionslager erweitert, und 4000—5000 Legionare waren hier ständig im Quartier. Nachdem die XIII. und die XXX. Legion viele Jahre hier zugebracht hatten, rückte in Vindobona die berühmte X. Legion ein, welche gegen 300 Jahre hier weilte und als die eigentliche Begründerin des römischen Wien angesehen werden kann. Der Erweiterung Vindobonas von einem Kohorten- zu einem Legions-Lager folgte unter Vespasian (69—79) die zweite, hierauf unter Mark Aurel (165—180) die dritte und unter Aurelian (270—275) die vierte Erweiterung.

Zu Zeiten des letztgenannten Herrschers hatte Vindobona bereits den Charakter einer Militärstadt verloren und war zur Munizipalstadt geworden. Als die Völkerwanderung hereinbrach, hatte Wien einen schweren Stand. Hunnen, Geten, Rugier, Longobarden, Avaren und Ungarn zogen über jene Völkerstraße, an welcher Wien gelegen, und wie ein Wunder ist es anzusehen, daß trotz der Verheerungen, welchen dieser Länderstrich wiederholt ausgesetzt war, die Stadt nicht dem Erdboden gleich gemacht wurde und — wie z. B. das wenig entfernte Carnuntum — unterging. Besonders die Raubzüge der Ungarn hatten Wien vielen Schaden zugefügt, und als im Jahre 1030 sich aufs neue die nie völlig ruhenden Feindseligkeiten zwischen Deutschen und Ungarn entspannen, mußten sich erstere zurückziehen, und letztere nahmen Wien ein, welches damals schon wieder eine feste, mauerumgürtete Stadt gewesen. Erst nach 12 Jahren konnten die Ungarn von hier vertrieben werden, und zwar entrissen ihnen die Babenberger Markgraf Adalbert und sein Sohn Leopold für immer das Land zwischen dem Kahlengebirge und der Leitha.

Nach einem weiteren Jahrhunderte (1137) wird uns wieder Kunde über das alte Wien. Markgraf Leopold IV. überläßt sein Patronatsrecht über die St. Peterskirche dem Passauer Bischofe Reginmar. In der betreffenden Urkunde wird die Stadt zum ersten male mit ihrem neuen Namen genannt, dessen Form zwar noch Schwankungen unterlag (wie andere Schriftstücke beweisen), aber dennoch schon die älteste Form abgeworfen hatte. Der Umfang Wiens war in jenen Tagen derselbe, den diese Stadt zu Römerzeiten gehabt. Es fing jedoch bereits an, einen bedeutenden Aufschwung zu nehmen; lag es ja an der Straße, welche die Kreuzfahrer zogen und wurde deshalb und weil es zugleich ein vielbesuchter Handelsplatz war, eine Fremdenstadt, die — rasch erblühend — bald zu den vornehmsten Städten des Mittelalters gehörte. Als Heinrich Jasomirgott, der erste Herzog von Oesterreich, aus politischen und anderen Gründen seinen bleibenden Sitz zu Wien aufschlug und die Burg bezog, welche damals „auf dem Hof“ stand, gewann Wien in jeder Beziehung, und zum erstenmale seit den Zeiten der Römer schritt man zu einer Erweiterung, welche sich vorwiegend gegen Osten hin erstreckte. Durch die Anlegung einer Häuserzeile (der Wollzeile) außerhalb der Stadtmauern schuf Jasomirgott die erste Vorstadt von Wien. Die zweite Erweiterung Wiens unter den Babenbergern erfolgte in den Jahren 1187—1194. Die Stadtmauer wurde so weit vorgeschoben, daß sich Wien beiläufig um das Doppelte seines früheren Umfanges erweiterte. Die dritte Vergrößerung verdankt die Stadt seinem glorreichen Herzog Leopold VII. Dieser erbaute sich u. a. vor der Stadt — in der Verlängerung des Kohlmarktes — eine neue Burg, um welche sich bald eine ausgedehnte Ansiedelung erhob. Neue Kirchen, Klöster, Spitäler und Höfe wurden errichtet, welche die Notwendigkeit einer abermaligen Hinausrückung der Stadtmauern ergab, damit gewisse Siedelungen wie z. B. den Freisinger-Hof, St. Jakob auf der Hülben, die Wollzeile ꝛc. in das Stadtgebiet einbezogen werden konnten. Die nächste Erweiterung Wiens fand unter dem Przemysliden Ottokar statt. Wien war zweimal in rasch folgenden Fristen durch große Feuersbrünste verheert worden. Ottokar schritt an den Neubau, und als Wien herrlicher denn früher erstanden war, begann er die Stadtmauern hinauszuschieben, welche nunmehr auch die Häuser der Singer- und Kärntner-Straße, die Hofburg, St. Michaelskirche und das Schottenkloster umfing.

Der Umfang der Stadt Wien veränderte sich seit dieser Zeit bis auf das jetzige Jahrhundert sehr wenig.

Die Bauthätigkeit wendete sich den zahlreichen, freien Plätzen im Innern zu — welche einer Verbauung sehr günstig waren — und der Entwicklung der Vorstädte.

Auch nach Aufhebung der Türkenbelagerungen (1529 und 1683) traten keine eigentlichen Erweiterungen ein, da die nach dieser Zeit emsig betriebenen Neu- und Umbauten lediglich auf die innere Gestaltung Wiens und auf die seiner Vorstädte von Einfluß war.

Bereits zu Zeiten Heinrichs Jasomirgott hatte die Stadt mehrere Türme und Thore. Im Laufe der Jahrhunderte wurden nun ab und zu teils neue Thore und Türme erbaut, teils alte demolirt, wofür zumeist Rücksichten auf die Erweiterung Wiens sowie fortifikatorische Erwägungen maßgebend waren. Diese letzteren bildeten auch den Grund zur Anlegung der Basteien, deren Bau in den Jahren 1545 bis 1562 bezw. 1546—1660 bewerkstelligt wurde, und mit deren Fertigstellung nach und nach die Thore und Türme ihren eigentlichen Zweck verloren. Diesen Befestigungen der inneren Stadt Wien folgte im Jahre 1704 auf Antrag des Prinzen Eugen die Umwallung der Vorstädte. Der rege Verkehr Wiens mit den außerhalb der Linienwälle gelegenen Vororten hatte zur Folge, daß im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts die ursprünglich für den Verkehr eröffneten Walldurchbrüche — kurzweg „Linien“ genannt — bald hier, bald dort vermehrt werden mußten. Der Fiskus fand es für zweckmäßig, an diese Linien die Aufschlagsämter zu verlegen, die Mauten hier einheben zu lassen, und seit dem Jahre 1830 wurde daselbst die an Stelle anderer Abgaben getretene Verzehrungssteuer entrichtet.

Die großartige Stadterweiterung, welche in den Jahren 1860—1870 durchgeführt wurde und auch die Anlage der Ringstraße im Gefolge hatte, bedingte schon früher die Demolirung der Basteien, wodurch der Verkehr zwischen der Stadt Wien und ihren Vorstädten wesentlich gefördert wurde. Mit dem Falle der Thore, Türme und später der Basteien wurde Wien seines mittelalterlichen Charakters entkleidet, und das neue Wien entstand. Nichtsdestoweniger hemmten jedoch die Linienwälle, dieses gewaltige, die Stadt und ihre Vorstädte umgebende Befestigungswerk, die Entwicklung der nach Erweiterung strebenden Großstadt.

Die auf Grund kaiserlicher Initiative verfügte und mit dem 21. Dezember 1891 in Kraft getretene Auflassung der Linienwälle und die damit verbundene administrative Vereinigung der Vororte Wiens mit der Stadt zu einer Gemeinde machen die schöne Residenz nicht nur zu einer der größten Städte der Erde, sondern verhelfen ihr auch zu der reizenden Thatsache innerhalb ihrer nunmehr so ausgedehnten Grenzen die lieblichsten Landschaften zu enthalten.

Wir sind somit an der bis jetzt letzten und größten Erweiterung angelangt, welche Wien seit seinem Bestehen zu verzeichnen hat. Wenn der nächste Frühling einzieht, wird mit der Demolirung der Linienwälle und „Linien“ begonnen werden, und voraussichtlich in kürzester Zeit entstehen an Stelle des beengenden, steinernen Ringes zeitgemäße Bauten und bewahrheiten abermals das Dichterwort: „Das Alte stürzt, und neues Leben blüht aus den Ruinen!“ Jene altehrwürdigen Ruinen einer ereignisreichen Vergangenheit festgehalten zu haben in Wort und Bild ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst von A. Groner und F. Kopallik, die ihrer Vaterstadt mit oben erwähnter Publikation einen beachtenswerten Dienst erwiesen haben.

„Voilà Moltke!“

(Hierzu das Bild Seite 357.)

In der kleinen rue du St. Pasteur in Reims fanden sich am Nachmittage des 3. Septembers 1870 wieder eine Anzahl der guten Spießbürger jenes bescheidenen Viertels im Café du commerce zusammen und plauderten über die welterschütternden Ereignisse der letzten Tage, über Sedan und den Zusammenbruch des französischen Kaiserreiches. Ersteres, die gewaltige, in so kurzer Entfernung von Reims geschlagene Schlacht, die furchtbare Niederlage der erst vor wenigen Tagen von hier zur Befreiung Bazaines abmarschirten Armee drängte letzteres noch in den Hintergrund. Man hatte auch bis jetzt nur unklare Nachrichten von den Vorkommnissen in Paris, denn die gestern eingerückten „Prussiens“ hatten sich ja des Telegraphenamtes bemächtigt und machten nur bekannt, was ihnen beliebte.

„Ja, diese Prussiens!“

„Aber glaubt mir, Nachbarn, es wäre gar nicht so arg mit ihnen, hätten sie nicht ihren Moltke. Sie sind alle nichts anderes als gefügige und, zu unserem Unglück sei es gesagt, ganz blind gehorsame Werkzeuge in der Hand dieses einen Mannes, dieses Moltke.“

„Alle Achtung vor Ihrem Urteil, monsieur le notaire, allein es scheint doch noch ein anderer, fast bedeutenderer Mann die preußischen Bewegungen zu leiten. Ich las vor dem unglückseligen Kriege und auch jetzt noch wiederholt von den Anordnungen ihres Generals Stafl oder Stab, wie er auch heißen mag. Der versteht doch wohl ebenso ...“ — „Mein guter Dumont, da haben Sie sich auch gründlich durch unsere Zeitungen täuschen lassen. Der preußische General Staff, von welchem einige unserer Kriegsberichterstatter sprachen, ist nichts anderes, als ihr grand état-major, ebenfalls eine Schöpfung dieses Generals von Moltke. Nein, nein, alles bei ihnen ist Moltke. Der hat ihre Armeen so aufgestellt, daß bei jeder Schlacht in Elsaß und Lothringen wenigstens zwei Deutsche gegen einen Franzosen und bei Sedan, soweit man bis jetzt urteilen kann, wenigstens drei gegen einen standen. Der allein ist es, dessen genau berechnete Maßnahmen den tapfern Bazaine in Metz festhalten, dessen nüchterne Anordnungen gerade durch ihre fehlerlose Richtigkeit jeden, selbst den genialsten Feldherrn, den man ihm gegenüber stellt, scheitern lassen werden.“

„Also halten Sie diesen Moltke für kein Genie wie Napoleon I.?“

„Nicht im geringsten. Er hat schon vor dem Kriege alles bis auf das kleinste Detail festgestellt. Er kennt alle Wege und Stege in ganz Frankreich besser wie wir Franzosen selbst. Er rechnet mit unseren großen Vorzügen und mit unseren kleinen Schwächen wie mit gegebenen Zahlen. An einer solchen noch dazu unermüdlich fleißigen Arbeitsmaschine müssen ja die größten Feldherrn zerschellen. Macht doch jeder von uns einmal einen Fehler und begeht einen Irrtum. Warum also nicht auch ein Mac Mahon, ein Bazaine u. s. w.? Dieser Moltke aber macht keinen. Dagegen benützt er sofort die seiner Gegner, und das Ende davon sind solche furchtbaren Tage wie die von Weißenburg, Wörth, Mars-la-Tour, Gravelotte und vor allen der entsetzliche von Sedan.“

„O, wenn nur eine Kugel diesen Moltke träfe, wenn sich nur ein tapferer, opferbereiter Vaterlandsfreund fände, der ihn mit einem Dolchstich ...“

Plötzlich wurde die Thüre des Café lärmend aufgerissen, ein Mann stürzte herein und rief so laut, daß jedermann es deutlich verstand: „Voilà Moltke!“

Digitized by Google

Zu rechter Zeit.

Roman von

Sophie Junghans.

(Fortsetzung.)

Der Landauer fuhr zuerst vor, und es gab ein lebhaftes Hin und Her des Einsteigens wegen; die Gesellschaft schien in bester Laune. Die älteren Herrschaften in den Landauer, hieß es unter Lachen. Ha, ha, niemand wollte dazu gehören: „Na, lieber Saint-Onge, ich bin der Wirt und stehe nach, und außer mir macht Ihnen doch wohl niemand das Alterspräsidium streitig. „Was, immer jung will er bleiben, der Schwerenöter!“ Das war Herr von Vanthorpe in seiner derben Art. Volmar konnte nicht umhin, dies alles zu hören und zu sehen, aber er zwang sich, nicht darauf zu achten, was in seiner nächsten Nähe, dicht hinter ihm, vorging, das heißt, wie der Wagen, den er führte, besetzt wurde. Er konnte es sich denken. Der Jagdwagen faßte bequem acht Personen. Die jüngern Herren und wahrscheinlich auch die junge Dame mit ihrer Chaperone würden darin Platz nehmen, ohne ihn übrigens weiter zu bemerken. Des Kutschers, dessen Rücken da seitwärts über einem thront, hat man kein Arg bei solchen Gelegenheiten.

Wenn aber Volmar gemeint hatte, der Beachtung ganz entgehen zu können, so hatte er dabei seines Gespannes nicht gedacht. Natürlich, daß die auffallend schönen Pferde die Blicke der Herren, Sportsfreunde, die sie doch alle waren, auf sich zogen. War man ja doch schon vom Zuge aus auf das Gefährt aufmerksam geworden.

So stand denn bald fast die ganze Gesellschaft um seine Füchse herum, sie lebhaft bewundernd. „Und gefahren wurden sie auch famos. Der Mann versteht seine Sache! Ah —“ der Sprecher stockte und lüftete zugleich höflich den Hut vor der Person auf dem Bocke, in der er jetzt etwas anderes, als einen gewöhnlichen Kutscher erkannte.

Volmar aber hörte und sah ihn nicht, denn seine Augen tranken einen andern Anblick, seine Ohren einen andern Laut; ein Wort nur, fragend von einer sanften Stimme gesprochen, aber dasselbe schloß die übrige Welt von seinen Sinnen aus.

In der rasch zunehmenden Dämmerung war die schlanke Gestalt des einzigen jungen Mädchens der Gesellschaft hastig an den Wagen mit dem hohen Kutschbock getreten. Alles jubelte in ihm; sie hatte erkannt, wer dort oben saß, trotz des Halblichtes! Und jetzt legte sie eine schmale Hand leicht an das Trittbrette, auf dem seine Füße standen, und sah zu ihm auf mit der kurzen Frage: „Sie!“

„Ja. Ich mochte die Pferde keinem andern anvertrauen, sie sind noch nicht lange eingefahren.“ Es war einstweilen nichts weiter zu sagen und das war auch nicht nötig; es kam kaum darauf an, was zwischen ihnen beiden gesprochen wurde, bei dem Reize, den die bloße Möglichkeit, einander einmal wieder mit der Stimme erreichen zu können, hatte für sie beide. Daß sie stand, zu seinen Füßen stand und zu ihm emporblicken mußte, während er über ihr saß, dies Mißverhältnis suchte er auszugleichen durch die ritterliche Verbindlichkeit in seiner Haltung, mit der er sich so tief wie es ging von seinem Sitze zu ihr niederbeugte, jede Linie des hübschen Kopfes ein Ausdruck der intensiven Aufmerksamkeit, mit der er ihr lauschte, sie betrachtete. Als er wieder sprach, war es eben nichts sehr Inhaltreiches oder Geistvolles; nur die paar Worte. „Sie sind gekommen, gnädiges Fräulein,“ und er sprach sie mit halbem Atem, wie ein reizendes Geheimnis.

Sie lächelte. „Ja, ich hatte selber kaum gehofft, daß es gehen würde. Wir bleiben —“

„Wie lange?“ unterbrach er fast flehentlich.

„Oh, lange — mindestens drei, vier Tage!“

Das nannte sie lange! Quälend scharf schnitt ihm dabei das Bewußtsein des unstäten Reiselebens, an das sie gewöhnt war, durch die Brust. Die Herren machten jetzt Miene einzusteigen. Der alte Baron stand drüben als letzter noch neben dem Landauer. Da rief Marie: „Papa!“ und als er sich zu ihr umwendete: „Du hast noch gar nicht gesehen — Herr Volmar.“

„Ach, Sie sind selber gekommen, lieber Volmar, das ist ja recht freundlich!“ rief der alte Vanthorpe mit der derben Stimme, die leicht etwas rücksichtsloses hatte. Marie, obgleich sie, in dem Gefühl, daß die Gefälligkeit des Administrators nicht übersehen werden dürfe, dies Erkennen selber herbeigeführt hatte, war doch jetzt nicht zufrieden mit der Art, wie dasselbe ausfiel. Keine Vorstellung des jungen Beamten bei den Herren der Gesellschaft! Es wäre eine solche hier freilich auch schwer zu bewerkstelligen gewesen. Aber abgesehen davon — daß Herrn von Vanthorpe sie auch nicht entfernt für nötig hielt, das war in seinem Benehmen nur allzu deutlich gewesen.

Der Landauer hatte seine Insassen aufgenommen, mußte aber warten, da die Füchse die andern Pferde nicht vorgelassen haben würden. Und nun füllte sich auch der Jagdwagen mit der jungen Gesellschaft. Volmar warf halb widerwillig einen Blick hinter sich, hatte aber die kleine, nichtsbedeutende Genugthuung, die ihn trotzdem innerlich froh machte: Fräulein Godehus, zunächst nach Madame L'Estoq einsteigend, setzte sich nicht neben diese Dame, sondern ihr gegenüber, gleichfalls an das innere Ende der Wagenbank, und war so dicht hinter ihm. Er würde, was sie während der Fahrt sprach, hören können, wenn er sich anstrengte.

Wie sehr that er das! Es war nicht leicht bei dem Räderrollen und dem Klappern acht wilder Hufe aus dem lustigen Stimmengewirr, welches dazwischen hinter ihm im Wagen erklang, auch noch klug zu werden. Aber die beiden Frauenstimmen, die scharfe, deutlich accentuirende der Französin und die andere, so viel sanftere, hörte er doch heraus. Nur erntete seine gespannte Aufmerksamkeit nicht viel: die Stimme, auf welche er wartete, erklang weit seltener als irgend eine andere der offenbar sehr aufgeräumten Gesellschaft.

Warum ihm das wohl that, wußte er kaum; aber jedenfalls war es ihm lieber so, als wenn die junge Dame eine der lautesten und lustigsten gewesen wäre.

Als sie vor dem Herrenhause im Hofe zu Almrod hielten, da litt es Herrn Wolfgang nicht mehr als Kutscher auf dem Bock, wo eigentlich sein Platz nun auch bis zu Ende gewesen wäre. Er gab dem neben ihm sitzenden Mann, Werner, die Zügel und sprang hinab, dem Anscheine nach damit er, neben den Köpfen der lebhaften Pferde stehend, diese nötigenfalls auch noch halten könne. In Wahrheit aber verschlang er mit den Augen die Scene des Absteigens der Gesellschaft vom Wagen, um mit grollendem Neid sich das Antlitz desjenigen Glücklichen einzuprägen, welcher eine gewisse leichte Gestalt herunterheben würde; eine Leistung, die bei der hohen Bauart dieser Wagen, da man seine Dame in der Luft schwebend empfängt und an sich nieder gleiten lassen muß, einer vollständigen Umarmung gleich kommt.

Es war wieder der Franzose. Ein hübsch gebauter und kräftiger Mensch übrigens, was er hier sehr gute Gelegenheit hatte zu zeigen. Wie lange er die Dame über sich in den ausgestreckten Armen hielt, fast wie in zärtlichem Spiel! Volle zehn Sekunden später berührten ihre schmalen Sohlen den Erdboden, als eigentlich nötig gewesen wäre!

Sie aber war sehr ruhig dabei geblieben. Sie rückte sich nicht, als sie jetzt wieder auf dem festen Erdboden stand, nach Damenart in halber Verlegenheit in ihren Kleidern wieder zurecht, sondern wendete sich mit leichtem Dank gleich von ihrem Helfer ab, und das feine Profil kehrte sich wie suchend um, bis der Blick auf eine hohe Gestalt traf, die bewegungslos neben den Pferden stand. Die Wagenlaterne warf einen unsichern Schein auf das Antlitz dieses Mannes, welches der Schirm der Jockeymütze, die er trug, beschattete; dasselbe erschien düster in diesem Lichte und war, so viel konnte sie gerade sehen, unverwandt nach ihr gerichtet.

In diesem Augenblicke war zufällig Baron Tom neben Marie und nun legte sie in einfachster Weise ihre Hand auf seinen Arm und leitete ihn, der ihr stets unbedingt folgte, die paar Schritte zu Wolfgang hin. Hier hob sie sich leicht, um das Ohr des Schwerhörigen zu erreichen, und sprach hinein: „Herr Volmar; er war so freundlich, uns selber zu fahren, er traut den Füchsen noch nicht recht,“ und der junge Baron, der gewohnt war, von ihr in dieser Weise zu irgend einer ihm zufallenden Höflichkeitspflicht angehalten zu werden, begriff, was er sollte, lüftete den Hut gegen den Administrator und stieß in seinen rauhen, bellenden Gaumentönen ein jedenfalls verbindlich gemeintes, undeutliches: „sehr freundlich“ und dann sogar noch „prächtig gefahren!“ hervor.

Eine wörtliche Erwiderung hätte wenig Zweck gehabt; Volmar dankte daher nur, die Mütze abnehmend, mit höflicher Verbeugung. Er sah selten vorteilhafter aus, als in gerade dieser Stellung, in welche seine Natur etwas ganz eigen Gewinnendes, man hätte sagen können, etwas vornehm Liebenswürdiges, zu legen wußte. Wenn er so, den hübschen blonden Kopf leicht vorgeneigt, die Kopfbedeckung mit der Rechten von sich abhaltend, stand, so wäre es auch dem Stumpfsten kaum möglich gewesen, den Gentleman in ihm zu verkennen.

Der junge Baron war schon wieder zu den übrigen getreten; unbedeckten Hauptes blieb Wolfgang so lange, bis auch Fräulein Godehus sich zögernd, die Augen bis zuletzt wie magnetisch von seinem stumm ihr folgenden Blick festgehalten, abgewandt hatte. Dann setzte er tief atmend die Mütze wieder auf. Durfte er glauben, war er nicht halb wahnsinnig, wenn er glaubte, daß es ihr ähnlich erginge, wie ihm? Daß sie den ziemlich willenlosen jungen Baron nur deshalb zu ihm geführt hatte, um ... um noch einmal in seine Nähe zu kommen, ehe sie für den Abend von einander getrennt wurden?

XVIII.

Da zu der Jagd auf Hochwild in dem mehrere Stunden weit sich erstreckenden prachtvollen Revier des Barons am andern Morgen um halb fünf Uhr schon aufgebrochen wurde, zu dieser Zeit aber bei recht kühler Luft ein dichter feiner Regen niederging, welcher die ganze Gegend in einen grauen Flor hüllte, so blieben die Damen von dem Ausfluge zurück, den sie bei gutem Wetter wahrscheinlich teilweise wenigstens mitgemacht hätten. So aber war die Sache gar zu wenig verlockend gewesen, besonders auch, da man noch etwas reisemüde war.

Sie hatten nun also in ungestörter Beschaulichkeit einen ziemlich langen Tag vor sich, denn die Herren wurden erst gegen Abend zurückerwartet. Hatte Fräulein Marie vielleicht tief in verschwiegenem Herzen die Aussicht nicht unangenehm gefunden, während dieses Tages hier und da in Haus oder Hof und Garten mit Wolfgang Volmar zusammenzutreffen, und deshalb die Idee der Teilnahme an der Jagdpartie bei dem schlechten Wetter sehr gleichmütig aufgegeben, so mußte sie eine leichte Enttäuschung erfahren: der Herr Administrator hatte, auf den Wunsch des Barons, die Herren begleitet.

Aber sie fand sich, ihrer Art nach, mit Gelassenheit auch da hinein und fühlte zudem eine leise Genugthuung über die Rücksicht des Barons gegen seinen Beamten. Es war ihr heimisch zu Mute in dem stattlichen aber einfachen, altmodischen Hause, welches dieser Mann jetzt bewohnte, und sie hatte vor, dasselbe heute mit Muße nach allen Richtungen hin zu durchstöbern.

Von Madame L'Estoq hatte sie keine Störung in der Art, wie sie ihren Tag hinzubringen dachte, zu gewärtigen. Die Französin gehörte zu den Menschen, die gleich überall zu Hause sind, eigentlich weil sie es nirgends ganz sind, weil sie von dem Orte, an dem sie sich befinden, möglichst wenig Notiz nehmen. Und so berührte sie das Wetter auch fast gar nicht. Sie richtete sich überall mit einer Beschäftigung ein; machte es sich auf dem Decke eines Dampfers während einer Ueberfahrt zwischen Koffern mit ihrer Handarbeit bequem, schrieb ihre Briefe in den Kaffeezimmern der Hotels ungestört durch alles, was um sie vorging, ließ sich im kleinsten Schlafzimmer der überfülltesten Pension, wenn man einmal in eine solche verschlagen wurde, gleich nach der Ankunft mit umständlichen Schneidereien und Garderobeveränderungen häuslich nieder, und alle die scheinbar unendlich vielen Kleinigkeiten, welche sie dann um sich her verbreitete, wie andere es nur im Behagen der intimsten Häuslichkeit sich gestatten, waren, wenn es not that, im Nu wieder zusammen gepackt, und Madame rühmte sich, daß sie jederzeit

und überall binnen fünf Minuten vollständig reisefertig sein könne.

So hatte sie den heutigen Tag, der regnerisch zu bleiben drohte, zum Briefe sortiren, wie sie sich ausdrückte, angesetzt, und der Tisch vor ihr war auch über und über mit Papieren, meist den dicken, eigensinnig in ihren Bruch zurückstrebenden englischen Briefbogen, die sehr große Schrift und nicht eben viel davon aufweisen, bedeckt; und das Sortiren schien einstweilen darin zu bestehen, daß Madame durch die meisten, nachdem sie einen kurzen Blick darauf geworfen hatte, einen kräftigen Querriß machte und sie neben sich auf den Fußboden warf.

Sie war mit dieser Beschäftigung in ihrem Schlafzimmer geblieben, um ungestörter und auch im bequemeren Bereich ihres Koffers zu sein, aus dem sie dann später eine andere Lectüre, ihr die allerinteressanteste von allen herauslangte, ein solide gebundenes Octavbüchlein mit verschiedenen Rubriken für Einträge: ihr Contobuch. Sie, die mit Geschriebenem sonst ungemein vorsichtig war, führte sehr sorgfältig Buch über ihre ziemlich einfachen Ausgaben und mannigfaltigen Einnahmen, was naturgemäß zur Folge hatte, daß diese Blätter absolut nicht vor andere Augen, als die ihren gehörten. Wenn zum Beispiel da unter den Einnahmen der letzten Zeit fünfhundert Mark sich verzeichnet fanden als ‚Geschenk von Baron Tony beim Wohnungswechsel von B.‘, so hätte die vortreffliche Dame ja die undenklichste Mühe gehabt, einem unberufenen Leser dieser Notiz dieselbe genügend zu erklären, ohne daß auf ihre Ehrbarkeit dabei ein nachteiliges Licht fiele, und vielleicht wäre es ihr nicht einmal gelungen. Für sie selber aber war es wichtig, auch in späterer Zeit noch genau zu wissen, wann und bei welcher Gelegenheit und unter welchen Umständen ein solcher Posten an sie gezahlt worden war.

Ihre Thüre hatte Madame trotzdem nicht verriegelt, denn sie würde, wenn jemand unversehens eingetreten wäre, mit aller Seelenruhe ihr Buch zugeklappt und vor den Augen des andern in ihren Koffer verschlossen haben.

Marie aber, die so ziemlich allein in Betracht gekommen wäre, dachte gar nicht daran, ihre Gesellschafterin zu stören. Das Wetter hellte sich während des Vormittags auf; sie schlenderte hinab, erst in den weiten gepflasterten Hof, der, von einer hohen, mit kleinem Wetterdach versehenen Mauer umgeben, ein beträchtliches Viereck bildete. Das Ganze hatte von hier aus mehr vom Herrensitz als vom Oekonomiegut und war keineswegs ohne malerischen Reiz. Eine Reihe schöner Platanen, in sonniger Ecke sogar ein Feigenbaum, wie in ‚Schloß Boncourt‘, und der ehrwürdige, alte, riesige Cactus im Freien an der Hauswand gaben Zeugnis von der bevorzugten, geschützten Lage des Gutes in einer ohnehin mit mildem Klima gesegneten Landschaft. Denn die alte steinerne Ballustrade vor dem Hause, der schöne, ebenfalls in Stein gehauene Brunnen, die fast durchweg grün verkleidete Mauer, das alles war anmutig schon in der Anlage. Einen wundervollen Schmuck bildete das tiefe, prunkende Rot des herbstlichen wilden Weines, der wie ein Prachtgewand über dem Gestein hing. Und die brennenden Blüten des Geraniums lachten aus den steinernen Vasen auf der Ballustrade der jungen Dame fast noch freundlicher entgegen, denn sie zeugten von einer Pflege, die noch jetzt und fortwährend diesem Fleckchen zuteil wurde. Der zur Zeit hier waltende Geist war also nicht nur auf das bare Nützliche aus, sondern hatte auch Freude am Schönen, an dem, was die Natur gewährt als Zugabe, als Ueberfluß des Lebens.

Im Garten hinter dem Hause fand Fräulein Marie wieder ihre Rechnung. Aehnlich einem Klostergarten war auch dieser ringsum von einer weit über mannshohen Mauer umgeben. Innerhalb dieses umfriedigten Bezirks aber welche Fülle, welche Ueppigkeit! Und wie völlig anders, als alles, was sie gewohnt war. Völlig fehlten hier die weiten, schimmernden Rasenflächen, auf denen der Luxus sich entfalten, der üppige Müßiggang in eleganten Spielen den Ueberschuß an körperlicher Lebendigkeit, von welcher niemals irgend eine Arbeit auch nur den geringsten Teil verzehrt hat, verwenden kann. Es fehlten die Beete mit fremdartigen Zierpflanzen aus allen Zonen der Erde, die uns übrigens im Laufe einiger Jahre nicht nur vertraut, sondern auch schon wieder langweilig geworden sind. Hier gab es Obst, Gemüse und Blumen, und alles stand so dicht, daß es nur eben Raum hatte zum Dasein, und trotzdem in fröhlich üppigem Gedeihen.

Trotz der vorgerückten Jahreszeit hatte, da der Sommer ein feuchter gewesen war, alles seinen Blätterschmuck noch festgehalten und glänzte saftig in der Nässe des Frühregens. Von kurzgeschorener Ordnung und fadengrader Sauberkeit war hier natürlich keine Rede, aber ebensowenig von Verwilderung und Verwahrlosung. Man merkte überall die sorgende Hand.

So schritt denn Fräulein Marie dahin, unter alten Obstbäumen, welche mächtige Aeste dunkelnd über den Pfad zwischen dem hohen feuchten Grase ausbreiteten, in ruhigem Genusse ihres Daseins und der Gegenwart, um welche aber hier ein leiser, vielleicht von den nächstkommenden Stunden und Tage ausgehender Reiz webte. Sie gelangte dann wieder auf den Hauptweg des Gartens, neben dem zwischen Buchsbaum die Blumenrabatten herliefen, und bückte sich hier und da nieder zu der holden Reseda; dieses fast das einzige Blumenkind des Jahres, welches noch kräftig blühte und duftete, in die spät herbstliche Umgebung abgeernteter Obstbäume hinein, in der von Blumengenossen ihm jetzt nur noch die steife Aster zur Seite geblieben war.

Und doch nicht nur diese; noch andere Blumen hingen einzeln zwischen ihrem feuchten, klebenden Laube, selber mit regenschweren Köpfen. Blumen, bei denen man sich wunderte, wie, bei ihrem Werte, der Sommer sie so gleichsam vergessen und achtlos hinter sich zurücklassen konnte; die edelsten Rosen nämlich. Von diesen scheinen ja einzelne Spätlinge so schwer, so ungern zu sterben, daß erst der Novemberfrost sie tötet, mit dem scharfen versehrenden Kusse.

Fräulein Marie Godehus liebte die Blumen, oder vielmehr, dieselben gehörten zu ihren Bedürfnissen als ein Luxusartikel mehr, um dessen Preis sie sich in ihrem geldverwöhnten Leben nicht zu kümmern brauchte. Strotzten doch überall wo die Banthorpes sich aufhielten, ihre Gemächer von den kostbarsten Blumenarrangements, welche Jahr aus Jahr ein der Gärtner sendete, zeitlose Geschöpfe der künstlichen Zucht, oder anderer Klimate, für die es einen Winter nicht gab. Veilchen und Maiglöckchen im Dezember, im Januar wundervolle Anemonen aus Italien; Rosen das ganze Jahr über in Hülle und Fülle; sie wußte es nicht anders.

So hatte sie auch jetzt, ohne viel dabei zu denken, dem frappant wirkenden kleinen Strauß in ihrer Hand — Reseda und lebhaft buntes Herbstlaub, besonders die schön gezackten, über und über blutrot gefärbten Blätter des wilden Weines — eine herrliche halboffene gelbe Rose mit kräftig bräunlichem Laube, die schönste, welche der Garten noch trug, gesellt. Zu spät aber wurde sie inne, daß sie hier nicht aus dem Vollen wählte wie sie es mit allen Dingen gewohnt war; daß die Rose vielmehr hier zu dieser Jahreszeit fast ein reizendes Wunder gewesen war. Und nun fiel es ihr aufs Herz, ob es nicht schade gewesen, sie zu brechen, und den Garten so, ihrer Laune folgend, seines letzten, unersetzlichen Schmuckes zu berauben!

Sie sah nach; Knospen waren wohl noch da, aber offenbar keine, die es mehr zum Erblühen bringen würde. Nun legte sie die Rechte liebevoll um die Blume, die sie in der linken Hand trug, und betrachtete dieselbe wie eine Kostbarkeit. Hatte doch schon alles was ihr hier, gerade hier, auf Hof Alnrod, unter die Augen trat, einen Wert und eine Bedeutung in sich, welche die Dinge anderswo nicht besaßen.

Sie war von dem Hauptpfade abgebogen und fand sich jetzt mehr im Bereich der Gemüse als dem der Blumen. Doch standen von letzteren gerade hier an den Kohlbeeten entlang noch eine ganze Reihe: duftlose, dauerhafte Geschlechter; das steife Tausendschön und gelbe Strohblumen. Und hier gewahrte Fräulein Godehus mit einem Male eine Gestalt, die unfern von ihr sich bückte und eifrig einen Strauß zusammenzusuchen schien. Eben richtete sich dieselbe auf; es war die Wirtschafterin, Fräulein Brandes. An dem nüchternen Ernste, mit dem sie zu Werke ging, merkte man, daß es nicht ein halb müßiger Zeitvertreib war, den sie pflegte: sie suchte für die Tafel heute abend, in deren Herrichtung sie eine Ehre setzte, noch diesen anspruchslosen Schmuck zusammen.

Jetzt bemerkte auch sie Marien, und sie schien verwundert. Die leichte sicher auftretende Figur in den praktischen und eleganten Reisekleidern sah allerdings auch mehr nach den Coupés internationaler Blitzzüge als nach diesem einsamen ländlichen Garten aus. „Ah, gnädiges Fräulein wollen sich einmal überall bei uns umsehen“, meinte sie grüßend. „Ja, für ein paar Tage geht das wohl, nicht wahr? Aber auf die Dauer sollte es Ihnen wohl weniger behagen in unserer Einfachheit hier!“

„O, ich weiß nicht“, sagte Fräulein Godehus langsam. „Es gefällt mir hier sehr gut.“

Sie hatte, als sie die Wirtschafterin mit den Blumen beschäftigt sah, ein leises enttäuschendes Mißbehagen empfunden; kaum wußte sie, warum. Die war also die Pflegerin des reizvollen stillen Gartens hier! „Die Blumen stehen wohl unter Ihrer besonderen Obhut?“ fragte sie jetzt, immer noch freundlich genug, aber doch so, wie man nach etwas fragt, dessen Bestätigung eine kleine Illusion zerstört.

„Nun, man thut was man kann dafür,“ sagte die gute Brandes resolut. „Aber viel Zeit bleibt einem für dergleichen nicht übrig.“ Sie schien zu einem kleinen Schwatz nicht abgeneigt und fuhr jetzt fort: „Nur gut, daß der Herr Administrator nicht alles, was ein bischen hübsch aussieht, gleich für Ueberfluß hält und eingehen läßt, wie so manche von den Herren. Die meisten meinen, sie wären keine guten Wirte, wenn sie nicht alles, was in der Landwirtschaft nur an Schmuck und Zier streift, mit einem wahren Gift verfolgten. Herr Volmar ist ganz anders. Er läßt mich von den Leuten zum Gärtnern haben, so oft ich welche brauche, was vor seiner Zeit immer die größten Schwierigkeiten hatte. Als er neulich zurückkam, ist in Hof und Garten tagelang gearbeitet worden, um alles wieder sauber und schön zu haben, da das während der Ernte hatte vernachlässigt werden müssen. Ihm entgeht ja überhaupt nichts; er hat die Augen überall. Aber da habe ich mich selber über ihn gewundert, und im Scherz gefragt: ‚Haben wir denn etwa Kaiserbesuch zu erwarten, daß Sie so schaffen?‘ Er lachte mich aus und sagte, wir hätten niemanden zu erwarten. Und das war ja auch wahr; denn daß wir die Herrschaft in diesem Jahre noch hier sehen würden, ahnte man doch damals nicht.“

„Nein“, sagte Fräulein Godehus leise und fühlte es dabei in ihren Wangen warm aufsteigen, während sie sich halb abwandte und ein derb gespreiztes Tausendschön brach; dasselbe paßte dann so schlecht zu ihrem feinfarbigen Sträußchen, daß sie die steife Dolde nachher, nicht ohne eine Regung des Bedauerns, wieder wegwarf. Die Wirtschafterin war jetzt zu ihr hinüber auf den Pfad gekommen, selber verwundert, daß sie da mit einem male neben dem lieblichen aber vornehm kühlen gnädigen Fräulein durch den Garten schritt. Obgleich sie, in ihrer verständigen Tüchtigkeit, durchaus nicht an Scheu vor höher Gestellten litt, war sie doch jetzt nicht ohne eine leichte Verlegenheit, wie das Gespräch wohl fortzuführen sei. Hätte sie geahnt, daß es der jungen Dame neben ihr nicht viel besser ging!

Marie nämlich wünschte ihr jetzt zuvorzukommen mit irgend einer Bemerkung, aus Furcht, die Unterhaltung könne sich schon wieder abwenden von dem Gegenstande, der für sie ein unerklärliches Interesse hatte. Und zugleich empfand sie Scheu, von demselben zu sprechen. Endlich begann sie: „Es mag hier viel zu thun sein für Herrn Volmar. Die Güter haben sich, wie ich höre, in der letzten Zeit bedeutend vergrößert.“

„Ja, aber er ist der Mann dafür“, sagte hier die Brandes unverzüglich und mit einer Art Begeisterung. „Der Herr Baron hat in letzter Zeit viel Geld in diese Besitzungen hineingesteckt, das ist wahr. Wir hier wunderten uns darüber, und doch auch wieder nicht, denn mit einem solchen Administrator riskirt der Herr nichts, das haben wir bald gemerkt: der ist der Sache mehr als gewachsen!“

Marie fühlte eine stäte innere Wärme des Vergnügens bei diesen Worten. Zwar erwiderte sie

mündlich nicht viel, aber die Brandes, die nicht auf den Kopf gefallen war, merkte doch, daß sie das Fräulein nicht langweile. Sie waren bis zum Ende des Gartens gekommen, da führte die Wirtschafterin zu der Ecke desselben, in welcher die eine Mauer im rechten Winkel auf die andere stieß. Hier aber war die Mauer durchbrochen und man blickte in einen weiten, ebenfalls unbefriedigten Bezirk: niedrige, halb unterirdische und nur wenig über dem Boden aufragende Glashäuser befanden sich hier und außerdem Pflanzungen, die Marie nicht kannte; alles in sauberster Ordnung und anscheinend in bestem Gedeihen.

„Das sind die Versuchsfelder des Herrn Volmar," sagte die Wirtschafterin; „hier hat er allerhand Kulturen, die er prüfen will, ob sie sich für unsern Boden eignen. Dies hier," auf ein Feld hochstämmiger Gewächse zur Seite deutend — „kennen gnädiges Fräulein wohl? Nicht? Das ist Taback, aber freilich nicht die Tabackpflanze, die man gewöhnlich sieht und die hier und da angebaut wird. Es ist eine neue, widerstandsfähige Sorte. In den Treibhäusern dort, da ziehen wir Tafeltrauben: das feinste, was es gibt ... da müssen sich gnädiges Fräulein einmal von Herrn Volmar selber hindurch führen lassen; es ist der Mühe wert!"

Hier verzog Fräulein Godehus ein klein wenig den hübschen Mund, als ob die Auskunft, die sie erhielt, doch nicht völlig nach ihrem Geschmack sei, und sagte:

„Ich hätte nicht gedacht, daß dieser Herr Volmar ein so großer Gärtner wäre."

„Gärtner!" wiederholte die Brandes erstaunt und sogar ein wenig verweisend. „Er ist Landwirt, und, wenn ich mir erlauben darf, das zu sagen, ein Landwirt im großen Stil, gnädiges Fräulein. Dahinein schlägt gar vielerlei. Wenn Sie die Herren Ihrer Gesellschaft fragen, die werden Ihnen sagen, daß dieser Herr Volmar von Pferden zum Beispiel so viel versteht, wie nur irgend einer von ihnen, und dem Herrn Baron Tiere heranzieht, einfährt und zureitet, die ihres Gleichen suchen. Das ergibt sich nun freilich wohl von selbst aus seinen früheren Verhältnissen."

„Seinen früheren Verhältnissen?" warf Fräulein Godehus fragend hin. Sie wußte nichts von denselben.

„Nun ich meine, daß er für eine Stellung, wie er sie jetzt inne hat, doch jedenfalls nicht erzogen ist, sondern für eine ganz andere Lebenssphäre," bemerkte Fräulein Brandes, die sich sehr wohl auszudrücken verstand. „Gnädiges Fräulein sind darüber aber wohl besser unterrichtet als ich."

„Ich? Nein; ich weiß gar nichts von dem Herrn", sagte Fräulein Marie kurz.

„Nicht?" meinte die Wirtschafterin wie harmlos verwundert. Wollte sie wirklich boshaft sein und nichts weiter hinzufügen? Als sich beide schon wieder in den Garten zurückgewandt hatten und Marie plötzlich verstummt, kaum noch hoffte auf einen Aufschluß, nach dem sie heftig verlangte, ohne daß sie ihn jedoch hätte durch eine weitere Frage herbeiführen mögen — da endlich begann die Brandes noch einmal.

„Sein Vater ist Landrat gewesen; die Mutter eine Adliche; sie waren eine sehr angesehene Familie. Ich weiß das von meinen Verwandten in Westfalen, die ich vorige Weihnachten nach langen Jahren einmal wieder besucht habe. Damals war der junge Herr eben hier bei uns eingetreten. Wodurch sie eigentlich um ihr Vermögen gekommen sind und ob sie gerade viel gehabt haben, weiß ich nicht. Sehr schlimm ist es aber für den jungen Volmar gewesen, daß er als Erbe eines Onkels, eines reichen Großgrundbesitzers und damit als künftiger großer Herr aufgewachsen ist. Denn als die Zeit kam, zu erben, da war nichts da ... Der Onkel, der ein wunderlicher Mann gewesen sein muß, hatte sich in bodenlose Unternehmungen eingelassen, und es gab einen gewaltigen Bankrott." Da von Fräulein Godehus weiter nichts als ein sanfter Laut der Teilnahme erfolgte, fuhr sie nach kurzer Pause fort:

„Ja, ja, Herr Volmar, so jung er ist, hat mancherlei erlebt. Ein Glück aber für ihn bei allem Unglück, daß er gerade zum Herrn Baron, hierher zu uns gekommen ist. Wissen Sie, gnädiges Fräulein, er hat die Umsicht, den weiten Blick, die Courage, möcht' ich sagen, die sonst nur der Eigentümer hat. Wie könnte er das alles aber anderswo in einer doch immerhin abhängigen Stellung bethätigen? Hier geht es, in unseren größeren Verhältnissen; der Herr Baron läßt ihm ja merkwürdig freie Hand, und steht sich gut dabei. Aber da verschwatze ich die Zeit" — sie waren am untern Ende des Gartenweges, wo derselbe auf eine Hinterpforte des Hauses stieß, angekommen, und die Wirtschafterin mochte dies für eine schickliche Gelegenheit zum Abbrechen des Gespräches halten, dem sie jetzt auch kurzer Hand ein Ende machte, obwohl das ihr vielleicht nicht zukam. „Wir haben noch mancherlei zu richten zum Diner heute. Mit dem Garten sind gnädiges Fräulein nun wohl fertig, an dem ist ja auch nicht viel zu sehen. Aber wenn es etwas mehr abgetrocknet ist, sollten Sie einmal einen Spaziergang durch den Park machen, der präsentirt sich auch jetzt ganz anders als früher, wo er völlig verwildert war. Herr Volmar hat aufräumen lassen, und ich hörte ihn sagen, es seien Baumpartien darin, die weit und breit ihres Gleichen suchten. Das alles kommt jetzt erst wieder zur Geltung."

Damit grüßte sie und empfahl sich. Es war, nach dem von ihr und Madame L'Estoq allein eingenommenen Gabelfrühstück und einigen stillen, aber für Marien dennoch nicht langweiligen Stunden Spätnachmittag geworden, als die junge Dame diesen Rat befolgte. Durch eine Seitenthüre des Gartens betrat sie den Park, der die Niederung zwischen Hof Almrod und der nächsten Hügelkette mit seinem Wipfelmeer ausfüllte.

Die Schatten mächtiger alter Bäume empfingen sie sofort. Auch hier war das tiefe, feuchte Grün noch kaum von den Herbstfarben gesprenkelt; grün so weit das Auge reichte, die Perspektive des schmalen Pfades entlang, auf dessen linker Seite kräftiges Haselgebüsch die Palissadenwand, welche den Park einfriedigte, verdeckte. Auf der anderen öffnete sich das Unterholz zwischen den hohen Stämmen zuweilen und gewährte reizvolle Ausblicke auf Wiesen und nähere und fernere schöne Baumgruppen. Das Ganze war in hohem Grade, was Güteragenten in ihren Prospekten herrschaftlich nennen; denn es atmete inmitten der betriebsamen Landschaft die vornehme Stille, welche da entsteht, wo weite Strecken dem Arbeitsverkehr entzogen und dem ausschließlichen Genusse Weniger reservirt werden.

Mochten die Fernblicke über den Parkrasen und die edelschönen Baumsilhouetten, die sich gegen ein Stückchen helleren Himmel abhoben, in ihrem Reiz an Poussinsche Landschaftsbilder erinnern — es war doch ernst, ja düster hier in dem sinkenden Lichte des Herbsttages, und Marie hatte gerade heute ein rastloses Verlangen nach etwas ganz anderem, als nach der schwermütigen Ruhe, die den Charakter ihrer jetzigen Umgebung ausmachte. Sie strebte vorwärts; sie erinnerte sich dunkel, von einem Aufenthalte hier vor Jahren, daß sich damals über das Parkgehege eine Art Sommerhäuschen erhoben hatte, von welchem aus man ziemlich weit sehen konnte. Und daß es sehr unterhaltend sein würde nach diesem stillem Nachmittage, etwa von dort aus die heimkehrende Jagdgesellschaft mit Papa und Tony zu erspähen, das durfte sie sich selber wohl eingestehen.

Sie hatte Glück gehabt. Sie war gerade auf den richtigen Weg geraten, an welchem der Holzpavillon lag. Indem der Pfad sie längs des Parkgeheges her führte, ein dunkler, feuchter Seitenweg, sah sie mit einem male das auf einem Unterbau von Balken erhöhte seltsame Holzhäuschen, einem großen Vogelbauer nicht unähnlich, in nächster Nähe vor sich.

Eine Anzahl Stufen führten hinauf, die Fräulein Godehus rasch erstieg. Und nun merkte sie, daß sie sich auf einer Art Luginsland befand, welcher wahrscheinlich für Jagdzwecke errichtet war. Das kleine Gelaß, dessen Vorderwand nur aus einer Brüstung bestand, gewährte von hier aus den Ausblick auf ein eigentümliches Bild, eine mäßig ansteigende, von nahen und fernen Waldrändern ganz eingefaßte, tief einsame Fläche von beträchtlicher Ausdehnung. Ein Teil derselben war bestellt gewesen — eine Ackerbreite neben der anderen, jetzt herbstliches Stoppelfeld, zog sich hier, rings von Wald umgeben, hin. Früher, bei reichem Wildstand — der sich jetzt, unter dem Baron Banthorpe erst wieder hob — mochte die junge Saat hier aber mehr dem genäschigen Wilde als dem Landmanne zu Gute gekommen sein. Und wahrscheinlich hatten dann die Jäger von hier aus das drüben vom Waldrande her wechselnde Hochwild abgeschossen.

Die junge Dame stand an der Brüstung ihres hölzernen Altans und blickte hinaus auf dies Waldbild tiefster abendlicher Stille, und so schön dasselbe war, sie seufzte ein wenig. Alles öde, so weit das Auge reichte: das Ganze machte den Eindruck als verliere sich tage- und wochenlang kein Mensch hierher. Und während sie hier stand, in weltverlassener Einsamkeit, langte vielleicht jetzt gerade im Hofe drüben die Jagdgesellschaft an, unter lustigem Halloh und Hörnerklang! Sie horchte angestrengt und glaubte jetzt mit einmal wirklich ferne Töne, die wohl von Hunden und Pferden und einem lebhaften Menschentruppe herrühren konnten, zu vernehmen. Gewiß kamen sie jetzt gerade in Almrod an! Und sie, sie würde zwanzig Minuten mindestens brauchen, um von diesem abgelegenen Fleck aus das Haus zu erreichen, und bis dahin war dort alles vorüber! Was war das? War Fräulein Marie Godehus, deren kühle Blasirtheit in ihrem Kreise sprichwörtlich war, mit einem Male so unterhaltungssüchtig geworden? Traten ihr jetzt nicht plötzlich die Thränen in die Augen, vor Verdruß, den Empfang der Jagdgesellschaft, eine Sache, die sie unzähligemal schon mitgemacht hatte, versäumt zu haben!

Nun, zu spät war es jedenfalls. Sie warf noch einen Blick bittern Mißmuts auf das unschuldige, schweigende Waldbild vor ihr, um sich dann dem Ausgang des Häuschen zuzuwenden. Da blieb dieser Blick an einem fernen Punkte haften, an dem sie — etwas Auffälliges in dieser tiefen Einsamkeit — eine Gestalt zu gewahren geglaubt hatte. Wahrscheinlich die eines alten Holzweibes; dieselbe bewegte sich, soviel war jetzt zu erkennen, in der Richtung nach Marien zu am Waldrande vorwärts.

Eine Holzträgerin war es aber nicht, überhaupt keine Frau, sondern ein Mann, wie eine fernere Minute scharfen Ausblickes die sehr guten Augen von Fräulein Marie vergewisserte. Ein Bauer von einem der benachbarten Dörfer, welcher den Weg durch den Wald und über Hof Almrod aus irgend einem Grunde ging; oder ein Gutsarbeiter, denn er trug, wie jetzt deutlich wurde, etwas über der Schulter, Hacke oder Rechen oder Sense wahrscheinlich.

Nein, auch nicht, denn der Mann trug sein Gerät, wie man eine Flinte am Riemen trägt. Und es war auch ein Gewehr, natürlich, wo hatte sie nur die Augen gehabt; es war gewiß einer von Papas Förstern oder der Flurschütz, der noch einmal vor Nacht seinen Bezirk abwandelte. Ein Mann in hohen Jagdstiefeln, der langsam die Waldlisière entlang schritt, als wäre er ermüdet, oder wie man auf aufgeweichtem Boden geht.

Wo mochte er hinwollen, oder vielmehr, wo mochte der Pfad ausmünden, auf dem er ging? Denn der Wald zog sich mit jenem Rande bis ganz in die Nähe des Parkes herab. Wahrscheinlich lief außen am Parkgehege ein Weg her, auf welchem man dann auch Hof Almrod in kurzer Zeit erreichen konnte.

Jetzt blieb der Mann einmal stehen und hob, prüfend und in die Luft hinaus witternd gleichsam, den Kopf, den er bisher gesenkt gehalten hatte wie jemand, der seiner Umgebung nicht acht hat. Und wie er dabei auf einen Augenblick im Schritt stockte, so schien das Herz Mariens plötzlich stille zu stehen. Er ging wieder weiter, da, er würde sie nicht sehen, nicht ahnen, daß sie hier stand! Und sie! sollte sie rufen? Hatte sie ihn denn mit voller Sicherheit erkannt? Was sollte, was konnte sie thun, um ihn noch einmal aufschauen zu lassen, um sich ihm bemerklich zu machen? Das Lebens lang ruhige Geschöpf war wie verwandelt, wie verzehrt von dem grenzenlosen Verlangen, jenen ahnungslos dahinschreitenden Mann zu erreichen mit irgend einer Wirkung ihres Wesens in die Ferne, zu verhindern, daß sein Schritt ihn unbewußt aus ihrem Bereiche fort von dannen trug!

Da, was war das? Er veränderte die Richtung oder vielmehr der Pfad, dem er folgte, schien den Waldrand zu verlassen und auf den Park zuzuführen. Daß ganz in ihrer Nähe, kaum fünf Schritte weit von ihrem Standort entfernt, ein Pförtchen im Parkgatter den mit der Oertlichkeit Vertrauten hier einen

wenig benutzten Aus- und Eingang gewährte, ahnte sie noch immer nicht, aber sie sah, wie jener, den sie jetzt zweifellos erkannt hatte, immer näher kam, sie nun bald sehen mußte, und wie vorhin vor Ueberraschung, dann vor Angst, er könne in der Ferne vorübergehen, so stand ihr jetzt vor Freude das Herz fast still.

Dem Manne dort, der mit der Büchse über der Schulter, langen, etwas müden Schrittes durch den regenschweren klebrigen Ackerboden näher kam, schien es gleich darauf nicht besser zu gehen. Er hatte einmal, wieder gleichgültig aufschauend, mit dem Blick an dem Parkgehege hergestreift. Da schärfte sich dieser Blick, der Fuß stockte, der Ausdruck jäher Ueberraschung blitzte auf in den grauen Augen unter den geraden Brauen, die sich in intensivem Schauen jetzt zusammenzogen. Fräulein Marie verhielt sich ganz stille, sie durfte es ja jetzt, sie gab gar kein Zeichen, bis sie an der Miene Volmars, denn dieser war es, sah, daß er seinen eigenen scharfen Jägeraugen immer noch nicht traute — und aus ihrer eigenen Erfahrung von wenigen Minuten vorher begriff sie so gut, warum! Es schien ihm zu viel des Glückes, sie so hier zu treffen! — Da lächelte sie ein wenig und neigte grüßend das Köpfchen gegen ihn. Und nun ging mit einemmale ein heller Schimmer der Glückseligkeit über seine Züge, und, sie konnte es nicht hindern und wollte auch gar nicht — er fand seinen Widerschein auf dem ihren.

(Fortsetzung folgt.)

Notizblätter.

Bühne.

Das neue einaktige Schauspiel „Heimkehr“ von Carl Müller-Rastatt, ein Familiendrama aus dem Seemannsleben in einer kleinen deutschen Hafenstadt, hat am Königlichen Hoftheater in Stuttgart seine erste Darstellung erlebt und eine sehr freundliche Aufnahme gefunden.

Karl Böttchers neues Drama „Ausgewiesen!“ wurde vom Stadttheater zu Frankfurt a. M. zur Aufführung angenommen.

Kultur und Wissenschaft.

Eine kostbare Sammlung hat der verstorbene Prinz Lucian Bonaparte der englischen Nation vermacht, nämlich sein bekanntes „Kabinet der chemischen Elemente“. Es enthält im ganzen sechzig Elemente in verschiedenen Mengen; einige sind äußerst wertvoll. Unter ihnen befindet sich das feinste und reinste Gold, Platin, 6½ Unzen Iridium (ein Stück ist so groß wie eine halbe Walnuß) und das noch theurere Germanium. Das letztere kostet sechzigmal so viel als Gold.

Die Universität Leipzig ist den Bestrebungen jener Damen, welche sich in Deutschland akademische Bildung aneignen wollen, ein wenig entgegen gekommen. Dort dürfen gegenwärtig zwanzig Studentinnen, meistens Amerikanerinnen und Engländerinnen, den Vorlesungen der Professoren beiwohnen. Sie zahlen jedoch kein Honorar, müssen sich auch vorher den betreffenden Dozenten vorstellen und um Eintrittserlaubnis zu den Kollegien bitten. So lange ihnen diese nur unentgeltlich gewährt wird, gelten sie selbstverständlich auch in Leipzig nicht als akademische Bürgerinnen.

Der Leichnam Innocenz III. (reg. von 1198—1216), eines der größten Päpste, der vor drei Jahren aus Perugia nach Rom gebracht und in einer Gruft der Kirche San Giovanni in Laterano niedergelegt war, wurde in das von Papst Leo XIII. errichtete Mausoleum übergeführt. Das Mausoleum steht rechts vom Seiteneingange der Kirche. Der Papst ist auf dem Sarkophag liegend dargestellt. In der Nische sind drei Basreliefs angebracht, in der Mitte Christus, rechts und links von ihm die Heiligen Franciscus und Dominicus. Zu beiden Seiten der Nische sind die Standbilder der Weisheit und Religion aufgestellt.

Ein römischer Mosaikboden wurde bei Wittingen an der Saar entdeckt; er hat eine Länge von 3,20 Meter und eine Breite von 2,50 Meter. Die Zeichnung des Mosaiks ist sehr schön. Bei den weiteren Ausgrabungen fand man Leitungen von Heizungen, sowie eine Wasserleitung von Hohlziegeln.

In der Universitätsbibliothek zu Dorpat sind beim Fällen eines tiefen Mauerschrankes unsäglich sehr wertvolle historische Schätze entdeckt worden. Unter den etwa 600 Dokumenten befindet sich die Korrespondenz des schwedischen Feldherrn und Staatsmannes Jacob de la Gardie und diejenige des Grafen Johann Oxenstierna. König Gustav Adolf ist mit sechzig Originalbriefen vertreten. Die Korrespondenz des Grafen Oxenstierna bietet neues Quellenmaterial zur Geschichte des westfälischen Friedens. Die Bearbeitung des reichen Fundes ist bereits eingeleitet worden.

In der Dresdener Galerie der Skulpturen wurde eine überraschende Entdeckung gemacht. Prof. Dr. Furtwängler aus Berlin hat dort zwei gute antike Kopien eines Werkes des Phidias nachgewiesen, einer Athene, die im Altertum mit den höchsten Lobsprüchen gefeiert wurde und sogar von ihrer Schönheit einen Beinamen erhalten hatte. Der Kopf dieses berühmten Werkes war merkwürdigerweise schon lange bekannt durch eine in Bologna befindliche Kopie, die aber von den Einen als Jünglingskopf, von den Anderen als Amazone und von den Dritten sogar als ein modernes Werk angesehen worden war. Er stellt Athene nämlich als friedliche Göttin ohne Helm dar. Es wird gegenwärtig an der Vereinigung der Statuen zu öffentlicher Aufstellung gearbeitet.

Ein Preisausschreiben für ärztliche Arbeiten und Mitteilungen aus der Praxis veranstaltet die in München erscheinende „Aerztliche Rundschau“. Mitteilung der Bedingungen und alles Nähere ist bei der Expedition derselben kostenfrei erhältlich.

Natur.

Ein ungeheures Kohlenlager ist in England entdeckt worden; es zieht sich von den Grenzen von Dudley viele Meilen weit durch Staffordshire und Worcestershire. Wie hervorragende Minen-Ingenieure berichten, erscheint das neue Kohlenlager, von dessen Vorhandensein man bisher keine Ahnung hatte, geradezu unerschöpflich.

Gesundheitspflege.

Zur Kreosotbehandlung der Tuberkulose schreibt Dr. Felix Semon in London, Herausgeber des internationalen Centralblattes für Laryngologie, im Dezemberhefte genannten Blattes: „Herr Professor Sommerbrodt ersucht uns unter Berufung auf seine Mitteilungen über die Behandlung und Heilung der Lungentuberkulose durch Kreosot (Berl. Klin. Wochenschrift 1887, sowie ibid. 1891 Nr. 7 u. 12) im Centralblatt zur Nachprüfung seiner Ergebnisse aufzufordern, da für ihn keine Zweifel mehr an dem Heilwert des Kreosots gegen die Tuberkulose existiren. Wir kommen seinem Wunsche um so lieber nach, da wir persönlich — obwohl uns nicht annähernd die Erfahrungen Prof. Sommerbrodts zur Verfügung stehen — mit dem genau nach seinen Anweisungen gebrauchten Mittel bessere Erfolge bei der Behandlung des allgemeinen tuberkulösen Prozesses erzielt haben, als mit irgend einem anderen uns bekannten Mittel. Die Hebung des Allgemeinbefindens und die Zunahme des Körpergewichtes bei methodischer Durchführung der Sommerbrodtschen Methode sind in der That höchst erfreuliche Befunde. Selbstverständlich verbinden wir die innere Darreichung des Kreosots in großen Dosen mit geeigneter Lokalbehandlung des Kehlkopfes in Fällen von Larynxtuberkulose.“

Gestorben.

Agostini, Domenico, Kardinal, Patriarch von Venedig, 66 Jahre alt, am 31. Dezember, in Venedig.

Biedersee, v., Otto, Rittergutsbesitzer, Vizepräsident des anhaltischen Landtages, 59 Jahre alt, Ende Dezember, in Bernburg.

Breitte, von der, Eduard, früher Mitglied des deutschen Reichstages 2c., 71 Jahre alt, am 20. Dez., in Minden a. d. Aller.

Devonshire, v., William Cavendish, Herzog, Marquis von Hartington, 15. Rat, Kanzler der Universität Cambridge, 83 Jahre alt, am 21. Dez., auf seinem Landsitze Holker Hall in Lancashire.

Freppel, Charles Emile, Bischof von Angers, Mitglied der franz. Deputirtenkammer und Führer der klerikalen Partei, Kirchenhistoriker, 64 Jahre alt, am 22. Dezember, in Paris.

Gerber, v., Karl Friedr. Wilh., Dr., 1 sächs. Staatsminister, vorzüglicher Rechtsdogmatiker, Publizist und Staatsmann, 68 Jahre alt, am 23. Dezember, in Dresden.

Gildemeister, Heinrich, früher Professor an der landwirtschaftlichen Akademie in Eldena bei Greifswald, 97 Jahre alt, am 8. Dezember in Bunkerhill im Staate Illinois, Nordamerika.

Godin, v., Christoph, Freiherr, k. bayr. Kämmerer und General der Inf. z. D., 55 Jahre alt, am 22. Dez., in Würzburg.

Hellinger, Anton, k. u. k. Feldmarschall-Lieutenant i. R., 61 Jahre alt, am 21. Dezember, in Wien.

Hille, Eduard, Professor, Universitäts-Musikdirektor, bekannter Komponist und Musikschriftsteller, Mitte Dezember, in Göttingen.

Hohenlohe-Langenburg, v., Victor, Prinz, engl. Admiral, bedeutender Bildhauer, 58 Jahre alt, am 31. Dezember, in London.

Jacobs, Victor, früher mehrmals belg. Minister, Deputirter, einer der Führer der Rechten, 53 Jahre alt, am 20. Dez., in Brüssel.

Janßen, Johannes, Prof., Geschichtsforscher, bekannter katholischer Historiker, früher Mitglied des deutschen Reichstages, 62 Jahre alt, am 24. Dezember, in Frankfurt a. M.

Kronecker, Leopold, Dr., Prof. an der Universität Berlin, hervorragender Mathematiker, 68 Jahre alt, am 29. Dez., in Berlin.

Laveleye, de, Emil Louis Victor, Baron, Dr., Professor der Staatswirtschaft an der Universität Lüttich, berühmter belgischer Publizist und Nationalökonom, 69 Jahre alt, am 3. Januar, in Doyon bei Lüttich.

Lipp, Eduard, Dr., Prof. der Medizin an der Universität Graz, Landtagsabgeordneter 2c., 69 Jahre alt, am 30. Dez., in Prag.

Marangos, röm.-kath. Erzbischof v. Athen, am 17. Dez., in Smyrna.

Morton, Maddison, bekannter engl. Dramendichter, 81 Jahre alt, am 19. Dezember, in London.

Neumann, Karl, bedeutender dänischer Marinemaler, 59 Jahre alt, am 18. Dezember, in Kopenhagen.

Ohly, Albert, Oberbürgermeister von Darmstadt und Mitglied der zweiten hess. Kammer, 62 Jahre alt, am 20. Dez., in Darmstadt.

Oser, Friedrich Heinrich, Pfarrer, namhafter Dichter namentlich geistlicher Lieder, 71 Jahre alt, am 15. Dez., in Benken bei Basel.

Paya y Rico, Miguel, Don, Cardinal, Erzbischof von Toledo, 80 Jahre alt, am 24. Dezember, in Toledo.

Rönne, v., Ludwig, früher Vizepräsident des Appellationsgerichtes in Glogau, Mitglied des deutschen Reichstages 2c., berühmter juristischer Schriftsteller, 87 Jahre alt, am 23. Dez., in Berlin.

Rußel, Joseph, großherzogl. bad. zweiter Hofkapellmeister, Komponist von Männerchören, Mitte Dezember, in Mainz.

Schwebel, Oskar, Dr., Pastor und Gymn.-Lehrer a. D., durch Schilderungen aus der Geschichte Berlins und der Mark Brandenburg bekannter Schriftsteller, 46 Jahre alt, am 27. Dez., in Berlin.

Taylor, Peter Alfred, englischer Politiker, einerzeit hervorragendes Mitglied der radikalen Partei, am 21. Dez., in Brighton.

Trautmer, Eduard, Dr., Tonkünstler, pädagogischer und philosophischer Schriftsteller, 67 Jahre alt, am 30. Dez., in Graz.

White, William Arthur, Sir, britischer Botschafter in Konstantinopel, 67 Jahre alt, am 28. Dezember, in Berlin.

Prinz Albert Victor von Großbritannien und seine Braut.

(Hiezu das Bildnis auf Seite 361.)

Wenn das englische Volk von jeher einen ganz besonders lebhaften Anteil an den Familienereignissen in seinem Königshause genommen hat, so ist dies besonders in hohem Maße bei der unlängst amtlich angekündigten Verlobung des zukünftigen Thronfolgers mit der Prinzessin Victoria Mary May von Teck der Fall gewesen. Die Nachricht war zwar eigentlich keine Ueberraschung mehr, da es schon seit ein paar Jahren allgemein bekannt war, daß der älteste Sohn des Prinzen von Wales, der Herzog von Clarence und Avondale, der Prinzessin May bei Bällen und Gesellschaften wie im Familienverkehr seine besondere Aufmerksamkeit widmete. Die Erklärung des Prinzen soll auf einem Feste, welches der frühere dänische Gesandte, Herr von Falbe, auf seinem Landgute Luton Hoo gab, stattgefunden haben. Am nächsten Tage begleitete der Vater der Prinzessin, der Herzog von Teck, den jungen Herzog zum Prinzen von Wales, der vorbehaltlich der Zustimmung der Königin seine Einwilligung zu der Verlobung gab. Gleich darauf fuhr der Bräutigam zu seiner königlichen Großmutter nach Windsor und empfing auch ihre Genehmigung. Die Verbindung findet bei der greisen Königin Victoria eine ebenso freudige Zustimmung wie bei ihrem

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.

Auflösung des Logogriphs Seite 323:

Inpotent — Impotent.

Rätsel.

Nimmst du erste du kurz, doch lang die andre, so hast du,
Kommst nicht zu Zeiten Besuch, dringend Reklurgsbedarf;
Aber die erste lang und kurz die andre, so wird dir
Was ein jeder von uns Sterblichen täglich bedarf.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 323:

T O N I
M A R I N E
A U S T E R
F E S T U N G
S T E R B E R
C H E N I E R
M A N D E L N
H A M B U R G
G A R D I N E
I R L A N D
I T A L I E N
V A L I N E
S T A N L E Y
S C H E R E R
S A N D A L
S P A N I E N
S C H A R E
C H E M I E
T A S U

Die fetten Buchstaben abwärts gelesen, geben „Tausend und eine Nacht.“

Auflösung des Scherzrebus Seite 323:

Ein Sekundenzeiger, Teil einer Uhr, befindet sich im Namen Attila. Also:

Ein Urteil im Namen des Königs.

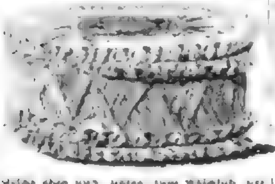
Diese Seite ist insbesondere den Interessen des Hauses und der Familie gewidmet. Sie will Winke und Anregungen zu förderlichem Thun und angenehmer Unterhaltung ertheilen, auf brauchbare Erfindungen hinweisen, gemeinnützigen Anregungen den Weg bahnen helfen.

Unter uns.

Wünsche aus den Kreisen unserer geschätzten Leser werden thunlichst berücksichtigt. Mittheilungen über eigene Erfahrungen, soweit sie sich zur Wiedergabe an dieser Stelle eignen, mit Dank verwendet. Alles hierauf Bezügliche ist zu richten an die Redaktion von „Ueber Land und Meer“ in Stuttgart.

Arbeitskorb aus Plüsch und Atlas.

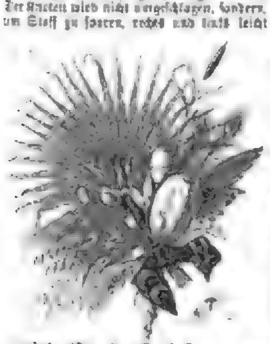
Für einen Ovalkorb von etwa 24 cm Länge, 17 cm Breite und 13 cm Höhe kann man jedes Restchen Plüsch, das wir in irgend einer Farbe besitzen, verwenden. Wir werden [illegible] Sternlein oder Stücke geschnitten, wie sie Fig. 1 zeigt. Diese werden an den Seiten umgelegt, damit eine feste Kante entsteht, und auf den Korb geheftet. Haben wir zweifarbigen Plüsch, so ist die Wirkung leicht zu erhöhen, wenn wir abwechselnd hell und dunkel bordeaux rot oder wechselnd bordeaux und oliv nehmen. Einen oder mehrere Streifchen Atlas von ca. 4 cm Breite schneiden wir an den Seiten in Zacken aus und legen diese als krause



Ruche oben und unten zum Abschluß um den Korb. Auch hier kann eine erhöhte Wirkung erzielt werden, indem wir uns etwas gewöhnliche Goldschnur von etwa 2 mm Durchmesser besorgen und diese als Band um die Rüsche legen. Der Deckel ist derart zu behandeln, daß ein ovales Stück Plüsch von 10 cm Länge und entsprechendem Breitendurchmesser mit Stichelein auf die Mitte des Deckels geheftet wird. Um das freibleibende Stück zu decken, schneiden wir ein Stück Atlas aus, legen diesen Teil um das Oval, so daß der Plüsch noch etwas bedeckt wird, und nähen dieses Stück fest, ziehen dann den Stoff nach dem Rande zu in hübsche Falten und nähen auch diese fest. Die Mitte kann ebenso mit Goldschnur einmal umlegt werden. In gleicher Art ist das Mittelfeld für ein Monogramm zu brauchen, das entweder in Gold gestickt oder durch Auflegen von Goldcanatille und etwas Goldfaden hergestellt wird. Passende Goldschnur für 20 bis 30 Pfennige und für 10 Pfennig glatte und 10 Pfennig krause Cantille liefert bei Einsendung des Betrages und des Portos Brenner, Berlin, C. [illegible]straße 33, als Briefsendung oder Warenprobe ohne Wert. L. E.

Ein Wandbouquet.

Wer, wie die werthe Fragestellerin, der vor allem diese Zeilen gelten, ein mit irgend welchen Ornamenten bestickes Tuch besitzt, das er gern entsprechend verwenden möchte, der verfahre etwa wie folgt: Ueber das Ornament Fächerpalme setze er einige Wedelalben; rechts vielleicht ein paar Pfauenfedern, darauf eine Grasbusch, die vorher getrocknet wurde — der innere Kern ist auf [illegible], von der eigentlichen Art zu befreien und dann erst zum Dekoriren zu verwenden. Auch kann leicht eine Handvoll getrockneter Getreideähren (Weizen, Roggen und Hafer) eingestellt werden. Sollten Tauben- oder Hühnerflügel zu bekommen sein, dann lassen auch diese sich gut verwenden, wie die rechte Seite zeigt. Zum Unterbrechen des Ganzen sind einige Makartkörbe zu beschaffen. Sollte Farbenreiz nicht gewünscht werden, können getrocknete Blumen, Disteln, Strohblumen 2c. diese ersetzen. Das Tuch ist nun als Schleife so zu legen, daß die Stickerei, wie die Zeichnung zeigt, in die Flügel zu liegen kommt. Der Knoten wird nicht umgeschlagen, sondern, um Stoff zu sparen, rechts und links leicht



verdeckt. (Fig. 2). Durch Darunterlegen eines Stückes von andersfarbenem Stoff kann die Wirkung verstärkt werden. Bezugsquelle der Blätter 2c. Thiele, Nachfolger Samenhandlung, Berlin W., Potsdamerstr. L. E.

Wohlriechende Wäsche 2c.

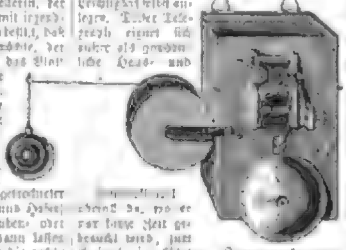
Für Wäsche- und Kleiderschränke, Handschuhkasten 2c. sind die sogenannten Riechkissen (Sachets), die mit wohlriechenden Substanzen angefüllt sind, das billigste Parfüm und gleichzeitig auch das nützlichste Mittel, um von den Wäschestücken 2c. schädliche Insekten zu vertreiben. Im Folgenden geben wir unsern lieben Leserinnen einige Vorschriften an die Hand, mittels deren sie der Wäsche, Handschuhen, Reisecoffres, Briefpapieren einen angenehmen, zarten Blumenduft ertheilen können. 1. „Rosen-Riechpulver“. 20 Gramm getrocknete Rosenblätter, 20 Gramm fein gepulvertes Santelholz werden auf das Innigste mit 7—8 Gramm Rosenholzöl vermischt. — 2. „Veilchen-Riechpulver“. 100 Gramm fein pulverisirte Veilchenwurzeln, 15 Gramm Bergamottschalen, 3 Gramm Gewürznelken, 3 Gramm Moschus, 50 Gr. Lavendelblüten werden auf das Feinste zerkleinert und durch ein feinmaschiges Sieb gesiebt. — 3. „Parade-Riechpulver.“ 125 Gramm Benzoe, 125 Gramm Storax, 125 Gramm pulverisirtes Rosenholz, 30 Gramm Gewürznelken, 25 Gramm Vanille, 1 Gramm Moschus werden im fein pulverisirten Zustand innigst zusammengemischt. — Jedes dieser innigst zusammengemischten Riechpulver füllt man in Seidensäckchen (Riechkissen, Sachets) aus schwarzer, blauer oder roter Seide, und werden diese Säckchen, welche man an denselben mit Seidenmaschen verziert, zwischen die Wäschegegenstände, Handschuhe, Briefpapiere 2c. gelegt. — Die Materialien zu den Riechpulvern liefert jeder Drogist. Kr.

Dampfnudeln.

Zu den Dampfnudeln aus Schwaben,
Muß man Mehl, ein Ei, Milch und Hefe haben;
Daraus wird ein leichter Teig gemacht
Und in die Nähe des Ofens gebracht.
Wird der Teig gehörig gegangen sein,
So formirt man daraus Nudeln klein,
Die man wieder läßt gehen gut,
Und nun in eine Pfanne thut.
Sie müssen braune Krustchen bekommen,
Drum wird viel Zucker und Butter genommen;
So viel Milch müssen sie auch noch kriegen,
Daß die Nudeln halb in derselben liegen;
Dann gehörig zugedeckt,
Daß der Dampf sie recht in die Höhe streckt.
Riechen sie, als wollten sie anbrennen,
So kann man daran erkennen,
Daß der Moment gekommen ist,
Wo man sie anrichten und genießt,
Nebst einer Milchsauce mit Vanill'
Oder Kompot, wenn man lieber will.
Die Krustchen lege man nach oben,
So wird das Werk den Meister loben. v. W.

Praktischer Haustelegraph.

Jedermann kann ohne fachkundige Hilfe den hier abgebildeten, transportabeln Haustelegraphen mit Leichtigkeit selbst anlegen. Dieser Telegraph eignet sich sowohl als gewöhnliche Haus- und



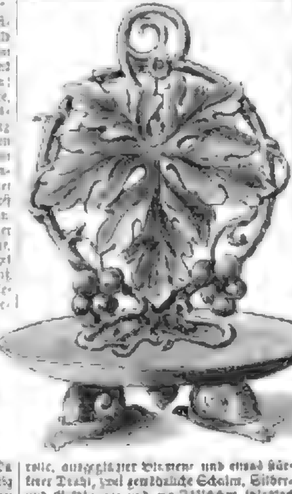
[illegible] ebenso da, wo er nur kurze Zeit gebraucht wird, zum Beispiel in Gärten, Sommerwohnungen, Bädern, auf großen Partien, auf freien Strecken (mit Telephon verbunden) 2c. Auch läßt sich dieser Telegraph noch zu anderen Zwecken benutzen. Man verbindet zum Beispiel eine Thüre damit so, daß beim Oeffnen derselben die entfernt angebrachte Glocke läutet, oder mit einer Uhr, daß dieselbe an entferntem Ort zu gewünschter Zeit weckt, oder die Stunden schlägt. Für Orte, wo viel Geräusch vermieden werden soll, ist eine Vorrichtung angebracht, um das Glockenwerk so zu stellen, daß es langsam und nach Belieben schwach anschlägt. Durch eine andere Vorrichtung kann man es so einrichten, daß die Glocke nur einmal läutet. Wie die Abbildung zeigt, sind Druckknopf, Draht, Element und Glocke vollständig zusammenhängend montirt. Die Enden des Drahtes sind durch die Trommel, auf welcher er sich befindet, und die dieselben haltenden Seitenschienen fortwährend in kontaktlicher Verbindung mit Glocke und Batterie. Man hat also nur nötig, den Kasten mit der Glocke an den gewünschten Ort zu hängen, wo es klingeln soll, und den Knopf mit dem Draht von der Trommel ab an den Ort zu ziehen, von wo geklingelt wird. — Es wird hierbei gänzlich vermieden, Löcher durch Mauern zu bohren, wie dies zum Beispiel bei mechanischen Klingelzügen der Fall ist; man zieht hier den sehr gut isolirten Draht bereits durch die Thüren oder die Fensterverkleidung und legt ihn oben in der Ecke in den Falz. Es schließen selten die Thüren so dicht, daß der Draht gedrückt werden könnte; sollte dies aber doch der Fall sein, dann schneide man mit einer Säge oder einem Messer eine kleine Rinne ein, in welcher der Draht liegen kann. Man kann auch von verschiedenen Orten Knöpfe oder sonstige Kontakte in ein und dieselbe Glocke leiten. Das zu diesem transportabeln Haustelegraphen erforderliche Element, welches Ferd. Hubert in Neisse (Provinz Schlesien) liefert, ist mit keinerlei Säure, sondern nur mit trockener Masse gefüllt. Ein derartiges Element arbeitet auf eine Entfernung von 150 Meter noch sehr kräftig und braucht erst nach 1½ bis zwei Jahren durch ein neues ersetzt zu werden. Dieser Haustelegraph, welcher selbst dem best ausgestatteten Zimmer zur Zierde gereicht, da er vorzüglich gearbeitet ist, ist 20 Centimeter hoch, 11 Centimeter breit und tief. Haushaltungsvorstände machen wir auf diesen Apparat aufmerksam. H. K.

Balltoiletten.

Noch ehe Prinz Karneval sein Szepter schwingt, sind unsere Schönen beschäftigt, sich ihm zu Ehren zu schmücken. Da wird gerafft und drapiert, in Tüll, Spitzen und Blumen komponirt, mit dem Aufgebote aller Kunst an effektvollen Tüll- und Gazestickereien gearbeitet, daß man meinen sollte, solch ein modernes Tanzpoem habe in Anbetracht der auf dasselbe verwendeten Sorgfalt eine nach Jahrzehnten zu bemessende Dauer. Gefehlt! Oft ist es schon nach den Freuden einer einzigen Ballnacht dahin, die Rüschen und Blumen geknickt, die Schleppe abgetreten, die kranz gezogene Taille unansehnlich, die hoch gepufften Aermel wie schlaftrunken herabhängend; wo bleibt dann die vielgerühmte Poesie des ersten Ballkleides? Es ist, wie der technische Ausdruck lautet: „Chiffon!“ — Um nun aber das mit so vielen Kosten auszustattende Ballkostüm nicht so bald der Vergänglichkeit alles Irdischen anheimfallen zu lassen, schlägt Dame Mode uns vor, es heuer aus Atlas fertigen zu lassen; selbst für junge Mädchen sieht man weiße, rosa, blaue, nilgrüne, cremefarbige Atlaskleider in Vorbereitung; die Röcke sind schräg geschnitten, längs der Nähte mit eingesetzten Krepp-Plissés oder Rüschen geziert, [illegible] gleiche Garnitur, deren Eleganz durch eingestickte Knospen oder farbige Blumenblätter erhöht wird. Die Taille zeigt im Stil Directoire [illegible] ist rund ausgeschnitten, so daß die Schultern fast freistehen, statt der Aermel Blumenkränze mit überhängender Rüsche, auf der sich Filigranschmetterlinge, auch Vögel wiegen. — Es läßt sich nicht leugnen, daß die modernen Ballroben praktischer und eleganter sind als die aus duftiger Gaze gefertigten; poetischer sind sie wohl kaum. Man hat sich daran gewöhnt, die Jüngerinnen Terpsichores in ätherisch-leichten, wolkenartig drapirten Kleidchen beim Klange rhythmischer Weise auf dem Parket des Ballsaales dahinfliegen zu sehen und wird sich schwerlich mit den in schwere Seide gekleideten Balldamen befreunden können, die dem neuesten Modediktat zufolge sogar Watteaufalten und den Hals verhüllende Gazewolken tragen sollen. Da die Watteau-Schleppe das Tanzkleid unnötig beschweren würde, hilft man sich, dem Watteaugenre Rechnung tragend, indem man breite Atlas- oder Moiréebänder in Schleifenform ab an den Taillenausschnitt befestigt und sie in langen Enden bis zum Saum der Robe herabfallen läßt. In ähnlicher Art werden auch Crêpe- und Gazeschleier verwendet, die dann dem Ballkleide ein leichteres, zierlich-duftiges Ansehen gewähren. Zum Schmuck der Ballroben wird man viel Goldstickerei, auch handbreite Goldgürtel, die vorn in niederhangenden Goldschnüren endigen oder mit breiten Schnallen von Goldfiligran abgegrenzt sind, verwenden. Den lieblichen Kindern Floras soll nur, sobald sie vereinzelt auftreten, Platz gegönnt werden; Streublümchen in den Rüschen, zwischen den Puffen angebracht, gelten als „letzte Mode“; Kränze, Guirlanden, Touffs sind unzulässig. Auch im Haar garnirt man nur einzelne Blumen, zwischen denselben Gold- oder Silberspangen, Perlen, Goldbänder 2c. — Aeltere Damen tragen statt der Blumen Straußfederngarnituren in zum Kleide passenden, lebhaft schillernden Farben; Reiherfedern, goldschillernde Kolibris, nicht selten auch weiße Tauben sieht man im Verein mit Straußfedertöpfen zum Aufputz der Galaroben verwendet. — Schleppen werden etwa 30 Centimeter hoch abgerundet, um einen besseren Faltenwurf zu erzielen. — Die Taillen sind oft teils mit dem Rock in Einem geschnitten, teils schneidig, oben mit reich gestickter Tüllerie abschließend. Handschuhe werden heuer genau zum Stoff der Kleider passend gewählt und so hoch hinaufgestreift, daß sie, ohne den Arm sichtbar werden zu lassen, am Kleid anstoßen. — Zu den Neuheiten der Saison zählen Ballfächer aus farbigen, zum Kleide passenden Seidenstoffen, deren Mitten mit dem Monogramm der Trägerin geziert ist; die Seitenteile des Fächers sind aus schwarzem Gestell gefertigt, mit Spitzen garnirt. Trotz aller Eleganz dieser neuen, nach der spanischen Seidenstrickerei „Espagnol“ genannten Fächer ist nicht ausgeschlossen, daß manche Dame, die ohne Fächer, oder mit einem einfachen, aus Gaze gefertigten zum Ball geht, sich besser amüsiren wird, als manche stolze Ballkönigin, der ein ganzes Mode-Arsenal zur Verfügung steht. J. v.

Das Modelliren mit Gummikautschukmasse.

Vielen werten Leserinnen und Lesern dürften noch die seinerzeit so beliebten „Lederblumenarbeiten“ bekannt sein, welche, da sie trotz bester Ausführung recht hart und unnatürlich aussahen, jetzt, und nicht mit Unrecht, den Modellirarbeiten mit Gummikautschukmasse (Kautschuk) weichen mußten. Diese sehr bildsame und leicht zu verarbeitende Masse ist in allen Mal- und Zeichenrequisitenhandlungen, die sich mit dem Vertrieb von Modellirmaterialien befassen, erhältlich und kann sogleich nach dem Erweichen in heißem Wasser ohne weitere Vorbereitung verwendet werden. Wie seinerzeit zu den Lederblumenarbeiten bedarf es auch hier außer gutem Geschmacke und einigem Geschick weder eines geschulten Zeichentalentes noch besonderer Werkzeuge oder anderweitiger teurer Behelfe. Das beste Modellirwerkzeug besitzen wir in den Fingern, mit welchen den Blättern und Blumen die lebhaften natürlichen Formen gegeben werden können; zum Ausschneiden dienen eine kleine Schere und ein spitzes Messerchen; Einkerbungen von Rippen und dergleichen werden mit einer Stricknadel oder einem zugespitzten Hölzchen gemacht. Ein glattes Brett, einige Bogen Pergamentpapier, eine kleine Holz-



rolle, ausgeglühter Blumen- und etwas stärkerer Draht, zwei gewöhnliche Schalen, Silber- und Goldbronze und ein Fläschchen Goldlack nebst einigen Pinseln reichen für bescheidene Ansprüche vollkommen aus. Unerheblich, aber fast notwendig sind Blattformen, welche man nach natürlichen Pflanzenblättern und Blüten aus Pergament oder anderem starkem Papier schneidet, in letzterem Falle auch mit Oel oder Firniß tränkt, und die als Muster zu dienen haben. Nebenbei sei bemerkt, daß man solche verschiedene Formen so viel wie möglich vorrätig haben soll. Schon die beigegebenen wenigen Abbildungen lassen erraten, welche und in welch mannigfaltiger Weise Gegenstände mit Kautschukmasse verziert werden können. Bei geschickter Ausführung sehen derlei Sachen zierlichen Bronzegüssen überraschend ähnlich und sind auch, falls sie nicht übermäßiger Hitze ausgesetzt werden, sehr dauerhaft. Mit Bezug auf das Material eignen sich nebst vielen Holzgegenständen auch Terracotta-Blumentöpfe, Vasen, Tassen, Schalen, Teller, Körbchen, Leuchter und dergleichen, weniger aber Gefäße aus Porzellan mit glatten Oberflächen. Als Vorlagen sind nebst vielen für Holzschnitzerei, Holzmalerei und Brandtechnik entworfenen Musterblättern auch manche der in verschiedenen Zeitschriften enthaltenen Musterzeichnungen verwendbar. Jene, die in der Herstellung von Papier- oder Lederblumen bewandert sind, werden bezüglich der Musterwahl kaum im Zweifel sein, aber auch andere nach nur wenigen Versuchen hierin bald das Richtige treffen. Während der Arbeit sind immer zwei Schalen, und zwar eine mit warmem, die andere mit kaltem Wasser gefüllt, bereit zu halten und müssen sowohl die Hände wie auch die Werkzeuge immer stark benetzt sein, da sonst die Masse klebt und dann sehr schwer loszumachen ist. Sie wird durch Einlegen in das warme Wasser erweicht, dann auf das mit befeuchtetem Pergamentpapier bedeckte Brett gegeben und mit der nassen Holzrolle zu einer dünnen Platte ausgewalzt. Das Ausschneiden der Blätter wird genau nach den aufgelegten und benetzten Mustern mit der Schere, das Ausgezackte mit dem Messerklinge vorgenommen, Stengel werden aus schmalen Streifchen durch Wälzen auf dem Brette, Beeren aus Kügelchen geformt und dann des Formen aller Blätter mit den Fingern und den schon früher erwähnten Werkzeugen ausgeführt, worauf sodann die Teile behufs des Erstarrens in das kalte Wasser zu legen sind. Unbrauchbare Abfälle kommen nicht vor, da alle Abschnitzel und andere Ueberbleibsel zusammengeknetet und zur weiteren Verarbeitung verwendet werden können. Für die Ranken, Sträuße und dergleichen werden die Blätter einzeln gefertigt und diese erst hierauf nach dem Muster zusammengesetzt. Bei Modellirungen, die besonders plastisch hervortreten oder auch freistehen und daher besondere Festigkeit besitzen sollen, — wie zum Beispiel bei dem abgebildeten Taschentuchständer — werden die betreffenden Stellen auf der Rückseite mit ausgeglühtem Draht unterlegt, der in die entsprechenden Formen zu biegen ist. Da die Masse, wenn trocken und erstarrt, sehr klebrig ist und auf Holz, Stein, mattirtem Glas, Terracotta und so weiter festhaftet, so gestaltet sich das Zusammensetzen sehr einfach und bedarf es bloß nur, die zu befestigenden Stellen der geformten Teile gut zu trocknen und zu erwärmen, dann rasch an die richtigen Plätze zu legen und mäßig aufzudrücken. Ein erhitztes Drahtstückchen leistet bei dem Zusammensetzen ebenfalls vortreffliche Dienste. Das Bronziren kann mit flüssiger oder auch pulverförmiger Bronze stattfinden, doch sollte hiebei der Gegenstand nicht in gleichmäßiger Schichte überzogen, sondern derart gehalten werden, daß nur die höchsten Stellen kräftig gut gedeckt erscheinen, an den übrigen Partien aber der dunkle Grund den Schattierungen entsprechend mehr oder weniger durchschimmert. Der Verwendung des Bronzepulvers hat ein dünner Kopallackanstrich oder auch die Grundierung mit Oelfarbe, die mit Terpentinöl verdünnt wird, vorauszugehen, worauf dann, wenn dieser Ueberzug nur noch schwach klebt, die betreffenden Stellen mit dem Bronzepulver mittels eines Pinsels oder des Fingers zu betupfen sind. Schließlich erhält das Ganze einen zarten Ueberzug von Goldlack. Zum Grunde dürften die beigegebenen Abbildungen gute Dienste leisten. Der Papiermesserständer bietet eine Arbeit einfacher Art. Die zwei Blätter, die Beeren und der Stiel sind einzeln herzustellen und werden dann ersteres an die Enden des letzteren gesetzt, worauf dieser in die Schlinge zu biegen und das Ganze auf eine Bein- oder Holzklinge zu kitten ist. Letztere wird nicht bronzirt. Bei dem Gestänge für ein Kämmchen oder einen Kastendeckel sind ebenfalls alle Blätter einzeln anzufertigen, wobei die Zacken, nachdem den Blättern mit der Schere die äußere Form gegeben wurde, mit

der Messerklinge zu [illegible] sind. Nach dem Zusammensetzen können die Stiele und Blätter grün, die Stielen silbern und die Rosenknospen rot bemalt werden, wobei ein Unterlegen oder Ausbessern mit den passenden Oelfarben vorausgehen kann. Das Ganze erhält dann einen zarten Ueberzug von Goldlack. Zum Taschentuchständer ist außer dem gewöhnlichen Teller noch eine Aufsteckscheibe oder ein Nadel- und geglühter Draht zum [illegible] aus der Masse zu formenden Knopf [illegible], welches dann in der oberen Mittelöffnung hervortretende Ahrhälchen noch zu vergessen ist. Das Ganze erhält an der Rückseite eine stärkere Drahtstütze. Hat man im Modelliren einige Fertigkeit erreicht, so kann es nicht schwer fallen, auch Nachbildungen von niederen Tierwelt, zum Beispiel kleine Schlangen, Eidechsen, Frösche, Käfer und so weiter geschickt zu formen, welche dann als Verzierungen von Briefbeschwerern und anderen Gegenständen besonders gut verwendet werden können. Bgm.

[illegible]

„Sie haben eine recht nette Aufsicht geführt, Mademoiselle,“ sprach der Mexikaner. „Ich finde hübsche Zustände vor. Was haben Sie sich dabei gedacht, daß Sie Maria ins Theater führten? Ich denke mir, daß Ihre Vergnügungssucht die ganze Schuld trägt.“

Die Französin blitzte ihn zornig mit ihren schönen Augen an, hob Ines auf und setzte sie dem Vater auf den Schoß.

„Da haben Sie sie, hüten Sie die Mädchen selber,“ sprach sie, wandte ihm den Rücken und ging weg.

Herr Tejada ließ Ines von seinem Knie hinabgleiten, sprang auf und ging der Französin nach.

„Was soll das bedeuten?“ fragte er.

„Daß ich weggehe, mein Herr. Bilden Sie sich ein, ich wäre eine Ihrer Sklavinnen von da unten? Es thut Ihnen wohl nur leid, daß Sie mich nicht peitschen lassen können. Gehen Sie! Sie sind ein Grobian!“

„Mademoiselle, Sie haben mich mißverstanden.“

„War nicht gut möglich, Sie waren sehr deutlich. Was wollen Sie? Es sind Ihre Kinder. Wenn Sie Ihre Pflicht gethan hätten, anstatt sich in Paris und an der Seeküste zu amüsiren, so könnten Sie mir keine Vorwürfe machen, denn dann hätten Sie die Mädchen bei sich behalten. Ich bezweifle nur, daß Sie mehr Glück gehabt hätten als ich.“

„Nehmen Sie doch ein rasches Wort nicht gleich übel, Mademoiselle! Wundern Sie sich, daß ich in Aufregung bin, wenn ich sehe, daß meine Tochter sich in einen Komödianten vergafft hat?“

„Sie hätte sich in einen Schlimmern vergaffen können, wenn sie in Ihrer Gesellschaft gewesen wäre.“

„Caracho, das Frauenzimmer hat recht!“ rief Herr Tejada. „Sie sind ein resolutes Dämchen, meine liebe Demoiselle. Ich wünschte, Sie wendeten Ihre Energie auch dafür auf, die Geschichte wieder gutzumachen. Was würden Sie thun, Fräulein Dubois? Maria droht, sich das Leben zu nehmen.“

Unter diesem Gespräch hatten beide die Terrasse verlassen und den untern Teil der Promenade erreicht, als Ines, die hinterher lief und zuhörte, plötzlich mit heller Stimme rief: „Dort kommt Herr Kirsten mit Fräulein del Ponte!“

„Wo?“ fragte Herr Tejada drohend.

„Hier,“ entgegnete die Französin und ging alsbald auf die Schauspielerin zu, die mit glücklichem Gesichte an der Seite ihres Bruders daherschritt. Er trug eine Reisetasche und schien von der Station zu kommen. Herr Tejada folgte der Französin auf dem Fuße und blickte den Schauspieler finster an.

„Also das ist der Herr!“ sagte er auf spanisch, während die Damen sich begrüßten und die Französin eine gegenseitige höfliche Vorstellung ins Werk zu setzen bemüht war.

Der Ton des Mexikaners war zum mindesten unhöflich, und Herr Kirsten verstand, obwohl das Spanische ihm spanisch war. Er erhob stolz den Kopf und sah den Vater der dunkelfarbigen jungen Dame, die er liebte, mit der Haltung eines Mannes an, der nicht Willens ist, sich irgend etwas gefallen zu lassen. Beide Männer maßen sich gegenseitig mit dem Blicke, und Herr Tejada mußte sich eingestehen, daß der junge Schauspieler keine unvorteilhafte Figur spiele. Eduard Kirsten war schlank gewachsen und hatte, wie sein Direktor sich abfällig hatte vernehmen lassen, schöne Beine. Aber er besaß noch andere Vorzüge: er hatte ein sehr wohlgeformtes Gesicht und ein Paar Augen, die zugleich von Männlichkeit und gutem Humor sprachen.

„Junger Mann,“ sagte der Mexikaner auf französisch, „haben Sie die Gefälligkeit, mich zu begleiten.“

„Was wünscht der Herr?“ fragte Eduard.

Die Damen erklärten, was Herr Tejada wünschte, und Fräulein Dubois bot sich als Dolmetscherin an. Fräulein del Ponte blieb aber auch da, und so wurde das Gespräch, das der Mexikaner hatte unter vier Augen führen wollen, in Gesellschaft fortgesetzt.

„Junger Mann, ich habe gehört, daß Sie sich meiner Tochter genähert haben,“ sprach der Mexikaner. „Sie begreifen, daß mir das nicht angenehm ist. Ich muß Sie dringend auffordern, alle Versuche aufzugeben, nach dieser Richtung hin ein Geschäft zu machen. Verstehen Sie mich?“

„Nein,“ entgegnete Eduard. „Ich verstehe Sie gar nicht, denn ich will nicht annehmen, daß Sie mir unverschämte Zumutungen stellen.“

Herr Tejada blickte Dolche, aber der Schauspieler sah den Gegner furchtlos an. Seine blauen Augen glänzten kühn und trotzig, der Mexikaner merkte, mit wem er zu thun hatte.

„Wenn ich Sie in Mexiko vor mir hätte, würde ich Sie niederschießen,“ sagte er.

Da schrie Fräulein del Ponte auf.

„Mein Herr, Sie sind ein Barbar!“ rief sie. „Gottlob sind wir in einem gebildeten Lande und ...“

„Was will er?“ fragte Eduard.

„Er droht, Dich niederzuschießen,“ sagte die Schauspielerin.

„Dazu gehören zwei, einer der schießt und einer, der sich schießen läßt,“ sagte Eduard. „Uebersetze ihm das und sag ihm auch, daß ich nichts gethan habe, was ihn beleidigen könnte.“

Beide Damen übersetzten dies, und beide fügten hinzu, daß Eduard sich durchaus anständig und taktvoll benommen hätte, daß ein liebenswürdiges Benehmen an sich noch kein Verbrechen wäre, daß man für Courmachereien in Europa das Niederschießen noch nicht eingeführt hätte, und andere Reden mehr, die Herrn Tejada übler Laune machten.

„Mademoiselle, es scheint, daß Sie auch Partei gegen mich nehmen,“ sagte er zu der Französin.

„Durchaus nicht, mein Herr,“ entgegnete Fräulein Dubois. „Ich stehe ganz auf Ihrer Seite, wenn Sie abreisen wollen, und begreife, daß eine Millionärstochter zu gut für einen Schauspieler ist. Darin gibt die ganze Welt Ihnen recht. Aber Herrn Kirsten ermorden — das würde die ganze Welt für Unrecht halten.“

„Machen wir der Sache ein Ende!“ sagte Herr Tejada. „Bieten Sie dem Menschen tausend Dollars, Mademoiselle, unter der Verpflichtung zu verschwinden.“

„Wir danken für Ihr Geld!“ erklärten die Geschwister voll Entrüstung.

„Zweitausend Dollars!“ sagte der Mexikaner.

„Mein Herr, wofür halten Sie uns?“ rief Fräulein del Ponte.

„Dreitausend Dollars!“

„Ich habe die Ehre mich zu empfehlen,“ sagte Eduard, grüßte, bot seiner Schwester den Arm und ging mit ihr von dannen.

Herr Tejada sah verblüfft hinter ihnen her, langsam entwickelte sich bei ihm eine Reihe von Flüchen, die wie Gewittergrollen dahinzogen, und dann faßte er Ines bei der Hand und ging dem Kurhause zu.

„Dieser junge Mann scheint bei alledem ein Gentleman zu sein,“ sagte er zu Fräulein Dubois, die neben ihm ging.

Sie antwortete nicht. Sie hatte das Gefühl, daß der junge Schauspieler, dessen persönliche Vorzüge ihre Sympathie erworben hatten, sich ganz in der geeigneten Weise benommen hatte, dem Mexikaner Achtung einzuflößen. Ines aber, die mit lebhafter Teilnahme dem Vorgange gefolgt war, sagte jetzt: „Warum soll Maria Herrn Kirsten nicht heiraten? Er ist so hübsch und so gut!“

„Halte den Mund, mein Engelchen,“ sagte hierauf Herr Tejada.

Er teilte seiner Frau mit, daß der Schauspieler zurückgekommen wäre und die ihm gebotene Abfindung sonderbarerweise zurückgewiesen hätte. Hieran schloß er die Erklärung, seine Geduld wäre nunmehr zu Ende und am folgenden Tage müßte die Abreise vor sich gehen.

Mich soll doch wundern, was die Schlafmütze dazu sagen wird, dachte Fräulein Dubois. Wenn Herr Tejada sich nur nicht irrt — Maria ist ganz das Gegenteil von einer Schlafmütze geworden.

Wirklich fand Herr Tejada nicht den Mut, Maria seinen Entschluß mitzuteilen. Seine Frau hatte ihn aufgefordert, es Maria selbst zu sagen, und er ging deshalb zu ihr, aber da fand er das blasse Mädchen mit einem solchen forschenden und brennenden Ausdruck in den großen schwarzen Augen vor, daß er sich schweigend vor ihr Lager setzte und sich verlegen räusperte.

Da fing Maria das Gespräch an.

„Ich weiß ja schon, was Du willst,“ sagte sie. „Warum sprichst Du nicht, Vater?“

„Du weißt es schon?“

„Gewiß, ich weiß es. Du scheust Dich nur, mir zu sagen, daß Du mich töten willst. Ach, scheue Dich nicht! Mir liegt nichts mehr am Leben.“

„Maria, das sind kindische Reden. Wir werden wieder nach Hause reisen, und ich werde Dir einen hübschen, reichen Kavalier zum Manne aussuchen. Du sollst in einer schönen Hacienda wohnen und sehr glücklich werden. Das sind grausame Worte für einen liebevollen Vater, wenn die Tochter ihm sagt, sie möchte nicht mehr leben.“

„Ich werde niemals heiraten. Ich fühle es, daß ich verschmachten muß.“

Sie lehnte den Kopf zurück in die Kissen, und ihr Wesen atmete eine solche Ermattung und Erschlaffung, daß Herr Tejada an eine im heißen Mittagswinde verwelkende Blume erinnert wurde.

Er strich nachdenklich mit der Hand über sein Gesicht, aber er konnte doch von seinem Entschlusse nicht abgehen. Es wäre wohl gut, den Arzt zu konsultiren, sagte er sich, und stand auf um sich zu entfernen. Noch einmal blickte er Maria besorgt an, dann schritt er hinaus, um selbst zum Arzte zu gehen.

Aber Maria ward von einer Ahnung durchzuckt, richtete sich auf und sah ihm nach. Was war denn geschehen, daß der Vater so sprach? Sollte sich ereignet haben, worauf sie sehnsüchtig wartete? Sollte der Geliebte wiedergekehrt sein und der Vater deshalb auf der Abreise bestehen?

Sie glitt von der Chaiselongue herab, ordnete rasch vor dem Spiegel ihr dickes blauschwarzes Haar, setzte den breiten schwarzen Hut auf, der seltsam, wie ein kunstlos aus großen Blättern gefügtes Dach aussah, ergriff den Sonnenschirm mit dem schlangenähnlichen Stocke und verließ das Zimmer. Sie wollte suchen.

Das Glück war ihr günstig. Nicht allein begegnete sie keinem, der sie aufgehalten hätte, weder dem Vater, noch der Mutter, noch auch Fräulein Dubois, sondern sie erblickte auch, als sie auf dem untern Wege der die Terrasse umschließenden Anlagen schenen, schnellen Schrittes dahineilte, Hedwigs hellen, mit Kornblumen geschmückten Hut in der Ferne. Sie schwenkte den Sonnenschirm zum Gruß und Zeichen; Hedwig bemerkte es, kam alsbald herangelaufen und rief eifrig: „Gerade wollte ich zu Dir, aber fürchtete mich vor Deinen Eltern. Weißt Du schon, daß er wieder hier ist?“

Maria drückte eine Hand auf ihr hochklopfendes Herz. „Ich habe es geahnt,“ sagte sie.

„Was willst Du thun? Wohin wolltest Du?“ fragte Hedwig.

„Zu Fräulein del Ponte!“

„Aber er wird bei ihr sein!“

„Desto besser!“

Hedwig erschrak. Marias Energie ging über ihre Begriffe. Schwärmen erschien ihr reizend, und an den Gedanken, daß man auch für einen Mann schwärmen könnte, fing sie an sich zu gewöhnen, aber daß die Schwärmerei so weit führen könnte, wie es nun bei Maria der Fall war, das überstieg das Maß ihrer Empfindung. Dennoch steckte Marias Leidenschaft sie an, und nach kurzem Staunen erklärte sie, sie wollte mitgehen. Beide Mädchen eilten zum Hause der Schauspielerin, hatten es schon nach drei Minuten erreicht und stiegen die steile Treppe hinan, Maria voll Feuer, Hedwig von der Freundin Eifer mitgerissen.

Fräulein del Ponte war in ihrem Zimmer — Eduard, ihr Bruder, war ebenfalls gegenwärtig. — Stumm und verlegen standen nun die beiden jungen Damen da, Hedwig ganz verloren in Bewunderung der Schauspielerin und deshalb von ihrer sonstigen Zuversicht verlassen, Maria ebenfalls im Zustande großer Gedankenverwirrung, so daß sie vergaß, was sie gewollt hatte und keine Worte fand, ihren Besuch zu erklären.

Ihnen gegenüber bewahrte Fräulein del Ponte jedoch ihr völlige Sicherheit, lud sie höflich zum Sitzen ein und begann ein Gespräch über gleichgültige Dinge, obwohl sie recht gut ahnte, daß ungewöhnliche Ereignisse von neuem in der Luft schwebten. Eduard suchte sich ebenfalls in unbefangener Weise an der Unterhaltung zu beteiligen, doch verrieten sein Erröten, seine feurigen Blicke und die Zärtlichkeit seines Benehmens gegen Maria, wie tief ihn ihr Besuch berührte. Die Sprache der

Herzen ging neben der hörbaren Rede her, eine lautlose Unterhaltung lief neben den ausgesprochenen Gedanken hin.

Aber nicht lange sollte das Zusammensein ungestört bleiben. Eine helle Stimme, ein schneller Schritt wurden auf der Treppe vernehmbar, es klopfte und dann trat Frau Helbach mit zornigen Blicken ein.

„Entschuldigen Sie, Fräulein,“ rief sie, „aber ich suche meine Tochter. Es ist gegen den Wunsch meines Mannes, daß Hedwig auf ihre eigene Hand Besuche macht. Wenn Sie hier auch nichts Unrechtes thut, so wünscht mein Mann doch keine solche Selbständigkeit bei einem jungen Mädchen, das noch halb Kind ist. Komm mit mir, Hedwig! Maria, Sie thäten auch besser, mitzukommen, denn ich glaube nicht, daß Ihre Eltern mit Ihrem Benehmen zufrieden sind.“

Heftig fuhr Hedwig empor. Blutrot vor Scham und Entrüstung, stand sie zwar auf, aber verteidigte sich mit der ihr gegenüber der Mutter eigenen Zungenfertigkeit und gab zu verstehen, daß dies Benehmen wiederum beleidigend für Fräulein del Ponte wäre. Maria aber blieb ruhig sitzen und maß Frau Helbach mit großen Augen vom Kopf bis zu den Füßen. Fräulein del Ponte indessen trat der Dame mit sarkastischem Lächeln entgegen und diente ihr für den Ausdruck ihres Mißtrauens in gebührender Weise.

Die Scene fing an heftig zu werden, da Frau Helbach sich heute durchaus nicht einschüchtern ließ, als es von neuem laut auf dem Flur und der Treppe wurde und alsbald Herr und Frau Tejada, sowie Fräulein Dubois und Ines erschienen. Marias Eltern hatten in dem durchsichtigen Lindenheim schnell der Tochter Spur gefunden und verfolgt, die Französin und die kleine Ines waren mitgelaufen und mit heraufgekommen, ohne daß Herr Tejada in seinem Eifer es verhindert hatte. Nun war das kleine Zimmer mit einer so zahlreichen Gesellschaft angefüllt, daß kaum Platz zur Bewegung blieb.

Ohne sich um die Besitzer des Raumes und das Hausrecht zu kümmern, schritt der Mexikaner sogleich auf seine Tochter zu, um sie wegzuführen.

Aber Maria stand nun mit der entschlossensten Geberde da und nahm eine Miene an, die alle verwunderte. Fräulein del Ponte dachte unwillkürlich, sie wollte sich diese Haltung und diesen Blick für Rollen merken, wo sie beleidigte Königinnen und aufopfernde liebende Heldinnen zu spielen hätte. Denn Maria fühlte, daß jetzt der entscheidende Augenblick gekommen wäre und daß sie alles zu verlieren, aber auch alles zu gewinnen hätte. Die Schüchternheit des jungen Mädchens trat zurück vor der glühenden Liebe des Weibes, der Kreolin mit dem heißen Blut.

„Mein Vater,“ rief sie in spanischer Sprache, die ihr in der gewaltigen Erregung dieser Stunde am nächsten lag, „Du hast zu wählen, ob Du Deiner Tochter das Glück oder den Tod geben willst! Ich liebe diesen Mann und ohne ihn will ich das Leben nicht behalten.“

Herr Tejada prallte erschrocken zurück, und alsbald fing Ines laut zu weinen an und rief, ebenfalls spanisch: „O, laß Maria doch Herrn Kirsten heiraten! Er ist so schön und so artig!“ Frau Tejada aber umfing ihre Tochter mit beiden Armen und flüsterte ihr zu: „Sei ruhig, mein süßes Herz! Der Vater ist ja nicht so schlimm! Er wird schon nachgeben! Gehorche ihm nur und komm mit uns!“

„Nein, liebe Mutter, nein, der Vater muß mir gleich Gewißheit geben!“ rief Maria.

Mit diesen Worten machte sie sich los, wandte sich zu dem Vater, warf sich auf die Kniee nieder, streckte ihre Arme zu ihm empor und sah ihn mit so rührendem, verzweiflungsvollem Blicke an, daß sein Herz bewegt wurde.

Herr Tejada blickte im Kreise umher, sah dann wieder seine Tochter an und stieß einen mächtigen Fluch aus. Aber diese schrecklichen Wörter verdeckten nur seine Schwäche und glichen dem Artilleriefeuer, womit eine weichende Armee ihren Rückzug zu maskiren sucht. Herr Tejada vereinigte in seinem Innern die Weichheit des Mannes aus dem Volke mit der Vorurteilslosigkeit des Abenteurers. Seine Millionen hatten ihn die Zeit nicht vergessen lassen, wo eine Hacke, um nach Erz zu suchen, sein einziger Besitz gewesen war, und die Unterschiede, die in der feinen Welt zwischen den Vornehmen und den Geringen bestehen, waren ihm nur dem Namen nach bekannt, wurzelten aber nicht in seiner Erziehung und der Ueberlieferung seiner Familie.

Es zuckte in seinem Gesichte, seine Augen wollten feucht werden, und dann hob er seine Tochter auf, küßte sie und sagte: „Na meinetwegen, so heiratet euch denn und seid verdammt! Meinen Segen sollt ihr haben. Aber ich will gehängt sein, wenn ich weiß, was der Komödiant in Chihuahua anfangen will.“

Maria stieß einen Jubelschrei aus, hing ihrem Vater am Halse, wandte sich dann wieder der Mutter zu und umarmte sie, ward dann aber von einer großen Beschämung und ihrer alten Schüchternheit ergriffen, verbarg ihr Gesicht an der Mutter Halse und weinte.

Die übrigen Anwesenden hatten inzwischen mit Verwunderung zugesehen und zwar nichts von dem verstanden, was in der Familie Tejada gesprochen wurde, aber doch ungefähr begriffen, was verging. Nur Ines hatte verstanden und sie kam der Einsicht der anderen zu Hilfe, indem sie laut jubelnd auf französisch rief: „Maria, wenn Du Herrn Kirsten heiratest, so werde ich Deine Brautjungfer!“

Da löste sich der Bann, der auf der Gesellschaft lastete. Frau Helbach schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und wollte dann im ersten Ansturm ihrer Entrüstung Hedwig mit sich fortziehen und das Haus verlassen. Aber Hedwig sträubte sich, und Frau Helbach gab diesmal ihrer Tochter gern nach, weil sie doch sehr neugierig war. „Aber, Mademoiselle,“ flüsterte sie Fräulein Dubois zu, „mich dünkt, Herr Kirsten hat noch gar nicht gesagt, daß er Maria heiraten will.“

Fräulein Dubois antwortete hierauf nicht, weil sie keine Muße dazu übrig hatte. Ihre Sympathie galt dem Fräulein del Ponte, die so vortrefflich französisch sprach und eine so gute Schwester war. Sie verständigte diese alsbald von den Vorgängen, und Eduard, der kaum sein Glück begreifen konnte und anfänglich wie versteinert dastand, griff gar bald mit beiden Händen zu, um sich die günstigen Chancen nicht entgehen zu lassen, die Marias leidenschaftlicher Ausbruch ihm wie aus Fortunas Füllhorn zuschüttete.

Mit verklärter Miene faßte er Maria an der Hand und zog sie sanft von der Mutter weg. Sein inniger, von Liebe strahlender Blick senkte sich in ihre schwarze Augen. So trat er mit ihr vor den Vater hin, der das Paar betrachtete, wie er etwa eine neue, unerwartete Entdeckung in den Silbergebieten betrachtet haben würde.

„Mademoiselle,“ sagte er zu Fräulein Dubois, „sagen Sie dem jungen Mann, daß ich ihm meine Tochter zum Geschenke mache, weil sie es nun einmal so haben will und weil ich ein Narr bin. Aber sagen Sie ihm auch, daß er in Mexiko nicht Komödie spielen kann und daß ich fürchte, er würde sich dort langweilen, wenn er nichts zu thun hat.“

Da erhob die Schauspielerin, ehe noch Fräulein Dubois ihren Auftrag ausrichten konnte, die Stimme.

„Mein Herr,“ sagte sie, „Eduard ist nur deshalb Schauspieler geworden, weil seine Laufbahn gestört wurde. Seine Neigung ist, obwohl er Talent für die Bühne hat, ganz dem Bergfache zugewandt. Er hat die polytechnische Schule besucht und seine Absicht war, Ingenieur zu werden.“

„Ingenieur? Bergfach?“ fragte Herr Tejada, indem seine Miene sich völlig aufhellte. „Nun denn, junger Mann, in meine Arme! Dafür ist Verwendung in Chihuahua!“ —

Die Badegesellschaft in Lindenheim hatte diesen Abend ein anziehendes Schauspiel und den schönsten Stoff zur Unterhaltung. Herr Tejada gab ein Verlobungsfest in der Halle des Kurhauses. Er hatte seine Hand aufgethan und der Direktion reiche Mittel zu festlichem Schmucke der Halle und der Promenade zur Verfügung gestellt. Tausende von Lämpchen und chinesischen Laternen glühten in den Gebüschen längs der Alleen und in den Blumenbeeten, Guirlanden wanden sich um die Pfeiler. Zahllose Flaschen Champagner und andere edle Weine standen bereit, und eine lange Tafel war gedeckt. Die ganze Bekanntschaft nicht nur, sondern auch das Personal der Bühne waren geladen und erschienen, um die Gesundheit des Brautpaares zu trinken.

„In meinem Leben habe ich nichts so Tolles gesehen,“ sagte Frau Helbach zu ihrem Gatten, nachdem sie den Tisch hinauf und hinunter geblickt hatte. „Sollte man es nur für möglich halten? Eine so reiche Partie wird solch einem hergelaufenen Menschen an den Hals geworfen. Das Ganze ist doch die reine Komödie, und ich kann es noch immer nicht glauben, obwohl ich es sehe.“

„Das Leben ist voll von Komödien,“ antwortete ihr Gatte bedächtig, „und man soll nie sagen, was eine Sache ist. Deshalb wiederhole ich Dir auch immer: misch Dich nicht.“

Indessen sah die Verlobung gar nicht wie eine Komödie aus, sondern wer das Brautpaar betrachtete, wie es so am obern Ende der Tafel zusammensaß: Maria mit dem glücklichsten Strahlen, Eduard mit sicherem männlichem Wesen, der mußte sich eingestehen, daß hier ein festes Band geschlungen war, das festeste von allen Bändern, das Band der Liebe, und daß, so ungleich die Partie äußerlich erscheinen mochte und so ungewöhnlich die Umstände der Verlobung sicherlich waren, doch in den inneren Bedingungen eine gute Bürgschaft für zukünftiges Glück geboten wurde. Auch entging es den Teilnehmern an dem Feste nicht, daß Herr Tejada dem zukünftigen Schwiegersohn immer mehr Neigung entgegen brachte, je länger er mit ihm zusammen war. Fräulein del Ponte vermittelte die Unterhaltung zwischen den beiden Männern und teilte der Französin glückselig mit, daß die Ansichten ihres Bruders, insbesondere soweit sie Silbergruben beträfen, Herrn Tejada imponirt hätten, und daß sie hoffte, Eduard würde drüben in Mexiko ein nützlicher Teilhaber an den Geschäften des Alten werden.

Nicht ohne Neid beobachteten vom untern Ende der Tafel her die Kollegen den jugendlichen Liebhaber, der oben zwischen den funkelnden Diamanten saß. Sie vertilgten eine ungeheure Menge Champagner und tranken auf sein Wohl und auf ihr eigenes. Der Theaterdirektor und seine Gattin behandelten Herrn Kirsten mit einer demütigen Höflichkeit, die wieder gut machen sollte, was sie an ihm verbrochen hatten, und tauschten unter einander Bemerkungen über ihn aus, die schmeichelhafter für seine Beine und schönen Augen als für sein mimisches Talent waren. Doch seufzten sie heimlich bei dem Gedanken, daß sie selber nun schon so lange und eifrig hinter dem Glücke herliefen, ohne es erreichen zu können.

Es ging sehr lustig zu, und um Mitternacht wurde so viel geredet, daß nicht alle mehr zuhörten. Maria und Eduard gingen Arm in Arm zwischen den Reihen der allmählich verlöschenden Lampions unter den Linden spazieren. Herr Tejada und seine Frau gingen hinter ihnen her und erinnerten sich ihres eigenen Liebesfrühlings.

„Aber morgen reisen wir ab,“ sagte der Mexikaner. „Den Umweg über Schweden können wir uns nun sparen. Wir wollen direkt über Belgien nach Hause reisen, und ich bin begierig zu sehen, was mir der junge Teufelskerl dort in Chihuahua für ein Gesicht macht.“

Es geschah nach Herrn Tejadas Programm. Die ganze Familie reiste ab und nur Fräulein del Ponte blieb zurück, die sich von der Kunst und ihrer Unabhängigkeit nicht trennen wollte, obgleich Herr Tejada ihr freundliche Anerbietungen machte. Erst nach vier Monaten erhielt sie Nachricht von der glücklichen Ankunft ihres Bruders in Mexiko und zugleich von seiner Vermählung mit Maria. Diese gute Nachricht war von einem schönen Geschenke begleitet: Eduard schickte ihr einen Brillantschmuck und zehntausend Dollars. Beides konnte sie gut gebrauchen. Sie spielte zu dieser Zeit am Lessingtheater in Berlin und hielt gute Freundschaft mit Fräulein Dubois. Beide unterhielten sich oft von dem eigentümlichen Charakter der Schlafmütze, die ihr gutes Herz noch jetzt bewährte, indem sie der Französin von Zeit zu Zeit hübsche kleine Geschenke und zärtliche Briefe schickte, die von ihrem Glücke sprachen.

Google

Holländische Dorfkirmes.

(Hierzu das Bild Seite 373.)

Tages Arbeit — Abends Gäste,
Saure Wochen — frohe Feste!

Niemand bethätigt dies Wort kräftiger als der Holländer. Ein ernster, stiller Arbeiter, trägt er des Werktags einen so ruhigen Gleichmut zur Schau, daß er dem Fremden, mit seinem Wesen Unbekannten, fast sauertöpfisch erscheinen könnte. Aber wie ausgelassen kann er werden, sobald er die Lasten des Arbeitstages abgestreift hat und sich der geselligen Freude hingibt! Jene tolle Lustigkeit, die der jüngere Teniers in seinen saftig gemalten Schilderungen aus dem Leben seiner Landsleute mit Vorliebe zum Ausdruck gebracht hat, sie beherrscht in derselben Maße wie zu seiner Zeit das holländische Volk auch heute. Da singt und klingt und springt und jauchzt alles so toll durcheinander, daß der Uneingeweihte glauben konnte, mitten in einen Hexensabbath hineingeraten zu sein, so elementar überschäumend wirkt die wochenlang still zurückgedämmt gewesene Lebenslust, sobald sie sich entfesselt fühlt. Gleichwohl sind Excesse bedenklicher Art, blutige Schlägereien, wie sie bei anderen kraftstrotzenden Naturkindern nicht selten der Lustigkeit einen tragischen Abschluß geben, in Holland verhältnismäßig selten. „Leben und leben lassen“, lautet die Losung, an der festgehalten wird, bis der letzte Juchzer ausgestoßen und der letzte Krug geleert ist. O. P.

Der Tod des Erstgeborenen.

(Hierzu das Bild Seite 371.)

„Und zur Mitternacht schlug der Herr alle Erstgeburt in Egyptenland, von dem ersten Sohne Pharaos an, der auf seinem Stuhle saß, bis auf den ersten Sohn des Gefangenen im Gefängnis und alle Erstgeburt des Viehes.“ Das war die letzte und schwerste Strafe, die Gott der Herr über die Egypter verhängte wegen der schweren Bedrückung seines auserwählten Volkes. Dieser Schlag traf den stolzen Beherrscher des Nillandes tief. Als man ihm meldete, daß sein Liebling, den ihm seine Hauptgattin geboren und der bestimmt war, dereinst sein Nachfolger zu werden, erkrankt sei, eilte er auf die Terrasse des Frauenhauses, wo der Knabe in der würzigen kühlen Nachtluft lag. An der Seite des Lagers kniet die trostlos jammernde Mutter und umfaßte mit beiden Armen den Sterbenden, als könne sie das fliehende Leben aufhalten. Unter lautem Klagegeschrei raufen sich die anderen Weiber die Haare und schlagen ihre Brust, während ein priesterlicher Arzt den Gottheiten vor deren Miniaturtempel Rauchopfer darbringt und zwei andere Königskinder sich ängstlich aneinander schmiegen und mit scheuen Blicken nach dem Ruhebett des sterbenden Bruders schauen. Mit drohend gefurchter Stirn und mit geballter Faust wandelt der Herrscher in ohnmächtiger Wut unablässig auf und ab. Er weiß, daß alles Beten und Klagen nichts nützt; er weiß, daß es die Strafe ist, die der Gott der geknechteten Israeliten über ihn und sein Volk verhängt hat. Denn auch aus allen Teilen der Stadt dringt zu der Königsburg herauf das immer stärker werdende Jammergeschrei seiner schwer geprüften Unterthanen: der unbarmherzige Würgengel hat kein egyptisches Haus verschont. Da ist der Trotz und Uebermut des Pharao gebrochen; noch in derselben Nacht läßt er Moses und Aaron vor sich kommen und thut ihnen kund, daß er dem Auszuge der Israeliten nicht mehr hindernd in den Weg treten werde.

Der Cimon della Pala

(Hierzu das Bild Seite 372.)

Das Gebiet von Primör, das heutzutage für die großartigste sämtlicher sogenannten Dolomitlandschaften gilt, ist erst einige Zeit nach der Bergwelt von Ampezzo erschlossen worden. Noch immer wird diese letztere fast mehr genannt, als jenes andere Hochthal, von welchem die Wasser zur Brenta abfließen. In beiden Fällen waren Engländer die Pioniere. Beide haben das miteinander gemein, daß auch die Zugangswege eine Reihe der großartigsten Landschaftsbilder bieten. Selbst wenn man vom Endziel absieht, würden schon die einzelnen Abschnitte der Reise, jeder als der verlockende Abschluß einer glanzvollen Wanderung angesehen werden können.

Bozen oder Neumarkt, unter Umständen auch Trient, können als die Brennpunkte der Ellipse gelten, als welche sich die Dolomitreihen des Brentagebietes darstellen. Von Bozen aus geht der Weg durch das Eggenthal hinüber nach Fassa. Hier bietet schon der hochgelegene Karersee ein Bild, wie man es in den Nordalpen in gleich greller Zusammenstellung der Farben kaum findet. In diesen südlichen Gebirgen jedoch sind dem Maler andere Maßstäbe gegeben.

Eine dicht geschlossene grüne Mauer von Nadelwald umringt das einsame Gewässer, auf welcher sich eine zweite erhebt, die bleich und starr wie der Tod seltsam über dem flüssigen und über dem sprossenden Grün dasteht.

Vom nahen Paß aus erblickt man den Cimon della Pala zum erstenmal. Er ist der Typus jener vielbewunderten Zacken und Türme, in welchen man den vornehmsten Charakterzug der Umrisse dieses Teiles der Südalpen zu suchen hat. Es wäre ein heraldischer Dolomit, wenn es jemandem einfiele, diese großartigen Einsamkeiten mit Wappen zu bedenken. Man kann annehmen, es wird nicht leicht einen Menschen geben, welcher, so viel Gebirge er immer durchwandert haben mag, nicht beim ersten Anblick dieser Pala oder auch der Rotten Wand, des Langkofel und anderer Zacken, welche die oberste Brenta vom Gebiete des Schlern trennen, überrascht, ja bestürzt über solche traumhafte Gestaltung der Körperwelt stehen bliebe und nicht jenen Schauer verspürte, der auf wenige Augenblicke sich des Menschen bemächtigt, wenn unerwartet große Dinge in seine Wahrnehmung treten.

Noch gewaltiger wirkt der Dolomitturm des Cimon della Pala, wenn man ihn vom Rollepaß, über welchen weiterhin der Weg nach der hochberühmten Sommerfrische San Martino di Castrozza und Primör führt, aus betrachtet, am meisten aber von der Kuppe des über diesen Paß aufragenden Monte Castellazzo aus.

Man gewinnt übrigens hier nicht nur eine treffliche Uebersicht über die äußere Gestaltung dieser gewaltigen Ueberreste ausgewitterter Kalkmauern, sondern auch einen lehrreichen Einblick über die Geschichte ihres gesamten Aufbaues. Da erhebt sich der Dolomit nicht bloß neben dem Glimmerschiefer und den älteren Kalken, sondern auch über die alten Eruptivmassen des Melaphyr — ein Bild, wie es im jetzigen Zustande der Totenstarre wohl den denkbar seltsamsten Gegensatz darstellt gegen die Schauflüche, welche uns eine rückwärts blickende Vorstellung der Katastrophen, die einst diese Stelle des Erdballs erschütterten, vor die Augen rücken.

Pala heißt in der Mundart der Thalbewohner soviel wie ein Pfahl. Und als ein solcher starrt auch diese Riesenbildung aus den Trümmerstätten von Umwälzungen empor, über welche nur allmälich ungezählte Forschungen und Vergleichungen ein noch immer etwas unsicheres Licht zu verbreiten versucht haben.

Generalfeldmarschall

Graf Moltkes Briefe

an seine Braut und Frau.

Berlin, den 4. März 1842.

Meine liebe, gute Marie. Aus Deinem letzten freundlichen Brief ersehe ich, daß Du von Deinem Unwohlsein ganz wieder hergestellt bist. Jetzt rückt die Zeit des Wiedersehens ja auch heran, und in vier Wochen rüste ich mich zur Abreise. Gegen die frühere Ansetzung der Hochzeit habe ich gewiß nichts einzuwenden, nur bitte ich Dich, Fritz so zeitig wie möglich in Kenntnis zu setzen. Wenn ihr schreibt, so sagt ihm doch von mir, daß er einen etwas längeren Urlaub nimmt, um seine Reise, wenn er sonst will, doch etwas mehr ausdehnen zu können.

Sonntag, den 6. März 1842.

Die arabischen Pferde sind verkauft. Ich hatte einen sehr hohen Preis gestellt, der mir gegen meine Erwartung gezahlt worden ist, nämlich hundertfünfundvierzig Louisd'ors. Es thut mir selbst leid, die guten Tiere zu verlieren, aber vernünftig ist es so. Sie sind so klein, daß ich keines davon im Dienste reiten konnte. Für das Geld kann ich ein Paar ungleich schönere Pferde wieder kaufen.

John reist nun schon in acht Tagen zu euch von hier ab. Sowie ich die nötigsten Arrangements in der neuen Wohnung getroffen, folge ich nach. Dieselbe wird am 2. oder 3. April geräumt, und ich denke dann, in wenig Tagen damit fertig zu werden. Wenn das Wetter so fortdauert, so muß es bald grün werden. Hoffentlich führe ich Dich bei recht schöner Jahreszeit in Deine neue Wohnung ein. Dann ist es im Tiergarten auch wirklich wunderhübsch.

Habt ihr keine Nachrichten, wann Fritz zu kommen gedenkt? Ich komme heute nicht dazu, einen vernünftigen Brief zu schreiben, liebe Marie. Grüße für alle die Unsrigen. Bald sollst Du wieder von mir hören. Herzlichst der Deinige

Helmuth.

Berlin, Sonntag, den 13. März 1842.

Meine teure, liebe, kleine Marie. Je näher die Zeit rückt, wo ich Dich wiedersehen werde, je weniger habe ich Lust, Briefe zu schreiben. Ein bißchen bist Du daran schuld, denn Deine Briefe sind in letzter Zeit kürzer und seltener geworden als früher, und Du erwähnst in denselben nicht die Gegenstände, die ich in den meinigen berühre. Allein sie enthalten doch immer, was mich am meisten interessirt, daß Du meiner in Liebe und Güte gedenkst, und das ist die Hauptsache. — Wenn wir erst Freude und Sorge miteinander teilen und mehr gegenseitige Beziehungen angeknüpft sein werden, so wird es uns an Stoff zur Mitteilung nicht fehlen. Noch leben wir in getrennten Sphären und finden uns nur in einem Gefühl herzlicher Zuneigung zusammen. Zwar kenne ich Deine Welt, Du aber noch nicht die meinige. Mich interessirt alles, was Du mir von Deiner Umgebung und von Deinem Thun und Lassen sagst, von meinen Bekannten und von meinem hiesigen Leben kann ich Dir wenig mitteilen, weil sie Dir fremd sind. Bald aber wirst Du auch mit den hiesigen Verhältnissen bekannt sein, Dein Geist wird sich in denselben schnell entwickeln, und mein Glück wird darin bestehen, wenn ich sehe, daß Du Dich in Deiner künftigen Lage gefällst. Gebe Gott, daß es so sein möge!

Einem Bekannten bin ich hier gestern begegnet, dem Doktor von Aschen aus Helgoland. Er erkundigte sich angelegentlich besonders nach Ernestine, von welcher ich die beste Nachricht geben konnte. Er hat mir sehr viele Grüße, besonders an Mama, aufgetragen.

Bitte, schreibe mir doch, wenn ihr es schon wißt, an welchem Tage Fritz und wann Ludwig in Itzehoe anzukommen gedenken. Möchten wir doch schönes Frühlingswetter bekommen wie voriges Jahr; aber es ist gar zu schön jetzt, und ich fürchte, wir kriegen die Kälte hinterdrein.

Gute Nacht für heute, süße, liebe Marie, tausend Grüße für alle und für Dich, Du gutes, liebes Kind. Schlafe süß.

Berlin, den 26. März 1842.

Liebe Marie. Danke Dir für Deinen freundlichen Brief vom 19. dieses Monats; es trifft sich sehr hübsch, daß wir, ohne es verabredet zu haben, gleichzeitig kommunizirt haben. Ich war Donnerstag zur Vorbereitung und gestern, am Karfreitag früh zur Kommunion. Unsere Gedanken werden sich bei dieser feierlichen Handlung wohl begegnet sein, möchte sie für uns beide einen Lebensabschnitt fortschreitender Besserung und Glückes bilden.

Du schreibst mir, daß Du oft verschlossen und dann wieder ausgelassen bist. Das ist nun, die Wahrheit zu sagen, freilich lange nicht so gut, wie ein gleichmäßig ruhiges, heiteres Gemüt, aber jeder Mensch ist das in seiner frühen Jugend und ich hoffe, Dich auch sweet tempered zu sehen. Heiterer Gleichmut ist nicht nur ein großes Glück, sondern auch, soweit es von uns abhängt, eine Pflicht und ein Verdienst. Laß uns beiderseits darnach streben; nur keine Launen, Prüderien und Empfindlichkeiten, und kämen sie vor, laß uns sehen, wer zuerst bereit ist, die Hand zur Versöhnung zu bieten. Jemand hat gesagt, es gibt nur zweierlei Ehen: solche, wo der Mann unter dem Pantoffel steht, und unglückliche. Ich verlange nichts Besseres, als unter Deinem kleinen Pantoffel zu stehen, und wird es Deine Aufgabe sein, mich durch Sanftmut, Nachgiebigkeit und Güte auch dahin zu bringen.

Die kleinen Schimmel sind in Berlin geblieben, Du wirst sie hier sehen. Unser Quartier wird schon am 31. dieses Monats leer, und ich hoffe, am 3. oder 4. von hier abzugehen. Mit meinen sehr jungen Pferden kann ich aber nur langsam reisen und werde vor dem 10. April nicht eintreffen. Ich bitte John, eine Wohnung für mich und meinen Kutscher samt Stallung für zwei Pferde auf vierzehn Tage zu mieten. — Ich freue mich außerordentlich, diese Zeit mit allen Geschwistern und Verwandten zuzubringen.

Ostersonntag. Guten Abend, meine liebe, kleine Marie. Gestern abend hörte ich eine sehr schöne Aufführung von Mozarts Requiem im Opernhause. — Heute glaubte man allgemein, daß bei der Parole die großen Avancements und Versetzungen bei der Armee befohlen werden würden, aber es war nichts, und ich lebe noch immer in der Ungewißheit, ob ich hier bleibe oder fortkomme, das erstere ist wahrscheinlich, das letztere aber möglich. Da der König morgen auf acht Tage nach Potsdam reiset, so wird die Bekanntmachung wohl erst am 3. April stattfinden. Dann dauert es noch wieder acht Tage, bis die Vorschläge des Generalstabes zurückkommen. Ich werde daher vielleicht früher abreisen müssen, und wir werden unsere Einrichtung am Ende wohl erst nach unserer Rückkehr treffen. Wir müssen dann die ersten Tage im Wirtshause wohnen. Morgen über vierzehn Tage hoffe ich jedenfalls bei Dir zu sein, mein süßes Leben.

Schreib mir doch in Deinem nächsten Briefe, ob der Prediger, der uns trauen wird, ein Attest von dem hiesigen Geistlichen verlangt, daß ich hier dreimal aufgeboten bin. Morgen geschieht das in der Garnisonskirche zum erstenmal.

Herzliche Grüße an Mama, Papa, John, Jeanette, die Kleinen und alle Bekannten. Gute Nacht, liebe Marie, auf baldiges, frohes Wiedersehen und auf immer Dein treuer Freund

Helmuth.

Berlin, den 31. März 1842.

Liebe Marie. Ich bin gerade im Begriff, meine Sachen für den Umzug zu ordnen, daher kann ich nur ganz flüchtig auf Deinen lieben Brief antworten. Daß Du mich schon unterwegs glaubst, ängstigt mich. Erwarte mich nicht vor dem 10. Gern käme ich zu Deinem Geburtstag, aber das ist ganz und gar unmöglich, da ich den Parolebefehl wegen der Versetzungen in der Armee hier abwarten muß und dieser frühestens Sonntag, den 3., befohlen werden wird. Gern will ich suchen, bis zum 8. April in Glückstadt zu sein, was eher möglich wäre, aber ich glaube nicht, daß es mir gelingen wird. Es kann leicht sein, daß ich bis zum 8. oder 9. hier aushalten muß, wenn die Vorschläge des Chefs des Generalstabs nicht gleich aus dem Kabinet kommen.

Heute Nachmittag wird unsere Wohnung leer, aber ich kann nichts einrichten, weil noch wegen der Versetzungen nichts entschieden ist. Doch werde ich Maurer und Maler anstellen; die Möbel müssen wir dann gemeinsam aussuchen. Im ganzen genommen fürchte ich, daß unsere Einrichtung zu groß wird. Wir können unsere Verwandte und Freunde sehen, aber ein Haus können wir nicht ausmachen, auch wäre Equipage ein nicht zu rechtfertigender Luxus, wenn meine Verhältnisse es nicht mit sich brächten, daß ich doch drei Pferde halten muß.

Was Du von dem Helgoländer Aufenthalt sagst, ist richtig, aber die Schuld war nicht Deine, sondern meine. Die Kur hatte mich nervös gemacht, und ich war sehr angegriffen und herabgestimmt. Gerade so in low spirits den

Digitized by Google

ich dies Frühjahr wieder gewesen; aber jetzt heiße ich, bin ich durch. Die Winterkälte thut mir stets so wohl; wenn das Wetter aber aufgeht, so kommt meine schlimme Zeit, mein spleen, bis das Wetter wieder schön wird. — Wenn Du bei mir bist, wirst Du die böse Laune wohl bannen. Adieu, auf baldiges Wiedersehen. Helmuth.

Berlin, den 2. April 1842, Sonntag.

Liebe, gute Marie. Tausend Glückwünsche zu Deinem Geburtstag. Herzlich leid thut es mir, sie Dir nicht mündlich bestellen zu können, aber es war ganz unmöglich. Hier bei mir sieht es schrecklich aus. Maurer, Tischler, Zimmermann, Maler, Schlosser hämmern und kratzen um mich her, dichter Staub liegt auf allen Möbeln, und kaum finde ich ein Eckchen, um mich hinzusetzen. So geht es mir schon drei Tage. Ich bin nun aber so weit, daß ich morgen oder spätestens übermorgen abreisen kann. Das Quartier wird dann, wenn wir hier ankommen, gemalt und gebohnert, die Gardinen aufgesteckt sein, und wir haben nur zu möblieren, was in zwei Stunden abgemacht ist.

Ich muß schließen, da ich unsere Pferde noch einfahren muß, von denen der Hengst sich etwas schlimm gebärdet. Entschuldige die Hast dieses Briefes, gute Marie; wenn Du sähest, was mir alles vor der Abreise noch obliegt, würdest Du Erbarmen mit mir haben. Herzlich auf Wiedersehen und nochmals tausend aufrichtige Glückwünsche. Mit treuer Liebe Dein Helmuth.

* * *

II. Moltke als Gatte.

Ohne Datum. Glienicke, Morgens 8.

Guten Morgen, kleine Frau; wie haben Sie geschlafen? Ich höre, daß der Prinz morgen nach Berlin kommt, ob zu Mittag, weiß ich aber nicht. Abscheuliches Wetter, laß Dir doch nur ja einheizen, damit Du mir nicht frierst, kleine Seele. — Dein Thee hat mich gestern erst vor Mitternacht schlafen lassen, ich glaube doch, daß der grüne Thee sehr schädlich ist. Heute feiern wir den Geburtstag der Prinzeß von Preußen, welche den Abend bei uns zubringen wird. Schon jetzt donnern die Geschütze, aber die Feier ist etwas wässerig, wegen des anhaltenden Regens. Schlage nur heute das Baden über, weil Du doch nicht gehen kannst. Adieu, ich freue mich, Dich morgen wiederzusehen, Dein

Helmuth.

Ohne Datum.

Guten Tag, liebe Marie! Wie geht es Dir? Ich lasse mir meinen Fuchs durch Wilhelm holen, um hier in der Morgenkühle ein bißchen in der schönen Gegend umher zu reiten.

Gestern mittag dinierten wir in Sanssouci in der schönen, kühlen Marmorhalle. Im Vorsaal war prachtvolle Tafelmusik; frischer Hering, Trüffeln, Auerhühner und Schnepfen, Eis und Champagner mundeten gut. Der König fragte mich, ob ich die ganze Zeit in Berlin gewesen, worauf ich ihm sagte, daß ich in Braunschweig einige Zeit zugebracht. Die Königin fragte, ob ich jetzt schon verheiratet sei, worauf ich „Leider ja!" antwortete. Abends wurde Thee auf der Pfaueninsel getrunken vor dem Palmenhaus, und bei schönem, warmem Wetter fuhren wir auf dem Wasser nach Hause.

Heute früh habe ich einen weiten Spaziergang durch den Park gemacht. Zu Mittag sind wir wieder beim König und abends werden wir wohl vom Brauhausberg dem Feuerwerk zuschauen, welches von dem Plateau des Bahnhofs abgebrannt wird. Adieu, Mariechen, laß dir die Zeit nicht lang werden. Auf Wiedersehen. Helmuth.

P. S. Für heute bist Du beschäftigt; morgen kannst Du ja einmal zu Wallherns gehen. Haben Ratows nichts von sich hören lassen. Sie laden Dich gewiß nächstens ein.

Doberan, den 8. August 1843.

Mein Herzens-Mariechen! Unsere Abreise verzögerte sich bis ein Viertel auf ein Uhr, weil wir einen neuen Wagen hatten, an welchem erst tausend Dinge ausprobiert werden sollten. Nachdem ich mit Seiner Königlichen Hoheit Koteletten und Steinpilze gefrühstückt, setzten wir bei schönem Wetter unsere Tour ohne andere Unterbrechung als den Pferdewechsel bis Neu-Strelitz fort. Dort sollten wir den Thee bei dem Großherzog einnehmen, es kam uns aber ein reitender Bote entgegen, welcher meldete, daß die Herrschaften in Neu-Brandenburg, vier Meilen weiter, wären, wo die Stadt die jungen Herrschaften feierlich empfangen wollte. Mit hungrigem Magen trafen wir dort um neun ein Viertel Uhr ein, nachdem wir in acht Stunden achtzehn Meilen zurückgelegt. Die Stadt mit alten, prachtvollen Türmen und einer schönen Domkirche war mit Laubgewinde bedeckt. Wir fuhren vor dem Schloßportal vor, wo der Großherzog selbst seinen Gast empfing, und nahmen ein sehr erwünschtes Abendbrot ein. Nachdem dasselbe beendet, erschien ein Fackelzug; Musik, Gesang, bengalische Beleuchtung, Begrüßung, Abschied folgten sich, und wir setzten oder vielmehr legten uns um Mitternacht wieder in unsern Wagen. Dieser ist nämlich ein Ausbund von Bequemlichkeit; die Sitze werden so auseinandergeschlagen, daß man sich der Länge nach hinlegt, und so schlief ich bis Sonnenaufgang ganz vortrefflich.

Die Gegend, durch welche wir heute fuhren, ist sehr fruchtbar, und recht schöne, üppige Weizenfelder wechseln mit Buchenwald und kleinen Seen. Sehr hübsch ist Rostock mit seinem alten Dom, schönen Mauern, Türmen und alten Giebelhäusern wie Lübeck. Man sieht dem Orte die alte Hansastadt an. Reizend ist die Lage von Doberan mit einem alten Kloster mitten in dunkelgrünen Buchen. Von hier fuhren wir gleich weiter nach dem eine Stunde entfernten Seebad, wo die verwitwete Großherzogin eine reizende Cottage unmittelbar am Meeresufer und am Saume eines dichten Buchenwaldes bewohnt. Der schönste Rasen, wie der in Glienicke, erstreckt sich bis hart an den Strand. Die Großherzogin empfing mich mit gewohnter Güte und Freundlichkeit. — Ich benützte die Zeit sogleich zu einem köstlichen Seebade im Freien. Die Luft war recht frisch, aber das Wasser köstlich, der Grund ganz frei von Steinen. Ich fühlte mich sehr erquickt nach dem Bade. Um zwei Uhr dinierten wir en petit comité, die Großherzogin, der Großherzog, Prinzeß Luise, eine Hofdame, General Rauch nebst Fräulein Blanche und Fräulein Rouge, der Prinz und ich in der Cottage. — Ein Dorsch mit Butter und Senf!! göttlich! — Nach Tafel Promenade in dem angrenzenden Buchenwald mit schönen Aussichten aufs Meer. Um fünf fuhr ich mit dem Prinzen nach Doberan, hatte mich eben hergesetzt und trotz großer Müdigkeit obige Zeilen geschrieben, als es schon wieder fortging nach dem Seebad. Dort Thee im Freien bei schöner Musik (vierzig Mann), dann Ball. Ich tanzte Contredanse mit Prinzeß Luise und ließ mich ein paarmal holen. Endlich Souper in der Cottage zu fünf Personen. Darauf bei köstlich lauem Mondschein in raschem Trabe nach Haus, wo ich bis um sieben Uhr fest schlief.

Als ich aufwachte, mußte ich mich heute wirklich besinnen, wo ich war. Ich habe eine magnifique Wohnung von drei großen Pièces im Palais. Kaum hatte ich meinen Kaffee genommen, so mußte ich mich schnell ankleiden und wieder zur Cottage fahren. Ich nahm mein zweites Bad und fuhr dann mit dem Prinzen, Großherzoge und Prinzeß nach dem großen Stein, sechsmalhunderttausend Pfund schwer, welcher ein und eine Viertelmeile weit nach dem Badeplatze fortgeschafft werden soll. Das Untier liegt auf einem Gerüst von Balken und spaziert alle Tage tausend Fuß weit auf einer Art Eisenbahn, die hinter ihm abgebrochen, immer vor ihm wieder angestückt wird. Er braucht noch zwei Monate, um seine Promenade zu vollenden.

Der Baumeister, der den Transport leitet, hat sich ein kleines Bretterhaus auf demselben gebaut; es wiegt nicht mehr, als im Vergleich eine Fliege, die sich auf einen Apfel setzt. So kommt er gratis mit nach dem Seebad.

Heute Mittag dinierten sämtliche Herrschaften am Table d'hôte in Doberan. Nach Tische wurde der Kaffee im Freien eingenommen und dann shopping gegangen. Sodann machte ich meine sämtlichen Visiten ab. Um drei Viertel auf sechs Uhr wird Thee im Freien getrunken, dann geht es ins Theater, wo „Lucretia Borgia" gegeben wird.

So viel von mir, im ganzen ist es wundervoll hier. Ich wollte, Du wärest auch da. Großherzogin, Prinzeß und Fräulein Rauchs haben sich angelegentlich nach Dir erkundigt. Ich denke, Du sitzest mit Papa wohl auf dem Balkon. Grüß ihn schönstens. Ich bin neugierig, ob ich Dich Dienstag noch in Berlin treffe; richte es ganz so ein, wie es Dir am liebsten ist. Dein Ruf ist durch das Land Mecklenburg gedrungen, und alle sagen, daß ich die niedlichste Frau in Berlin habe. Uebrigens bin ich hier im dritten und vierten Grad mit allen Menschen verwandt.

Den 10. Heute ist der Teufel ganz los. Es ist vor zehn Jahren das Seebad, das älteste in Deutschland, eingerichtet worden. Seit sechs Uhr krachen die Kanonen und schallt Musik. Ich habe eben gefrühstückt und muß an den Strand, um zu baden. Dann große Feierlichkeit, zu welcher jedoch der Hauptgast ausgeblieben ist. Es wird nämlich der Grundstein zu dem großen Stein gelegt, welcher selbst noch eine Meile entfernt ist. Wegen beträchtlicher Korpulenz ist von ihm nicht zu verlangen, daß er eintreffe. Dann um zwei Uhr großes Diner, Kaffee auf dem Kamp und abends Ball in Doberan, so daß wir eine Menge Vergnügungen auszustehen haben. Ich wollte, Du wärst heute abend hier.

Die Oper war sehr schön gestern. Nach dem Souper promenierte ich mit dem Großherzog und Prinzen noch bei Mondschein bis elf Uhr.

Adieu, mein liebes Herz, ich muß schließen, damit dieser Brief noch heute wegkommt. Mit herzlicher Liebe Dein alter Helmuth.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Dem Regierungsantritt König Wilhelms II. von Württemberg hat **Karl Wiesenthal** eine Dichtung unter dem Titel „Im alten Christophsbau" (Stuttgart, Strecker & Moser) gewidmet. Der Name bezieht sich auf das alte Schloß der Herzöge von Württemberg, das noch heute, neben dem neuen Königsschloß emporragend, mit seinen massigen Türmen eine altertümliche, charakteristische Zierde Stuttgarts bildet. In Form eines Kranzes verknüpft der Verfasser Rückblicke in die Vergangenheit Württembergs und Zukunftsgesichte in einander und gestaltet das Ganze zu einer anziehenden poetischen Vision. Als Versform hat er die Terzinen gewählt, bei denen er nicht wie Dante und andere italienische Vorbilder jeden Gesang in sich abschließt, sondern die kunstvolle Reimverschlingung gleichmäßig durch das ganze Gedicht fortspinnt, wodurch dieses auch formell den Charakter einer festgeschlossenen Einheit erhält. Die Verse sind fließend und klangvoll.

Max Nordaus bei der schlesischen Verlags-Anstalt, Breslau erschienene „Gefühls-Komödie" gehört zu den eigenartigsten, bedeutsamsten Erzeugnissen der modernen Romanliteratur. Eine schöne Frau, die „hinter dem anscheinenden Leichtsinn ihres grillenhaften Vogelköpfchens ein kühles Urteil und eine eiserne Willenskraft verbirgt", sucht einen jungen Gelehrten, Gustav Brandstädt, in ihre Netze zu locken, den Weiberfeind „an ihren Triumphwagen zu spannen" und zur Ehescheidung zu verleiten. Ihrer Schlangengewandtheit, ihrer Taktik, dem Zauber ihrer Persönlichkeit und ihres Geistes vermag der sittenreine, nach den höchsten Idealen strebende Brandstädt um so weniger zu widerstehen, als sie ihn von ihrer Liebe überzeugt hat. Nicht auf ihr Intriguenspiel geht übrigens der Titel des Romans, sondern auf die Komödie, die „er" mit ihr spielt. Sie hat sich ihm vertrauensvoll ergeben, und so gewinnt er es nicht über sich, sie nach Landsknechtmanier von sich zu stoßen. Sie ist eine geschiedene Frau, noch dazu mit zwei Kindern, — niemals wird er sich zu einer Ehe mit ihr verstehen, und um so weniger, als er ihre Charakterfehler erkennt. Aber er wagt es ihr nicht zu sagen, er wagt das Bekenntnis nicht, daß er ihre Liebe nicht erwidert, sondern er hofft, daß die Zeit sie von ihrer Leidenschaft für ihn befreien wird. Mehr und mehr verstrickt er sich so in das selbstgewobene Lügennetz. Mit wunderbarer Anschaulichkeit schildert der Dichter die verhängnisvollen Konsequenzen dieser Unehrlichkeit. Brandstädt entfremdet sich die übrigens mit wenigen Strichen meisterhaft gezeichnete Mutter, er verliert die Freude an der Arbeit, die Selbstachtung; er wird ein selbstgefälliger Komödiant. Bisher hatte man sich damit begnügt, den liebelechzenden Don Juan zu malen. Nordaus Held ist psychologisch ungleich interessanter. Nordau ist der erste, welcher uns die Liebesheuchelei aus der dem Manne eigenen ritterlichen Rücksicht gegen das Weib, aus Mitleid und Charakterschwäche zeigt. Es versteht sich von selbst, daß der Held des Romans endlich zur klaren Erkenntnis seines Irrtums gelangt, wenn auch nicht durch eigene Kraft. Mit bewunderungswerter Folgerichtigkeit schildert der Verfasser alle Phasen dieses eigenartigen Verhältnisses, das sich „bis zur hitzigen Fieberstimmung steigert", um sich langsam in eine „schleichende Krankheit" zu verwandeln, die zwar geheilt wird, aber im Herzen des Mannes doch ihre Spuren zurückläßt. In dieser Schilderung ist kein Wort zu viel, keines will blenden, und selbst da, wo es eine bereits sinnliche Färbung annimmt, ist das richtige Maß mit künstlerisch feinem Takte innegehalten. Es ist dem Dichter nur ein Mittel, um den sittlichen Zweck des Romans um so sicherer zu erreichen.

Die hohe Schule, mit besonderer Rücksicht auf ihren Betrieb in der k. u. k. spanischen Hofreitschule in Wien, von **Leopold von Heydebrand und der Lasa.** Leipzig, Verlag von R. Bredow 1892. Das vorliegende Werk ist auf dem weiten Gebiet der Sportliteratur, soweit sich dieselbe auf das Pferd erstreckt, unstreitig als eine Neuheit zu begrüßen, denn die Reitkunst ist zwar in unzähligen Büchern behandelt worden, jedoch ist keines der in den letzten Jahren erschienenen Werke als Reitkunstschule anzusehen. Der Verfasser behandelt das Reiten der hohen Schule, das heißt nicht der im modernen Zirkus gezeigten, fast durchweg mangelhaften Handreiterei, welche sich in den unvollkommenen Bewegungen der sogenannten „Schulpferde" erkennen läßt, sondern er gibt einen wohl durchdachten Lektionsplan, besser gesagt einen Studiengang an, indem er sich auf das gegen 200 Jahre alte, einzige Heim der im Mittelalter hochgeehrten Kunst des Reitens beruft. Es ist dies die seit Kaiser Karl VI. in Wien bestehende spanische Hofreitschule, welche uns Leopold v. Heydebrand lehrreich schildert, wodurch er das Werk nicht nur interessant für den Sportsman und Reiter macht, sondern vielmehr zu einem Buch, daß jeder Gebildete nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen dürfte. Das Buch ist geschmückt mit einem vortrefflichen Bilde, dem Reiterporträt Franz Gebhardts, des Leiters der Wiener Hofschule, in der kleidsamen Uniform als spanischer Oberbereiter auf dem braunen Lipizzaner Hengst Neapolitano-Bionda in der graziösen Piaffe, nach Wiener Sitte ohne Bügel, die traditionelle Birkenruthe in der Rechten haltend.

Im Augustinerbräu.

(Hiezu das Bild Seite 377.)

Der fortschreitende verfeinerte Geschmack hat auch die Münchener Bierlokale nicht unberührt gelassen. Kunst und Kunsthandwerk wetteifern mit einander, den Verehrern des Gambrinus behagliche, reizende und prunkvolle Heimstätten zu bereiten und die Zahl der Gaststuben, die in Bezug auf einfache Ausstattung und zwanglosen Verkehr die alte Originalität bewahrt haben, wird immer geringer. Zu den wenigen hier in Betracht kommenden Lokalen zählt die Wirtschaft der Brauerei zum Augustiner, welche in der Neuhauserstraße, einer der verkehrreichsten Straßen der Stadt, gelegen ist und schon deshalb eine starke Frequenz aufweist. Die heute noch herrschende Einfachheit des Wirtschaftsverkehrs läßt hier ein altes Stück Münchener Volksleben fortdauern, wie es sonst immer mehr von der Bildfläche der Alltäglichkeit verschwindet. Standesunterschiede gibt es hier in keiner Form, jeder genießt die ersehnte Labe nach seinem eigenen Behagen; der eine nimmt die kräftige, stereotype Kost des Wirtes in Anspruch, der andere zieht sein Mittag- oder Abendbrot aus der Tasche und läßt sich Wurst und Käse, auf Papier serviert, unbekümmert um den Herrn Nachbarn, so gut munden wie der Feinschmecker, der sich ein „Ganserl" aus der Küche geholt hat. Landleute, welche eine natürliche Abneigung vor großen Wandspiegeln und befrackten Kellnern haben, lassen sich gerne an den Tischen nieder, an denen kein feines Tafeltuch oder elegantes Trinkgeschirr zu verderben ist; Arbeiter, die, von der Beschwerde ihrer Thätigkeit ermüdet, keine Lust haben, ihre Werkkleidung zu wechseln, nehmen ebendort im Arbeitskostüm ihren Trunk ein; Beamte und Bürger, die beim Löschgeschäft das „Sichgehenlassen" lieben, nehmen in gemütlicher Ungeniertheit an diesen Sitzungen hie und da gerne teil und auch der heute mehr als je verfeinerte Musensohn verschmäht es nicht, zu

Digitized by Google

Zu rechter Zeit.

Roman von

Sophie Junghans.

(Fortsetzung.)

Zwei Minuten später war Volmar im Park und die Stufen hinauf und stand vor Marie. Da es sehr gleichgiltig war, was zunächst gesprochen wurde, so sagte sie die Worte, die ihr gerade in den Mund kamen: „Ich wußte gar nicht, daß hier ein Eingang zum Parke sei.“

„Nicht?“ meinte er, allem Anschein nach kaum wissend, was er sagte, und beide sahen glücklich aus wie Kinder, denen beschert wird. Sie fühlten aber doch, daß sie sprechen müßten, gleichviel was, da das Schweigen, welches ihnen beiden völlig genügt hätte, verräterisch und zuletzt eine Verlegenheit für beide sein mußte! verräterisch, weil es darthat, wie völlig, bis zum Ausschluß des Denkens sogar, eins von der bloßen Gegenwart des andern erfüllt war. „Wie kommen Sie allein hieher, und wo haben Sie die Uebrigen gelassen?“ fragte Fräulein Godehus, als die Gefaßtere, zuerst. Es war, wie gesagt, nur um irgend etwas zu reden. Denn wie gleichgültig war es ihr in diesem Augenblicke, wo die übrige Jagdgesellschaft sich befand: und wohin war das ungestüme Verlangen, bei der lustigen Heimkehr derselben gegenwärtig zu sein? Dasselbe war ja weiter nichts gewesen, als eine Verkappung des Bedürfnisses, welches in diesem Augenblicke hier seine volle Befriedigung erfuhr.

„Die Herren kommen mit den Wagen auf der Eschweiler Chaussee zurück“, gab Volmar Auskunft. „Ich habe mich noch oben im Walde, unter der Haslacher Kuppe, von ihnen getrennt; die Hunde haben mir vorige Woche einen Dachsbau aufgespürt und da wollt ich einmal nachsehen. Es ist ein böser Weg .. der Boden ist so verwünscht aufgeweicht ..“

„Das seh' ich,“ sagte Fräulein Marie mit einem kleinen maliziösen Lächeln; „Sie tragen ja den halben Acker dort an den Stiefeln.“

Er blickte bestürzt an sich nieder. Die hohen Stiefeln sahen schlimm aus und der ganze Anzug, anliegende Beinkleider und vertragene Jagdjoppe, sowie der verschossene kleine Hut, trugen deutliche Spuren des schlechten Wetters, und nicht von heute nur, sondern von manch einem Regentage zuvor. Daß das alles der schlank-kräftigen breitschulterigen Gestalt trotzdem gut stand, so gut wie einem Manne alles, was ihn so recht als Mann erscheinen läßt, dessen war Wolfgang Volmar sich in diesem Augenblicke unendlich weniger bewußt, als der Kotspritzen bis zu den Hüften hinauf. „Ich muß tausendmal um Entschuldigung bitten“, sagte er kleinlaut. „Ich sehe jetzt, daß ich so gar nicht hätte vor Ihnen erscheinen dürfen.“

Sie sah ihn an; sie blickte so gern in das schmale, gebräunte Antlitz mit dem schönen Kinn und der leicht gebogenen Nase über dem hellen Schnurrbart. „Nein“ ... nickte sie ernsthaft „Sie haben recht; und Sie sehen ja auch, wie der unerhörte Anblick Ihrer schmutzigen Jagdstiefeln mich beleidigt. Ich werde gleich ausreißen.“

Erst noch ein etwas unsicherer Blick von ihm in ihr Gesicht, dem ihrerseits ein helles Lachen folgte. Und nun rief er, förmlich aufatmend in unsäglichem Behagen:

„Sie glauben gar nicht, mein gnädiges Fräulein, wie köstlich es ist, so von Ihnen ausgelacht zu werden. Wer mir das noch vor einer Viertelstunde gesagt hätte!“

Wie in flüchtiger Verlegenheit beugte sich hier Fräulein Marie nieder und fuhr mit der feinen Hand über Kopf und Hängeohren des Dachshundes, den Volmar mitgebracht hatte. Dabei fragte sie: „Vor einer Viertelstunde? wo waren Sie denn da?“

„Waldmann, sei nicht unverschämt!“ Der Hund rieb sich mit Nacken und Rücken wohlbehaglich an Mariens Stiefel herum, und Volmar, sich jetzt ebenfalls bückend, zerrte den Schlingel am Halsband auf und warf ihn, aber ziemlich glimpflich noch, zur Seite. „O, da stampfte ich wahrscheinlich gerade, und in der miserabelsten Laune, einen niederträchtigen, tiefausgefahrenen Holzweg von der Haslacher Kuppe herunter“, erwiderte er dann auf ihre Frage. „Man hat Tage, an welchen einem das Wetter und alles seine übelsten Seiten zuzukehren scheint. Ein solcher war der heutige für mich, vom frühen Morgen an. Ich“ — er brach ab und fuhr dann aber hastig fort, wie in plötzlicher, zu später Verlegenheit über das Bekenntnis, welches er angefangen hatte, zu machen — „ich — hatte darauf gehofft, zurück und auf dem Hofe zu bleiben.“

Er merkte ihr an, daß sie verstand, weshalb er es gewünscht hatte: um tagsüber in ihrer Nähe, die auch zurückgeblieben war, zu sein. Und nun fügte er halblaut, in bittendem Tone hinzu: „Es wird ja nur wenige Tage dauern ... Sie haben es selbst gesagt. .. Und da war doch der heutige für mich der reine Verlust.“

Sie hob die klaren Augen zu den seinen und sagte nach kurzer Pause: „Ich finde, daß Sie recht undankbar gegen das Schicksal sind.“

„Das Schicksal, welches uns hier so wundervoll, so ohne alles Zuthun, über Bitten und Verstehen, zusammengeführt hat!“ rief er lebhaft. „Sie haben recht: ich war undankbar. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, aber auch nicht vor dem Abend schelten.“

„Und dieser ist noch lange nicht zu Ende“, sagte sie heiter.

„Nein, nein.“ Er zog seine Uhr: „Es ist erst eben sechs, Gott sei Dank.“

Er sagte das, als sei ihm damit ein großes Glück widerfahren. Der Mann, dem, wie sie nun wußte, das Geschick hart mitgespielt hatte, war augenscheinlich jetzt mit wenigem zufrieden! Die Worte und die Art, wie sie gesagt wurden, rührten sie; um ihre Bewegung zu verbergen, meinte sie neckend: „Und von der Jagd höre ich kein Wort! Wenn aber die Herren übellaunig nach Hause kommen, so kennt man das: Sie haben nichts getroffen, Herr Volmar; sind wahrscheinlich gar nicht zum Schusse gekommen!“

„Ich! nein, da irren Sie“, sagte er gleichgültig. „Leider, möcht' ich sagen, ist mir das Gegenteil passiert. Das Ding geschah, bei Gott, ganz gegen meine Absicht. An die besten Plätze hatten wir natürlich die Fremden gestellt. Mir war mein Standort unten am Rotenbül, einen Büchsenschuß weit von der Eschweiler Chaussee, zugeteilt; daß ich dort Wild sehen würde, war etwa so wahrscheinlich, als daß es zum Wechsel abends an unsern Brunnentrog im Hofe drüben käme. Ich dachte denn auch an allerhand“ — mit einer plötzlichen leichten Verlegenheit, die aber, das war das Merkwürdigste daran, ansteckend auch auf die junge Dame zu wirken schien — „am allerwenigsten an die Hirsche. Mir der Nächste stand Baron Tony, etwa dreihundert Schritt weit von mir. Wie es eigentlich zuging, ist noch nicht aufgeklärt, aber ein Kapitalhirsch, der dem jungen Saint Ouge zugedacht war, war drüben durch die Schußlinie gebrochen; er kam dem Baron Tony vor den Schuß, der fehlte ihn auch; das Thier suchte Deckung in der jungen Fichtenschonung vor uns, brach dann aber ganz unerwartet mir gegenüber wieder aus und ich, in der Ueberraschung, gab einen Schuß ab, einen Kernschuß, wie sich nachher zeigte, der es sofort zur Strecke brachte. Wie wir hinzu kamen, war er schon verendet. Ein Prachthirsch übrigens ...“

Sie lachte hell auf. „Mit welcher Armensündermiene Sie Ihr Glück erzählen, Herr Volmar!“

„Ja, sehen Sie denn nicht, mein gnädiges Fräulein ...“ er brach ab; es war ein gefährliches Vergnügen vielleicht, aber ein sehr großes, in diese hübschen ehrlichen Männeraugen zu blicken, die in eigentümlich selbstvergessener Weise so oft auf ihrem Antlitz forschten und auch jetzt wieder dort nach ihrer Meinung über die Sache zu suchen schienen. „Sehen Sie denn nicht ...“

„Nein, ich sehe gar nichts“, sagte die junge Dame lachend.

„Doch, doch“, beharrte er. „Sie wissen, was ich meine. Es kam mir nicht zu, dieser eigens geladenen Gesellschaft den besten Schuß weg zu nehmen. Ich hätte den Hirsch laufen lassen müssen, wenn er auch“ — fügte er hinzu — „ein paar hundert Schritte weiter an dem Drahtzaun wahrscheinlich zu schanden gegangen wäre.“ Und dann, mit einem kleinen, bitteren Lächeln, als zitire er einen anderen. „Dieser Administrator kennt eben seine Stellung noch nicht.“

Aber Fräulein Godehus war heute nicht geneigt, etwa tröstlich auf diesen ernstern Ton einzugehen, vielleicht, weil sie selber innerlich zu heiter war. „Das scheint so,“ sagte sie jetzt neckend. „Aber ich würde mich an Ihrer Stelle doch beruhigen. Warum hat René Saint-Ouge nicht besser aufgepaßt. Er schießt übrigens sonst ganz gut. Ob er etwa heute einen falschen Kneifer aufhatte?“

René Saint-Ouge war, wie Wolfgang jetzt wußte, der dunkle hübsche Franzose, der gestern abend neben Marien gewesen war, als er ihn zuerst erblickt hatte. Sie kannte ihn also von früher, und recht gut, wie es schien! Gleich darauf fuhr sie fort, in sanftem Tone wie zu sich selber redend: „Der arme Tony hat den Hirsch auch gefehlt, natürlich! Ob er sonst noch zum Schusse gekommen ist? Er hat so viel Freude daran ... Warum sehen Sie mich so feindlich an, Herr Volmar?“

„Feindlich! Herr Gott, nein,“ sagte er, auffahrend wie aus peinlichen Gedanken. „Feindlich ... ich Sie!“ abgewandt und mit halberstickter Stimme, während ein tiefer Atemzug, einem Seufzer sehr ähnlich, die breite Brust hob.

„Nun denn: hart und streng ... Ich glaube, Sie können recht hart sein.“

Sein Antlitz, welches sich ihr wieder zuwandte, strafte sie wenigstens in diesem Augenblicke nicht Lügen: der Zug finsterer Spannung auf der Stirne und die Augen, die unter ihren geraden Brauen jetzt ganz dunkel schienen. „Hart, o ja, und ich habe es auch nötig,“ sagte er. „Ganz besonders hart gegen einen halb verrückten Burschen, der nichts kennen sollte, als die Arbeit, für welche er bezahlt wird, und der statt dessen nun schon seit Wochen genauer gesagt, seit er am dreißigsten August von Baden-Baden zurückkehrte,“ schob er in einem seltsam wirkenden, beiläufigen Tone ein — „sich fortwährend auf abenteuerlichen, müßigen, leeren, nein, auf ganz tollen Träumereien ertappt. Ich sollte diesen Unsinnigen unter eine eiserne Fuchtel nehmen, und ich will es auch, bei Gott, ich will es“ — mit einem kurzen, schweren Atemzuge, wie einer, der sich zusammenrafft, ehe er eine Last auf sich nimmt „sobald Sie wieder von hier fort sind.“

Marie Godehus verstand ihn. Wie hätte sie ihn nicht verstehen sollen? Am neunundzwanzigsten August war das Fest in der Villa in Baden-Baden gewesen. Und nun wäre es gewiß hohe Zeit gewesen, die Unterredung abzubrechen, mit der verletzenden Kühle der guten Erziehung und des Welttones, welche ja niemals die Sprache der Erregung verstehen will. Aber ob Fräulein Marie den richtigen Augenblick des Abbrechens verpaßt hatte, oder aus welchem anderen Grunde — sie blieb. Auf diesen Ausbruch Volmars erwiderte sie freilich nichts, wohl aber ging sie auf einen gewissen Punkt des Gesprächs zurück; auf einen Punkt, an welchem dasselbe eben die letzte, sonderbare Wendung genommen hatte.

„Sie werden immer bitter,“ sagte sie leise, „wenn auf den armen Tony die Rede kommt. Ich habe es schon in Baden-Baden bemerkt. Warum? Was hat gerade er Ihnen gethan, von dem man doch wahrlich nicht behaupten kann, daß er durch ein bevorzugtes Los irgend einen — auch den geringsten gesunden Menschen zu beleidigen vermöge! Ist er Ihnen,“ hier bebte ihre Stimme leise, während ein halb scheuer, aber ausdrucksvoller Blick über die kräftige Wohlgestalt des Mannes vor ihr flog, „noch nicht verkürzt, noch nicht Stiefsohn des Geschickes genug?“

„Mein gnädiges Fräulein ... Fräulein Marie!“ er hatte den Kopf tiefer herabgebeugt, um ihr unter die niedergeschlagenen Augen zu sehen, und die männliche Stimme klang mit den bittenden Lauten so nahe, so gedämpft an ihr Ohr, daß sie erbebte. Aber er wartete keine Antwort ab, und indem er, sich wieder aufrichtend, jetzt weiter sprach, wurde die Stimme nach und nach wieder härter und wieder bitter. „Er ist verkürzt, Sie haben recht, und für Ihr holdes Mitleid mit ihm möchte man Ihnen die Füße küssen, nein, mehr noch, man möchte um diesen Preis, beinahe das sein, was er ist Dann aber — verzeihen Sie, in Selbstverteidigung muß ich nun auch alles sagen — dann wurmt einen wieder die fortgesetzte große Lüge gewissermaßen, welche die

Digitized by Google

Familie mit dem Bedauernswerten der Welt und der Gesellschaft gegenüber spielt, indem sie ihn ihr als vollzählig unterschieden möchte. Sehr bezeichnend übrigens für diese Gesellschaft," er lachte kurz auf, „daß es beinahe gelingt. Baron Tomn, nur wenige Grade vom Taubstummen entfernt, geistig fast blöde, ist überall dabei, lebt, dank einer gewissen Abrichtung so zu sagen, das ganze high life mit! Gut, wenn sich jene elegante Welt diesen Gefährten gefallen läßt, wenn er, der Arme, sich selber glauben machen läßt, daß er eine Art Genuß daran habe, wenn zu dem Quantum von Geiste, der bei all diesem Sport zur Verwendung kommt, sein Idiotenvermögen gerade noch hinreicht. Mag er mit wetten, mit spielen, sich in den vornehmen Klubs herumtreiben, Pferde halten, Weiber" — hier brach Volmar kurz, wie erschrocken ab und fuhr dann leicht verlegen fort: „in all den vornehmen Passionen seines Vaters Geld verbrauchen, wie ein anderer, ein voller Mensch — ich habe nichts dagegen. Nur wirkt es peinlich, wenn die Familie vor sich selber die Enormität — verzeihen Sie, ich weiß keinen andern Ausdruck — aufrecht zu erhalten bestrebt scheint, als sei dieser junge Mann wie ein anderer. Und am fürchterlichsten, wenn man Sie, Sie dabei zur unschuldigen Mitschuldigen gleichsam macht. Sie, in anbetungswürdiger Geduld, mit einer sanften Fügsamkeit, die einen Zuschauer fast wahnsinnig machen kann, leihen sich seinen Gebrechen, täuschen ihn, andere,' und bei Gott, ich glaube gar sich selber, darüber hinweg ... Sie sind sein Mund, sein Ohr, sein Schatten, man sieht Sie stets zusammen, man frägt: wer ist das junge Paar, man sagt ... es ist zum rasend werden; was man ..."

„Lassen Sie ... bitte ..." Es waren wenige Silben, nicht herrisch, nur mit sanfter Bestimmtheit gesprochen, aber sie schnitten dem Manne das Wort ab, so völlig, als sei er plötzlich stumm geworden. Denn Marie hatte dabei ihre Hand auf seinen Arm gelegt, und leicht, wie die Berührung war, er fühlte sie bis ins Mark und stand nun, nur dieser einen Empfindung hingegeben und bemüht, sie auszukosten, bis Fräulein Marie merkte, daß auch dies gefährlich sei und ihre Hand leise wieder an sich nahm.

„Warum wollen Sie mir und sich diese paar Tage verderben?" sagte sie jetzt, wie überredend. „Kommen Sie, es wird Zeit, daß wir nach Hause zurückkehren."

„Ja," sagte er mit plötzlich verändertem Wesen, weit zur Seite tretend wie ein Diener, um sie vorüber zu lassen. „Sie müssen sich noch zum Diner umkleiden."

„Sie auch, wir haben nichts mehr zu versäumen." Sie zog die kleine Uhr. „Es ist gleich sechs."

„Ich? Mein Dienst ist für heute beendigt."

Wie lieblich sie, ihn anlächelnd, den Kopf schüttelte. „Nein ... noch nicht, erst nach dem Essen. Sie werden mich zwar nicht zu Tische führen, denn das ging nicht an. Aber wir werden nicht so gar weit von einander sitzen ... Sie auf der andern Seite des Tisches. Ein große Blumenvase von Fräulein Brandes, die zwischen uns gestanden hätte, habe ich vorhin selber weggerückt, so daß ich nun werde sehen können, wie Sie Ihr finsteres Gesicht machen, wenn ..."

„Wenn?" fragte er fast atemlos, mit halber Stimme, da sie zu stocken schien.

„Wenn René St. Onge mir nach französischer Weise in die Ohren redet und aussieht, als ob er mir wunder wie den Hof mache."

Sie hatte veranlaßt, daß er zu dem Jagddiner zugezogen werde, oder hatte sich wenigstens vergewissert, ob es der Fall sein würde — sie hatte an ihn gedacht, auch als er nicht zugegen war! Oder that sie jetzt nur so? Nein ... denn nun sah sie ihn so ehrlich an, lächelnd, aber fast unsicher, fast wie verwundert wartend auf ein Zeichen der Genugthuung über ihre Worte, welches immer noch nicht kommen wollte.

Nun, dasselbe blieb nicht ganz aus, nur fiel es anders aus, als sie erwartet haben mochte. Er sah sie fest an, sekundenlang, mit den Augen, von denen die Sprache der Leidenschaft deshalb vielleicht um so überwältigender wirkte, weil ihr Blick sonst der des praktischen Mannes, scharf, kühl, fast nüchtern war, und dann sagte er: „Es ist mir wie eine ferne Erinnerung — als habe ich irgend einmal gehört, gelesen, daß Ihresgleichen einen armen Teufel in den Himmel hebt, aus Laune und Willkür, um ihn dann hernach desto schmählicher in die tiefste Hölle zu stürzen. Sei es drum! Hören Sie mich wohl, Fräulein Marie: ich verzeihe Ihnen jetzt hier ausdrücklich und feierlich alles, was Sie mir später anthun können und mögen. Komme, was da wolle — und mag er das, was kommen wird und kommen muß, nur tausendfältig bitterer machen — ich danke Ihnen dennoch .. von ganzer Seele danke ich Ihnen für diesen Augenblick."

Die junge Dame wandte sich stumm dem Ausgang des Raumes zu, stockte aber, ehe sie die Stufen betrat und sagte leise: „Ich werde Ihnen niemals absichtlich wehe thun, glauben Sie mir das ... niemals, niemals." Dann schritt sie hinab.

Er mußte ihr folgen, obwohl es schwer war, nach jenen beiderseitigen Worten wieder in das Geleise eines unbefangenen Gesprächs einzulenken. Sie versuchten es aber, da das Schweigen auf dem tief beschatteten Pfade unter den Ulmen des Parks etwas gar zu schwüles gehabt haben würde. War denn das wirklich derselbe Weg, auf dem Marie vorhin gekommen war? Da hatte sie ihn lang gefunden, und wie kurz erschien er jetzt! Sie hatten schon wieder den Garten erreicht, und nun sagte Marie, ihres Aufenthalts in demselben am morgen eingedenk:

„Ich habe mich heut eines wahren Raubes hier schuldig gemacht, Herr Volmar. Ich brach eine Rose, eine so schöne, dann aber sah ich, zu spät, daß es die einzige im ganzen Garten und gewiß die allerletzte gewesen war."

„Sie haben sie!" rief er darauf lebhaft, mit unverkennbarer Freude. „Ich hatte schon gefürchtet, sie würde sich nicht mehr bis heute halten ... Ich wußte, daß diese nur noch da war; alle Tage, nachdem das Telegramm des Barons gekommen war, bin ich hingegangen, um nach ihr zu sehen, wie sie sich zu besonders schöner Blüte zu entfalten schien. Warum, weiß ich selber kaum ... aber das weiß ich: ich hätte mich zusammen nehmen müssen, um denjenigen nicht zu erwürgen, der sie etwa ehe Sie ankamen unversehens gebrochen hätte."

Auch auf diese Worte war nicht eben leicht zu erwidern, und so bestand denn die ganze Entgegnung der jungen Dame in einem fast scheuen Blick zu ihrem Begleiter hinauf, von welchem sie sich bald darauf, am Eingange des Hauses von der Gartenseite aus, trennte. Bei dem Diner am Abend aber, zu welchem man sich kurz darauf zusammenfand, hatte sie die Rose vorgesteckt.

XIX.

Der alte Baron Vanthorpe, behaglicher Egoist, der er war, dachte gar nicht daran, seinen Beamten Volmar, der so sehr präsentabel war, etwa von der Gesellschaft auszuschließen. Ebensowenig aber hätte der Baron eine Rücksicht darauf gehabt, wenn in diesen Tagen, da er als Revierkundiger fortwährend von den Herren in Anspruch genommen wurde, Volmar sonst dienstlich irgend etwas vernachlässigt hätte. Hierzu war aber, wie man weiß, Wolfgang Volmar auch überhaupt nicht der Mann und so mußte er sehen, sich einzurichten. Am Morgen des nächsten Tages führte er in aller Frühe einige der jüngern Herren, die für diesen Sport besonders eingenommen waren, zu seinem Dachsbau; nach Stunden erst kehrte man zurück, den Bewohner, einen alten Einsiedler, starr und steif als Beute mit sich führend. Am Nachmittage aber war Volmars Anwesenheit auf Nierstein, dem andern Gute, notwendig. Er wurde dort länger als er gedacht hatte, aufgehalten, und als er gegen elf Uhr Abends erst in den Hof von Almrod wieder eintritt, da waren, wie er gefürchtet hatte und doch jetzt mit bitterer Enttäuschung wahrnahm, die Fenster der Vorderzimmer alle dunkel — die Gesellschaft hatte sich längst zurückgezogen.

Wieder einer jener unschätzbaren „drei, vier Tage" herum, und fast leer für ihn, da er die Damen nur während des Gabelfrühstücks gesehen hatte und, wie es sich traf, mit Marien kein ruhiges Wort hatte wechseln können. Bei der ungezwungenen Weise, in der man sich zu dieser Mahlzeit placirte, hatte der ältere Monsieur Saint-Onge an seiner Seite gesessen und ihn ins Gespräch gezogen. Der alte Herr, der seine Jugend im Elsaß verlebt hatte, sprach ganz gut Deutsch, so daß Wolfgangs Französisch, schlecht und recht, wie es war, nicht einmal zur Verwendung zu kommen brauchte.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen hatte sich übrigens aus dieser Unterhaltung ergeben: daß nämlich der französische Großgrundbesitzer und Weinproduzent den Herrn von Dissenberg, den Onkel Wolfgangs, gekannt hatte. Teilnehmend erkundigte sich der Franzose nach dem Ergehen des Herrn von Dissenberg, den er auf Reisen getroffen und mit dem er sogar einmal eine Zeit lang in Geschäftsverbindung gestanden habe. Und als er nun mit Notwendigkeit erfahren mußte, welches Ende es mit jenem jovialen Herrn genommen, da hatte sich Betroffenheit und Anteil in den Formen eines Zartgefühls kund gegeben, welchem Wolfgang auch eine ausführlichere, für ihn selber immerhin peinliche Auskunft nicht verweigern konnte.

Natürlich hatte ihn der Gegenstand dieses Gespräches nachgerade so hingenommen, daß die Zerstreutheit und halbe Aufmerksamkeit endlich wich, welche bisher seine Umgebung hier am Tische, mit alleiniger Ausnahme einer gewissen jungen Dame, ihm nur abgewonnen hatte. Er war bei der Sache und vergaß Marien für den langen Zeitraum von sieben Minuten etwa. Als dann sein Blick wieder auf ihren Platz traf, an der andern Seite des Tisches und ziemlich weit von ihm entfernt, da sah auch sie gerade zu ihm hinüber, nicht verstohlen, sondern mit offenem, unbefangenem Interesse, als wollte sie fragen: was mögt ihr beide da so ernstlich mit einander zu verhandeln haben? gern wäre ich auch noch als Dritte dabei!

Und so schien es ihm fast, als sei er ihr schuldig, den Inhalt seines Gesprächs mit Monsieur Saint-Onge ihr nachher in der Kürze mitzuteilen. Als er aber, nachdem man sich vom Tische erhoben hatte, zu ihr trat, war sie von mehreren Herren umgeben. Man besprach die Pläne für den Nachmittag, der einem kleineren Ausflug zu Wagen gewidmet sein sollte. Denn für morgen, wo noch einmal große Treibjagd stattfand, mußten die Kräfte geschont werden.

„Werden Sie uns heute Mittag auch begleiten, Herr Administrator?" Diese Worte im höflichsten Fragetone kamen zwar auch aus Damenmunde, aber nicht aus dem richtigen: Madame L'Estoq war eben hinzugetreten und hatte sich mit denselben an den jungen Mann gewendet.

Etwas erstaunt über diese markirte Aufmerksamkeit der Französin, die ihn bisher kaum zu sehen geschienen hatte, gab Wolfgang Auskunft. Nein, er sei nicht frei ... seine Anwesenheit sei in Nierstein heute Mittag nötig ... „Ah," meinte sie leichthin, lächelnd, „c'est dommage."

Er achtete nicht weiter auf sie ... Marie mußte doch seine Antwort auch gehört haben; würde denn sie kein Wort sagen? keine Frage thun? Sie, die sehr wohl wußte, was ihn in diesen Tagen die Pflicht, die ihn von der Gesellschaft fern hielte, kostete?

Nein, sie plauderte lächelnd weiter, mit René Saint-Onge und den Uebrigen; zum ersten Male wollte ihm ihr Benehmen nicht ganz natürlich scheinen. Begann sie etwa, ihn schlecht zu behandeln, weil er doch gestern Abend zu weit gegangen war? Verdient hatte er es vielleicht ...

Jetzt drängte die Zeit. Länger warten, um vielleicht doch noch ein Wort oder einen bedauernden Blick Mariens zu erhaschen, konnte er nicht. Er entfernte sich still aus der Gesellschaft und hatte wenigstens auf dem langen Hin- und Herritt an jenem Nachmittag und Abend Muße genug, sich mit der Vorstellung dessen zu peinigen, was er versäumte, und noch viel mehr mit dem Gedanken, es habe in Fräulein Mariens passivem Benehmen heute Mittag eine Absicht gelegen, die Absicht, ihn wieder ferner zu halten, nachdem sie ihn gestern zu nahe hatte heran kommen lassen.

In Nierstein selber hatte er glücklicherweise keine Zeit gehabt, an sie, an diesen Luxus seines seit Jahren ziemlich verarmten Arbeitslebens zu denken. Nicht nur, daß er das ganze Gut begehen, respective durchreiten mußte, um überall zum rechten zu sehen, sich auf den Feldern, im Hofe, den Stallungen, den Kellern sogar und Vorratsräumen umhertreiben — er hatte auch oben im Hause Bücher und Rechnungen durchzusehen, Berichte entgegen zu nehmen,

by Google

Saatproben zu prüfen, sich hier für eine englische Setzkartoffel im Gegensatze zu einer ungarischen Sorte, dort für einen Versuch mit phosphorsaurem Kalk als Dünger anstatt des bisher verwendeten zu entscheiden, und was dergleichen Dinge mehr waren, zwischen welchen das Bild eines gewissen zarten Antlitzes, einer modisch feinen Gestalt, seltsam außer Platze hereingeschaut haben würde.

Gleichsam frisch kehrte er daher erst gegen Ende des Heimwegs mit seinen Gedanken, die bis dahin von den Geschäften noch festgehalten worden waren, zu diesem Bilde zurück, um nun, mit unbefangenem Blicke, einmal wieder neu zu entdecken, wie wenig dasselbe in sein Leben passe und wie ungeheuerlich eigentlich die Anmaßung war, die ihn heute hatte voraussetzen lassen, Fräulein Godehns müsse irgend etwas empfunden haben bei der Nachricht, er werde heute Mittag nicht von ihrer Partie sein. Er hatte sie, zum erstenmale, für nicht ganz offen halten wollen, hatte es für Absicht genommen, daß sie so völlig unbefangen schien bei seiner Aeußerung zu Madame L'Estoq. Lächerlich! Sie hatte gut unbefangen scheinen! Sie war es gewesen! Sie hatte nichts zu verbergen gehabt, keine noch so kleine Enttäuschung, als sie gehört hatte, er werde fehlen. Sie hatte es vielleicht gar nicht gehört, hatte nicht hingehört, als er sprach, und weder seine Worte bei jener Gelegenheit, noch seine Abwesenheit nachher überhaupt bemerkt oder wenigstens beachtet!

Gott sei Dank, wenn es ihm gelang, sich hiervon zu überzeugen und ganz zu durchdringen. Dann war er, wenn auch für jetzt ein sehr unglücklicher Mann, doch so gut wie frei; auf dem besten Wege, sich aus einem Zustande zu retten, der überwunden werden mußte wie eine schwere Krankheit, wenn er wie vorher weiter leben wollte.

Auf diese Weise innerlich beschäftigt, näherte sich der durch die Nacht Reitende dem Hofe. Aber schon von weitem, sowie nur die undeutliche Masse der Gebäude zu erkennen war, spähten seine Augen angestrengt durch die Dunkelheit, ob dort noch Licht sei. Und nun, in übermütigstem Gegensatze zur Vernunft, wie sie pflegt (und mit gutem Recht), sprach die Leidenschaft und flüsterte: Wir wollen es darauf ankommen lassen ... dies soll uns ein Zeichen sein: wenn dort noch Licht ist, in den Gesellschaftsräumen, wenn sie noch auf, noch dort ist, dann hat sie gewartet — dann hat auch sie das Gefühl gehabt, als ob sie an diesen Tag noch etwas zu fordern hätte!

Aber, wie schon gesagt, die Fenster waren dunkel und das Haus war still. Der Herr Administrator mochte, von einem schläfrigen Stallknecht empfangen, absatteln lassen und brauchte dem Mann kaum einzuschärfen, daß er jedes Geräusch vermeiden solle, ebenso wie es fast überflüssige Rücksicht war, daß er so leise wie möglich zu seinem Zimmer im Mansardenstock hinaufstieg. Denn wahrscheinlich schliefen sie alle schon, diese eleganten Jagdgäste, den gesunden Schlaf des — Gerechten sagte man früher, was aber auf die minder einfachen Zustände einer vorgeschrittenen Menschheit nicht mehr paßt, in welchem der Gerechte, das heißt der Rechtliche, Gewissenhafte, vielleicht mit dem Gegenteile jenes normal kräftigen Nervensystems begabt ist, das die gute Verdauung und mit ihr den ruhigen Schlummer bedingt. Den erzielten diese sorglosen Reichen aber mit Leichtigkeit, durch ihr gesundes Ferienleben jahraus, jahrein, viel Bewegung in freier Luft und möglichste Gedankenlosigkeit. Ja, Wolfgang war überzeugt, daß die jungen Herren alle schon wie Säcke schliefen, und die älteren wahrscheinlich auch, wenn sie nicht heute Abend allzu ausreichend dinirt hatten, und überhin, wie schon bemerkt, war die Rücksicht, mit welcher er in dem stillen Hause jedes Knarren einer Schwelle unter seinem Tritt zu vermeiden suchte. Aber jetzt war es eine Art von bitterer, übertriebener Vorsicht, durch die er verhüten wollte, daß vielleicht jemand, der noch nicht lange oder fest schlummerte, durch ihn wieder geweckt würde, eine der Damen, zum Beispiel. Beileibe nicht, auch nicht durch die vorübergehendste Störung, das Behagen eines Daseins trüben, welches ja nur für Behagen und Genuß berechnet war!

Das war einer dieser wenigen Tage gewesen, der, wie man sieht, geendigt hatte mit fast völligem Verzicht auf das Weiterträumen jenes wundervollen Traumes. Wie anders aber sollte, zur Abwechslung, der nächste werden!

Sie waren den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, beisammen. Und wenn auch die übrige Gesellschaft — keine besonders scharfen Beobachter allerdings, mit Ausnahme von Madame L'Estoq, die nicht mit zur Jagd gefahren war — nichts bemerkte, als daß Fräulein Godehns an diesen hübschen Burschen, diesen Volmar, dann und wann einmal das Wort richtete, wie an jeden andern auch, und daß er ihr mit ritterlicher Verehrung, wie sich von selbst verstand, begegnete — sie beide selber wußten es besser. Sie wußte, daß die bloße Gegenwart dieses Mannes, nur allein sein Vorhandensein in ihrer Nähe und die bare Möglichkeit, sich an seinem Anblick zu weiden und, wie viel mehr noch, hier und da köstliche Worte mit ihm wechseln zu können — Worte allergewöhnlichsten Inhalts, und die Jedermann hören durfte, aber köstlich durch die Empfindung, welche sie begleitete ... daß dies alles und nur dies den Tag in jene wohlige Atmosphäre hüllte, in welcher sie sich sonnte mit bisher kaum gekanntem Behagen. Und er? Nun, für ihn machten die Minuten, welche ihn mit ihr in Berührung brachten — nicht eben viele, wenn man sie zusammenzählte, und über viele Stunden verteilt, den alleinigen Inhalt des Tages aus.

Köstlich war gleich die Fahrt in aller Frühe, in den nebeldampfenden Morgen hinein. Als man sich im Hofe zusammenfand, etwas fröstelnd zwar, trotz der Jagdüberzieher, stampfend, um sich zu erwärmen, aber allgemein in bester Laune, wie gewöhnlich, da wußte Wolfgang noch nicht, was der Tag für ihn für ein Gesicht machen würde, und hoffte, nach seinen gestrigen Erfahrungen, nur wenig.

Dann aber hatte er mit einemmale unter den übrigen graugrünen Paletots und kleinen Hüten einen zierlichern Ueberrock bemerkt, der sich, nach Art der Damenbekleidung der allervornehmsten Welt von heutzutag, im Schnitt kaum, und nur in seinen Dimensionen von denen der Herren unterschied, da er eine schlanke Gestalt, nicht von Männer-, sondern von Frauengröße umschloß.

Und nun war Herr Wolfgang Volmar in so weit wenigstens schmerzlich zufrieden gewesen, als er jetzt wußte, daß er die Inhaberin dieses Jagdrockes heute so ziemlich den ganzen Tag lang aus näherer oder geringerer Entfernung werde sehen dürfen.

In dem Durcheinander des Aufbruchs hatte er keinen Anlaß, kaum Zeit, sich ihr zu nähern. Sie eigens und ausdrücklich zu begrüßen, wäre, so sagte er sich mit leiser Bitterkeit, schon ein Ueberschreiten der Linie gewesen, welche seine abhängige Stellung hier umgrenzte. Auch hatte er anderes zu thun. Vor dem großen Jagdwagen stampfte ein Viergespann; der Administrator ging noch einmal prüfend um die Pferde herum, er selber wollte die Gesellschaft zu dem Platze des Rendezvous, anderthalb Stunden weit im Wald gelegen, fahren.

Die Herren begannen aufzusteigen; Wolfgang hatte sein Gewehr, das ihn auf dem Bocke hindern würde, im Wagen untergebracht und stand eben bei dem etwas ungeduldigen vordern Handpferd, das schöne Tier mit leisen Beruhigungslauten auf den Hals klopfend, als jemand neben ihn trat. Ruhig wendete er sich, dann aber ging es durch ihn hindurch wie ein leichter elektrischer Schlag. Zugleich riß er den kleinen, weichen Hut ab. „Mein gnädiges Fräulein ..."

„Warum haben Sie mir nicht guten Morgen gesagt, Herr Volmar? Hatten Sie mich übersehen?"

„Nein. Sie übersieht man nicht. Ich hatte überlegt, daß es vielleicht nicht am Platze sein würde," gestand er.

„Ich dächte, Höflichkeit wäre immer am Platze," meinte darauf Fräulein Marie trocken. „Wenn man aber bei einfachen Dingen zu viel überlegt, kommt selten etwas Gescheites heraus."

Der also Abgekanzelte neigte lächelnd, innerlich erwärmt, den hübschen blonden Kopf. Wie wurde ihm aber erst, als sie fortfuhr:

„Ich würde so viel lieber außen sitzen. Was meinen Sie, Monsieur René ..." — der junge Franzose war eben herangetreten — „wenn uns Herr Volmar mit da herauf nähme. ... Der Bock ist dreisitzig ... Ich sehe die Pferde so gern ..."

„Sans doute würde sich das machen lassen", meinte der Franzose eifrig. „N'est-ce pas, monsieur?" mit etwas flüchtiger Höflichkeit drängend an Volmar gewendet. Die Idee, als müsse Monsieur Saint-Onge gewissermaßen Fürbitte für die junge Dame einlegen um die Gewährung einer zunächst ihn und sie betreffenden Vergünstigung, war so komisch. Mariens neckischer gesenkter Blick an dem eleganten jungen Weingutsbesitzer vorüber und in die stahlgrauen deutschen Augen unter den geraden Brauen so voll versteckten Uebermutes, daß Wolfgang Mühe hatte, ernst zu bleiben.

Doch gelang es ihm noch ganz gut, sein ungestümes Entzücken und seine daraus geborene plötzliche Heiterkeit zu meistern und ruhig zu sagen:

„Wenn den Herrschaften mit den Plätzen gedient ist: sie sind ganz bequem ... Der Mann, welcher nachher die Pferde übernehmen muß, mag auf dem Dogcart mit dem Proviant noch unterkommen. Dann also."

Monsieur René, der sich dessen, was inzwischen geschah, keineswegs versehen mochte, war von seinem Schicksal veranlaßt worden, gerade in diesem Augenblicke noch einmal niederzuknieen, um sein Beinkleid besser aufzukrempeln. Indessen wirbelte, nach kürzester Anfrage seiner- und Einwilligung ihrerseits — durch einen Blick nämlich — Herr Volmar die leichte Gestalt der jungen Dame mit starken Armen auf den hohen Bock hinauf und sprang selber nach. Dem gleich darauf etwas verdutzt hinauf schauenden Franzosen rief er zu: „Die Pferde thun nicht länger gut .... von der andern Seite, Herr Saint-Onge, bitte!" und Herr Saint-Onge, um den Ritterdienst, den er natürlich für sein Recht hielt, gebracht, mußte sich hinein finden und um den langen Wagen herum eilen, um schleunigst auf Mariens anderer Seite den Bock zu erklettern.

Uebrigens störte er durchaus nicht. Mit romanischer, anspruchsloser guter Laune begabt und besonders zufrieden in dem unbeeinträchtigten Bewußtsein, daß er der Kavalier der einzigen Dame der Gesellschaft sei, fand er ebenso gut wie die anderen beiden bei diesem Sitzarrangement seine Rechnung.

Und diese beiden anderen? Allein, trotz jenem harmlosen dritten, über dem brausenden Viergespann, welches sie in den verhüllten Herbstmorgen hineintrug, Seite an Seite, wunschlos, schweigsam wie Menschen, die das Vorhandene im tiefsten auskosten ... Herr René Saint-Onge hätte schon ein anderer sein müssen, als der er war, wenn er hier noch zu stören vermocht hätte.

„Sind Sie zufrieden?" hatte Fräulein Godehns im Anfang, als René auf ihrer einen Seite sich noch zurecht setzte, ihren Nebenmann auf der andern rasch und leise gefragt. Er hatte die Hände voll mit Zügeln und Peitsche und sah sie nur mit heißer Dankbarkeit an. „Und wir fahren eine volle Stunde," sagte er ihr darauf, halblaut, mit glücklichem Gesicht, als verrate er das köstlichste Geheimnis.

Wolfgang fuhr vorzüglich. Und wenn das auch eine Kunst ist, die ein Mann mit jedem Herrschaftskutscher gemein haben kann, so wird er doch demjenigen Weibe, dem er überhaupt gefällt, sicherlich dann, wenn er vier schäumende übermütige Gäule mit spielender, fester und doch leiser Hand regiert, ganz besonders gefallen. Es kommt eben bei allem darauf an, nicht nur was einer thut, sondern wie er es thut.

(Fortsetzung folgt.)

Nach der neuen Welt!

(Siehe das Bild Seite 380 und 381.)

Bewegtes Leben herrscht am heutigen Morgen am Hafen, denn binnen kurzer Zeit wird das große Auswandererschiff abfahren, welches wiederum so viele Europamüde ihrem heimatlichen Boden entführen will. Durch irgendwelche unglückliche Zufälle oder auch wohl durch eigene Schuld ist ihnen das Land, wo ihre Wiege stand, verleidet; wenige nur sind unter den Armen, die wirklich nichts anderes hinaustreibt als nur das Verlangen, andere Länder und Völker kennen zu lernen und unter ihnen ihr Glück zu versuchen. Gelingt es ihnen nicht, etwas Ordentliches zu erreichen, etwas, das der Mühe verlohnte, drüben zu bleiben, so kehren sie ebenso froh wieder in die traute Heimat zurück, wie sie jetzt hinausziehen in die unbekannte, lockende Ferne. Bei den meisten ist es aber der letzte Rettungsanker, an dem sie sich verzweifelt festklammern, um nicht unterzugehen in dem wilden Strome des Lebens. In dichten Haufen eilen sie, ihre geringen Habseligkeiten unter

den Arme tragend, nach dem Schiffe hin, welches sie an das ersehnte Gestade bringen soll. Da stockt der hastende Fuß noch einmal, bevor sie die Landungsbrücke betreten, es ist der letzte Schritt, den sie auf der heimatlichen Erde thun, aber unaufhaltsam drängen die Folgenden nach. Nur immer vorwärts, vorwärts! Jetzt gibt es kein Besinnen mehr, der Würfel ist gefallen. Auch der Himmel trägt ihrer Stimmung Rechnung; der naßkalte Wintertag bietet zum Abschiednehmen gerade das beste Wetter. Und für die meisten ist es ja ein Abschied fürs Leben! Da rasseln die Ankerketten, die Dampfpfeife ertönt, die gewaltigen Schaufelräder fangen sich an zu drehen und stolz verläßt das majestätische Schiff den Hafen, um bald in dem dichten, grauen Nebel, der schwer auf den Wassern ruht, den Blicken der Zurückbleibenden zu entschwinden.

Was mir die Rose erzählt.

Von

Irene Freifrau von Taube.

„Wenn d' Rosen 'mal blüh'n,
Wird 's Herz nimmer trüb,
Denn d' Rosenzeit is ja
Die Zeit für die Lieb'!"

Wie kann ein frostiger Januarmorgen mir diese Strophen ins Gedächtnis rufen?

„Weit, weit liegen die Höhen dicht verschneit", die Natur ruht schlafumfangen im Wintergewand, bis der Sonnenkuß des Frühlings sie zu neuem Blühen weckt. Und doch hat mein Auge Rosen erblickt! Keine Weihnachtsrosen sind es, die unter dem Schnee erblühen, auch nicht solche, die wir möglichst naturgetreu aus buntem Seidenpapier drehten, nein, in frischer Schöne lacht mir die Königin der Blumen mit ihrem ganzen Hofstaat entgegen.

Schon schlägt es elf Uhr, „time is money", die Pflicht ruft in das entgegengesetzte Stadtviertel, aber hinter dem Schaufenster des Blumenladens lugen die Rosen hervor und bitten so unwiderstehlich: „Nimm uns mit!" Ja, kommt, ich sehe ein tiefliegendes Augenpaar dankbar aufleuchten und fühle den leisen Druck einer fieberglühenden Hand. Noch tönt mir das Lied im Ohre, das Lieblingslied der Schwerkranken: „Ein jeder neue Frühling bringt neue Rosen zurück." Ihre glockenreine Stimme hat es einst hinausgejubelt in die blütenreiche Welt, sie selbst war eine Rosenknospe, die dem Aufblühen entgegenträumt. Und heute? — So hat's das Schicksal gewollt, kein Aufblühen im Sonnenschein des Glücks, nur ein Dahinwelken, ein langsames Vergehen, ein Auslöschen der Jugendkraft.

„Wenn der Wald sich färbt und die scheidenden Sonnenstrahlen glutrot durch die Bäume schimmern, geht mein Tag zu Rüste," so hat sie vorigen Jahres gesprochen und wir haben still geweint. Aber der Herbst, der erbarmungslos die Bäume entblättert und die Blüten verweht, hat ihrer vergessen. Sie soll noch einmal Rosen sehen, vielleicht dann die letzten im Erdenthal. Ich eile zu ihr auf festgefrorenen Wegen, meine Rosenkinder sorgsam verwahrt vor dem Einfluß des rauhen Nords. Da flüstert es ganz leise und zart aus der schützenden Umhüllung heraus:

„Nun müssen wir schon wieder im Dunkeln weilen, wir armen, sonneliebenden Wesen, seit eine unbarmherzige Hand uns der Heimaterde entführt hat kommt kein Lichtstrahl mehr, uns zu küssen. Unter blauem Himmel, den selten eine Wolke trübt, sind wir geboren. Myrten empfingen uns in ihrer Mitte, Flieder und Jasmin haben sich zu uns gesellt und den Veilchen, die ihre blauen Köpfchen so schüchtern aus der Erde Schoß heben, sind wir herzlich Freund geworden. Von früh bis spät war Konzert der gefiederten Sänger im nahen Wald und wir hatten die bunten Käfer zu Besuch, das brummte und summte um die Wette! Wenn der heiße Mittag uns durstig gemacht, kam am Abend eine kräftige Männergestalt mit großem Hut und grüner Schürze. Die Brause war ein liebes Ding, die gab uns die ersehnte Erfrischung.

„So lebten wir sorglos in den Tag hinein in innigem Verein mit guten, alten Bekannten. Nur manchmal überlief es uns kalt, wenn eine junge, braunlockige Frau mit Armkörbchen und Schere kam. Sie hat uns eines schönen Tages ins Exil geschickt, ein dunkler Raum war unsere Behausung und als man uns endlich ans Licht brachte, da lagen die Schwestern hoffnungslos darnieder. Viele sind nicht mehr aufgestanden, ich selbst war matt und lebensmüde. Doch die Brause hat Wunder gewirkt, mein Köpfchen hob sich zusehends. Da kamst du, mich fortzutragen, kaum daß ich genesen bin!"

Das hat mir die Rose erzählt, — was antwortest? — Ist es nicht beinahe die Lebensgeschichte der armen Seele, die des Südens Kinder erfreuen sollen?

So im Sonnenschein herangeblüht unter fröhlicher Geschwisterschar, treu behütet von sorgsamer Hand, dann in die dunkle Kammer verbannt, wo keine Blumen grüßen, kein blauer Himmel lacht, und sie heimwehkrank, lebensmatt des einstigen Lenzes gedenken muß.

Ich beschleunige meine Schritte, jetzt stehe ich vor der im Halbschlummer liegenden Gestalt. Die farblosen, aber entsagungsvollen Züge haben etwas Madonnenhaftes und rühren mich seltsam.

„Rose, eine Blume aus sommerlichen Tagen, ich bringe sie Dir zum Gruß," und die roten Rosen ruhen in der schmalen, durchsichtigen Hand. Ein fast überirdisches Lächeln verklärt die sich öffnenden Augen. „Sie ist zu schwach, um reden zu können", sagt mir die Pflegerin. Ich verspreche, den Nachmittag wieder zu kommen.

Kein Kämpfen mehr in leidensschweren Stunden, sie liegt so stille, so friedlich da, eine weiße Rose, die aufblühen wird im ewigen Frühlingshauch! Ihre Namensschwestern hat man ihr nicht aus der Hand nehmen dürfen, sie haben mit ihr die Köpfchen gesenkt. Aber die Sterbende hat ihren Duft mit hinübergenommen in die Gefilde, wo sie unverwelklich sind.

Notizblätter.

Kultur und Wissenschaft.

In Lyon ist aus einem neuen Material ein Stoff hergestellt worden, welcher dazu berufen scheint, die Seide teilweise zu ersetzen. Ueber die Pflanze, deren Mark dazu verwendet wird, erfährt man Folgendes: Aus den Stengeln der Papyrusstaude, die zwei Meter hoch sind, werden feine weiße Fasern gezogen, die miteinander versponnen werden. Die Garne sind leicht und sehr haltbar und widerstandsfähig. Sie können sowohl zu leichten und schweren Geweben und andern Textilerzeugnissen verwendet werden. Wie weiter berichtet wird, soll der Bau der Pflanze und ihre Kultivierung mit Leichtigkeit in Europa, und besonders in Frankreich möglich sein. Sie soll in jedem feuchten Boden gedeihen.

Die Beethovenstiftung, die vom Direktorium des allgemeinen Deutschen Musikvereins verwaltet wird, hat zwei Ehrengaben verteilt, und zwar 1000 Mark an Herrn Felix Draeseke, hervorragenden Tondichter in Dresden, und 500 Mark an Herrn Richard Pohl, hervorragenden Musikschriftsteller in Baden-Baden.

Natur.

Zwei riesige Granitlager mit ungeheurem Eisengehalt wurden in Finnland, nahe bei Wyborg, entdeckt und zwar auf folgende merkwürdige Weise: Einige Generalstabsoffiziere machten eine höchst unerwartete Beobachtung an ihrem Kompaß: Die Magnetnadel zeigte plötzlich eine Abweichung von 180 Grad! Da an den bisher bekannten Punkten magnetischer Anomalien die Abweichung höchstens 17 bis 20 Grad beträgt, so mußte diese Erscheinung als außerordentlich betrachtet werden. Die sofort angestellten Untersuchungen führten dann zu der Entdeckung der genannten eisenhaltigen Granitlager.

Tonkunst.

Der verdienstvolle Kammervirtuos Professor Carl Wien, seit Anfang 1867 bei der Stuttgarter Hofkapelle sowohl in den Reihen der ersten Violinen wie auch als Solist auf der Viola in hervorragender Weise thätig, feierte kürzlich sein 25jähriges Amtsjubiläum und erntete hierbei wie bei dem schönen Konzert, das er aus dem gedachten festlichen Anlaß gab, reiche Ehren und Auszeichnungen.

Denkmäler.

Am grünen deutschen Rhein und zwar an jener Stelle, wo der greise Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt in der denkwürdigen Neujahrsnacht von 1813 die schlesische Armee über den Strom führte, bei dem romantisch gelegenen Städtchen Caub, soll dem großen Kriegshelden und Patrioten ein Denkmal errichtet werden. Um diesen Gedanken, für den sich auch Kaiser Wilhelm I. ganz besonders interessierte, zur Ausführung zu bringen, hat sich ein Komitee gebildet, welches die Herstellung des Denkmals dem namhaften Bildhauer Prof. Fritz Schaper in Berlin übertragen hat. Die Grundsteinlegung soll am 18. Juni 1892 stattfinden. Von den Kosten des Denkmals, die sich auf 60000 Mark belaufen, sind bereits 30000 Mark gezeichnet worden. Weitere Beiträge sind an den Rittmeister a. D. Heyse, Bürgermeister von Bad Neuenahr, zu richten.

Gestorben.

Aegypten, von, Mehemed Tewfik Pascha, Vizekönig, 39 Jahre alt, am 7. Januar, in Kairo.

Airy, George Biddell, Sir, früher Direktor der Sternwarte zu Greenwich, berühmter Astronom, 90 Jahre alt, 4. Jan., London.

Brücke, v., Ernst Wilhelm, Dr., Hofrat, Prof. der Physiologie und der mikroskopischen Anatomie an der Universität Wien, Mitglied des österr. Herrenhauses, 72 Jahre alt, am 7. Jan., in Wien.

Cellier, Alfred, beliebter engl. Operettenkomponist, 39 Jahre alt, am 28. Dezember, in London.

Duffek, Nikolaus, unter dem Namen Julius Rohn bekannter Lustspieldichter, 58 Jahre alt, am 6. Januar, in Graz.

Dusch, v., Gottlieb, Freiherr, großherzogl. badischer Staatsrat, früher Präsident des Handelsministeriums, am 24. Dez., in Karlsruhe.

Manning, Henry Edward, Kardinal, Primas der katholischen Kirche in England, wurde geboren am 15. Juli 1808 zu Totteridge in Hertfordshire. Nach absolvierten Studien wurde er 1833 Geistlicher der englischen Hochkirche und 1840 Archidiakonus von Chichester. Seine Hinneigung zur katholischen Kirche veranlaßte ihn 1851 öffentlich zum Katholizismus überzutreten, worauf er apostolischer Protonotar und Hausprälat des Papstes, sowie im Juli 1865 Erzbischof von Westminster wurde. Er war ein eifriger Vertreter der streng kirchlichen Richtung und auf dem vatikanischen Konzil 1869 bis 1870 entschiedener Verfechter der päpstlichen Unfehlbarkeit. 1875 erfolgte seine Ernennung zum Kardinal. Auch als kirchenpolitischer Schriftsteller hat er eine bedeutende Thätigkeit entwickelt. Am 14. Januar raffte die Influenza den greisen Kirchenfürsten hinweg.

Mitteis, v., Anton, Reichsritter, Dr., Hof- und Gerichts-Advokat, Herr und Landstand v. Kärnten, Präsident der Kärntnerischen Advokatenkammer und Direktor der Kärntnerischen Sparkasse, 61 Jahre alt, am 26. Dezember, in Klagenfurt.

Montgelas, v., Ludwig, Graf, k. bayr. Kämmerer u. Gesandter a. D., 77 Jahre alt, am 6. Januar, in München.

Mayer, Joseph, früher Prof. und Konservator am Münchener Polytechnikum, geschätzter Genremaler, 63 Jahre alt, am 25. Dez., in Ambach am Starnbergersee.

Paulli, Holger Simon, ehemaliger k. dän. Hoftheaterkapellmeister, 81 Jahre alt, am 23. Dezember, in Kopenhagen.

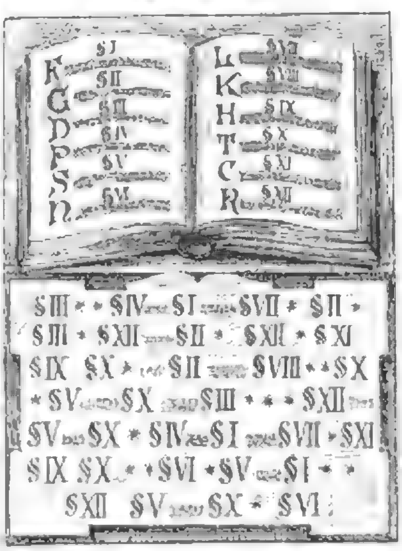
Wohlers, Wilhelm, k. preuß. Geh. Oberregierungsrat a. D., 72 Jahre alt, Ende Dezember, in Berlin.

Wolff, Albert, bekannter Pariser Publizist und Kunstkritiker, 56 Jahre alt, am 22. Dezember, in Paris.

Zimmermann, A., ehemaliger Kapellmeister der k. Hofkapelle in Berlin, 82 Jahre alt, Ende Dezember, in Steglitz bei Berlin.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



Anagramm.

Ist es meine Riesenmacht,
Der ich auch die Heiligkeit
Danke, und der Tempel Pracht,
Die der Glaube mir geweiht?

Im gewalt'gen, stolzen Lauf
Viele Brüder stark und groß
Nehme ich voll gastlich auf.
Bergend sie in meinem Schoß.

Und eh' ich die Heimat lasse,
Ach es ist nicht freie Wahl! —
Ich im Scheiden sie umfasse
Noch mit Armen ohne Zahl.

Willst Du sinnig nun vertauschen
Meiner Zeichen äußern Rang,
So erstirbt der Wogen Rauschen
Und Du horchest andrem Klang.

Ob er tief empfunden quillt
Leise wie ein frommes Gebet,
Ob er voll und mächtig schwillt
Wie des Frühlings Brausen weht?

Ob er Glück und Jubel kündet
Und der Liebe Seligkeit,
Oder Schmerz damit verbündet
Und ihm seine Klagen leiht. —

Magst Du in der Brust ihn hegen
Oder lauschen still entzückt —
Immerdar bleibt er ein Segen,
Der veredelt und erquickt.

M. Sch. (Basel.)

Rätsel.

Bald den Tod bringt's, bald nur Schmerz;
Genuß ist's ohne Kopf und Herz.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 343:

(Man beginnt bei dem Buchstaben „W", auf welche rechts herum I, II, etc., J u. f. w. folgen, und erhält:)

„Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen."

Auflösung des Homonym Seite 343:

Kreuzer — Kreuzer.

[illegible]

der ausgegrabenen Erde blinken. Er bückte sich rasch darnach und hielt einen verwitterten Reif in der Hand, ganz mit Erde umklebt und spröde geworden. An einer Stelle aber, wo die Erde abgeblättert war, blinkte es wie mattes Gold oder Bronze.

Er setzte sich auf den Erdhaufen hin und begann den Reif zu reinigen, um zu sehen, was es wäre. Und als er die Erde abbröckelte, merkte er, daß es ein Armreif sein mußte, der aus zwei ineinander gewundenen kleinen Schlangen bestand. Als er an einer Stelle stärker putzte und wischte, kam es klarer und goldiger heraus, es schien ihm, daß es ein goldenes Armband sein müsse.

Der Steinbrecher dachte nach, wie es dahin gekommen sein könnte. Vielleicht war's ein Schwedenschatz, sollte er weiter graben, um ihn zu finden? Aber dann hätte er ihn anzeigen und alles herausgeben müssen. Er putzte und wischte weiter, am liebsten hätte er den Armreif behalten; er war ja ein armer Kerl, der schon lange gern einmal etwas gefunden hätte, nicht für sich, sondern für jemand Anderen. Und der Reif blinkte immer mehr, je mehr er mit seinem blaugeblümten Schnupftuch wischte, auch kam ganz deutlich der eine Schlangenkopf zum Vorschein. Warum sollte er den Fund anzeigen? Gewiß hatte hier einmal ein Graf oder Bauer in der Schwedenzeit sein Gold vergraben.

Nach längerem Zaudern und Sinnen steckte er endlich den Reif verstohlen in die Hosentasche, indem er sich scheu umsah, ob nicht etwa unten am Bache jemand auf dem Wege vorüberginge, der es sehen könnte. Hierauf fuhr er mit der Schaufel von neuem in das Erdreich hinein, und als er mehrere Schaufeln umgeworfen und nichts darin gefunden hatte, atmete er erleichtert auf. Denn er glaubte schon, es sei nun doch weiter kein Schatz hier vergraben, den er anzeigen mußte und den einzelnen Reif, den konnte er ja auch von seiner Großmutter geerbt haben, da wollte er sich weiter kein Gewissen daraus machen, wenn er den behielt. Er hatte das aber kaum gedacht, als es wieder am Schaufelrande klang, als läute ein Sünderglöckchen. Er erschrak, bückte sich und fand eine große Münze, die er nicht kannte.

Nun stand er wieder eine Weile unschlüssig, was er denken oder thun sollte. Endlich grub er vor sich in die Erde ein Loch, warf rasch die Münze hinein, that dabei, als sehe er es selber nicht und schüttete ein paar Haufen Erde darüber. Hierauf verschaufelte er rasch und lautlos auch die ganze umliegende Erdschicht und begann alle Felstrümmer und Steinstücke, die er unten haben mußte, um sie zu zerspellen in Straßenpflaster, über die Felswand geradewegs hinabzuwerfen. Die Schaufel rührte er nicht mehr an. Wenn hier ein Schatz vergraben lag, er wollte nichts davon wissen. Was ging ihn ein Schatz an, den er selber doch nicht behalten durfte! Den Armreif aber wollte er an sich nehmen und niemand sollte wissen, daß er ihn gefunden habe. Er schwitzte stark und wälzte sogar einen größeren Felsblock über die Erdrutschung unter heißer Mühe weg, bis er ihn vom Felshang in die Tiefe stürzen konnte, wo er unter dumpfem Krachen zerbrach. Zuletzt warf er auch seine Schaufel und den Steinhammer nach, als fürchte er sich, sie mit eigener Hand hinabzutragen. Ja, er überlegte sogar, wie er dort ein Stück Weg absprengen könnte, damit niemand die Stelle fände, wo der Schatz verborgen war.

Als er alle Steintrümmer hinabgeworfen hatte, stieg er selber auch nieder und schlenderte langsam, beide Hände in den Hosen, an den Bach, als habe er gar nichts in der Tasche. Am Uferrande aber kauerte er sich nieder und blickte sich um, ob niemand komme. Es war ganz einsam hier im Haidewalde, stundenlang kam kein Mensch vorüber, höchstens fuhr einmal ein Wagen mit geschlagenen Holzstämmen, von vier dampfenden Pferden, im weichen Boden gezogen, vorbei. Als er sah, daß niemand nahte, wusch er emsig den Armreif im Bach, und wirklich hatte er nach einem Weilchen das lautere Gold in der Hand, der Reif glänzte wie neu; nur an ein paar Stellen waren kleine Schmarren und schwarze Löcher im Golde. Die beiden Schlangenköpfe aber blinkten in dem klaren Bachwasser so hell, daß er ganz leise bei sich selber davor erschrak.

Es war Mittag geworden darüber und als der Steinschläger sich eben vom Bache aufrichtete und den gereinigten Goldreif wieder in die Tasche steckte, sah er drüben über dem Waldbach ein Mädchen aus dem Dickicht treten und weiter oben auf der moosbewachsenen Steinbrücke herüberkommen. Sie hatte ein rotes Tuch auf dem Kopf als Haube und trug am Arm einen schwarzen Korb. Es war die Tochter des alten Steinschlägers, der sonst mit dem jungen Manne zusammen in diesem Steinbruch arbeitete. Sie brachte den Arbeitern jeden Mittag das Essen aus dem Dorfe, eine Stunde weit, herüber. Heute war der Alte nicht zur Arbeit gekommen, worüber sich der jüngere Mann schon weidlich gewundert hatte. Als das Mädchen über die Brücke herüber war, ging er ihr langsam entgegen.

„Na, das ist gut, Gretel, daß Du kommst!“ sagte er. „Ich habe schon vor Hunger meinen Magen höher schnallen müssen, daß er mir nicht bis auf die Knöchel hängt. Was hast Du denn im Korbe?“

„Graupen und Gekröse. Sie werden aber kalt geworden sein. Wir müssen sie erst wieder wärmen,“ sagte sie, indem sie ihm den Korb überreichte. Er hob den Deckel ab und schaute in den Korb, indem er seine Nase hineinsteckte und schmunzelnd die Nasenflügel bewegte.

„Hui!“ sagte er, „das Gekröse riecht gerade wie Gänsebraten. Na, das soll aber schmecken wie nie. Und Gräupchen auch! Alle Tage bringt mir die Gretel mein Leibgericht, auf die Weise leb' ich noch besser wie der königliche Leibkoch. Gestern Hirse mit Blutwurst, heute Gräupchen mit Gekröse — mein Magen lächelt ordentlich im Leibe herum, ich kann's förmlich merken, wie er sich vor Wonne ausstreckt. Ja, ja, die Gretel, die kann kochen, mit der möchte man schon alle Tage Hirse und Blutwurst essen.“

Er trug den Korb vorsichtig hinüber nach der Steinmetzhütte, während das Mädchen ihm folgte, indem es an den heraufgenommenen Enden seiner Schürze zupfte. Drinnen in der Hütte kniete der junge Arbeiter vor dem kleinen Herde nieder, zerbrach vertrocknete Zweige und zusammengelesenes Astwerk und machte ein Feuer. Die Grete setzte den Topf mit dem Essen in die brennenden Zweige hinein und es währte gar nicht lange, so wurde die Speise wieder warm. Sie erzählte dem Steinbrecher, daß der Vater heute nicht zur Arbeit kommen könnte, weil er sich frühmorgens den Fuß vertreten hatte, und deshalb nicht aus dem Stuhle aufzustehen vermochte.

„Gelt, Gretel,“ sagte der Steinbrecher, während er seinen Eßtopf zwischen den Knieen hielt und den vollen Löffel anblies, „ein bißel ißt Du mir zur Gesellschaft mit!“ wobei er ihr den Löffel vor den Mund hielt und sie einlud, mitzuhalten.

„Ach, nee, Fritz,“ sagte sie, indem sie ihren Mund wegwandte, „der Topf langt ja nur für einen. Ich werde Dich doch nicht berauben.“

„So, so, nur für einen! Gretel, sieh 'mal, das ist aber für uns beide. Du mußt doch was für den weiten Weg haben!“

Er fuhr mit dem Löffel im Topfe herum und fischte ein langes Gehänge vom Gekröse heraus, das er mit den Fingern in die Höhe hielt und langsam hin und her pendeln ließ vor dem Munde des Mädchens. „Beiße 'mal 'nein, Gretel,“ sagte er.

„Na, weil Du's bist,“ sagte sie und machte den Mund auf, indem sie den Kopf etwas zurückneigte, damit sie das Gehänge erschnappen konnte. Der Fritz ließ es ihr bis auf die Lippen niederhängen, auf einmal aber zog er es blitzschnell weg, stopfte es in seinen eigenen Mund und gab dem verdutzten Mädchen auch noch einen schallenden Kuß auf die Lippen.

„Es langt ja nur für einen,“ sagte er und wischte sich mit seiner breiten, rauhen Hand den Mund, während er mit größtem Behagen den verschlungenen Bissen kaute.

Das Mädchen stand stumm auf und ging beleidigt aus der Hütte weg und setzte sich vor derselben auf die Bank. Es war ihr gar nicht wie Späße machen zu Mut. Sie war schon auf dem ganzen Weg her traurig gewesen über ihre Armut und die Armut des jungen Steinbrechers und ihre Liebe zu ihm. – Nach einer Weile kam der Fritz aus der Hütte ihr nachgeschlichen und setzte sich neben sie auf die Bank, indem er ihr ganz nahe rückte. Er hatte Gekröse und auch Gräupchen im Topf zurückgelassen, stieß sie mit dem Ellenbogen an und sagte: „Gretel, da iß! Ich kann nicht mehr. Es wird schon für uns beide langen. Geh, nimm's, Gretel. Du bist ja doch mein liebes Schätzel, ach, Gretel, ich hab Dich so traurig lieb, wollen wir denn gar nicht heiraten?! Magst Du mich wirklich nicht?!“

Das Mädchen nahm den Topf jetzt still in die Hand und löffelte darin herum, brach plötzlich in Thränen und Schluchzen aus, und während sie schluchzend den Löffel an den Mund setzte und aß, sagte sie:

„Ach, Fritz, ach, Fritz, wie soll das mit uns werden! Du verdienst ja lange nicht genug und so lange der Vater lebt, kann ich nichts dazu verdienen, wo soll da 's heiraten herkommen. Und auch, wenn ich etwas verdiente, so ein armer Steinklopfer, wie Du, früher oder später kriegt er's doch auf der Brust und kann nicht mehr arbeiten, dann ist das Elend da. Ach, Fritz, ach, Fritz, ich heirate Dich ja viel lieber wie alle anderen, aber wir sind ja so arm, daß ich nicht einmal weiß, was ich zur Hochzeit anziehen soll in die Kirche, und Du bist so arm, daß Du mir nicht einmal ein Hochzeitsgeschenk machen kannst. Ach, was soll aus uns werden!“

Sie hatte während dieser Worte unter Thränen den Topf leer gelöffelt und gänzlich ausgegessen und wischte sich nun mit der Hand die Thränen von der Backe herunter und mit dem Rücken der Hand ihren Mund. Die Hand wischte sie dann wieder auf ihrem Schoß an der Schürze ab, während neue Thränen in den leeren Eßtopf fielen.

„Kein Hochzeitsgeschenk?“ frug der junge Arbeiter mit einer Stimme sehr von oben herab. „Ich, kein Hochzeitsgeschenk?! — Gretel, guck einmal!“

Er machte ein sehr schlaues und begieriges Gesicht, während er in seine Hosentasche fuhr und langsam den goldenen Armreif aus derselben hervorlangte. Er hielt ihn vor dem Mädchen in die Höhe und sagte: „Na, Gretel, was meinst Du dazu?“

Sie blickte erschrocken auf den Mann und sagte mit halb unterdrückter Stimme: „Jesus, Fritz, wie kommst Du denn dazu?“

„Hat sich!“ meinte er und versteckte den Reif wieder in seine Tasche. „Alles wollen die Mädels immer gleich haarklein wissen. Aber wenn unsereins von seiner Großmutter noch so ein altes Erbstück hat, das er sich sorgfältig für seinen Schatz aufhebt, da glauben sie's hintendrein nicht einmal.“

Er wurde auf einmal selber traurig und blieb ein Weilchen still. Dann legte er seinen Arm um die Schulter des Mädchens, zog es dicht an sich heran und sagte: „Geh, Gretelchen, wenn ich Dir nun dieses goldene Armband zum Hochzeitsgeschenk gebe, da kannst Du doch meine Frau werden. Es hat seinen Wert, weißt Du. Ich hab's von meiner Großmutter her, die war eine reiche Bauersfrau, mein Vater hat ja erst alles durchgebracht, daß wir so verarmt sind. Und wenn Du einmal in Not bist, so brauchst Du das goldene Armband nur zu verkaufen, da hast Du gleich Geld. He, Gretelchen, wie wär's nun?“

Er zog das Armband von neuem hervor und hielt es vor sich hin. Das Mädchen legte ihr Haupt an seine Brust, nachdem sie eine Weile mit begierigen Blicken das Armband angesehen hatte, schmiegte sich an ihn und sagte schämig:

„Ach nee, ach nee, Fritz. Du wirst mir doch nicht das teuere Armband schenken. Das hab' ich ja gar nicht gewußt, daß Du auch was hast.“

Sie lächelte glücklich unter ihren Thränen hervor. Er legte ihr das Armband um den Knöchel ihrer Hand, daß die Schlangenköpfe an ihrem runden Arm emporzukriechen schienen und sagte:

„Gretel, wenn Du mich nimmst, solchen Staat hat noch keine gemacht. Herrgott, wenn wir in der Kirche stehen, wird alles denken, so eine Hochzeit hat noch keine gefeiert, die kann sich sehen lassen. Die Liesel und die Steinhauer-Resel, die vergehen ja vor Neid. Geh, nimm mich. Wir werden schon durchkommen und am Hochzeitstag darfst Du auch das Armband tragen.“

Sie betrachtete eine Weile das Armband, nahm es ab und steckte es über die andere Hand weg, stand auf und ließ den Arm herabhängen, um zu sehen, wie sie sich da ausnähme und meinte bei sich halblaut: „Na, die Liesel, die wird gelb vor Neid.“ Sie putzte an ihrer Schürze herum und strich sie glatt, nahm den Korb auf und betrachtete

ihre geschmückte Hand, wie sie mit dem Korbe aussehe.

Der Fritz beobachtete das alles sehr gespannt, dann sagte er: „Na nu, gib's wieder her, wenn Du mich nicht nimmst, wird doch aus der ganzen Schönheit nichts und wer weiß, ob's dann nicht einmal die Steinhauer-Rösel kriegt, wenn sie mich mit drein nimmt!“

„Die Steinhauer-Rösel?“ meinte das Mädchen verächtlich. „Die? daraus wird doch nichts!“ Sie stockte eine Weile, wurde purpurrot im ganzen Gesicht, reichte ihm die Hand etwas zaghaft und sagte: „Na, Fritz, ich will Dich nehmen. Es wird schon gehen. Man hat doch etwas und etwas muß man ja zum Heiraten haben, hätt' ich das eher gewußt, von dem schönen Hochzeitsgeschenk, da wär' ich ja auch nicht so gewesen.“

„Gretel, Gretel, ist's wahr?“ rief der Steinhauer überglücklich aus. „Du nimmst mich? Ach, Du schönes, gutes, zuckerkantiges Gretel, dafür muß ich Dich ja am liebsten gleich hier behalten.“ Er umarmte sie und herzte sie nach Herzenslust und sie widerstrebte ihm nicht. Nach einer Weile streifte sie das Armband ab, reichte es ihm zurück und sagte, indem sie ihren Korb mit dem hineingestellten Gitotopf aufnahm: „Ich muß nun fort. Das Armband schenkst Du mir also zur Hochzeit. Heb's nur gut auf, mein Fritzel, und sag's der Liesel und der Rösel nicht vorher, denn wenn die merken, daß Du so was hast, da stellen sie gleich auf. — Na, adieu auch.“

Sie band ihr Kopftuch, das ihr in Unordnung geraten war, frisch zusammen und ging rasch über die Brücke wieder in den Wald hinein. Bald hörte man auch wieder die Schläge des Steinklopfers unter der Felswand verhallen. — Am Abend des Tages aber standen der Fritz und das Gretel vor dem alten Steinbrecher und sagten ihm, daß sie die Absicht hätten, am nächsten Morgen sich bei dem Standesbeamten des Dorfes als Verlobte anzumelden und frischweg zu heiraten. Der Alte hatte nichts dagegen.

*

Am Abend vor dem Hochzeitstage saß der Steinklopfer Fritz in der Dorfschenke bei einem Gläschen Branntwein und dachte an den kommenden Morgen. Früh um zehn Uhr sollte die Trauung in der Dorfkirche sein, vorher wollte er die Braut abholen und ihr dabei den goldenen Schmuck anhängen. Die Gretel hatte, weil sie ein braves Mädchen war, von der Frau Pastorin ein abgelegtes Kleid geschenkt erhalten, in dem sie zur Trauung schreiten sollte; nach der Trauung wollten sie alle ins Nachbardorf hinüber gehen und dort bei Bier und Braten das Hochzeitsessen ausrichten. Ein paar andere, junge Arbeiter mit ihren Mädchen waren geladen, Gretels Vater hatte in seinen Sparkasten gegriffen und bezahlte alles. Es sollte den ganzen Nachmittag getanzt werden und am Abend zog dann Grete aus dem Häuschen, wo der Vater wohnte, gegenüber zum Fritz als Ehefrau.

Soweit war alles ganz schön. Der Steinklopfer freute sich über die Maßen auf die Hochzeit.

Als er nun so bei seinem Gläschen saß und von dem schönen Tage träumte, der morgen anbrechen würde, griff er nach der Zeitung, die am anderen Ende des Tisches lag, um darin zu lesen. Es ging nicht recht vorwärts mit dem Lesen, er hatte wenig Uebung darin; er legte die Zeitung vor sich, fuhr mit dem Finger unter den gedruckten Worten hin und bewegte die Lippen leise dabei. Auf einmal hielt sein Finger unter ein paar Zeilen an, seine Lippen regten sich nicht mehr und der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er buchstabirte hin und her und las:

„Eine interessante Nachricht kommt aus unserer Gegend. Etwa eine halbe Stunde weit von den Steinbrüchen im . . . schen Heidewalde hat der bekannte Altertumsforscher Dr . . .“ das folgende brachte Fritz trotz allen Buchstabirens nicht heraus, „. . . Spuren von uralten Frankengräbern gefunden. Urnen, Münzen, kleine Schmucksachen in der Form des bei den Franken beliebten Jagdfalken, ferner sehr interessante Armbänder von verschlungenen, goldenen oder bronzenen Schlangen, welche die Frankenweiber zu tragen pflegten, hat der berühmte Forscher bereits entdeckt. Derselbe gedenkt längere Zeit in unserer Gegend zu verweilen, um im günstigen Falle größere Ausgrabungen vornehmen zu lassen.“

Diese Worte hatte der Steinklopfer kaum gelesen mit einem stillen, heimlichen Schrecken, als in die Schenke ein Herr trat, der eine Brille trug und ganz wie ein gelehrter Stadtherr aussah. Er frug den Wirt auch sogleich, ob er nicht wisse, wo hier die Steinklopfer wohnten, welche in der Umgegend in den Steinbrüchen arbeiteten. Der Wirt wies mit der Hand auf den jungen Arbeiter hinüber und sagte: „Dort sitzt gleich einer, der wird Ihnen schon über einiges Auskunft geben können.“ Da erhob sich der alte Herr langsam und setzte sich zu dem Steinbrecher an den Tisch und begann sogleich zu fragen, ob er bei seinen Erdarbeiten in der Gegend der Steinbrüche niemals eine Spur von etwaigen Frankengräbern gesehen habe.

Den Fritz überlief es heiß und kalt. Gräber waren das! Und sein Hochzeitsgeschenk war ein Leichenraub. So viel sah er schon aus der Zeitung. Er dachte an sein Gretchen und wie sie sich auf den schönen Schmuck freuen würde. Es wurde ihm ganz aschgrau vor den Augen.

Er that einen scharfen Zug aus seinem Branntweinglase. „Frankengräber?“ frug er den alten Herrn. „Ich weiß gar nicht, was die Franken sind. Woran soll man sie denn erkennen?“

Der Alte schüttelte mit gelehrtem Lächeln den Kopf. „Nun, ich will Ihnen das erklären, lieber Mann.“ Und er begann dem Steinklopfer zu erzählen, daß die Franken ein berühmter Stamm der alten Germanen gewesen seien, der vor anderthalbtausend Jahren in den Gegenden gehaust habe, in welchen sie jetzt wohnten; es seien schöne, große, blonde Männer und Frauen gewesen, noch halb wild, aber edel und lebenslustig. Die Frauen hätten lang herabwallendes, blondes Haar getragen, an den Armen goldene Armspangen in Schlangengestalt und diesen und anderen Schmuck habe man ihnen mit in die Gräber gegeben, wo man ihre Gerippe noch finden könne. Hier in der Gegend müßten nun gerade nach allen Anzeichen einige solcher Gräber noch gut gehalten sein; er sei beauftragt, sie zu erforschen, was man darin finde, gehöre dem Staat, denn es seien Staatswaldungen und die etwaigen Funde seien für das Altertumsmuseum in der Hauptstadt bestimmt.

Der Steinklopfer war nun vollends erschrocken und kleinlaut. Ganz bestürzt frug er: „Also vor anderthalbtausend Jahren sind diese Leichen hier begraben worden? So lange ist das her?“

„Vor anderthalbtausend Jahren! Und was sie mit in die Erde bekommen haben, das ist ebenso alt. Nun denken Sie einmal nach, ob Sie niemals so eine Münze oder einen kleinen Falken ausgegraben haben?“

„Nicht die Spur davon!“ sagte der Fritz, indem er rasch seinen Branntwein hinuntergoß. „Da werden Sie wohl gar nichts hier finden, Herr, solche alte Sachen gibt's hier bei uns nicht, wir sprengen höchstens einmal ein Stück Amethyst aus dem Felsen, das ist noch das Seltenste, aber die Erde, die enthält höchstens alte Schuhsohlen und Glassplitter. Nicht einmal einen Schwedenschatz finden Sie hier, geschweige was anderthalbtausend Jahre alt ist. Anderthalbtausend!“ wiederholte er ungläubig und mit heimlicher Angst.

Der alte Herr wollte das nicht gelten lassen, so daß der Fritz, um seine Verlegenheit zu verbergen, wild mit dem Schnapsglas auf den Tisch aufschlug und sagte:

„Anderthalbtausend! Herr, ich werde doch wissen, was bei uns möglich ist. Wenn Sie sich selber tausend Jahre lang in die Erde hier verkriechen, Sie finden Ihr Lebtag keine Schlangenarmbänder. Das sage ich. Da soll doch der Teufel —!“ Er stand auf und ging, nachdem er seinen Sechser für den Branntwein auf den Tisch geschlagen hatte, mit schweren Schritten aus dem Gastzimmer ins Freie.

Der Wirt blickte ihm nach. „Was hat denn der jetzt auf einmal?“ frug er. „Will er Polterabend machen vor seiner Hochzeit? So ein Grobian! Sich so gegen einen gelehrten Herrn zu benehmen.“

Der Alte winkte ab und lächelte. „Die goldenen Schlangenarmbänder der Frankengräber scheinen ihn irgend wie gebissen zu haben; ich weiß nicht, was er hat —“

„Goldene Schlangenarmbänder? Frankengräber?“ Jetzt pfiff der Wirt scharf durch die Zähne. „Mir geht ein Licht auf.“

Er setzte sich zu dem alten Herrn und sagte: „Es sei durch die Braut des Steinklopfers, die vor anderen Mädchen gestern damit geprahlt habe, ausgekommen, daß der Steinklopfer ihr ein kostbares Schlangenarmband schenken wolle zur Hochzeit. Das ganze Dorf sei voll davon, die Mädchen hätten es überall herumgebracht. Das Armband sei von seiner Großmutter.“

„Großmutter?“ frug der alte Herr. „Ach, dieses Armband möchte ich doch einmal sehen, das interessirt mich. Vielleicht ist diese Großmutter schon eine sehr alte Großmutter, so anderthalbtausend Jährchen vielleicht im Grabe. Sieh, sieh, die Großmutter!“

„Wenn Sie morgen Mittag in die Kirche gehen, da können sie gleich das Brautpaar sehen. Die Grete wird nicht schlecht mit ihrem Hochzeitsgeschenk auftakeln. Die Mädel werden auch in Haufen kommen, schon, weil keine es der Grete gönnen will. Das ist ja eine ganz sonderbare Geschichte.“

(Schluß folgt)

Ernst von Wildenbruch.

(Siehe das Bild Seite 3[illegible])

Der deutsche Parnaß ist zur Zeit stark bevölkert. Während man einst — es ist kaum ein Jahrhundert seitdem verflossen — Deutschlands Dichter an den Fingern herzählen konnte, rechnet man heute nach Hunderten, ja, wenn wir den Namensverzeichnissen trauen dürfen, bereits nach Tausenden, die unverzagt den Dichternamen für sich in Anspruch nehmen und auf dem deutschen Parnaß einen Platz beanspruchen. Ganz abgesehen von allen denen, die noch im Aufklimmen begriffen sind und mehr oder minder hoffnungsreiche Blicke nach oben richten! Kein Wunder, daß der Unbeteiligte wie aus erstickender Ueberfülle nach Luft atmet und sich ängstlich fragt: was soll daraus werden? Soll unser Volk in Reimklingklang und poetischen Phantastereien zu Grunde gehen!

Gemach! Die Geschichte der Menschheit kennt ganz ähnliche Perioden poetischer Ueberschwemmungsgefahr, sogar die Geschichte der verstandesnüchternen, zumeist aufs Praktische gerichteten Römer. Aber immer erwies sich die Sorge schließlich als unbegründet. Wie durch ein Sieb verliefen die poetischen Gewässer unschädlich, und kaum wußte ein zweites Jahrzehnt oft mehr als die Namen derer, die im ersten „Werke von unvergänglicher Dauer“ geschaffen zu haben glaubten.

Man darf also überzeugt sein, daß, was an poetischem Hall und Schwall auch unsere Gegenwart unmäßig überflutet, zumeist denselben Weg gehen wird, man darf, ohne Gefahr, als falscher Prophet befunden zu werden, voraussagen, daß der verbleibende Rest an wahrer Poesie ein bescheidenes Maß nicht überschreiten wird. Nur auf wenige, sehr wenige Männer und Frauen wird sich der Blick der nächsten Generation verehrend heften als auf Lenker und Bildner des Gemütslebens unseres Volkes.

Nicht gerade als der erste, wohl aber in erster Reihe unter denen, deren Werke das absterbende Jahrhundert dem nachfolgenden zwanzigsten als wertvolles Erbe überliefern wird, dürfte **Ernst von Wildenbruch** zu nennen sein.

Ein Dichter im besten Sinne des Wortes: ein großes, vielseitiges Talent, das sich in Momenten gehobenster Stimmung dem Genie nähert, eine eigenartig ausgeprägte Natur, geistig befruchtet durch vielseitige wissenschaftliche Bildung, voll reiner Empfänglichkeit für das Große und Schöne, das Gute und Wahre im Menschenleben, von energischer Phantasie, erstaunlich reicher Produktionskraft, sprach- und formgewandt, wie nur wenige andere, von bewundernswerter Sicherheit des Denkens, Empfindens und Gestaltens, steht er auf der Höhe seiner Zeit und in voller schöpferischer Kraft vor uns da, ganz hingegeben dem großen Zweck, dem Geiste der Epoche einen vollkommenen und dauernden künstlerischen Ausdruck zu geben.

Vielleicht würde er diesem hohen Ziele bei seiner Eigenart noch näher kommen, wenn er den vergänglichen Interessen der ihn umgebenden kleinen Welt sich völlig entziehen, den Spiegel seiner Dichterseele ganz rein erhalten, wenn er ganz und ausschließlich er selbst bleiben könnte. Plutarch erzählt, daß Cicero, als er das delphische Orakel befragte, auf welche Weise er zu höchstem Ruhm gelangen könne, von der Pythia die Antwort erhielt: das werde geschehen, wenn er seine eigene Natur, nicht die Meinung des Publikums zur Führerin seines Lebens wählen würde. Ein Wort, das auch für Wildenbruch gesprochen ist! Nur, wo er ganz losgelöst erscheint vom Einfluß unkünstlerischer Tendenzen, ganz frei von Rücksichtnahme auf vergängliche Lebensströmungen, rührt er an den Lorbeerkranz des wahren großen Poeten. Daß er ihn einst mit voller Hand ergreifen und auf sein Haupt drücken kann, ist die Hoffnung aller derer, die seinem Werdegange mit ernster Teilnahme gefolgt sind und an der endlichen völligen Klärung seines großen Talentes nicht zweifeln mögen.

Seekabellinie Emden-Valenzia hat der Apparat seinerzeit zur Zufriedenheit der vereinigten deutschen Telegraphengesellschaft funktioniert.

Fassen wir die vorteilhaften Eigenschaften der Jaiteschen Erfindung nochmals zusammen, so läßt sie sich als ein Instrument preisen, das direkt auf weiteste Strecken für unter- und oberirdische Linien und Seekabel, auf schnellste Weise, mittelst der Hand und automatisch in einer auch für den Laien verständlichen Schrift seine Arbeit leistet, und damit erfüllt es die höchsten Anforderungen, die die Praxis stellt.

Herbsterinnerungen aus den Bergen.

(Hierzu das Bild Seite [illegible].)

Wenn die Dörfler im Kirchlein den Schutzengelsonntag festlich begehen, beginnt der Herbst in den Bergen; ein kurzes Weilen noch auf den Almen, bis am Rosenkranzsonntag, dem ersten Tag des Herrn im Oktober, der Abtrieb erfolgt. Wenige Wochen sind dies, aber zugleich die schönsten im Gebirge, das sich jetzt in seltener Klarheit zeigt und dessen Wälder in den schönsten Farben prangen. Haarscharf ragen die renken Felsspitzen in den Aether, der frommen Seele den Weg zum Himmel weisend, und mild erstrahlt der Sonne goldiges Licht. Ein dankbares Gefühl erfüllt die Almleute, daß des Himmels Gunst über den Almen ruhte den Sommer hindurch. Kein Unfall ist zu beklagen, prächtig gedieh das Vieh, die saftigen Wiesen boten würzig nahrhaftes Futter in reichlichem Maße, und an Butter und Käse gab's die schwere Menge. Wie wenn es wüßte, daß nun bald die schöne Zeit vorüber geht, naht das Ziegenvolk noch herum am Sturzfall in munteren Sprüngen, wo die schmackhaften Gräser sprießen, während ihr Hüter den roten Teppich der Preißelbeeren abzupft, um nach der Thalfahrt einige Groschen zu verdienen. Die Sennerin aber windet, je näher es dem Rosenkranzsonntag entgegen geht, aus Tannenreisig und Rauschgold die Kränze für das abziehende Almvieh. Je reicher der Schmuck, desto größer das Lob des Bauern, und auch den Dorfpfarrer freut es, wenn die breite Stirn des festlich geschmückten Hornviehes das Bild eines Heiligen trägt nach alter, guter Sitte. Und blitzblank wird gescheuert, Milch- und Buttergeräte erglänzen wie Wachs, und das Christuskreuz auf dem kleinen Altar in der Sennstube erhält den Herbstkranz, den letzten Schmuck in diesem Jahre. Draußen im herbstlich gefärbten Walde flötet der Dompfaff der aschgrauen Gefährtin sein eintönig Lied, indeß die allweg munteren Meisen eifrig zirpsend nach Futter suchen. Kraftvoll röhrt der Brunsthirsch dazwischen, die Herbstmusik des Waldes ergänzend zur Freude des Waidmannes. Eine prächtige Zeit, dieser Herbst in den Bergen, und ach, wie alles Schöne, so kurz, so kurz!

Arthur Achleitner.

Unsere Zeitkrankheit und ihre Bekämpfung.

Von den Göttern, sagen die Menschen, kommt das Uebel,
Und doch schaffen die Menschen selber Leid über Leid sich.
Homer.

Die Signatur unserer Zeit ist ein blutarmes, nervöses Geschlecht. Noch bis vor wenigen Dezennien waren bei uns die Frauen in gesegneten Umständen gewohnt, einen oder mehrmaligen Aderlaß wegen vermeintlichen Blutüberflusses an sich vornehmen zu lassen. Heutzutage erscheint dagegen fast jedes junge Mädchen schon in den Schuljahren blutarm, und alle Welt klagt über Nervosität. Nicht mit Unrecht wird deshalb unser Zeitalter das nervöse genannt. Während unsere Vorfahren, die alten Germanen seligen Angedenkens, noch in der natürlich glücklichen Lage waren, gar nicht zu wissen, was Nerven sind, klagen bei uns schon häufig genug junge Schulkinder über ihre aufgeregten Nerven, und bei den Erwachsenen, wenigstens in den Städten, ist es nachgerade nur noch Ausnahme, wenn sie nicht an Nervosität zu leiden haben. Es ist kein Zweifel, die Nervenschwäche oder, wie die Gelehrten sie nennen, die Neurasthenie, ist eine Errungenschaft der modernen Kultur und spielt in gegenwärtiger Zeit, nachdem sie der Amerikaner George Beard gleichsam als eine neue Krankheit entdeckt hatte, bei Aerzten und Nichtärzten eine bedauerlich wichtige Rolle.

Was ist nun das Wesen dieser unheimlichen Krankheit unserer Zeit? Zum Verständnis derselben mag der Hinweis genügen, daß die Neurasthenie weniger eine besondere Affektion des Nervensystems darstellt, als vielmehr ein sehr passend gewählter Allgemeinname ist für eine ganze Krankheitsgruppe, deren Charakter darin besteht, daß bei den betreffenden Kranken das Nervensystem aus Mangel an normaler Nervensubstanz nicht richtig und gehörig funktioniert.

Ein solcher Zustand oder wenigstens eine ausgesprochene Anlage dazu ist in nicht seltenen Fällen schon von den Eltern ererbt; bei solchen Kindern mit erblich belastetem Nervensystem bedarf es dann nur geringer ungünstiger Umstände, um das Bild der ausgesprochenen Neurasthenie in die Erscheinung treten zu lassen.

Außer dieser ererbten gibt es aber auch eine erworbene Nervenschwäche, der die mannigfaltigsten veranlassenden Ursachen zu Grunde liegen können.

Unstreitig trägt das Hasten und Treiben unserer Zeit mit ihrem ins Krankhafte getriebenen Kampf ums Dasein die meiste Schuld an dem Zustand, in dem sich unsere Gesellschaft befindet; die Zunahme und Ueberfüllung der Irrenanstalten spricht in der Beziehung eine bedenklich deutliche Sprache, und es ist an der Zeit, daß man dieser schwerwiegenden Erscheinung die richtige Bedeutung beimißt. Selbst auf dem Lande, wo die Gesundheitsverhältnisse noch relativ günstige sind, macht sich allgemach immer mehr das Uebel der Nervenschwäche bemerklich; vollends aber ist dies der Fall in den größeren Städten, wo durch das Zusammenleben der großen Menschenmassen, das Gerassel der Eisenbahnen, den Großbetrieb der Fabriken eine fast Tag und Nacht währende Unruhe herrscht, bei der die gequälten Nerven nur schwer zu ihrer nötigen Ruhe gelangen können. Zu dieser Hast und Unruhe im ganzen sozialen Leben kommt nun noch die Schule mit ihren vermehrten Anforderungen, die Examensnot, das moderne Geschäftsleben überhaupt; sollte es da ein Wunder sein, wenn nur ein kleiner Bruchteil der Bevölkerung diesen Angriffen auf das Nervensystem ungebrochen glücklich entrinnt?

Es ist kein Zweifel, unsere allgemeinen Gesellschaftszustände, bei denen die alte Gemütlichkeit immer mehr auf den Aussterbeetat kommt, haben einen großen Teil Schuld an dem Ueberhandnehmen der zahllosen Nervenkranken. Auf der andern Seite kann nicht eindringlich genug betont werden, daß der einzelne es bis zu einem gewissen Grade selbst in der Hand hat, die allgemeinen Schädlichkeiten, denen der moderne Mensch nun eben einmal ausgesetzt ist, durch eine vernünftige Lebensweise wieder auszugleichen. Leider muß man aber die Beobachtung machen, daß die allermeisten, trotz aller möglichen Schulbildung, in Bezug auf persönliche Gesundheitspflege sich noch in einer unglaublich großen Unwissenheit befinden. So kommt es, daß gar viele sich Vergehen gegen ihr eigenes Ich zu Schulden kommen lassen, durch welche die Gesundheit ihrer Nerven bis ins innerste Mark erschüttert wird. Neben der Ueberarbeitung auf der einen Seite ist es in der Beziehung insbesondere ausschweifender Lebensgenuß, Mißbrauch der Spirituosen oder ähnliche Reizmittel, namentlich auch zu frühzeitiges und übertrieben vieles Tabakrauchen oder, wie in den meisten Fällen, all das zusammen, wodurch schließlich das Nervensystem zerrüttet und in seiner wunderbaren Thätigkeit schwer beeinträchtigt wird. Ich lernte einen Offizier kennen, der mir gestand, er habe schon mit seinem zwölften Jahre das Tabakrauchen angefangen, und als er als Fähnrich nach Frankreich ausmarschirt sei, habe er im Felde aus Mangel an Tabak dann und wann Kaffeepulver geraucht! War es da ein Wunder, daß dieser Offizier, kaum einige Wochen nach seiner Verheiratung, an Wahnsinn erkrankte und in die Irrenanstalt gebracht werden mußte!

In anderen Fällen sind es mehr oder weniger selbstverschuldete Enttäuschungen, Sorgen, Kummer und ähnliche Seelenzustände, durch welche das Nervensystem geschwächt und aus dem Geleise gebracht wird.

Durch all diese Vorgänge werden im Körper Zersetzungsstoffe gebildet, welche als Selbstgifte geringere oder schwerere Störungen des Nervensystems hervorrufen. Infolge dieser aufgespeicherten Selbstgifte klagen die Kranken über Schlaflosigkeit, über Nervenschmerzen, die in buntem Wechsel da und dort auftreten, über leichte Ermüdbarkeit nach kurzer geistiger oder körperlicher Anstrengung; sie sind oft übel gelaunt, bei jeder Kleinigkeit übertrieben aufgebracht, und klagen dabei fast ganz gewöhnlich über Verdauungsstörungen. Die nervöse Dyspepsie ist deshalb in sehr vielen Fällen mit Neurasthenie vergesellschaftet.

So traurig häufig nun auch derartige Zustände von Neurasthenie derzeit vorkommen, so ist zum Glück auch unsere Erkenntnis nunmehr so weit vorgeschritten, daß man mit gutem Grunde den Nervenkranken Trost und Mut zusprechen kann. Denn selbst in anscheinend verzweifelten Fällen lassen sich bei einiger Ausdauer und Geduld mit einer richtig und verständig angewandten hygienischen Allgemeinkur noch überraschend günstige Resultate erzielen. Dabei kann ich freilich den modernen, vielfach beliebten Arzneimitteln wie: Bromkali, Sulfonal, Antipyrin und so weiter nach meiner Erfahrung nur sehr bedingt das Wort reden. Im Gegenteil, ich kann den Nervenkranken nur den aufrichtigen Rat geben, sich aller differenteren Arzneimittel möglichst zu enthalten. Namentlich möchte ich sie davor warnen, von betäubenden Schlafmitteln, so verführerisch sie auch anfangs wirken mögen, gewohnheitsmäßig Gebrauch zu machen. All diese Mittel schaden meiner Erfahrung nach schließlich mehr als sie nützen.

Um so höheren Wert dagegen haben für die Nervenkranken die natürlichen Heilfaktoren: Luft, Licht, Wasser, Diät, Ruhe, Bewegung und so weiter.

Vor allem ist natürlich erforderlich, daß, soweit es möglich ist, die der Krankheit zu Grunde liegende Ursache beseitigt wird. Den Nerven soll deshalb möglichst viel Ruhe von außen wie von innen verschafft werden; wahre Religiosität, die ein sicheres Gottvertrauen gibt, ist deshalb für Nervenkranke von unschätzbarem Werte. Selbstverständlich müssen die Nervenkranken sich möglichst viel in guter Luft aufzuhalten suchen; angemessene Bergluft ist für sie von besonderem Vorteil.

Je unmäßiger sie nun im Genuß von frischer Luft sein dürfen, um so vorsichtiger müssen sie mit allen forcirten Wasseranwendungen sein. Das viele Wasserpantschen taugt für die Nervenschwachen am wenigsten; sie sollen immer der Thatsache eingedenk bleiben, daß der Mensch kein Wassertier, sondern ein Lufttier ist. Wenn irgendwo, so ist in Bezug auf Wasserbehandlung bei Nervenkranken vor allem nur streng individualisirende Behandlung von seiten des Arztes durchaus notwendig. Gerade durch den Mißbrauch des Wassers bei den Nervenkranken kommt dieses souveränste aller Heilmittel allemal nach kurzer Blütezeit wieder in Mißkredit. Es ist dies erklärlich; denn eine zu scharfe Wasseranwendung ist für Nervenkranke doppeltes Gift. Auf der andern Seite ist unbestreitbar, daß die Wasseranwendungen in richtiger Gabe und in der den Kranken entsprechenden Weise den Nervenkranken ganz vortrefflich bekommen. Ebenso zuträglich ist für sie in der richtigen Weise und bei entsprechender Anwendung das Barfußlaufen, sowie das Luftbad überhaupt. Es ist nur schade, daß man bis jetzt bei uns zu diesen paradiesischen Luftbädern, um welche sich der Altmeister der Naturheilkunde, Rikli in Veldes, ein besonderes Verdienst erworben hat, noch so wenig Gelegenheit hat.

In Verbindung mit der Wasser- und Luftkur sollen die Neurastheniker passende Atem- und Muskelübungen vornehmen, und zwar zunächst, zumal wenn die Krankheit schon einen vorgeschritteneren Grad erreicht hat, nur in passiver Weise durch Massage und Aehnliches. Im übrigen ist Garten- oder derartige Arbeit im Freien für solche Kranke von großem Vorteil. Leider sind die wenigsten, zumal in den großen Städten, wo es gerade am meisten dieser Kranke gibt, in der glücklichen Lage, sich eine solche Beschäftigung in angemessener Weise zu verschaffen. Wer freilich es über sich vermag, sich wie Graf Leo Tolstoj ganz aufs Land zurückzuziehen und dort in Feld und Wald im Schweiße seines Angesichts zu arbeiten, der wird damit voraussichtlich unter sonst günstigen Umständen für seine Neurasthenie eine glückliche Kur machen.

Leider werden vorerst nur die wenigsten die Lust in sich spüren, dem Beispiel Leo Tolstojs zu folgen.

Für solche, denen kein Garten zum Bebauen zur Verfügung steht, muß deshalb die Heilgymnastik als Ersatz dienen. Dazu eignen sich am einfachsten und bequemsten die Uebungen mit dem Largiadèrschen Arm- und Brustkräftiger von G. Engler in Stuttgart. Das Gerät ist sehr handlich, einfach, wohlfeil, dauerhaft und für mancherlei Uebungen passend. Dazu kommt, daß der Widerstand durch die Gewichte sich für jeden Kranken in leichter Weise angemessen reguliren läßt, im übrigen aber sich immer gleich bleibt.

Man kann mit dem kleinen Apparate in sicherer Weise auf die Ausdehnung des Brustkorbes, auf die Regulirung der Herzthätigkeit sowie auf die Kräftigung der Muskulatur einwirken. Damit wird natürlich der ganze Stoffumsatz und die gesamte Blutbildung wesentlich gefördert. Das kleine Hausgeräte ist deshalb nicht nur für die Nervenkranken von großem Vorteil, sondern es dient auch zur Vorbeugung gegen die Tuberkulose: es kräftigt die Brust und stärkt die ganze Konstitution, so daß ihr die gefürchteten Tuberkelbazillen nicht leicht etwas anhaben können. Man muß aber darauf achten, daß die Uebungen damit in gut gelüftetem Raume vorgenommen und nicht übertrieben werden.

Neben all diesen Anwendungen ist natürlich für Nervenschwache eine entsprechende, dem Einzelfall angepaßte Diät von der allerwesentlichsten Bedeutung. Bei den einen Kranken muß man in der Beziehung addiren, bei den anderen subtrahiren. Im allgemeinen paßt für an Neurasthenie Leidende am besten eine wenig reizende, aber doch leicht blutbildende Nahrung in mannigfaltiger Abwechslung.

Die gewöhnliche Fleisch- und Weindiät muß für derartige Kranke im allgemeinen erheblich eingeschränkt werden, da sonst die Nerven infolge der reizenden Nahrung nicht zu ihrer Ruhe kommen können. Neben der entsprechenden Eiweißzufuhr muß vor allem für die nötige Menge Nährsalze gesorgt werden; diese finden sich am besten im Obst, in den Blattgemüsen, in passender Milch- und Mehlnahrung und Aehnlichem. Besonders empfehlenswert für Nervenschwache ist ein gut zubereitetes Gericht aus Hafergrütze, Kneippscher Kraftsuppe oder derartigem. Manchem will freilich eine solche milde Nahrung nicht recht munden, indem sie seiner seitherigen Gewohnheit zu sehr entgegengesetzt ist. In diesen Fällen ist ein geschmackverbessernder Zusatz zu der Cerealiennahrung vielfach ein erwünschtes Auskunftsmittel. In der Beziehung sind die neuerdings von der Firma Roth junior in Stuttgart in Handel gebrachten Cerealien, Kakao- und Schokoladepräparate als schmackhaft und für Nervenkranke als vorzüglich geeignet zu empfehlen.

Von ganz besonderem Werte ist für die Nervenkranken der alte deutsche Eichelkaffee. Ungemischt ist er allerdings für einen Kulturmenschen kaum genießbar. Der damit von der Firma F. Lamp in Stuttgart hergestellte „hygienische Nährkaffee“ ist dagegen bei richtiger Zubereitung ausgezeichnet wohlschmeckend und wirkt infolge seiner glücklichen Zusammensetzung bei den Nervenkranken, zumal bei der nervösen Dyspepsie, in geradezu spezifischer Weise.

Mit einer solchen diätetischen Behandlung muß natürlich für Nervenschwache noch die passende psychische Behandlung Hand in Hand gehen, wenn ein günstiges Resultat erreicht werden soll.

Die Geduld ist für Neurastheniker ein besonderes Heilpflänzchen; denn selbstverständlich kann ein zerrüttetes Nervensystem nur mit der Zeit und durch die nötige Ausdauer wieder ins Gleichgewicht gebracht werden. Im übrigen müssen derartige Kranke durch Selbstbeherrschung, durch

by Google

Zu rechter Zeit.

Roman von

Sophie Junghaus.

(Fortsetzung.)

Nicht immer konnte Wolfgang auf die friedlich von Fräulein Marie und Herrn René geführte Unterhaltung hinhören oder sich an derselben beteiligen. Sowie einmal der Weg weniger gut war, oder wenn irgend eine Begegnung ihre leicht erregbaren Nerven kitzelte, bedurften die Pferde seiner vollen Aufmerksamkeit. Und daß er ihnen diese dann unbefangen und ehrlich gewissermaßen zu teil werden ließ und nicht mit einer Kunstfertigkeit im Fahren kokettirte, für welche Schwierigkeiten gar nicht da seien, sogar das kam ihm bei Marien zu gute.

Abenteuer gab es deshalb aber auch nicht, wie sie Romane zu würzen pflegen und so gerne in denselben anstatt der mangelnden inneren Motive verwendet werden. Alles ging glatt ab. Man kam in bester Stimmung am Platze des Rendezvous an, wo sich noch einige Gäste, Gutsbesitzer der Umgegend, eingefunden hatten. Und so stand ein günstiger Stern über dem ganzen Tage. Die Jagd fiel glänzend aus. Es wurden nicht weniger als zehn Stück Hochwild, darunter ein Kapitalhirsch, und dreißig Hasen zur Strecke gebracht. Wolfgang Volmar verlor sich, und zwar mit Behagen, unter der übrigen Gesellschaft; er hatte das Glück — wie er das bei sich empfand — heute nicht wieder einen auffallend guten Schuß zu thun, der seine Person abermals in ein ihm unter den Umständen unangenehmes helles Licht gerückt hätte. Von Fräulein Marie dagegen, die auch schoß, erregten natürlich selbst mäßige Leistungen die ungemessene Bewunderung der Herren. Sie empfand aber fein genug, um mit diesen ihren Erfolgen mit der Jagdbüchse vor einem aus der Gesellschaft durchaus nicht groß zu thun, und dieser eine war Wolfgang Volmar. Sie war auch nicht verwundert, als er ihr, bei einer der köstlichen flüchtigen Begegnungen, die das Durcheinandertreiben heute für sie beide ergab, anstatt sie auch mit Komplimenten über ihre Treffsicherheit zu überschütten, vielmehr halblaut sagte: „Ihnen verzeiht man sogar das, mein gnädiges Fräulein.“

Aber froh war sie doch, als sie nachher einmal wieder — zufällig! — nebeneinander vor der in Reihen auf dem Boden liegenden Jagdbeute standen und er sich über den Lampe mit halboffenem erstarrten Nagermäulchen und klebrigen, glasigen Augen beugte, welchen einer der Treiber ausdrücklich als von dem gnädigen Fräulein erlegt bezeichnete, und Wolfgang nun, den blutigen Pelz auseinander schiebend, meinte:

„Das war wirklich ein guter Schuß. Der Hase hat sich nicht beklagen können, und für Sie ist es mir auch lieb. Denn wenn Sie es schon thun, so ist es auch Ihrer würdig, daß Sie es ordentlich machen.“

Ein eigener Ton, den er jetzt ihr gegenüber zuweilen anschlug! Sehr verschieden von jenem andern bald flehentlichen, bald bittern der gehaltenen Leidenschaft, und doch aus derselben Tiefe stammend und für sie, wenn sie es sich hätte gestehen wollen, ebenso beglückend.

Unter anderen Umständen würde Fräulein Godehus, in ihrer gewohnheitsmäßigen Fürsorge für Baron Tony, den Administrator, als zum Hause gehörig, gebeten haben, sich des jungen Mannes anzunehmen, damit er, ohne Gefahr für sich und andere, zum Schusse komme. Wie hätte sie es aber nun noch wagen sollen, nach jener schneidenden Verurteilung aller dieser Komödien der Familie, ihren Stammhalter als leidlich normal erscheinen zu lassen, welche sie an jenem Abend im Park aus Volmars Munde hatte anhören müssen! So war denn Baron Tony pro forma neben den Vanthorpeschen Förster gestellt worden, und sein Vater war, nachdem Hallali geblasen worden war, froh, ihn einmal wieder mit gesunden Gliedern vor sich zu sehen und zudem, ohne daß die in seinen Händen immerhin gefährliche Büchse sonst irgend ein Unheil angerichtet hätte.

Der alte Baron hatte, wenn er es je gethan, wohl längst aufgehört, sich darüber zu grämen, daß ein Fortleben in einem fähigen, tüchtigen Erben ihm versagt geblieben war. Ohne daß er, bei seiner gleichmäßigen, behaglichen Art, jemals hart erschienen wäre, war doch die Gemütsseite bei ihm wenig entwickelt. Wie er mit Gleichmut, oder vielmehr mit Gleichgültigkeit, es hingenommen hatte, eine gemalte Puppe, die jetzt nachgerade wie der fragwürdigste Teil eines Wachsfigurenkabinets aussah, anstatt einer Frau zu besitzen, und dadurch in seinem Lebensgenusse nicht beeinträchtigt worden war, so hatte ihn auch niemals eine lebende Seele weich werden sehen über das Schicksal, als seinen einzigen Sohn einen Schwachsinnigen neben sich aufwachsen lassen zu müssen. Kosten hatte man selbstverständlich keine gespart, um dies Versehen der grausamen Natur zu korrigiren, aber da war nicht zu helfen gewesen, und nun war es gerade der Baron, der das rein äußerliche Aufstutzen Tonys für das Leben der großen Welt und der Gesellschaft durchsetzte. Damit schien er völlig zufrieden; er machte sogar manchmal einen Witz über seinen Jungen und freute sich besonders, wenn derselbe Geld verthat wie ein anderer auch. Und als jetzt Tony in die Mitte der zwanzig kam, und Dank dem besten Friseur, Schneider, Kammerdiener und so weiter, ungefähr ebenso aussah, wie irgend ein beliebiges anderes Mitglied der jeunesse dorée auch, besonders da er, wie schon einmal bemerkt, das Glück hatte, in eine Periode zu fallen, da ein gewisses blödsinniges Aussehen bei den vornehmsten jungen Männern geradezu Mode und vom allerfeinsten Tone war — da schien der ältere Baron in seiner bequemen Auffassung der ganzen Sache ja auch fast gerechtfertigt. Baron Tony Vanthorpe lief mit unter . . . er würde sich sogar verheiraten, denn um ein paar Millionen ist so ziemlich ein jedes Mädchen zu kaufen und dann lebte der Name vielleicht doch noch fort. Und wenn nicht, nun, so war dem Alten das auch kein großer Kummer. Er wäre ja der größte Narr gewesen, wenn er die ängstliche Sorge des alten Adels um ein Fortbestehen des Geschlechtes hätte empfinden sollen, er, der sich seines frühverstorbenen Vaters, des dicken Mannes in der weißen Schürze — er war Seifensieder in einem Städtchen am Niederrhein gewesen — zwar von vor sechzig Jahren her noch ganz gut erinnerte, aber den Teufel wußte, was dessen Vater gewesen war! Solche Barone, wie er, konnten alle Tage neu gemacht werden!

Gerade in der letztern Zeit aber war es, daß dem ältern Baron zuweilen doch ein halber Seufzer entfuhr; und jedesmal war dann Wolfgang Volmar bei Wege gewesen, so daß er ihn hatte beobachten können. Einen solchen Sohn zu haben! Wenn irgend einen Menschen auf der Welt, so beneidete dieser Millionärbaron hier und da flüchtig den alten Volmar, der, in hypochondrischen Trübsinn versenkt und in dürftige Einsamkeit vergraben, sich für einen der verlassensten und unglücklichsten Sterblichen hielt. Des alten Vanthorpe völlige innere Teilnahmslosigkeit andern Menschen gegenüber erreichte bei Berührungen mit seinem jungen Beamten zuweilen ein Niveau, wo sie fast in ein kühles Wohlwollen übergegangen wäre. Zudem hatte er, der einem ungemein großen Scharfblick für die jedesmalige Befähigung eines Menschen für sein Geschäft einen großen Teil seiner Erfolge verdankte, ja fast immer alles, was sein Administrator that, gut zu heißen. Auch bei diesem Besuche des Gutes, der ja lediglich dem Vergnügen gewidmet war, hielt der alte Herr die Augen offen und merkte wohl, wie vortrefflich Volmar alles im Zuge hatte.

Ein Privatgespräch über Geschäftliches hatten sie diesmal noch gar nicht mit einander gehabt, Baron Vanthorpe und sein Beamter. Dagegen hatten es Herr Saint-Onge und der Baron nicht lassen können, als man am Lagerplatz im Walde eine Stärkung zu sich nahm, die neusten Börsennachrichten zu erörtern. Denn der Franzose, der gestern nicht dazu gekommen war, seine Abendzeitung, die er sich sogar hierher nachsenden ließ, zu lesen, hatte hier mitten im Walde, auf seinem Feldstuhl sitzend, das Blatt aus der Brusttasche geholt und die darin verzeichneten Kurse einer raschen Durchsicht unterzogen. Mochten die Herren Söhne, die in dem vornehmen Jagdvergnügen, trotz dem ältesten Blaublut, ganz aufgingen, immerhin zu dergleichen die Nasen rümpfen. Man ließ sie ja gern die Kavaliere spielen und hatte selber seinen Spaß daran; man konnte sich das erlauben. Aber eben um es zu können, durfte man, durften die Papas, sich nicht lediglich aufs Geldausgeben beschränken, wie die Söhne, die von Jugend auf gelernt hatten, das mit so flottem Anstand zu thun.

Und so tauschten denn die beiden weißhaarigen Herren jetzt über die Zeitung des einen hinüber kurze Bemerkungen aus, deren Hauptinhalt Zahlen waren, und zwar thaten sie das mit jenem Indianerernst, mit dem bei den Weltleuten nur eine einzige Kategorie von Angelegenheiten behandelt zu werden pflegt, die der wichtigsten von allen, der Geldangelegenheiten natürlich.

Wie es sich traf, saß Volmar in ihrer nächsten Nähe, auf einen Baumstumpf, etwas ermüdet, denn nach dem gestrigen sehr starken Ritt, welchem ja schon mehrere Tage fortgesetzter Strapazen vorhergegangen waren, machte nun endlich auch dieser stählerne Körper sein Recht geltend. Niemand hatte ihn seit einiger Zeit angesprochen, und das war ihm lieb gewesen. Marie saß weit von ihm entfernt, aber er konnte sie wenigstens sehen und sich auf eine Weile ungestört einer träumerischen Ruhe hingeben.

Das dauerte so lange, bis die alten Herren von seiner Nähe Notiz nahmen und ihn gemach mit ins Gespräch zogen. Ein Landwirt größern Stils ist ja so gut wie einer an der Börsenhaltung mit interessirt. Da sind die Fruchtpreise, die Aktien landwirtschaftlicher Unternehmungen; da horcht er hin, wenn von dem letzten netten kleinen Differenzgeschäft des auch ihm bekannten Cohn-Wormser erzählt wird (in Firma Samuel Cohn und Co.), der in diesen Tagen einmal wieder an einer Partie Weizen, die er natürlich weder zu sehen noch zu bezahlen gebraucht, die Kleinigkeit von neunzigtausend Mark gewonnen hat; da kann er, vermöge seiner Einsicht in den Stand der Saaten und die mutmaßlichen Ernteaussichten, den Herren von der Börse verwendbare Winke geben und dergleichen mehr.

So beteiligte sich denn auch jetzt der Administrator an einer Unterhaltung, die eigentlich zu Zeit und Ort nicht besonders paßte, während um diese drei herum von der ganzen übrigen Gesellschaft wie es sich gehörte ausschließlich über Jagd und Sport geredet wurde.

„Sagen Sie doch, Volmar,“ begann einmal der alte Baron, „die Eichsfelder Farbwerke . . . war das nicht die Affaire Ihres Verwandten . . . eines Herrn von Tissenberg? . . . war ja wohl ein Onkel von Ihnen, nicht wahr?“

„Ja,“ sagte Wolfgang etwas erstaunt. „Wissen Sie von dem Unternehmen, Herr Baron?“ Zugleich besann er sich, ob etwa er selber bei Herrn von Vanthorpe desselben Erwähnung gethan habe.

„O, freilich weiß man von dergleichen,“ meinte Baron Vanthorpe leichthin. „Ich meine, ich hätte auch kürzlich die Aktien wieder notirt gesehen.“

„Wirklich? Und wie standen sie?“ fragte Wolfgang unwillkürlich lebhaft.

„O, miserabel,“ war des Barons ohne Zögern gegebene Antwort. Seine Miene dabei aber durfte, wer ihn kannte, wohl als eine gewisse Einschränkung dieser Worte deuten. Zum mindesten besagte sie: miserabel, wenigstens in diesem Augenblicke noch.

Wie übrigens diese Aktien standen, das konnte dem jungen Manne ziemlich gleich sein; er besaß keine. Er und sein Vater mochten an jenem Unternehmen höchstens noch jenes mittelbare Interesse hegen, welches man einer uns nichts mehr angehenden Sache zollt, die aber einstmals unter der Patenschaft eines nahen Angehörigen ins Leben getreten ist. Noch war zwar das Knäuel jenes unseligen Wirrsals — der Angelegenheiten des verstorbenen Großgrundbesitzers — nicht völlig abgewickelt. Die Farbwerke aber, das verhängnisvolle Lieblingsunternehmen des Herrn von Tissenberg, hatten nach dem Zusammenbruche in den Händen des Hauptgläubigers sogleich die Metamorphose in eine Aktiengesellschaft erlebt, deren Aktien sich, wie man annahm, noch meist in den Händen des Consortiums (welches aber, wie man ebenfalls nicht ohne Grund annahm, in der Person eben jenes wucherischen Hauptgläubigers beschlossen war) befanden.

Jetzt war von denselben nicht weiter die Rede. Man erhob sich gleich darauf. Und bei dem Durcheinandertreiben der Gesellschaft waren alsbald, wie

an einem unsichtbaren Faden gezogen, Fräulein Godehus und Wolfgang Volmar, sie vom einen, er vom andern Ende des Lagerplatzes her, beieinander. Das ging jetzt häufig so. Unausgesprochen, mit Worten gar nicht zu berühren, war dieses Impuls in beiden. Sie hatten auch, sobald sie sich erreicht hatten, einander nichts Besonderes zu sagen, sicherlich wenigstens keine Geheimnisse. „Hat es geschmeckt?“ fragte er sogar prosaischer Weise, ihr heiter in die Augen sehend. Sie antwortete ebenso. Ein rauher knarrender Ton dicht neben ihnen ließ gleich darauf Wolfgang sich etwas betroffen umwenden. Da stand Baron Tony, mit gerötetem Gesicht; der junge Mann war augenscheinlich unwillig, und nun war es ihm, wie allemal, wenn er sich in Erregung befand, besonders schwer, sich verständlich zu machen.

Marien, seine geduldige Dolmetscherin, ließ er trotzdem diesmal ganz außer acht; er wendete sich nur an den Administrator. Ganz unbefangen gab sich dieser die größte Mühe, die stotternden Gurgellaute des Tauben zu enträtseln. Daß sie auf ihn selber Bezug haben konnten, fiel ihm zunächst gar nicht ein. „Verzeihung, Herr Baron“ — sollte heißen: daß ich noch nicht verstehe —; mit all der Deferenz in Ausdruck und Haltung, die er für den Schwerhörigen ja zunächst nicht anders an den Tag legen konnte. Aber Baron Tony blieb sehr ungnädig, nein, mehr als das, und es war peinlich anzusehen, wie in dem an der Fähigkeit des Ausdrucks seiner Empfindungen so grausam Verkürzten jetzt irgend etwas sich Luft zu machen suchte. Er hatte sich geärgert . . wenn es nur gelang, ihn zu besänftigen! Denn die gelegentlichen Wutausbrüche des sonst stumpfsinnigen jungen Menschen waren von den Angehörigen nicht ohne Grund gefürchtet!

Ratlos hatte Wolfgang anfangs einmal zu Marien hinübergesehen, ob sie besser als er verstehe. Das schien aber die Erregung Tonys zu steigern, und einen raschen, bittenden Blick des Mädchens glaubte Wolfgang auch dahin deuten zu sollen, er möge sie aus dem Spiel lassen.

Die Sache, um welche es sich handelte, war denn endlich, als der Administrator zu begreifen anfing, einfach und zugleich geringfügig genug. Baron Tony war mit seinem Platze in der Schützenkette nicht zufrieden gewesen; und es schien, als habe er seinen Begleiter, den Förster, willkürlich aber, um nicht zu sagen böswillig, dahin verstanden, als sei der Posten, den er vorgezogen haben würde, dem Administrator eingeräumt gewesen.

Mit einer Ruhe und Geduld, für die ihm Marie im stillen nicht Dank genug wußte, ging Wolfgang auf diese schwer verständlichen und zudem unvernünftigen und grundlosen Vorwürfe ein. Er widerlegte auch gar nichts, was ihm aber freilich bei dem jungen Menschen wenig half, der ja nur einen Vorwand gesucht hatte, sich an ihm zu reiben. Nur als Volmar begreiflich zu machen sich bemühte, daß er bei der Verteilung der Plätze nichts mitzusprechen gehabt habe, am allerwenigsten aber an derselben irgend etwas zu ändern sich vermessen, und der Baron dies immer wieder nicht verstehen wollte und immer aufs neue herausbellte: „niederträchtiger Platz . . . Schande, mir den Platz zu geben . . . Teufel soll euch alle holen“ und so weiter, konnte Marie sich nicht enthalten, in gewohnter Weise die Hand auf seine Schulter legend, ihm ihrerseits Wolfgangs Erklärung zu wiederholen, um ihn endlich zu beruhigen.

Aber, was selten oder nie geschehen war: ihrer ihm vertrauten Stimme versagte diesmal die Wirkung. Er schüttelte ihre leichte Hand rauh ab und schnappte nun auch nach ihr, wie ein böser Hund: „Sache abkarten helfen, wie? steckt ja immer zusammen, ihr . . .“

Da aber wurden Mariens sanfte Augen größer, wie in jähem Entsetzen, während eine heiße Röte über das zarte Gesicht lief. Und an diesem selten erlebten Anblick einer bei ihr fast beispiellosen Bewegung kam der Schwerhörige plötzlich zur Besinnung. Noch hatte man zum Glücke von Seiten der übrigen Gesellschaft der kleinen Scene keine Beachtung geschenkt. Rauhe Kehltöne von dem armen Tony zu vernehmen war man ja gewöhnt, auch wenn er in bester Laune war. Die Skala der Laute, die ihm für den Ausdruck seiner Gemütsbewegungen zu Gebote stand, umfaßte eben keine andern. Deshalb hatten sie weiter nicht hingehört; noch mehr, sie vermieden aus einer Art Zartgefühl jeden Anschein, als ob sie dem, was sie von ihm hörten und sahen, besondere Beachtung schenkten, weil es auffällig sei.

Beschämt, als er die Wirkung seiner Plumpheit auf Mariens Gesicht sah, und mit einem plötzlichen Umschlag des Benehmens faßte er jetzt vertraulich wie sonst ihren Arm und schob sie mit sich fort, dabei den Administrator ohne weiteres stehen lassend. Wolfgang sah ihnen betroffen nach. Würde sie wenigstens sich nicht noch einmal umdrehen? Nein; er wartete vergebens und wendete sich endlich mit einem kleinen Seufzer der Enttäuschung ab. Er selber legte dem Vorgang keine besondere Bedeutung bei; er ahnte nicht, welcher Art die war, die derselbe für Marien hatte.

XX.

Daß der Rückweg so köstlich sein würde wie die Hinfahrt am Morgen, das zu erwarten, wäre zu viel gewesen. Wolfgang begriff sehr wohl, warum Fräulein Marie diesmal an einen Platz auf dem Bocke des Jagdwagens nicht zu denken schien. Sie saß aber auch wenigstens nicht hinter ihm, mit in der Reihe der laut durcheinander schwatzenden Herren, welche sich in der angeregten Stimmung befanden, die nach der Jagd natürlich ist. Wahrlich, sie hätte auch dort nicht hingehört! Sie hatte im Landauer mit den älteren Herren Platz genommen und der lieben L'Estoq hätte vielleicht das freundlich schwiegerväterliche Behaben des alten Saint-Onge ihr gegenüber auch wieder zu leiser Beunruhigung gereicht, wenn die Dame dasselbe hätte beobachten können. Der Baron Vanthorpe, der Vater, der auch mit im Landauer fuhr, stieß sich aber offenbar an dieser Vertraulichkeit seines Freundes mit seiner Pflegetochter nicht, mochte er dieselbe nun auslegen, wie er wollte.

Der alte Vanthorpe war überhaupt für Madame, so klug sie war, in Betreff Mariens bis jetzt ziemlich unergründlich geblieben. Verbarg er noch aus Vorsicht seine Wünsche, seine eigentlichen Absichten mit dem Mädchen, oder war es lediglich aufrichtige Gleichgültigkeit, die Bequemlichkeit seines vollendeten Egoismus, daß er sie bis jetzt so völlig gewähren ließ? Wahrhaftig, Madame schämte sich in stillen Stunden beinahe vor sich selber, noch nicht weiter zu sein, aber sich wenigstens konnte sie es nicht verhehlen: völlige Garantie, daß er ihren Plan in Betreff Mariens und seines Sohnes nachdrücklich unterstützen werde, gab ihr das Verhalten des älteren Vanthorpe bis jetzt noch nicht!

So malerisch wie die verschiedenen Aufzüge einer Fuchshetze, dekorirt durch die Rotröcke der Herren, belebt durch die Pferde, die Meute, sind die Scenen der Treibjagd nicht. Doch aber bot jetzt bei völlig hereingebrochenem Abend der Gutshof zu Almrod, den die heimkehrenden Jäger und ihre Beute füllten, ein lebhaftes, höchst sehenswertes Bild: kein Wunder, daß Madame L'Estoq, um dasselbe zu genießen, wohl eingehüllt in den kalten Herbstabend herausgetreten war, und jetzt aufmerksame Augen, denen wenig entging, umherschickte.

Unter schmetternden Fanfaren war der laubgeschmückte Wirtschaftswagen, beladen mit dem erlegten Wild, eingefahren; Windlichter erhellten deutlich genug die lebhaft denselben umdrängenden Gruppen. Madame L'Estoq ging sie geduldig mit den Augen durch. Fräulein Godehus, die einzige Dame darunter, hätte sie rasch herausfinden müssen; seltsam, daß dieselbe noch nicht zu gewahren war! Und ebenso wenig eine andere Person: ein schlanker Mann mit dem Habitus des Reiters, des vornehmen Landwirts . . . O, Madame verhehlte sich durchaus nicht, daß dieser Administrator Volmar eine sehr anziehende Männergestalt sei . . . sie selber fand Geschmack an dem schmalen Kopf, dem gebräunten Antlitz mit dem hellen Schnurrbart und dem scharfen Gesichtsschnitt, der sehr verschieden war von den verschwommenen Zügen, die so viele Deutsche zeigen! Er war zwar ein ganz anderer Typus als der arme L'Estoq — der, die Wahrheit zu sagen, etwas südfranzösisch schmierig und beweglich wie ein brauner Käfer gewesen war — ein ganz anderer . . . aber, wer weiß, wenn Madame jünger gewesen wäre! Wohlverstanden, sie bekannte sich das selbst, mit völliger Gemütsruhe. Ihr Verstand und ihre Empfindungen hatten einander nichts zu sagen, und daher lief ersterer nicht Gefahr, durch diese beeinträchtigt zu werden.

Wenn man zwei Personen von einer Gesellschaft vermißt, so wird sich dem schon wachen Argwohn wenigstens die Vermutung bieten, daß sie zusammen sind. Diese Möglichkeit ist aber doch nur eine von vielen anderen. Nun, Madame wartete einstweilen, in der Hoffnung, durch die nächsten Minuten noch irgend einen Fingerzeig zu erhalten.

Einigermaßen überrascht war sie, statt dessen plötzlich Marien selbst neben sich zu sehen. Die junge Dame stand mit einemmale da und begrüßte die Gesellschafterin, unbefangen, oder doch wenigstens in ihrer gewöhnlichen kühl freundlichen Weise und mit den nicht eben inhaltreichen Worten: „Nous voilà de retour, ma chère. . .“

So wenig war Madame auf sie gefaßt gewesen, daß sie ihrerseits sich jetzt fast verriet durch den unwillkürlich lebhaften Ausruf:

„Wo in aller Welt schneien Sie her, Kind! Noch mit keinem Blicke habe ich Sie gesehen und habe doch . . .“

„So eifrig nach Ihnen ausgeschaut, nicht wahr?“ ergänzte Fräulein Marie, sie etwas spöttisch anblickend. Leichthin fügte sie hinzu: „Wir steigen eben aus; ich bin zurück mit den Papas gefahren und wir waren natürlich die Letzten.“

Dabei mußte Madame sich für diesmal beruhigen. Es war aber auch wirklich wenig anderes geschehen. Wolfgang hatte, nachdem er sein dampfendes Viergespann den Leuten übergeben, erst noch zugesehen, daß den wertvollen Tieren sogleich Decken übergeworfen wurden, ehe man sie zu den Stallungen führte. Hiedurch aufgehalten, kam er gerade über den Hof, als die Insassen des Landauers ausgestiegen waren. Marie sah ihn, im hellen Schein des Windlichtes, sah auch unter den geraden Brauen den spähenden Ausdruck, den Ausdruck dessen, der immer sucht, so lange er das nicht sieht, was seine einzige Augenweide, sein alleiniges Genügen ist. Sie sah aber mehr: gewahrte Madame auf der Rampe, und ferner, daß ein Zusammentreffen zwischen ihr und Wolfgang, notwendig in hellster Beleuchtung und gerade unter den Augen der Französin stattfinden würde. Und da — mit einem elenden Gefühl der Verachtung für sich selber im Herzen wegen der feigen Vorsicht — wich Fräulein Godehus dem jungen Manne aus! Sie vermied die hellen Regionen des unruhig beleuchteten Hofes und erreichte die Rampe von der Seite kommend. Dies die kurze Vorgeschichte der kleinen Ueberraschung, welche der lieben L'Estoq eben zu Teil geworden war.

„Die Jagd scheint ja sehr ergiebig gewesen zu sein,“ meinte Madame jetzt, den Wagen mit Wild durch ihre Lorgnette betrachtend. „Liebe Zeit . . . wie will der Administrator sich das Alles wieder vom Halse schaffen! Er muß es ja verschleudern!“ Und dann, in einen ganz andern, einen gewissen schäkernden Ton übergehend: „Nun, und wer hat heute den besten Schuß gethan?“

„Ich weiß es wirklich nicht, wenn ich es nicht etwa selber gewesen bin,“ sagte Fräulein Godehus kaltblütig. „Bei dem Hirsche, den wir mitbringen, ist es, glaube ich, noch nicht recht erwiesen, wer sich zu dem Streifschuß und wer zu dem Kernschuß zu bekennen hat. Aber eins weiß ich: daß ich entsetzlich müde bin . . .“

Die L'Estoq blickte forschend in das zarte Gesicht der jungen Dame, dessen eigentümlichster äußerer Reiz vielleicht seine gleichmäßige Perlmutterfarbe war, das lebendige, gesunde, nicht kalkige oder graue Weiß. Man pflegte diesem Gesichtchen eine Ermüdung sonst nicht leicht anzusehen. Und wenn sie heute einen Zug der Mattigkeit darin gewahren sollte, so würde Madame sehr geneigt sein, denselben auf irgend eine innere Ursache, Enttäuschung, Langeweile trotz der äußeren Bewegung, zurückzuführen.

Nun, ganz so gleichgültig heiter wie sonst blickten die schönen Augen nicht; es war da irgend eine Trübung eingetreten. „Müde?“ nahm Madame die letzten Worte auf; „müde wurden Sie sonst nur, wenn Sie sich langweilten; und das kann doch heute nicht der Fall gewesen sein, bei so vielen Verehrern!“ . . .

Ob Fräulein Godehus es nicht für der Mühe wert hielt — sie antwortete auf diese Bemerkung gar nicht, und Madame L'Estoq mußte selber fortfahren. „Nun, hoffentlich haben Sie auch einen rechtschaffenen Jägerappetit mitgebracht. Ich bekenne

mich zu einem solchen, obwohl ich nicht auf der Jagd war. Das Diner ist auf halb acht Uhr angesetzt; sehnlichst hoffe ich, daß es nicht noch länger damit dauert. Kommen Sie ... Sie müssen ja noch Toilette machen. Und Sie wollen doch gewiß sehr schön sein."

Wer Madame L'Estoq nicht kannte, mochte diese letzten Worte für zufällig und harmlos halten; Marie fühlte die versteckte Bedeutung heraus. „Sans aucun doute," erwiderte sie übrigens ohne Zögern und mit großer Ruhe. „Und dafür ist es allerdings die höchste Zeit."

Sie wendete sich zum Hause; Madame schloß sich ihr an, sich freundschaftlich an ihren Arm hängend. Erst vor der Thüre zu Mariens Zimmer trennten sie sich.

Daß es fürs Toilettemachen die höchste Zeit gewesen war, schien diese junge Dame übrigens vergessen zu haben, sobald sie sich allein fand, und, zu mehrerer Sicherung dieses ungestörten Alleinseins, die Thüre hinter sich verriegelt hatte. Da stand sie erst eine Weile ganz still mitten auf dem Teppich, mit unthätig herabhängenden Händen, in ein beklommenes Nachdenken, wie es schien, verloren. Was war eigentlich geschehen? Sie schaute auf, wie verwundert, daß dies dasselbe Zimmer sei, in welchem sie während der letzten Tage so oft wie in einem glückseligen Traume herum hantirt hatte. Jetzt sah alles sie mit andern Augen an. Und was war vorgegangen? O, nur das eine, daß man sie aus jenem Traume, den sie ewig hätte träumen mögen, geweckt hatte!

Endlich mußte sie doch anfangen, sich umzukleiden. Dabei kann man ja auch nachdenken. Sie hatte keine Jungfer mitgebracht und nahm von der L'Estoq ungern Hilfe an. So hatte sie sich denn selbst zu bedienen; die Sache hatte etwas Ungewohntes und machte ihr daher vielleicht mehr Mühe, als anderen. Aber es ging doch; und sie mußte sich sagen, daß es schlimmere Dinge geben könne, als sich ein paar feuchte, vom Waldboden schmutzige Stiefelchen selber von den Füßen ziehen zu müssen.

Wie bequem hatte sie es auch so noch! Eine bei dem kühlen Herbstabend angenehm fühlbare Wärme durchströmte das altmodische hohe Gemach; die sorgliche Brandes hatte den von außen zu erreichenden Kamin heizen lassen. Neben dem Toilettenspiegel brannten die Kerzen und Marie zündete auch die auf den Wandleuchtern an; sie konnte es nicht hell genug haben. In dem großen eleganten Reisenecessaire von Juchten, welches geöffnet auf dem Stuhle neben ihr lag, befand sich in silberbeschlagenen Büchsen, Gläsern, Fächern alles nur denkbare zur Toilette; achtlos wühlte sie jetzt in dem hohen Koffer an der Wand, den sie für die wenigen Tage mitgebracht hatte, nach Dingen herum, welche die übrigen Evastöchter aus einer andern als der Millionensphäre nur mit den spitzen Fingern respektvollster Vorsicht berührt haben würden, von so kostspieligem Ansehen war das alles.

Sie hatte das Kleid, welches sie tragen wollte, herausgezogen und aufs Bett geworfen. Dem köstlichen, weichen, weißen Wollstoff schadete das nichts; steife Prachtroben, denen die menschliche Gestalt gewissermaßen nur zur Unterlage dient, um sie desto besser zur Geltung zu bringen, liebte Marie überhaupt nicht.

Und nun — die behagliche Wärme des Zimmers forderte zu gemächlichen Pausen in diesem Geschäfte des Ankleidens auf — nun blieb sie wieder einmal sitzen, mit nackten, zarten Schultern, die ihr aus dem Spiegel von dem dunklen Hintergrunde des durch die wenigen Kerzen doch nur unvollkommen erleuchteten hohen Gemachs wundersam entgegenglänzten, ohne daß sie acht darauf gehabt hätte ... sie blieb wieder müßig sitzen und verfiel aufs neue in das peinliche Sinnen von vorhin.

Dasselbe ging von einer einzigen kurzen Scene des heutigen Tages aus. Wie Tony jenen Mann grundlos angegriffen und dann, was er in all den Jahren nie gethan, sich auch gegen sie gewendet hatte!

Volmar selber hatte offenbar kaum ein Arg aus der ganzen Sache gehabt. Wie liebenswürdig ruhig war er geblieben! Es war eben der kräftige Mann gegenüber dem Bemitleidenswerten gewesen, der für diesen nur ... Geduld hat! Wie gut hatte ihm auch hier wieder die Selbstverleugnung gestanden, das freiwillige Sichunterordnen, diesmal nicht nur unter das äußere Verhältnis, welches jenen über ihn stellte, sondern mehr noch unter die physische Hilflosigkeit des Reichen. Mit schmerzlichster Lust suchte sie sich ihn wieder vorzustellen, wie er gestanden hatte, den schönen schlanken Kopf gesenkt vor jenem andern ... wie er sich den Vorwürfen des Schwachsinnigen preisgab, aber wahrlich, ohne sich zu erniedrigen!

Marie seufzte langsam und tief aus gepreßter Brust, und dann erschrak sie selber vor diesem unwillkürlichen Laute einer Beklemmung, die sie nie zuvor empfunden hatte. Das mußte aufhören ... ja, ja, sie wußte es wohl, und sie würde darüber hinweg kommen. Sie hatte die redliche Absicht, sich an diesen Kampf mit sich selber zu begeben, ganz bald; wie hätte sie früher damit anfangen sollen, da sie vor dem heutigen Tage, ja vor wenigen Stunden noch, nicht gewußt hatte, daß der Kampf nötig sein würde!

Und was war es nun eigentlich gewesen, was sie so plötzlich zur Besinnung gebracht hatte? Einmal die seltsame, aber deutliche, heimlich unwiderlegliche Empfindung, daß der Ausbruch des jungen Barons nichts weiter als eine ... Eifersuchtsscene gewesen sei. Und dann die Gewißheit, nicht in ihm sei der Argwohn zuerst entstanden. Der arme Tony war viel zu stumpf für dergleichen, aber so recht geeignet zur Nährung eines Mißtrauens, welches ihm von anderer Seite mit geschickter Hand eingepflanzt worden war. Es hatte es also jemand unternommen, ihn aufmerksam zu machen. Auf was? Auf etwas wie ein beginnendes Einverständnis zwischen diesem Administrator und Fräulein Marie Godehus, dem Mädchen, welches wie seine Schwester, wie die Tochter des Millionärs aufgewachsen war?

Nein, das wäre noch zu viel gesagt, viel zu plump ausgedrückt gewesen! Marie konnte es sich vorstellen, als ob sie es mit angehört hätte, das leichte Scherzwort, welches man ihm ins Ohr gerufen hatte. Wie gut jene beiden mit einander fertig wurden! So etwa würde man lächelnd gesagt haben, weiter nichts. Und wer es gewesen war, wußte sie auch mit zweifelloser Gewißheit. Nur die L'Estoq, weiter niemand.

Madame aber, darauf kannte Marie sie, Madame beobachtete gut. Herr Gott, so war denn wirklich etwas zu beobachten gewesen? Was sie allerdings in stolzer Sicherheit auch nicht zu verbergen gestrebt hatte, ihr Zutrauen zu jener kräftigen Persönlichkeit — das hatten die Anderen wahrnehmen mögen, wenn sie wollten! Aber hatten sie noch mehr gesehen ... noch mehr? ...

Fräulein Marie Godehus in ihrem einsamen Zimmer erglühte langsam bis auf den weißen Hals hinab. Jetzt, zum erstenmale, zwang sie sich, dem was sie hier seit einigen Tagen erlebte, was sich aber schon seit Wochen, seit jenem Festabend in Baden-Baden, vorbereitete, gleichsam ins Gesicht zu sehen.

Drückt man die Sache auf die Weise aus, wie solche Dinge in gesellschaftlichen Kreisen ausgedrückt werden, so war sie einfach genug. Fräulein Godehus hatte einen Verehrer mehr; was war da weiter? Sie hatte deren schon sehr viele gehabt und hatte sie immer; sie bildeten — das vornehme Genußleben brachte das so mit sich — eine stehende Erscheinung in ihrem Leben.

Jetzt aber ging sie zunächst einmal etwas tiefer. Der Mann, um den es sich hier handelte — ein Gentleman im vollsten Sinne des Worts, der durch äußere Umstände zeitweilig und ohne seine Schuld die Kaste verloren hatte — hatte eine Leidenschaft für sie gefaßt. Ja, ja, was nützt es hier, mit sich selber alleine sich Komödie vorspielen zu wollen? Er hatte sich, fast wider seinen Willen, vor ihr zu seiner Tollheit so gut wie bekannt ... In einer Weise freilich, die ihr immer noch gestattete, die Fiktion durchzuführen, als merkte sie kaum, wie es eigentlich um ihn stehe. Und so hatte sie sein Bezeigen denn geduldet. Geduldet? weiter nichts? wirklich nur geduldet?

Das sonst so ruhige Geschöpf sprang in die Höhe, aufgejagt wie von einer plötzlichen Todesangst. Und die hatte sie gepackt bei dem Zukunftsbilde der Zeit, welche dieser folgen mußte, der Zeit, wo diese „Episode" — denn weiter durfte es ja doch nichts sein! — als abgethan hinter ihr liegen würde. Und diese Zukunft, nur eine Fortsetzung ihres bisherigen Lebens in all den Genüssen des Millionenreichtums, gähnte sie an, leer und öde wie das Grab!

Marie schauderte. Da schlug irgendwo eine Uhr. Und nun warf sie auch auf ihre eigene kleine kostbare Uhr, die vor ihr auf dem Toilettentische lag, einen Blick. Glücklicherweise hatte sie sich jetzt wirklich mit Ankleiden zu eilen. Und mit der Bewegung kam eine erträglichere Empfindung. Dies mußte ja zu überwinden sein; es war nicht anders möglich. Genas man nicht von gefährlichen Krankheiten und erreichte wieder einen Zustand normalen Befindens, den man während der Fiebergluten für auf ewig unerreichbar gehalten hatte?

Ja. Aber da war die Krankheit Qual, und die Genesung ein Wiedererreichen des schmerzfreien Zustandes. Und hier, ach ... hier war das, was abgeschüttelt werden sollte, von unnennbarer Süße, und das, was zu erstreben war als Gesundheit, gleichbedeutend mit ewiger Freudlosigkeit!

Aber das schien jetzt so, nur jetzt. Sie war eben selber krank, wie — sie sagte es sich leise erglühend — wie er ... und würde, mußte gesund werden. Sobald sie hier fort sein würde, wollte sie anfangen, ihre Kur zu gebrauchen, diejenige, die das Vergessen zum Zweck hatte! Jetzt aber, in diesem Augenblicke, war gar keine Zeit mehr, an das alles zu denken, Gott sei Dank. Jetzt hatte sie in einer Viertelstunde fertig zu sein, denn sie wollte nicht als Allerletzte in das Eßzimmer kommen; sie wollte sich ... ihren Platz ein wenig wählen können! Nicht neben ihm, nein, das ging nicht an. Aber auch nicht gar zu weit entfernt von ihm; so, daß sie sich, ohne Hindernisse in Gestalt von Tafelaufsätzen, Fruchtschalen, Riesenbouquets und dergleichen, mit den Augen wenigstens erreichen konnten!

Als sie gerade das Kleid übergeworfen hatte, klopfte es an die Thüre. Eines der Hausmädchen stand draußen, mit einer großen Schachtel, eben von einem Expreßboten der Post abgegeben.

Marie warf einen Blick darauf und nahm sie gleichgültig der Bringerin ab. Die italienischen Poststempel ... sie kannte das. Es waren Blumen, frische Blumen aus Nizza, die der junge Saint-Onge telegraphisch für sie bestellt hatte. Als sie ganz fertig war, öffnete sie die Schachtel und stellte aus Rosen, großen Anemonen, Jonquillen den Strauß zusammen, den sie, der Mode gemäß, unter der Brust an dem breiten Gürtel befestigte. Sie machte das sehr geschickt und geschmackvoll, aber ohne die Regung irgend einer Empfindung für die schönen Blumen selber. Die Gleichgiltigkeit, mit der sie den Geber betrachtete, schien sich auf diese Naturkinder in ihrer italienisch selbstverständlichen Vollkommenheit zu übertragen. Mit wie anderer, errötender Sorgfalt hatte sie vorgestern abend die schon am Morgen von ihr selber gebrochene halbverwelkte Rose aus dem Garten hier vor der Brust befestigt!

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

R. Dehmel, Erlösungen. Verlag von Göschen in Stuttgart. Ein Dichter, nach jeder Richtung hin ungewöhnliches Talent und, was mehr ist, ein Charakter schaut uns bald leidenschaftlich, bald zürnend, bald mitleidig, bald ernst und endlich auch mit sehnsuchtsvollem Verlangen aus diesem Buche entgegen. „Erlösungen" nennt der Dichter seine Poesien. Aus dem wilden Knaben erwächst der Jüngling. Erste Liebe lebt auf in den Flammen ungezügelter Lust; doch der zu Erlösende erkennt zu rechter Zeit den Gott, der die rohen Triebe meistert, und er huldigt ihm willig.

„Denn immer reiner sich entfacht
Der Drang, der alle Wesen [illegible];
[illegible]
Als Eva sich des Leibs bewußt."

Doch die Erlösung führt ihn weiter. Als Künstler lernt er sich dem Zwange der Form fügen, als Mensch läßt er das selbstische Begehren hinter sich, um sich ganz der innern und äußern Erlösung derer zu weihen, die in dumpfer Verkümmerung des Geistes, in Mangel und Elend schmachten.

„Die Glut der [illegible] Sehnsucht [illegible]
Am Blut der Zeit, am Volke, [illegible]
Das ist die Kunst, die Wahrheit. — Das wirkt Leben!"

So erhebt er in zündend feurigen Rufen die laute, wohltönende Stimme für das darbende Volk. Mit aufregenderer Kraft hat die Dichtung selten dem notleidenden Arbeiter sein Elend vor Augen geführt und ihn angefeuert, der Stunde der Erlösung entgegen zu hoffen:

„Schon [illegible]; schon hör' ich Osterglocken
Vom Strand der Zukunft grüßen übers Meer.
Dann schallt der Plan, — doch horch! ein fern Frohlocken,
Der Takt der Menschheit dröhnt her."

Volk des Menschen zu erlösen, wird er indes den zu Erlösenden kaum gerecht. Warum muß dem Paare, das sich aus dem Elend in der Heimat in eine neue Welt begiebt, das Kind, für dessen Erlösung es ausbrach, in den Armen der Mutter sterben, bevor noch das Meer und das rettende Schiff erreicht wird? Damit tötet der Erlöser gleichsam dem Armen sein schärfstes Gut, die Hoffnung. Indem er ihm anderwärts sein Los in noch düstererem Lichte zeigt, als es in der That ist, streut er ihm Salz in die Wunden. Hätte der Erlöser es verstanden, auch zum Tröster zu werden, wäre er seinem schönen Ziele näher gekommen. Doch er, der im Kampfe für die leidenden Brüder das Schwert so schneidig führte, wird auch lernen, ihr Arzt zu werden. Es liegt nur an ihm, von seiner vollzönenden Leier wahre Erlösungslieder erklingen zu lassen. G. K.

Unsere Zeit hat sich so sehr daran gewöhnt, in ihren litterarischen Hervorbringungen den Nachdruck auf die ungebundene Rede gelegt zu sehen, daß Erzählungen im metrischen Gewande immer in erster Linie mit dem Vorurteil des Unmodernen zu kämpfen haben. Dem gegenüber haben wir heut eines Werkes dieser Art Erwähnung zu thun, das trotz der Versform, in der es auftritt, durchaus modern ist. Als eine „Erzählung aus unseren Tagen“ führen die „Zeitgenossen“ von **Karl Freiherrn von Berg** (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) sich ein, und sie sind in der That ein schlagendes Spiegelbild modernsten Lebens. Dabei lassen sie tief ernste und drollig erheiternde Situationen in glücklichem Wechsel einander folgen; poetische, philosophische und humoristische Betrachtungen, die sich durch feine Satire und hohen poetischen Schwung auszeichnen, finden sich da und dort eingestreut, und auch politische und soziale Fragen unserer Zeit werden leicht gestreift. Das ganze Werk stellt sich durch seine Fülle trefflicher Gedanken als eine hervorragende Erscheinung dar, die rasch zahlreiche Freunde finden wird.

Notizblätter.

Bühne.

Am Stuttgarter Hoftheater, dessen Leitung nunmehr Herr zu Putlitz, der Sohn des Dichters und früheren Karlsruher Hoftheaterintendanten, übernimmt, feierte der verdienstvolle Schauspieler Hermann Jenz das Jubiläum fünfundzwanzigjähriger Bühnenwirksamkeit. Zahlreiche Beweise der Wertschätzung und Sympathie wurden ihm bei dieser Gelegenheit zu teil.

Kultur und Wissenschaft.

Die internationale Ausstellung für Musik und Theaterwesen, die dieses Frühjahr in Wien eröffnet wird, verspricht sehr interessant zu werden. Die Beteiligung Deutschlands wird sowohl auf dem Gebiete der Industrie wie der historischen Fächer eine glänzende sein. Tag für Tag laufen die bemerkenswertesten Anmeldungen von großen und kleinen Instrumentenfabriken, Dekorationsateliers, elektrischen Beleuchtungsanstalten, Photographen und allen sonstwie interessierten Gewerbtreibenden ein, die in Verbindung mit den weiten Gebieten der Musik und des Theaters stehen. Die Wiener Kommission nimmt in entgegenkommendster Weise Rücksicht auf die Wünsche der deutschen Aussteller. — Alle Anfragen und Anmeldungen für Deutschland (Schlußtermin: 15. Februar) nimmt der Generalsekretär der Deutschen Reichsabteilung, Herr Hermann Hilger, Berlin S., Schützenstraße 20, entgegen.

Hofrat Prof. Dr. Meidinger in Karlsruhe, der bewährte Vorstand und Leiter der Gr. Bad. Gewerbehalle, hat im Jan. 1892 mit der Ausgabe des 25. Jahresbandes der von ihm redigierten und gegründeten „Badischen Gewerbezeitung“ begonnen. Diese 25. Ausgabe der Badischen Gewerbezeitung ist insofern bedeutungsvoll, als sich mit ihr zugleich das 25jährige Dienstjubiläum Meidingers als Redakteur dieser Zeitschrift verbindet, ein in der journalistischen Tageschronik nicht eben häufig vorkommender Fall. Bemerkenswert ist auch, daß in den Jahren 1867—1878 alle Originalartikel, ja fast die ganze badische Gewerbezeitung mit Ausnahme einiger weniger Aufsätze von deren Gründer und Leiter allein geschrieben wurden, der daneben noch die Stelle eines Vorstandes der Landesgewerbehalle und die Professur für Physik an der technischen Hochschule in Karlsruhe bekleidet. Diese dreifache Berufsthätigkeit Meidingers als Lehrer, Redakteur und Verwaltungsbeamter, giebt zugleich Zeugnis von dem außergewöhnlichen Maß von Arbeitskraft, über welches der Jubilar verfügt. Für den Aufschwung der badischen Gewerbeverhältnisse während der letzten Jahre war die Mitarbeiterschaft Meidingers und sein Einfluß auf die Gewerbevereine und gewerblichen Bildungs- und Kunstanstalten Badens mitbestimmend. Die in Deutschland in Hunderttausenden von Exemplaren verbreiteten **Meidinger-Oefen**, welche ein Ausströmen von Gasen unmöglich machen und vollständig gefahrlose Feuerung zulassen, sind bei einfachen und ärmsten Familien Deutschlands.

Der elfte Kongreß für innere Medizin findet vom 20. bis 23. April 1892 zu Leipzig im Deutschen Buchhändlerhause unter dem Vorsitze von Professor Curschmann (Leipzig) statt. Zur Verhandlung kommen: Die schweren anämischen Zustände. Referenten: Biermer (Breslau) und Ehrlich (Berlin). Die chronische Lebererkrankung. Referenten: Rosenstein (Leyden) und Stadelmann (Dorpat). Zahlreiche Vorträge sind außerdem angemeldet. Mit dem Kongreß ist eine Ausstellung neuerer ärztlicher Apparate, Instrumente, Präparate und so weiter verbunden. Anmeldungen für dieselbe sind an den Lokalsekretär des Kongresses, Privatdozenten Dr. Krehl, Leipzig, Thalstraße 31, zu richten.

Die Londoner National-Galerie hat um den Preis von 56,000 Mark eine Sammlung von 13 Gemälden niederländischer Meister aus dem 17. Jahrhundert, die bisher Eigentum des bekannten Kasseler Kunstfreundes Herrn Habich waren, käuflich erworben. Unter den Gemälden befinden sich Schöpfungen von Bernhard Fabritius, Jan Wouwerman, Cornelius Dekker, Salomon Ruysdael, Jakob de Wet.

Anläßlich der Entwürfe für den Berliner Dom hat Geheimrat J. Raschdorff alle bekannten größeren Kuppeln genauer geprüft, um über die Akustik derselben Regeln aufzufinden, die bei dem vorliegenden Bauplan verwertet werden sollen. Die wichtigen Untersuchungen Raschdorffs, die sich auf weit mehr als hundert Kuppeln in allen Ländern beziehen, haben zu dem Ergebnis geführt, daß die Kuppeln des 16. und 17. Jahrhunderts durchweg eine vortreffliche Schallwirkung besitzen, während die spätern Kirchen in dieser Hinsicht zurückstehen. Die aus den sorgfältigen Beobachtungen gewonnenen Regeln sollen bei der Kuppel des Berliner Domes thunlichst befolgt werden.

Die tirolische Abkunft Walthers von der Vogelweide, bekanntlich eine vielfach angefochtene Annahme, ist bedeutend gestützt worden durch eine Urkunde, die Dr. Oswald Redlich im Statthalterei-Archiv zu Innsbruck aufgefunden hat. Es handelt sich um eine Urkunde aus dem 13. Jahrhundert, die an einen Ritter von der Vogelweide gerichtet ist. Bis heute war der urkundliche Nachweis ritterlicher Vogelweider in Tirol nicht gelungen.

Gesundheitspflege.

Der Influenzabacillus wurde von den beiden Berliner Aerzten Dr. Richard Pfeiffer und Dr. Canon entdeckt. Beide Herren haben ganz unabhängig von einander ihre Forschungen gemacht und sind zu dem gleichen Ergebnis gekommen.

Statistik.

Nach dem Stande vom 31. Dezember 1891 betrug die Gesammtzahl der Mitglieder souveräner Häuser 717, und zwar 357 männliche und 360 weibliche. Das älteste Mitglied der erlauchten Familien ist die 89jährige Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin, das letzte noch lebende Kind der Königin Luise von Preußen. Der älteste fürstliche Herr ist der Herzog von Nemours, geb. 25. Oktober 1814. Der den Lebensjahren nach älteste regierende Fürst ist der Großherzog Adolf von Luxemburg, der am 24. Juli 1817 geboren ist.

Generalfeldmarschall

Graf Moltkes Briefe

an seine Braut und Frau.

Doberan, den 11. August. Freitag abend.

Dear Mary. Nachdem mein Brief fort war, fuhr ich mit dem Prinzen nach dem Strand und badete. Die See war spiegelglatt, die Schiffe mit zahllosen Wimpeln geschmückt. Zur Feier der Grundsteinlegung wurde eine kleine Rede gehalten, dann verschiedene Sachen in einer Flasche eingemauert, und der darauf gelegte (kleine) Stein bei Kanonendonner durch Hammerschläge der Herrschaften geweiht. Dann schlenderte ich in den Wald und fuhr im Omnibus mit dem übrigen Hofgesinde nach der Rennbahn. Dies ist ein langweiliges Vergnügen, welches überall gleich bleibt. Der Prinz war Schiedsrichter. Nachdem die Geschichte um 1½ Uhr zu Ende war, fuhren wir wieder hierher und gingen zur Tafel, wo 400 Gäste Table d'hôte speisten. Die Hitze war entsetzlich, die Sitzung sehr lang. Gesundheiten, Reden, Kanonenschüsse, Champagner, Eis, alles nach bekannter Art. Die gute Großherzogin war sehr ergriffen, es war das erstemal seit dem Tode ihres Gemahls, wo sie in Doberan wieder erschien. Nach Tische zog sie sich zurück und erschien nicht mehr zum Kaffee. Abends Ball in einem schönen, gut erleuchteten Saal, das Parket aber nicht gebohnt, sondern rauh und eine fürchterliche Essenatmosphäre bei großer Hitze. Ein Tanz mit der Prinzeß und ein paar Touren mit den Damen, Konversation, Präsentationen und etwas Langeweile war mein Los. Kostüme: weiße Krawatte mit dem pour le mérite, Sammetweste, weiße Unaussprechliche und lackirte Stiefel. Der Ball dauerte bis ein Uhr. Es wurde soupirt.

Ich wollte, Du wärest da gewesen. Eine Diligence voll Offizieren aus Schwerin war verschrieben, recht gute Tänzer.

Heute früh fuhr ich mit dem Großherzog im Gig nach dem Strand und badete. Dann Rennbahn bis um zwei Uhr. Diner am Table d'hôte, wo der Hof versammelt sitzt, im ganzen über 300 Couverts von Badegästen. Jetzt geht es zum Thee.

Den 12. Gestern abend fuhren die Herrschaften en famille nach der Cottage am heiligen Damm, ich trank Thee im Garten mit den Damen. Wir amüsirten uns prächtig, denn sie lachen sehr gern und schraubten mich wegen meiner Zerstreutheit. Dabei beschuldigten sie mich der unglaublichsten Konfusion, und ich bleibe ihnen nichts schuldig. Wir sahen im Theater „Nacht und Morgen“, es wurde ziemlich gut gespielt, aber wir trieben lauter Unsinn und lachten, statt zu weinen. Die Hitze war abscheulich. Abends ging ich nicht mit zur Tafel, um einmal recht auszuschlafen. Ich dachte, ob Du wohl jetzt auf dem Dampfschiff bist.

Heute früh fuhr ich zum Baden, dann zur Rennbahn, ging aber früher herein, als die Steeplechase entschieden, weil ich auf der Post wegen der Rückreise zu thun hatte, die auf Montag festgesetzt ist. Mittags aßen wir Table d'hôte und tranken Kaffee im Freien auf dem Kamp. Die Herrschaften sind immer sehr freundlich gegen mich. Jetzt habe ich meine Cigarre geraucht, einige Straßen in die Karte eingezeichnet, und was nun zunächst werden wird, weiß ich noch nicht. Abends wird leider wieder getanzt.

Den 13. Ich habe ein schönes Bad genommen, bin dann im Walde spazieren gegangen und fuhr allein hierher zurück. Das Fahren ist hier ein wahrer Spaß. Im leichten Jagdwagen mit prächtigen Pferden, Kutscher und Lakai in Carmoisin mit Blau und Gold, alles aufs eleganteste. Gestern gegen Abend ging ich nach dem schönen Doberaner Dom. Er ist hoch, hell und mit schlanken Säulen, voll Erinnerungen an die katholische Zeit, da wohl zwanzig Altäre noch erhalten, wenngleich nur einer bekleidet ist. Hier liegen die alten Herzoge von Mecklenburg, die Bischöfe von Doberan und viele Edelleute aus bekannten Familien. Einer von ihnen hat sich mit großen, leserlichen Buchstaben folgende erbauliche Inschrift setzen lassen:

> Wick Düwel, wick wit van mi,
> Ick scheer mi nich en Dreck üm di.
> Ick bin en meckenborgischen Eddelmann,
> Wat geit di, Düwel, min Supen an.
> Ick sup mit minem Herrn Jesus Christ,
> Wenn du, Düwel, ewig dösten mößt. —

Gestern abend war wieder thé dansant. Es war nicht so heiß und voll und viel hübscher als das letztemal. Ich tanzte natürlich nicht, außer den Contretanz mit Prinzeß, welche mich auch im Cotillon holte. Sonst nur ein paar Touren mit den nettesten Damen. Mit dem Minister Lützow hatte ich eine lange und interessante Unterhaltung über Eisenbahnen und so weiter. Nach dem Souper ging ich noch eine Stunde allein spazieren; es war göttliches Wetter, lauwarm, heller Mondschein, und das Städtchen mit seinen Buchenwäldern nahm sich herrlich aus. Heute abend sperren sie uns wieder ins Theater.

Den 14. Gleich fahren wir fort von hier, um noch am Strand zu baden. Gestern wurden die Hugenotten gegeben, aber nur schlecht, dann soupirt, hierauf Feuerwerk. So, nun weißt Du, wie ich in Doberan gelebt. Möchtest Du nun auch recht froh sein. Mache Dir keinen unnützigen Kummer, sondern pflege Deine Gesundheit. Gott schütze und behüte Dich. Mit herzlicher Liebe Dein Helmuth.

Berlin, den 15. August 1843.

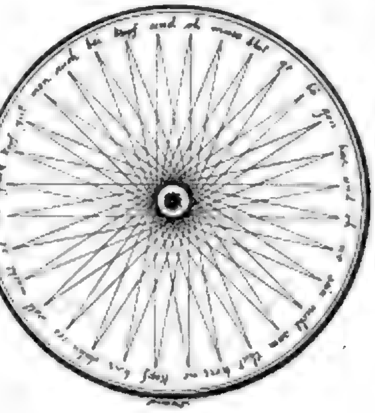
Da sitze ich nun in unserer Wohnung, liebes Herz, und sie kommt mir ohne Dich recht unheimlich und verlassen vor.

Gestern früh fuhren wir nach dem heiligen Damm und nahmen ein Seebad; dann sagten wir den guten freundlichen Herrschaften Lebewohl, frühstückten noch in Doberan und fuhren um elf Uhr ab und ohne Aufenthalt weiter. Als die Sonne heute aufging, erwachte ich bei dem

---

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



Anagramm.

Scheint von poetischem Zauber hold es vielleicht dir entwoben,
Ach, wie zerfließt er so schnell, naht es in Wirklichkeit dir!
Wechseln die Zeichen, vermag es dich zu beglücken, zu quälen,
Aber so Freude wie Angst lösch'n mit ihr selber geschwind
Nochmals verändert, erhebt ein glanzvoll und tragisches Schicksal
Vor deinem Geist, aus der Zeit Napoleonischer Macht.

Rätsel.

Wer es ist, wird dankbar sein, Herzlos sähen Viele gern
Sieht er sich geteilt; Es sich zurückt.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 363:

Die Schildfarben der fünf Städtewappen kommen auch in den im Text enthaltenen kleinen Schildern vor. Setzt man nun statt letzterer immer den jeweiligen Anfangsbuchstaben der Stadt, die die gleichen Schildfarben aufweist, zum Beispiel für den Schild mit weißem Kreuz (Wien) den Buchstaben W und so weiter, so erhält man den Spruch:

Hätt' ich Venediger Macht, Augsburger Pracht, Nürnberger Witz, Straßburger Geschütz und Wiener Geld, so wär' ich der reichste in der Welt.

Auflösung des Rätsels Seite 363:

Nach Sicht, Nachsicht.

Diese Seite ist insbesondere den Interessen des Hauses und der Familie gewidmet. Sie will Winke und Anregungen zu förderlichem Thun und angenehmer Unterhaltung erteilen und beachtenswerte Erscheinungen sachgemäß [illegible], [illegible] Neuerungen den Weg bahnen helfen.

Unter uns.

Wünsche aus den Kreisen unserer geschätzten Leser werden thunlichst berücksichtigt. Mitteilungen über eigene Erfahrungen, soweit sie sich zur Wiedergabe an dieser Stelle eignen, mit Dank verwendet. Alles hierauf Bezügliche ist zu richten an die Redaktion von „Ueber Land und Meer“ in Stuttgart.

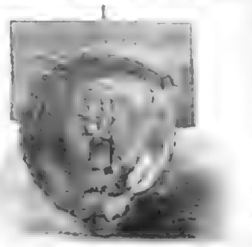
Die festliche Tafel.

Eine schön angeordnete Tafel ist der Stolz der gastfreien Hausfrau, die sich ihrer Ausschmückung mit besonderer Vorliebe widmet. Daß man diese Tafel, von der es heißen soll: „Je breiter, je besser,“ unterhalb des Tischtuches mit einer dicken Filz- oder Friesdecke zur Dämpfung alles unliebsamen Geräusches überdeckt, ist hinlänglich bekannt, ebenso daß man $^3/_4$ bis 1 Meter Raum für jeden Platz rechnet, damit die Gäste nicht beengt werden und sich während des Zulangens gegenseitig nicht zu belästigen brauchen. Es sei mir deshalb freundlichst gestattet, mit Uebergehung alles Bekannten, hauptsächlich die Dekorierung der Tafel ins Auge zu fassen, und aus dem sich von Tag zu Tag erweiternden Gebiet des Tischschmuckes, auf dem weiblicher Fleiß und Geschicklichkeit die größten Erfolge zu erreichen vermögen, die dankbarsten und neuesten Arbeitsmotive zur Nachahmung zu empfehlen und zu beschreiben. Auf einem sich quer hinziehenden, in den Farben des Services gestickten Tischläufer prangt in der Mitte gewöhnlich ein kunstvoller Tafelaufsatz aus Silber, Alfenide, Bronze, Porzellan, Kristall oder Majolika mit reicher, frischer Blumenzierde, welcher ebenso wie die beiden [illegible] Fruchtschalen und die beiden Kandelaber durch Untersätze von rotem Sammet noch besonders effektvoll hervorgehoben werden kann. Man läßt sich zu diesem Zweck vom Tischler runde und viereckige, abgekantete, 1 cm starke, weiße Holzbrettchen schneiden, die man mit rotem Sammet überzieht. Für den

mittleren Tafelaufsatz und die beiden Kandelaber betragen die viereckigen Untersätze 30 cm im Quadrat; für die kleineren Konfitürenschalen läßt man sie rund schneiden mit 15 cm im Durchmesser. Auch die kleinen silbernen Salzfässer präsentieren sich reizend auf kleinen, runden, mit rotem Sammet überzogenen Unterlagen von 10 cm Durchmesser. Hinter den mit strenger Symmetrie gelegten Couverts hängt an einem, aus einem kleinen, beschwerten Moosfilzen aufsteigenden, mit Band- und Schilfgras umwundenen Halter das „Menü“, dem eine glückliche Idee die Gestalt eines „Margaretentäschchens“ gab, und damit eine reizvolle Neuheit schuf. Zur Herstellung des Täschchens schneidet man genau nach der angegebenen, mit a bezeichneten Form, ein 18 cm langes Stück weißer Pappe aus, welches von b bis c 4 cm, und von d bis e 7 cm breit ist. Dasselbe überklebt man auf beiden Seiten mit rotem Atlas, und umrandet es mit einem schmalen, weißen Spitzchen, welches man entweder anstickt oder annäht. Sodann schneidet man ein zweites Pappmuster, nach der mit f markierten Zeichnung, deren

Länge von f bis g 5 cm und dessen Breite von h bis i 7 cm beträgt, und das genau auf den breiteren, unteren Teil der Abbildung a, bis zu dem punktierten Kreisbogen k bis l passen muß. Man überzieht diesen Teil f ebenfalls mit rotem Atlas, heftet ihn an den unteren Teil der Skizze a sorgsam fest, und verziert seine Spitze mit einem kleinen, aus einer Nähseide [illegible] Quästchen. Den oberen Teil der Zeichnung a biegt man in der geraden Linie b bis c als Taschendeckel um und läßt auf demselben vom Buchdrucker in Gold das Datum des Festes drucken, während sich auf der unteren Hälfte der Tasche das in Gold aufgedruckte Monogramm der Gastgeber sehr hübsch ausnimmt. Nach der mit a bezeichneten Skizze der Abbildung A schneidet man ein weißes Kartenpapier in der [illegible] Form von 15 cm Breite und 5 cm Länge, schreibt in Zierschrift auf die eine Seite die Speisen, auf die andere die dabei zu trinkenden Weine, biegt es in der Mitte zusammen, und heftet es an der Hinterseite

1



der Tasche fest. An einem roten, in eine Schleife gebundenen Atlasbändchen hängt man das allerliebste Menü-Täschchen an einem aus Draht gebogenen, 30 cm hohen Haken, den man, wie schon erwähnt, mit frischen, grünen Blättern, am besten eignet sich dazu schmales Schilf- oder Sandgras, dekoriert, wie es auf Abbildung B angegeben ist. Zu dem als Unterlage und Befestigungspunkt dienenden Kissen braucht man ein Stückchen moosgrünen Atlas 14 cm lang und 7 cm breit, aus welchem man das vieleckige Kissen fertigt, dessen obere Seite man ganz dicht mit frischem, grünem Moos benäht. Das Kißchen füllt man mit Sand, näht es zu, und schmückt die vier Ecken mit kleinen, quastenähnlichen Moosbüschelchen. In die Mitte des Moosfilzes, in welches man frische kleine Blüten, wie zum Beispiel Veilchen, Primeln, Hyazinthenblüten und so weiter legt, steckt man nun die untere Drahtspitze des das Täschchen tragenden Halters [illegible] wieder eine [illegible] rote Neuheit ihren Platz, in Gestalt einer Austerschale, die zum Träger der Tischkarte bestimmt ist. Die praktische, umsichtige Hausfrau sammelt sich nämlich die Austerschalen, die nicht zu klein sein dürfen, reinigt sie in heißem Wasser mit einer Bürste vorsichtig, damit die innere Emailschicht der Muschel nicht verletzt wird, und malt auf diese mit geschickter Hand einen Koch, der eine Suppenterrine trägt. (Fig. 1.) Auf eine zweite Austerschale malt sie dann zum Beispiel eine Köchin, die eine Gans serviert, während auf der dritten eine Pastete oder dergleichen von irgend einem Küchengeist, der Abwechslung halber, dargeboten wird, so daß

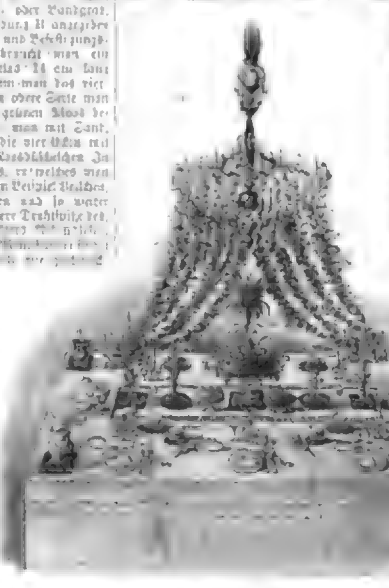
3.

jede Austerschale ein anderes gemaltes Figürchen mit irgend einem Leckerbissen in der Hand, aufweist. An der Rückseite der Austerschale (Fig. 2) läßt man rechts und links am Rande im Drittelteile der Schale, vom Gürtler zur Aufnahme der Tischkarte zwei zierliche Halter machen, wie sie Figur 2 veranschaulicht, welche durch eine kleine Schraube, wie sie Figur 4 zeigt, in die [illegible] Schale festgehalten [illegible] mit die Austerschale aufrecht vor dem Couvert stehen kann, macht der Gürtler ebenfalls aus Messing einen genau der Skizze 5 entsprechenden, 5 cm hohen Ständer, der zu beiden Seiten ein [illegible] messingenes Band hat, durch welches zwei kleine Schrauben (Fig. 4) zur Befestigung eingeschraubt werden. Die obere Spitze des Ständers (Fig. 5) ist gespalten, und dient als mittlerer Stützpunkt für die Karte mit dem Namen des Gastes. Zwischen das Menü-Täschchen und der Austerschale mit der Tischkarte, legt die für festlichen Blumenschmuck empfängliche Hausfrau kleine, von Anemonen umfaßte Majolika-Vasen mit frischem Blumensträußchen so,

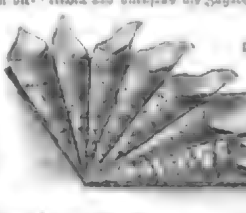
4

2.

daß jeder Gast ein solches bekommt. (Diese niedlichen Blumenvasen sind in jedem größeren Porzellanwarengeschäft zu den verschiedensten Preisen zu kaufen.) Auch von dem Kronleuchter herab ranken sich frische, an Draht gewundene Blätterzweige in die Arme der Kandelaber hinein, und die ganze Tafel ist überall da, wo sich noch ein Stück freies, weißes Tischtuch zeigt, mit kleinen, frischen Blumenzweigen überstreut, gleichsam als wären dieselben als lebendiges Muster in das Tuch eingestickt, oder als ob lachende, aus einem unbekannten Füllhorn ausfallende Genien die Tafel mit diesem duftenden Blütenregen überschüttet hätten. Eine weitere Abbildung zeigt den freundlichen Leserinnen meine festliche Tafel im vollendeten Glanz, mit dem Wunsche, daß dieselbe in manchem gastfreien Heim eine befriedigende Nachahmung finden möge. Mit dem Schlußbildchen endlich weise ich auf eine liebenswürdige Aufmerksamkeit der Wirtin ihren Gästen gegenüber hin, die gewiß allseitig Anklang findet. Kurz vor Aufhebung der Tafel wird ein aus Pappe geschnittener, mit Goldpapier auf beiden Seiten überzogener Fächer herumgereicht, auf welchem breite leere Düten [illegible] ruhen, um, wie die darauf [illegible] „[illegible]“ [illegible] bekundet, Konfekt oder Früchte vom Teller für die zu Hause gebliebenen Kinder der Gäste aufzunehmen. Auf das [illegible] zugeschnittene, mit Goldpapier überzogene Stück Pappe, welches eine Höhe von 32 cm und eine Breite von [illegible] hat, klebt man 13 ein [illegible] der unteren Fächerspitze nach oben entfernt [illegible] von je 1 cm

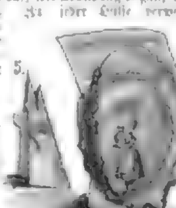


D



zum Durchstecken der Düten, Hülsen von Glanzpappe auf, wie Abbildung D ganz deutlich zeigt. Zu jeder Hülse verwendet man 8 cm Glanzpappe im Quadrat, biegt [illegible] an einer Seite 1 cm breit um und klebt auf diesen zwei kleine Oesen, die man [illegible] [illegible] legt, die Hülle auf den Fächer auf. D. Kl.

5.



Die richtige Fütterung großer sprachbegabter Papageien.

Es ist erstaunlich, wie viele wertvolle [illegible] und Tiere, zumal Stubengenossen überhaupt — an übertriebener Liebe zu Grunde gehen. Am deutlichsten zeigt sich das gerade bei den am meisten beachteten [illegible] Papageien werden im Laufe des Jahres als bloßer Leckerbissen gehalten, an deren Erkrankung lediglich ihre Pfleger und weit mehr die liebevollen Pflegerinnen die Schuld tragen. Die Erklärung für diese Thatsache liegt freilich nahe genug. Solcher Vogel kann ja in sicherlich rührender Weise bitten, so freundlich bestrickende Worte schmeicheln und wer vermag da zu widerstehen! Trotz aller dringenden Warnungen erhält er allerlei Leckereien, die ihm geradezu Gift sind und sämtliche Nahrungsmittel: Gemüse, Kartoffeln, Fleisch, Fett, Saucen und dergleichen, an denen er über kurz oder lang elend und jammervoll zugrunde geht. [illegible] und [illegible] der [illegible] Vogel begehrten Leckerbissen, [illegible] zuckerhaltigen Waren [illegible] sogenannter Potsdamer Zwieback oder auch altbackenes, dann aber erweichtes und gut ausgedrücktes Weißbrot dem Papagei reichen und allenfalls als Zugabe ein wenig lieblich süße Frucht, je nach der Jahreszeit: Apfel, Birne, Kirsche, auch wohl eine Weinbeere und hin und wieder eine gute, vorher selbst geknackte Walnuß oder Haselnuß, so setzt man mit [illegible] entgegen. „Der Vogel frißt ja aber das Fleisch und Gemüse, Kartoffeln, Kuchen und anderes so sehr gern und nun füttere ich ihn schon Jahr und Tag damit, ohne daß es ihm etwas schadet.“ Darauf kann ich denn allerdings nur mit dem Hinweis antworten, daß ich einen alten Dohlenvogel der Tante, welcher täglich ein volles Quart Schnaps trank und dabei doch zwanzig Jahre alt wurde. Die [illegible] Andere gehen aber schon an dem Versuch zugrunde! Dr. Karl Ruß.

Haushaltungsessig.

Viele Essige, namentlich minderwertige Sorten, zeigen beim Aufbewahren in der Küche einen Bodensatz; man sagt: Der Essig wird schwer. Derartiger Essig ist [illegible] kurz hinwegzugießen und weder zu Salaten noch zum Einmachen zu verwenden. Um das Kahmigwerden des Essigs zu verhindern möge man den Speiseessig in [illegible] Glasflaschen füllen und letztere in einem mit Wasser angefüllten Kessel, unter dem man dann Feuer anzündet, bringen. Hat der Essig 30 bis 35 Minuten in den Flaschen gekocht, so läßt man ihn kalt werden und füllt ihn dann auf kleinere Glasflaschen über, die man sehr gut verkorkt. Ein [illegible] Essig, [illegible] Jahre [illegible] erforderlich. An Stelle des im Handel vorkommenden Essigs, [illegible] empfehle ich den Haushaltungsvorständen den im Handel vorkommenden „Essigessenz“ zu [illegible] man durch Hinzugießen von mehr oder weniger Wasser einen schwächeren oder stärkeren, sehr reinen Speiseessig erhalten kann, der nie schwer wird. Mögen unsere [illegible] diesen Rat nicht unbeachtet lassen. H. Kr.

Küchen-Preise.

[illegible]

Mache Gelée aus dem Weine vom Rhein
Und laß sie erkalten, doch muß sie noch stehen,
Grabe in [illegible] eine Schale nun ein
Und thue die Lage Gelée hineinziehen
[illegible]

Nimm jetzt die Schaumkelle fest in die Hand
Und schlage die Masse zu goldigem Schaume,
Bis sie geliert zu mildem Bestand,
Worauf sie serviert wird, mit Früchten am Saume
[illegible]

Chemische Spielerei.

Man löst 40 Gramm Kupfervitriol (schwefelsaures Kupferoxyd), das jeder Drogist liefert, in 150—160 Gramm heißem Wasser auf und filtriert die schön blaue Lösung in ein Glas. Aus völlig rostfreiem Eisendraht, sogenanntem Blumendraht, stellt man mit Hilfe einer kleinen Zange ein Bäumchen mit Wurzeln, Stamm, kleinen Aesten und Zweigen her und bringt dieses Bäumchen in ein Einmacheglas, nachdem man zuvor den unteren Teil des Bäumchens, das heißt die Wurzeln und den Stamm, in geschmolzenes, braungefärbtes Wachs getaucht hat, damit diesen Teilen die charakteristische Holzfarbe gegeben wird. Gießt man nunmehr über das in dem Einmacheglase [illegible] und stellt das gut zugedeckte Glas an einen vor Erschütterungen geschützten Ort, so wird man wahrnehmen können, daß an den nicht mit Wachs überzogenen Aesten und Zweigen [illegible] Blättchen ausschlagen, ja, nach und nach bedeckt sich das Bäumchen in seinem oberen Teile, namentlich an den Zweigen, immer mehr und mehr mit den schönsten Kupferblättchen, so daß schließlich in dem Einmacheglas ein wahrer „Kupferbaum“ hervorgezaubert worden ist. Kr.

Photographien in Oel zu malen.

Es dürfte wenig bekannt sein, daß dicke Gummi arabicum-Lösung mit etwas Zucker versetzt einen vorzüglichen Untergrund gibt, um Photographien in Oel zu malen. Der Gummi soll in kaltem Wasser aufgelöst werden, und zwar dick genug, um noch leicht damit arbeiten zu können. Hierauf löse man ein Stückchen Zucker und gebe es der Gummilösung bei. Ich habe diese Lösung öfter verwendet, ohne je zu bemerken, daß die Farbe Schaden erlitte. C. K.

Anlegetisch und Wandschreibpult.

[illegible] einzelner Teile zu mancherlei Zwecken gebrauchen ließen, sind wohl schon früher geschaffen und in den Handel gebracht worden; keines aber war so vielseitig in seiner Verwendung, so einfach, solid und sicher in seinem Mechanismus, wie das nur [illegible] [illegible] in Kassel. Durch ein paar Handbewegungen einfach der Art in die jeweilig erforderliche Lage gebracht, und darin festgehalten, dient es mit gleichem Vorteil auf einem Tisch gestellt als

Schreibpult für Kinder, als Stehpult für Erwachsene, als Lesepult, als Staffelei, als Notenpult oder als Krankentisch. Auf seiner Platte mit Schach- oder Dameebrett [illegible], läßt es sich gleichzeitig auch als Spieltischchen verwenden, während es andererseits das Amt eines Rednerpultes nicht minder gut vertreten kann. In all diesen verschiedenen Fällen läßt es sich vermöge seiner großen Beweglichkeit jeder Seite, also auch jedem Grade der heutzutage so häufigen Kurzsichtigkeit [illegible] Zur Anbringung eines Tintenfasses und einer Lampe sind sinnreiche [illegible] Vorteile als Kieslings Pult bietet Otto Kießlings (Stuttgart) verstellbares Wandschreibpult. Zwar fehlt es diesem noch, was die Möglichkeit anlangt, es jederzeit an einem Orte aufzustellen, hat aber dafür vor allem den großen Vorzug, keine Unterlage (Tisch und so weiter) zu benötigen. Kießlings Pult wird etwa auf 90 cm Höhe an der Wand, am besten unterhalb einer Fensterbank, angebracht und hängt im geschlossenen Zustand senkrecht herab, so daß es keinerlei Raum einnimmt. Aufgeklappt dient es in der ersten Lage als Kinderschreibpult, dann als horizontaler Tisch und läßt sich weiter ohne alle Schrauben und so weiter durch einfaches Verrücken und in Abstufungen von 6 zu 6 cm bis zu 112 cm Höhe herausziehen, also als Stehpult benutzen. Dabei ist es in jeder Lage absolut fest und besitzt eine Tragfähigkeit von 50 Kilogramm, ersetzt also in der Horizontallage einen Tisch, der zu jeder [illegible] und dergleichen benutzt werden kann. Der weit von einander liegenden Grenzen der Verstellung, die Festigkeit, die geringe Raum-[illegible] wert für jedes Haus, namentlich da, wo mit beschränkten Raumverhältnissen ge-

rechnet werden muß und schulpflichtige Kinder oft in Verlegenheit sind, einen geeigneten, auch hygienischen Ansprüchen genügenden Platz zum Ausführen ihrer Aufgaben zu finden. Das am Pulte selbst befestigte Tintenfaß ist so konstruiert, daß in keiner Lage des Tisches sich nicht der hängenden auch nur ein Tropfen Tinte herausfließen kann.

[illegible]

einmal irgend eine Dame, die am Waldhang im Grase gesessen, verloren hatte. Beim Sprengen der Felswand war es dann mit in das verschotterte Erdreich geraten. Wenn es doch so wäre!

Atemlos langte er an der Felswand an, er hatte schon seinen Hochzeiterrock an, den besten, den er besaß, mit einem bunten Bändchen im Knopfloch. Er nahm die Schaufel in die Hand und grub und warf die Erde um. Als er eine Viertelstunde vorwärts gearbeitet hatte, wollte er schon aufhören in dem Glauben, daß es doch nichts mit den Gräbern sei. In dem Augenblicke aber rutschte vor ihm das Erdreich weg und es wurde eine verschüttete Höhle sichtbar, in der er zu seinem grenzenlosen Schrecken ein menschliches Gerippe von ziemlicher Größe zwischen dem übergeschütteten Erdreich liegen sah. Der Schädel, die Knochenarme, das Becken, alles war beisammen nur eine Hand fehlte. Schmucksachen, die ganz verrostet und mit Grünspan überzogen waren, sah er dabei. Kein Zweifel, das war das tote Frankenweib, dem die goldene Armspange gehört hatte, dem sie mit der Hand vom Arm gefallen war, und die Hand und die Fingerknöchel hatte er damals ausgegraben, als er den Goldreif fand. Er besann sich, daß er sie damals achtlos beiseite geschaufelt hatte. Ach, selbst ein kleines Amulet, das einen Falken nachahmte, lag im Brustkorbe des Gerippes, das gänzlich verwittert und gebrechlich wie Asche geworden war.

Und nun fiel ihm ein, daß dieses Weib vor anderthalbtausend Jahren eine große, schöne Frau mit langen, blonden Haaren gewesen war, nach dem, was der alte Forscher gesagt hatte.

Ach, gewiß war es eine reiche und vornehme Frau gewesen, eine Fürstin, das sah man schon an dem vielen Schmuck, der bei ihr lag. Er konnte sich ganz deutlich vorstellen, wie sie ausgesehen haben mußte, denn als er einmal in der Hauptstadt gewesen war, hatte er in einem Schaufladen ein großes Bild der gefangenen Thusnelda in Rom gesehen, wie sie im Triumphzug stolz einherschreitet. Und nun lag hier vor ihm das Gerippe eines solchen Germanenweibs, an dem er Leichenraub begangen hatte.

Er griff in seine Tasche und fühlte den Armreif darin. Nichts war mehr zu verheimlichen, wenn andere hier das Gerippe fanden, und dann war seine Grete ohne Hochzeitsgeschenk und er außerdem ein Lügner gewesen. Seine Armut fiel ihm dermaßen aufs Herz, daß er sich hinsetzte auf den Schutt und in der wehleidigen Stimmung seines Herzens zu schluchzen und leise zu heulen begann. Sollte er seine Grete um die Freude bringen? Nein, er konnte es nicht, er brachte es nicht übers Herz, mochte daraus werden was wollte, das Armband sollte sie doch zur Hochzeit tragen. Trug sie denn nicht auch ein abgelegtes Kleid von der Frau Pastorin? Waren sie nicht so arm, daß das arme Gretel sich nicht einmal ein neues Kleid kaufen konnte? Und wenn sie die abgelegten Kleider der Frau Pastorin trug, warum sollte sie da nicht auch den abgelegten Schmuck des Frankenweibes tragen, von dem ja doch niemand etwas ahnte?

Wenn er nur gewußt hätte, wie er das Gerippe fortschaffen könnte. Halb war es ihm schauerlich, halb auch wieder gleichgiltig. Endlich hielt er es fürs Klügste an einer andern Stelle ein Loch zu graben, wo niemand nach Frankengräbern suchen würde. Er band also eilig den Schädel in sein Schnupftuch, steckte sich die Taschen mit den Knochen voll, mit den Münzen und sonstigen Sachen, nahm die Schenkelbeine und Armknochen unter den Arm und stieg nach dem Bache hinunter mit geschulterter Schaufel. An einer flachen Stelle, wo das Wasser nur bis an die Fußknöchel reichte, stemmte er die Schaufel in den Bachgrund und baggerte ein stattliches Loch in den Boden. Schnell warf er die Knochen in das wassergefüllte Loch samt allen anderen Funden. Der Schädel war so spröde, daß er ihm in der Hand in Stücke zerfiel, er warf ihn den Knochen nach und schüttete dann die ausgegrabene Erde darauf, bis der Bachgrund wieder ausgefüllt war. Damit aber das Wasser die Stelle nicht auswaschen sollte, schleppte er noch ein paar Felsstücke und große Backsteine heran, die er ins Wasser auf die zugeschüttete Stelle wälzte, so daß eine Stauung entstand und das Wasser um die Felsbrocken vorbeisprudeln mußte.

So! Jetzt war das anderthalbtausend Jahre alte Frankenweib nicht mehr so leicht zu finden. Im Bach würde der gelehrte Professor doch nicht graben lassen.

Fritz eilte nun mit etwas leichterem Gewissen heim. Nur der Leichenraub machte ihm noch bedenklich. Es fiel ihm aber ein, daß sowohl im Dorfe, wie drinnen in der Hauptstadt die Gräber schon nach fünfzehn bis zwanzig Jahren verfallen und dann neu aufgegraben werden, um anderen Toten Platz zu machen. Es ist ja also eigentlich verfallen, meinte er bei sich. Da fragt ja auch kein Mensch darnach, was aus den goldenen Ringen und Uhren wird, die fünfzehn Jahre in der Erde gelegen haben, wenn die Stätte umgegraben wird. Und nun anderthalbtausend Jahre. Die Grabstelle ist doch jedenfalls schon verfallen und mir kann keiner etwas anhaben. Na, und außerdem forscht jetzt doch keiner mehr aus, wo das Frankenweib liegt, und die Grete kann ihr Hochzeitsgeschenk mit gutem Gewissen tragen.

Der junge Hochzeiter kam unter solchen Gedanken in der Wohnung der Braut etwas verspätet an. Sie kam ihm schon an der Thüre entgegen in einem einfachen Kleide, das an der Hüfte sogar etwas geflickt war. Die Haare hatte sie mit einem Myrtenkränzchen gekrönt; hinter ihr standen in der Hausthüre die Brautjungfern, die alle schöner geschmückt und angezogen waren als sie.

„Ach, Fritz, kommst Du endlich?“ sagte sie. „Ich warte schon so lange auf Dich, ich kann mich doch noch vor niemand sehen lassen, bis ich nicht ein Hochzeitsgeschenk habe. Alle haben so schönen Schmuck,“ sie sagte es ihm flüsternd „die Rösel hat sogar eine goldene Kette und ich habe noch gar nichts und bin doch die Braut.“

Diese Worte wollten dem armen Burschen fast das Herz abdrücken; dennoch suchte er noch einen letzten Anlauf zu nehmen, um aus seiner Unwahrheit herauszukommen, er sagte:

„Schau, Gretel, wozu brauchst Du auch Schmuck? Du bist doch die Schönste. Weißt Du, es ist mir wieder leid geworden, meine Großmutter würde es vielleicht doch nicht gern sehen, wenn ich den alten Reif hergebe, ich will ihn lieber aufheben oder verkaufen. Ueberhaupt so ein alter Reif.“

„Was?!“ sagte Grete mit einem ganz schmerzlichen und betretenen Gesicht. „Ich soll ohne einen Schmuck und ein Hochzeitsgeschenk sein?“ Sie brach in bittere Thränen aus, hielt beide Hände vors Gesicht und weinte, daß die Thränen zwischen den Fingern hervorquollen. „Nein, nein! Dann will ich auch gar nicht erst heiraten. Dann haben wir alle beide nichts,“ sagte sie schluchzend. „Dann zieht mich nur gleich wieder aus. Dann wäre es ja ein Unsinn, zu heiraten.“

Die Brautjungfern standen mit offenem Munde da und wußten nicht, was sie sagen sollten.

„Gretel, Gretel, es ist ja nur ein Spaß gewesen!“ rief jetzt der Bräutigam aus, indem er selbst das Schluchzen kaum unterdrücken konnte. „Es ist ja nur ein Spaß gewesen, denn ich bin so lustig, daß ich heute heiraten soll, Gretel.“

Und damit holte er den Schlangenreif aus seiner Tasche und faßte ihre Hand, streifte ihr den Aermel ein wenig zurück und legte ihr den Schmuck des Frankenweibes um die runden Knöchel. Wie das das Gretel sah, lächelte sie selig unter ihren Thränen vor und ein langer Tropfen fiel auf das Gold des Armbandes. Sie wischte mit der Thräne das Gold wieder blank, blickte sich getröstet und ein bißchen hochmütig über ihr schönes Hochzeitsgeschenk im Kreise um und nahm den Blumenstrauß, den ihr jetzt eine Brautjungfer reichte, mit einem herablassenden Knix entgegen. Darauf ordnete sich der Zug und sie gingen nun zunächst hinüber nach dem Standesamt beim Ortsvorsteher, um dann nach der Kirche zu schreiten, die am andern Ende der Dorfgasse mit ihrem kurzen Turm aufragte, hinter dem grünen Dorftümpel.

*

In der Dorfkirche waren ungewöhnlich viele Leute erschienen, um der Trauung des Steinklopfers zuzusehen. Arbeiter, welche in der Fabrik arbeiteten, Bauerndirnen und Arbeitermädchen hatten sich neugierig in die Holzbänke gesetzt. Sogar der Wirt vom grünen Baum stand mit dem gelehrten Altertumsforscher in einer Nische beim Altar, als das Brautpaar eintrat. Es schien irgend eine heimliche Verschwörung im Spiele zu sein, denn die Mädchen und Burschen flüsterten und tuschelten heimlich zusammen, blickten neugierig auf die einfache und ärmlich gekleidete Braut und stießen sich an, indem sie auf etwas wiesen, was die Braut am Arme trug. Als das Paar sich eben vor den Altar stellen wollte, vor dem der Herr Pastor bereits im schwarzen Käppchen stand, bemerkte der Steinklopfer zu seinem grenzenlosen Schrecken, daß der Gelehrte auch mit in der Kirche war. Und gleich darauf trat dieser alte Mann auch vor und wollte auf ihn zukommen.

Fritz stieß die Braut heimlich an und sagte: „Grete, laß doch Dein Armband nicht so sehen, die Leute denken ja nur, Du willst Dich überheben.“

Grete aber hörte nicht darauf, sondern nahm ihren Arm recht auffällig auf, spielte mit der andern Hand an dem Armband und schielte auf die Seite, ob die Mädchen sie auch gehörig bewunderten. Der alte Herr trat zu ihr, reichte ihr ganz treuherzig die Hand und sagte, während er aufmerksam ihren Schmuck betrachtete, als er ihre Hand in der seinen hielt:

„Na, junge Braut, ich wollte Ihnen nur gratuliren zum heutigen Tage. Ich habe mich gestern sehr gut mit Ihrem Bräutigam über die Frankengräber unterhalten und da wollte ich Sie doch auch kennen lernen. Ei, ei, was haben Sie da für einen schönen Schmuck. Das ist gewiß ein altes Erbstück. Sieh, sieh!“

Grete meinte stolz: „Mein Hochzeitsgeschenk! Es stammt noch von meinem Bräutigam seiner Großmutter.“

„So, so!“ meinte der alte Herr ganz freundlich und trat wieder zurück. Er hatte schon genug gesehen. Er gab dem Pastor ganz heimlich einen Wink, den dieser sogleich verstand, denn er war schon vorher in die Armbandgeschichte eingeweiht worden. Der Pastor lächelte milde zum Zeichen des Einverständnisses und wandte sich wieder zum Altar zurück, um die heilige Handlung einzuleiten.

Es war nun ganz mäuschenstill in der Kirche, man hörte nur das Räuspern einzelner. Das Brautpaar kniete vor dem Altar und der Geistliche sprach die heiligen Worte. Da begann auch die Orgel zu tönen und ihre ernsten, großartigen Klänge rollten und hallten gewaltig durch die Kirche. Der Bräutigam schielte von der Seite auf seine Braut und ein hehrer und grenzenloser Schauder erfaßte ihn, daß hier eine Lebende neben ihm kniete, welche einen Totenschmuck trug, der tausende von Jahren in der Erde gelegen hatte. Ach, und als er dachte, wie das gekommen war, daß nur seine Armut und seine arme Liebe daran schuld war, da war es ihm, als würden die Klänge der Orgel zum Weinen der Engel im Himmel droben und als zitterte ein grenzenloser Schmerz aus ihren hehren Gesängen über ihn hin. Ach, seine Braut kam ihm in ihrem Kleide so verklärt vor, daß sie den Goldschmuck des blonden, hohen Frankenweibes hier vor dem Altare des allmächtigen Gottes nach tausend Jahren trug, daß er das Haupt senkte, um das innere Weinen und Schluchzen seines Herzens zu verbergen.

Und auch dem alten Gelehrten kamen von den Klängen der Orgel und vom Anblick der Braut, die so ahnungslos ihren jahrtausend alten Schmuck trug, ein paar leise Thränen in die Augen. Der Pastor schaute milde herab auf das Paar, es war ein menschlicher und guter Mann, der die Armut der Brautleute kannte. Da kamen auch dem Pastor Thränen in die Augen, als das Halleluja der Orgel und der Kinderstimmen von der Höhe herniederjubelte.

Als die Klänge der Orgel verklungen waren, gab der Pastor das Brautpaar zusammen, wechselte die Ringe und nahm ihnen das Jawort des Ehebundes ab. Dann hielt er eine kurze Ansprache, in der er ihnen die Pflichten des Lebens und der Ehe vorhielt und sagte ernst und milde:

„Trachtet vor allem nach dem unvergänglichen Schmucke des Lebens, trachtet nach der Wahrheit, der zeitlichen und ewigen. Denn das Leben des Menschen ist vergänglich wie eine Blume und welket ab vor der Zeit, und die Braut, die lebend den Schmuck der Toten trägt, sie wird welken und dahingehen wie diejenige dahinging, welche vor Jahrtausenden den Flitter trug, der wie die Schlange,

die zu Eva sprach, ihren Arm umwindet. Wenn nun der Flittertand, der den Menschen schmückt, länger dauert als das Leben derer, die sich darinnen brüsten, wenn nun das gleißende Schlangengold des äußeren Tandes länger währt als vieler Menschengeschlechter Leben, also daß das Brautkind des Tages den uralten Schmuck heidnischer Vorfahren trägt, um wiederum zu welken wie eine Blume — als was erachten wir das Leben des Menschen und seinen Schmuck, wenn es nicht die Wahrheit ist, die ihn schmücket? Was ist Geld und Gut und alle Zier des Lebens, wenn der Leib aus seinem Schmucke wegstirbt, also daß nach Jahrtausenden ein anderer Leib darinnen steckt, der wiederum vergehen wird wie ein Hauch? Darum trachtet vor allem nach der Wahrheit, denn in ihr allein ist das ewige Leben."

Der Pastor hatte die letzten Worte mit erhobener Stimme gesagt, indem er mit seinen milden Augen den Steinklopfer sehr ernst ansah. Jedes Wort war in der Seele des armen Burschen ein Posaunenton des jüngsten Gerichts. Er vermochte den Kopf auf dem Nacken nicht zu rühren und starrte dem Pastor eine Weile wie abwesend in die Augen. Der Geistliche aber sprach seinen Segen über das Paar, verneigte sich und ging ruhig und erwartungsvoll aus der Kirche.

Auch alle anderen, der bestürzte Getraute mit seiner jungen Frau voran, verließen die Kirche. Als sie aber vor der Kirchthüre in dem blumigen Gottesacker standen, wo die toten Bauern mit ihren Weibern und Kindern den langen Schlaf unter der Erde thun, da hielt es den armen Burschen doch nicht länger, er trat dem Pastor in den Weg, nahm seinen Hut zitternd ab und sank fast in die Kniee vor ihm zusammen, während er ganz verwirrt und stotternd die Worte hervorbrachte:

„Ach, verzeihen Sie mir, Herr Pastor, wenn Sie's schon wissen. Aber die Grete, die Grete hätte mich doch nicht genommen, wenn sie kein Hochzeitsgeschenk gehabt hätte. Ich will ja das alte Gerippe im Schweiße meines Angesichts wieder aus dem Bach herausgraben, wenn Sie mir nur das verzeihen."

Er wendete sich zu seiner Angetrauten und sagte: „Ach, Gretel, siehst Du, nun hast Du doch kein Hochzeitsgeschenk und ich bin ein Lügner dazu, aber es war doch nur meine herzinnige Liebe zu Dir, es ist ja gar nicht von meiner Großmutter, es ist ja von einem alten Frankenweib, das vor anderthalbtausend Jahren gelebt hat; ich habe das Gerippe selber gesehen und Du sollst's auch noch sehen. Gretel, sei gut, verzeih mir's nur, aber die Wahrheit ist doch nur das richtige ewige Leben!"

Die Grete hatte erst ganz starr dagestanden und sich umgesehen, als verstände sie das alles nicht. Bei den letzten Worten aber schüttelte sie ihren Arm, als hätten sich zwei giftige Schlangen drein verbissen, faßte mit der linken Hand und mit zwei Fingern den Armreif an, als hätte sie etwas Unreines anzurühren und streifte den goldenen Reif ab, daß er weggeschleudert auf dem Boden rollte und zwischen zwei Gräbern hängen blieb.

„Pfui, Kuckuk!" rief sie aus. „Von einem Gerippe? Das noch dazu anderthalbtausend Jahre alt ist?"

Darauf legte sie die Hände übers Gesicht, stampfte mit dem Fuße und wollte zu weinen beginnen. Plötzlich aber besann sie sich eines andern, schob verächtlich den Reif mit dem Fuße beiseite, während der gelehrte Herr sich darnach bückte, um ihn aufzuheben, und fragte mit zurückgeworfenem Köpfchen:

„Herr Pastor, der Fritz hat mich angeführt mit dem Reif und ich bin jetzt ohne ein Hochzeitsgeschenk. Weil Sie uns aber zusammen gegeben haben, so frage ich jetzt: kann das rückgängig gemacht werden?"

„Nein, meine Tochter," sagte der Pastor, „das kann nicht geschehen." Er erklärte ihr, daß sie nun auch Fritzens Frau bleiben müsse, nachdem sie ihm ihr eheliches Jawort gegeben habe. Er ermahnte sie, daß Fritz ja doch nur aus Liebe gehandelt habe, und daß ihm gewißlich auch niemand die Sache weiter nachtragen würde, nachdem er die Wahrheit gesagt und sich zu weiteren Ausgrabungen bereit erklärt habe.

„Aber ich trag's ihm nach bis ans Lebensende!" sagte die Grete. „Und ich will ihn nicht und mag ihn nicht. Mir solche alte, abgelegte Sachen zu schenken, die schon seit anderthalbtausend Jahren aus der Mode sind, und von wilden Weibern. Es ist zu gemein!" Und sie wendete sich ab und kehrte dem Ehegatten den Rücken zu, um spornstreichs aus dem Kirchgarten fortzulaufen.

Da trat ihr der alte Forscher entgegen und sagte lächelnd: „Beruhigen Sie sich, junges Frauchen, weil ich ja doch den Reif behalten muß, so sollen Sie von mir auch ein Ersatzgeschenk zur Hochzeit haben, das Sie sich selber wählen dürfen. Der goldene Reif hier hat einen viel größeren Wert, als Sie glauben, ja, er soll sogar im Museum ausgestellt werden."

Jetzt fragte die Grete: „Im Museum? Was ist denn das?"

Der Alte sagte: „Das ist in der Hauptstadt ein großes schönes Haus, wo dieser Ring zur Betrachtung für die Beschauer unter Glas und Rahmen ausgelegt wird, und es kommen die gelehrtesten und hochgestelltesten Männer und Frauen, um ihn sich anzusehen. Sie können auch kommen."

Die Grete dachte jetzt eine Weile nach. „Ins Museum?" Und nach einem stummen Nachsinnen sagte sie ein bißchen hochmütig, indem sie einen geringschätzigen Blick auf das Rösel und die Liesel warf: „Na, wenn der Reif ins Museum kommt, da will ich einmal nicht so sein. Da will ich's dem Fritz zu gute halten. Ins Museum kommt hier aus dem Dorfe doch nicht so leicht eine mit ihrem bißchen Kram, den sie am Leibe hängen hat."

„Wer weiß?" meinte der Alte mit einem stillen Seitenblick auf die Friedhofsgräber. „In tausend Jahren vielleicht doch. Jawohl, ihr Mädchen, in tausend Jahren kommen eure hübschen güldenen Ketten und Schaumünzen auch hinein, wenn man euch einmal ausgegraben hat."

Da fielen alle Mädchen und Bräutjungfern im Chore ein: „Ach nee, Herr Doktor, ach nee! Das machen Sie uns nicht weis!"

Die Grete aber meinte geringschätzig: „Na, jedenfalls bin ich die Erste von allen, die ins Museum kommt!"

Unter Philipp dem Menschenfeind.

(Hierzu das Bild Seite 412 und 413.)

„Von hier aus könnten Sie Frankreich, Deutschland und England im Zaum halten!" schrieb Kardinal Granvella, der Minister der Statthalterin Margaretha von Parma in den Niederlanden, am 6. August 1562 an seinen König Philipp, um ihn zu bewegen, nach Brüssel zu kommen und die vollständig verfahrenen innerpolitischen Verhältnisse selbst zu leiten. Philipp kam nicht. Er liebte den persönlichen Verkehr mit seinen Unterthanen überhaupt nicht und zog es vor, seine Reiche von seinem dicht verschlossenen Kabinet aus zu regieren.

Margaretha war eine schwache Frau und ihre rechte Hand Granvella verkehrte auch hinter ihrem Rücken mit dem König in Spanien. Granvella befand sich mit diesem im vollsten Einverständnis, wenn er die weitgehenden Vollmachten, die ihm verliehen waren, gleichzeitig gegen kirchliche und politische Widersacher benutzte. Auf Grund dieser Vollmachten konnte er überall eindringen, und er fand dies auch erwünscht in Bezug auf die Privatverhältnisse des Buchdruckers Christoph Plantin, der seine schwarze Kunst in Antwerpen zu reichster Blüte entfaltet hatte. Als geborener Franzose — er war aus Tours — der auch in Paris und anderwärts seine Pressen arbeiten ließ, und bei der günstigen Lage der Stadt inmitten der geistig regsamsten Länder konnte er wohl zur Herstellung von Schriftwerken der verschiedensten religiösen und politischen Richtungen beauftragt werden. Grund genug, um ihn dem Minister verdächtig, und sein Haus als eine Fundgrube für Beweisstücke gegen die Widersacher Spaniens erscheinen zu lassen. Der Schrecken, welchen eine Haussuchung jener Art in der Familie des Druckers erregen mußte, wird begreiflich bei einem Gesetze, das auf das „Kaufen, Verkaufen, Kopieren und Annehmen ketzerischer Schriften die Todesstrafe durch das Schwert, Eingraben oder Feuer" setzte. Solcher Härte angemessen, trat auch die Haussuchung sogleich gewaltsam auf. Mochte nun auch der Hausherr, den angestrengte Arbeiten im Dienste seiner Kunst über seine achtundvierzig Jahre hinaus gealtert erscheinen lassen, seine Unschuld beteuern — jedes Buch wird bis auf die Nieren geprüft, und bei zufällig zu Tage gekommenen Zetteln, deren Inhalt sich nicht von vornherein ganz unverdächtig erweist, müssen selbst die Familienglieder dem hartnäckigen Ausfragen des verhöreifrigen Beamten Rede stehen. Trotz alledem und alledem scheint die Sache für den guten Plantin keinen schlimmen Ausgang genommen zu haben. Die Verhältnisse im Lande, das schon vor offenem Aufruhr stand, geboten vorsichtige Justiz, und Plantin veröffentlichte sieben Jahre später seine berühmte „Biblia polyglotta". Sein Geschäft blühte weiter bis auf die neueste Zeit. Das von der Stadt Antwerpen 1876 angekaufte Haus des Buchdruckers, in dem sich das Musée Plantin-Moretus (letzterer sein Schwiegervater) befindet, gibt davon das beste Zeugnis.

Max Lay.

Generalfeldmarschall

Graf Moltkes Briefe

an seine Braut und Frau.

Berlin, Sonntag Abend, den 27. August 1843.

Heute mittag, liebe Weibchen, nachdem ich den ganzen Morgen geschrieben, erhielt ich Deinen lieben Brief. Ich streckte mich gleich gemächlich auf die Chaiselongue und zündete eine Cigarre an, um so recht mit Genuß ihn zu lesen. Wie gerne wäre ich einmal einen Tag bei Dir in Itzehoe, aber so bald wird daraus nichts. Bis zum 27. September bin ich in Erfurt, dann gehe ich nicht erst nach Berlin zurück, sondern mit Wagen und Pferden nach Lüneburg zu den dortigen Manövern. In der ersten Woche des Oktober sind die zu Ende, und dann gehe ich nach Holstein, am liebsten nach Itzehoe, aber ich muß wirklich sehen, daß ich ein paar Bäder nehme, ich bin meinen Rheumatismus im Kreuz noch immer nicht los. Da Du kein Pferd in Itzehoe bekommen kannst, so muß ich wohl am Ende den Schimmel mitbringen. Am verständigsten wäre wohl, ich ginge drei Wochen nach Helgeland und käme dann gegen Ende Oktober zu euch, aber ich habe Ludwig schon versprochen, dorthin*) zu kommen. Von der Rekognoszierung habe ich jetzt, wie ich mit dem Prinzen nach Doberan reiste, schon einen Teil gemacht, den Rest wollen wir auf der Rückreise über Schwerin zusammen fertig machen. — Ich versichere Dich, daß es mir gar nicht an Arbeit fehlt; jetzt, wo Weibchen nicht alle nasenlang in mein Zimmer kommt, sitze ich sechs bis acht Stunden hinter einander weg und schreibe. Es schafft aber auch, und ich werde mit dem ersten Teil meines Buches fertig, ehe ich nach Erfurt reise. — Dem Erzherzog Stephan bin ich hier vorgestellt. Er war auch im Theater des Abends, wie es abbrannte.

Heute abend sah ich die beiden letzten Akte aus den Krondiamanten. Gute Nacht, gutes Herz. Ich sehne mich nach Ruhe, schlaf schön. Ich freue mich, daß Du früh zu Bett gehst und Dich pflegst.

Mittwoch den 30. Vorgestern exerzierte die Berliner und Potsdamer Garnison vor dem König auf halbem Wege zwischen beiden Städten bei Zehlendorf. Ich ritt um sieben Uhr auf dem Schimmel fort und war schon um ein Uhr wieder hier, es waren immer vier Meilen, ohne das zu rechnen, was beim Manöver geritten wurde. Der Schimmel blieb aber ebenso mutig beim Zurück- als beim Hinreiten. — Gestern wohnte der König den Uebungen der Pioniere hinter der Hasenheide bei; es wurde unter anderm eine mit vier Zentnern Pulver geladene Mine gesprengt, was schön aussah. Heute Vortrag.

Donnerstag abend. Sei nicht böse, liebe Marie, daß ich Dir eigentlich recht lange nicht geschrieben habe. Aber jetzt, wo die Abreise vor der Thür ist, drängen sich die Geschäfte und Besorgungen. Zwar bleibe ich noch bis Mittwoch den 6. Aber die Pferde gehen Montag mittag ab (ich muß früh noch zu den großen Kavallerie-Uebungen), da ist dann alles zu bedenken, was mit soll. Ich bin den ganzen Tag herumgetrabt und will heute abend noch packen.

Ich will so gerne, ehe ich abreise, noch mit dem Feldzug fertig werden, arbeite jede Stunde, die ich frei habe, daran, auch hoffe ich, daß es gelingen wird.

Freitag mittag. Heute um sechs Uhr ritt ich schon fort zum Exerzieren. Es waren zehn Kavallerieregimenter auf einem Fleck beisammen, und in acht Tagen kommen noch sieben hinzu, das macht zehntausend Pferde. Der König war zugegen, und unter den Zuschauern auch drei dänische Offiziere, ein Graf Blücher. Da ich morgen wieder hinaus muß, lasse ich die Pferde erst morgen nachmittag abgehen. Viele herzliche Grüße, besonders an Mama.

Berlin, den 4. September, Montag abends. Endlich, Du liebes, gutes Herz, nachdem die dringendsten Geschäfte beseitigt, komme ich dazu, mich einmal wieder mit Dir zu unterhalten.

Ich war vorgestern beim König zur Tafel. Beim Nachhausefahren befahl mir der Prinz, sogleich mit ihm nach Frankfurt a. d. Oder zu reisen. Es war ein viertel sechs, und um sechs Uhr ging der Extrazug des Königs ab, daher kaum so viel Zeit, ein paar Kleidungsstücke einzupacken, und sich in die Droschke zu werfen. Unterwegs war mir Wilhelm begegnet, welcher harmlos umher schlenderte. Der Prinz ließ gleich halten, ihn aufpacken und uns nach Hause fahren. Auch kam ich eben noch im letzten Augenblick auf dem Bahnhof an. Ich stürzte auf Waldenbrück zu und fragte: „Ist's noch Zeit?" „Ja es ist noch Zeit!" antwortete der König, welchen ich in der Eile gar nicht bemerkt hatte. In zwei Stunden fünf Minuten fuhren wir die elf und drei Viertelmeilen nach Frankfurt.**) Der

*) nach Itzehoe.
**) Moltkes frühere Garnison.

Google

war alles illuminirt, und die Stadt seit fünf Jahren so verändert und verschönert, daß ich mich zuerst gar nicht zurecht finden konnte. Schäler und ich waren mit dem Prinzen in einem schönen Gasthof einquartiert. Durch dichte Menschenmassen und Truppenspaliere gingen wir zum König, wo die Feierlichkeit der Fahnen-Annagelung stattfand. Vier Landwehrbataillone erhielten nämlich Fahnen. Der König, die Prinzen und die hohen Anwesenden schlugen jeder einen Nagel in den Schaft. Dann wurde soupirt, und darauf zog man sich zurück. Am folgenden Morgen ganz früh machte ich einen Spaziergang in die Umgegend, an welcher so manche Erinnerung eines langen früheren Aufenthaltes dort klebten. Um elf Uhr fuhr ich nach dem eine Meile entfernten Exerzierplatz, woselbst das ganze dritte Corps, fünfzehntausend Mann, im Carré stand. Dort wurde die Liturgie von Militär-Sängern abgesungen, dann Gottesdienst gehalten und zum Schluß die Fahnen den Truppen feierlichst übergeben. Hierauf Vorbeimarsch. Es staubte aber so fürchterlich, daß man fast nichts von den schönen Truppen sah. Einige Bataillone waren um drei Uhr morgens aus ihren Cantonnements aufgebrochen, sie kamen erst sieben Uhr abends nach Haus, waren also sechzehn Stunden unterm Gewehr. Wir Oesichranten saßen hingegen um drei Uhr schon an reich besetzter Tafel. Ich fand eine Menge alter Regiments-Kameraden und Freunde, die aber meistens noch Lieutenants oder Kapitäns waren. Nachmittags gab die Stadt ein Fest in der Buschmühle, eine Meile von der Stadt, wo man eine schöne Aussicht hat über die Eichenwälder und Oderwiesen. Mit anbrechender Dunkelheit fuhren wir nach Hause. Musikcorps waren im Walde aufgestellt und Freudenfeuer in den Weinbergen angezündet. Drauf ging es in das neue, schön gebaute Theater, wo das „Gut Sternberg“ recht gut gegeben wurde. Um neun Uhr war Zapfenstreich von zehn vereinigten Musikcorps mit Begleitung von dreihundert Trommeln. Dann Souper und endlich Ruhe. Heute früh schlenderte ich wieder auf bekannten Pfaden herum und fuhr um acht Uhr nach dem Schlachtfelde von Kunersdorf, wo Manöver war. Das dauerte bis eineinviertel Uhr; dann ging's, was die Pferde laufen konnten, nach Haus. Es wurde beim Könige dejeunirt, dann zurückgefahren. Hier habe ich eine Menge Gänge und Briefe abgemacht. Jetzt bin ich herzlich müde, und habe nur noch Lust, Dir für Deinen lieben Brief vom 2. d. Mts. zu danken. Du gute Seele denkst treu an mich, und ich freue mich schon jetzt des Wiedersehens im Herbste. Daß Du so herumtollst, freut mich sehr. Die Zwangsjacke der Konvenienz wirst Du doch wieder bald anziehen müssen ... Ich denke, wir lassen's beim alten, und glaube auch, daß es wohl, so Gott will, immer ganz gut bleiben wird. Die Flitterwochen und Monate sind vorüber, und ich habe mein kleines Weibchen viel lieber noch als vor der Hochzeit. Jetzt fallen mir die Augen zu. Uebermorgen früh reise ich ab. Du wirst den nächsten Brief aus Erfurt erhalten. Adieu, liebe, gute Seele. Dein alter Helmuth.

Kösen, den 7. September, Donnerstag abend.

Du gutes, liebes, kleines Frauchen. Da sitz' ich nun im „mutigen Ritter“, wo wir vor fünfviertel Jahren gerade auch waren, diesmal aber allein, und zwar gerade über dem Thorweg, wo der besagte Ritter auf einem wilden Roß oder tollen Hund einherreitet.

So eine Abreise ist ein abscheuliches Geschäft, das wirst Du letzthin auch empfunden haben. Es ist, als ob man an seinem gewohnten Aufenthalt mit tausend Fäden festgewachsen wäre, von denen notwendig einige gelöst, die andern zerrissen werden müßten. Wie man auch alles vorbereitet, wenn es so weit ist, so finden sich noch tausend Dinge, welche zu besorgen, und wenn man abgereist ist, ebenso viele, die vergessen sind. Doch auf dem Bahnhofe wird zum drittenmale geläutet, und nun ist's glücklicherweise zu allem zu spät. Wenn man nicht etwas übers Knie bricht, so kommt man in diesem Leben zu nichts. Die Tour von Berlin nach Halle kennst Du.

Ich fuhr, herzlich müde nach allem Besorgen und Rennen, um Mittag von Berlin fort. In meinem Coupé saßen nur ein Jude nebst Frau Jüdin; ich beobachtete daher ein geistreiches Stillschweigen bis Halle, auch passirte mir unterwegs nichts Merkwürdiges, außer daß mir, als ich vor Wittenberg zum erstenmale den Kopf zum Wagen hinausstreckte, meine Mütze hinweg flog. Meine Höflichkeit, stets Chapeau bas zu sein, kam auch in Cöthen, wo man eine halbe Stunde auf dem Bahnhof warten muß, nicht unbemerkt geblieben sein. — In Halle, wo wir bald nach sieben Uhr eintrafen, fand ich Friedrich, dessen Hut ich aufsetzte, und ging nach dem Gasthof, wo ich ziemlich schlecht wohnte, aber fest schlief. Heute früh wartete ich bis neun Uhr, um zu sehen, ob die verwünschte Mütze nicht mit dem nächsten Zuge nachkäme, was ihr aber nicht eingefallen war. Ich machte einen Spaziergang nach dem Giebichenstein und dem prachtvollen, neuen Rathhause. Dann fuhr ich ab. So rasch wie mit dem Hengst, geht es mit dem Schimmel nicht. Er war ziemlich angegriffen und über die Maßen faul. Der Fuchs mußte ihn zuletzt mit fortziehen. Von Merseburg aus schlug ich einen Feldweg ein, welcher, ohne Weißenfels zu berühren, eine Meile näher nach Naumburg führt und ebenso gut und besser als Chaussee ist. Man passirt die Saale dort auf einer Fähre. Dann ging es durch das schöne Thal mit hohen, bewaldeten Wänden über Schulpforta hierher nach Kösen, wo ich um drei Uhr eintraf. Das Wetter war köstlich, nicht zu warm und nicht zu kalt, wie denn überhaupt der September der schönste Monat von allen zwölf Geschwistern ist. Gleich nach der Ankunft nahm ich ein köstliches Wellenbad. Erst ließ ich mich mit Sole tüchtig beregnen, dann ging ich in den Strudel, welcher so stark ist, daß man sich mit beiden Händen kaum halten kann. Ich konnte mich gar nicht davon trennen und blieb sehr lange im Wasser. Dann aß ich mein Mittagbrot und ging gleich wieder hinaus. Ich weiß nicht, warum ich Dich das vorige Jahr auf das untere Gradirhaus geführt. Das obere liegt sehr viel höher, und man hat von dort eine prachtvolle Aussicht. Es ist an fünfhundert Schritte lang und siebenzig bis achtzig Fuß hoch. Dieselben Räder, welche die Wellenbäder in Bewegung setzen, heben die Salzsole durch ein System von Pumpen sechshundert Fuß tief aus dem Schoß der Erde empor und treiben sie noch etwa zweihundert Fuß auf den oberen First des Gradirhauses hinauf. Von hier träufelt sie tropfenweise von Zweig zu Zweig wieder herab. Die Sole zeigt an dem eingetauchten Meßinstrument, sowie sie oben ankommt, sechs Grad. Während des langsamen Falles entführt der Wind eine Menge Wasserteilchen, während das Salz von der Luft nicht absorbirt wird, und nachdem die Sole abermals hinaufgepumpt und so viermal bei ziemlich scharfem, trockenem Winde die Dornenbüsche passirt hat, zeigt das Instrument nur noch zweieinhalb Grad. Der Rest des Wassers wird dann bekanntlich durch Sieden entfernt, und das Salz bleibt kristallisirt im Kessel zurück.

Jährlich gewinnt man in Kösen allein 14000 Last, jede Last zu zehn Tonnen à 208 Pfund, was nahe bei drei Millionen Pfund Salz ausmacht. Nun kann man, wie Du am besten weißt, mit einem Pfund manche Suppe salzen (zuweilen auch versalzen). Die Tonne kostet sieben Thaler, und ich wollte nur, da der Bruttoertrag 100000 Pfund ist, wir hätten dies bißchen Salz nur ein Jahr lang.

Ich habe einen Dornzweig abgepflückt, welcher fast fingerdick mit Salz inkrustirt ist. Dies ist aber schlechtes Salz, und die Dornenbüsche müssen dann bald erneuert werden. Merkwürdig ist, daß die Lagen von Dornbüschen auf der Westseite nur sechs, auf der Ostseite zehn Jahre aushalten. Der Grund ist, weil immer nur auf der Windseite Sole herabgelassen wird und hier die Westwinde die vorherrschenden sind. Die Westseite wird daher so viel früher mit Kruste bedeckt und unbrauchbar.

Von dem Gradirhause schlenderte ich durch schönen Wald den Ruinen der alten Burg Rudolfsburg zu. Diese alten Burgtrümmer haben einen eigentümlichen Reiz, indem sie uns eine völlig vergangene Zeit und Zustände vors Auge führen, welche mit den unsrigen gar nicht mehr zu vergleichen sind.

Uhland sagt:

Wand'rer, wohl ziemt es dir, zu schlafen unter Ruinen,
Schöner baust du sie wohl träumend dir auf.

Gewiß ist, daß unsere erlauchten Vorfahren in ihren Schlössern weit weniger comfortable logirten als wir auf dem Potsdamer Platz Nr. 1. Mit einem großen Aufwand von Mauern, Türmen, Zinnen und Brücken schützten sie einige enge, finstere Gemächer, und nur die Aussichten waren viel schöner als die unserer Häuser. Sollten nicht vielleicht nach tausend Jahren unsere Urenkel ebenso erstaunt auf unsere großen Festungen blicken und nicht begreifen können, wie man die Bewohner einer ganzen Stadt so eng und unheimlich einpferchen konnte, bloß um sie gegen die rohe Gewalt von außen her zu schirmen, die dann vielleicht ebenso gebrochen sein wird, wie jetzt die Lanze des Raubritters.

In solchen Gedanken schlenderte ich umher, bis die Sonne unter- und der Vollmond aufging. Es ist ein köstlicher, warmer Abend. Die vielen kleinen Winzerhäuser schimmern mit weißen Mauern von der gegenüberliegenden Bergwand klar herüber. Die endlose Balkenreihe des Saugewerkes ächzt einförmig unter den Fenstern, und die Saale braust über das Wehr. Ich will nun noch einen kurzen Gang ins Freie machen und dann die müden Glieder ruhn. Gute Nacht, Du liebes Herz, mit dem Gedanken an Dich werde ich einschlafen.

Erfurt, den 10. September. Vorgestern früh um halb sieben Uhr ließ ich Friedrich mit dem Wagen die steile Straße vom Thalrand von Kösen vorausfahren, ritt den Schimmel noch erst nach der Schmiede, weil er ein Eisen verloren hatte, und holte den Wagen dann bei Eckardsberge ein. Es ist eine schlimme Straße, und das ewige Bergklettern und steile Herabfahren hatte den Schimmel so müde gemacht, daß ich in Weimar zu Mittag blieb im russischen Hofe. Die Sonne brannte, und erst gegen Abend wurde es kühler. Ich erreichte Erfurt um fünf Uhr und stieg in einem Gasthof auf dem Anger dicht bei der Post ab. Ich habe hier einen guten Stall und zwei leidliche Zimmer, in denen ich nun 14 Tage bleibe. Gestern machte ich meine Meldungen ab. Erfurt ist unglaublich weitläufig; das macht, es war früher eine freie Reichsstadt von 70000 Einwohnern und hat jetzt nur 27000. Es liegen große, ausgedehnte Gärten innerhalb der Mauern, wo man nicht ahnt, daß man sich in einer Festung befindet, in welcher gewöhnlich der Raum so überaus beengt ist.

Du glaubst gar nicht, was für hübsche Partien hier um Erfurt sind. Gestern nachmittag ging ich mit Major Reuß und Frau nach dem Steiger zum Kaffee. Wir wanderten zwischen lauter Gärten innerhalb der Stadt auf dem Dalbergs Wege hin. Die Dalbergs sind ein berühmtes deutsches Geschlecht und hatten bei der Kaiserkrönung in Frankfurt, ich weiß nicht mehr, welche Funktion. Es wurde von dem Herold jedesmal laut gerufen: „Ist kein Dalberg mehr?“ Denn so lange Einer war, durfte kein anderer diese Auszeichnung genießen. Jetzt ist kein Dalberg, aber freilich auch kein römischer König und Kaiser mehr. Der letzte Dalberg war Koadjutor und Erzbischof von Mainz, und Erfurt gehörte zum Erzstift. Von diesem Dalberg rührt der hübsche Weg her. Durch eine kleine Ausfallspforte gelangt man ins Freie, oder vielmehr ins goldne Land Gosen, nämlich ein Thal, welches in vielen Silberfäden durch das rauschende Wasser des treuen Brunnens durchzogen und befruchtet wird. Auf den hohen Beeten gedeihen die köstlichsten Küchengewächse, welche von hier bis Berlin und Frankfurt a. M. gehen, in den Furchen wuchert die berühmte Brunnenkresse, und über der Ernte, welche zweimal des Jahres gedeiht, reift eine neue von Obst aller Art. Ueberall rauscht das Wasser, und dies Thal des treuen Brunnens erinnerte mich lebhaft an die Lombardei und an einzelne Gegenden Kleinasiens. Dahinter erhebt sich die bewaldete Bergwand des Steigers mit hübschen Anlagen, welche sich bis zu dem schön gelegenen Dorfe Hochheim hinziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este.

(Hierzu das Bild Seite 417.)

Der älteste Sohn des Erzherzogs Karl Ludwig, aus seiner zweiten Ehe mit einer Prinzessin aus dem Hause Bourbon, — die erste Ehe mit einer sächsischen Prinzessin blieb kinderlos — ist der zur Zeit im 29. Lebensjahre stehende Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este. Solange Erzherzog Kronprinz Rudolf am Leben war, beschäftigte sich die Oeffentlichkeit, wie dies zumeist bei dem Throne ferner stehenden Prinzen der Fall ist, weniger mit Erzherzog Franz Ferdinand. Jenes erschütternde Ereignis aber, dem der einzige Kaisersohn zum Opfer fiel, veränderte die Sachlage mit einemmale. Dem Kaiser Franz Josef wäre dessen nächstältester Bruder, Erzherzog Karl Ludwig und diesem natürlich sein ältester Sohn auf dem Thron zu folgen berufen. Es liegt also nahe, daß sich dem Erzherzog Franz Ferdinand als dereinstigem Kaiser und König in Oesterreich-Ungarn das allgemeine Interesse zugewendet hat, trotzdem er eigentlich recht wenig noch in die Oeffentlichkeit getreten ist. Der engere Kreis aber, welcher Gelegenheit hatte, den soeben in das volle Mannesalter tretenden Prinzen kennen zu lernen, hat über denselben eine Ansicht. Wie Erzherzog Franz Ferdinand in seiner äußeren Erscheinung lebhaft an seinen kaiserlichen Oheim erinnert, so besitzt er auch das ritterliche Wesen und die vornehme Art und Weise desselben. Ein liebenswürdiger Gesellschafter, zeigt der Erzherzog doch wenig von der Lebhaftigkeit der Jugend; er ist heiteren Temperaments, bewahrt aber doch einen gewissen Gleichmut selbst in fröhlicher Gesellschaft. Daß er große Beobachtungs- und schnelle Fassungsgabe besitzt, hat er in seinem soldatischen Beruf oft genug gezeigt. Zur Zeit Oberst und Regimentskommandant beim 9. Husaren-Regiment in Oedenburg — nachdem er Major beim 102. Infanterie-Regiment in Prag, Rittmeister bei den 4. Dragonern in Enns und so weiter gewesen — war er mit den Verhältnissen in seinem Regiment in erstaunlich kurzer Zeit bis in die kleinsten Details vertraut, wie er überhaupt in seinem Dienst als Muster eines befähigten Offiziers gelten konnte. Wie leicht der Herzog lernt, zeigt sein Studium der nicht weniger als leichten ungarischen Sprache, die er in kaum drei Monaten schon mit Geschick zu reden vermochte. Wie alle Habsburger, so ist auch Erzherzog Franz Ferdinand ein sehr passionirter, und es sei gleich erwähnt, ein sehr guter Jäger, dessen Treffsicherheit gewiß mit der oben erwähnten Ruhe zusammenhängt. In früheren Jahren hatte der Erzherzog verschiedene Jagdreviere gepachtet, während ihm jetzt die berühmten Hochwildreviere in den Donauauen, Lobau, Orth, Eckartsau, Mannswörth und so weiter durch den Kaiser zur Verfügung gestellt wurden, in denen vordem Kronprinz Rudolf so manchen prächtigen Edelhirsch zur Strecke brachte. Außerdem hat der Erzherzog auf seinen beiden großen böhmischen Besitzungen, Konopischt und Chlumec, von denen jede über 10,000 Joch umfaßt, ganz vorzügliche Jagden. Bei seinen Gutsnachbarn in Böhmen ist der Herzog ein gern gesehener Jagdgast, und in den letzten drei Jahren machte er auch weitere Jagdreisen, so zu Kaiser Wilhelm und zum König Oskar nach der skandinavischen Halbinsel, von wo er einige mächtige Elchschaufeln als Jagdtrophäen heimbrachte. Hier wie dort hatte das sympathische Wesen des Erzherzogs demselben zahlreiche Freunde geworben. Besonders erwähnt sei übrigens noch, daß Erzherzog Franz Ferdinand ein sehr passionirter „Hahnen“-Jäger ist. Welche Ausdauer und Treffsicherheit er bei dieser mühsamen und anstrengenden Jagd besitzt, beweist wohl am besten die Thatsache, daß er gleich im ersten Jahre, in dem er beim Fürsten Starhemberg in Oberösterreich diesen Abschuß übernommen hatte, 42 Auerhähne auf die Strecke brachte. Wenige Jäger mögen eine derartige Schußliste in ihrem Jagdbuch verzeichnet haben.

J. R.

Zu rechter Zeit.

Roman von

Sophie Junghans

(Fortsetzung.)

Marie Godehus war auf ihre äußere Erscheinung so wenig eitel, wie nur irgend ein weibliches Wesen zu sein vermochte, doch war dies vielleicht weniger eine Tugend ihrer Person als ihrer Klasse. Eine kleine Putzmacherin mag sich vor dem Spiegel mit ihrer Figur, ihrem Teint brüsten; die Beamtentochter mag mit zufriedenem Seufzer die Erleichterung empfinden, durch Schönheit die Wirkung einer sorgsam der mageren Börse abgeklügelten Toilette heben zu können. In den Kreisen, in denen die Vanthorpes lebten, ist dank der Körperpflege von früh auf Teint und Figur der Frauen selbstverständlich, das heißt beides selbstverständlich vorzüglich. Und das ist die Hauptsache. Mit diesen beiden Attributen muß man, so lange man jung ist, immer gut aussehen; und demnächst ist es weit wichtiger elegant, als schön zu sein. Ja, man könnte fast sagen, daß auffallende Schönheit, als aus jenem allgemeinen vornehmen Nebel des Gedämpften, Kühlen, Passiven energisch heraustretend, nicht einmal . . . ganz chic sei! Die überläßt man den Damen jener andern Welt, bei denen sie zum Geschäft gehört, ferner der weiblichen Jugend aus dem nicht gesellschaftlichen Limbo, dem Zwischenreich, die damit — wie dann und wann eine Erzieherin und dergleichen — ihr Glück machen mag, und allenfalls den Schauspielerinnen. Fällt zum Beispiel einmal eine Dame jener Gesellschaft zu Pferde durch kühne, reizvolle Züge, durch blendende, natürliche Farben auf, so wird sie von sich sagen lassen müssen, sie sehe nach dem Zirkus aus.

Vor allem muß die ganze Erscheinung jenen unbestimmbaren Duft des diskreten Luxus, der höchsten Verfeinerung, ausstrahlen, die Toilette, der Mode weniger folgend als dieselbe begleitend und ihrer Vorschrift ganz besonders in immer neuen teuern Kleinigkeiten huldigend, wie sie sich nur die Reichsten gestatten können, hat sich in stetem Wechsel und unendlicher Neuentfaltung jedem geringsten Erfordernis der Gelegenheit, des Tages nicht nur, auch der Stunde, des Ortes, des Klimas und Wetters anzuschmiegen. Und vor allem muß sie immer so getragen werden, als wisse man nichts von ihr. Dann wird die Wirkung, die Körperlichkeit der Trägerin zum höchsten Vorteil derselben unterstützend, wenigstens auf die Männer der Gesellschaft ja wohl immer die gewünschte sein.

Und so hatte sich Marie Godehus, seit sie dies Leben lebte, im Spiegel immer hauptsächlich darauf angesehen, ob alles, was sie an sich trug jenem Kanon für die Dame der großen Welt entspreche. Und da hatte sie denn meist zufrieden sein können; sie war dieselbe in höchster Vollkommenheit. Einfacher und dabei distinguirter konnte man nicht wohl aussehen als sie mit ihrer feinen Gestalt und dem zarten, reizenden und ruhigen Gesicht.

Heute nun aber, als dies vornehm schlanke Wesen, weiß und tadellos wie eine Lilie — eine Lilie aber, die nicht Gott der Herr umsonst, sondern der Schneider Worth in Paris zu sehr hohem Preise gekleidet hatte — aus dem Spiegel ihr entgegenschaute, da blickte sie, zum erstenmale seit vielen Jahren vielleicht, nicht zunächst nach dem Taillensitz und dann mit kühler Kritik nach dem Uebrigen, Hals und Schultern, und dem Köpfchen nur, um zu sehen, ob das sanft-braune Haar nach dem eben geltenden Kanon geordnet war — nein, sie schaute ihrem Bilde geradewegs in die Augen, und hing an demselben mit einem ganz neuen, scheu-glücklichen Empfinden. Sie sah ihr Gesicht lange und aufmerksam darauf an, was wohl an demselben einem andern, ihm, jenem einen, gefalle. Denn daß es diesmal ihre Person war, die den überwältigenden Eindruck gemacht hatte, abgesehen von allem, was derselben an Aeußerlichkeiten anhaftete, ihr Wesen, ihr Ganzes, wie sie sich gab, Körper und Seele zusammen, das wußte sie, wie man in seiner letzten Stunde etwas wissen mag, nicht mehr beirrt durch den Trug des Lebens; das hatte sie zu deutlich gelesen in jenes Mannes heißen, ernsten Augen!

Und, seltsam zu sagen, sie seufzte jetzt wie mit Liebe, mit Mitleid zu ihrem aus dem Dunkel herausleuchtenden Bilde hinüber. Da war ein sanftes, holdes Antlitz, eine reine Stirn, die das von den glänzenden Schläfen zurückgestrichene schattenbraune Haar frei ließ; da waren ein paar herrliche, durchsichtige, dunkelklare und jetzt, ach, so sehnsüchtige Augen! War es ein so großes Wunder — sie sagte sich das selber, wie man über etwas Fremdes denkt — wenn diese Augen, welche verrieten, daß sie den Männerwert in ihm erkannten, ihn entzündet hatten? Wo war hier jetzt etwas zu lesen von kühler Ablehnung, von bewußtem und beherrschtem Wägen, vom Messen der Entfernung zwischen ihm und ihr? Nirgends, nirgends! Marie sah da, sich gegenüber, in dem verschwiegenen Gemache, ein Weib nur, welches er schon verdiente, indem er es so überschwenglich schätzte; das aber auch auf ihn ein Anrecht besaß, weil es den Funken aus der, wie sie wohl ahnte, spröden Brust allein gelockt, weil es vor allen ihn gerührt hatte!

Jetzt läutete die Eßglocke lang anhaltend durch das Haus. Marie war bei dem ersten Tone sehr gegen ihre Gewohnheit leicht zusammengefahren. Rief sie derselbe doch zu einem Zusammensein mit ihm, zu einer der Stunden noch, die sie zu Rate halten mußte, denn es würden ihrer nicht viele mehr sein. Und mit dem Aufenthalte hier auf Almrod mußte ja, das wußte sie nach wie vor, dagegen lehnte sie sich nicht auf, mußte auch „dies“ ein Ende nehmen.

Als die einzigen Damen unter so vielen Männern waren Fräulein Godehus und auch Madame, die hier gewissermaßen ein Teil von ihr war, bei ihrem Eintritt in das Eßzimmer natürlich sofort umringt und in Anspruch genommen. Herr René Saint-Onge war, mit der Sicherheit des Berechtigten, alsbald bei der jungen Dame, um den Dank für seine Sendung in Anspruch zu nehmen. Er schalt aber auf die Blumen . . . das sei diesmal nichts Besonderes, für den weiten Weg, den sie doch hergeschickt würden! Beinahe hätte er gesagt: für das viele Geld, welches sie kosteten.

„Nun, Ihre Liebenswürdigkeit bleibt dennoch die gleiche, Monsieur René,“ meinte Marie mit ihrem schleppendsten Tone und einem zerstreuten Lächeln. Er fand das natürlich auch, und nebenbei, daß diese Liebenswürdigkeit eine unzweifelhafte und ziemlich beträchtliche sei. Mit ihrem gewöhnlichen lässigen Ausdruck streiften Mariens Augen über die Gesellschaft, trafen auf ein anderes Augenpaar, welches, in einiger Entfernung von ihr, auf diese Begegnung gewartet zu haben schien, und führten jenen andern Blick nun gleichsam mit sich den Weg, den der ihre nahm, nach dem gedeckten Tische, auf welchen die junge Dame sich zugleich langsam zu bewegte. Sie legte die schlanke Hand auf die Lehne eines Stuhles und zugleich hatten ihre Augen, unwillkürlich vielleicht, einen andern Platz, dem ihren schräg gegenüber, bezeichnet. Jetzt ein allgemeines Stühlerücken, und als man nun saß, war der Platz drüben so besetzt, wie sie es sich gewünscht hatte: von Herrn Wolfgang Volmar nämlich.

Es war ein unvorbereitetes, rasches und völlig erfolgreiches Einverständnis gewesen, vermittelt durch jenen einen Blick. Wie gut er ihre Augen und jede Miene las! Und nun waren beide ganz zufrieden und saßen, wie im Lichte einer milden Sonne, vorwiegend stille da, in dem tiefen Genügen der gegenseitigen Nähe! Die Stunde, die nun dahinging, hatte sechzig Minuten und sechzigmal sechzig Augenblicke, wie jede andere, aber sie bestand für jene beiden doch nur aus denen, in welchen die Blicke sich trafen und magnetisch von einander festgehalten wurden.

Andern konnte das nicht auffallen. Ach nein; es hat ja ein jeder vorwiegend mit sich selber zu thun und ist auf die Uebrigen weit weniger aufmerksam, als diese selber meist annehmen mögen. Es liegt dies schon im Zeitgeschmack, im Geiste dieser sich überhastenden lärmenden Gegenwart, welche nur sich selber hört und deren Kindern das stille Horchen und Achten auf andere fast ganz abhanden gekommen ist. Man beobachte nur die einzelnen in einer großen Gesellschaft. Sie klingeln in jeder mit Reden wie tönende Schellen, unbekümmert um den Einklang mit den andern Schellen, der dann auch darnach ist. Jeder will erst einmal auf alle Fälle anbringen, was er — oder sie — zu sagen hat. Eine Folge der grenzenlosen Gleichgiltigkeit des einen gegen den andern, die eigentlich das Fundament des modernen geselligen Durcheinanderwogens ist.

Während man sonst nach Tische gewöhnlich noch zusammenblieb und von verschiedenen sogar Karten gespielt wurden, sprachen heute schon gegen Ende der Mahlzeit alle Anzeichen dafür, daß sich die ganze Gesellschaft sofort nach Erledigung derselben zurückziehen werde. Denn was sie hinter sich hatten, war ein anstrengender Tag gewesen, begonnen schon um fünf Uhr morgens, und größtenteils in freier Luft zugebracht.

So standen denn, als man sich erhoben hatte, die Gruppen der Herren meist nur zum Gute-Nachtsagen zusammen, und zu diesem Zwecke waren wahrscheinlich Fräulein Godehus und der junge Volmar auch auf einander zu getreten.

Zwei genügen einander hiefür, und es war sehr liebenswürdig von Madame L'Estoq, daß sie sich nicht auch noch neben der jungen Dame aufstellte, was sie doch ganz ungezwungenermaßen gekonnt hätte. Sie blieb aber vielmehr zurück, geriet sodann wie zufällig neben Baron Tony und schien diesen mit lächelnder Miene und einer Geberde mehr als mit Worten auf irgend etwas aufmerksam zu machen, wobei sein Auge mit Notwendigkeit auf jene beiden Personen fallen mußte. Dann aber, als er auffahren zu wollen schien und einen Schritt dorthin that, legte sie eine sehnige, gleichsam unausweichliche Hand auf seinen Arm und hielt ihn zurück, wobei sie ihm mit verstärkter Lippenbewegung, so daß er, was er nicht hörte, ihr vom Gesicht lesen konnte, die Worte „nicht jetzt“ zuhauchte.

Sie sollten also noch einmal Minuten lang ungestört bleiben; das Schicksal gestattete es, wenn auch vielleicht nicht in bester Absicht. Und Marie, in dem Gefühl, daß die Zeit kurz und der Ort ungünstig sei und daß sie etwas wage, hielt sich jetzt nicht mit Umschreibungen auf, sondern sagte zu Wolfgang aufschauend nur:

„Wir gehen wahrscheinlich morgen . . .“

Sie sah, wie sein Antlitz unter dem kräftigen Lufttou tief erblaßte. „Morgen schon?“ wiederholte er tonlos; „noch früher als ich dachte.“ Und dann, noch leiser: „also ist es aus? . . . Sie sind grausam, natürlich . . . aber das wußte ich vorher . . . Sie waren wenigstens immer ehrlich . . . Und trotz allem: ich danke Ihnen.“

Da kam es über sie wie ein plötzlicher Taumel. Fast feindlich brannten die sonst so sanften, stillen Augen auf und in die seinen, während sie leidenschaftlich wie nie zuvor, flüsterte:

„Sie thun immer, als seien nur Sie der, mit dem man Mitleid haben müßte. Aber ich habe keins mit Ihnen, nein, nein . . . Ich weiß jetzt, was ich nie wußte: es macht hart, wenn man selber . . .“

Sie brach plötzlich, in jähem Schrecken über das, was sie hatte sagen wollen, ab . . . „Wenn man . . . was?“ fragte er, mit kurzem Atem. Aber wie seine unterdrückte Stimme flehte und drängte — das fehlende Wort blieb unausgesprochen.

Gleichviel. Er wußte, was sie hatte sagen wollen. Und es war so unüberschwenglich viel, ein so überwältigendes Zugeständnis (dies halbe Bekenntnis, daß auch sie leide nämlich, welches ihr der Augenblick entrissen hatte), daß er fühlte, wie nun weiter nichts zu sagen blieb. Sie trennten sich mit einem flüchtigen Berühren der Hände nur, bei dem ihre Finger fühllos schienen, als sie von den seinen, die es nicht wagten, sie fester zu halten, sekundenlang umschlossen wurden.

Als sie sich von einander wandten, für heute abend — und, wenn die Vernunft noch etwas vermochte, für immer! — da sah Marie, daß sie wieder von der L'Estoq beobachtet worden waren und auch von Baron Tony, wenn man bei ihm mit den groben Sinnen von einer Beobachtung anderer sprechen konnte. Aber es kümmerte sie nicht groß . . . ihre eigene innere Verfassung war ihr eine viel bessere Bürgschaft dafür, daß jene Gefahr nun hinter ihr liege, als die augenscheinliche Wachsamkeit der Französin. Denn wie hätte sie das Vorgefühl einer

solchen Oede empfinden können, wenn nicht in der Gewißheit, es sei aus, müsse aus sein mit demjenigen, was fortzusetzen in ihrer jetzigen Existenz allerdings eine Undenkbarkeit, ja gleichbedeutend mit dem Aufhören derselben war.

XXI.

Als Wolfgang am nächsten Morgen von einem Ritt über die Felder zurückkehrte, fand er das Haus wie ausgestorben; die Gesellschaft war, vollzählig, wie es schien, auf das nächstbenachbarte Gut gefahren, der Einladung des Besitzers folgend, der gestern mit auf der Jagd gewesen war und bei der Gelegenheit vorgeschlagen hatte, daß man seinen nicht unbedeutenden Stall besichtigen möge.

Auf dem Flur des ersten Stockes, als der Administrator zu seinen Zimmern hinauf wollte, rief ihn die Brandes an: „Es ist unten für Sie mit gedeckt, Herr Volmar. Die Dame läßt bitten, Sie möchten doch, da sie ganz allein sei, mit ihr frühstücken!“

Die Dame? . . . Fräulein Brandes war schon wieder fort, die Treppe hinunter, so daß er keine Frage thun konnte. Marie war allein zurückgeblieben und er würde mit ihr zu zweien am Tische sitzen, sie und er allein, als ob das, was für ihn absolutes Elysium sein würde, zugleich das Natürlichste von der Welt wäre! Und nach der beklommenen, abschiedsschwangern Scene von gestern abend! Die Sache trug die Unwahrscheinlichkeit in sich vermöge des blendenden Glückslichtes selber, welches sie ausstrahlte. Jedenfalls, so viel sagte er sich, bedeutete sie etwas anderes, als es den Anschein hätte haben können, und so zwang er sich denn zur Ruhe, und dazu, einstweilen möglichst gar nichts darüber zu denken, weder im Guten noch im Schlimmen, während er auf seiner Stube rasch seinen Anzug in Ordnung brachte.

Natürlich! sagte er sich gleich darauf beim Eintritt in das Eßzimmer, grausam enttäuscht und doch zugleich mit jener Art von grimmer Genugthuung, die man empfindet, wenn das Geschick uns wieder einmal ganz so elend mitspielt, wie wir nach seinem bisherigen Verhalten im Ganzen ja auch hatten erwarten können und halb und halb erwartet hatten natürlich war es nur die L'Estoq, die da allein und beschaulich an dem mit zwei Couverts belegten Tische saß und eben mit Seelenruhe auf die Colonnen einer alten Zeitung blickte. Der andere Fall wäre ja etwas für diese Welt viel zu Gutes gewesen!

Jetzt schaute die Dame auf und begrüßte den Administrator des Herrn Barons mit Liebenswürdigkeit. Allzu viele Worte hatten die beiden bisher nicht mit einander gewechselt; dieselben waren, im Gegenteil, fast zu zählen gewesen. Aber die L'Estoq war so gewandt, daß sie sofort einen bequemen Ton gefunden hatte. Und ebenso unbefangen gab sich Volmar. Als ein Mann von beherrschtem Wesen hatte er es nicht schwer, sich von seiner Enttäuschung jetzt nichts merken zu lassen. Wie wäre auch diese Frau für dieselbe verantwortlich zu machen gewesen? Er hielt dafür, daß sie, als lebhafte Französin, nicht gerne stumm aß und daher lieber ihn, den sie bis dahin kaum beobachtet hatte, als gar niemand sich gegenüber am Tische hatte haben wollen, daß also dies tête-à-tête bedeutungslos und zufällig sei. Noch vor Beendigung des gemeinsamen Gabelfrühstücks aber sollte er ganz anderer Ansicht sein.

„Sie hatten also kein Verlangen, den Rennstall des Herrn Bartram zu bewundern, Madame L'Estoq?“ fragte Volmar jetzt gutmütig und nebenher, während er zugleich den gewaltigen kalten Roastbeef vor ihm geschickt in Angriff genommen hatte. „Well done oder under done?“ mit einem Lächeln diese englischen Bezeichnungen der Grade des Durchgebratenseins gleichsam zitirend, während er darauf wartete, ihr vorzulegen.

Sie war dieselben gewohnt. „Well done, bitte,“ sagte sie ebenso. „Ich habe noch den unverfälschten Geschmack des ancien régime bei uns, wissen Sie, und dieser kennt kein rohes Fleisch. Alles englisch,“ fuhr sie mit leichtem Seufzer fort. „Auch diese beständigen Strapazen in freier Luft. Man wird aber endlich müde, daher habe ich mich die letzten Tage etwas zurückgehalten. — Ist es nicht fabelhaft, was sie sich alles zumutet, unsere liebe Gesellschaft? Sie entwickelt die Ausdauer von Indianern. Und dabei setzen Sie aber einmal“ — mit leisem Lachen — „einen dieser Herren, wenigstens der jüngern, hinter einen Geschäftsbrief, der ihn eine Stunde kosten würde . . . der Arme wird der ungewohnten Anstrengung erliegen! Eine Woche lang alle Tage einen Geschäftsbrief, oder, Schrecken der Schrecken, eine Revision einiger Geschäftsbücher des Papa, und er wäre reif für eine Anstalt für Nervenkranke! Das Denken vertragen sie alle nicht mehr, das überlassen sie uns“ — mit leichter Handbewegung ihren Tischgenossen und sich bezeichnend — „ihren Clienten, die es für sie thun und dabei von der Millionenatmosphäre satt werden dürfen.“

Er lachte, noch ziemlich arglos. „Dies hier, dächte ich, wäre aber eine Verdichtung dieser Atmosphäre unter recht bekömmlicher Form,“ sagte er, mit dem großen Tranchirmesser, welches er eben hatte niederlegen wollen, die gewaltige Masse des Rinderbratens berührend, die für ein kräftiges und dabei zivilisirtes Eßvermögen einen höchst anziehenden Anblick bot mit der hellblonden, leicht knusperigen Kruste, dem zarten, allerdings teilweise blutgetränkten Fleische und dem appetitlich weißen Fett. Dennoch verzog Madame leicht den Mund. „Kaltes Roastbeef, Kartoffeln, scharfe Pickles, Porter und holländischer Käse,“ sagte sie, dergestalt alles dasjenige, was den Frühstückstisch besetzte, herzählend; „Sie werden mir zugeben, daß man, um der Sache gewachsen zu sein, eigentlich schon ein paar Stunden im Sattel oder auf dem Kutschbock zugebracht haben müßte.“

„Nun, das eine stimmt wenigstens bei mir,“ meinte er darauf, sich nicht eben zimperlich versorgend. Sie beobachtete ihn, und wenn auch vielleicht zweifelhafte Tischmanieren an ihm nicht mit Notwendigkeit auf einen Menschen untergeordneter Art hingewiesen hätten, so sprach doch das Gegenteil, in dem Grade, wie es hier stattfand, eine sehr beredte Sprache zu seinen Gunsten. Eine solch unbefangene und vollendete Beherrschung der verfeinerten Form konnte nur zeigen, wer von Kind auf von solchen, denen dieselbe ebenfalls in Fleisch und Blut übergegangen, umgeben gewesen war, ein Abkömmling einer guten Familie, ein Gentleman eben.

Denn Madame, mochte ihre eigene Abkunft gewesen sein, welche sie wollte, hatte sich nun schon zu lange in der großen Welt bewegt, um nicht das Rechte vom Unächten denn doch sondern zu können, besaß auch ein von Natur scharfes Unterscheidungsvermögen. Nun, sie erfuhr eben nichts Neues durch jene Ueberzeugung in Betreff des Herrn Wolfgang Volmar, aber auch nichts, was auf ihre Absichten ändernd hätte einwirken können.

In dem Tone, in welchem sie begonnen hatte, fuhr sie übrigens fort, von den Vanthorpes und ihresgleichen als eine Außenstehende zu sprechen, und zwar zu ihrem dermaligen Tischgefährten als zu einer Person, welche sich mit ihr etwa in gleichem Fall befinde; so daß sie dergestalt mit großem Geschick eine Art Kameraderie zwischen ihnen beiden aufrichtete, ob es ihm nun behagte oder nicht.

Ihre kleinen geistreichen Ausfälle gegen die ganze Klasse, deren Brot sie nun schon so lange aß, die der Geldaristokratie nämlich, hörte dieser Herr Volmar übrigens mit einer lächelnden Ruhe und parteilosen Würdigung des Witzes in denselben an, die sie nachgerade ein wenig ärgerte. Offenbar hielt er sie, Madame L'Estoq, auch zunächst nur für amüsant, wie man das ja gewöhnlich that. Sie sah ihm einmal wieder — und zwar auch jetzt keineswegs ohne Wohlgefallen — in das hübsche Antlitz, dachte aber dabei: nun warte, Du sollst bald ein anderes Gesicht machen!

„Sie wundern sich vielleicht,“ sagte sie kurz darauf, „daß ich mir eine so kühle Anschauung der Leute, von welchen wir, Sie ja auch, so gut wie ich, doch nun einmal abhängen, bewahrt habe. Que voulez-vous? Dadurch räche ich mich gewissermaßen für die Sklavenfesseln, in welche das Wohlleben mich, wie ich selber wohl fühle, geschlagen hat. Ich brauchte ja kein Anhängsel eines Geldbarons durchaus keiner von den schlimmsten übrigens, unser cher vieux Vanthorpe — zu sein . . . ich könnte unabhängig für mich leben von der winzigen Rente, die meine in diesen Jahren gemachten Ersparnisse abwerfen. Winzig ist sie, aber für einen petit ménage, auch wohl für einen Papagei und eine Angorakatze als Gesellschafter reichte sie doch aus. Ich sagte, ich könnte . . . nein, das ist falsch . . . ich könnte eben nicht mehr, ich hielte es nicht aus. Ich bin dafür verdorben . . . ich kann dies Leben der Reichen mit seinem beständigen Wechsel, seinem lebhaften Pulsschlage, nicht mehr entbehren! Ich sagte es schon früher zu Marien, als wir uns unsere Lage einmal ein wenig klar machten . . .“

„Wir“ . . . „uns“! war es möglich, daß sie sich und jene junge Dame mit demselben Fürworte umfaßte! Einstweilen glaubte Wolfgang noch, falsch verstanden zu haben. Der Französin aber war ein leichter Wechsel auf seinen bisher so unbeteiligten Zügen nicht entgangen; sie konnte um so behaglicher fortfahren:

„Nein, das ist es . . . hat man diese Existenz eine Reihe von Jahren hindurch mit geführt, so weiß man denn doch, daß es eigentlich die einzige ist, die sich der Mühe verlohnt, und freiwillig giebt man sie nicht mehr auf. Und man findet sich verhältnismäßig so leicht hinein . . . wie hat sich unsere Kleine hineingefunden! Ist sie nicht perfekt? In seltener Weise an ihrem Platze? Würde sie irgend jemand für etwas anderes, als für eine geborene große Dame halten?“

So geschickt Madame manövrirt hatte, ihren Gefährten zu überrumpeln, zu einem unbewachten Worte zu verleiten, war ihr doch nicht gelungen. Er hatte sich schon wieder gefaßt, ehe er sprach, wenn es ihm auch eben nicht viel anders zu Mute gewesen war, als habe er einen Schlag ins Gesicht erhalten.

„Sie scheinen zu vergessen, daß ich die Verhältnisse gar nicht kenne, welche Sie da eben berühren,“ sagte er kalt.

„Nicht?“ entfuhr es ihr. „Nun, daß unsere liebe, verwöhnte Marie nur eine Pflegetochter des Hauses, nicht einmal eine Adoptivtochter ist, wissen Sie natürlich; das sagt ja schon der Name, wenn man weiß, daß die Baronin Ludovike früher nicht verheiratet war.“

„Wenn man dies weiß, allerdings,“ sagte Herr Volmar steif. Sie lächelte ein wenig. Wie beherrscht und vorsichtig dieser Mann war! Beides Eigenheiten, die sie sympathisch berührten. Sie glaubte ihn jetzt zu durchschauen. Er wollte sie, ohne sein angelegentliches Interesse an der Sache auch nur durch eine Miene zu verraten, ruhig ausreden lassen, um so Klarheit über Verhältnisse zu erlangen, über die er für sein Leben gern Genaues und Zuverlässiges erfahren würde. Nun, das sollte er. Madame lehnte sich gemächlich in ihrem Stuhle zurück, legte die Arme leicht über der festen, gut korsettirten Taille über einander und fuhr unbefangen fort:

„Die Sache ist ja einfach genug, mit wenigen Worten gesagt, und das Verhältnis doch auch wieder nicht so ganz leicht völlig begreiflich zu machen . . . vielleicht überhaupt nicht für denjenigen, der den beteiligten Personen nicht Jahre und Jahre hindurch nahe gestanden hat. Denn daß ein sehr reicher Mann die Tochter seines ersten Spielkameraden, der ihm nachher, als eine Art untergeordneter Freund und sein Angestellter verbunden geblieben war, als Waise bei sich aufnimmt, nachdem der Vater sich im Interesse des reichen Freundes, das heißt im Interesse des Geschäfts desselben, seine Krankheit und den Tod geholt hat, das erzählt sich ja rasch, nicht wahr? Wenn der Wohlthäter — wie komisch das Wort klingt! nach unsern moralischen Schullesebüchern, finden Sie nicht? — wenn dieser aber ein Baron Vanthorpe ist, der niemals eines andern Sterblichen Behagen als das seine in allen seinen Handlungen zu Rate zu ziehen pflegt, der sonst nie — nirgends und in keinem Falle, auch nur die leiseste Anwandlung von Großmut verrät, sondern der nüchterne Verstand selber ist, und wenn man nun wieder sieht, wie er die Waise von jeher gehalten hat, wie sie überschüttet wird mit allen den Vorteilen, welche die wirkliche Tochter eines solchen Mannes nur haben könnte, dann wundert man sich doch. Und dafern man romantisch beanlagt ist, sucht man vielleicht nach tiefer liegenden, etwa in zarten Beziehungen der Vergangenheit wurzelnden Beweggründen, oder verfällt darauf, der Baron müsse meinen, er habe sonst irgend etwas gut zu machen.

Google

Aber da würde man sich völlig irren! Das ganze merkwürdige Verhältnis beruht, wenn ich mich so ausdrücken darf, auf Zufall und Bequemlichkeit. Der Zufall ist der, daß die Veranlagung der Kleinen, dieses gelassene, indifferente, vornehm farblose Wesen, sie zu der Prinzessinnenrolle, die sie hier als Tochter eines solchen Hauses zu spielen hat, so ungemein geeignet macht. Und die Bequemlichkeit besteht darin, — für die Vanthorpes — eben eine solche sogenannte Tochter zu haben. Das gibt doch noch mancherlei Beziehungen mehr zur Gesellschaft, die angenehm sind. Es macht eine Familie interessanter, wenn zu ihren Gliedern eine elegante junge Dame gehört, der von den Männern gehuldigt wird. Und die das mit solcher Ruhe und Selbstverständlichkeit hinnimmt, wie Marie! Mit eben der Ruhe, mit der sie die Unsummen ausgibt — oder an die Kasse Papas weist — die heutzutage zum Toilettemachen — zu dem, was diesen Namen verdient — gehören. Das Mädchen ist einzig . . .“ hier lachte Madame wieder kurz . . . „ich bin, wie Sie vielleicht wissen, jahrelang in den Häusern erster Finanzgrößen von Frankreich gewesen; aber keine von ihren Damen, die so en grande dame — so ohne jegliche Ostentation, depensirt hätte, wie diese kleine deutsche Marie!“

Madame hatte jetzt eine geraume Zeit lang allein geredet, aber ihr Zuhörer merkte kaum, daß er nicht mitsprach, so sehr war er, eigentlich gegen seinen Willen, bei der Sache. Und sie las ihm diese unwillkürliche Teilnahme so vom Gesichte ab, daß sie ihn dadurch, selbst während er stumm blieb, ins Gespräch zu ziehen schien.

Als sie jetzt einmal eine Pause machte, reichte er ihr den frischen Teller und schob ihr mit einigen Worten den Nachtisch zur Hand.

„Sie sind sehr liebenswürdig,“ meinte sie, und bediente sich. Und dann lehnte sie sich gegen den Tisch und etwas näher zu ihm hinüber und fuhr in einem gewissen vertraulichen Tone fort:

„Und, wissen Sie, bei dem allem ist doch von seiten der Vanthorpes wieder die großartige Rücksichtslosigkeit der sehr Reichen im Spiele. Und gerade gegen die dergestalt verwöhnte Kleine selber! Der Luxus, dessen sie genießt, ist ja doch nur eine Pflanze ohne Wurzel, die zum Beispiel mit einem raschen Tode des Barons sofort absterben würde. Bis jetzt hat er wenigstens nie daran gedacht, testamentarisch für sie zu verfügen, das weiß ich. Umhuldigt, wie sie ist — wer ist sie? Niemand. Was hat sie? Nichts . . .“

Hier machte Volmar eine Bewegung, als wollte er unterbrechen. Sie sah ruhig lächelnd und aufmerksam zu ihm hinüber.

„Meinen Sie, ich sagte zu viel?“

„Ja, Madame, da Sie zu einem Fremden sprechen. Das sind vertrauliche Mitteilungen, auf welche ich mich keines Anrechts rühmen kann. Ich möchte bitten . . .“

„Daß ich das weitere für mich behalte. Nun, Sie haben bis jetzt recht ruhig zugehört,“ bemerkte Madame ungerührt. „Uebrigens ergibt sich ja die Schlußfolgerung von selbst: daß Fräulein Marie Godehus als Partie eigentlich nicht zu rechnen ist. Und eine Thorheit ihretwegen zu machen, hat sich bis jetzt keiner aus dieser jeunesse bemüßigt gefunden, wie Sie sehen. Marie, die glücklicherweise sehr kühl empfindet, hat dergleichen auch noch nicht vermißt. Sie ist wirklich bevorzugt, durch ihr Naturell ganz besonders . . . Denn vermöge desselben wird es ihr aller Wahrscheinlichkeit nach sogar erspart bleiben, von der Bodenlosigkeit ihrer Stellung in der Welt und zu dem Hause Vanthorpe jemals die thatsächliche Erfahrung zu machen. Sie wird unmerklich, möchte ich sagen, aus dem Stadium der bloßen Nutznießung in das des wirklichen legitimen Besitzes der Millionen hinübergleiten . . . Geben Sie acht: dieser interessante Wechsel wird eines schönen Tages vollendete Thatsache sein und wird sie innerlich nichts gekostet haben, nicht so viel . . .“ Dabei schnippte Madame mit den Fingern. Zugleich aber streifte sie mit dem Blick das Gesicht ihres Tischnachbarn und sah, daß er sie verstanden hatte. Sein Auge traf das ihre und ein kaltes Licht der Verachtung funkelte ihr daraus entgegen. „Nun, lassen wir diesen Fall einstweilen außer Betracht,“ fügte sie rascher hinzu, als sie gewollt hatte.

„Ja, lassen wir ihn außer Betracht, wie er auch außerhalb aller Möglichkeit liegen sollte,“ sagte er herb und nachdrücklich. Zugleich war er aufgesprungen und verbeugte sich, dabei die Lehne seines Stuhles packend mit einer Faust, an der allein schon die innere Erregung zu merken gewesen wäre, so griff sie zu. „Ich wünsche gesegnete Mahlzeit.“

Madame dankte mit lächelnd verzogenem Munde. Er war hinaus und nun holte sie Luft, etwa, als habe ihr eben ein heftiger Wind den Atem versetzt. Merkwürdig, geradezu physisch fühlbar war die Gewalt, die eben von der stummen, inneren Entrüstung dieses Mannes ausgegangen war! Ihr war das gar keine unangenehme Empfindung . . . sie fühlte zuweilen ganz gern einmal etwas, wirklich, bis ins Mark (und selten genug kam es bei ihr vor!) und wenn es auch eine Art Schrecken gewesen wäre.

Ungehalten auf diesen jungen Herrn war sie durchaus nicht, dafür, daß er sie aus den hübschen, stahlharten, deutschen Augen so verächtlich angeblitzt hatte, ganz im Gegenteil! Und sie war überzeugt, daß sie ihm da eben einen vortrefflichen Dienst geleistet hatte. Auf Dank für dergleichen war freilich nicht zu rechnen, das wußte sie. Träumer, wenn man sie weckt und sie ihrem leeren Scheingenusse entreißt, danken einem auch nicht.

Gleichviel . . . sie hatte, was sie so gerne that, auch hier wieder einmal Klarheit in eine Situation gebracht und konnte mit ihrem Werke der letzten halben Stunde zufrieden sein!

Wolfgang aber, in seinem Zimmer oben, stöhnte wie ein verwundeter Hirsch. Kann man lieben und verachten zugleich? Es scheint fast so. Dieses holde Geschöpf, nach welchem seine ganze Natur, erst jetzt zur Glut geweckt, lechzend, dürstend verlangte, was war es, wenn es sich um den Preis der Millionen so unsäglich schnöde verkaufte . . . sich erniedrigte zu einer Tiefe, für welche die Sprache kaum Worte hatte . . . sich zum Verbrechen gegen die heilige Natur selber mißbrauchen ließ? Nicht eines Gedankens wert . . . sagte die Vernunft. Und doch . . . und doch . . .!

Als der Administrator spät abends — spät wenigstens für die ländliche Auffassung — und totmüde ins Haus zurückkehrte, absichtlich erst dann, da es in demselben schon stille war, da hatte er eines wenigstens fertig gebracht. Eben jene körperliche Erschöpfung — er hatte ein paar Pferde müde geritten heute; er war dann noch stundenlang auf den Füßen gewesen; seit dem Vormittage hatte er sich keinen Augenblick physische Ruhe gegönnt.

Und so hatte er es denn erreicht, daß die schweren Glieder auch ein schweres, zum Denken kaum noch fähiges Gehirn trugen. Alles in ihm schien, Gott sei Dank, stumpf und matt; das Verlangen, der Schmerz selber. Vor allem aber auch die Entrüstung. Er sagte sich, daß er keine Kraft mehr dazu besitze; die Woge in ihm reichte nicht mehr an jene Höhe. Er dachte noch mit Qual an Marien — dumpf, wie er überhaupt jetzt nur zu denken vermochte — und mit Ekel an ihre Verheiratung mit dem Schwachsinnigen, aber er entschuldigte sie. Es schien ihm jetzt, wenn er sie sich in allem, was er von ihr gesehen und gehört hatte, vergegenwärtigte, als ob sie mit ihrem Empfinden in halber Helle nur, in einer Art Mondnacht, dahinlebe. So würde sie gar nicht wissen, was sie that, wenn sie ihr holdes Selbst dahingab als Preis für Dinge, die ihr selbstverständlich schienen. Sie würde vielmehr wahrscheinlich gar nichts Einschneidendes thun, sondern nur fortzusetzen glauben, was sie bisher gewöhnt gewesen war.

So sprachen in ihm die Stimmen zu ihren Gunsten, und er hörte ihnen gleichsam zu, schmerzlich gerne; warum hätte er sie zum Schweigen bringen sollen? Für unerreichbar hatte er Marien immer gehalten, seit er, mit einer Art Staunen, gewahrte, wie sie eine Leidenschaft in ihm entzündete und nach und nach sein ganzes Wesen einnahm und ausfüllte.

Als er am andern Morgen mit wachem Bewußtsein sofort wieder zu der Scene von gestern früh zurückkehrte, da fand er, als nunmehr unterscheidbaren Niederschlag derselben in sich eine Empfindung vor, die der Erleichterung sehr ähnlich sah. Mit welchem Teil der Eröffnungen von Madame L'Estoq aber konnte diese zusammenhängen? Sonderbar zu sagen: der Herr Administrator, als er, sich ankleidend, in seinem einfachen Zimmer auf und ab schritt, atmete unwillkürlich auf, während ihm eine seiner Erinnerungen an das gestern Vernommene jetzt wieder klar wurde. Und zwar betraf dieselbe den Haupttrumpf der Französin: ihre Worte von dem losen Zusammenhange, in welchem Marie Godehus mit den Vanthorpeschen Millionen stand. Gott sei Dank, eine Erbin also war sie wenigstens nicht!

Ließ demnach das denkwürdige Frühstück mit Madame L'Estoq, nachdem er eine Zeit lang sozusagen daran gewürgt hatte, die Dinge bei Wolfgang dennoch so ziemlich da, wo sie waren, in seinem Innern wenigstens, so hatte dasselbe doch eine äußerliche Folge. Es war die, daß er sich auch an diesem Tage von der Gesellschaft so viel wie irgend möglich fern hielt.

Ob es der letzte Tag sein würde, an welchem der Schwarm Hof Almrod besetzt hielt, das blieb den ganzen Vormittag hindurch unentschieden. Depeschen kamen und gingen; die alten Herren „sprachen“ mit ihren Comptoiren und mit den großen Börsenplätzen; die jungen suchten Fühlung an den Orten, an denen sie sich zunächst amüsiren wollten, oder sich wenigstens mit ihresgleichen zu treffen hofften: ihren Klubhotels in Paris oder London, den Jagdschlössern einiger guten Bekannten in der Normandie, oder kurzweg mit Monaco. Wolfgang Volmar ging indessen ruhig seiner Arbeit nach; nur sorgte er dafür, daß ihn diese heute dem Hause und Hofe möglichst fern hielt. Sollte Baron Vanthorpe vor der Abfahrt mit seinem Administrator noch einiges zu besprechen wünschen, so würde er ihn ja wohl zu finden wissen.

So hatte er es durchgesetzt, mit niemand von ihnen zusammenzutreffen, bis ihn nachmittags gegen fünf Uhr eine notwendige Anordnung einmal wieder in den Hof führte. Da fand er denselben voll: das Gutsfuhrwerk stand bereit; ein Wirtschaftswagen mit Koffern und Portmanteaus beladen fuhr eben ab; offenbar wollte man den Sechsuhr-Schnellzug in Kehl benutzen.

Wolfgang war leicht betroffen. Er hätte eher am Platze sein sollen! Wenn auch die Dienerschaft das alles hatte besorgen können, so war es seines Amtes gewesen, die Oberaufsicht zu führen und sich außerdem dem Baron zur Verfügung zu halten. Jetzt sah er rasch nach, ob Wagen und Pferde in Ordnung seien, da rief ihn der alte Vanthorpe an: „Zum Teufel, Volmar, wo stecken Sie denn!“ Das klang noch ziemlich gemütlich, und so war auch die Handbewegung, mit der er den Administrator neben sich winkte. „Wir haben Sie schließlich doch noch überrumpelt mit unserer Abreise, wie? Sie glaubten gar nicht mehr daran?“ meinte er.

„Verzeihen Sie, Herr Baron . . . ich habe mich allerdings drüben in Rienstein verspätet; ich hätte überlegen sollen, daß wenn Sie heute noch führen, Sie diesen Zug benutzen würden,“ sagte Volmar. Der alte Herr hörte kaum hin; er hatte die Gruppen seiner Gäste, die jetzt in den Wagen Platz nahmen, mit den Augen überflogen und meinte nun leichthin: „Na, Sie sind ja da, das ist die Hauptsache. Wissen Sie was: steigen Sie mit hier herein, da können wir die Sache wegen der Grenzregulirung mit Bartram noch einmal durchsprechen. Der Herr Nachbar ist ein Vokativus, das habe ich jetzt auch gemerkt: Ihre Ansicht ist es ja, wenn ich nicht irre, schon lange. Aber ich denke, daß wir ihn doch jetzt fest haben: er braucht uns, wegen des Wassers zu seiner Brennerei, das wir ihm abschneiden können? nicht wahr?“

Damit hatte Baron Vanthorpe in dem zweisitzigen leichten Halbverdeck Platz genommen und ließ den Administrator neben sich sitzen. (Fortsetzung folgt.)

Spruch.

Wie hielt, als auf dem Gipfel einst ich stand,
So groß ich selber mich!
Bis ich zu Thale stieg und fand:
Der Berg war groß, nicht ich.

Ferdinand Groß

die Freundin Alfieris, gönnte Isabellen Zutritt in den Palast am Lung Arno.

Zu Rom schwelgte Isabella im Anblick der plastischen Kunst. Dem damals schon hochgefeierten Venetianer Antonio Canova begegnete die schöne Enthusiastin auf klassischem Boden und machte tiefen Eindruck auf den Bildner von „Amor und Psyche“.

Doch es gab damals keine Ruhe, keinen Frieden in Europa. Bonapartes Kanonen donnerten bereits auf italienischem Gebiet. Eilig, ohne Neapel gesehen zu haben, kehrte Isabella in die Arme des treuen Giuseppe zurück, und die Verbindung wurde öffentlich in Venedig verkündigt. Die Gatten empfingen allabendlich in ihrem romantisch gelegenen Palaste bei San Polo, der zaubervollsten Behausung, die sich träumen läßt! Dort wurde in den schönen Salons über Zeitfragen, Literatur und geistreiche Probleme diskutirt. Dazwischen spielte man Pfänderspiele, auch französische Komödien von Crébillon, und auf dem kleinen Kanal unter den Balkonen sangen die Gondoliere Stanzen von Tasso.

Und dies alles während der junge Korse Bonaparte Brescia und Mantua belagerte und die cisalpinische Republik gründete. Verona allein leistete heroischen Widerstand, bevor es sich ergab.

Am 12. Mai 1797 fiel die stolze Republica di S. Marco für immer. Die Thränen des letzten Dogen waren noch nicht versiegt, als am Pfingstfeste auf dem Markusplatze der Freiheitsbaum errichtet wurde und Patrizier, Bürger, elegante Damen, Schiffer, Matrosen und so weiter herbeiströmten, um beim Schalle rauschender Musik einen tollen Reigen zu schlingen. Unter den Wildschwärmenden machte ein Paar, grotesk, als käme es direkt von der „Klassischen Walpurgisnacht“, besonderes Aufsehen: der Tänzer, eine lange, spindeldürre Gestalt in der Tracht eines Muscadin oder Incroyable, hatte ein Pavianssgesicht; die Dame, eine üppig kleine Blondine, trug das beispiellose Kostüm à la Guillotine, die Büste sonder Band und Mieder, das Haar im Nacken kurz verschnitten — vielleicht gar ein rotes Schnürchen um den Hals, um den grauenhaften Scherz zu vollenden. Diese Tänzerin war die «biondina in gondoletta» des Poeten Lamberti und hieß Maria Benzoni; bei ihr lernte Lord Byron einundzwanzig Jahre später seine letzte Liebe, Teresa Guiccioli, kennen. Der tanzende Herr war Ugo Foscolo, Verfasser des sogenannten „italienischen Werthers“, des wunderschön geschriebenen Romans „Jacopo Ortis“, — Foscolo, der in der Verbannung starb, und dessen Asche die italienische Regierung im Jahr 1871 aus London kommen und mit ungeheurem Pomp im florentinischen Pantheon Santa Croce beisetzen ließ. Vergib mir, unsterblicher Ugo! Als ich deinem von Gold und blauem Sammet strotzenden Leichenwagen folgte, mußte ich unwillkürlich deiner Entrechats und Sprünge auf dem Markusplatze gedenken und sah im Geiste die Bacchantin im Kleide à la victime neben dir . . .

Gleich nach jener Pfingstballnacht dichtete Buratti, der populäre Satiriker, seine eingreifende Ode „An Sylvia“, worin er das Unweibliche, Empörende jener Tracht geißelt. Die Schönen Venedigs gehorchten seinem Wink und entschieden sich fortan für die griechische geschlitzte Robe directoire. Trotz dieser Musen- und Nymphengewänder trugen die Damen bald eine blonde, bald eine dunkle Perücke, wie es zu Paris die wundervoll schöne Madame Tallien, genannt Notre dame de Thermidor, in Aufnahme gebracht hatte. Zu diesem mythologischen Aufputz denke man sich die enormen Kamelashüte, aus Span geflochten, und vervollständige sich somit das Bild einer Eleganten jener stürmisch bewegten Zeit!!

Dem allzu bunten, entfesselten Treiben entzog sich die taktvolle Isabella und ging nach ihrer Villa Cordagiano bei Treviso. Erst mit dem Frieden von Campo-Formio kehrte sie nach Venedig zurück und öffnete von neuem ihr Haus zahlreichen Gästen.

Mit dem neubeginnenden Säkulum (man schrieb 1800) erfüllte sich ein still genährter, großer Herzenswunsch unserer Gräfin Albrizzi: trotz ihrer vierzig Jahre gab sie einem zweiten Sohne, ihrem Liebling Giuseppino, das Leben. Ihre Reize hatten nicht das mindeste eingebüßt durch das späte Wochenbett, sondern entfalteten sich blühend und prächtig wie zuvor. Die Jahre schienen an Isabellen spurlos vorüber zu gehen wie an Ninon de Lenclos und Julie Récamier.

Während der darauffolgenden Jahre beschäftigte sich die strebsame Frau mit literarischen Versuchen. Sie hatte bereits früher „Die Verteidigung der Myrrha von Alfieri“ herausgegeben, eine Broschüre, welche manches Richtige enthält, der aber die Feinheit und der Schwung fehlt, womit fünfzig Jahre später eine Deutsche, Gisela Grimm (Bettina Arnims jüngste Tochter), denselben verfänglichen Gegenstand behandelte gelegentlich des ersten Gastspiels der Ristori in Berlin.

Als Giuseppino sieben Jahre zählte, widmete Mama Albrizzi dem Kinde den ersten Band ihrer „Porträts“. Dieses vom Büchermarkt längst verschwundene Werkchen enthält herzlich unbedeutende Essays über Pindemonte, Foscolo, Alfieri und andere. Sein Hauptreiz besteht in den meisterhaften Radirungen Denons, in den lebenswahren Profilbildern der damaligen Schöngeister und Künstler.

Der Winter 1816 führte die Kronprinzen von Bayern und Schweden nach Venedig. Gleichzeitig mit Frau von Staël und August Wilhelm Schlegel erschien Vincenzo Monti, Verfasser des von Goethe so bewunderten „Aristodemus“, in Casa Albrizzi. Monti, geboren zu Ferrara, wo sich sein Herz in silberner Urne befindet, war aus Rom herbeigeeilt, um seine Jugendliebe, die jung gebliebene Isabella, wieder zu sehen. Madame de Staël, stets auf der Jagd nach Berühmtheiten, wurde in Venedig des preisgekrönten Dichters nicht habhaft; erst in Mailand begegneten sich Poet und Schriftstellerin. Mit vielem Humor erzählte die hochbejahrte Gräfin Cicognara aus Mailand von einer Gesellschaft in ihrem Hause zu Ehren Montis und der Staël: Das Haupt der Arcadia (einer zu Rom 1690 gegründeten Gesellschaft für die schönen Künste) überreichte Corinna eine französische Uebersetzung seines „Perseus“. Corinna, im Turban, drückte das Buch an ihren hochwogenden Schwanenbusen und zog ein Bändchen von Neckers (ihres Vaters) Schriften aus der Tasche ihrer griechisch-römischen Tunika. Monti empfing die literarische Gegengabe mit feurigstem Entzücken, aber er vergaß den Necker bei Cicognaras, sie ebendaselbst den Perseus!

Das Jahr 1812 raubte Isabellen den neunzigjährigen Vater und den geliebten Gatten. Sie trauerte in tiefster Zurückgezogenheit, bis sie dem Anruf französischer Freunde folgte und mit Giuseppino auf mehrere Monate nach Paris ging. Frau von Genlis, Alexander von Humboldt, Cuvier und Talma feierten die Anwesenheit der Venetianerin, welche nur in den Kreisen der Gelehrten und Künstler frei atmete. Isabellas „Beschreibung der Bildwerke Canovas“ hatte damals wie alles, was sich auf den weltberühmten Bildhauer bezog, Effekt gemacht und wurde sogar in Frankreich viel gelesen. Diesem ephemeren Erfolg ist es zuzuschreiben, daß man die liebenswürdige Albrizzi „die Staël von Venedig“ nannte.

Zwei Jahre nachdem die verwitwete Isabella die glänzende Kaisermetropole besucht hatte, erlosch Napoleons Stern zu Fontainebleau. Selbst bei den indolenten Venetianern schlug diese welterschütternde und weltverändernde Nachricht ein wie zündend Pulver. Sympathie für den entthronten Cäsar war nirgends zu spüren; kein Heine, kein Grabbe befand sich unter den Dichtern der schönen Halbinsel. Der ganze Rialto war mit grell kolorirten Karikaturen bedeckt, auf einem Zerrbilde sah man Bonaparte in einem Kahn nach Elba fahren, am Steuerruder aber saß der Teufel mit Hörnern und Schwanz.

Indessen die Weltgeschichte, alle bangen Ahnungen und Prophezeiungen bekräftigten die schöne Inselstadt nur als vorübergehende Kuriositäten. Ehe ihre Einwohner sich's versahen, waren Ludwig XVIII. und die energische Herzogin von Angoulême aus Paris entflohen . . . die berühmten „hundert Tage“ folgten, und Franz I., Kaiser von Oesterreich, ward schließlich Herr von Venetien. Zwar wurde viel Klage laut über die Fremdherrschaft, indessen man lebte gemütlich und gesellig weiter.

Der Dezembermond des Jahres 1816 ward für Isabella denkwürdig: nicht weil sie Sternkreuzdame wurde, sondern weil Lord Byron, der viel begehrte, viel gescholtene, den Parnaß beherrschende, in Palazzo Albrizzi erschien. Bei seiner schroffen Exklusivität und seiner schrullenhaften momentanen Verliebtheit in Marianna Segati, war dies in der That ein Triumph für Isabella; ja, sie mochte dunkel fühlen, daß der Genius, der lächelnd ihre Salons betrat, ihren eigenen Namen dadurch der Unsterblichkeit sicherte.

Byron, den ein märchenhafter Nimbus umgab, kam aus der Schweiz (wo er sich schwerer vergangen hatte an einem jungfräulichen Herzen als an seiner eigenen, geschiedenen Gattin) und schrieb am 24. Dezember 1816 aus der Frezzeria an Thomas Moore über Isabella: „Die Staël von Venedig, nicht jung, aber sehr gebildet, vollkommen natürlich, gutherzig, zuvorkommend und, wie mir scheint, durchaus nicht degradirt gleich den meisten hiesigen Damen.“ Dies ist kein unbedingtes, nur ein kühles Lob. Die gute Albrizzi dagegen, obschon sie die Engländer nicht leiden mochte, äußerte sich mündlich und schriftlich in überschwenglicher Begeisterung über Byrons Persönlichkeit. Geradezu entflammt war die Benzoni, die „Sultana“ von Venedig . . ., und nun begann eine fast komische Rivalität zwischen den beiden Frauen in vorgerückten Jahren . . . Der Lord sagte später in Ravenna: „Zwei Matronen von sechzig Jahren machten mir in Venedig den Hof.“ Maria Benzoni soll noch sehr imponirend, fast blendend gewesen sein. Die Albrizzi war sechs Jahre jünger als die «biondina in gondoletta», trug noch Maßrosa, Lichtblau, Sanftgelb und Weiß und wurde immer noch zu den Schönheiten von Venedig gezählt.

Nach einem ersten dreimonatlichen Debut verließ der große Dichter und kleinlich eitle Peer von England, welcher eben den „Manfred“ vollendet hatte, die meerdurchströmte Stadt, um über Ferrara und Florenz nach Rom zu gehen, seiner „Pilgerfahrt“ die echtesten Perlen einzureihen. Isabella gab ihm einen Empfehlungsbrief an Canova, dessen „Hebe“ (Doublette im Berliner Museum) und Kolossalbüste der „Helena“ sie besaß. Allein es war Thorwaldsen, der Byrons fast weiblich schönen, klassischen Kopf modellirte (siehe Büste in der Münchener Glyptothek). Am 24. Mai 1817 kehrte er von seinem Ausflug zurück, bezog eine Villa in La Mira, dicht bei Venedig, und wählte diese ihm so liebe träumerische Stadt zu einem mehrjährigen Aufenthalt.

Ueber die Anwesenheit Byrons in der engen Straße der Frezzeria und im Palazzo Mocenigo am Canal grande ist seit einem halben Jahrhundert bis zum Ueberdruß geschrieben worden. Und dennoch geben jedem, der sich gründlich mit dem äußeren Lebenslauf des britischen Sängers befaßt, ganz neue Lichter auf durch die eminent wichtigen Aufzeichnungen italienischer Zeitgenossen. Wunderlich, daß kein englischer, deutscher, französischer und spanischer Byronbiograph nachforschte, ob von irgend einem venetianischen Augenzeugen Notizen vorhanden waren! Nicht allein solche existiren (zum Beispiel von Vittorio Malamani gesammelt, und in mannigfachen Korrespondenzen, aus denen ich nur Guerazzis Hymne in Prosa erwähne), sondern aus den dreißiger Jahren blieb uns ein Buch von gediegenstem literarhistorischem Wert, ein in Mailand verlegtes, mit reizenden Kupfern geschmücktes „Leben Lord Byrons“ von G. Niccolini, dem Uebersetzer des „Korsaren“, „Lara“, der „Parisina“, des Verfassers viel bewunderter Tragödien („Arnold von Brescia“, „Juan von Procida“ und so weiter).

Allerdings geriet dieses Buch durch Mangel an Nachfrage in Verschollenheit. Schreiber dieser Zeilen erfand es nach langem, unermüdlichem Suchen und hält es hoch als das wahrste, unübertriebenste Denkmal, das je ein edler Dichter dem größten Lyriker setzte. Namentlich erfahren wir das authentisch Richtige, Intime (dem Norden gewissermaßen räumlich zu fern Liegende) über Teresa Guiccioli. Denn diese, eine echte Italienerin, war in der That mehr eine reizende, eitle, verliebte Grafentochter, die den schönen Dandy, den vornehmen Lord anbetete, ohne sich um „Childe-Harold“ und „Kain“ zu kümmern, als eine erhabene, strahlenumglänzte Beatrice, zu der man sie irrtümlich erhob. Selbst J. C. Jeaffreson, der neueste englische Biograph des Unsterblichen, beweist uns, daß er keine Ahnung hatte von dem gewissenhaften Werke Niccolinis.

Während Gräfin Albrizzi (ihre Geburt berechtigte sie in Italien zu diesem Titel) einen neuen Band „Porträts“ durch die Schilderung Mylords zu bereichern trachtete und die Benzoni Seiner Herrlichkeit Weihrauch streute, behaupteten die Stutzer Venedigs einstimmig, der Lord pomadisire seine dunkelbraunen Locken viel zu sehr, trage lächerlich viel Brillanten an sich und im Knopfloch zu viel Blumen. Wegen der Bartlosigkeit seines Gesichts verglichen sie ihn mit einem Musiklehrer. Letzteres kam dem Verhätschelten zu Ohren, und er ließ sich das jünglingshafte Schnurrbärtchen stehen, das ihn so unwiderstehlich kleidete, das aber — nach hiesigen Porträts zu urteilen — nur ein dunkler Flaum war. Auf den beiden mittelmäßig gemalten Bildnissen im armenischen Kloster ist Mylords Antlitz ganz glatt; sein Morgenanzug streift an eine phantastische Rokokotracht. Im eigenen Hause trug er eine seidene, bis an die Kniee reichende Bluse, durch kostbaren Gürtel um die Taille zusammengehalten. Abends im Opernhause oder in Gesellschaft erschien er in Frack und Jabot, seidenen Strümpfen und umgeschnalltem Galanteriedegen. Da er des Nachts arbeitete, erhob er sich erst gegen drei Uhr nachmittags, frühstückte sehr frugal, trank Wasser mit Essig, warf sich ins Meer und schwamm stundenlang, tummelte seine Rosse auf dem Lido und schoß mit Pistolen nach der Scheibe.

Da er sich zu Fuß nie öffentlich blicken ließ — aus Angst, man möchte seinen etwas schleppenden, an das Hinken erinnernden Gang bemerken — betrat er nie den Markusplatz und sah denselben nur aus den Fenstern der Gräfin Cicognara, welche oberhalb der Procuratien wohnte.

Seine Wohnung nannten die Venetianer „die Arche Noä“, so viel Vierfüßler und Vögel waren daselbst beisammen. Diese echt nordische Vorliebe für Tiere nennen die Italiener „unbegreifliche Excentrizität“ und fassen es nicht, daß auf Byrons Manuskripten und seinem Bette junge Katzen spielten, daß seine Affen frei durch das ganze Haus liefen, daß der tiefsinnige Weltschmerzdichter Wonne empfand, ein weiches Kaninchen zu streicheln, eine Perrücke auf seinem Lockenhaupt zu dulden.

In allen seinen Zimmern befanden sich Blumen, sogar die Teppiche ließ er mit Narzissen, Hyazinthen und Würzkräutern bestreuen, was ihm oft entsetzliche Kopfschmerzen verursachte. Er litt fortwährend an Migräne, Magenkrämpfen, Fieberanfällen und Heiserkeit. Seiner geistigen Produktivität that dies indes nicht den geringsten Schaden.

Mit Recht bewunderten die Söhne eines Landes, wo der Rangunterschied zwischen Gebildeten verschwand, Byrons Adelsstolz. Mylord hatte zwar die Porträts seiner Diener und Gondoliere im Arbeitszimmer, besaß aber den ganzen Hochmut eines Stockaristokraten. In Genua sendete ihm ein junger Poet seine Gedichte mit der Aufschrift: „Giorgio*** an Giorgio Byron.“ Darob ergrimmte letzterer, warf das Buch in einen Winkel und rief, bebend vor Zorn: „Was unterfängt sich dieser Dummkopf? — Mir nichts dir nichts über meine Titel hinweg zu springen! — Seine Verse lesen? — Fällt mir gar nicht ein!“

Ebenso kindisch als gefährlich war seine Sucht, allen Bekannten zu wiederholen, was andere über sie gesagt hatten. Durch diese seltsame Schrulle verhetzte er bald ganz Venedig und viele, die ihn abgöttisch verehrt hatten, fielen von ihm ab.

Der Franzose Lecomte erzählt in seinem oberflächlichen, doch amüsanten Buch: «L'histoire d'un homme», Byron habe einen Herrn gezüchtigt, welcher ihn verhöhnt habe, als er (Byron) an ihm vorübergeritten sei. In Venedig hieß

ed by Google

[illegible]

[illegible]

Mutes nordwärts nach B., der zum Rendezvous bestimmten Stadt, die er in des Onkels Begleitung in der nächsten Stunde wieder zu verlassen gedacht.

Aber da traue Einer Erbonkels Launen! Ein postlagernder Brief schlägt wie ein Hagelwetter Gregors Hoffnungen nieder. „Da ich den Tag meiner Ankunft in B. noch nicht genau bestimmen kann, so erwarte mich im Englischen Hof und halte einstweilen Umschau in der hübschen Stadt. Zum Lohn für Deine Geduld verspreche ich Dir, Dich meinem alten Freunde, dem Professor Brauert, zuzuführen, in dessen Damenklasse eine wahre Elite junger Schönheiten ihre sogenannten Kunst-Studien betreiben soll —"

Und dies zahme Vergnügen als Ersatz für den verlorenen Fasching! Daß der Onkel ihm auch gerade die Stadt B. als Wartesalon anweisen mußte, wo der Karneval, wie männiglich bekannt, durch einen mit Papiermachénase über die Straße laufenden Schusterjungen repräsentirt wird — abgesehen von einigen Ballfesten, auf denen die unmaskirten befrackten Herren sich huldvoll von den kostümirten Damen amüsiren lassen! Unverzeihlich! Mit wehmütigen Blicken betrachtet Gregor seinen von einem stattlichen Bauernburschen teuer erstandenen italienischen Anzug. Stück für Stück nimmt er aus dem Koffer, von dem ungebleichten, grobleinenen Hemd an bis zu dem weichen Filz und dem großen dunklen Mantel. Und dann schlüpft er hinein. Man hat ihm oft gesagt, er gleiche einem Italiener mit seinem warmen bräunlichen Teint, den genial wuchernden dunklen Locken und den großen schwarzen Augen, die zu seinem Ergötzen von den Damen melancholisch gefunden werden.

Jetzt steht Gregor vor dem Spiegel. Famos! Malerisch genug, um sämtlichen Schülerinnen des Professors Brauert das Oel auf der Palette zusammenlaufen zu machen. Wild drängt sich das dunkle Gelock unter dem Hute hervor und wirft einen durchsichtigen Schatten über Stirn und Augen.

Und plötzlich durchzuckt ihn ein toller Gedanke. Die Wartezeit ein wenig abkürzen — sich einen Karneval auf eigene Faust verschaffen — warum nicht? Noch dazu bei dem Schandwetter — nasser Schnee mit Regen vermischt, und die Straßen voll grauen Breies — warte nur, Onkel, es gibt etwas Lustiges zu berichten! — Gregor schellt.

„Heinrich!"

„Herr Baron?"

„Bringen Sie mir das Adreßbuch!"

Schmunzelnd blickt Heinrich auf die veränderte Erscheinung seines Herrn und geht. Zwei Minuten später blättert Gregor in dem stattlichen Namensregister. „B — Becker — Bote — Brrrr — halt, hier. Brauert, Engelbert, Tapezier — Brauert, Ewald, Kunstmaler, Professor, Nordstraße 21, 4. Stock — corpo di bacco!"

— — — — — — — — — — — —

Professor Brauert tritt aus seinem Privatatelier. Zwei große, durch Oberlicht erhellte Räume, nur durch eine Portière von einander getrennt, liegen vor ihm. Alle Wände voll aufgespendelter Skizzen und Studien; auf Tischen und Stühlen offene Malkasten, Leinwand, Dekorationsstoffe. Im ersten Zimmer stehen die Staffeleien verlassen, und ihre schönen Besitzerinnen sind eben beschäftigt, das Skelett, nach welchem sie zeichnen sollten, als „Mors Imperator" herauszustaffiren. Beim Eintritt ihres Lehrers versuchen sie einen schnellen Rückzug — doch zu spät.

Ein gutmütiger Spottblick des Professors trifft die Beschämten.

„Um die gemeine Wirklichkeit der Dinge
Den goldenen Duft der Morgenröte webend —"

citirt er lächelnd und geht an ihnen vorüber in das zweite Zimmer.

Hier sieht es schon ein wenig ernster aus. Fünf junge Damen im Halbkreis an ihren Staffeleien, in ihrer Mitte ein graumähniger alter Mann unbeweglich auf einem erhöhten Sitz thronend.

„Nun, meine Damen —"

„Herr Professor, ist der Schattenton am Kinn jetzt besser?"

„Zu braun, Fräulein Brandel! Man bekommt ja Appetit nach dem Braten, zu dem diese Sauce gehört! Und dann die Modellirung der Nase —! — Frau Helldorf, das rechte Auge schielt noch immer. — Was ist denn das da für ein Fleck an der Stirn, Fräulein von Kerner? — Aha — hmhm!"

Das letzte beifällige Murmeln gilt den Leistungen der beiden übrigen Damen. Anny Waldauer, ein keckes Rokokogesichtchen mit klugen, langbewimperten Grauaugen, hat einen scharf ausgeprägten Charakterkopf geliefert. Die große, wundervolle Blondine neben ihr, ein fast klassischer Kopf mit Tizianfarben, faßt malerischer auf. Lydia Tell besitzt ein ausgesprochenes Talent für effektvolle Beleuchtung.

„Ei, ei, Fräulein Tell — Sie kleiner Rembrandt! Machen Sie nichts mehr daran, Sie verderben es sonst!"

Lydia errötet vor Vergnügen. „Was soll ich nun thun, Herr Professor? Daß sich auch heute just keins der vielen Modelle anbietet, die sonst —"

In diesem Augenblick streckt Doris, die alte Ateliermutter, den Kopf zur Thür herein.

„Schon wieder ein Modell, Herr Professor. Soll ich abweisen?"

„Wer ist es denn?"

„Ach — so'n Italiener —"

„Schon wieder einer! Schicken Sie ihn fort!"

„Darf ich nicht erst sehen, Herr Professor?" wagt Lydia einzuwenden. „Da ich eben fertig bin —"

„Meinethalben. Er soll hereinkommen."

Gregor tritt ein. Ein kräftiger Geruch von Terpentin und präparirter Leinwand strömt ihm entgegen. Sechs Augenpaare mustern ihn kritisch von Kopf zu Fuß.

„So etwa muß meinem Heinrich zu Mute gewesen sein, als ich ihn engagirte," denkt Gregor und verbeugt sich.

„Was solch ein Bursch für einen angeborenen Anstand besitzt!" flüstert Fräulein Brandel. „Wie hierzulande die Grafen!"

Gregors erster Blick fällt auf Lydia und kehrt nach kurzer Umschau wieder zu ihr zurück. Das Oberlicht wirft einen Goldglanz auf ihre blonde Flechtenkrone, der gegürtete Malkittel verrät ihre herrliche Gestalt.

„Haben Sie schon öfter gesessen?" beginnt der Professor das Verhör.

„Nicht — viel — Mal!" erwidert Gregor, die weiche, gebrochene Redeweise der deutschsprechenden Italiener vortrefflich kopirend. Wehmütig gedenkt er seiner Carcerstunden.

„Und wieviel verlangen Sie?" Der Meister selber findet Gefallen an dem auffallend hübschen Burschen. Gregor erschrickt. Diesen Punkt hat er zu erwägen vergessen; von dem Modell-Markt und seinen Preisen fehlt ihm jede Kenntnis.

„Sechs Mark für die Stunde," entgegnet er aufs Geratewohl.

Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung erschallt; selbst der unbewegliche alte Mann, über dessen Lebendigsein oder -nichtsein Gregor bis jetzt im Unklaren gewesen, läßt ein Murren ertönen.

„Dies Modell bekommt drei Mark für den ganzen Vormittag!" ruft Anny Waldauer.

„Come le aggrada!" stammelt Gregor ganz verschüchtert. „Ich bin zufrieden —" Und er blickt nach Lydia. Auch der Professor wendet sich zu ihr.

„Was meinen Sie, Fräulein Tell?"

Sie errötet ein wenig. „Wenn Sie erlauben, Herr Professor, möchte ich gleich anfangen."

Der Lehrer hat sich entfernt, und die Arbeit ist im vollen Gange. Unverschämt hübsch ist das Modell — und unverschämt kokett. Allerdings verharrt er regungslos und stumm in der Pose, die der Professor ihm nach längerem Ausprobiren gegeben, aber seine Augen wandern trotz Lydias wiederholten und schließlich ärgerlich klingenden Verweisen, immer wieder von der bezeichneten Augenrichtung hinweg zu der schönen Malerin hinüber. Von Zeit zu Zeit wirft Anny, welche noch mit dem steinernen Alten zu thun hat, einen listigen Blick hinter ihrer Staffelei hervor auf die Kollegin und ihr prächtiges Modell.

„Wie heißen Sie?" fragt Lydia plötzlich kurz und hochfahrend.

„Gaëtano Cecchi, Signora!"

Die Frage kommt im rechten Augenblick; soeben hat er, sich auf sie vorbereitend, den Namen seines neapolitanischen Kutschers wiedergefunden.

„Wenn Sie nicht endlich die Augenrichtung innehalten, werde ich Sie fortschicken müssen, Gaëtano. Haben Sie mich verstanden?"

„Si, Signora. Aber das ist schwer — sehr schwer!"

Sich das von solch einem Burschen sagen lassen müssen — es ist empörend! Ihre eigene Entrüstung und Annys Kichern treiben ihr das Blut in die Wangen.

„Ich wünsche nur, daß — daß Sie Ihre Situation nicht vergessen," sagt sie doppelsinnig.

„Ich verstehe nicht, — soll ich fortgehen?" fragt er mit dem melancholischsten Aufschlag seiner schönen Augen, während die Mundwinkel sich nur mühsam der nötigen Ernsthaftigkeit anbequemen.

„N — nein," entscheidet Lydia kühl, „ich habe eben keinen Ersatz für Sie."

„Aber Lydia, Du wirst doch keine Dummheiten machen?" ruft Anny herüber. „Sobald ich fertig bin, gehe ich zu Deinem Modell über. I never saw such an extraordinary beauty — a perfect Antinous indeed!"

Um des jungen Mannes Lippen zuckt es jetzt sichtbar.

„Verstehen Sie englisch, Gaëtano?" fragt Lydia hastig.

„Ohimè — no, Signora! Aber wenn Sie es mich lehren wollen —"

Er lacht leise, die blendenden Zähne schimmern zwischen den blaßroten Lippen. Unwillkürlich lächeln auch die beiden Mädchen; trotzdem empfindet Lydia ein steigendes Unbehagen diesem kecken Modell gegenüber, das sich so wenig modellmäßig beträgt, und dessen bewundernde Blicke sie erzürnen, ohne daß sie sich einer beklemmenden Verwirrung erwehren kann.

„Du hast recht," antwortet sie der Freundin, gleichfalls auf englisch, „er ist unvergleichlich — seiner Schönheit fehlt sogar der geistige Ausdruck nicht — sonderbar genug für ein Modell! Sieh nur die Stirn — als ob sie ausgearbeitet wäre; da sind ein paar feine Furchen, wie von ernster Kopfarbeit —"

„Nämlich Recht, gedenk' ich Deiner,
Liegt's wie Alpdruck auf dem Herzen —"

deklamirt im stillen der ehemalige Studiosus juris aus dem „Trompeter."

„Haha — Kopfarbeit — die wird wohl im Maccaroniessen bestanden haben!" lacht Anny.

„Woher sind Sie, Gaëtano?" fragt Lydia auf deutsch.

„Aus Napoli, Signora," lautet die Antwort.

Natürlich schallt aus der andern Ecke des Zimmers das unvermeidliche „Vedi Napoli e poi mori!" dreistimmig herüber.

„Kennen Sie Napoli?" fragt Gregor, und dann beginnt er zu erzählen und zu beschreiben. Der Gegenstand reißt ihn zu verräterischer Beredsamkeit fort; er ertappt sich ein paarmal auf einer allzu fließend deutschen, gebildeten Ausdrucksweise — dann beginnt er zu stammeln, nach Worten zu suchen, italienische Wendungen einzumischen. Die Malerinnen lassen Palette und Pinsel sinken und lauschen eifrig; selbst der Alte blickt ein paarmal zur Seite. Nur Lydia arbeitet mit fieberhaftem Fleiß. Sie hat ihre Leinwand bereits völlig „zugestrichen," und in grobkräftigen Licht- und Schattenflächen tritt die Gestalt in ihrer charakteristischen Haltung hervor. Wie eine weiche, ferne Musikbegleitung tönt die klangvolle Männerstimme träumerisch in ihre Arbeit hinein. Nur bisweilen kommen ihr seine Worte und deren Sinn zum Bewußtsein. Nach dem ersten starken Eindruck, den sie zu ihrer Beschämung von seiner Persönlichkeit empfangen, hat sie sich bemüht, ihn ausschließlich als Objekt zu betrachten, und es ist ihr gelungen. Das immer mehr sich vertiefende Rot ihrer Wangen, von Gregor in stiller Bewunderung beobachtet, entstammt ihrem leidenschaftlichen Arbeitseifer.

Die Zeit verfliegt; vom nahen Katharinenturm dröhnen zwölf Glockenschläge herüber und summen tief und stoßweise in der Luft nach. Eine der Malerinnen nach der andern legt ihr Gerät beiseite und reinigt ihre Palette; auf den wirren Farbenbrei tröpfelt das klare Terpentin in ätzenden Thränen und tilgt das bunte Gemisch. Kaum scheint Lydia sich von ihrer Arbeit trennen zu können; als Letzte wendet auch sie sich schließlich zögernd von ihrer Staffelei. Gregor erhebt sich langsam, bewegt die steifgewordenen Glieder und tritt vor

by Google

Lydias Bild, dessen kräftige Anlage er wohl zu würdigen weiß, — ja, sie beleidigt ihn beinahe. Nur für sie hat er geredet, gut und anschaulich geschildert — aber es ist ihm nicht gelungen, sie von ihrer Arbeit abzulenken; er war ihr nichts, als Modell. Fast möchte er wünschen, sie durchschaue sein Spiel, das ihn mit einemmale beschämt. In diesem schönen Mädchen liegt etwas so Echtes, Tüchtiges — und er, er ist in ihren Augen nur eine hohle, bunte Seifenblase. Nur schön zu sein — für einen Mann ist das doch verzweifelt wenig!

Die Karnevalsstimmung ist verflogen, mit einem Aschermittwochsgesicht blickt er auf Lydia, welche ruhig die Farben von ihrer Palette absetzt und sich ungenirt ihres grauen Malkittels entledigt, aus dem sich ihre prächtige, von einem dunkelblauen Wollkleid knapp umschlossene Gestalt herausschält.

„Also morgen früh um neun Uhr?“ fragt sie leichthin.

Soll er eine Ausrede gebrauchen? Das Beste wäre es vielleicht — man darf einen Scherz nicht in die Länge ziehen, damit er sich nicht in Ernst wandelt. Aber dieses herrliche Geschöpf nicht wiedersehen, vielleicht niemals — nein. Und wer weiß, ob es ihm morgen nicht besser gelingt, ihre Aufmerksamkeit zu erregen!

„Ich komme, Signora.“

Aber seine leichtherzige Auffassung von vorhin will sich nicht wieder einfinden. Was er zuvor einen Faschingsscherz genannt, erscheint ihm jetzt schwerfällig als eine Lüge. Ja, eine Lüge ists, beim Lichte dieser offenen, ehrlichen Mädchenaugen besehen —

Gesenkten Kopfes schleicht er gegen die Thür.

„Warten Sie einen Augenblick!“

Sie sucht in ihrer Kleidertasche. Er bleibt stehen.

„Du kommst doch zum Fünfuhrthee?“ fragt Anny, ihr Pelzkäppchen keck auf das braune Haar drückend, zu Lydia hinüber, welche ihr Portemonnaie hervorzieht.

„Vielleicht,“ entgegnet diese, „aber vorher muß ich Papa in den Kunstverein begleiten; er will die beiden neuen Lenbachs sehen. Sonst — auf heut abend bei uns!“

Gregor hat sehr genau aufgehorcht.

„Hier — bitte!“ Damit reicht die schöne Blondine ihm ein Dreimarkstück.

Gregor wird dunkelrot. Plötzlich lacht er über das ganze Gesicht und greift unsicher nach dem Geldstück; dabei streift er Lydias schlanke Finger und beobachtet mit Vergnügen, wie sie befremdet auf seine wohlgepflegte aristokratische Hand niederblickt.

Sein erstes selbstverdientes Geld! Wer ihm vorausgesagt hätte, daß er es dem Modellsitzen verdanken würde!

„Grazie, Signora! A rivederla!“

*

„Heinrich, mein Onkel angekommen?“

„Nein, Herr Baron!“

„Auch keine Depesche?“

„Nein, Herr Baron!“

Erleichtert atmet Gregor auf. Die Störung wäre doch etwas verfrüht. Freilich ist er schon halbwegs davon zurückgekommen, morgen vormittag die Modellscene noch einmal zu spielen; wenn Lydia ihn je „in Civil“ kennen lernte, — sie könnte ihn ja nie ernst nehmen! Aber immerhin — die schöne Anknüpfung fallen lassen — — da wäre doch heute der Kunstverein —

Freilich der Papa! Was für einen Papa sie wohl hat —?

„Heinrich — das Adreßbuch!“

„Schon wieder! Das kann ich wohl heute den ganzen Tag spazieren tragen!“ denkt Heinrich kopfschüttelnd, während er den Band herbeiträgt.

„Tell, Marie, Viktualienhändlerin — Tell, Philipp, Metzger — ein nahrhafter Papa wäre das! — Tell, Roderich, Darmsaitenfabrikant, Inhaber der Firma Adam Tell & Co. — Tell, Walter, Justizrat, Dr. jur. — aha! Tell, Zacharias, Sensal für Immobilien —“

Welcher ist nun der Papa? Nun müßt' es der Metzger sein! Weshalb auch nicht? Wer weiß, ob das Modell zur Venus von Milo nicht eine Metzgerstochter gewesen ist!

Was gehen ihn denn überhaupt die Privatverhältnisse dieses Mädchens an? Uebermorgen — spätestens — kommt der Onkel und — nein, Gregor läßt ihr allein zum Professor Brauert gehen. Ja, ganz allein. Lydia Tell hegt ja nicht mehr Interesse für ihr italienisches Modell, als für den alten, graumähnigen, steinernen Gast. Offenbar besitzt sie an Stelle des Herzens eine Farbentube voll Englisch Rot, und statt der üblichen fünf Sinne nur einen einzigen: den Sinn für das Malerische.

Aber etwas Durchgeistigtes hat sie wenigstens in seinen Zügen gefunden. Und wie verdutzt sie seine Hand betrachtete — diese feine, mattbräunliche Hand mit den schlanken zugespitzten Fingern und den länglichen, schön polirten Faulenzernägeln! Was mag sie nur dabei gedacht haben — und was hätte sie erst gesagt, wenn diese braune Hand ihre weißen Finger ergriffen und an die Lippen ihres Modells geführt haben würde! Es ist doch eine reizende Erinnerung, die er mit sich fortnehmen wird — ein eigenartiges Stückchen Karneval, dessen Reiz eben in seiner Flüchtigkeit, seiner Unfertigkeit besteht. Und deshalb — Schluß! Wozu den schönen Schmetterling auf die Nadel spießen, ihn unterm Vergrößerungsglas hin und herwenden, bis der zarte Sammetstaub abfällt, und Schimmer und Leben des geflügelten Wesens entwichen sind? Schweb hin, holder Augenblick, und die Erinnerung sei der einzige bleibende Zeuge, daß du hier gewesen!

Doch trotz der weisesten Erwägungen, der maßvollsten Entschlüsse besteigt Gregor, nachdem er ein einsames Mahl eingenommen und aufs Sorgfältigste Toilette gemacht hat, um drei Uhr eine Droschke und ruft dem Kutscher zu:

„Nach dem Kunstverein!“

Nun ja, — irgendwo muß er doch seine Zeit totschlagen in dieser verwünschten Stadt bei diesem verwünschten Wetter, das einem, wenn man es nur abgemalt sähe, schon Rheumatismus zuziehen könnte. Und dann die beiden neuen Lenbachs — er ist doch kein Barbar, er weiß, daß ein neuer Lenbach ein Ereignis ist. Ueberhaupt — da er gerade von Italien kommt — wie interessant ist es, Vergleiche zwischen der romanischen und der germanischen Auffassung der modernen Richtungen zu ziehen! Um Lydias willen — lächerlich! Erstens kann sie noch gar nicht da sein. Zweitens wird sie wahrscheinlich zurückgehalten — Besuch — ein Viehtransport für den Papa — weiß der Kuckuck, was da für Hindernisse eintreten können. Und außerdem — gesetzt den Fall, sie käme — würde sie vor lauter Kunstenthusiasmus ihn nicht einmal bemerken. Amüsant wäre es freilich, ihre Miene zu beobachten, falls sie ihn etwa doch entdecken und in seinem Pariser Sac-Anzug erkennen würde. Er hat ja nichts Besseres zu thun — er wird also abwarten und ihr im Eingang zu begegnen suchen. Vorübergehen — und dann verschwinden auf Nimmerwiedersehen, — und im Damenatelier Brauerts wird Gaetano Cecchi eine offene Frage bleiben, eine offene Frage und ein angefangenes Porträt — —

Zerstreut nach links und rechts blickend, durchschreitet Gregor die vier Säle des Kunstvereins. Das Publikum ist noch leicht zu überschauen; es ist dünn gesät und konzentrirt sich ziemlich vor den beiden Lenbachs, einem verkniffenen Altweiberkopf und einem Bismarckporträt im Helm. Die weiß uniformirte Gestalt ist straff aufgerichtet; wie vorwurfsvoll blicken die durchsichtig grauen Herscheraugen aus den etwas erschlafften und doch so markigen Zügen. Gregor sieht zuvörderst nichts, als farbige und graue Vierecke in schwarzen und goldenen Rahmen. Er ist durch die vier Säle hindurchmarschirt, wie des seligen Ploetz' berüchtigter Tambour durch die Galerieen des Louvre; nun kehrt er langsam zurück und setzt sich dem Bismarckbilde gegenüber, vor welchem eben einige Malerinnen sich gegenseitig mit dünnen Fingern über Lenbachs Technik belehren.

Lydia ist nicht da. Natürlich, er wußte es ja voraus. Trotzdem ist er verdrießlich enttäuscht, und der gute Vorsatz, nur flüchtig an ihr vorüberzuwandern, ist bereits verduftet. Ungeduldig mit dem übergeschlagenen Fuße wippend, sitzt er da und fährt jedesmal nervös zusammen, wenn eine neue Figur sich zwischen ihn und das Bild schiebt —

Plötzlich duckt er sich förmlich auf seinem Sitz und richtet sich gleich darauf mit einer möglichst unbefangenen Miene empor. Ein sehnig langer älterer Herr ist in Begleitung einer blonden jungen Dame, deren pelzbesetzte Jacke und großer schwarzer Federhut Gregor wohlbekannt anmuten, vor das Bild getreten. Unter dem Sammetschwarz des Hutes schimmert matt das wellige, vom Nacken aufwärts gekämmte Haar und das zarte Gekräusel entschlüpfter Löckchen.

„Wundervoll — nicht wahr, Papa? Nun mußt Du dich aber ordentlich hineinversenken — nicht nur so darüber hingucken, dazu ist es viel zu gut! Ich gehe mal einen Augenblick durch die Säle; vielleicht gibt es sonst noch etwas gutes Neues, oder Anny ist da. Wart, nimm einen Augenblick hier Platz —“

Sie blickt sich nach dem Tabouret um, das sie hier zu finden gewohnt ist. Ein junger Mann sitzt darauf. Jetzt erhebt sich derselbe, zieht den Hut und sagt sehr höflich mit einem Anklang an den ostpreußischen Dialekt:

„Bitte, wenn der Herr diesen Sitz wünscht — ich habe ihn schon so unbescheiden lange inne gehabt —“

Diese Stimme — dieser Kopf —! Zwei stahlblaue Mädchenaugen blicken starr auf seine Züge, gleiten an der mit unauffälliger, echt weltmännischer Eleganz gekleideten Gestalt hinab und heben sich abermals voll ratloser Bestürzung zu seinem Antlitz.

„Besten Dank, ich möchte Sie nicht derangiren,“ sagt der ältere Herr. „Lydia — Mädchen — was ist Dir denn?“

„Mir — o — nichts, durchaus nichts!“ stottert sie verwirrt, ihren Blick gewaltsam von dem Fremden losreißend. „Ich — also nachher finde ich Dich hier — gleich — ich komme gleich zurück —“

Wie gejagt eilt sie in den nächsten Saal, bleibt hochaufatmend stehen und blickt durch die Thüröffnung nach den beiden Herren zurück. Was sie reden, dringt ihr nicht zu Ohren; mittlerweile haben sich mehr und mehr Kunstverständige eingefunden, und das verworrene Geräusch ihrer Gespräche verschlingt jedes einzelne Wort. Nur momentan rauben ihr Vorübergehende den Ausblick auf die Gruppe vor dem Bismarckporträt. Sie beobachtet, wie der Fremde ihren Vater auf den Sitz nötigt. O weh — o weh — der Papa wird gesprächig — er erklärt dem Fremden das Gemälde — entsetzlich! Das kommt davon, wenn man eine Malerin zur Tochter hat — man nimmt quadratweise an Kunstverständnis zu. Und er, der Fremde, lauscht verbindlich; jetzt neigt er zustimmend den Kopf — jetzt lächelt er — dieses Lächeln ist ja unverkennbar! Nein, nein, sie täuscht sich nicht: es ist ihr Modell von heute morgen, Gaetano Cecchi!

Ein Irrtum, durch eine wunderbare Aehnlichkeit verursacht! Pah — wenn sie nicht Malerin wäre, nicht diesen Kopf länger als zwei Stunden studirt hätte, mit seinen Farben und Formen, dem Muskelspiel, mit jeder Einzelheit! Wer nur den Gesamteindruck der menschlichen Erscheinung auf sich wirken läßt, ist leicht durch äußerliche Veränderungen irre zu führen — nicht aber der Künstler, der den Gesamteindruck in seine Merkmale zerlegt und sie wieder zusammenfügt zum charakteristischen Ganzen.

Und dieser Vater! Das will nun ein in seinem Fache ergrauter Jurist sein, dessen Scharfblick fast sprichwörtlich ist. Da sitzt er und plaudert auf das Harmloseste mit einem — wie soll man ihn anders nennen — mit einem Hochstapler — vielleicht einem weitberüchtigten Individuum! Und solch ein Bursch ist frech genug, vor ihren Augen sein verbrecherisches Spiel zu treiben, in der Meinung, sie erkenne ihn nicht — sie, die Künstlerin — ihn, ihr Modell!

Ein sauberes Modell! Jetzt erinnert sie sich seiner verrückten Forderung: sechs Mark für die Stunde — und seiner wohlgepflegten Hände. Natürlich, er muß ja den Gentleman spielen. Schade — jammerschade um die schöne Hülle des faulen Kerns! Dieses bestrickende Aeußere ist eben sein Handwerkszeug, hat ihn vielleicht auf diese abschüssige Bahn geführt. Ja, die Männer sind nun einmal nicht stark genug, dem Bewußtsein ihrer Schönheit moralisch stand zu halten!

Da — da — jetzt tauschen sie ihre Visitkarten aus! Nur zu, nur zu, du blinder Sohn der blinden Themis, stehe nur mit überraschtem Lächeln auf und schüttle deiner neuen Bekanntschaft die Hand — noch einmal — und noch einmal! Er lügt, Papa — siehst du denn nicht, daß er lügt?

Und nun — eine nach dem anstoßenden Salon weisende Kopfbewegung des Vaters — der Fremde stimmt zu — sie kommen heran — (Schluß folgt.)

Eine Eissegelregatta.

(Hierzu das Bild Seite 429.)

Die günstigen Eisverhältnisse im Januar des laufenden Jahres waren dem Eissport sehr dienlich. Auf der spiegelglatten Fläche des Müggelsee bei Berlin, zwei Meilen oberhalb Berlins, tummelten sich die Eisläufer, und auch die Eissegelflotte war vollzählig erschienen. Das Eissegeln bei starkem Winde ist ein sehr anregender Sport, der in gleicher Weise Geschicklichkeit, Geistesgegenwart und Kühnheit erfordert. Auf einem dreieckigen Untergestell mit Läufern vorn und einem Steuer hinten ruht der Kasten, welcher die Fahrgäste aufnimmt. Vorn an der breiten Seite des Schlittens ist der Mast angebracht, der gewöhnlich nur ein Großsegel führt; hin und wieder sieht man auch noch den Klüver. Läufer und Steuer sind gewöhnlich aus Holz, einzelne Schlitten haben aber auch solche von Eisen. Die Besitzer der Fahrzeuge sind Herren aus den Seglerkolonien der Oberspree, die im Segelsport erfahren sind. An den Sonntagen im Januar, die durch eine starke Ostbrise ausgezeichnet waren, hatte man mehrere Eissegelregatten vorgesehen, deren eine unser Bild zeigt. Es traten wohl ein Dutzend Eisjachten in Konkurrenz, von denen immer 5—6 an den einzelnen Wettfahrten teilnahmen. Die zu durchfahrende Bahn ging von dem Friedrichshagener Restaurant Bad Bellevue bis zu den Müggelbergen hinüber, wo eine Fahnenstange als Drehpunkt zu umfahren war. Solche Wendung muß bei dem rasenden Laufe der Schlitten sehr geschickt ausgeführt werden, weil bei zu kurzer Drehung ein Umwerfen des Fahrzeuges zu befürchten ist oder ein Aufenthalt entsteht, während zu langer Wendung zu viel Zeit verloren wird. Die Schlitten fuhren durchgängig musterhaft, da nur bewährte Sportsmen ihre Führung hatten. Als Siegespalme winkten wertvolle Ehrenpreise dem schnellsten Schlitten. Eine große Menschenmenge belebte trotz der manchmal recht steifen Ostbrise den See. Die Hauptmasse der Zuschauer hatte an dem Restaurant, wo auch der Zielpunkt war, Aufstellung genommen, doch viele ausdauernde Schlittschuhläufer begleiteten auch die Jachten, was ihnen natürlich nur auf kurze Strecken gelang, da die Eisschlitten mit Eisenbahnzugsgeschwindigkeit dahinsausten.

E. Hosang.

Generalfeldmarschall

Graf Moltkes Briefe

an seine Braut und Frau.

Heute früh ging ich in ein neues Wellenbad, oben offen, welches wirklich so stark ist, daß es beinahe nicht möglich ist, sich mit aller Anstrengung darin zu erhalten. Ich habe mich tüchtig dabei gestoßen, aber das Bad ist köstlich, und ich werde womöglich alle Tage hingehen.

Montag abend. Gestern nachmittag besah ich die Festung und verschiedene Merkwürdigkeiten dieser alten Stadt. Zunächst den Dom. Du erinnerst gewiß die beiden schönen Kirchen an dem freien Platze, die eine die St. Severuskirche mit drei spitzen Türmen neben einander, und dicht daran den alten Dom, welcher auf sehr gewölbtem Unterbau steht. Der Turm ist uralt und noch in byzantinischem Stil erbaut, das Schiff aus neuerer Zeit, minder schön; aber ganz prachtvoll, namentlich im Innern, ist das hohe Chor mit den hohen Glasfenstern mit alten, gemalten Scheiben. Dort findet sich auch das Denkmal des Grafen von Gleichen. Die beiden Gleichen, zwei Burgen auf zwei ganz ähnlichen Spitzbergen, liegen eine Meile von hier, und die Grafen waren die mächtigsten Ritter in der Umgegend. Sie hatten ein besonderes Thor für sich, durch welches nur sie in die Stadt eintreten durften. Einer der Grafen war mit Friedrich, dem Rotbart, ins heilige Land gezogen, geriet in die Gefangenschaft eines türkischen Emirs und mußte in dessen Garten schwere Arbeit thun. Die schöne Tochter des Emirs verhalf ihm zur Flucht, wogegen er sein Wort verpfändete, sie als seine Frau mitzunehmen. Unglücklicherweise hatte er aber daheim auf dem Gleichen schon eine Frau Gemahlin, die das sehr übel vermerken konnte. Er kam indes noch ziemlich gut davon, ging nach Rom, wo der Papst (ausnahmsweise) ihm gestattete, in Anbetracht des gegebenen Wortes und weil er seine Frau tot geglaubt, nun beide zu behalten. Vor wenig Jahren zeigte man auf dem Gleichen eine dreischläfrige Bettstelle, und im Dom steht der Ritter zwischen den beiden Frauen, die sich indes etwas verdrießlich anzusehen scheinen.

Außerhalb der gemauerten Terrasse, auf welcher der Dom ruht, erblickt man noch einige Stufen einer Freitreppe, welche zu einer Kanzel unter offenem Himmel führte. Dort hatte Tetzel den Ablaß gepredigt. Unter seinen Zuhörern nahte sich ein Ritter, welcher Ablaß für schweres Geld für eine noch zu begehende Todsünde kaufte. Als der würdige Pater gen Arnstadt zieht, wird er von gewappneten Reisigen überfallen, welche ihm seine ganze, wohlgefüllte Reiseschatulle abnehmen. Der Mönch verflucht den Räuber in die allerunterste Hölle; dieser aber überreicht ihm den Ablaß, welchen er unlängst von ihm selber erhandelt hat. — Aber sein Ablaßkram sollte noch eine ganz andere Feuersbrunst anzünden. Vom Dom aus erblickt man den schönen Turm des Augustinerklosters, in welchem Doktor Martin, ein unbekannter Mönch, bisher zurückgezogen gelebt. Von dessen enger Zelle ging das Licht einer neuen Glaubenslehre aus, welche der menschlichen Vernunft eine Stimme neben der Ueberlieferung einräumte, aber freilich auch Deutschland, Frankreich, England und Niederland in Flammen auflodern ließ, welche die Macht des Kaisers brach, Flandern von Spanien trennte, ein englisches Königsgeschlecht vertrieb, die Bartholomäusnacht hervorrief und endlich durch den westfälischen Frieden die Gestaltung von ganz Europa umwandelte. — Wir besahen den Petersberg und die Cyriaksburg (ebenfalls ein altes Kloster, jetzt eine formidable Festung). Abends war ich ausgebeten beim Kommandanten, wo ich zwölf rubber Whist spielen mußte und erst um Mitternacht nach Hause kam. Heute früh halb sieben Uhr ritt ich zum Exerzieren der Infanterie; von da machten wir eine Rekognoszirung des Manöverterrains. Um zwölf Uhr kam ich nach Haus, setzte mich aber sogleich auf ein anderes Pferd, ritt nach der Mühle ins Wellenbad, dann wurde gegessen, und gleich nach Tisch ging ich mit Bekannten nach dem eine Stunde entfernten Waldschlößchen im Steiger. Eben jetzt sieben Uhr komme ich nach Hause.

Ich wünsche Dich recht oft herbei, Du süßes Herz, um Dir die schöne Aussicht zu zeigen. Aber Du bist doch besser da in Itzehoe. Herzliche Grüße an alle und nun gute Nacht, gute Seele. Mit treuer herzlicher Liebe der Deinige

Helmuth.

Erfurt, Sonntag morgens, den 17. September.

Sehr erfreut hast Du mich, gute Marie, mit Deinem lieben Briefe vom 10. d. Mts., welchen ich vorgestern erhielt. Er ist voll guter Nachrichten von Dir und den Unsrigen, und ich freue mich, daß Du so heiter und wohl bist. — Auch mir wird die Zeit sehr lang, bis ich Dich wiedersehe, und ich will recht gern auf das Lüneburger Manöver verzichten. Einmal aber ist es möglich, daß ich den Prinzen begleiten muß, und wenn dies nicht der Fall ist, so muß ich doch, von hier nach Hamburg reisend, durch Lüneburg passiren. Ich habe 45 Meilen bis Hamburg, und da die Manöver hierselbst am 26. d. Mts. aufhören, so kann ich immer nicht vor dem 4. oder 5. Oktober in Hamburg eintreffen. Wenn Cai und Jeanette*) ihre Reise bis dahin verschöben und Mama mitkäme, so könnten wir vielleicht die Tour nach Femarn machen. Wir würden mit unseren Pferden und Wagen bis Lübeck gehen, wohin Chaussee ist, dann aber die schöne Tour über Eutin oder Weimar mit Postpferden machen müssen. Nach achttägigem Aufenthalt kehrten wir dann über Plön und Neumünster zurück, bis wohin vielleicht Papa uns Pferde entgegenschickt. Meine Pferde müßten dann unterdes nach Itzehoe gehen. Dort kann ich dann noch sehen, ob ich noch vierzehn Tage nach Helgoland reise. Wenn ich Deine Antwort auf diesen Brief hier noch bekommen soll, müßtest Du sogleich schreiben, denn am Montag den 25. d. Mts. gehen wir in die Kantonirungen bei den „Gleichen“, von wo ich wahrscheinlich am 26. noch einmal hierher zurückkomme.

Mir geht es hier sehr gut. Ich habe sehr angenehmen Umgang gefunden. Das Wetter ist prächtig, alle Morgen wird exerziert. Um ein Uhr wird gegessen. Nachmittags werden Partien in die Umgebung gemacht, und dabei nehme ich noch täglich ein köstliches Wellenbad. Ich habe deren schon zehn genommen.

Vor ein paar Tagen fuhr ich nach Sömmerda, wo die Kavallerie in Kantonirung steht, und gestern hatten wir einen großen Ball hier im Kasino. Die Toiletten der Damen waren sehr einfach, aber zum Teil sehr hübsch, viel Georginen und Astern im Haar. Es wurde gut getanzt, nur der Masurek gelang nicht sonderlich. Ich ging um zehn Uhr fort, habe mich aber gut unterhalten. Heute mittag war großes Diner beim Brigadegeneral für die Regimentskommandeure und die crème der Stabsoffiziere. Es war sehr gut, dauerte aber drei Stunden, und da ich gerade vor einen breiten Tischfuß zu sitzen kam, so saß ich die ganze Zeit mit untergeschlagenen Beinen wie ein Türke. Abends machte ich einen Spaziergang und will nun gleich schlafen gehen, da ich sehr müde bin. Morgen ist großes Manöver eine Meile von hier. Die Pferde sind wohl (unberufen), aber Friedrich hat sich beim Aufsitzen eine Sehne verstreckt. Der Schimmel erregt allgemeine Bewunderung hier bei allen Kavalleristen.

Sei nicht bös, daß der Brief so konfuse, schlecht und kurz ist, aber mir fallen die Augen zu vor Müdigkeit. Ich bin den ganzen Tag nicht zwei Stunden lang zu Hause, sondern immer auf den Beinen oder im Sattel. God bless you, dear, dear Mary! Herzlich der Deinige

Helmuth.

Erfurt, den 24. September 1843.

Du gute, liebe, kleine Frau. Gestern hatte ich die Freude, Deinen prächtigen Brief vom 18. September zu erhalten, ich sage Dir tausend Dank dafür. Heute abend kommt der Prinz, und ich hoffe dann, wegen der Lüneburger Reise etwas Näheres zu erfahren.

Schlimme Nachrichten habe ich Dir aus Berlin zu schreiben. Friedrich hat einen Brief von seiner Frau Gemahlin, in welchem sie damit schließt, zu sagen: „Neues habe ich Dir, mein teurer Fritz, sonst nichts zu melden, außer daß gleich nach eurer Abreise fünf Kerls in Majors Weinkeller eingebrochen sind. Die haben gleich zu Cellrich geschickt, damit noch ein Unteroffizier (!) dort schlafen soll.“ Das ist alles, was ich bis jetzt weiß. Da man weiß, daß es fünf Kerls gewesen sind, so vermute ich fast, daß man sie ertappt und gefiert hat. Vielleicht wird Schöler, welcher heute abend mit dem Prinzen kommt, etwas von der Sache wissen.

Mir geht es sonst sehr gut. Wir manövriren tüchtig und haben in der Nacht vom 21. auf den 22. ein Biwak gehabt, wo die Truppen im Freien lagern. Als das vorhergehende Manöver zu Ende war, wurde abgekocht, und die Offiziere nahmen ein fröhliches Mahl in einem großen Zelte ein, wo tüchtig gezecht wurde. Nachdem es dunkel geworden, ließ der General eine Husarenschwadron aufsitzen, um die Feldwachen der Gegenpartei zu allarmiren. Da ihm mehrere Pferde lahm geworden waren, so ritt er meinen Fuchs bei dieser Gelegenheit, ich den zweiten Schimmel, da der erste furchtbar den Tag über hatte laufen müssen. Wir kamen in einem tiefen Hohlwege einem Wagen entgegen, der Fuchs scheut und fährt den steilen, wohl 20 Fuß hohen Rand hinauf, daß Erdreich rutscht, aber mit ein paar kräftigen Sätzen war er oben. Es sah halsbrechend aus, und hätte das Tier nicht ein so ausgezeichnetes Hinterteil, oder riß der Reiter es im Zügel, so mußte es überschlagen. Bald darauf stieß man auf feindliche Kavallerieposten, sie rufen an, die Feldwache feuert, wird aber übergeritten und zurückgesprengt, und nun ging es in vollem Rennen auf die lodernden Wachtfeuer zu, um welche gekocht, musizirt und getanzt wurde. Das war nun ein heilloser Ritt, denn der Boden ist sehr steinig und von tiefen Wasserrissen durchschnitten. An ein Anhalten war nicht zu denken, denn die Husaren rasselten dicht hinterdrein. Wir trafen glücklich die passirbarste Stelle des kleinen Gebirgsbaches, welcher die Stellung des Gegners deckte; Schimmel stolperte glücklich durch, und plötzlich standen wir mitten im feindlichen Lager. Da entstand nun ein unbeschreibliches Getümmel, alle Trompeter bliesen zum Aufsitzen, die Trommeln wirbelten, die Offiziere stürzten herbei, ohne zu wissen, was denn eigentlich los wäre, und alles griff zu den Waffen. Es setzte natürlich einige scharfe Rügen wegen der mangelhaften Aufstellung der Vorposten, welche durch Infanterie nicht genug unterstützt gewesen waren, und das Ganze gab ein hübsches Bild aus dem Kriegsleben.

Morgen und übermorgen sind nun die beiden letzten Manöver, welchen der Prinz selbst beiwohnen wird; heute ist Ruhetag als am Sonntag. Ich muß jetzt zum Vortrag; dann nehme ich mein fünfzehntes Wellenbad, wohl auch das letzte. Um halb sechs abends erwarten wir den Prinzen. Adieu für heute! Wie freue ich mich des Wiedersehens. Hab ich Dich aber wieder, so laß ich Dich zum zweitenmale nicht wieder los.

Den 27. Auch Schöler wußte nichts Näheres über den Einbruch, und da niemand etwas geschrieben, so mag es wohl nicht so viel geworden sein. Dagegen ist Dein kleiner Schimmel lahm. Er hat sich in dem steinigen Boden ein Stück eben aus dem Huf gerissen. Der Kurschmied hält die Sache nicht für gefährlich, auch soll bloß mit kaltem Wasser gekühlt werden. Aber jedenfalls muß das Pferd acht bis zehn Tage stehen, und so kann ich ihn doch nicht, wie ich wollte, Dir nach Itzehoe mitbringen. Ein Glück ist es noch, daß die Sache erst zum Schluß der Manöver und hier passirte, wo Neuß das Pferd in seinen Stall nehmen und es verpflegen wird. Ich muß es dann später nach Berlin holen lassen.

Der Prinz ist gestern schon wieder zurück nach Berlin und reist erst den 3. k. Mts. auf dem „Prinzen Karl“ zu Wasser nach Lüneburg. Der Oberst und Kleist begleiten ihn. Ich habe jetzt noch das Abmelden, Einpacken und Bezahlen vor mir. Dann hoffe ich noch heute nachmittag einen kurzen Marsch vorwärts zu machen, etwa bis Weißensee und morgen nach Nordhausen. Adieu nun, liebes Herz, oder nun vielmehr bald auf Wiedersehen. Da ich hier keinen Brief mehr von Dir erhalten kann, so hoffe ich in Lüneburg Nachricht zu finden. Herzlich der Deinige

Helmuth.

Weimar, Belvedere, den 2. Juni 1844.

Liebe Marie. Wüßte ich Dich nur erst glücklich angekommen und sicher aufgehoben in Glückstadt oder Itzehoe. Du hast wohl schlimmes Wetter auf Deiner ersten, allein ausgeführten Reise gehabt; in Magdeburg regnete es entsetzlich, aber schon am folgenden Tage klärte es sich auf, und der Brocken glänzte mit einer silbernen Schneedecke im Sonnenschein. Du wirst wohl fast die ganze Tour in der Kajüte haben aushalten müssen. War es sehr voll und wer empfing Dich in Hamburg? Hoffentlich bist Du am Donnerstag noch nach Glückstadt gekommen, wo Jeanette Dich erwartet haben wird.

Vor meiner Rückkehr nach Berlin werde ich keine Antwort auf meine Fragen erhalten können, ich will Dir daher einstweilen einige Nachricht von mir zugehen lassen.

Um halb zwölf hatte der Prinz noch die Vortragsjachen zu unterschreiben, dann frühstückten wir ein Kotelett, fuhren noch zum Prinzen Albrecht heran und kamen noch rechtzeitig auf dem Bahnhof an. Mit Ausnahme eines Regentages

*) Diese hatte inzwischen sich mit dem Baron Cai von Brockdorf verlobt, der am Gericht zu Glückstadt angestellt war.

Google

haben wir das köstlichste Wetter gehabt, besonders reizend war der Tag, den wir nach beendetem Exerzieren in Maisdorf am Fuße des Harzes beim Grafen Asseburg zubrachten. Die Lage dieser Herrschaft ist unbeschreiblich schön. Nach einem guten Diner ritten wir die grünen Wiesen des Selke-Thales hinauf ins Gebirge zur alten Burg Falkenstein, welche der Graf hat restauriren lassen, und in welcher er voriges Jahr drei Könige, Preußen, Sachsen und Hannover, beherbergt hat. Der Blick von der hohen Turmwarte ist entzückend. Die steilen Bergwände sind mit dem prachtvollsten Buchenwald bestanden, tief im Thal braust die Selke unter den Rädern einer Papiermühle und am Horizonte dehnt sich die reiche, fruchtbare Ebene wie ein blaues Meer aus. Die Türme von Quedlinburg, zahllose Dorfschaften tauchen aus der weiten Fläche auf, und selbst der gewaltige Dom von Magdeburg ist bei einer Entfernung von sieben Meilen noch sichtbar. Hier erwachte in mir recht lebhaft der Wunsch, wer doch auch eine Scholle Land sein nennen könnte! Ganz zufrieden werde ich nicht eher sein. Dicht bei Maisdorf und nahe an der schönen Roßtrappe ist jetzt ein kleiner Besitz für nur 30000 Thaler zu erwerben unter ungemein guten Bedingungen. Die Lage kann nicht schöner gedacht werden. Hier würde ich mich ansiedeln, wenn ich so glücklich wäre, 15—20000 Thaler disponibel zu haben. Ich würde darum den Abschied nicht nehmen, sondern noch einige Jahre fortdienen, da ich mit der Eisenbahn in einem Tage nach Berlin hinkommen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Birschgang.

(Hiezu das Bild Seite 440.)

Im Gebirge liegt bereits der Schnee ziemlich tief, das Hochwild ist zwar noch feist, muß aber schon anfangen, sich an dem kurzen Grase und den zarten Moosen an geschützten Stellen zu äsen und tritt nicht mehr so häufig aus den Waldungen heraus, um den mit Wintersaat bestellten Feldern seinen abendlichen Besuch abzustatten. Es ist frischer Schnee, eine „Neue“, gefallen und der Jagdherr hat am Morgen die Fährte eines starken Hirsches mit einem ganzen Rudel von Tieren aufgespürt; eine Stunde vor Sonnenuntergang fährt er mit einem Freunde auf die Birsche, voraussichtlich der letzten im Jahre. Er hat den Wagen am Fuße der Berge zurückgelassen und ist weiter hinaufgestiegen, bis er das Ende der Fährte erreicht. Jeden Augenblick kann das Rudel heraustreten, daher ist die größte Vorsicht geboten; beide Jäger müssen über die helle Schneefläche heranschleichen, denn ein starker Hirsch äugt gar weit und scharf. Ein solches Anbirschen im Schnee ist keine leichte Sache, doch bald wird die Anstrengung belohnt, denn eben tritt das ganze große Rudel, den Hirsch an der Spitze, ins Freie und windet; doch ist der Wind den Jägern günstig, denn er steht ihnen entgegen; nur noch wenige Meter bis zur nächsten mit Schnee bedeckten Bodenerhöhung, und sie sind bis in Schußweite heran, und da sie, trotz des durch schwere Schneewolken verfinsterten Himmels, noch genügendes Büchsenlicht haben bei dem leuchtenden Schnee, so dürfte die schwere Kugel den Hirsch wohl bald aufs Blatt treffen. Waidmanns Heil bis zum Frühjahr!

Zur Weltausstellung in Chicago.

(Hiezu das Bild Seite 432 und 433.)

Noch ein Jahr trennt uns von der Eröffnung der Weltausstellung in Chicago. In allen bei einer solchen Ausstellung interessirten Kreisen ist die Frage: Sollen wir die Weltausstellung in Chicago beschicken, schon vielfach erörtert worden, und so viele Ansichten sich auch dagegen ausgesprochen haben, so sind doch noch weit mehr Stimmen für die Beschickung laut geworden. Gerade auch bei uns in Deutschland hat man sich eingehend sowohl von seiten der deutschen Reichsregierung als auch von seiten der Regierungen der einzelnen Länder eingehend damit beschäftigt, man hat alle nationalen und handelspolitischen Gründe, namentlich auch die Aussicht einer schon lange geplanten Weltausstellung in Berlin in eingehende Erwägung gezogen, und die Vorteile, welche die deutsche Industrie in allen ihren Zweigen von der Beschickung Chicagos davontragen würde, sind dabei so deutlich ins Auge gefallen, daß man nun keinen Anstand mehr nimmt, derselben das Wort zu reden. Auch die erschrecklichen Aussichten, die irgend ein mexikanischer Gelehrter dem Jahre 1893 und der Stadt Chicago gestellt hat, nämlich daß der Grund und Boden auf dem sie stehe, lange schon unterwühlt sei und deshalb das Gewicht der Ausstellungsräume nicht lange werde tragen können, hat bis heute noch keinen Industriellen abgehalten, dem Gedanken näher zu treten, und überall ist man nun schon beschäftigt, seine Vorbereitungen für die Weltausstellung in Chicago zu treffen. Die Zeitungen, allen voran natürlich die amerikanischen, wissen heute schon von allerhand Wunderdingen, die dort zu sehen sein werden, zu berichten; — wenn wir uns recht erinnern, ist auch so eine Art von Eiffelturm schon ernstlich in Betracht gezogen worden. Das Reichskommissariat für die Weltausstellung Chicago in Berlin entwickelt eine energische Thätigkeit, der es namentlich auch gelingt, eine Reihe von Transportvorteilen für die Besitzer zu erzielen. Die Ausstellung findet nach den Mitteilungen des Reichskommissars im Jackson-Park, einem an dem Ufer des Michigansees gelegenen, 1000 Morgen großen Park statt, in welchem gegenwärtig die zur Aufnahme der Schaustücke bestimmten Gebäude errichtet werden. Das bedeutendste unter diesen Gebäuden ist der Industriepalast, dessen Grundfläche etwa 900000 Quadratfuß beträgt. Deutschland hat in diesem Riesengebäude 100000 Quadratfuß, und zwar im Zentrum an einer der durch die Kreuzung der beiden Hauptwege gebildeten Ecken belegt. Außerdem erhält das deutsche Reich noch in dem für Kunst, Maschinen, Elektrizität, Landwirtschaft errichteten Gebäuden 105000 Quadratfuß, so daß der ihm zu Gebote stehende Raum im Ganzen 205000 Quadratfuß umfaßt. Ueberdies stehen Deutschland noch zur Errichtung eines deutschen Dorfes sowie zum Aufbau der Repräsentations- und Bureauräume im Freien Flächen von insgesamt 210000 Quadratfuß zur Verfügung, und es mag dabei namentlich auch noch hervorgehoben werden, daß die Plätze völlig kostenlos an die Aussteller abgegeben werden.

Betreffend die Frage des Transports des Ausstellungsgutes, muß bemerkt werden, daß die deutschen Eisenbahnverwaltungen sowohl bei der Hin- als bei der Rückbeförderung nur die halbe tarifmäßige Fracht in Anwendung bringen, während die amerikanischen Eisenbahngesellschaften bis jetzt freie Rückfracht und erhebliche Vergünstigungen für den Hintransport zugesichert haben. Nicht ausgeschlossen ist dabei, daß die amerikanischen Bahnen noch weitere Vergünstigungen zusichern werden. Ueber die für die Seebeförderung zu gewährenden Frachtermäßigungen sind die Verhandlungen noch nicht zum Abschluß gelangt. Es ist indessen auch hier eine erhebliche Ermäßigung in sichere Aussicht zu nehmen.

Ueber die bei der Beschickung in Betracht kommenden Zollvorschriften ist zu bemerken, daß nach denselben die Güter unter Zollkontrolle direkt nach dem Ausstellungsgebäude befördert, und erst dort einer Revision von seiten der Zollbehörde unterworfen werden. Die Schaustücke, die bei Schluß der Ausstellung nach dem Herkunftslande oder nach einem anderen, nicht amerikanischen Lande befördert werden, haben keinen Zoll zu entrichten, wenn sie mit den für Deutschland von dem Reichskommissar auszugebenden Beklebezetteln und Bescheinigungen versehen sind. Die amerikanische Regierung hat über den Schutz der Erfindungen und Handelsmarken eine sehr entgegenkommende Erklärung abgegeben; das bestehende amerikanische Gesetz, sagt sie, gewährt dem ausländischen Erfinder und Aussteller weitgehenden Schutz, so daß für die Dauer der Ausstellung in Chicago der Erlaß eines neuen Gesetzes nicht erforderlich ist. Sowohl unter dem allgemeinen Recht als auch nach dem Vertrage steht der Deutsche genau auf demselben Boden wie der heimische Fabrikant, so daß auch in dieser Hinsicht der Erlaß eines besonderen Gesetzes für die Dauer der Ausstellung überflüssig ist.

Mit dem 1. Januar 1892 ist der Termin der vorläufigen Anmeldungen zu Ende gegangen. Die Annahme der nach demselben noch einlaufenden Anmeldungen richtet sich nach dem jeweilig noch zur Verfügung stehenden Raum. Soweit nicht für einzelne Bezirke oder Industriezweige seitens der Reichsvertretung die Organisation der Beteiligung und die vorläufige Entgegennahme der Anmeldungen einer Zentralstelle ausdrücklich übertragen ist, sind die letzteren lediglich bei dem Reichskommissariat einzureichen; Anmeldungen, die direkt nach Chicago, ob nun an das dortige Ausstellungskomite oder an eine andere Stelle gerichtet werden, finden dort keine Berücksichtigung, sondern werden an den Reichskommissar abgegeben. Die Wahl der Geschäftsvertreter steht den Ausstellern selbst zu; im weiteren Verlauf der Ausstellungsvorbereitungen mögen wohl Persönlichkeiten genannt werden können, welche für gewissenhafte Wahrnehmung der ihnen übertragenen Geschäftsvertretung Garantien zu leisten imstande sind.

Die Ausstellung selbst, die am 1. Mai 1893 eröffnet und am 30. Oktober desselben Jahres geschlossen werden soll, wird sämtliche Zweige der Kunst und Industrie umfassen und dieselben in 12 Abteilungen, 172 Gruppen und 917 Klassen ordnen. Als ihre Hauptabteilungen nennen wir: Schöne Künste (Gemälde, Skulpturen und Dekorationen), freie Künste (Erziehungs- und Ingenieurwesen, öffentliche Arbeiten, Architektur und so weiter), Arbeits- und Erfindungsfortschritt, Maschinen, Elektrizität, Industrie, Land- und Forstwirtschaft, Fischerei, Weinbau und Blumenzucht, Bergbau und Metallurgie, Beförderungsmittel.

Die allgemeine Gestaltung und Ausschmückung der deutschen Abteilung erfolgt durch den Reichskommissar. Das Auspacken und Aufstellen der einzelnen Schaustücke liegt dem Aussteller ob; Dampf- und Wasserkraft wird der deutschen Abteilung in einer im voraus bestimmten Menge zur Verfügung gestellt und im Verhältnis auf die einzelnen Aussteller verteilt werden.

Eine eingehende Beschreibung des ganzen Ausstellungsgebäudes zu geben, ist heute noch nicht möglich. Eine französische Zeitschrift nennt den Kunstpalast den großartigsten Bau der ganzen Ausstellung. Seine Länge beträgt 565 Meter, seine Breite 265 Meter. Auf den Seiten erheben sich 86 Galerien, von denen aus man die ganze Halle übersehen kann. Die 18 Meter breite Columbia-Avenue durchschneidet das Gebäude in seiner ganzen Länge und kreuzt sich im Mittelpunkt desselben mit einer Straße von gleicher Breite. Der Kunstpalast selbst ist in korinthischem Stil aufgebaut und übertrifft an Schönheit alle anderen Ausstellungsgebäude. Vier große Eingänge in Form von Triumphbogen eröffnen den Zutritt in die Ausstellung, der ornamentale Schmuck ist ein beinahe überreicher und das Innere desselben ist mit einem künstlerischen Raffinement ausgestattet, wie es kaum irgendwo sonst zu sehen ist.

Chicago selbst, um auch der Stadt noch mit einigen Worten zu gedenken, die größte Stadt des Staates Illinois, hat einen wunderbar raschen Aufschwung genommen. Im Jahre 1804 gegründet, hat sie heute, nachdem 1871 der größte Teil ihrer Gebäude durch eine fürchterliche Feuersbrunst zerstört worden war, eine Einwohnerzahl von beinahe einer halben Million. Auf flachem, ehemals teilweise sumpfigem Terrain, an beiden Ufern des Chicagoflusses erbaut, ist sie wegen Ueberschwemmungsgefahr in ihrer Bodenfläche um 3 bis 4 Meter künstlich erhöht worden. Zahlreiche Brücken führen über den Strom, eine Reihe von Prachtgebäuden schmückt die Stadt, die durch eine großartige Wasserkunst mit Wasser versorgt wird. Die Universität von Chicago ist eine der besten in den Vereinigten Staaten. Der Eisenbahnverkehr in Chicago ist einer der großartigsten im Westen.

Aus Vorstehendem mag ersichtlich sein, in welch weitgehender Weise von dem Reichskommissar die Interessen der Aussteller berücksichtigt worden sind, und es bedarf sicher keiner ausführlichen Darlegung der Vorteile für Deutschlands Industrie, die ihr aus einer solchen Ausstellung erwachsen. Deutschland braucht ja auf keinem Gebiete einer Konkurrenz anderer Länder auszuweichen, und gerade Amerika, in welchem sich alle Länder und alle Nationen von jeher zusammengefunden haben, wird deutschem Fleiß und deutscher Erfindung ebenso gerecht werden wie denen jedes anderen Landes. Unter dem Schutze des Sternenbanners wird sich in Chicago ein friedlicher Wettkampf zwischen allen Nationen der Welt abspielen. Deutschland, dessen sind wir sicher, wird dabei in erster Reihe marschiren und wird alles das, was drüben zu sehen und zu lernen sein wird, mit der ihm eigenen Energie erfassen und verarbeiten, um an diese Errungenschaften wieder seine eigenen Fortschritte und Erfindungen zu knüpfen.

Die Villa der Kaiserin von Oesterreich auf Korfu.*)

(Hiezu das Bild Seite 436.)

Wenn seit einiger Zeit viel die Rede ist von der nördlichsten der Ionischen Inseln, von Korfu, so hat das seit nahezu drei Jahrzehnten — seit seiner ruhig gesicherten Zugehörigkeit zu Griechenland — wenig beachtete, zauberisch schön gelegene Eiland diese Wendung einer hochgestellten Schützerin zu danken. Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, auf der Suche nach einem stillen, weltfernen buen retiro, wohin der Zwang der Etikette und des Zeremoniells nicht dringt, kam auch nach Korfu und fand an dieser Insel, das als das Korkyra der Geschichte wie als das Scheria der homerischen Dichtung so reich ist an merkwürdigen Reminiszenzen, besonderes Gefallen; sie hegte alsbald den Lieblingswunsch, einen Teil des Jahres hier zu verbringen, wo ihr Natursinn Befriedigung fände durch den Genuß ungewöhnlicher landschaftlicher Reize, ihre poetische Richtung durch die Erinnerung an die Gestalten des griechischen Sängers wie an die vom Historiker verzeichneten Thaten. Provisorisch mietete sie eine Villa, zu welcher man durch eine hoch aufsteigende Bergstraße gelangt. Damit aber nicht zufrieden, faßte sie den Plan, sich im „Reiche des Alkinoos“ ein eigenes Heim zu gründen, ein den idealsten Forderungen entsprechendes; sie hatte in sich aufgenommen, was Alexander von Warsberg, der ausgezeichnete Verfasser der „Odysseischen Landschaften“ über Korfu geschrieben, sie glaubte mit ihm an die Identität der Insel mit dem Scheria des Homer, für ihren schwärmerisch angeregten, edlen Geist mußte die Idylle zwischen Nausikaa und dem „edlen Dulder“ sich hier und sonst nirgends abgespielt haben. Und Warsberg, damals österreichisch-ungarischer Konsul auf Korfu, war es denn auch, welcher von der Kaiserin mit der praktischen Durchführung ihrer Idee betraut wurde. In bessere Hände konnte diese Mission nicht gelegt werden. Ihm ist es wohl zuzuschreiben, daß die Wahl auf Gasturi, ein acht Kilometer von der Hauptstadt Korfu gelegenes Dörfchen, fiel. Ferdinand Gregorovius, in seinem Werke über die Insel, sagt speziell von Gasturi: „Dieser Ort ist durch seine entzückende Lage berühmt. Er senkt sich hier in eine vom üppigsten Baumwuchs bedeckte Schlucht hinab. Die malerischen weißen Häuser mit kleinen Höfen und Gartenterrassen haben fast überall eine Veranda aus Olivenstämmen. Die Frauen Gasturis gelten als die schönsten der Insel nächst denen von Levkimo. Ihrer viele sehen wir die Felsengassen auf- und absteigen, weißgeschleiert, schwarz oder blau gekleidet, mit goldgestickten Miedern, die Haarzöpfe mit rotem Band durchflochten und turbanartig um den Kopf gewunden . . .“ Warsberg sprach es oft als sein geheimstes Sehnen aus, sich hier anzubauen: ein früher Tod hat ihn hinweggerafft und ihm die Möglichkeit benommen, seinen Traum zu verwirklichen;

*) Vergleiche Band 64, Seite 171 und 172.

Zu rechter Zeit.

Roman von

Sophie Junghans.

(Fortsetzung.)

Volmar bewunderte, wie schon oft, die Leichtigkeit, mit welcher der alte Herr sich bei flüchtigen Besuchen und mit scheinbar geringer Aufmerksamkeit auf das, was ihn umgab, dennoch in den Gutsangelegenheiten zurecht fand. Es war überhaupt gut mit ihm fertig werden, so unverhohlen und scharf er auch jederzeit auf den eigenen Vorteil ausging; denn bei klarer Einsicht war er durchaus nicht eigensinnig, und er hatte im ganzen eine großartige, man hätte sagen können ironische Behandlung der Dinge, die dem jungen Manne ungemein zusagte.

Jetzt zündete er sich gleich im Abfahren und ohne einen Abschiedsblick auf den Gutshof — denn mit solchen Sentimentalitäten gab er sich nicht ab — eine feine Cigarre an, offerirte seinem Gefährten auch eine, und dann wurde die halbstündige Fahrt nach dem Bahnhofe den geschäftlichen Erörterungen, das heißt, den Verwaltungsangelegenheiten des ansehnlichen Landkomplexes, welchen die beiden Güter Almrod und Rienstein bildeten, gewidmet. So kam man auf der Station an, ohne daß Wolfgang Volmar Zeit zu mehr als einem flüchtigen Gedanken an die übrigen Wagen und die etwaigen Platzarrangements ihrer Insassen gehabt hätte. Das Halbverdeck war dem Jagdwagen und dem Landauer voraus gewesen. „Ich hoffe, die übrigen Herrschaften da hinten sitzen zu ihrer Zufriedenheit,“ meinte Wolfgang einmal, den Kopf um das Verdeck herum aus dem Wagen streckend in dem vergeblichen Versuche, in dem Landauer, der in einiger Entfernung nachkam, jemand zu erkennen.

„Warum sollten sie nicht,“ sagte darauf der Baron; „Platz genug haben sie. Auch ist ja die L'Estoq dabei; die wird schon dafür gesorgt haben, daß alle Welt zufrieden ist, die versteht das.“

Ein Eisenbahnperron, auf den sich zu den schon dort wartenden, hin und her schiebenden Menschengruppen jetzt noch die Gesellschaft aus den Wagen von Hof Almrod ergoß; die Unruhe eines Bahnhofes, das Rollen und Rasseln, das Pfauchen und gellende Pfeifen; dabei eilige Gepäck- und Billetbesorgung — und dann aber doch noch, unerwartet und unbegriffen sogar, da der Blitzzug selten unpünktlich ist, ein paar geschenkte Minuten, über die Zeit hinaus — das waren Ort und Umstände dieses letzten Zusammenseins mit Marien für Wolfgang Volmar. Das heißt, wenn man Zusammensein nennen konnte, daß sie und er sich auf eben diesem häßlichen Bahnhofsperron, in allem diesem Getöse, jetzt gleichzeitig befanden. Das war alles, denn genähert hatten sie sich einander heute morgen noch nicht. Sie war immer inmitten anderer, und er mußte neben dem alten Baron ausharren, dem gerade jetzt noch mancherlei einfiel, was er dem Administrator zu sagen hatte. Kaum daß Wolfgang seine Gelegenheit ersehen hatte, aus der Entfernung einiger Schritte den Hut vor Marie zu ziehen, ritterlich höflich, wie es ihm so gut stand. Und sie hatte gedankt, so schien es ihm wenigstens, wie sie jedem andern gedankt haben würde. Was sie übrigens unter diesen Umständen anderes hätte thun können, wäre schwer zu sagen gewesen.

Und so verging die unwiederbringliche Zeit. Sie war eigentlich schon vergangen. Denn der Schnellzug hätte da sein müssen, und seine Verspätung veranlaßte bei der wartenden Gesellschaft schon einige gleichmütige Bemerkungen des Inhalts, daß derselbe vielleicht irgendwo in der Nähe in einen andern Zug gerannt oder entgleist sei.

Jetzt aber ging eine vermehrte Bewegung durch das Personal und das wartende Publikum. Das Signal von der letzten Station war endlich da. Nun würde es nur noch einige Minuten dauern. Eine Verschiebung der wartenden Gruppen hatte stattgefunden. Wolfgangs Augen gingen sofort suchend ihren gewohnten Gang; die schlanke Gestalt in dem reitkleidartigen Reiseanzug und dem kleinen Hute stand nicht mehr auf ihrem Platze von vorhin zwischen Baron Tony und dem albernen kleinen Franzosen, dem jungen Saint-Onge. Und nun mit einemmale packte es ihn wie Angst . . . er mußte ja doch seinen Abschied von ihr nehmen, und wenn es nur mit einem armen Höflichkeitsworte sein sollte. Herr Gott, wenn es dazu jetzt nicht mehr kam in dem Tumulte des Einsteigens, der übereilten Abfahrt!

Ein Augenblick herzschnürender Pein und dann atmete er tief auf aus der breiten Brust. Und zugleich fühlte er, daß es nicht anders hatte sein können. Marie war mit einemmale dicht neben ihm.

Aber dem Glücksstrahl aus seinen Augen bei ihrem Anblicke begegnete kein ähnliches Licht in den ihren. Sie sah ihn vielmehr an wie mit schmerzlicher Verwunderung. Und nun sprach sie rasch und halblaut, bewegt, wie er ihre Stimme nie gehört hatte: „Ist es denn möglich? Sie wollten es wirklich thun . . .“

Sie brach ab. „Was, mein gnädiges Fräulein . . .?“ Er war glücklich in diesem Augenblick; er konnte es nicht hindern . . . die Erregtheit des sonst so ruhigen holden Gesichtes wirkte auf ihn wie starker Wein.

„Uns abfahren lassen, ohne — ohne . . .“

„Ohne Lebewohl, ja —“ er sprach ebenfalls hastig und mit gedämpfter Stimme — „denn Ihnen ein solches zu sagen ziemt sich nicht für mich — . . . ohne mich alleruntertänigst zum Abschied zu empfehlen — nein . . . ich hatte mir vorgenommen, im allerletzten Augenblick anzutreten . . .“

Sie schien unschlüssig, was zu sagen, und sah ihn nur immer noch wie verwundert und vorwurfsvoll an. Jetzt brauste der Zug in der Entfernung von einigen hundert Schritten um die letzte Kurve heran; kein Mensch achtete auf die zwei; Volmar sah, daß er das junge Mädchen auf einige Sekunden noch für sich hatte, als wären sie beide auf einer wüsten Insel. Inmitten des brausenden Gewühls sah und hörte sie wirklich in diesem Augenblick nur ihn. Und nun packte ihn das Trennungsweh und schmolz und trübte den sonst so scharfen, kühlen Blick der hellen Augen. Aber dennoch bannten sie die ihren . . . die beiden standen Blick in Blick . . . das Mädchen zitterte . . . sie fühlte, daß ihre Seele jetzt bloß vor ihm lag . . . nichts, nichts, nicht Etikette, nicht Form, nicht Blasirtheit wollte dienen, nun einen Schleier über dieselbe zu ziehen.

Da kam der letzte Augenblick, denn der Zug rasselte eben herein. Und nun, von seinem Tosen verdeckt, raunte des Mannes Stimme noch mit qualvoller Hast an ihr Ohr:

„Ich weiß ja, daß ich entbehren muß — Sie, wie fast alles Gute im Leben. Aber ich beiße die Zähne aufeinander . . . es geht in einem hin . . . ich überwinde dies. Sie aber . . . Sie . . . Sie . . . thun Sie das eine wenigstens nicht . . .“

„Was?“ schienen ihre lautlos halb geöffneten Lippen und angstvollen Augen zu fragen.

„Was man von Ihnen zu verlangen scheint . . . der Preis, um den Sie die Millionen haben sollen. Kind — um Gotteswillen, zahlen Sie ihn nicht . . .“

Sie wendete sich jäh von ihm ab — mit einem stolzen Erröten, wie er gerade noch zu sehen glaubte. Aber auch dies sollte nicht das Letzte sein. Ein scharfer, dröhnender Ruf von hinten . . . Wolfgang fühlt einen Stoß an der Schulter . . . begreifen und Marie zurückreißen war für ihn eins. Sie waren aber schon zu nahe gewesen — an dem hochgetürmten schweren Handwagen mit Gepäck nämlich, der eben von Bahnhofsbediensteten eilig herangeschoben wurde — um völlig ausweichen zu können. Und so deckte denn Wolfgang, über sie gebeugt, mit seiner ganzen Person die Gestalt Mariens, die er schützend an sich gerissen hatte, während das Ungetüm, ein wahrer Juggernauthskarren, mit gefährlich an der Seite überstehenden, riesigen Gepäckstücken belastet, vorbei gewälzt wurde. Eine Ewigkeit von zwei, drei Sekunden hielt er sie so, und sie lag völlig still und machte sich, als die Gefahr vorüber war und er sich jetzt aufrichtete, nur ganz langsam aus den Armen los, die sie allerdings auch mit dem leisesten Zögern freigaben.

Dann aber reichte er ihr, wie zu fernerem Schutze vor solchen Zufällen den Arm; sie nahm denselben ohne weiteres an, und er führte sie so selbstverständlich ruhig an ihr Coupé, als ob er von allen hier Anwesenden der allein dazu Berufene sei.

„Geschwind, mon enfant!“ rief schon von drinnen die L'Estoq, eine leichte Betroffenheit bei diesem Anblick geschickt verbergend. Und nun hob er sie hinein, überzeugte sich davon, ob die Damen bequem säßen, und sprang dann zurück, sich, den Hut in der Hand haltend, nunmehr zu verabschieden. Da reichte Marie, die ihre gewöhnliche Ruhe und Sicherheit jetzt völlig wiedergefunden hatte, ihm die Hand heraus. „Adieu, Herr Volmar . . . es war schön,“ sagte sie mit sanfter, klarer Stimme, dabei den Blick mit einem unerklärlichen Ausdruck, mutig und zugleich schmerzlich, in den seinen tauchend.

Er, auf dessen Antlitz die scharfen Augen der Französin hinter Marien ruhten, gab sich den Anschein, als ob er die Worte nur auf das Gut Almrod beziehe. Sie würde ihn doch verstehen. „Ich dachte wohl, daß es Ihnen auf dem Hofe vielleicht gefallen könnte,“ sagte er. „Und werden Sie uns die Freude machen, einmal wieder zu kommen?“

Und nun kamen ihre letzten Worte, leise und fest: „Ich weiß es kaum . . . so bald wohl nicht.“ Und der kräftige Mann erblaßte leicht, hob noch einmal den Hut zu respektvollem Gruße und trat dann rasch von dem Coupé fort, in die den Perron besetzt haltende Menge zurück. Marie hätte kein Weib sein müssen, wenn ihre Augen nicht noch einmal fast leidenschaftlich suchend über diese Menge gestreift wären, als der Zug sie gleich darauf an derselben vorbeitrug. Es war aber vergebens. Was sie, zum letztenmale, wie sie sich einredete, gesehen zu haben wünschte, was zu sehen sie jetzt plötzlich, so schien es ihr, ein Jahr ihres Lebens gegeben haben würde, das sah sie nicht. Der Herr Administrator des Papa hatte sich in dem Gewühl verloren und war nicht mehr zu entdecken.

Sobald man den Bahnhof verlassen hatte, machte es sich Madame bequem, nahm dankend den neuesten „Figaro“ an, den ihr der junge Saint-Onge, welcher mit den Damen im Coupé saß, zur Lektüre bot und meinte, Marie bedeutungsvoll zunickend:

„Eine ganz hübsche Episode, nicht wahr, Liebe? Aber ich bin doch im ganzen froh, daß sie vorüber ist.“

XXII.

Wenn tobender Beifall, Lorbeer- und andere Kränze, halbdutzendmaliger Hervorruf, ein von Erregung und Begeisterung überschäumendes Publikum einen Triumph ausmachen, so hatte Hugo Lippert wieder einmal einen solchen zu verzeichnen, als er nach seinem „Siegfried“ endlich, nachdem er sich immer und immer wieder vor den Lampen hatte zeigen müssen, in seine Garderobe zurückkehrte. Noch brausten ihm die Ohren von dem Getöse, welches eben seine und der Wagnerschen Muse Verehrer draußen vor dem Vorhang verführt hatten; dieses echt moderne Publikum des echt modernen Meisters in jener aus Unterhaltungsgier, Verwunderung über das derselben Gebotene, späterer Ermüdung und Langenweile und endlicher starker Erregung aller Sinne zusammengesetzten Stimmung, welche aber auch erst während einer fünf-, sechsstündigen Theatersitzung ausreifen kann und dann, am Ende derselben, allerdings sogar aus einem Philister — und vorzugsweise aus diesem — einen zeitweise Halbtollen gemacht hat.

Kein Wunder, wenn er, dessen mächtiger Atem diese Waberlohe eines nervösen Enthusiasmus heute zumeist angefacht hatte, dadurch auch wieder einigermaßen aus dem Gleichgewicht geworfen war! Daß er sich eine Weile noch als der Halbgott fühlte, als welcher ihn sogar der bescheidene, aufrichtig begeisterte alte Theaterdiener anstarrte, der eben vor ihm die Thüre zur Garderobe aufriß und sie dann ehrfurchtsvoll hinter ihm zuzog. Die Spannung aller Nerven hielt noch vor, während er sich umkleidete und dann eilig sich in das nahegelegene Conversationshaus begab — man befand sich in Baden-Baden — in dessen eleganten Restaurationsräumen und zwar in einem üppigen Separatzimmer derselben eine auserlesene kleine Gesellschaft von Verehrern und Verehrerinnen ihm ein ebenso auserlesenes kleines Abendessen gab.

Kein Wunder — nochmals sei es gesagt — wenn jene Verfassung eines ins Riesenhafte erhöhten Selbstgefühls auch hier noch anhielt, nein wuchs, beständig genährt bei dem über alles Maß hinaus

von diesen Menschen Gefeierten. Es waren einige Ehepaare, reiche Leute, eigens zugereist, um die Oper zu hören, dann der Intendant des Hoftheaters und ein paar Kolleginnen. Wie man sich und ihn mit berauschte mit überschwenglicher Bewunderung seiner Leistung! Wie die Männer, üppige Geldleute, eben zu jener Kunstraserei des sonstigen Philisters gesteigert durch die lange, ermüdende und zugleich aufregende Opernvorstellung, jetzt ihrer Begeisterung keinen Ausweg wußten, als den Wein in Strömen fließen zu lassen; die Frauen aber, ebenso sinnlich erregt, ihn öffentlich umgaben mit der dreisten Anbetung, welcher diese Ausnahmestimmung der ganzen Gesellschaft nun auch noch den letzten Schleier abzog! Wie ihn die begehrlichen Blicke der einen suchten, ohne Scham und Scheu vor dem Gatten, der als Wagnerjünger ja „großartig“ genug empfinden mochte, nun auch in diesem Falle die Natur zu verehren, die das echte Weib zum echten Manne zog! Wie er beim Hinüberreichen der Fruchtschale seine Finger heiß von den heißen Fingern der andern umschlossen fühlte, die ihm dabei, gedeckt von dem Lärm der aufgeregten Gesellschaft, noch überdies schmachtend zuflüsterte: „mein Siegfried“, während er zugleich das Knie der dritten, ihm zur Linken Sitzenden, kosend an dem seinen, ihre Sohle auf seinem Lackstiefel spürte!

Und, wie gesagt, keines dieser Weiber, welches sich durch den anwesenden Gatten im mindesten gestört gefunden hätte in dieser seltsamen Kunstbegeisterung mit ihrem bedenklich frivolen Beigeschmack. Die Männer waren ja ebenfalls hingerissen, und wenn sie ihrerseits Busen und Arme der beiden anwesenden Theaterdamen unverhohlener und feuriger bewunderten, als dies in einer vorwagnerischen Periode in Gegenwart ihrer Frauen angänglich gewesen wäre — jetzt war dies ein anderes, da die prunkende Pracht der Glieder des Weibes der Gegenstand eines Kultus geworden war, der, je freier und öffentlicher man ihn trieb, desto mehr die Höhe der Kunstbildung bekundete.

Ja, das war eigentlich das schönste an der neuen Lehre und dem Bayreuther Evangelium — diese glatten Lebemänner und diese von jeher verzieckt üppigen Weiber brauchten sich nur gehen zu lassen, und sie fanden sich auf der Höhe des modernen Standpunktes, fast zu ihrer eigenen Verwunderung. Alles, woran sie bisher ihre Lust gehabt hatten, durfte ihnen ferner auch gefallen: die stark sinnliche Seite, welche das Philistertum häufig aufzuweisen hat, fand ihre Rechnung, und wie! während zu gleicher Zeit die oft riesenmäßige Langeweile, die man bei den Musikdramen des Meisters in den Kauf nehmen mußte, eben diesem Philistertume aufs herrlichste entgegenkam und die Gewissen förmlich beruhigte. Das war der Ernst der Kunst! Neu für diese Verehrergemeinde vielleicht, aber auch freilich unerläßlich war nur, daß man sich dem Dienst des Schönen in Gestalt herrlich hehrer Leiber jetzt eben so offen hingab, wie man es früher verstohlen und heimlich gethan hatte. In dieser Unverhülltheit bestand die Genialität!

Und so nahm denn auch dieses Zusammensein bei reichlichem Soupiren und noch reichlicherem Trinken den besten und schönsten Verlauf. Alle Teilnehmer fanden ihre Befriedigung und nicht am wenigsten der Wirt, da man bei der Marke Heidsick schon ziemlich frühe angelangt und dann bei derselben stehen geblieben war. Der Lärm, den die aus fünf Paaren bestehende Gesellschaft machte, war ein erstaunlicher; die Lebensgeister, die das alles nach der anstrengenden Theatervorstellung noch so lange aushielten, waren es auch und legten Zeugnis davon ab, daß die dermalige Generation denn doch viel vertragen kann und nicht ganz so schwachnervig ist, wie man manchmal glauben möchte.

Wer der Sache am ersten müde wurde, das war der Held des Abends, Siegfried-Lippert selber, und kein Wunder, nach der Leistung, die er hinter sich hatte. Er war von Anfang an ziemlich mäßig gewesen. Einmal lag das Gegenteil nicht in der Natur des Kantorsohnes und dann — wenn man eine solche Kehle zu schonen hat! Vorsicht — eine fast ängstliche Vorsicht — bildete einen Grundzug seines völlig nüchternen Charakters. Und wenn ihn wirklich die starke Nervenerregung heute stellenweise über sich selber hinausgehoben hatte, und er dann, in der bequemen Lage des von den Damen hier Vergötterten — die anwesenden Kolleginnen nicht mit inbegriffen, denn die vergötterten ihn durchaus nicht — sich ziemlich passiv verhalten durfte und sich auf Blicke und Händedrücke und andere körperliche Mitteilungen unter der Oberfläche beschränken, so wollte auch dazu jetzt die Lust nicht mehr reichen; er wurde der Sache überdrüssig, tötlich überdrüssig, die Abspannung überwältigte ihn.

Der Intendant, mit geübtem Scharfblick, merkte ihm seinen Zustand zuerst an. Und sofort kam er ihm zu Hilfe. „Meine Herrschaften,“ begann er mit der Fertigkeit des Toastredners, „dem Glücklichen schlägt bekanntlich keine Stunde, wir haben aber jetzt so viele Stunden nicht schlagen hören, daß mir ordentlich bange davor ist, zu erfahren, an welcher wir eigentlich halten. Ich möchte daher, der Menschheit gewissermaßen verantwortlich für unsern Unvergleichlichen hier,“ mit einer schwungvollen Handbewegung nach dem Sänger hin, „in Vorschlag bringen, daß wir die Sitzung vertagen ...“

„Oho, nichts da ... noch lange nicht ... wir fangen ja kaum an ...“ und ähnliche Rufe, auch die Damenstimmen dazwischen, lebhaft abwehrend, girrend, schmollend. Aber der Intendant, halblaut, an den zunächst sitzenden Herrn gewendet, fiel in einen andern Ton: „Er muß jetzt ruhen ... ich leide nicht, daß er länger sitzt ... wir versündigen uns an seiner Stimme ... das wollen wir, seine Freunde, doch nicht auf uns nehmen ... Geben Sie der Frau Gemahlin einen Wink ... es ist Zeit ...“

„Sie haben recht ... um Gotteswillen, keinen Augenblick länger,“ meinte nun auch der fast ernüchterte Herr zur Linken, ein wohlhabender Wagenfabrikant aus Dresden, der sich in diesem Augenblick wie der Schutzgeist der künftigen deutschen Oper vorkam. „Flora! ...“

Schon schwieriger war es, Frau Flora zu verständigen, da sie, in dem tollsten Gemisch von Nibelungen- und Champagnerstimmung und dazu ganz gewöhnlicher Verliebtheit, kaum bewogen werden konnte, ihre Augen von dem Antlitz ihres Siegfried loszumachen und auf den in diesem Augenblicke ihr unendlich gleichgiltigen, wenn nicht lästigen Gefährten ihres Alltagslebens, ihren Gatten nämlich, hinzuhören. Endlich aber gelang es dem Herrn Wagenfabrikanten doch, ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen und sie ins Interesse zu ziehen. Der Halbgott zollte dem Irdischen seinen Tribut, er war abgespannt, müde, man hatte ihn schon ein paarmal verstohlen durch die Nase gähnen sehen. Da war es an der Zeit, einen Akt großartiger Selbstverleugnung zu üben, sich selber aus dem Himmel zu verbannen, mit andern Worten: an den Aufbruch zu mahnen.

Sie thaten es mit den überschwenglichsten Ausdrücken des Bedauerns, daß diese einzigen Stunden nun vorüber, für ewig vorüber seien, wie Frau Flora klagte, nach der Hand des Allgefeierten über den Tisch herüber haschend. Es war die linke, die sie zu fassen bekam, während die Nachbarin auf der einen Seite sich seiner rechten bemächtigte und dieselbe plötzlich ungescheut — das großartige Weib schämt sich der Regungen einer kräftigen, schönen Natur nicht — an ihre Lippen zog. Herr Hugo Lippert schnellte zwar jetzt empor, aber es gelang ihm nicht gleich, sich frei zu machen.

„Da sehen Sie ... sie zerreißen ihn fast, wie die Bacchantinnen den Orpheus,“ meinte der Intendant halblaut etwas boshaft zu der Sängerin neben ihm.

„Wenn's ihm nur net amol die Ohr'n abbeiß'n,“ bemerkte diese Dame darauf kühl in ihrem heimischen Wiener Dialekt.

Hugo Lippert aber hatte jetzt der Sache ein Ende gemacht. Die Weiber waren ja rein des Teufels! Für den Heimweg mußte er sie jedenfalls los werden. Jetzt etwa abschiednehmend und lange Händedrücke austauschend vor so und so viel Hausthüren stehen ... nein, um den Preis kaufte man selbst ein solches Souper nicht!

„Die Herrschaften werden mich entschuldigen,“ rief er plötzlich in den Lärm hinein, „ich fürchte aber —“ hier verstummte er sehr wirksam und zeigte auf den Mund und die kostbare Kehle. „Das Zimmer ist zu heiß ... aber ich will niemand stören ... bitte ...“

Damit war er hinaus, in voller Flucht. Sie standen verblüfft, als aber dann Frau Flora sich zuerst der Situation gewachsen zeigte und nachstürzen wollte, indem sie klagend rief: „und wahrscheinlich kein Mensch draußen, der ihm behilflich ist, der sich darum kümmert, ob er sich auch gut verwahrt ...“ da vertrat ihr der Intendant geradezu den Weg, legte seine Hand beschwichtigend auf den vollen Arm der Dame und bat sehr bestimmt:

„Meine verehrte Frau, überlassen Sie ihn jetzt unbesorgt sich selber ... verzeihen wir ihm den etwas unvermittelten Abgang — was verzeiht man dem Genie nicht alles! Und dann ist Lippert sehr vorsichtig, ich kenne ihn. Und darauf kenne ich ihn auch; er spricht jetzt kein Wort mehr ... die Stumme von Portici ist redselig gegen ihn, wenn er sich einmal vorgesetzt hat, seinen Hals schonen zu wollen. Ja, ja —“ mit seinem Satyrlächeln die Gruppe der Damen streifend, „solche kleine Launen unserer Helden müssen wir uns gefallen lassen!“

„Natürlich ... selbstverständlich ... er hat ganz recht,“ hieß es von seiten der Herren. „Er lebe ... unser Siegfried lebe!“ ... Etwas schwankenden Ganges ging der letzte Sprecher umher, von einem zum andern, um mit ihnen anzustoßen. Man kehrte an den wüsten Tisch zurück, füllte noch einmal die Gläser; jener fuhr fort, das seine mit unsicherer Hand hoch hebend: „in seinem Namen, meine Verehrten, lassen Sie uns noch eine Viertelstunde zusammenbleiben ... vielleicht geht es Ihnen wie mir — mein ganzes Innere sträubt sich dagegen, aus diesem durch seine Gegenwart geheiligten Raume jetzt in die kalte, nüchterne Außenwelt zurückzukehren!“

Applaus, Gelächter und schließlich allgemeine Zustimmung durch die That. Man setzte sich noch einmal, indem der Intendant, den langen Schnurrbart wischend und sehr dicht an die hübsche Soubrette heranrückend, meinte: „der Mann hat recht; hier drinnen ist es allerdings weder kalt — wenigstens so nahe an Ihrem warmen Herzen nicht, liebes Kind — noch auch sind wir, wie mir scheinen will, ganz nüchtern ... Was? möchten lieber fort? Morgen früh um zehn Probe? ah bah ... bis dahin können Sie noch genug schlafen, und Sie liegen ja sonst alle Tage bis zehn, elf Uhr im Bett ... Murmeltierchen Sie!“

Indessen hatte Hugo Lippert, warm eingehüllt, mit in die Höhe geklapptem Kragen, das seidene Tuch sorgfältig vor Mund und Nasenöffnung haltend, rasch die kurze Strecke vom Conversationshause zu seiner Wohnung, die sich diesmal im Hotel befand, durchschritten. Sowie ihn die angenehme Temperatur des leicht erwärmten Vestibüles umfing, lockerte er die Verpackung seiner Person und stieg nun mit aufgeknöpftem Ueberzieher langsam die schöne, flache, teppichbelegte Treppe zum ersten Stock hinauf, um so einen allzu raschen Uebergang aus der Frostluft draußen in die seines geheizten Zimmers zu vermeiden. Dabei ließ er, jetzt, da er sich glücklich losgemacht hatte, mit Gemütsruhe die Scenen der letzten paar Stunden vor seinem Geiste vorüber gleiten und brach, er konnte es nicht hindern, hier für sich allein in ein breites Lächeln aus beim Gedanken an die großartig unzweideutigen Demonstrationen seiner Verehrerinnen.

Sie trieben es ein bischen toll, die Weiber — aber er konnte es sich gefallen lassen, da das eheliche Band, welches diese drei wenigstens fesselte, ihm ja zugleich seine Freiheit gewährleistete. Verliebt, mehr oder weniger ernstlich, waren sie alle drei in ihn, aber so lange diese Narren von Männern nichts dagegen hatten, blieb ja die Sache völlig ungefährlich und die handgreiflichen Huldigungen in Gestalt von üppigen Soupers nicht nur, wie das heutige, sondern auch von kostbaren Geschenken, Brillantknöpfen, Nadeln, Bronzen, Stehuhren, Vasen und was nicht alles zur Ausschmückung seiner Gemächer — nun die waren immerhin mitzunehmen.

Gefallen that ihm von diesen dreien eigentlich nur eine. Sie war nicht übel; eine magere Blonde, aber voll Leidenschaft. Sie gerade konnte aber auch gefährlich werden, denn er hielt sie für fähig, Mann, bürgerliche Stellung und alles über Bord zu werfen und sich dann öffentlich in seine Arme zu stürzen. Und dann hätte er sie auf dem Halse! Brr ...

eine wahre Leidenschaft der Angst und Abneigung konnte ihn packen bei solchen Vorstellungen! Um Gotteswillen sich seine Carrière nicht verderben durch die Weiber! Nur das nicht!

Zwar gedachte er keineswegs immer ledig zu bleiben. Wenn er aber, am Ende der Perspektive einiger Jahre noch, an eine Heirat dachte, so schwebte ihm da, in reizend verschwimmenden, leuchtenden Farben und Umrissen, etwas ganz Außerordentliches vor. Gottbegnadeter Künstler, der er war — sie redeten und druckten es ihm ja zum Ueberdruß vor — konnte er ja auch da auf ein glänzendes Schicksal rechnen. Eine Prinzessin schien kaum zu vornehm; eine solche konnte sehr wohl einmal in Betracht kommen. Eine deutsche freilich? Dafür gab es wohl kaum einen Präzedenzfall. Eine russische oder bulgarische Fürstin aber . . . warum nicht? Oder, was eben so gut war, eine amerikanische so und so viel hundertfache Dollarmillionärin!

Denn er hatte Glück, er fühlte es. Nicht nur, daß sich die Damen jetzt gewohnheitsmäßig in den berühmten Wagnersänger im Glanze der zu seinen Rollen gehörigen blonden und bärtigen Heldenschönheit verliebten, nicht nur, daß er, wenn er letztere in der Garderobe abgelegt hatte, immer noch einen ganz erwünschten Eindruck auf diese sich für alles was Mode ist so gern entzündenden Geschöpfe machte und daß er ferner innerlich nüchtern genug war, um aus diesem Eindruck Vorteil zu ziehen ohne sich fesseln zu lassen, auch darüber hinaus noch hatte er Glück. Denn was ihn bis vor einiger Zeit bisweilen furchtbar geängstigt hatte, der Schatten, den eine einzige Stunde vor nunmehr Jahresfrist aus dem verwünschten Hause in Hessenstadt heraus auf seine glänzende Bahn geworfen hatte, der war verschwunden; wenigstens schien Hugo seinem Bereiche entrückt; er gewahrte ihn auf seinem Wege nicht mehr.

Nicht mit voller Deutlichkeit dachte er jetzt hieran, aber an der selbstgefälligen Stimmung, die ihn heute wahrlich beherrschen durfte, hatte die Abwesenheit jener Sorge doch auch ihren Anteil.

Durch den noch von elektrischem Lichte taghell beleuchteten eleganten Korridor des schlafenden Hauses schritt er auf dickem Teppich geräuschlos hin, vorbei an den hohen Spiegeln, in deren jeden er sogar jetzt einen Blick warf nach dem großen, vielleicht schon etwas aufgedunsenen aber wirklich stattlichen Manne, welcher vorüber ging, an den Thüren mit der sprechenden Garnitur der Stiefeln und Stiefelchen davor, bis zu der hohen Flügelthüre seines eigenen Zimmers. Schon griff er nach dem gewohnten Schlüsselhaken, als er sah, daß der Schlüssel steckte. Nicht einmal herumgedreht war derselbe, was ihn ein wenig von dem Personal des Hotels ärgerte; er fand das unordentlich.

Im Zimmer brannte das Gas, trübe gegen den von dem Korridor thürbreit hereinflutenden Strom des elektrischen Lichtes. Als er diesen jetzt ausschloß, war er noch wie geblendet und so gewahrte er erst nach zwei, drei Sekunden, daß er nicht allein im Zimmer war.

Er schrak leicht zusammen. Was er empfand, war erst doch nur ein Unbehagen, da er an einen Irrtum, dann an den Akt einer geistesgestörten Person dachte. Es war ein Frauenzimmer, welches in Hut und Mantel wie wartend in einem der Sessel am Tische saß, ohne sich jetzt groß zu rühren, als der Bewohner des Zimmers eintrat. Lippert drehte das Gas in die Höhe und wendete sich der Person zu, eine etwas frivole Frage auf den Lippen. Da erblaßten diese Lippen, und die großen weißen Zähne schlugen dem Manne aneinander vor Entsetzen. Die Stimme versagte ihm vollständig, so daß sein sonderbarer Besuch jetzt das Schweigen brechen mußte.

„Ich bin's,“ sagte sie tonlos. „Ich sehe wohl, daß Du mich erkennst, an Deinem Schrecken. Es wundert mich übrigens, und bei Dir muß es das böse Gewissen machen. Denn ich glaube, jetzt könnte meine eigene Mutter an mir vorübergehen, und hätte im ersten Augenblick keine Ahnung davon, wer ich wäre.“

Wie sonderbar ruhig sie sprach. Und dabei — sie hatte recht — ihr fürchterlich verändertes Aussehen! War sie etwa doch — er sah sie mit Furcht und Grauen an . . . Ein anderer hätte wahrscheinlich zugleich oder zu allererst Mitleid empfunden bei dem Anblick einer solchen Zerstörung, aber diesem Gefühl war seine Natur nicht leicht zugänglich. Und dann machte sich, da er doch merken mochte, daß sie leidlich zurechnungsfähig sei, das Peinliche, Gefährliche der Lage mehr und mehr geltend; in fast weinerlich klagendem Tone, aber mit gedämpfter Stimme, sprach er sie endlich an:

„Was, um Gotteswillen, soll dies heißen? Hierher zu kommen, zu mir ins Hotel . . . das Personal hat Dich doch gesehen . . . Du hast am Ende gar gefragt nach mir . . . natürlich wirst Du gefragt haben . . . Dich und mich so zu kompromittiren . . . Mädchen — bist Du denn wahnsinnig? . . .“

Sie blieb regungslos sitzen, wie stumpf und teilnahmlos immer auf dieselbe Stelle des Teppichmusters starrend. Jetzt schon ganz giftig in seiner Verlegenheit und Verzweiflung wollte er eben wieder anfangen auf sie einzusprechen, da hob sie den Kopf und die Augen, aber nicht bis zu ihm; sondern an ihm vorbei ins Leere blickend griff sie eines seiner Worte heraus:

„Mädchen, sagt er, Mädchen! . . .“ dann endlich den trüben stieren Blick auf sein Gesicht gerichtet: „Das Kind war tot, als es kam, vor sechs Wochen — ich wäre auch beinahe darauf gegangen. Aber die Doktoren meinen, sie dürften so 'was nicht leiden . . es sind ihrer zwei gekommen . . . Auch der Mühe wert! wirst Du denken! Und da haben sie mich wieder so weit gebracht, wie ich jetzt bin. Wie viel besser“ — in sonderbar leidenschaftslosem, rein betrachtendem Tone fügte sie die letzten Worte hinzu — „wie viel besser wäre es doch für Dich und mich und für den Vater und die Mutter, die armen Menschen, wenn ich jetzt auch begraben wäre.“

Ein Schauer nach dem andern überlief ihn während sie sprach, lauter Schauer der feigen Furcht vor dem Gespenste, welches da mit einemmale, wie aus dem Boden gestiegen, sich mit an das üppige Festmahl seines Lebens setzte. Er machte aus lauter Ratlosigkeit ein paar Schritte durchs Zimmer, von ihr fort und schon die Bewegung that ihm gut; ihm wurde auf einen Augenblick besser zu Mute. Was war es denn groß, als was hundert, nein tausend und abertausend andern passirte! Aber sein Aufatmen war von kurzer Dauer. Ja, wenn es eine andere gewesen wäre! Aber das Mädchen kam ihm zu sonderbar vor. Sie war desperat . . . von Anfang an hatte sie die Sache tragisch genommen! Und jetzt . . . ein untrüglicher Instinkt, der Selbsterhaltungstrieb seines gewaltigen Egoismus, flüsterte ihm warnend zu, daß sie sein Unglück sei — die enge starre Natur, die es nicht vertrug, aus ihren Grenzen gerückt worden zu sein.

So empfand er den günstigen Umstand, daß sein und ihr Kind tot sei, auch nur als eine halbe Erleichterung. Jetzt hatte er sich wieder zu ihr gewendet und sah sie an, fascinirt durch das Grauen gewissermaßen; mit etwas wie neugieriger und zugleich schaudernder Verwunderung, daß so etwas möglich sei.

Man mußte das Linchen Kersting von damals, von vor anderthalb Jahren etwa, gekannt haben; das schmucke, zierliche Persönchen, in achtzehnjähriger, frischer Jugend; nicht gerade üppig erblüht, ein wenig puppenhaft vielleicht, vielleicht allzu zierlich, allzu glatt und geleckt, aber eben deshalb das Muster eines im ehrsam bürgerlichen Blumentopfe wohl gepflegten, zu bunter Blüte gedeihenden Knöspleins. — Und jetzt — welche grausame Zerstörung, die aber eigentlich vor allem im Ausdruck der ganzen Gestalt lag. Ein fahles junges Weib mit gespannten und zugleich welken Zügen, über die der Hauch des Todes geweht und unverlöschliche Spuren, wie es schien, darauf zurückgelassen hatte; spitze Schultern, eine eingefallene Brust, anstatt der anmutig gerundeten Gestalt von früher, wie er jetzt trotz des häßlichen Mantels, den sie trug, sehen konnte; eine verwahrloste Figur im ganzen, und eine müde, gebrochene Haltung. Selbst die Farbe des Haares und der Augen schien seltsamerweise ganz verändert. Die Farben und der Teint waren ja hervorragende Reize des jungen Mädchens von damals gewesen. Verschwunden das alles, gänzlich verschwunden. Das ehemals glänzende, so unendlich schmuck und sorgfältig frisirte Blondhaar war entschieden dunkler geworden und reiz- und lichtlos; die hohlen Augen ebenfalls ohne Glanz und zugleich heller als früher. Sie hatte recht; sie war nicht mehr zu kennen, wie man zu sagen pflegt.

Er empfand jetzt endlich — aber gleichsam mehr von außen als von innen darauf geführt, daß hier einige herzliche, teilnehmende Worte von ihm Platz finden müßten. „Vor sechs Wochen?“ begann er, immer mit der ängstlich gepreßten Stimme. „Und so lange bist Du krank gewesen, Du Arme? Wo denn eigentlich? Wo hast Du . . .“

. . . Die Sache abgemacht, hatte er sagen wollen, aber dann schien ihm die Ausdrucksweise denn doch nicht recht angemessen und er brach ab. Sie beachtete es nicht und antwortete auf die erste Frage:

„In Mainz, bei einer Frau, die aus der Aufnahme von Geschöpfen wie sie mich für eins hielt, ein Geschäft macht. Ob der arme Wurm unter andern Umständen vielleicht gelebt hätte? Dort ist ihm keine Thräne nachgeweint worden. Auch von mir nicht — ich war zu elend . . .“

„Armes Ding,“ sagt er noch einmal, jetzt auch wieder näher herangehend. Er machte eine Bewegung, als wollte er sie streicheln. Aber sie schien so gar nicht an dergleichen zu denken, an die Möglichkeit auch nur einer noch so schattenhaften Wiederaufnahme des alten zärtlichen Treibens, daß er davon abstand. Sie fuhr in der bisherigen Weise, mit gleichgiltig klingender Stimme fort:

„Ein Doktor war nicht dabei, als das Kind kam. Sie sagten, es wäre doch tot gewesen, da hätte keiner helfen können. Ich weiß, daß es kurz zuvor gelebt hat. Wem lag auch daran?“ — mit einem Ausdruck, der ihrer Mutter, hätte sie ihn sehen können, ins Herz geschnitten hätte — „und wem lag an mir! Als ich dann aber auf den Tod war, da wurde ihnen doch angst, denn ein Todesfall, wenn es keins von den armen Würmern ist, ist in einem solchen Hause unangenehm. Da holten sie den Arzt und der brachte einen andern. Es war, als wenn die Anteil an mir nähmen, aber ich glaube, sie studirten bloß an mir. So weit haben sie mich also gebracht —“ hier richtete sich die engbrüstige Gestalt mit einem kurzatmigen Seufzer ein wenig in ihrem Stuhl in die Höhe und versuchte, dem Oberkörper etwas von ihrer alten Haltung zu geben — „aber ich glaube, viel ist mit mir nicht mehr los, und wenn ich Deine Frau bin, wirst Du wenigstens nicht lange mit mir geplagt sein.“

„Meine Frau!“ — der Ausruf war ihm entfahren, ehe er es hätte hindern können, und war sogar von einer Art Auflachen, dem Ausdruck des wildesten Staunens, begleitet gewesen. Ich glaube, sie ist verrückt! stand deutlich, wie Worte nicht deutlicher sprechen können, auf seinem Gesicht geschrieben.

Da war sie mit einemmale auf und stand mitten im Zimmer, in ihrer Hagerkeit größer als früher, wie ihm scheinen wollte; und in furchtbarem Abstand gegen die mäßigen, gedämpften Töne, in welchen bisher die Wechselreden zwischen ihnen geführt worden waren, gellte mit einemmale ihre belegte, jetzt zur höchsten Anspannung der Leidenschaft gesteigerte Stimme durch das Zimmer — wahrscheinlich weithin durch das stille Haus:

„Was? nicht Deine Frau — nicht heiraten willst Du mich, wie Du mir geschworen hast? Ruinirt bin ich so wie so und nun nicht einmal heiraten . . . nicht — nicht —“

Die letzten Worte erst waren halb erstickt durch seine breite Hand, die er, da er sich anders keinen Rat wußte, zuletzt in wahrer Todesangst ihr auf den Mund gedrückt hatte. Es war sekundenlang fast ein Ringen gewesen, da er auf sie zugesprungen war, um sie zum Schweigen zu bringen und sie sich hin und her gewunden hatte, dies Vorhaben vereitelnd. Jetzt aber, da sie mit keuchendem Atem schwieg, ließ er sie sofort los. Er dachte gar nicht daran, etwa noch weiter in brutaler Weise seine überlegene Körperkraft gegen sie zur Anwendung zu bringen; er fürchtete sich viel zu sehr vor ihr.

Statt dessen fuhr er sich jetzt mit beiden Händen nach dem Halse und dann in das Haar in schwächlicher Wut und Verzweiflung. „Schrei doch das Haus nicht munter, Linchen, was hast Du denn davon!“ winselte er beinahe. „Man kann ja alles besprechen, und überlegen was für Dich zu thun ist. An Mitteln fehlt es mir Gott sei Dank wenigstens

Google

nicht. Du wirst doch Vernunft annehmen! Und jetzt, vor allen Dingen, was fangen wir mit Dir an? Du warst ja doch immer ein anständiges Mädchen — hier bleiben wollen wirst Du doch nicht!"

Das arme Geschöpf war jetzt schon wieder stille genug. Sie war keine kräftige, zähe Megäre; sie hatte sich eben überschrieen, und brustkrank, wie sie seit ihrer unglücklichen Niederkunft war, hatte sie jetzt keine Stimme mehr. Aber sie war noch immer in furchtbarer Aufregung. Ihr Atem flog, und das hagere Gesicht war feucht von Schweiß.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Elsaß-Lothringen, das wieder errungene Reichsland, ist für uns Deutsche mit Recht ein Gebiet von ganz besonderem Interesse. Selbst für den völlig teilnahmslosen, nicht mit der strengen Herzensfaser beteiligten Beobachter müßte das Herüber- und Hinüberwogen deutscher und französischer Sympathien, das bald verborgen und lautlos unter der Decke wühlt, bald auch wieder zu leidenschaftlichem Durchbruch kommt und die Geister aufeinander platzen läßt, außerordentlich fesselnd sein, um wie viel mehr für uns, die wir uns im stillen mit unserem deutschen Herzen daran beteiligt fühlen. Darum darf auch ein Roman wie Max Lays „Stiller Grenzkrieg" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 2 Bände), der in den Reichslanden spielt, und dem jener Zwiespalt in den Gemütern zur Grundlage dient, auf ganz besondere Teilnahme der deutschen Leserwelt rechnen. Selbst im Elsaß lebend und somit die geschilderten Vorgänge aus nächster Nähe beobachtend, zeichnet Lay Personen und Vorgänge mit unmittelbarer Frische, überzeugender Treue und packender Kraft. Sein echt deutsch empfundener und doch von aller engherzigen Parteilichkeit freier Roman wird ohne Zweifel eine große Gemeinde warmer Verehrer finden.

Für 1802 ist der dritte Jahrgang des von der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger (Berlin, Charlottenstr. Nr. 85) herausgegebenen „Neuen Theater-Almanachs", Kommissionsverlag von Georg Rauck (Fritz Rühe) in Berlin, erschienen. In Format, Ausstattung und Einteilung genau seinen Vorgängern sich anschließend, charakterisiert er sich als Hand- und Jahrbuch für theatergeschichtliches Leben, als Merk- und Gedenkbuch für alle Vorkommnisse in der Bühnenwelt und als Pionier für die Bestrebungen der oben genannten Genossenschaft, deren Versammlungen darin an besonderer Stelle seine Erörterung findet. Mit seinem bürgerlichen Tages- und Notizenkalender ein biographisch-historisches Schauspielerkalendarium verbindend, knüpft er daran seine Jahreschronik und Statistik aus dem deutschen Theaterleben unter besonders eingehender Rücksichtnahme auf den 1891 begangenen hundertjährigen Gedenktag des Weimarischen Hoftheaters. Nach pietätvoller Totenschau gelangen die Lebenden zu ihrem Recht, in dem sorgfältig ausgearbeiteten „Führer für den Theater-Geschäfts-Verkehr" und namentlich in dem Hauptteil des Buches, der in alphabetischer Reihenfolge die deutschen Theater, ihre Vorstände und Mitglieder behandelt, solchergestalt Aufschluß gebend über den gesamten Personalbestand der deutschen Bühne wie auch über die Leistungen des verflossenen Theaterjahres. Besonders erwähnt sei noch ein Aufsatz über Ernst von Wildenbruchs dramatische Märchendichtung „Das heilige Lachen", durch ein doppelseitiges Bildnis illustriert.

Notizblätter.

Tonkunst.

Plüddemanns Balladen sind neuerdings in einer Reihe größerer deutscher Städte in tonangebenden Konzerten zum Vortrag gelangt und haben überall lebhaften Beifall geerntet. Demnächst werden sie durch namhafte Gesangskräfte auch in England eingeführt werden.

Kultur und Wissenschaft.

Die evangelische Dreifaltigkeitskirche zu Speyer, welche am Anfang des vorigen Jahrhunderts durch den Architekten Dathan aus Frankfurt a. M. erbaut wurde, ist in umfassender und hervorragender Weise durch den Architekten Heinrich Jester in Speyer restauriert worden und hat einen neuen Giebelvorbau erhalten. Im Innern hat diese Kirche einen Emporen-Anbau mit zwei Stockwerken und besitzt sehr schönen Altar, Orgel und Kanzel. Die Decke wird durch Kreuzgewölbe gebildet, welche aus Holz konstruiert sind, und die Gewölbeflächen enthalten Bilder aus dem alten und neuen Testament. Bei den durch die Restauration verstellten Formen gewährt die Kirche äußerlich und im Innern einen prachtvollen Anblick.

Die Freimaurerloge Archimedes zu den drei Reißbretern in Altenburg feierte am 31. Januar 1892 das Fest ihres 150jährigen Bestehens. Von allen Seiten waren Teilnehmer herbeigeeilt, um der geachteten Loge Glückwünsche darzubringen; auch aus den verschiedensten Teilen der Stadt, namentlich von dem Stadtrat, dem Bürgervorstand, dem Gymnasium und vielen Vereinen erschienen Deputationen. Außerdem gingen zwei Stiftungen ein im Betrage von 100,000 Mark und 4100 Mark, die hauptsächlich der Krankenpflege und der Armenpflege gewidmet sind.

Dem Museum der Stadt Nordhausen wurden zwei Kollegienhefte geschenkt, die aus den Jahren 1532 und 1533 stammen und die Vorlesungen Melanchthons über Ethik und Dialektik enthalten. Bisher befanden sich die Hefte in den Sammlungen des verstorbenen Stadtverordneten Gräfer.

In der Hauptstadt Japans, Tokio, fand die feierliche Grundsteinlegung für die deutsche Kirche statt. Der Plan zu dem Bau rührt von dem Architekten Wartburg in Weimar her.

Drei geschichtlich bedeutsame Grabstätten wurden in der Kirche der ehemaligen Benediktinerabtei von St. Pantaleon in Köln entdeckt: Der Sarg der Kaiserin Theophano, der Gemahlin des Kaisers Otto II., die Gebeine des Erzbischofs Bruno von Köln, des Bruders Kaiser Ottos I., und die Grabstätte des Abtes Hermann Zütphen.

Gesundheitspflege.

Der Tod durch Chloroform, jener unheimliche Begleiter der segenbringenden Operationen, wird voraussichtlich immer seltener werden. Wie die Münchener „Aerztliche Rundschau" berichtet, ist es dem Berliner Arzte Dr. René du Bois-Reymond gelungen in gewissen chemischen Zersetzungsprodukten des Chloroforms das todbringende Gift nachzuweisen. Das reinste Chloroform kann durch langes Stehen sich allmählich zersetzen. Von den dadurch entstehenden Verunreinigungen befreit man es, wie Professor Raoul Pictet nachgewiesen hat, durch Kristallisation in Eis. Dieses Eischloroform allein bietet die Gewähr einer ruhigen, sicheren, von üblen Neben- und Nachwirkungen befreiten Narkose. Die durch diese Eiskristallisation ausgeschiedenen Rückstände sind es, die den Chloroformtod herbeiführen, und zwar durch Lähmung des Herzens. Es wird sich also empfehlen, entweder nur Eischloroform zu benutzen, oder das Chloroform vor der Anwendung jedesmal zu untersuchen, da man nicht wissen kann, wie lange es schon in den Standgefäßen der Apotheken gewesen ist.

Statistik.

Die zwölf volkreichsten Städte der Erde sind nach den neuesten Volkszählungen folgende: London 5529000, New-York 2816000, Paris 2515000, Kanton und Peking je 1600000, Berlin 1497000, Wien 1252000, Tokio 1122000, Philadelphia, [illegible], Singan und Tschentschou je eine Million Einwohner.

Denkmäler.

In Straßburg im Elsaß soll dem vor bald 2 Jahren daselbst verstorbenen elsässischen Komponisten Victor Ernst Neßler in dem prachtvollen städtischen Parke der Orangerie ein einfaches, aber würdiges Denkmal errichtet werden. Geplant ist ein steinerner geschmückter Aufbau mit einer bronzenen Kolossalbüste. Man will damit Neßlers Bedeutung, als einem volkstümlichen Komponisten im edelsten Sinne, gerecht werden. Die Sammlungen lassen das Zustandekommen als gesichert erscheinen.

Für das Bremer Lutherdenkmal auf dem neuen Markt sind die noch fehlenden 88,000 Mark nunmehr [illegible] gezeichnet, und zwar hat der Kaiser 44,000 Mark und der Magistrat gleichfalls 44,000 Mark gezeichnet.

Julius Sturm.

(Hierzu das Bild Seite 444.)

Einer der hervorragendsten modernen Lyriker ist Julius Sturm. Er kann getrost neben den vor zwei Jahren heimgegangenen Prälaten Karl Gerok gestellt werden. Hat man diesen die schwäbische Nachtigall genannt, so kann man jenen unbedenklich die thüringische Nachtigall nennen, denn auch seine Verse fließen wie süßer Wohllaut dahin. Ja, was die Singbarkeit der Lieder anbelangt, so übertrifft er Gerok; wenigstens sind von keinem Dichter so viel Lieder in Musik gesetzt worden wie von ihm. Seine Lieder reizen die Musiker unwillkürlich zum Komponieren. Wir erinnern nur an Nicken, Abt, Reinike, Rubinstein, Tschirch (dieser ein engerer Landsmann von ihm), Gramer, Dr. Wolff, Dorn und andere. Fürwahr, Sturm „weckt der dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen". Ebenso ehrenvoll aber ist es für ihn, daß die neueren Gesangbücher eine ganze Anzahl seiner Lieder aufgenommen haben. Das beweist nicht nur ihre Singbarkeit, sondern auch ihr leichtes Verständnis. Für die Erbauung suchende Christengemeinde ist, wie für die Jugend, das Beste gerade gut genug.

Ein gütiges Geschick hat über dem Leben des Dichters gewaltet. Freilich hat er auch in den Jahren der Vollkraft manch herbe Prüfung durchkosten müssen, allein es ist ihm doch von allen Seiten viel Anerkennung zu teil geworden, und diese Anerkennung hat wesentlich dazu beigetragen, ihm die Schmerzen seiner vielfachen Krankheiten zu erleichtern. Schon das muß als eine besondere Gnade bezeichnet werden, daß sein Geburtsort auch die hauptsächlichste Stätte seiner Berufsarbeit geworden ist und auch die Stätte, wo er sein otium cum dignitate genießt. Das ist nur wenigen Menschen beschieden. Ein Bad in der Nähe von Gera, Köstritz, hat den Vorzug, den Dichter sein nennen zu können. Nur seine Lehr- und Wanderjahre hat er außerhalb desselben verlebt.

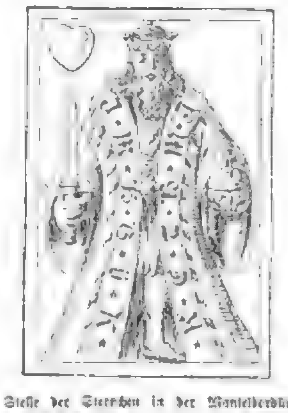
Am 21. Juli 1816 geboren, hat Julius Sturm eine treffliche Erziehung genossen. Sein Vater, Rat des Fürsten von Köstritz, höheren Lebensinteressen zugewandt, hatte eine große Vorliebe für Goethe; die Mutter wußte trefflich die Gitarre zu spielen und verfügte über einen reichen Schatz von Volksliedern. Das war eine schöne Zeit im deutschen Volke, als es noch seine Dichter ehrte und als noch nicht das Pianino alle anderen Instrumente verdrängt hatte. Darin liegt auch ein Stück sozialer Frage. Unser Volk liebt seine Dichter und pflegt die Hausmusik nicht mehr. In dem Frieden eines edlen Hauses ist also Sturm aufgewachsen. Des Knaben Phantasie wurde mächtig angeregt durch des „Knaben Wunderhorn" und Grimms „Märchen", die seine Lieblingsbücher wurden. Dankbar gedenkt er noch einer Tante, die ihm viele Märchen erzählt. Welch ein Segen sind doch diese Tanten für die Kinderwelt! Unsere realistische Zeit hat für diese „alten Tanten" nichts übrig. Wir möchten ein gutes Wort für sie einlegen. Mancher Mann wäre das nicht geworden, was er geworden ist, wenn er nicht solch eine alte Tante gehabt hätte, die sich seiner mit aufopfernder Liebe angenommen. Wer weiß, ob Julius Sturm solch ein guter Märchendichter geworden wäre — ohne seine Tante!

Seine Schulbildung empfing Sturm auf dem Gymnasium zu Gera, einem der ältesten deutschen Gymnasien, zu jeder Zeit von den reußischen Fürsten reichlich ausgestattet. Wenn andere Schulen in Kriegszeiten Mangel litten, für das Geraer Gymnasium sorgten die reußischen Fürsten. Sie wußten auch stets tüchtige Kräfte für dasselbe zu gewinnen. So hat sich Sturm auf diesem Gymnasium eine tüchtige klassische Bildung erworben. Die Universität Jena, welche er im Jahre 1837 bezog, vollendete, was das Gymnasium begonnen. Aus innerer Neigung wählte er das Studium der Theologie; mit Eifer hat er es getrieben. Nach Beendigung seiner Studien war er von 1841 bis 1843 Hauslehrer in Heilbronn. In dieser Zeit machte er die Bekanntschaft von Justinus Kerner und Lenau. Nachdem er noch in Sachsen eine ähnliche Stellung bekleidet, wurde er zum Erzieher des Prinzen Heinrich XIV. von Reuß-Schleiz mit dem Rang eines Professors berufen. Sechs Jahre leitete er die Studien des Prinzen, teils in Schleiz, teils in Meiningen. Es gelang ihm dabei, sich eine dauernde Vertrauensstellung zum reußischen Fürstenhause zu erringen.

In Meiningen legte Sturm den Grund zu seinem Dichterruhme. Hier entstanden seine ersten Gedichte; auf Veranlassung seiner dortigen Freunde erschienen sie im Druck. Schon hatte er einen Namen; doch sein Sinn war nicht auf eine Wirksamkeit in der großen Welt gerichtet. Pfarrer wollte er werden, aber ihn lockten nicht die Kathedralen der großen Städte; Göschitz, ein kleines Dorf bei Schleiz, war seine erste Stelle, und in sein Pfarrhaus führte er die Tochter aus dem Pfarrhause von Köstritz. Ein kurzer Jugendtraum wartete hier seiner. Nach einjähriger Ehe starb sein Weib. Tiefe Trauer ließ wieder seine „frommen Lieder" (2 Bände) heranreifen. Die jüngere Schwester der Heimgegangenen wurde später seine Gattin, und mit ihr hat Gott ihm ein ungetrübtes Glück beschieden. Ihr galten viele seiner Lieder. In Göschitz

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



An Stelle der Sternchen in der Mantelbordüre sind die Lettern: E E E E E E R R L U C C so einzufügen, daß ein deutsches Sprichwort entsteht.

Auflösung des Anagramms Seite 403:

Armut — Traum — Murat.

Logogryph.

Mit a es deutsche Gau'n durchfließt
Und malerische Fluren grüßt,
Wo blühende Städte, deren Ruf
Apollo hier, dort Hermes schuf,
Viel burggekrönte, waldige Höh'n
Hernieder in die Wellen seh'n,
So heut, wie in vergang'ner Zeit
Als Glanz und Ritterherrlichkeit
Die Mauerreste noch belebt,
Um welche nun die Sage webt.
Mit e aus eig'ner Kraft es schwang
Sich auf zu Einfluß, hohem Rang.
Und Feinde selbst verkannten nie
Sein allumfassendes Genie.
Der König seinem Rat vertraut
Als rings schon das Gewitter braut
Doch bei der drohenden Gefahr
Kein Retter in der Not es war.
Die Volksgunst, nun ihm zugewandt,
Bald wankelmütig wieder schwand,
Und in Zurückgezogenheit,
Fern von der frühern Wirksamkeit
Sein Lebensabend still verfloß.
Ein vielbewegtes Dasein schloß.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 403:

Das Bilderrätsel besteht aus einer einzigen, in sich selbst zurückkehrenden Linie. Beginnt man bei der Silbe Kopf und verfolgt die Linie in der Richtung, in welcher oh, ne, Herz und so weiter folgen, so erhält man:

Kopf ohne Herz macht böses Blut;
Herz ohne Kopf thut auch nicht gut;
Wo Glück und Segen soll gedeih'n,
Muß Kopf und Herz beisammen sein.
(Spruch aus dem Nachlasse Viktor Scheffels.)

Auflösung des Rätsels Seite 403:

Palme — Psalm.

schwärzer, die Stellung der Augen eine andere. Und dann wieder — nein, er ist es, er ist es! Je länger sie ihn betrachtet, desto höher steigt ihre Verwirrung. Das Rätsel beginnt sie zu peinigen; eine Aufregung, die sie selber lächerlich findet, läßt alle ihre Nerven vibriren. Mechanisch verläßt sie mit den Herren die der Kunst geweihten Räume. Die armen Bilder —!

Neben ihr tönen die Stimmen ihrer Begleiter, von deren Unterhaltung ihr Verständnis ab und zu einen Satz auffängt: — keinen einzigen Bekannten besitzt der Baron in der Stadt? Um so besser für den Justizrat; so wird er, der Baron, die bescheidene Gastlichkeit im Telk'schen Hause nicht verschmähen. Und wie steht es mit den Merkwürdigkeiten der Stadt, den berühmten alten Häusern und Kirchen, den Gobelins im Rathause u. s. w.? Noch nichts gesehen? Aber was in aller Welt hat er denn den ganzen Vormittag über angefangen?

Lydia ist plötzlich wach. Heißen Auges blickt sie fast atemlos zu Gregor empor.

„O — ich habe meine Zeit nicht verloren," lächelt er, ohne Lydias Blick zu erwidern. „Ich habe eine sehr wertvolle Bekanntschaft geschlossen – wertvoll in mehr als einer Beziehung – sogar in geschäftlicher!"

Er lacht leise vor sich hin und macht eine Bewegung, wie um in die Tasche zu greifen, aber er läßt die Hand wieder sinken.

Eine Viertelstunde später betritt er an der Seite seiner neuen Bekannten deren Wohnung.

Mitternacht ist vorüber, als Lydia Telk endlich ihr Zimmer aufsucht. Eine Uebermüdung, mehr noch seelischer als körperlicher Natur, scheint all ihr Inneres in zitternde Bewegung zu versetzen und ihr das klare Urteil darüber zu verwirren, ob das, was sie fühlt und erlebte, Traum oder Wahrheit ist. Neben ihrem Lager sinkt sie nieder, und die brennende Stirn stützt sich auf die Hand.

Ist er's? Ist er's nicht?

Das war heute ihr Motto, das Leitmotiv, das sich durch das Dur und Moll dieses Tages zog.

Ist er's?

Kein Zweifel. Es gibt Aehnlichkeiten, frappante, unbegreifliche Aehnlichkeiten. Aber daß Menschen einander gleichen sollten, wie Gypsabgüsse nach dem nämlichen Original — dergleichen gibt es nicht.

Und doch — wie wäre es möglich — diese Unbefangenheit, diese wahrhaft vornehme Ritterlichkeit, unter welcher jeden Augenblick ein verborgenes tieferes Gefühl hervorbrechen möchte — —

Aber wenn er es nicht wäre — was hätte er ihr anvertrauen wollen, als er vorhin so leise und innig um eine Unterredung unter vier Augen bat? Sie hat sie ihm nicht gewähren wollen. Wozu auch!

Thörin, die sie war! Feige ist sie vor der Möglichkeit zurückgebebt, eine Ursache zum Groll gegen ihn zu erfahren.

„Sie wollen mich nicht anhören?" hat er erwidert. „Ich kann Sie nicht zwingen, — aber so will ich auch nicht teil an den Folgen haben —!"

Und nun quält sie sich in unfruchtbarer Reue. Unaufhörlich umkreisen ihre Gedanken das Rätsel, zu dem er ihr den Eingang freiwillig hatte öffnen wollen.

Sobald sie sich die Erscheinung ihres Modells von heute morgen vergegenwärtigen will, steht sein Doppelgänger von heute nachmittag und abend vor ihren Augen. Und das Bild läßt sich nicht mehr bannen —

Was ist das — dieses quälende und doch süße Gefühl, dies Zusammenschauern und selige Verweilen beim Gedanken an seine bewundernden, fast demütigen Blicke, an den leisen, bebenden Druck seiner Hand, einer Hand, die ihr so seltsam bekannt erschien?

Gib einem klugen Mädchenkopf ein Rätsel auf: er wird sich mit der Lösung plagen, wird die Phantasie damit erfüllen und schließlich das Herz zu Hilfe rufen. Und das Herz wird sich seiner Aufgabe so ernst annehmen, daß es sich erhitzt, bis es in hellen Flammen steht —

Welch ein reicher Tag! Die gemeinsame Fahrt durch die kahlen, triefenden Promenaden, am übervollen Fluß entlang — die Besichtigung der Merkwürdigkeiten der Stadt — sonderbar, daß alles so wundersam hell und freundlich erschien trotz des düstern Wetters! Der Gast schien äußerst genußfähig, und manches feine, verständnisvolle Wort fiel von seinen Lippen. Dennoch — wäre Lydia eitel gewesen — aber welche ernsthafte Künstlerin besäße eine so kleinliche Eigenschaft! — hätte es sie dünken können, als sei es dem Baron weniger um die berühmte alte Stadt, als um eine ihrer jungen, noch völlig unberühmten Töchter zu thun. Wenigstens fühlte die Malerin sich, so oft jener auch das Wort an ihren Vater richtete, persönlich angeredet — und angesprochen.

Zu Abend hatte der Justizrat seinen neuen Bekannten festgehalten. Man erwartete einige Gäste, und Gregor, der zwar eingestandenermaßen lieber mit seinen Wirten allein geblieben wäre, machte die heiterste Miene und war bald der Mittelpunkt der kleinen Gesellschaft. Er sprühte von Geist und Munterkeit, er arrangirte, neckte, erzählte — und während er sich ohne Rückhalt der Allgemeinheit hinzugeben schien, fühlte eine Einzelne immer und überall seinen Blick. Fast automatenhaft erfüllte sie die sonst so froh geübten Pflichten der Wirtin; sein fortwährender Blick gab ihr ein Gefühl des Isolirtseins; wie ohne Zusammenhang mit ihren Gästen, ging sie fremd und interesselos zwischen ihnen umher.

Zu ihrer großen Erleichterung erschien Anny Waldauer erst spät, lange nach der Tafel, und ihre gefürchteten scharfen Augen hefteten sich sofort mit maßlosem Erstaunen auf das Gesicht des neuen Gastes, den der Justizrat ihr vorstellte, und dem in diesem Augenblick nicht ganz behaglich zu Mute sein mochte.

„Ja — aber Liddy —"

Die Gerufene hörte nicht, obwohl sie nicht weit davon entfernt neben einem jungen Manne saß und diesem mit bewundernswertem Eifer, aber sehr wenig fließender Ausdrucksweise die Vorzüge der Janko-Klaviatur auseinandersetzte.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie so anstarre," bemerkte Anny. „Meine Freundin hat Ihnen sicher gesagt, welch verblüffende Aehnlichkeit —"

„Mit einem Italiener? Das ist mein Schicksal. Ich muß mindestens hundert Doppelgänger in Italien haben. Ein niederdrückendes Bewußtsein, mein gnädiges Fräulein! Freuen Sie sich Ihrer Originalität!"

Er war in einen leicht näselnden Ton verfallen, der Anny irre zu führen bestimmt war. Im Banne dieser indiskreten, lachlustigen Augen wollte es ihm nicht frei zu Mute werden. Lydia allein, Auge in Auge gegenüberstehend, hätte er beichten können, aber durch den muntern Spottblick dieser kleinen Hexe da demaskirt werden —

Immer krampfhaft plaudernd und zuhörend, beobachtete Lydia das kurze Gespräch der Beiden. Anny ließ sich wirklich täuschen! Ein Glück, daß sie heute morgen nicht mit gemalt hatte — sie kannte Gaëtano Cecchi nicht auswendig.

„Bist Du nicht starr? — ein solches Naturspiel!" rief Anny einige Minuten später, während sie die Freundin beiseite zog.

„Findest Du die Aehnlichkeit wirklich — so — so auffallend?" stammelte Lydia.

„Aber ich begreife Dich nicht —! Ich war nahe daran, zu glauben, er sei es selbst — Gaëtano Cecchi — in Liebhaber-Ausgabe — auf extrafeinem satinirten Papier gedruckt!"

„Er selbst —! Wie kann man nur etwas so Ungereimtes sagen!" fuhr Lydia mit solcher Gereiztheit auf, daß Anny höchst verdutzt zu ihr emporblickte.

Im nächsten Augenblicke zog sie, ob ihrer Heftigkeit erschreckt und beschämt, die Kleine in ihre Arme.

„So — so!" machte Anny bedeutsam. Und wohl ein Dutzendmal im Verlaufe des Abends zuckte Lydia errötend unter den beobachtenden Augen der Freundin zusammen —

O so schön war es gewesen! Sein steter Blick überströmte sie, wie mit goldenem Sonnenschein, unter dem sie geblendet, selig bis ins Innerste durchwärmt, die Lider senkte. Beim Abschied hatte er, länger als üblich, ihre Hand gehalten, und zweimal, dreimal hatten seine Lippen darauf gebrannt. Jetzt berührt ihr Mund dieselbe Stelle, sanft, als kose er einer Wunde.

„Wir sehen uns wieder," hat er geflüstert, „aber Sie dürfen nicht zürnen. Sie haben mich nicht hören wollen — vergessen Sie das nicht!"

Noch ein letzter Händedruck. Und dann leise, wie ein Hauch:

„Felicissima notte, Signora! A rivederla!"

Oder hat sie das geträumt?

*

Was wird morgen sein?

Der Gedanke hat Lydia stundenlang nicht schlafen lassen. Aus einem kurzen Morgenschlummer erwacht sie müde, abgespannt, voll peinigender Erregung. Sie zittert vor dem Eintritt ins Atelier; — das Einfachste wäre, sie bliebe daheim, damit wäre vielleicht der gordische Knoten zerhauen —

Nein, es ist ihr gar nicht ernst damit. Um den Preis, ihre Qual noch zu verlängern, vielleicht ihren Herzensfrieden auf immer zu zerstören —: sie muß sehen — erfahren

Was denn eigentlich? Ob ihr Modell ein Baron, ihr Baron ein Modell ist — was ist es mehr, als eine Frage der Neugierde, ein lustiges Rätselspiel, dessen Reiz schwindet, sobald die Lösung erfolgt —?

Doch statt sich des muntern Spiels lachend zu freuen, sitzt sie und weint. Diese plumpe, thörichte Schwerlebigkeit! —

Früher als sonst, noch vor neun Uhr, ist Lydia im Atelier, begrüßt flüchtig Fräulein von Kerner, hängt müde und langsam Hut und Pelzjacke an die Wandhaken und gürtet ihren Malkittel.

„Ihr schönes Modell kommt doch heute wieder?" fragt Fräulein von Kerner, indem sie ölglänzende, farbige Schlängelchen aus den Farbentuben auf ihre Palette drückt.

Lydia wird glühend rot. „Er hat es versprochen," sagt sie. Der Ton soll ungezwungen klingen, doch bleibt er ihr halb in der Kehle stecken.

Jetzt erscheinen Frau Helldorf und Fräulein Brandel, in ein Gespräch über Maskenkostüme vertieft. Schon glaubt Lydia sich geborgen — da wendet Frau Helldorf sich plötzlich lebhaft zu ihr.

„Apropos, Telk: und Ihr entzückender Italiener?"

„Ja, Telkchen," fügt Fräulein Brandel hinzu, „heute müssen Sie uns schon ein bißchen herankommen lassen; meine Pinsel wollen auch italienisch lernen —"

„Bitte — ich habe kein Monopol auf Modelle," entgegnet Lydia gequält. Bitter bereut sie ihr Kommen; sie wechselt jeden Augenblick die Farbe.

„Ist ja auch unter Kameraden janz ejal, wer — ah, Morgen, Wäldchen!"

Anny, der diese Begrüßung gilt, läßt, während sie ihr zierliches Figürchen nach den Wandhaken streckt, die gefürchteten grauen Augen durch den Raum wandern.

„Na — wo steckt er denn, Liddy?"

„Wer —?" fragt Lydia zurück. Es klingt fast wie ein Stöhnen, dieses „Wer."

„Thu doch nicht so! Er — Er — Er — der Doppelgänger von — schon gut, ich sage ja gar nichts. Wenn er Dich nur nicht sitzen läßt! Gestern werden die Italiener unter sich wohl den Faschingsmontag gefeiert haben, und der heutige Morgen ist dem Katzenjammer geweiht. Herrgott, und Du — wie Du aussiehst! Als hättest Du einen ganzen durchtanzten Karneval hinter dir — grau in grau — der richtige Aschermittwoch!"

Lydia ist schachmatt. Die Kniee scheinen ihr brechen zu wollen; sie läßt sich auf einem Stuhl nieder, während sie ihre Palette vorbereitet.

„Himmel, einen solchen Haufen Zinnober aufzusetzen!" kritisirt die erbarmungslose Anny. „Ein ganzer Ziegelschornstein!"

Lydias Hand zittert heftig.

„Rot ist die Lie — die Lieblingsfarbe der Südländer," plaudert die kleine Bosheit weiter, mit dem harmlosesten Gesichte ihre Vorbereitungen treffend. „Und geteilte Farbe ist doppelte —"

Sie versetzt mit ihrem Spachtel die Hälfte des unglückseligen Zinnoberhaufens von Lydias Palette auf ihre eigene. In diesem Augenblicke klopft es, und Gaëtano Cecchi, etwas bleich und überwacht, tritt mit einer Verbeugung ins Atelier.

Beim ersten Blick auf Lydias schlecht verhehlte Leidensmiene glüht ein plötzliches Rot in seinen Schläfen auf; unwillkürlich macht er einige Schritte

ed by Google

gegen sie, — dann besinnt er sich und nimmt auf dem erhöhten Modellsitz Platz.

Lydia, die sich bisher, ohne aufzublicken, mit ihren Malutensilien beschäftigt hat, tritt an ihre Staffelei, hebt mit unsicherer Hand den gestern benutzten Keilrahmen herauf und prüft mit dem Finger die noch ein wenig feuchte Farbe auf der Leinwand.

„Können Sie die gestrige Stellung wiederfinden?“ fragt sie trocken, immer noch ohne ihn anzusehen.

„Ich weiß nicht, Signora — bitte, wollen Sie sehen — —“

Sein demütiger Ton bettelt förmlich um den ersten Blick, den sie so leidenschaftlich fürchtet. Und warum diese Angst? Fort mit dem letzten Rest der Selbsttäuschung — sie weiß und wußte es gestern schon, daß Gregor von Heydeland und Gaetano Cecchi zusammen nur einen Körper und eine Seele haben.

Zagend späht sie nach Anny, welche, um die günstigste Position zu gewinnen, ihre Staffelei bald hierhin, bald dorthin rückt. Dabei werden die klugen Augen immer größer, das Lächeln um das fast zu kleine Mündchen immer wissender, immer schalkhafter. Kein Zweifel: die Kleine hat den Löwen des gestrigen Abends erkannt.

Jetzt kommen auch die drei übrigen Damen mit ihren Staffeleien heran und wählen sich ihre Stellungen. Es hilft nicht mehr, zu zögern: Lydia faßt ihr Modell scharf ins Auge und hält tapfer aus. Sein Blick leuchtet auf, als er dem ihren begegnet.

„Bitte, mehr nach der Portière zu!“ sagt sie kalt, beinahe unfreundlich.

Er dreht den Kopf in der bezeichneten Richtung, ohne die Augen von ihr abzuwenden. Dieser unaufhörliche Blick, der sie seit dem Eintritt des Modells nicht verlassen hat, macht ihr Blut sieden; die mühsam aufrecht erhaltene Selbstbeherrschung verläßt sie plötzlich, ihre Nerven sind in wildem Aufruhr.

„Dorthin — sage ich!“ ruft sie außer sich. Die Stirn gefaltet, die Augen fast schwarz scheinend vor Erregung, stampft sie auf den Boden und weist mit dem Stiele des breiten Gufsowpinsels, um den die bebende Hand sich krampft, nach der Portière.

„Aber — Liddy!“ ruft Anny mahnend.

„Dem gnädigen Fräulein scheint nicht wohl zu sein —“ sagt Gregor mit erblaßtem Gesicht und schwankender Stimme, indem er sich erhebt.

„Sitzen bleiben!“ rufen die übrigen Malerinnen, „Stellung nicht verändern!“

„Aber — meine Damen — ich bin —“

„Sie sind vor allen Dingen verpflichtet, sich ruhig zu verhalten,“ poltert Frau Helldorf ärgerlich. „Unser Gesundheitszustand kümmert Sie nicht im mindesten — verstehen Sie?!“

„Frau Helldorf —“ stammelt Liddy in peinlichster Verlegenheit. In Annys Mienen zuckt es verdächtig; sie ist kaum im stande, einigen Ernst zu bewahren.

„Ich — ich bitte — um Entschuldigung!“ stottert Lydia, glühend rot im Gesichte. Die zitternde Hand vermag kaum den Pinsel zu halten. Frau Helldorf wirft ihr einen vernichtenden Blick zu und zuckt die Achseln.

Mit der Miene eines Königs, der eine Gnade erweist, hat das Modell wieder Platz genommen. Es herrscht jetzt tiefe Stille im Atelier. Sämtliche Damen vertiefen sich mit Feuereifer in ihre Arbeit; aber das Modell macht es ihnen jetzt auch wunderbar leicht. Wie aus Erz gegossen, sitzt der junge Mann da, und seine schwarzen Augen starren so unverwandt auf die verhängnisvolle Portière, als sollte sich hinter ihr seine Zukunft enthüllen.

Nur Lydia ist nicht im stande, ihr so glücklich begonnenes Werk zu fördern. Mit aller Energie vermag sie heute nicht zu sehen, wie sie gestern sah. Die Schönheit des Modells, die sie gestern objektiv bewunderte und in fröhlicher Arbeit auf der Leinwand wiedergab, wirkt jetzt nur noch persönlich auf sie. Der Weg vom Auge in die Hand ist nicht mehr frei —: das Herz hat sich dazwischen gestellt.

Vorhin hat sie geglaubt, sein Blick verwirre sie. Jetzt, da er ihn ihr so standhaft vorenthält, fühlt sie sich von brennender Sehnsucht verzehrt. Wie kann man nur so von einem Extrem ins andere fallen!

„Sie brauchen den Punkt nicht — so — so starr im Auge zu behalten,“ sagt sie: „der Ausdruck wird sonst zu leblos.“

Gregor rührt sich nicht.

„Haben Sie das Fräulein nicht verstanden?“ fragt Fräulein von Kerner.

„Ich habe verstanden,“ sagt er ernst und wendet Lydia voll das Gesicht zu. Ein fragender, glühender Blick trifft sie bis ins Herz. Eine Sekunde lang hält sie ihn aus, dann senkt sie das mit Purpur übergossene Gesicht —

Und wieder tiefe Stille.

„Warum erzählen Sie heute nicht, Gaetano?“ fragt Anny nach einer Weile boshaft.

„Was sollte ich Ihnen erzählen, Signora?“ giebt er schwermütig zurück, „Sie wissen ja alles!“

Jetzt lacht Anny hell auf, bricht aber plötzlich ab, denn die Portière thut sich auseinander, und der Professor Brauert erscheint im Eingang.

„Guten Morgen, meine Damen! Gestatten Sie einem bewährten Kunstkenner, meinem Freunde, dem Baron von Heydeland, für einen Augenblick den Eintritt?“

Er hält die Portière zurück und läßt einen stattlichen Fünfziger von behaglicher Formenfülle eintreten.

Lydia ist bei der Nennung dieses Namens emporgefahren und klammert sich, wie hilflos, an Annys Hand. Auch Gregor macht eine rasche Bewegung, als wolle er aufspringen, doch besinnt er sich, und die sich erhellenden Mienen zur Ruhe zwingend, verharrt er unbeweglich in seiner Pose.

Der Eingetretene bemerkt ihn nicht, denn der Professor beginnt sofort mit sichtbarem Stolz, ihm seine schönen Schülerinnen vorzustellen.

„Erlauben Sie, lieber Baron —: Fräulein Tell, die Tochter unseres ehemaligen Reisegefährten —“

„Ah — ah! Ich bin herzlich erfreut, mein gnädiges Fräulein! Mein Name ist Ihnen hoffentlich nicht ganz unbekannt —“

„Gewiß nicht!“ erwiedert Lydia verwirrt.

„Nun, so darf ich auch hoffen, von Ihrem lieben Vater noch in alter Freundschaft empfangen zu werden, wenn ich — — das heißt, erst muß ich meinen Taugenichts von Neffen gefunden haben. Denken Sie sich: wir hatten hier in B. ein Rendezvous im Englischen Hof verabredet — ich komme heut mit dem ersten Zuge an und finde den Jungen nicht im Hotel — — der Bediente in Verzweiflung: sein Herr habe die ganze Nacht nicht geschlafen und sei heute morgen in größter Aufregung fortgerannt — noch dazu im Maskenkostüm, und ohne zu frühstücken — “

„In der That!“ haucht Lydia, völlig außer Fassung.

„Morgens früh — im Maskenkostüm — denken Sie doch nur! Den Verstand muß er verloren haben!“ fährt Herr von Heydeland fort. „Wenn ich nur eine Ahnung hätte —“

Er wirft einen Blick auf Lydias Gemälde und dann auf das Modell.

„Sehr tüchtig — sehr — — alle Wetter!“

Mit einem Sprunge ist er oben neben dem Modell und will den reglos Dasitzenden an den Schultern packen. Doch im selben Augenblick springt der Italiener empor und liegt in den Armen des ältern Herrn.

„Onkel — Onkel Cuno!“

„Gregor — Junge — Taugenichts — mich so in Angst zu setzen! Und Sie im Komplott, Professorchen — schämen Sie sich! — Hahaha — Teufelsjunge — wie er aussieht — als ob er ein Murmeltier für Geld umherführte —!“

Er schiebt Gregor von sich und dreht ihn hin, her, aus vollem Halse lachend.

Der Meister schlägt die Hände zusammen; drei der Malerinnen haben sich entsetzt in eine Ecke geflüchtet.

„Um Gotteswillen —!“ ruft Brauert, „wenn mir das öfter passirte! Herr Baron, wie kamen Sie denn auf den unglückseligen Einfall — “

„Verzeihen Sie, Herr Professor — die Gewinnsucht — “

Er zieht Lydias Dreimarkstück hervor und berührt es, wie zufällig, mit den Lippen. Aber sie hat es gesehen und ist leicht zusammengezuckt.

„Gregor — was hör' ich! Eingeschlichen, wie ein Marder ins Taubenhaus?“

„Onkel — wenn Du wüßtest —“

Frau Helldorf hat sich aus ihrer Ecke hervorgewagt und steht, wie eine Rachegöttin, vor Lydia.

„Ich habe mich in Ihnen getäuscht, Fräulein Tell — Sie diskreditiren unser Atelier! Daher Ihre Verlegenheit —: leugnen Sie nicht, Sie haben gewußt —“

„Nicht gewußt — nur geahnt!“ verteidigt sich Lydia mit zitternder Stimme.

„Sie haben mich mit Bewußtsein blamirt!“ fährt Frau Helldorf unerbittlich fort. „Ich kenne Sie nicht mehr — Sie haben —“

„Gnädige Frau — Sie werden doch meine Braut nicht beleidigen?“

Gregor steht neben Lydia und schlingt seinen Arm um die Wankende. —

Am Abende desselben Tages hat sich abermals eine kleine auserwählte Gesellschaft im Hause des Justizrats Tell zusammengefunden. Offenbar ist der Hauswirt einer der Hauptschuldigen an dem Massenmorde, welcher unter den anwesenden Champagnerflaschen angerichtet ist; mit verdächtig glänzenden Augen erklärt er dem gutmütig zuhörenden Professor Brauert in wortreichem Vortrage die Eigenart von Lydias Maltalent. Auch Onkel Cuno scheint einen ziemlich umfangreichen Durst gelöscht zu haben; er ist soeben bei seinem fünften Toast angelangt, dem niemand mehr zuhört, und in welchem er mit rührender Selbstverleugnung den jungen Bräutigam mit Saul vergleicht, der „gleichfalls“ ausgezogen sei, einen Esel zu suchen, und ein Königreich gefunden habe. Anny neckt das selig Aug' in Aug' versenkende Brautpaar, indem sie die Zukunftsscene entwirft, in welcher Freifrau Lydia von Heydeland das angefangene Porträt ihres Gatten zu vollenden versucht. Die Kleine behauptet, es würden sehr anstrengende Sitzungen werden, da das Modell jede fünf Minuten aufspringen werde, um sich von der Malerin das Honorar zu holen — wohlverstanden: keine Dreimarkstücke!

„Und doch behaupte ich, daß ich zum Modell prädestinirt bin,“ lächelt Gregor, „und zwar — zum Modell eines glücklichen Ehemannes!“

Karnevalsklänge.

(Hiezu die Bilder Seite 449, 451, 452, 453, 454, 455, 456 und 457.)

Karneval! . . . Ist man da ein anderer Mensch, weil man mit Gewalt ein anderes Leben führen will? Wird man da nicht ebenso krank wie zu anderen Zeiten? Sterben Greise und Kinder nicht ebenso wie sonst? Ach, wohl noch mehr als sonst! Drücken Not, Elend, Sorge da nicht ebenso wie zu jeder anderen Zeit? Quält der Hunger nicht gerade so, schmerzen Verrat und Untreue nicht ebenso bitter? O, der Hunger ist da noch größer, weil das Geld Flügel bekommen hat, und Verrat und Untreue finden da, wie böse Zungen behaupten wollen, gleichsam ihre warmen Nestchen auf jedem Dachstuhle bereit. Ja, die Karnevalszeit ist wirklich die geeignetste Zeit zum Frohsein, ha! ha! . . .

[illegible]

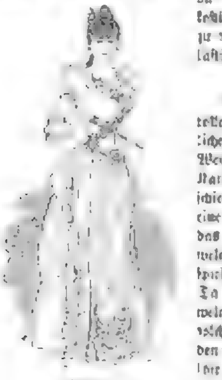
Ich höre die schöne Leserin rufen: „Aber Fabler, Fabler, Barde, Spielmann, welch triste Akkorde für eine Faschingsplauderei! Du hast Dich in der Tonart vergriffen, Du hast das Moll-Kästchen erwischt anstatt das Dur-Fach. Du traktierst uns mit B's anstatt mit lustigen Notenkreuzlein . . .!“

Freilich — aber . . . fängt ein Walzer nicht stets mit einer getragenen Einleitung an? Mit einem Andante — mehr maestoso als sostenuto! . . . „So ist's bei uns 'mal Sitte, chacun à son goût!“ . . . Aha, das ist schon ein Straußischer Refrain . . . Pollatenivo, „Fledermaus“-Schwärmen, Prinz Orlofsky! Hört nur, „wer's klingt und singt und springt“ . . . „Fiecumverbaron“-Weise! . . . Zigeunerbaron! — Gott, wie uns das gelegen einfällt! Zerbrechen wir uns doch schon seit acht Tagen die Köpfe (ich und ein ganzer Kreis von fröhlichen Cousinen!), als „was“ wir heuer die Maskenbälle besuchen wollen, und wir kramten in all den kleinen

Maskenkostümen dieses Artikels: Arlekinette, moderne Diana, Camelia, Rose de mai, Fille grecque, Musique und so weiter. Aber das alles ist nicht mehr nouveauté des nouveautés; das hübscheste, wie allerdings „Travesti" für Kostümbälle ist und bleibt doch das Nationalkostüm, und das malerischste Nationalkleid neben den etwas abgelebten italienischen und spanischen Trachten ist das Südslavische, von der Walachei an bis zur Herzegowina, — was sage ich? — bis zum Kaukasus. Und unter denen wiederum ist das Anheimelndste das Kostüm der Rastelbinder-Region, von dem uns die Drahtbindergruppe des Meister Koller, des einstigen „Siebenbürgers" und treuen Kollegen unseres alternden Zigeuner-Rastaghi, also eines Fachmannes in dieser Beziehung, eine hübsche, künstlerisch verfeinerte Idee gibt.

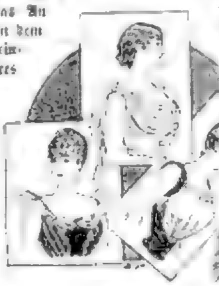
Ach, du guter Tellerflicker und Kasserolenarzt Jewan, dein Pfeiflein erweckt in den Herzen Jaliskas und Roszikas sehnsüchtige Erinnerungen an stürmische Csárdás, getanzt in einsamen Tännas mit flinken Betyáren, die ganz verdächtig nach Räubern rochen! Aber kein Mensch ist so flott wie ein „Räuber", das sagen dir alle Slowakenmädel! Und wenn es etwas gibt, was für die Stadtballdamen ein unerreichbares Ideal für ihre Bälle bleibt, so ist es — der „Räuber"; sie können nie ein Tänzchen mit Banditen von Profession machen — höchstens mit einem Hochstapler, und die tanzen bei weitem nicht so gut . . .

Wenn man „Karneval" sagt, sagt man „Venedig" und „Rom". Musikalisch heißt's „Venedig" und legendarisch „Rom". — Karneval in Rom! (Wir kommen heute aus Meister Strauß nicht heraus! . . .) Dieses Zauberwörtchen aussprechen, und wir gucken auch schon an einem der langen Balkone empor, die an den Häusern der Ripettastraße kleben und mit den hübschen Römerinnen des Geldviertels besetzt sind, während wir unter denselben mit einem Höllengemengsel von Musik, Gejodle, moccoletti und Gelächter vorübergetragen werden von der Maskenflut. Die schönen Römerinnen da droben sind — der Zeit zuliebe — ebenfalls in maschera, das ist ihnen, den Klosterpensionärinnen, „auf Karnevalsferien" von den strengen Gouvernanten, Lehrerinnen und Tanten nicht nur erlaubt, es ist ihnen sogar geboten. Wir sehen da auf dem Balkon alle Zeitalter vertreten: Die Rokokodame mit den „mouches" und den „poches", die Charlotte Corday mit dem koketten Carmagnolenhäubchen (und hoffentlich ohne Mordsdolch), sowie die Dame aus der Kaiserzeit mit dem apfelgrünen Kleide, der Achseltaille und dem Lavendelduft; dann Damen der Renaissancezeit, eine Lucretia Borgia und eine Gemma di Vergy — die eine ohne Gift und die andere ohne gebrochenes Abenteuerherz; auch einen „Pantalon" sehen wir da, ein Backfischlein aus dem Klosterpensionat an der Tiberbrücke, den schüchternsten, scheuesten Pantalon der Welt, welcher sich noch um keinen Preis die „cavalleria rusticana" anhören dürfte. Dazwischen hinein die Kindermädchen und die cameriera's des Hauses und die Kinder selber — denn jedes römische Kind wird mit dem carnevale groß gezogen, wie die deutschen mit dem Schnuller — und jedem achtjährigen Mädchen, das in diesen Tagen nicht als kleine „Dogaressa" oder als „Sizilianerin" herumlaufen dürfte, würde das Herz brechen! — So ein römischer Karnevalsbalkon ist nicht etwa ein Ball, er ist eine Loge. Man scherzt da nicht, man schaut; man kostümiert sich nicht, um gesehen zu werden, sondern um unbelästigt zugucken zu können.



Pailleuse

Wie anders nach diesem tollen, aber etwas herkömmlichen, zunftgemäßen, nach Weihrauch duftenden römischen Karneval mutet uns der entschieden viel zahmere Karneval einer deutschen Residenz an — das heißt, jener Teil desselben, welcher sich in den Cafés abspielt — à la sortie du bal. Da gibt's keine Intriguen, welche angefangen, sondern solche, welche abgewickelt werden; keine Lustspielexposition (die Expositionen sind auf dem Balle selber gewesen!), sondern die Schlußszenen — Schlußszenen, über denen ein ganz leichter Schleier von Blasiertheit, Ermüdung und Erschöpfung liegt, wie eine Zigarrenrauchwolke (guter und schlechter Habanos oder Sandblatt). Die Larven sind zwar noch über den Gesichtern der Damen, aber die Herzen derselben sind schon so ziemlich à nu — ebenso wie ihre Nacken; Damen, die zu so später Nachtstunde ins „Café Luitpold" gehen, in Begleitung ihrer zufälligen Tänzer, sind so ziemlich — demaskiert, sie alle haben schon manche schlaflose Nacht, manche Champagnerlaune hinter sich, und ihr Leben ist ein Leben im Gaslicht. Was kann da der Kavalier noch zu erraten suchen unter der schwarzen Halblarve! Diese mehr, minder „schönen Masken" werden so betrachtet wie der Kaffee, den man vor sich hinstellen läßt — nicht, um ihn zu trinken, sondern nur, um ein Recht zu haben, hier zu sein. Es sind dies Faschingsfreuden im Halbschlummer — man hat noch ein wenig verdämmte Ballmusik in den Ohren, man plaudert noch ein bißchen Unsinn und sehnt sich im stillen nach dem Ende all der Lustbarkeit, um schlafen gehen zu können.



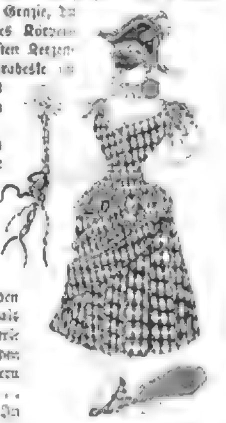
Amors Karnevalsfest.

Ganz anders ist so ein Maskenball in der „Hauptstadt der Welt", in der großen Oper von Paris. — Aber man darf auch da nicht an die Romane von einst denken. Vor allen Dingen müssen wir uns vergegenwärtigen, daß den Pariser Opernbällen das scheinbar Unmögliche möglich geworden ist: langweilig zu werden. Und das haben mit ihrem Geiste die Komödienschreiber gethan. Man sucht dort nicht mehr wie in der guten Zeit ein lustiges Abenteuer, eine Anekdote, ein paar still und planlos verlebte Stunden, ein wenig Ulk, eine kleine Intrigue, vielleicht den Anfang eines Herzensromans, man sucht dort — vermummte Marquisen und Comtessen, und vor allem sucht man dort — Geist. Ach, nicht jenen Geist, welcher dem Franzosen angeboren ist (dem Franzosen, welcher „né malin, créa le vaudeville"), sondern den geistreichelnden Geist der „Francillon" von Dumas und der „Cyprienne" von Sardou. Der Glanz der Lüster ist noch immer so hell wie sonst, vielleicht ist auch die Anzahl der Masken und der schwarzen Fracks dieselbe geblieben, der Champagner ist vielleicht sogar besser geworden, die Ananas in der separierten Loge duftet mit so feinem Aroma wie immer, und dennoch ist der „Gandin" trauriger, misanthropischer, sobald er nur eine Stunde sich dem „entzückenden Leichtsinn" (hergebrachter Stil) eines Pariser Opernballes hingegeben hat; die Dominos werden alle „Repliken" haben, sie haben dem Gandin alle erzählt, daß sie nicht hergekommen seien, um sich zu amüsieren, sondern um sich an ihrem Gatten zu „rächen", sie haben mit einem Worte alle die fade Komödie gespielt, in welcher der Gandin die Rolle des Gefoppten spielen soll. Und die drei typischen Vicomtes Guy, Gontran und Gaston, welche da auf der lichtdurchfluteten Emportreppe zwei Pierretten anreden und ansprechen, brechen in einen wahren Jubelruf aus, wie die eine der beiden „Schwarzstrümpfe" (diese Schwarzstrümpfe, leider ein Typus von heute, sind beileibe nicht etwa Nachfolger der „Blaustrümpfe" von einst; die bas bleus à la Georges Sand predigten die Emanzipation der Frauen, die bas noirs führen dieselbe praktisch durch!) auf eine geistreichelnde Bemerkung eine Antwort voll frischer, ungekünstelter Naivität erteilt. Wie Heimatluft weht ihre Aufrichtigkeit die drei Märtyrer ihres Standes, ihrer Jugend und ihres Reichtums an. Es gibt doch noch ehrliche Gemüter auf der arg verlotterten Welt! Aber eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, und die Pariser Modistinnen verlangen heutzutage, daß man sie bewundert . . . fin de siècle, hélas! fin de siècle . . .!

Rasch, rasch, flüchten wir uns in den allerletzten Faschingswochen etwas auf die Boulevards hinaus — am mardi-gras etwa. Hier finden wir noch ein bißchen das alte Leben und Treiben, das Durcheinander, das brouhaha des Dairins, wenigstens den Humor im Todeskampfe des Karnevals, die letzten Zuckungen dieser sterbenden Hanswurste („la mort de Pierrot," savez-vous?). Hier sehen wir noch den Maskenwagen, der bereits durch den „ewigen Juden" Papa Sues rollte, mit seiner bohème Rachanal und seinem verliebten Studenten Mimi Moulin und seiner gutherzigen, leichtsinnigen Rose Pompon; hier hört man noch Witze im Argot, und man — spürt sie auch; denn der Hauptwitz dieses „Opernballes" unter freiem Himmel ist und bleibt die Pritsche.

Man findet hier noch immer die maskierten Schönen, die sich „amüsieren" wollen, nicht die Damen jener Welt, in der man sich langweilt; man findet hier noch immer einen verirrten Leichtsinn, himmelblauen Uebermut, grasgelbe Naivität, ein wenig Philosophie und sehr viel Lustigkeit; und — last, not least! — den Polizisten, diese Ave jedes echten pariser Karnevalvergnügens. Nicht den Polizisten, welcher brummt und droht und aufschreibt, sondern den echt französischen Polizisten, welcher sich selber amüsiert, der seine Schärpe nur deshalb trägt, um sich in ihr den Bauch vor Lachen zu schütteln und der von all dem übermütigen Gesindel geduzt wird. Ein Karneval auf den Boulevards ohne Polizeimann ist ein Karneval ohne Schulden, ein Karneval ohne — Gassenhauer. Und welch eine Flut von Gassenhauern strömt da in allen möglichen Tonarten umher vom „Petit bleu" an bis zum „Ma chè" — „auf dem Bo, auf dem Bo, auf dem Boule-Boulevard".

Je weiter wir die Spuren des Karnevals zurück verfolgen, desto besser ist's, desto edler wird sein parfümierter Hauch, desto lichter sein Bild. Versetzen wir uns einmal in die glatte Zeit des Menuetts! — Des Menuetts, der Allongen, des Reifrocks, der petits abbés und der Coiffüren à la Madame de Prie; in jene Zeit, welche nicht mehr Louis Quatorze war, aber auch noch nicht Louis Quinze! Die Regentschaft! — Die Regentschaft war eine schlechte Regierung für die Moral, für die Finanzen, das ist wahr, aber sie war eine famose Zeit für — den Tanz und für den Ball. Man lachte entsetzliche Witze, und jeder Weltmann führte mit zitternder Hand seine Schokoladetasse an die Lippen; die Volksbeglückungsmethode des Monsieur Law brachte Hunderttausende an den Bettelstab, aber Monsieur Beauchamp glänzte am Himmel Terpsichores. Die Grazien feierten ihre schönste Zeit, die Anmut und die Höflichkeit tanzten mit einander ein Menuett und verliehen der Zeit ihren Typus. In der That ist das Menuett das Zeichen der Periode vor XVI., Mirabeau und Lafayette. Menuett, du lieblicher Tanz, bei welchem kein Glied des Körpers müßig blieb, du Vereinigung alles dessen, was einen Menschen edel, oder vielmehr adelig — und schön, oder vielleicht hübsch macht —! Die Augen glänzen zärtlich, das Haupt neigt sich in einer Pose von rührender Hingebung; die Hände sagen einander mit leisem Druck — alles, was die Lippen nicht aussprechen können, die Büste wiegt sich nach der Bewegung der sanften Musikwellen, wie die Aehren des Feldes unter dem Sommerwinde; das Mieder knistert leise wie unter den lodernden Flammen des Herzens; die Füßchen treten wie auf Wolken . . . o Grazie, du Schibboleth der Seele und des Körpers zugleich! Bestrahlt vom hellsten Kerzenglanze schwebt diese Frauenarabeske im Menuettschritt über das Parkett beim Klange der Viola da Gamba und der Violine — und das Auge Monsieurs des Regenten schwimmt wie eine trunkene Libelle auf diesen Silberwellen dahin, während das Auge Monsieur des Kardinals Dubois diese Frauengruppe förmlich verschlingt. — Madame de Parabère tritt in den vergoldeten Tanzsaal des Palais Royal und wird empfangen wie eine Königin, der man den Hermelin von den Schultern nimmt, fast mit Kniebeugung . . . Arme Madame Parabère! In den Spitzenfalten deines Korsetts ruht schon das Riechfläschchen, welches du morgen an das Näschen halten wirst, wenn der Regent in deinen Armen „das Zeitliche segnet" und das Menuett seines Lebenstanzes plötzlich beendet.



Arlekinette

E. M. Vacano.

Literatur.

Alfred Rethel hat in einer seiner ergreifendsten Zeichnungen die rächende Nemesis zur Darstellung gebracht, die dem Uebeltäter auf den Fersen ist, ihn erbarmungslos behend wie ein Weib, das in wilder Verzweiflung vor der verfolgenden Meute fortspringt und ihr doch nicht zu entgehen vermag. An diese Nemesis erinnert uns das leise Lesen des inhaltreichen Romans „Der Zeuge" von **Marie Bernhard** (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 2 Bände). Wir fühlen uns so tief mit dem gepeinigten Helden, so wenig wir ihn rückhaltlos verurteilen können. War es doch ein Augenblick höchster jugendlicher Erregung, überschäumender, ihn nahezu besinnungslos machender Leidenschaft, in welchem er jene dunkle That verübte, die ihn nun verfolgt, zunächst ihn in seinem Innern unablässig zuckend, dann aber auch wieder plötzlich von außen her ihm wie ein Schreckgespenst gegenübertretend in der Gestalt eines ungeahnten Zeugen, — eines Zeugen, der über den Persönlichkeitszusammenhang aufklären gleich ohnmächtig, im Begriffe steht, zu dem Helden in allernächste Familienbeziehungen zu treten. Aus diesen Motiven, die an sich vielleicht den Eindruck oberflächlicher Sensationshascherei wecken könnten, hat Marie Bernhard durch Vertiefung der Charaktere und feinsinnige Ausmalung des Seelenlebens einen Roman von höherer Bedeutung gestaltet, der den künstlerischen Anforderungen nicht minder gerecht wird als dem Verlangen nach spannender Unterhaltung.

Die Afrika-Literatur unserer Tage nimmt zwar einen immer bedeutenderen Umfang an, aber trotzdem hatte sich bisher der Mangel eines Werkes, das eine zusammenhängende Geographie von Afrika darbot, fühlbare Geltung verschafft. Um so freudiger ist daher das Erscheinen eines Werkes zu begrüßen, das diesem Mangel in der Afrika-Literatur in wirksamster Weise abhilft, es ist dies: „**Afrika**", eine allgemeine Landeskunde von Prof. Dr. **Wilhelm Sievers**, mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Chromodruck von E. T. Compton, E. Heyn, W. Kuhnert, O. Mögel, O. Peter (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1891). Der Verfasser ist sich der schweren Aufgabe, die er übernommen, vollauf bewußt gewesen. Dies bekunden teils in der ... Resultate, die wir von den einzelnen Teilen des schwarzen Erdteils haben, teils in der Fülle und Sichtung der Literatur über Afrika, namentlich aber in der Gestaltung des wichtigen Mittelungs in der Darstellung, die, auf streng wissenschaftlichem Grunde ruhend, doch auch durchaus gemeinverständlich sein sollte. Man muß es dem Autor nachrühmen, daß er das gesteckte Ziel vollauf erreicht hat und ebenso ist die Verlagshandlung bestrebt gewesen, durch eine wahrhaft gediegene Ausstattung an Karten und Abbildungen das Verständnis dieses Werkes wesentlich zu erleichtern und den Wert desselben für alle Interessenten zu erhöhen.

Unter dem Titel „Der Umzug und andere Novellen" von Hans Arnold ist im Verlage von Adolf Bonz & Comp., Stuttgart, ein Band Erzählungen erschienen, die mit außerordentlich viel Humor und großer Feinheit geschrieben sind. Namentlich ist der Umzug selbst höchst witzig und von drolliger Komik. Die zweite Novelle „Tannhäuser" ist ernsterer Natur, namentlich ist der Charakter der Heldin sehr fein gehalten und sind die Verirrungen der männlichen Hauptperson, des Pferde-Tannhäuser, hübsch und pikant geschildert, ohne im geringsten frivol zu werden. Die Novelle ist recht spannend und befriedigend. Die dritte Novelle, „Zwei Schwestern", liest sich wie ein reizendes kleines Lustspiel, voll prickelnden Humors und außerordentlich komischer Situationen. Die „Amicitia" endlich, die vierte kleine Erzählung, ist in der That eine Schuljungengeschichte, wie der Verfasser sie nennt, und zwar mit großem Geschick dem wirklichen Leben entnommen; sie ist nicht so witzig wie die drei vorhergehenden Novellen, liest sich aber doch recht unterhaltlich. Der ganze Band ist eine willkommene Gabe, um sich nach des Tages Last und Mühe in der angenehmsten Weise aufzuheitern, der Inhalt bietet dem Leser wirklichen Genuß.

Kamelia. (Seite 451)

Im Verlag der Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt vorm. R. Schultz & Co. veröffentlicht Dr. theol. A. First Licht und Schattenbilder aus Kirche und Synagoge unter dem Titel: „Christen und Juden", welche die lobenswerte Tendenz verfolgen, den Juden das Evangelium des Friedens zu verkünden und an Beispielen aus der Geschichte zu erklären, wie edelste und vorurteilsfreie Männer aus Israel ein Segen für Kirche und Menschheit geworden.

Notizblätter.

Bühne.

„Satisfaktion", das neue Schauspiel von Alexander Baron Roberts, hat sowohl im Lessingtheater zu Berlin als im Hoftheater zu Stuttgart erfolgreiche Aufführungen erlebt. Der Held ist ein noch ziemlich junger, aber schon berühmter Maler, Professor Bolz, der Sohn eines längst verstorbenen Subalternbeamten. Vor fünf Jahren hat er die Tochter eines Generals kennen und lieben gelernt, und da er keine Aussicht hatte, seine Elly, die schon damals mit ihrem Vetter, dem Grafen Wittersfeld, verlobt war, auf regelmäßigem Wege zu gewinnen, entführte er sie kurzer Hand. Die Familie des Mädchens beschränkte die Beziehungen ihrer Gekränktheit darauf, daß sie das Paar sich selbst überließ; jetzt aber, nach fünf Jahren, hat der alte General doch Sehnsucht nach seiner Tochter und kündigt ihr an, daß er sie besuchen wolle. Unmittelbar vor seiner Ankunft ereignet sich ein unangenehmer Zwischenfall: Bolz ist in der Nacht von Corpsstudenten angerempelt worden, es sind einige spitze Redensarten gefallen, und am Morgen überbringt ihm ein Studentenpaar eine Forderung auf Pistolen. Er hat keine Lust, sich mit einem Fuchs zu schießen und lehnt die Forderung ab. Eben wie er durch den verjährten Schwiegervater in die Familie seiner Frau eingeführt werden soll, bringen die Abendzeitungen Notizen über sein ungewöhnliches Thun, und einerseits empört sich der Kavaliergeist des Grafen Wittersfeld, andererseits das militärische Herz des alten Generals; es fallen heftige Worte, der General fühlt sich so gekränkt, daß er seinen Abschied einreichen will. Der Professor widersteht diesem Ansturm, aber nun findet er, daß auch seine geliebte Frau im Herzen die Tochter ihres Vaters ist; keineswegs kann auch sie seinen vernünftigen Standpunkt nicht teilen. Er ist Landwehroffizier, muß sich also vor dem Ehrengericht verantworten, und der „schlichte Abschied", den sie fürchtet, erscheint ihr als eine schreckliche Schmach. Dazu tritt noch ein besonders aufreizendes Moment im eigenen Hause: Bolzens alte Mutter ist von jeher eifersüchtig auf seine Liebe zu Elly gewesen, sie hetzt gegen die „vornehme Gesellschaft" und macht ihren Sohn glauben, Elly habe ihn überhaupt nicht aus Liebe, sondern nur aus Trotz gegen den Grafen Wittersfeld geheiratet. Gedrängt und gequält will er endlich in seinem Zorn diesen Grafen fordern, aber der lehnt den Zweikampf kühl ab: Bolz ist nicht satisfaktionsfähig, so lange eine ehrengerichtliche Untersuchung gegen ihn schwebt. Indessen das Ehrengericht hat ein einstimmiges Einsehen und spricht den Professor frei; Graf Wittersfeld fordert ihn nun seinerseits, sie verwunden sich leicht, und an der Seelenangst wie an dem Rettungsjubel seiner Frau erkennt er, daß sie doch von Herzen die seine ist.

Kultur und Wissenschaft.

Der versuchte Verkauf der Galerie Borghese in Rom hat Veranlassung gegeben, daß der italienische Unterrichtsminister einen Gesetzentwurf vorlegte, wodurch die fideikommissarischen Kunstsammlungen vor Zersplitterung bewahrt werden sollen. Der Entwurf setzt einen Betrag von einer halben Million in das Budget ein, der zu Renten für jene Besitzer fideikommissarischer Kunstsammlungen dienen soll, welche diese dem Staate abtreten. Schwere Strafen werden dagegen für jene festgesetzt, die aus solchen Sammlungen Kunstwerke verkaufen.

Junge Griechin. (S. 451)

„Nach Adam Riese" ist ein geflügeltes Wort, das man täglich hören kann, wenn es gilt zu beweisen, daß zweimal zwei vier ist, oder sonst ein schwieriges Rechenexempel begreiflich zu machen. Da dürfte wohl auch ein allgemeines Interesse dafür vorausgesetzt werden, daß sich in diesem Jahre vier Jahrhunderte seit der Geburt des großen Rechenmeisters vollenden. Ries (so ist nämlich sein richtiger Name, nicht Riese) war 1492 zu Staffelstein in Franken geboren und wurde einer der vielbelachten „Rechenmeisterlein"; in der That aber war er ein Riese des Geistes, der mit scharfem Verstande unser heutiges Zahlensystem geschaffen hat. Wer jemals versucht hat, römische Ziffern zusammenzuzählen oder gar zu teilen, der wird begreifen, welch großer Wohlthäter der Menschheit und besonders der das Rechnen erlernenden Jugend der alte Adam Ries geworden ist, als er das bequeme Rechnen mit den wohlgeordnet unter einander zu setzenden arabischen Ziffern einführte. Auf diesem Wege erst war es möglich, Aufgaben, für die bis dahin das Zählbrett mit Linien und Rechenpfennigen verwendet wurde, mit der Feder schnell und sicher zu lösen. Ries selbst nennt sein neues Verfahren „das Rechnen mit der Feder", und die Kunst, die er gelehrt hat, ist mächtig emporgeblüht und unzertrennlich von Handel und Wandel. Des Lehrers Andenken aber wird auch in fernen Jahrhunderten gefeiert werden — nach „Adam Riese."

Der diesjährige deutsche Aerztetag findet am 27. und 28. Juni in Leipzig statt, wo vor zwanzig Jahren der Vereinsbund deutscher Aerzte gegründet wurde. Auf der Tagesordnung stehen vorläufig: 1. Die ärztliche Thätigkeit bei der Unfall- und Invalidenversicherung. 2. Die Errichtung einer besonderen Prüfung für Spezialärzte.

Im Dresdener Museum der Gipsabgüsse ist nun auch die moderne Abteilung eröffnet worden. Dieselbe umfaßt in erster Reihe die Werke Rietschels und Hähnels, ferner die durch Robert Diez repräsentierte Dresdener Bildhauerschule; auch nichtdeutsche moderne Künstler sind vertreten, z. B. Paul Dubois, Stefan Sinding, Thornycroft und Edgar Böhm.

Das Deutsche Reich hat in den Jahren 1874 und 1882 vier wissenschaftliche Expeditionen ausgesandt, welche die Aufgabe hatten, das Vorüberziehen des Planeten Venus vor der Sonnenscheibe zu beobachten und dadurch eine genauere Berechnung der Entfernung zwischen Sonne und Erde zu ermöglichen. Die letztere Arbeit ist durch Professor Auwers erst in den jüngstvergangenen Wochen vollendet und veröffentlicht worden. Nach ihr ergibt sich für die mittlere Entfernung der Sonne von der Erde ein Betrag von 19,964,000 geographischen Meilen. Der Durchmesser der Sonne ist 108mal größer als derjenige der Erde und beträgt somit 185,640 geographische Meilen. Die Oberfläche der Sonne ist 11,664mal so groß als die der Erde, und ihr Volumen übertrifft 1,260,000mal das Volumen des Erdballs.

Da noch immer das Antipyrin als Hausmittel bei Erkältungen, Kopfschmerzen und so weiter in Gebrauch ist, so verdient eine Mitteilung der „Ärztlichen Rundschau" weiteste Verbreitung. Dort ist von einem Fall berichtet, in dem der häufig wiederkehrende Gebrauch von Antipyrin nach einigen Monaten die Sehkraft ganz gesunder Augen bedeutend vermindert hat.

Die Entdeckung zweier Planeten durch Photographie ist die neueste Errungenschaft, welche die Himmelskunde aufzuweisen hat. Vor einem Jahrzehnt noch hätte man die Möglichkeit einer derartigen Entdeckung ins Reich der Fabel verwiesen. Dem Privatdocenten Dr. M. Wolf in Heidelberg ist die Auffindung dieser Planetoiden, beide von der 12. Größe, durch die Vergleichung zweier photographischer Platten, die am 20. und 28. Dezember aufgenommen sind, geglückt. Die Sternwarte in Wien hat bereits durch direkte Beobachtung die Planeten festgestellt; so steigt nun die Anzahl der bis jetzt bekannten kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter auf 323.

Die Welle. (Seite 451)

Denkmäler.

Der Verein für Errichtung eines Robert Schumann-Denkmals in Zwickau versendet ein Zirkular, welches dazu auffordert, die Angelegenheit durch Beiträge möglichst zu fördern. Bis jetzt sind 18000 Mark aufgebracht, und außerdem hat ein auswärtiger Freund des Unternehmens eine sehr namhafte Spende zugesichert für den Fall, daß das Denkmal innerhalb fünf Jahren zur Enthüllung kommt.

Gestorben.

Brink, ten, Bernhard, Dr., Prof. der engl. Sprache und Literatur an der Universität Straßburg, berühmter Gelehrter, 51 Jahre alt, am 29. Januar, in Straßburg i. Els.

Christophe, Ernest, namhafter franz. Bildhauer, 65 Jahre alt, Ende Januar, in Paris.

Eichrodt, Ludwig, Oberamtsrichter, bedeutender humoristischer Dichter, 65 Jahre alt, am 2. Februar, in Lahr.

Flygare-Carlén, Emilie, beliebte schwedische Romanschriftstellerin, 85 Jahre alt, am 5. Februar, in Stockholm.

Gretschel, Heinrich Friedrich, Dr., Bergrat, Prof. der Mathematik und darstellenden Geometrie an der k. sächs. Bergakademie, am 4. Februar, in Freiberg in Sachsen.

Haber von Linsberg, Ludwig, bekannter österreich. Finanzmann und Großgrundbesitzer, Mitglied des Herrenhauses, 88 Jahre alt, am 27. Januar, in Wien.

Keiter, Ferdinand, Pfarrer, beliebter westfälischer Dichter, 63 Jahre alt, am 26. Januar, in Beveringen.

Mackenzie, Morell, Sir, berühmter engl. Kliniker und medizinischer Schriftsteller, 55 Jahre alt, am 3. Februar, in London.

Mithoff, Theodor, Dr., Prof. der Nationalökonomie und Finanzwissenschaft an der Universität Göttingen, Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, 57 Jahre alt, am 30. Januar, in Berlin.

Orczy von Orczi, Freiherr, Bodog, ehemaliger Intendant des Budapester Hoftheaters, Opernkomponist, 56 Jahre alt, am 20. Januar, in London.

Rhangabé, Alexander Rhizos, hervorragender griechischer Dichter und Diplomat, 81 Jahre alt, am 29. Januar, in Athen.

Spurgeon, Charles Haddon, berühmter engl. Kanzelredner, 57 Jahre alt, Ende Januar, in Mentone.

Tessero, Adelaide, berühmte italienische Schauspielerin, 53 Jahre alt, Ende Januar, in Turin.

Zona, Antonio, namhafter italienischer Maler, 79 Jahre alt, Anfang Februar, in Rom.

Die Internationale Ausstellung für das Rote Kreuz in Leipzig.

Es war ein glücklicher Gedanke des nunmehr verstorbenen sächsischen Kriegsministers von Fabrice gewesen, eine internationale Ausstellung der Vereine vom Roten Kreuz zu veranstalten. Der Zweck der Ausstellung sollte ein doppelter sein. Einmal wollte man ein anschauliches Bild geben über die Entwicklung und den jetzigen Stand der freiwilligen Krankenpflege und durch praktische Hinweise auf die Aufgaben, zu denen sie in einem künftigen Kriege berufen sein würde, das Verständnis und Interesse für die Sache des Roten Kreuzes in immer weitere Kreise tragen. Auf der andern Seite sollten die Errungenschaften und Neuerungen auf dem Gebiete des Sanitätswesens in möglichster Reichhaltigkeit zur Anschauung gebracht werden, damit sich durch die vergleichende Prüfung der verschiedenen Behandlungsweisen die relativ beste herausfinden lasse. Der Gedanke fand allgemein Anklang. Die Königin Carola von Sachsen übernahm das Protektorat der Ausstellung, Prinz Georg das Ehrenpräsidium, Kaiser Wilhelm bezeugte sein Interesse für die Ausstellung durch Spenden wertvoller Ehrenpreise, viele deutsche Fürstlichkeiten folgten seinem Beispiel, vom Auslande liefen zahlreiche Versprechungen zur Beteiligung ein, und so konnte man denn mit den günstigsten Aussichten der Eröffnung der Ausstellung entgegensehen.

Dieselbe fand am 4. Februar unter Anwesenheit des Königs Albert, sowie der sämtlichen Mitglieder der sächsischen Königsfamilie in dem größten Vergnügungs-Etablissement Leipzigs, dem Kristallpalast, statt. Es läßt sich nicht leugnen, daß der erste Eindruck der Ausstellung, die sich über einen Raum von mehr als 15,000 Quadratmeter erstreckte, ein ganz imponierender war. Aber gar mancher der Besucher, der sich einer erdrückenden Mannigfaltigkeit von Gegenständen gegenübersah, deren Mehrzahl mit der Sache des Roten Kreuzes in gar keinem Zusammenhange steht, wird sich gefragt haben, ob er sich denn wirklich in einer Ausstellung befinde, die wenigstens äußerlich unter dem Zeichen des Roten Kreuzes stehe.

Die ganze Ausstellung war in fünfzehn Gruppen eingeteilt. Zu den Gruppen für das Rote Kreuz, Armeebedarf, Hygiene, Volksernährung und Kochkunst traten noch solche hinzu für Fische, Kakao- und Schokoladenindustrie, fleischlose Kost, Konditorei, Bäckerei, Fleischerei, Getränke, Wirtschafts- und Kücheneinrichtungen, Heizungsapparate und Heizmaterialien, sowie eine Gruppe für die Fachlitteratur. Wie man sieht, ließ die Ausstellung an Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig. Man war sich wohl von vornherein bewußt, daß eine Ausstellung nur für das Rote Kreuz doch nicht die gewünschte Anteilnahme beim Publikum finden würde, und hat deshalb auch die Ernährungsfrage mit in den Kreis der Ausstellung hineingezogen.

Die interessantesten Gruppen, die zugleich einen wirklichen praktischen Nutzen haben werden, waren die für Armeebedarf und Volksernährung. Die Verpflegung der Armee im Frieden und besonders im Kriege wurde uns da vor Augen geführt. Es war eine Konkurrenz eingesetzt worden für diejenigen Nahrungsmittel, die sich hinsichtlich ihrer Zubereitungsform ganz besonders für die Truppen im Felde, sowie zur Verwendung als eiserner Bestand eignen. In erster Linie kamen hier Konserven in Betracht, auf welchem Gebiete eine anerkennenswerte Reichhaltigkeit von Neuigkeiten zu verzeichnen ist. Das größte Interesse des Publikums erregten die täglichen Truppenspeisungen in der Volksküche. Ein Bataillon Soldaten rückte unerwartet ein, mit fieberhafter Hast ging es an die Fertigstellung der Speisen, und noch ehe eine Stunde vergangen war, gelangten die Portionen für fünfhundert Mann zur Verteilung. Um die Vorteile der für diese Massenspeisungen zur Verwendung kommenden Apparate kennen zu lernen, fand täglich großes Konkurrenzkochen statt. Einen bedeutenden Anziehungspunkt für das große Publikum bildeten sodann die Gruppen für Kochkunst und Konditorei, an denen sich zumeist einheimische Firmen beteiligt hatten. Es ist erstaunlich, was gerade auf diesen Gebieten geleistet worden ist, und man konnte es den Besuchern nicht verdenken, wenn sie sich eifrig an diesem Herz und Auge erfreuenden Anblick weideten und ihn dem von ernster stimmenden Gegenständen, wie Feldlazaretten, Baracken, Operationsapparaten, Krankenwagen, Verbandkasten u. s. w. vorzogen. Hat auch die Ausstellung auf der einen Seite nicht ganz das gehalten, was sie versprochen hat, so hat sie doch auch wieder an anderer Stelle vieles Neue und Nützliche gebracht, und es kann sicher nicht behauptet werden, daß die aufgewendete Mühe erfolglos gewesen sei.

Paul Rache.

Zu rechter Zeit.

Roman von

Sophie Junghans

(Fortsetzung.)

Als Linchen wieder sprach, war es heiser und leise, aber immer noch in der durch seinen verräterischen Ausruf entfesselten Leidenschaft:

„Also so war es von Anfang an gemeint! Betrogen bin ich, wie ein beliebiges Dienstmädchen oder eine Kellnerin oder Putzmachermamsell, einfach betrogen! Und von einem, der es sich damals zur Ehre schätzen konnte, wenn er sich mit mir nur sehen lassen durfte . . . der meinem armen dummen Vater tausendmal nicht gut genug war . . . So daß ich mich herbeiließ, die Sache hinter der Eltern Rücken zu betreiben! Und damit, mit dem bißchen Heimlichkeit, hätte ich dies Fürchterliche alles verdient?“ . . . Ihre Stimme sank zum Murmeln und hatte jetzt wieder den Klang unnatürlicher Ruhe, wie im Anfang: „das ist nicht möglich . . . das kann nicht möglich sein . . .“

Er hatte sich indessen einigermaßen gefaßt. Gott sei Dank, daß sie wenigstens nicht mehr schrie; dadurch war ihm wieder etwas der Mut gestiegen. Er durfte sie jetzt, hier, um keinen Preis noch einmal reizen, mußte sie erst glücklich fort haben . . . Wenn er freilich dachte, wie man in diesen Hotelgemächern mit lauter ineinander führenden Thüren und dünnen Wänden von einem Zimmer zum andern alles hörte, und daß das Ehepaar aus Schweidnitz nebenan in Nummer zwölf jedenfalls solider Weise zu Hause und in seinen dicht an der Wand stehenden Betten befindlich war, so schauderte ihm immer wieder die Haut. Aber vielleicht hatten die Leute einen gesunden Schlaf, und jener überlaut geschrieenen Worte Linchens von vorhin, denen auch der gesundeste nicht widerstanden haben würde, waren zum Glück nur wenige gewesen. Ueber den ersten ungewöhnlichen Laut aber, durch den man aus dem Schlafe geschreckt wird, kann man sich noch keine Rechenschaft geben, erst indem man sich völlig ermuntert, fängt man an, zu horchen. Das Mädchen war dann gleich wieder still gewesen; vielleicht, hoffentlich, daß die Nachbarn morgen früh kaum noch wußten, was sie gehört hatten!

Er hatte rasch überlegt, daß er Linchen von hier fort und in ein bescheidenes Gasthaus der innern Stadt bringen müsse. Aber damit hatte es insofern keine Eile, als es besser sein würde, abzuwarten, bis die verwünschte elektrische Beleuchtung draußen auf Treppen und Gängen endlich erloschen sein würde, welche das Haus mit weit mehr als Tageslicht durchflutete. Sich mit der fragwürdigen Gestalt da in diese schonungslose Helle hinaus zu wagen, sich neben ihr einer Begegnung auszusetzen, davor graute ihm, und wenn es eine mit dem letzten Hausknechte des Hotels gewesen wäre. Lieber warten . . . bis in den Morgen hinein würden sie das Licht doch nicht brennen lassen. Und in der Zeit konnte er das Mädchen auch vielleicht ein wenig zu gute reden.

So begann er denn, als wolle er nachsichtig und vernünftig auf ihre zuletzt gegen ihn geschleuderten Vorwürfe eingehen:

„So wäre es von Anfang an gemeint gewesen, sagst Du, Linchen. Das glaubst Du doch wohl selber nicht. Aber bedenke doch den ungeheuren Umschwung in meinen Verhältnissen! Man muß eben wissen, was paßt und nicht paßt —“

Er unterbrach sich und streifte in halber Furcht ihr Antlitz mit dem Blicke . . . die letzte Aeußerung war wieder unvorsichtig gewesen. Linchen aber saß still und starr, auf einen Fleck blickend; man konnte ihr nicht einmal ansehen, ob sie überhaupt zuhöre oder nicht. Er fuhr fort, sich selber gewaltsam von dem gefährlichen Thema der jetzigen Gegenwart und nächsten Zukunft ablenkend:

„Dies alles geht mir ja furchtbar nahe, natürlich, und Du sollst Dich nicht über mich beklagen können, wenn Du nur vernünftig bist, auf Ehre nicht. Erzähle mir nur einmal“ — er hatte einen der Plüschsessel auf seinen Rollen vorsichtig in ihre Nähe geschoben und zog ihn jetzt, sich niederlassend, indem er zwischen den Knieen durchgriff noch ein wenig näher heran — „wie alles noch gegangen ist. Seit vier Monaten hast Du nichts von Dir hören lassen . . . Ich habe mich genug geängstigt —“

„Warum schriebest Du denn nicht, wenn das wahr ist?“ sagte das Mädchen tonlos und mit ihrem starren Gesicht.

Da, da hatte er sich verschwatzt, das heißt auf das Gebiet der nachweislichen Unwahrheit begeben! Geängstigt hatte er sich allerdings, aber nur vor den Folgen seiner verhängnisvollen Thorheit, wie er es bei sich nannte (in Wahrheit war es etwas ganz anderes gewesen), und indem er diese Pause in den Nachrichten von seiner unglücklichen Geliebten als eine Galgenfrist empfand. „Herr Gott, was Du auch alles verlangst!“ rief er jetzt unwirsch in seiner Verlegenheit. „Und was Du für einen Begriff von meinem Leben hast, dem Leben eines Mannes mit einem phänomenal schnell erworbenen Weltruhm — es ist wirklich lächerlich! Du müßtest nur einmal wissen, wie meine Zeit besetzt ist, wer sich alles um mich reißt . . .“

Sie sagte wieder nichts hierzu und er konnte sich abermals zusammen nehmen und sich zwingen zu dem Schein eines Anteils an dem Elend, welches sie hinter sich hatte. „So sag doch endlich, Linchen, wie ging es denn zuletzt zu Hause, mit den Eltern? wußten sie . . .?“

Nachdem er noch eine Weile gewartet hatte, sprach sie endlich: „O, es war fürchterlich . . . manchmal dacht' ich, die Angst würde mich wahnsinnig machen. Ein solcher Zustand — die rasende Furcht bei jedem Blicke, der mich traf, weil ich immer dachte, jetzt sei die Schmach da, jetzt fange man an, es mir anzumerken — die Hölle kann nicht schlimmer sein! Die Eltern waren aber arglos, lange, lange, bis zuletzt. Einem Menschen hatte ich mich anvertrauen müssen; es war das Dienstmädchen von Wagners, nebenan im Hause. Ich mußte die Person gut bezahlen, und sie half mir, sonst wäre es ja unmöglich gewesen . . .“

Sie versank wieder in Schweigen, achtlos seiner jetzt allmälich erwachten Neugier. „Nun, und weiter?“ drängte er, nachdem er eine Weile vergeblich darauf gewartet hatte, sie werde fortfahren.

„Wozu? Was kann es nun noch helfen, darüber zu reden? Ich habe es durchmachen müssen, ich allein . . . unglücklicher, hab' ich oft gedacht, und verlassener kann noch nie ein Mensch gewesen sein, und froh werd' ich nie wieder und wenn ich hundert Jahre alt würde. Nein“ — an ihm vorbei starrend, schüttelte sie langsam den Kopf — „wer das erlebt hat, was ich erlebt habe, das Entsetzen und die Verzweiflung, der kann nie wieder werden, wie andere, die noch nicht einmal wissen, daß es solche Dinge gibt.“

Er hätte vielleicht weiter nicht gefragt, aber aufstehend und sich an das Schlüsselloch neigend hatte er gesehen, daß es draußen auf dem Korridor noch immer hell war. So setzte er sich wieder und meinte:

„Ja, es muß eine große Aufregung gewesen sein, das läßt sich denken. Aber, lieber Himmel, Du bist die Erste nicht, die das durchgemacht hat“ — wobei er sich des Umstandes, daß er da den Mephistopheles im Falle Gretchens beinahe wörtlich citirte, übrigens weiter nicht bewußt war —; „nun erzähl doch aber endlich, was er nun, was Dein Vater“ — unwillkürlich leiser redend beim Gedanken an den derben, heftigen Mann — „dazu gesagt hat.“

„Was er gesagt hat? vielleicht hat ihn der Schlag gerührt, als er es erfahren hat, und er ist schon lange begraben, wie das Kind auch . . ich weiß es nicht; ich weiß nichts von denen zu Hause,“ sagte sie tonlos.

„Donnerwetter — so hast Du Dich heimlich weggemacht!“ entfuhr es ihm. Sie nickte. „Wozu aber eigentlich, Linchen?“ sagte er jetzt ärgerlich und krittelnd. „Weiß der Himmel, wie Du bist . . so sonderbar! Immer mit dem Kopfe durch die Wand! Wenn die Sache doch nun einmal geschehen und nicht zu ändern war, so mochten Deine Eltern sich hinein finden, wie schon ganz andere Leute auch gethan haben! . . .“

„So . . . meinst Du?“ fragte sie bitter und sah ihn jetzt endlich, zum erstenmale eigentlich, an, und zwar wie in Verwunderung. Das Unglück reift die Menschen — nur daß, wenn der Prozeß gar zu sehr beschleunigt wird durch die hohe Temperatur in der er vor sich geht, dies Reifen zum Dörren, zum tödlichen Ausdorren wird. Und so war die Veränderung, die mit dem Wesen des Mädchens vor sich gegangen war, nicht kleiner als der völlige Wandel in ihrem Aeußern. Das oberflächliche, gedankenlose junge Geschöpf mit seinem engen Sinne, seinem glücklich beschränkten Horizonte war nicht mehr da . . . und wenn das Weib, welches jetzt dort an seiner Stelle saß, auch an Bildung und Wissen hinter andern lebenslänglich zurückstehen würde, so hatte sich doch ihr Blick unermeßlich vertieft nach einer Richtung hin, seit sie in den Abgrund menschlichen Jammers geschaut hatte. Sie war innerlich eine Greisin, und nicht nur in ihrer Abgestorbenheit für jede sorglose Freude — eine Offenbarung von bodenloser Tiefe war ihr geworden, seit sie sich Mutter fühlte und wurde ihr mehr und mehr, von Augenblick zu Augenblick, indem sich seitdem der Charakter ihres Verführers in nichts ahnender Gemeinheit vor ihr immer mehr enthüllte.

Jetzt kannte sie ihn. Und daher auch ihre Gleichgiltigkeit dagegen, durch die Schilderung der Einzelheiten ihrer schnöden Erlebnisse jetzt etwa noch den blassen Abglanz von etwas wie Mitleid in ihm zu erregen. Des echten Mitleids, des mit andern Leidens, war seine phantasielose, nüchterne und arme, lediglich in sich selber beschlossene Natur nicht fähig. Daß sie freilich so ganz allein dulden sollte, wo sie doch nicht allein, bei weitem nicht einmal am meisten, verschuldet hatte, daß er so ganz leer ausgehen sollte, das erfüllte das Mädchen mit einem stumpfen Staunen vor der Grausamkeit der Weltordnung.

Es war charakteristisch für ihn, daß er seinem neugierigen Gelüste, näheres über ihre Flucht aus dem Elternhause zu erfahren, jetzt keinen Zügel anlegte. „Begreifen thue ich die Geschichte aber doch nicht,“ begann er wieder. „Daß die Alten zu dem allem ganz ruhig still geschwiegen haben sollten, Dich herum vagabundiren lassen, Dich, ihren Augapfel, und nicht Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um Deiner wieder habhaft zu werden! Sie glauben doch nicht etwa —“ mit plötzlicher Unruhe und Angelegentlichkeit im Tone — „ich hätte die Hand im Spiele gehabt . . . es wäre eine Entführungsgeschichte, in die die Gerichte sich hineinmengen können . . . Linchen! das will ich mir ausgebeten haben. Nun“ — sich etwas wieder beruhigend — „ich kann ja alle Tage schwören, daß ich nichts von Deinem Aufenthaltsorte gewußt habe!“

Sie wunderte sich über nichts mehr, was von ihm kam, erwiderte aber auch nicht einmal direkt darauf. „Die Eltern glauben, ich wäre nach Amerika, und wenn sie noch leben, so werden sie sich wohl alle Tage die Augen ausschauen nach dem Briefträger, der ihnen meinen ersten Brief von dort bringt. Ob sie meinen, Du wärest auch dort, weiß ich nicht.“

„Wohl kaum,“ sagte er spitz, geärgert am meisten durch ihre gleichgiltige Annahme, es könne irgend ein deutscher Staatsbürger von einiger „Bildung“ — wie man die Fähigkeit, Zeitungen zu lesen, jetzt meist bezeichnet — nicht wissen, wo der berühmte neu entdeckte Tenor und Wagnersänger zur Zeit sich befinde. Seiner Meinung nach war die zivilisirte Welt über sein Gehen und Kommen, sein Abreisen hier, sich Befinden da und Eintreffen dort ebenso auf dem Laufenden, wie über die Ortsbewegungen des deutschen Kaisers etwa. „Wenn sie noch leben!“ wiederholte er in eben dem ärgerlichen Tone ihre Worte. „Wenn sie noch leben! Warum sollen sie nicht? Uebrigens hätte ich das — ich meine, einen Todesfall in eurer Familie — doch auch erfahren.“

Durch seine Mutter nämlich. Sie wohnte zwar, auf sein Betreiben, nicht nur nicht mehr in dem Kerstingschen Hause, sondern überhaupt nicht mehr in Hessenstadt; sie war in eine andere Provinzialstadt gezogen, wo sie einen Bruder hatte. Er sorgte anständig für sie, das mußte man ihm lassen, und sie hielt ihn für ein Muster von einem Sohne, wie sie von jeher gethan hatte, außerdem daß sie sich in einem dauernden Zustande schwindelnder Anbetung vor seinem enormen Glücke befand. Er nahm aber ganz richtig an, daß sie eine Nachricht wie die von dem Tode eines der beiden Kerstingschen Eheleute, der ehemaligen Hauswirte, trotz ihrer Entfernung

ized by Google

aus dem Orte jedenfalls in Erfahrung gebracht und ihm sicherlich mitgeteilt haben würde. Sollte sie von der Entfernung des Mädchens aus dem Elternhause nicht auch unterrichtet gewesen sein? Höchst wahrscheinlicherweise; denn so etwas spricht sich herum. Davon hatte sie ihm aber kein Wort geschrieben, wohlweislich; je weniger er von Linchen wußte, desto besser. Und in seinem Herzen lobte er dafür seine Mutter, die Kantorswitwe und sich, daß er sie sich so gut gezogen habe!

„Nein,“ fuhr er fort. „Dein Vater und Deine Mutter werden beide ganz ruhig in der alten Wohnstube in der Kirchgasse sitzen, nach wie vor“ (und Du hoffentlich über kurz oder lang auch wieder, hätte er am liebsten hinzu gefügt, stand aber doch davon ab). „Und wenn sie sich ein bißchen geängstigt haben, jetzt, nun, davon stirbt man auch nicht gleich . . . Und sie wissen wirklich immer noch nicht . . .?“ fügte er halb ungläubig nach einer Pause hinzu und stockte dann . . .

„Was mit mir gewesen ist? Weshalb ich lieber irgendwo in der Fremde am Wege unter einer Hecke liegen geblieben und verkommen wäre, als länger unter den Augen der Leute in meiner Vaterstadt? O ja — darauf haben sie sich längst einen Vers machen können,“ sagte sie vor sich hin. „Und ich kenne meinen Vater . . . er kommt so wenig wie ich je darüber hinweg. Die Mutter ist anders, aber der Vater . . . Und wenn aus mir jetzt noch eine Prinzessin werden könnte, er würde nie wieder den Kopf in die Höhe halten, wie vorher. Und nun gar, wenn er wüßte, was ich hinter mir habe! Wie ich mich gefühlt habe und wie ich angesehen worden bin, ich, sein Linchen, sein Goldtöchterchen, wie er immer sagte, auf jener fürchterlichen Reise! Es kommt mir vor, als hätte ich Wochen unterwegs zugebracht, und es waren doch nur ein paar Tage . . . ich mußte übernachten, weil ich elend wurde . . . Die Gesichter und die Blicke in den Hotels . . . Leuten, die ein Brandmal irgendwo tragen mußten — ich habe manchmal so Geschichten gelesen — denen mag so zu Mute gewesen sein! Wie zuletzt die Eisenbahnschaffner selber wußten, was die Glocke bei mir geschlagen hatte, und frech und unverschämt und familiär wurden, bei allem Mitleid! Ich hätte mich am liebsten auf die Schienen gelegt . . . aber in dem Zustande — da wäre ja alles offenbar geworden und wahrscheinlich in die Zeitung gekommen. Denk Dir den Vater, wenn er so etwas unversehens hätte lesen müssen! . . .“

Hier wurde ihm doch so unbehaglich, daß er aufstand. „Um Gotteswillen, schweig still, Linchen . . . da wird einem ja übel,“ sagte er unwirsch. „Du hast die Sache ganz falsch angefangen . . . das konnte alles noch ganz leidlich glatt abgehen, wenn Du nur gewollt hättest. Aber“ — mit einem kleinen Seufzer, der vielleicht seiner damaligen Geschmacksverirrung galt — „eigensinnig und bornirt warest Du immer schon. Nun, geschehene Dinge sind nicht zu ändern. Und jetzt wird es Zeit, daß wir Dich für die Nacht unterbringen. Ich gehe mit Dir, hab' nur keine Angst“ — die Großmut, daß er sie nicht auf die Straße warf, wo sie ihm jedenfalls noch mehr Ungelegenheiten bereitet haben würde, als anderswo! — „Hier bleiben, ich meine im Hotel, kannst Du nicht, nach Deinem klugen Streich, mich auf meiner Bude hier zu überfallen. Aber Du mußt in die Ruh, bist gewiß müde.“ Er durfte sich diese außerordentliche Rücksicht auf ihre mutmaßliche Verfassung jetzt erlauben, da seit einigen Minuten das Haus, wie er bemerkt hatte, dunkler war. „Zu Abend gegessen wirst Du haben, wie?“

Diese Annahme war um halb zwei Uhr nachts weiter nicht gewagt. „Ich? ja . . . das heißt nein . . . ich weiß nicht. Ich brauche nichts,“ sagte Linchen gleichgiltig.

„Nun, dann komm.“

Im Korridor ärgerte er sich, als er sah, wie völlig sichtbar, kenntlich und verständlich (und letzteres doch in einem ganz falschen Sinne!) er und seine Begleiterin hier im Hause noch immer einem jeden ihnen Begegnenden sein würden in dem Lichte der hier und da in großen Entfernungen brennenden Gasflammen, welches ihm anfangs gegen die elektrische Beleuchtung wie eine Art Finsternis vorgekommen war. Er eilte so sehr er konnte durch die langen Gänge und trieb seine Begleiterin an; hätte er nur die Hintertreppe gewußt!

Zum Glücke begegnete ihnen keine Seele. Aber der Nacht-Portier war zu passiren. Während derselbe mit der Rechten von seiner Loge aus den Zug in Bewegung setzte, der die Thüre aufklinkte, schob er mit der Linken das Fenster ein wenig in die Höhe und Hugo Lippert bemerkte deutlich seinen Blick übellaunigen Mißtrauens, der zuerst nur auf das „Frauenzimmer“ da gefallen war. Sowie der Mann ihn erkannte, sah er, bei aller Verwunderung, die er empfinden mochte, doch gleich wieder gefügig und neutral aus.

Hugo aber hatte hier einen Gedanken. Er ließ seine Begleiterin heraustreten, dann beugte er sich rasch zu dem Manne und fragte flüsternd:

„Einen Gasthof dritten, vierten Ranges — bescheiden, aber nicht gerade von schlechtem Rufe, natürlich . . . Sie wissen ja Bescheid hier . . .“

„Gewiß, Herr Lippert. Das werden wohl die drei Mohren sein, im Bischofsgäßchen. Ein ganz ordentliches Haus . . . sagen Sie, ich schickte Sie. Es ist doch wohl für die . . . die . . . Dame da?“

„Ja. Eine Person, die viel Unglück gehabt hat. Sie ist jetzt krank gewesen . . . Ist deshalb nicht ganz —“ eine Bewegung an der Stirngegend her — „aber ungefährlich, völlig ungefährlich.“

„Natürlich,“ nickte der Portier mit Verständnis. Und dann war auch Herr Hugo Lippert hinaus und die Thüre klinkte automatisch und geräuschlos hinter ihm zu, während er mit zwei Schritten Linchen einholte.

In den drei Mohren, in denen übrigens mehr nächtlicher Verkehr zu herrschen schien, als in dem eben verlassenen Hotel allerersten Ranges, wiederholte sich mit geringen Erweiterungen die kleine Scene, die eben zwischen Herrn Lippert und dem Portier gespielt hatte. Herr Lippert richtete es allemal so ein, daß er hinter Linchen zu stehen kam, wenn er von ihr sprach, so daß sie allenfalls hören konnte, was er sagte — wenn sie darauf acht gab, wie es kaum den Anschein hatte — nicht aber sein Gesicht dabei sah, noch auch das Gesicht der Person, bei welcher solchergestalt über sie berichtet wurde. Und dann meist ein eignes, bedeutungsvolles Lächeln, und gegen sie — und besonders, sobald Herr Lippert sich verabschiedet hatte, was er gleich darauf unten im Flur und ziemlich eilig that — gegen sie von seite des übernacht und lotterig aussehenden Kellners und eines sehr flotten und auch zu dieser nächtlichen Stunde sehr lebendigen Hausmädchens eine nachlässige, fast vertrauliche Freundlichkeit, eine Zuthunlichkeit besonderer Art, die sie nun schon kannte, an die sie, schrecklich zu sagen, sich fast zu gewöhnen anfing. Wenigstens jetzt, in dem Zustande stumpfer Anteilslosigkeit bei allem, was mit ihr vorging, in den sie nachgerade versunken war — jetzt schien dieses Zeichen ihrer Verlorenheit ihr keinen Eindruck mehr zu machen.

So unglücklich sie war, es ist zu hoffen, daß sie jetzt einige Stunden Schlaf fand, denn die physische Fähigkeit sich aufrecht zu halten, war an ihrer Grenze angelangt. Was Herrn Hugo Lippert anbetrifft, so machte er sich wenig Gedanken darüber, ob sie schlafen werde oder nicht, als er jetzt durch die völlig menschenleeren Straßen wieder seinem Hotel zuschritt. Im ganzen erfüllte ihn ein biederes, braves Gefühl, das Gefühl, daß er doch wahrhaftig ein gutmütiger Kerl sei, sich soweit um sein armes ehemaliges Schätzchen bekümmert zu haben — daß sie nämlich für den Rest der Nacht ein Dach über ihrem Haupte habe — ohne sie den entsetzlich dummen Streich, ihn hier überfallen zu haben, weiter entgelten zu lassen.

Indem er die breiten flachen Hoteltreppen hinaufging, fiel ihm ein, wie er sie vorhin, von dem Souper im Konversationshause kommend, erstiegen hatte. War denn das wirklich in dieser selben Nacht gewesen? Waren in der That noch nicht ganz zwei Stunden seitdem vergangen? Ihm kam es vor, als lägen Wochen dazwischen.

Das hatte darin seinen Grund, daß in Linchen Kersting die Erinnerung an die frühere Zeit, gleichsam der ganze damalige elende Zustand selber, verkörpert war. Herr Gott, war das jetzt ein anderes Leben! War er denn wirklich noch derselbe Mensch! Wie hatte er es damals in seiner Haut nur ausgehalten! Jetzt, beim Entkleiden wanderten seine Gedanken zu dem Souper heute zurück, und er lächelte wieder, als er an die verliebten Weiber, die lustigen Fabrikantenfrauen, dachte. Ja, die Grundstimmung blieb die der Sicherheit, des nun schon ständigen Uebermutes, aber ganz wohl war ihm beim Gedanken an die Scene vorhin, an das kranke, halb verwirrte Mädchen, doch nicht.

Noch hatte er keine Ahnung davon, wie er es anfangen würde, sie sich vom Halse zu schaffen. Nun, das konnte man morgen überlegen; jetzt mußte er endlich in die Ruhe kommen! Was hatte er sich heute, ganz gegen seine Gewohnheit, alles zugemutet! Und nach der anstrengenden Vorstellung! Es war eigentlich wahrhaft frevelhaft . . . ein Aufsspielsetzen dieser unschätzbaren Kehle, eine Art Verbrechen gegen die Kunst, nein, gegen die ganze Menschheit! Eben noch einmal der Gang durch die Nachtluft! „Aber das kommt davon“ — er schluckte bei diesem letztern Gedanken vorsorglich einen Löffel voll eines Präservativs, welches ihm ein alter Praktiker vom Theaterarzt in Wien für Fälle ungewöhnlicher Anstrengung empfohlen hatte — „das kommt davon, wenn man einmal ein Narr gewesen ist!“

Sie thun sich unrecht, Herr Hugo Lippert! Der Narr, zu dem Sie sich machen wollen, das heißt, der durch eine Wallung des heißen Blutes zu einer Uebereilung fortgerissene Mensch, der in derselben Stunde noch Jahre seines Lebens geben würde, um dieselbe ungeschehen zu machen, der sind Sie gar niemals gewesen! Besinnen Sie sich doch! Sie wußten sehr wohl, was Sie wollten, an jenem Abend, als Sie Zeit und Gelegenheit so gut herausgeklügelt hatten, wo Sie Linchen allein treffen und so bald keine Störung zu gewärtigen haben würden! Der Gedankengang, der Sie geleitet hatte, war ein so einfacher gewesen! Zu einfach! Alles verhüllenden Beiwerks beraubt war es ein Denkprozeß gewesen, den man in seiner erschreckenden Nacktheit nicht gerne sich wieder vorführte, daher Sie es auch seitdem kein einzigesmal gethan haben. Das Wort Thorheit, wie Sie die Sache stets bei sich zu bezeichnen pflegen, klingt doch immer noch besser als, nun, als — Niedertracht zum Beispiel.

Damals war eben erst der Anfang mit der Ausbildung Ihrer Stimme gemacht worden und diese Ausbildung versprach eine sehr kostspielige zu werden. Jener folgenschwere Abend war einer der letzten, ehe Sie nach Wien gingen und noch nicht recht wußten, wovon Sie dort in einigen Monaten leben würden. „Kriege ich das Mädchen jetzt daran,“ hatten Sie damals mit lobenswürdig straffer Logik bei sich gedacht, „so, daß sie mich heiraten muß, nun, so wird der Schwiegervater schon Geld herausrücken, so lange, bis ich etwas verdienen kann.“

Das hatten Sie freilich nicht wissen können, daß damals an der Schwelle Ihres Wiener Lebens gleichsam ein üppiges Weib, die Metze Fortuna, wie der gute Bürger, der Dichter, sie vielleicht allzu derb nennt, mit dem Füllhorn stehen würde und Sie überschütten mit ihrer Gunst und ihren Geschenken. Und daß aus all diesen Blumen des Glückes und dem Weihrauch, den man für den Sänger schon bereit hielt, jener Nebel aufsteigen würde, dessen Wolken Ihr Haupt seitdem umhüllt haben, und durch welchen die Gestalt des armen Linchens, rasch erblassend, bald gar nicht mehr sichtbar war.

Auch jetzt, in all der Realität von Fleisch und Blut, hat sie sehr bald schon wieder etwas Unwirkliches, Schattenhaftes, und darf es haben für einen Mann wie Sie. Schlafen Sie nur ruhig ein, mit dem leisesten Gefühl des Vorwurfs nicht gegen sich, bewahre! — gegen die nicht immer sehr praktische allerhöchste Leitung der Geschicke vielmehr, welche eine Verkettung jenes kleinen, uninteressanten Loses mit dem ihrigen überhaupt je zuließ! Was konnten Sie dafür, daß Ihnen damals das Mädchen in den Weg lief und sich verliebte in — Ihre Stimme (denn das war eigentlich bei Linchen der Fall gewesen, in der irgendwo eine Empfänglichkeit für das Schöne schlummerte und an jener Tenorstimme erst sich ihrer bewußt geworden war); was konnten Sie dafür? Und wenn jetzt Ihr Siegeswagen über sie hinweggeht — denn daß sie zertreten ist, jetzt schon, das fühlen Sie wohl, so gerne Sie es sich leugnen möchten — nun, so ist das ja wohl recht traurig; aber trösten Sie sich mit jenem Ausspruch

Digitized by Google

des gefälligen, geistreichen Teufels, jenes liebenswürdigen Roué von einem Mephistopheles: ah, bah — sie ist die Erste nicht! —

XXIII.

Einige Grad unter Null, ein klarer Winterhimmel, die weiße Landschaft durch einen leichten Frost gebunden, schneeatmend, frisch, und doch nicht erstarrend kalt — das ist das richtige Wetter, um ganze Morgen und ganze Nachmittage im Freien zu verbringen, nicht nur für die Schul- und Straßenjugend, sondern auch für die elegante Welt. Den ganzen Tag klingen die Schellen der Schlitten; eben jetzt saust wieder einer, von einem prachtvollen Gespann dahingerissen, einher; die Promenade von Baden-Baden entlang und dann durch Villenstraßen hindurch dem eine halbe Stunde weit entfernten Park mit seinem See zu, auf dessen glatter Eisfläche die Schlittschuhläufer sich tummeln.

Eine einzelne Dame lehnt in dem Schlitten, eine zarte, vornehme Gestalt. Die kostbare Bärendecke auf ihren Knieen fällt weich und flockig den ganzen Schlitten aus, läßt aber ihren jugendlichen Oberkörper frei, der schlank und anmutig in seiner enganschließenden Hülle erscheint. So ruhig lehnt sie da; auf dem schmalen, reizenden Gesicht unter dem Schleierchen ebenfalls den gewöhnlichen stillen Ausdruck. Still, kühl zurückhaltend — blasiert nennen es manche — hat sie immer ausgesehen. Wer sich aber die Mühe nähme, etwas tiefer und länger in ihre graublauen Augen zu blicken — was freilich zur Zeit niemand thut; denn seltener als man denkt nimmt ein Mensch auch nur so viel Interesse am andern — der würde wenigstens versucht sein, diese Stille nicht für Passivität, sondern für den Schleier einer leichten Traurigkeit zu halten, welcher über dem ganzen zarten und feinen Wesen liegt.

Madame L'Estoq hätte diesen Scharfblick aller Wahrscheinlichkeit nach. Aber Fräulein Marie Godehus, denn von dieser ist die Rede, gibt der Französin jetzt so wenig wie möglich Gelegenheit, denselben an ihr auszuüben. Auch heute ist sie der Gesellschaftsdame einmal wieder entkommen. Unter der Pelzdecke zu ihren Füßen liegen die Schlittschuhe; sie ist eine vorzügliche Läuferin, und mit der Selbständigkeit, welche man jungen Damen heutzutage zugesteht, wartet sie es nicht immer ab, ob sich ein Begleiter oder eine Begleiterin ihr anschließt, sondern fährt ganz allein hinaus, um sich ein paar Stunden ihrer Lieblingsübung hinzugeben. Uebrigens ist sie sicher, draußen auf dem Weiher, den ein ziemlich hohes Entree vor der Ueberfüllung durch ein allzu gemischtes Publikum schützt, Bekannte aus ihren Kreisen anzutreffen.

Es scheint aber fast, als ob es ihr um ein solches Zusammentreffen, um das ganze Schlittschuhvergnügen überhaupt, nicht so sehr zu thun sei, daß sie nicht eine Verzögerung desselben recht wohl ertragen könnte. Vielleicht gefällt ihr das Ungestörtsein mit gewissen Gedanken, Erinnerungen und sehnsüchtigen Träumereien, die sie zwar meist zu verscheuchen versucht, denen sie aber manchmal schwer oder gar nicht widerstehen kann. Sie ruft dem Kutscher ein kurzes Wort zu; er soll weiter fahren, die Allee, die zum Schlittschuhweiher führt, einstweilen rechts lassend; ein Stück weiter auf herrlich glatter Bahn in den glitzernden Tannenwald hinein.

Obgleich der jungen Dame, wie gesagt, heute nicht so viel wie sonst wohl, besonders in früheren Wintern, an dem Eissport gelegen war, so würde sie es doch bedauert haben, hätte sie gewußt, daß aus demselben heute für sie überhaupt nichts werden würde. So aber stand es geschrieben, und sie selber vollzog an sich den Schicksalsschluß, wenn es erlaubt ist, von einem solchen hier zu reden, durch eben jene Laune, den Weiher heute auf einem Umwege zu erreichen, um erst noch eine Weile ungestört ihren Gedanken nachhängen zu können. Denn nun sollte die Fahrt, die sonst wahrscheinlich glatt genug von statten gegangen wäre, eine Unterbrechung eigentümlicher Art erleiden.

Nachdem der Schlitten noch zehn Minuten lang auf dem schönen Fahrwege in dem Tannenwald dahin geflogen war, bog der Kutscher, einem abermaligen kurzen Befehl der jungen Herrin folgend, rechts ab, um sich nun durch winterliche, waldartige Parkpartien hindurch, dem ursprünglichen Ziele, dem Eisweiher, zu nähern. Es gab da aber mehrere Wege. „Durch die Alexandrastraße?" fragte, den Hut respektvoll unweit des Kopfes in der Hand haltend, der Diener neben dem Kutscher, indem er sich auf seinem Sitze so weit es ging herumdrehte.

Die junge Dame bejahte gleichgiltig und hatte dann wieder den Ausblick auf die beiden tadel- und regungslosen Livreerücken und die vier schnürenbesetzten, imposant eckigen Schultern auf dem Bocke vor ihr. Die Alexandrastraße war eine weit draußen im Parke gelegene Neuanlage, erst mit einigen wenigen Villen besetzt, die, kostspielig gebaut und von den Unternehmern zu ziemlich hohen Preisen vermietet, eine Art Vorposten der Eleganz hier draußen bildeten. Denn zwischen ihnen und der Stadt zog sich die Straße nur noch als Projekt, einstweilen lediglich mit den Einfassungssteinen des Trottoirs und mit einsiedlerischen Gasflammen versehen, zu beiden Seiten nichts als die teuren Baustellen enthaltend, eine weite Strecke hin; und wen hier im Sommer die Sonne belästigte und im Winter der Ostwind traf, der mochte in dem Bewußtsein, die vornehme Villenstraße der Zukunft zu beschreiten, Deckung finden.

Den obern bebauten und zugleich von der Stadt entferntesten Teil der Straße also hatte der Schlitten zu passiren, um nun von der andern Seite an den Weiher zu gelangen. Fräulein Marie Godehus, bequem zurückgelehnt, die Hände in dem kleinen Muffe auf der Bärendecke ruhen lassend, schaute mit lässigem Anteile zu den Villen und ihren neugepflanzten, jetzt schneeverhüllten, kahlen Ziergärtchen hinüber, an welchen sie vorbei getragen wurde. Wer mochte da wohnen? Aus der „Gesellschaft" niemand, sonst hätte sie davon gehört. Und doch mußten es Leute mit gewissen Prätensionen sein, dem ganzen Zuschnitt der Sache nach.

Da fuhr mit einemmale ein kleiner, feinhaariger Hund aus einem der Vorgärten lebhaft kläffend auf den Schlitten los. Fräulein Marie hörte von dem Bocke her einen Ausruf, halb beschwichtigend, und es war ihr, als müsse es der Name des Pintschers gewesen sein. Dann ein gellendes, kurzes Angst- und Schmerzgebell des kleinen Geschöpfes ... war es den Hufen der Pferde zu nahe gekommen? Denn der Kutscher riß dieselben zu gleicher Zeit heftig zurück. Das alles zusammen war aber zu viel für die Nerven der leicht erregbaren Vollblutpferde — ihr Lenker verlor sie, wenn auch auf wenige Augenblicke nur, aus seiner Gewalt, und bevor er der toll ungebärdigen Tiere wieder Herr zu werden vermochte, war es geschehen: der leichte Schlitten war umgeschlagen.

Gefährlich ließ sich der Unfall, zunächst wenigstens, noch nicht an, insofern als er selber, der Kutscher, sofort wieder auf die Füße zu stehen kam und auch die Leine überhaupt gar nicht losgelassen zu haben schien. Die Pferde standen jetzt, an allen Gliedern zitternd zwar, sonst aber still genug, und Fräulein Godehus, die in ihrer Bärendecke sanft auf den Schnee geglitten war, hatte sich auch schon wieder erhoben. Sie hatte dies ohne Hilfe bewerkstelligen müssen, denn der Kutscher hatte natürlich mit den Pferden zu thun, der Diener aber schien derjenige, welcher am wenigsten gut weg gekommen war. Er saß gegenwärtig, noch immer fest in seinen hellbraunen, doppelreihigen Livreerock eingeknöpft, die bemerkenswerten untern Gliedmaßen in den rehbraunen Gamaschen von sich gestreckt, platt auf dem Boden im Schnee und hielt die Hand an den Hinterkopf, der bei dem Fall in zu heftige Berührung mit dem Prellstein am Einfahrtsthore der nächsten Villa gekommen sein mußte. Einen ernstlichen Schaden schien auch er nicht erlitten zu haben; nur war es ihm noch nicht gelungen, seine verstörten Lebensgeister völlig wieder zu sammeln: er wußte noch kaum wo er war, mit anderen Worten.

Die Scene hatte nur ein paar Dutzend Sekunden gedauert, begleitet übrigens die ganze Zeit hindurch von dem ohrenzerreißenden Gebell des kleinen Unglücksgeschöpfs, welches Anlaß derselben gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Generalfeldmarschall

Graf Moltkes Briefe an seine Braut und Frau.

Gestern abend kamen wir hier an. Es war gegen neun Uhr, und wir mußten in unseren Ueberröcken zum Souper bleiben. Ich saß neben Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Großherzogin, welche die frappanteste Aehnlichkeit mit der Prinzeß von Preußen hat. Es ist aber hier im Gebirge noch so frisch, daß ein großes Feuer im Kamin lodert. Die jungen Herrschaften haben wir noch nicht gesehen. Sie residiren auf der Ettersburg, eineinhalb Stunden von hier. Jetzt ist der Morgen so einladend, daß ich einen Ausflug in die Parks machen will, zu welchem Zweck eine Troschke mit zwei großherzoglichen Hengsten schon vor der Thür steht.

Artern, den 6. Mein freundliches, kleines Weibchen! Das kleine Städtchen, von welchem ich Dir heute schreibe, wirst Du wohl kaum kennen. Es liegt mit seinen Salzwerken an der Unstrut, mitten in der „goldenen Aue". Auf der einen Seite ragt der alte Kyffhäuser, auf der anderen die Sachsenburg empor, und die höchst fruchtbaren Auen sind von waldigem Gebirge umschlossen. Da wir heute morgen erst um zehn Uhr ausfahren, so kann ich ein paar Zeilen an Dich schreiben.

Nach einem kleinen Diner auf Belvedere fuhr ich mit dem Großherzog nach Ettersburg, wo der Thee und selbst saure Milch im Freien eingenommen wurde. Das vom Erbgroßherzog neu, aber ganz Rokoko eingerichtete Jagdschloß liegt am Saume eines prächtigen Buchenwaldes sehr hoch, und wir sehen bei untergehender Sonne den Brocken und eine sehr weite Landschaft. Es fehlt nichts als zehn Grad Wärme mehr. — Erst in der Nacht um zwölf Uhr kamen wir nach Erfurt.

Am folgenden Tage exerzierten die Truppen. Dann gab der Prinz ein großes Diner, bei welchem das Merkwürdigste ein Fricassée von jungen Pfauen war. Forellen bekommen wir alle Tage. Abends war große Soirée bei General Hedemann. Gestern früh ging es nach Langensalza, wo die Kürassiere exerzierten, und nach dem Diner bei wunderschönem Wetter durch eine prachtvolle Gegend hierher.

Berlin, den 7. Wir kamen gestern von Halle auf der Eisenbahn nach Wittenberg, besichtigten dort die Truppen, fuhren bei großer Hitze und Staub per Extrapost nach Potsdam und von da per Dampf hieher, wo ich viertel sechs Uhr anlangte. Abends ritt ich noch spazieren, und ging dann zu Kampfer, um zu essen. Dort fand ich Wallhorns, welche vielmals grüßen. Adieu, liebes Herz, hoffentlich bekomme ich nun bald ausführliche Nachricht. Herzlich der Deinige Helmuth.

Abends elf Uhr. Ich habe heute abend den Fuchs geritten, erst in die Schwemme beim Schafgraben, wo Amor sich ganz niederlegte, dann über Charlottenburg. Heute mittag aß ich bei Meinhardt ein großes Diner. Junge Erbsen mit Lachs, Spargel, Nesselroder Pudding ꝛc. Heute abend schickte ich nach saurer Milch, mußte mich aber mit süßer behelfen. Ich gehe nicht nach Glienicke, da der General verreist. Es ist sehr schwül und ich habe lange auf dem Balkon gesessen. Hoffentlich bekommen wir Regen, es staubt unerträglich. Die Kaiserin kommt nun erst den 28. nach Stettin, weil die junge Prinzeß von Hessen krank ist; die Mecklenburgischen Herrschaften sind hier.

Hast Du denn die wunderschöne Mondfinsternis am vorigen Freitag gesehen? Wir haben sie vom hohen Schlosse zu Merseburg beobachtet. — Sonnabend bist Du zum Ball bei Graf Pourtalès eingeladen. Ich fange schon an, mich recht nach Dir zu sehnen. Könnte ich doch auch in der schönen Ostsee baden, ich schmachte recht darnach. — Nachdem ich Deinen Brief nochmals durchgelesen, scheint mir, daß ihr doch erst Donnerstag den 13. Juni nach Apenrade reisen wollt. Ich hoffe bald von Dir zu hören, daß es Dir gut geht, und daß Du mit Mama und den Kindern herkommst. Nun gute Nacht. Gott segne Dich.

Helmuth.

Berlin, Sonntag abend, den 9. Juni 1844.

Du liebe, gute, freundliche, kleine Frau. Heute, als ich im kühlen Halbdunkel der Zimmer auf und ab ging, war mir's immer, als müßtest Du aus einer der Thüren hervortreten, oder wärest hinter den Vorhängen versteckt. Ach, daß die sechs Wochen alle werden, ich habe große Sehnsucht nach Dir. Ausgehen mag ich gar nicht. Ich bin weder im Theater noch sonstwo gewesen. Mittags gehe ich zu Meinhardt, abends reite ich spazieren und sitze dann allein auf dem Balkon, wo ich eine Schale saure Milch verzehre. Hitze, Dürre und Staub sind sehr groß. Ganze Zweige der Jasminsträuche sind mit ihren schönen Blüten versengt, und das Korn ist schon ganz gelb. Eben jetzt hat es angefangen, zu regnen, eine große Wohlthat, nur für die Sonntagsspaziergänger nicht, welche in dichten Scharen dem Thore zuströmen. Ueberall erschallt der Hilferuf: „Droschke!" Wie gern wäre ich in Apenrade bei euch. Nun gute Nacht.

Dienstag abend, den 11. Juni. Ich war um halb sechs nach Schönhausen geritten, hin durch die Stadt, zurück über den Gesundbrunnen. Gestern abend war ich im Theater

Digitized by Google

Richtige Lösungen des Preisrätsels in Nr. 1.

sind außer den auf Seite 423 genannten ferner eingegangen von Abonnenten: Aachen: O. B. F. B. Th. W. Abbach in Niederbayern: F. U. J. V. [illegible] Kalich-Samawaden Nr. [illegible] Wiesbaden: [illegible] Ahlen, Westfalen: [illegible] Alexandrien: [illegible] Allenstein in Ostpreußen: [illegible] Alsen, [illegible] Alt-Lövern: [illegible] Ahlen, Westfalen: [illegible] Altendorf, Rheinland: [illegible] Altenkirchen im Westerwald: [illegible] Altenstadt, Kr. Frankenberg: [illegible] Altona: [illegible] Altstetten bei Zürich: [illegible] Alzey: [illegible] Amorbach bei Lindenburg [illegible] Amberg, Bayern: [illegible] Amsterdam: [illegible] Annaberg in Sachsen: [illegible] Ansbach: [illegible] Antwerpen: [illegible]

[illegible]

Handschriften-Beurteilung.

L. F. in R. Ein bedeutender Charakter und eine scharfe Intelligenz. [illegible] geistige [illegible] sprechen [illegible] für [illegible] Bildung. [illegible] und so weiter. [illegible] und so weiter; für [illegible] Talente [illegible] für politische [illegible] die [illegible] Wahrheit und für [illegible] die [illegible] Schrift. [illegible] zu [illegible] aber oft [illegible] Kunst [illegible]

K. O. in B. [illegible] für [illegible] und so weiter. [illegible] Nr. 3 [illegible]

mit großen Hüten und im Feuerschein blitzenden Waffen einen graubärtigen, halb angekleideten, sich sträubenden Mann — Flüche — Scheltworte — helles Gelächter!

Ein junges Mädchen mit gelöstem schwarzem Haar umklammerte einen langen Menschen mit einem Revolver in der Hand, ohne Hut, mit flatterndem Haar, seine auffallend mageren Beine umschlossen die befranste mexikanische Lederhose. Die beiden standen gerade im Licht und im Mittelpunkt der Handlung. Als die Erscheinung vorüber war wie ein aufgeblitzter Schuß, hatte ich trotz allem Schauen eigentlich nichts gesehen als die Gesichter des Paares, diese aber so deutlich, daß ich sie unter Tausenden hätte herausfinden wollen.

Sie, ein dunkelbraunes Mädchen — spanisch Blut — flehte offenbar den jungen Mann um Rettung des Alten, ihres Vaters, und ich glaubte bemerkt zu haben, wie er ihr etwas in das Ohr flüsterte, etwas Beruhigendes, dem Ausdruck seines bartlosen, ebenfalls dunklen Antlitzes nach, der gar nicht zu der dramatischen Handlung paßte. Ich konnte mich ja auch getäuscht haben, der Augenblick war zu kurz.

Wer die Leute waren? Da war nur zweierlei möglich. Desperados, die einen ernsten Ueberfall wagten oder umgekehrt ein Vigilanzkomite, das einen Verbrecher — den Alten — zur blutigen Rechenschaft zog. Beides hier zu Lande gleich häufige, nicht ungewöhnliche Vorgänge. Der ganze Charakter des Wandelbildes, das ich mir wiederholt vergegenwärtigte, ließ mich mehr an das letztere glauben. Der rücksichtslose Lärm, das Herauszerren des Alten — Räuber pflegen das geräuschloser abzumachen.

Lange saß ich und dachte darüber nach. Ungesehen zog jetzt die zerklüftete Landschaft an mir vorbei, meine Seele war im Adobehaus, im Felsenwinkel bei dem flehenden Mädchen, das wohl jetzt um den Vater weinte; oder hatten sie ihr Flehen erhört und ihn freigelassen? Ich rief mir des Alten Gesicht zurück — ob es etwas Bösartiges, Verbrecherisches habe, ich brachte es nicht recht mehr zusammen, ich erinnerte mich nur noch an einen weißen Bart.

Im Waggon schlief noch alles, und doch mußte ich wissen, wo wir waren. Ich trat den schnarchenden Nigger absichtlich auf den Fuß, mit einem schmerzlichen Seufzer erwachte er und glotzte mich an.

„Wo sind wir jetzt?“ rief ich, den Lärm des Zuges überschreiend.

Er blickte zum Waggonfenster hinaus.

„I don't know, Sir!“ klang es gequetscht, dann machte er es sich wieder bequem, die Füße gegen die gegenüberliegende Wand stemmend.

Ich sah auf die Uhr.

„Dreiviertel auf vier. Wann kommen wir nach Gila Bend?“ fragte ich weiter.

„Four o'clock, Sir.“ Er schloß die Augen und kehrte mir mit einem schläfrigen Grunzen den Rücken.

„Ein größerer Platz?“

„Only water place for engine.“ „Nur ein Wasserplatz für die Maschine,“ lautete die kurze Antwort.

„Kennst Du nicht ein Adobehaus, an einen Felsen angebaut, an dem man eine Stunde von Gila Bend vorüberkommt?“

Keine Antwort mehr, der Nigger schnarchte schon wieder.

Er fuhr wohl jeden Tag diese Strecke und wußte gewiß, wer dort wohne. Meine Neugierde wurde immer lebhafter. Ich hatte nichts zu versäumen in Maricopa, und abends konnte ich ja am Ende doch dort sein; ich beschloß, in Gila Bend auszusteigen, es konnte höchstens zehn Meilen entfernt sein von dem fraglichen Platze, der Bahnentfernung nach.

Ein heiserer Pfiff, der Zug hielt, nach hiesiger Sitte mit einem heftigen Rückstoß plötzlich anhaltend. Der staubige, gespornte Bursche kugelte auf den Boden herab; ich mußte über ihn steigen.

„Gila Bend?“ fragte er verschlafen, mit seinem Revolver herumfuchtelnd, daß ich rasch vorwärts sprang, „Yes, Sir!“ ihm zurufend.

Der Morgen dämmerte herauf hinter den den Hintergrund abschließenden grotesk geformten Bergen. Ein braun angestrichenes Stationshaus aus Holz, eine breite Straße von Bretterbuden, wie wir sie acht Tage vor Eröffnung eines Jahrmarktes roh gezimmert zu sehen gewohnt sind, eine Reihe mit Leinwand gedeckter Wagen, „Prärieschiffe“, wie sie im Osten genannt werden, hie und da ein im Morgenwinde flatterndes Zelt — das war Gila Bend!

Daran vorbei rieselte der Rio Gila, immer noch spärlich; das in einem Bassin gesammelte Wasser diente zur Speisung der Maschine.

Ein kalter Wind blies jetzt von den Bergen her. Ich sah mich nach einer Kneipe um — einen Dollar für ein Glas Whisky, ein Täßchen warmen Kaffees!

Hinter mir stieg der junge Mann aus mit dem Revolver — ein Vaquero seinem Aeußern nach; ich brauchte ihm nur zu folgen, dann kam ich gewiß zum Whisky. Aber es war noch ziemlich dunkel — wir beiden die einzigen, die den Zug verließen, das ganze Nest noch im Schlaf — ich überlegte mir's — in Gila Bend hätte man wenig darnach gefragt, wenn man des morgens einen toten Mann gefunden hätte, das kam wohl öfters vor.

Er sprach mich selbst an.

„Ein ‚drink‘ gefällig, Sir?“

Sein Gesicht war schön und hatte etwas Gutmütiges, ich ärgerte mich selbst über mein Mißtrauen.

„Wenn Sie hier Bescheid wissen, mit Vergnügen, Sennor,“ erwiderte ich.

Wir gingen zusammen dem Orte zu, der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Es wird plötzlich hell hier zu Land, in dunkelroter Glut brannten die Felsen, die Schluchten im Hintergrunde.

Mein Begleiter hielt vor einem Gebäude mit einer Veranda, zwei verschlafene, gesattelte Mustangs waren an der hölzernen Säule angebunden, sie hatten wohl die Nacht hier zugebracht. Er pochte an die verschlossenen Läden.

„Hallo, Tom, Faultier!“

Die Thüre wurde geöffnet, ein Mann mit grauem Bart trat heraus, sich die Augen schützend vor dem jetzt blendenden Lichte.

„Hallo, Garcia, woher so früh? Hat ein bißchen lange gedauert gestern abend mit den Jungens! Zwei liegen noch drinnen.“

„Und die anderen?“ fragte mein Begleiter.

„Fort, mitten in der Nacht; die beiden sollten auch mit, aber es ging nicht mehr, sie waren stockbetrunken — vielleicht besser für sie! Gefiel mir nicht recht, die Geschichte — haben sonst kein Geheimnis vor Tom — aber gestern —“

„Nun — was war gestern?“

„Wenn ich's wüßte! Sie sprachen nur immer von Miguel Pacheco — kennst ihn ja, den alten Geier. Es war nichts Gutes, was sie von ihm sprachen; Du weißt es ja auch — und die hitzigen Köpfe und das Gesuch! Per Dios, ich bin keine Sennorita, aber mir wurde angst, sie kämen selbst darüber in's Streiten, dann weißt Du ja, wie sie es machen; sie steckten die Köpfe zusammen und drohten mir mit den Revolvern, wenn ich zuhörte.“

„Und Du hörtest doch zu, wie ich Dich kenne!“ sagte lachend mein Begleiter.

Der Kleine lachte hinterlistig.

„Weil sie in ihrem Eifer schrieen, daß ich es durch die Wand durch hörte!“

„Und was hörtest Du?“ fragte Garcia weiter.

„Dummes Zeug — glaub' ja nicht daran. Nun, ihr wißt ja, was man über ihn sagt! Mit was kann ich dem Caballero dienen — wollen Sie nicht eintreten?“ wandte er sich an mich.

Wir folgten ihm beide in das Haus, in den Bar-Room. Auf dem Boden lagen zwei Vaqueros, die Besitzer der beiden Mustangs wohl vor dem Hause. Die aufgedunsenen Gesichter, der schwere Atem verrieten den bleiernen Schlaf der Trunkenheit.

Garcia nahm einen drink mit mir und dem Wirt.

„Wohl wieder die Pferdegeschichte?“ begann er, an das vorige Gespräch anknüpfend, er war offenbar neugierig, und auch ich dachte, ohne eigentlichen Grund, an einen Zusammenhang mit dem nächtlichen Vorgange, den ich beobachtete.

„Was sonst!“ entgegnete der Wirt. „Glaubst Du es, Garcia?“

Der zuckte die Achseln.

„War Rafaele dabei?“

„Rafaele Sunol von Florence?“ Der Alte besann sich einen Augenblick. „Ja, der war auch dabei. Dem traue ich's eher zu.“

„Und der schrie auch mit?“ fragte Garcia.

„Er war auffallend ruhig, erst als sie der schönen Barbara alle Schuld gaben, sie verleite den Alten zum Stehlen und sollte eigentlich —“ mit einem Blick auf mich brach er den Satz ab — „da wurde er hitzig — man weiß ja, warum — und schön ist sie, die Barbara — mir wurde angst dabei — jeden Augenblick dachte ich — jetzt wird's krachen. Um Mitternacht endlich brachen sie auf wie ein Heer von Teufeln — wie gesagt, es gefiel mir nicht, die Geschichte — es würde mich nicht wundern, wenn wir heute noch von Pacheco hören. Rafaele wollten sie nicht mitlassen, er ritt ihnen aber doch nach — die beiden da konnten sich nicht zu Pferde halten und blieben zurück.“

Garcia hörte gespannt zu, eine sichtliche Unruhe befiel ihn.

„Und der Barbara drohten sie auch?“ fragte er.

„Der geschieht nichts, wenn Rafaele dabei ist,“ meinte der Wirt.

Garcias Stirne zog sich in Falten, er trank rasch den Whisky aus.

„Wohnt dieser Miguel Pacheco nicht in einem halbzerfallenen Adobehaus, das sich an einen Felsen lehnt, etwa zehn Meilen von hier, an der Bahnstrecke?“ unterbrach ich das Gespräch.

„Ganz richtig, Sennor,“ bekräftigte Tom, mich erstaunt ansehend, auch Garcia war verblüfft.

Mir schnürte es die Kehle zusammen — meine Ahnung, sie haben Lynchjustiz geübt an Miguel Pacheco, dem Pferdedieb — armes Mädchen!

„Zu dem will ich eben,“ platzte ich heraus.

„Zu Miguel Pacheco — Sie?“ kam es von beider Lippen.

Sie sahen mich mißtrauisch an, und es kam mir vor, als ob sie die Gläser wegrückten.

„Wenn Sie nur nicht zu spät kommen,“ meinte Tom spöttisch, „die Jungens arbeiten rascher wie die Herren vom Gericht.“

Er hielt mich offenbar für einen Sheriff oder einen Geheimpolizisten, abgesandt, den Dieb zu verhaften, gegen den wohl eine Anzeige vorlag. Schon wollte ich mich dagegen verwahren, da fiel mir ein, welche Vorteile aus dieser Annahme für mich erwuchsen, und nahm eine pfiffige Amtsmiene an.

„Wäre sehr bedauerlich,“ erwiderte ich, ihre Meinung bestärkend.

„Hallo, Boys, Felipe, Jose, auf!“

Garcia stieß die Burschen mit dem Fuß. Sie fuhren jäh auf und griffen konvulsivisch nach den Revolvern. Dann sahen sie mit dem Erstaunen aus tiefem Schlaf plötzlich Erweckter im Raum umher.

„Ihr sollt den Sennor hier zum alten Miguel führen nach Pacheco Ranch!“ rief er ihnen zu.

Der Name machte sie munter, ich beobachtete deutlich, wie die Erinnerung an den gestrigen Vorgang ihnen zurückkam. Sie sahen mich starr an, dann wieder Garcia. Ich wollte diesem Zeit geben, die Burschen in seinem Sinn aufzuklären, deren Begleitung mir sehr erwünscht war, und fing, ihnen den Rücken kehrend, ein Gespräch mit Tom, dem Wirt, an. Garcia trat zu den Vaqueros. Ich beobachtete ihn durch den fliegenbeschmutzten Spiegel hinter der Bar, innerlich lachend. Er flüsterte ihnen etwas in das Ohr, worauf die beiden Kerle sichtlich zusammenschraken und mich mit einer unbegrenztes Erstaunen, Furcht, einen gewissen Respekt ausdrückenden Miene betrachteten. Sie wußten genug.

Ich wendete mich plötzlich zu ihnen mit einer entschlossenen Miene, die hier zu Lande immer gut angebracht ist.

„Ihr begleitet mich also zu Pachecos Ranch?“

Sie sahen einander fragend an, dann verbeugten sie sich wie auf Kommando höflich und schlugen die großen Radsporen zusammen wie preußische Dragoner.

„Wenn Sie befehlen, Sennor!“

„Ihr wißt wohl den Weg, seid wohl bekannt mit ihm?“ fuhr ich mit einer Inquisitormiene fort.

Wieder das gegenseitige Ansehen zweier Schuldigen, die sich durch Blicke verständigen wollen.

„Ja, wir kennen ihn, Sennor,“ erwiderten sie abermals zusammen.

„Habt gestern über ihn gestritten, wie ich höre, mit euren Kameraden; warum sind sie denn so plötzlich aufgebrochen und haben euch zurückgelassen?“

„Weil wir betrunken waren, Sennor,“ war die offene Antwort. „Wir können uns auch nicht mehr

erinnern, worüber gestritten wurde, Sennor." Sie beugten schlau meiner gefürchteten Frage vor.

„Und auch nicht, wohin sie ritten?" fragte ich weiter.

Sie besannen sich einen Augenblick.

„Zu Hause wohl, Sennor, auf die Ranches, zu denen sie gehören," erwiderte dann zaghaft der eine.

Ich brach das Verhör ab, unterwegs dachte ich es fortzusetzen. Tom und Garcia besprachen sich unterdessen auch über mich und warfen mir keine freundlichen Blicke zu. Ich bemerkte, daß man hier auch unter ehrlichen Leuten — ich rechnete die beiden dazu — dieselbe Voreingenommenheit gegen alle Polizeiorgane habe wie in meiner Heimat.

Ich bestellte einen „drink all around", um die üble Stimmung zu verbessern, und sprach kein Wort mehr über diesen Gegenstand. Ich war jetzt meiner Sache sicher und fest entschlossen, die Entwicklung eines Dramas kennen zu lernen, dessen Augenzeuge ich durch einen absonderlichen Zufall war.

Die beiden Vaqueros gingen mit Garcia, um ein Pferd zu besorgen.

„Glaubst Du wirklich, daß Pacheco heute nacht ein Unglück passirte?" fragte ich Tom.

Er sah sich vorsichtig um.

„Ich glaube es sicher, Sennor," flüsterte er, „nach dem, was ich gehört. Er soll es zu bunt getrieben haben in der letzten Zeit."

„Und der schönen Barbara auch? Seine Tochter wohl?"

„Der Barbara? Nein! Rafaele war ja dabei."

„Ihr Geliebter wohl?"

Der Alte nickte.

„Wer ist dieser Rafaele?"

„Wer er ist? Ein Mexikaner, der Pferdehandel treibt."

„Und wenn keine zu handeln sind, selbst Pferde stiehlt," erwiderte ich.

Tom lachte verschmitzt und gab keine Antwort darauf.

„Und die Barbara, weiß sie wirklich von den Streichen des Alten?" fragte ich weiter.

„Wissen?!" erwiderte er. „Sie führt sie schon selbst aus. Ein Teufelsweib, die Barbara! Sie behext Pferde und Männer, sagt man, daß sie ihr willenlos folgen."

„Männer?! Rafaele wohl, ihren Geliebten. Das ist kein Wunder, wenn sie so schön ist!"

„Rafaele nur, meint Ihr?" Der Alte machte jetzt ein betrübtes Gesicht. „Alle, alle, weit und breit! Meine guten Jungens, sie macht sie zu Dieben und Mördern, dem Galgen laufen sie zu, wenn sie es will. Der Garcia da, ein seelenguter, fleißiger Junge! — ich wette, er hat seinen Platz aufgegeben im Süden, nur um in ihrer Nähe zu sein, und hat sie nur einmal gesehen bei einem Fest im vorigen Monate, das die Rancher ihren Leuten gaben."

„Und doch drohten sie ihr gestern, wie Ihr sagtet, mit dem Tod, ich verstand Euch wohl. Das stimmt nicht recht."

„Doch stimmt es, Sennor! Das macht die wilde Eifersucht. Rafaele ist jetzt der Begünstigte."

Garcia trat ein; ich wußte genug. Die Pferde waren bereit, vier anstatt drei.

„Wenn Sie erlauben, Sennor, reite ich mit," sagte Garcia.

Tom blinzelte mir verständnisinnig zu. Ich willigte ein. Die Zauberkraft der schönen Barbara, deren neues Opfer eben vor mir stand, wirkte aus der Ferne schon auf mich, ich sah ihr vom Feuerschein getroffenes, flehendes Antlitz und dachte nur noch an sie.

„Nehmen Sie sich in acht, Sennor," flüsterte Tom, der mir den Bügel hielt, zu, „sie macht das Schwarze weiß mit ihrem Blick."

Fort ging's in kurzem Galopp durch den fußhohen rötlichen Staub der einzigen Straße von Gila Bend.

Die qualvolle Hitze des Tages begann. Wir ritten am Ufer des Gila zwischen steilen rötlichen Felswänden und seinem steinigen Bett, in dessen Mitte er dürftig sich dahinschlängelte; doch schon die leise, kaum merkliche Kühle, die aufstieg vom Gewässer, ja, das Geriesel, der Anblick selbst wirkte erfrischend in der lechzenden Dürre rings umher. Oft ging es auf schwindeligem, hartem Felsweg aufwärts, dann sprach ich mit Garcia — die Vaqueros ritten voraus — mich interessirte der von der schönen Barbara behexte Jüngling — vielleicht waren wir Leidensgenossen in einigen Stunden.

Er hegte noch immer den Glauben an meine Amtswürde, das nahm ihm alle Offenheit, und ich hätte so gern über Barbara mit ihm gesprochen.

„Kennst Du die Leute, die gestern abend in Toms Saloon waren?" begann ich.

Er war peinlich berührt von der Frage.

„Glaubst Du, daß es dieselben waren," fuhr ich fort, ohne seine Antwort abzuwarten, „die heute nacht den alten Pacheco aus dem Hause geholt?"

Er wäre bald vom Pferde gestürzt, so warf es ihn zurück.

„Per Dios, Sennor, woher wissen Sie, daß sie ihn geholt? Wir fuhren doch zusammen diese Nacht —"

Es war ihm unheimlich vor meinen Sheriffaugen.

„Eben weil ich mit Dir gefahren, weiß ich es," fuhr ich fort, „und weil ich nicht geschlafen habe wie Du. Der Zug geht doch dicht an Pachecos Ranch vorbei, nicht?"

Er drängte sein Pferd dicht an meines, die höchste Erregung malte sich in seinen Zügen.

„Wenn ich nun die Geschichte vom Zug aus mit angesehen hätte?"

Sein dunkles Antlitz ward grau, der Mund stand ihm offen, er hielt mit einem Ruck sein Pferd an und fiel mir in die Zügel.

„Was haben Sie mit angesehen? Haben Sie Erbarmen mit Garcia! Was haben Sie mit angesehen?"

Ich wußte, für wen ihm der Angstschweiß auf der Stirne stand, mich dauerte das arme Opfer.

„Wie sie einen alten Mann aus der Hütte zerrten und ein junges Mädchen einen jungen Mann auf den Knieen anflehte, um die Rettung wohl des alten Mannes."

„Und dem jungen Mädchen thaten sie nichts? Nicht wahr, Sennor, dem thaten sie nichts?"

Garcia hing an meinem Munde.

„So viel ich in dem kurzen Augenblicke sah, nicht, und ich glaube überhaupt nicht. Der junge Mann, den sie anflehte, schien ihr gut gesinnt, er hatte den Arm um ihre Hüften geschlagen."

Der freudige Ausdruck, den meine ersten Worte auf Garcias Antlitz hervorriefen, verschwand und machte einem düstern Platz.

„Wie sah er aus, der junge Mann?" fragte er.

„Ein großer, magerer Mann, bartlos, mit langem schwarzem Haupthaar."

„Rafaele Sunol, ich wußte es zuvor," murmelte er niedergeschlagen. „So ein Hund," fuhr er plötzlich zornig auf, „er ist schlimmer als der Alte selbst!"

„Er und die Barbara," wandte ich ein, die Ansicht Toms wiederholend. „Sie hat den Alten wohl ganz in der Hand?"

„Die Barbara? Nein, Sennor, das ist eine ganz verdammte Lüge! Verzeihung, Sennor — eine verdammte Lüge, die der Neid erfunden, der Haß!"

„Der Haß? Haßt man die Barbara?"

„Verschmähte Liebe wird zum Haß hier zu Lande."

Wir schwiegen beide eine Strecke lang.

„Ist sie denn wirklich so schön?" begann ich wieder.

„Ob sie Euch gefällt — für uns ist sie die Schönste weit und breit, wenn sie auf ihrem schwarzen Pferde dahergejagt kommt — die zierlichen Zähne, wenn sie lacht — und das Auge —"

Er war ganz in seiner Phantasie versunken — sie stand vor ihm in ihrer verführerischen Pracht. „Nun, Sie werden sie ja bald sehen."

„Wenn sie noch lebt."

Garcia lachte bitter.

„Seid versichert, sie lebt! Die weiß sich zu helfen, auch ohne Rafaele. Mit einem Blick, einem Wort gehört ihr die ganze Bande."

„Die gekommen ist, sie aufzuknüpfen!" sagte ich ungläubig.

„Man knüpft eine Barbara nicht auf — wir nicht!" entgegnete er, melancholisch lächelnd. „Den Alten — das ist ja möglich — obwohl ich auch nicht daran glaube, da sie dabei war."

Ich glaubte selbst bald an die Zaubermacht dieses Mädchens nach dem, was ich von ihr hörte.

(Fortsetzung folgt.)

Der französische Nationalcharakter.

Von

Eugen von Jagow.

Man muß zwischen Nord- und Südfranzosen und zwischen Provinzbewohner und Pariser unterscheiden. Max Nordau bemerkt in seinem geistvollen „Paris unter der dritten Republik" sehr treffend: „Der Fremde stellt sich mit Vorliebe den Nordfranzosen prosaisch und berechnend, den Südfranzosen dagegen schwärmend und poetisch vor. Die Geschichte lehrt aber, daß unter den Politikern Frankreichs die Praktiker aus dem Süden, die Idealisten dagegen aus dem Norden stammten. Desmoulins, St. Just, Robespierre, diese schwärmenden Feuerköpfe waren Nordfranzosen . . .", die maßvollen Girondins, der philisterhafte Thiers dagegen stammen aus dem Süden. Und in einem andern Werke „Vom Kreml zur Alhambra" sagt der eben angezogene fruchtbare Schriftsteller mit vollem Rechte: „Der Franzose ist von Natur zutraulich, leichtgläubig, offenherzig; er wird in Paris unter der Herrschaft der Ueberzeugung, daß er auf Schritt und Tritt von kosmopolitischen Abenteurern und zweideutigen Existenzen umwimmelt sei, mißtrauisch und zurückhaltend; der Franzose ist gutmütig und liebenswürdig, in Paris wird er kaustisch und malitiös; sein ursprüngliches behagliches Selbstgefallen verschärft sich hier leicht zu Größenwahn und Unduldsamkeit; seine kluge Voraussicht und sein reger Sinn für das eigene Interesse nehmen hier die Form von Egoismus und harter Gewinnsucht an . . ." Selbst die Höflichkeit, die schöne Stammestugend aller Romanen und besonders der Franzosen, schwinde in Paris bis zu einem gewissen Grade.

Max Nordau hat recht: der Pariser Aufenthalt schwächt die Vorzüge und verstärkt die Fehler des französischen Volkscharakters. Aber für uns handelt es sich hier nicht um den Gegensatz zwischen Nord und Süd, zwischen der Seineweltstadt und der Provinz, sondern um den Gegensatz zwischen Frankreich und dem Ausland, zwischen dem Durchschnittsfranzosen und — wenn Sie wollen — dem Durchschnittsdeutschen.

Der Franzose denkt nüchterner, verstandesmäßiger als der Deutsche, er ist ein außerordentlich gewandter Geschäftsmann, in der Mode herrscht sein Machtwort, seine Eleganz, er zaubert Weltausstellungen, in denen seine Kunst der mise en scène unbestrittene Triumphe feiert, er ist ein Arrangeur erster Klasse, in den sogenannten **articles de Paris**, auf der Bühne, im Salon, in der Poesie, in der Prosa, in der Causerie der Tagespresse und des Gesellschaftslebens, ja selbst in der kulinarischen Kunst bekundet er eine Formvollendung, einen Geschmack, die in Abrede zu stellen beinahe kindisch wäre. Andererseits ist er, wie sein keltischer Urahn, dem, was man mit „Emballement" bezeichnet, unendlich mehr unterworfen als der Deutsche. Eine gute Uebersetzung für dies Wort gibt es nicht. Das ist nicht Panik oder stürmische Begeisterung, nicht hochgradige, durch ein Nichts bewirkte Erregung oder urplötzlicher Kleinmut, nicht feuersprühender Chauvinismus oder verhimmelnde Bewunderung der Phrase, der Beredtsamkeit in allen ihren Formen, des Erfolges, welcher Art er auch sei; es ist von alledem etwas, ein wunderliches **mixtum compositum** einer ungewöhnlichen Tagesstimmung.

Und nun entsteht die Frage: wie diese Gegensätze in einem und demselben Kopf erklären, diese Gegensätze zwischen gesundem Menschenverstand und einer ungezügelten Phantasie, zwischen den stets sehr praktisch und klug gewählten Mitteln zum Ziel und dem Ziele selbst, das, zumal in den sogenannten patriotischen Fragen, oft so abenteuerlich ist wie die Voraussetzungen, welche seine Erreichung als wünschenswert erscheinen lassen?

Die Erklärung für diese Widersprüche ist in der Eitelkeit zu suchen. Das verletzt zwar die Franzosen, die sich dadurch rächen, daß sie die Deutschen als schwerfällige oder nebelhafte Köpfe kennzeichnen, was sich eigentlich doch ausschließt, aber richtig ist jene Deutung darum doch. Die Eitelkeit wurzelt im Verstande, nicht im Gemüt, und zu ihrer Befriedigung zwingt sie den armen bon sens bisweilen zu den wunderlichsten Luftsprüngen, die er indessen — wie es seiner Natur entspricht — in denkbar ordnungsmäßiger und kunstgerechter Form ausführt. Daher beispielsweise die verwunderliche Streitgewandtheit der Presse in allen politischen Zwischenfällen, zu denen Elsaß-Lothringen beständig Anlaß gibt, daher diese Ueberfülle von Sophismen unter der Feder derjenigen, welche im ruhigen Besitz von Savoyen und Nizza mit der Irredenta liebäugeln.

Um diesen eigenartigen Gegensatz zwischen Verstand und Phantasie, welcher für den französischen Nationalcharakter bezeichnend ist und von mir aus der gallischen Eitelkeit erklärt wird, recht klar zu veranschaulichen, einige Beispiele!

Der Fall ist selten, daß ein großer französischer Schriftsteller nicht auch ein sehr großer Geschäftsmann ist, ich erinnere nur an Victor Hugo und Zola, die doch genug wenig mit einander gemein haben. Und nehmen wir nun, da wir gerade von Victor Hugo sprechen, seine Werke. Wie herrscht da, trotz einer ungeheuerlichen Phantasie, die kühle Berechnung, der nüchtern praktische Verstand vor! wie gekünstelt sein Vers, sein dichterisches Bild, sein aus Gegensätzen naturwidrig zusammengesetzter dramatischer Charakter! wie herrscht

Google

Das Armeedenkmal für die Münchener Feldherrnhalle von Ferdinand von Miller. (Seite 475.)

Digitized by Google

Die Bürgergarde. Nach dem Gemälde von Hermann ten Kate. (Seite 475.)

in den französischen Gemälden die Reflexion vor, von den weiten Kompositionen Davids und Delacroix' herab bis zu den weisen Schnitzeln der modernen Schule? Worin ragt die französische Literatur am meisten hervor? — in der Komödie, deren Vorbild noch heute die Molièresche ist, in den Maximen, in den Fabeln, in all den Gattungen, wo der Verstand, die Beobachtung, die Zergliederung, wo der esprit und die blague vorherrschend sind. So war es vor Jahrhunderten, und so ist es noch heute. Und die Musik? Der Franzose kennt nur geistvolle, er kennt keine Gefühlsmusik. Und auch im Umgang ist der Franzose, ohne darum herzlos zu sein, doch nicht im deutschen Sinne des Wortes gemütvoll. Er hat in seiner Sprache kein „gemütlich, traulich, mollig“, er ahnt von der Innigkeit des deutschen Familienlebens nichts, er schickt seine Kinder, die ihn nicht selten mit „Sie“ anreden und noch halb in den Windeln als Monsieur und Mademoiselle behandelt werden, in die Pension und träumt als Praktikus von seinem höchsten Ideal, als Rentner zu sterben.

Erst in dieser Eigenschaft fühlt er sich als Mensch, fühlt er sich unabhängig. Selbstsucht — Eitelkeit! Wie der Blasebalg die Flamme schürt, so die Phantasie die französische Eitelkeit! Und seltsam, dieses kräftig entwickelte Selbstgefühl bekundet sich auch in dem Bedürfnis, sich im Staatsoberhaupt verallgemeinert und dem Ausland gegenüber durch dasselbe verkörpert zu sehen. Saint-Genest hat in seinen bekannten Figaro-Artikeln diese prickelnde Eitelkeit des Durchschnittsphilisters, der bei aller Friedensliebe doch mit dem Kriegsfeuer spielt, in seiner blinden Selbstvergötterung des Sündenbocks nicht entbehren kann und in sich ein Sonderwesen erblickt, dem die übrigen Völker besondere Rücksichten schuldig sind, ganz meisterhaft geschildert. Sie bekundet sich in tausend widerspruchsvollen Zügen. Der Durchschnittsfranzose fühlt sich als Republikaner, aber er huldigt weiland Boulanger, er verachtet den, wenn auch schon verschwundenen demokratischen Grévy und ist stolz auf Carnot, weil dieser — unbeschadet seiner Ehrenhaftigkeit und dank seiner repräsentativen Eigenschaften — auf die Philistereitelkeit eine ähnliche Wirkung ausübt wie die schmeichelnde und streichelnde Hand auf den Katzenbuckel seiner schnurrenden Inhaberin.

Aber nicht allein auf dem Gebiet des Chauvinismus ist die französische Eitelkeit allmächtig, dort bisweilen Kundgebungen von geradezu imponierender Einmütigkeit veranlassend, welche der jüngste Lohengrinskandal allerdings völlig vermissen ließ, — aber auch im Privatleben. Man freut sich, Paris als Karawanserai der Welt bezeichnet zu hören, man ist gastfreundlich, insoweit der Chauvinismus nicht in Betracht kommt, aber man bleibt gern bei sich zu Haus, man sieht in Frankreich, und zumal in Paris, die Quintessenz der Zivilisation, man hält nach Kräften an seiner nationalen Eigenart fest. Die beständigen Klageartikel der französischen Blätter über die Amerikanisierung und Anglikanisierung der französischen Gesellschaft, über die Internationalisierung der Küche, die Vergiftung der Presse durch das Interview sprechen, obgleich nicht ganz unbegründet, doch in beredter Weise für jenen stark konservativen Zug im französischen Nationalcharakter. Auch darf man nicht übersehen, daß all die Neuerungen, welche in Brauch und Sitten vom Ausland übernommen werden, in ähnlicher Weise umgewandelt und gallisiert werden wie beispielsweise das Fremdwort. Und so ist denn der Franzose, trotz aller seiner Gewandtheit, beinahe unfähig, sich in den Geist und die Gefühlsweise anderer Völker zu versetzen, ja, sein Selbstgefühl ist so kräftig, daß ihm diese Fähigkeit selbst bei seinen eigenen Stammverwandten versagt ist. Bezeichnend dafür ist wiederum die Literatur, welche gerade in Frankreich den Volkscharakter ungewöhnlich klar und unverfälscht widerspiegelt. Gustav Freytag schreibt in seiner „Technik des Dramas“: „Was dem Germanen die Seele füllt und zur Produktion reizt, ist vorzugsweise die originelle Charakterbewegung der Hauptfiguren, ihm gehen in schaffender Seele leicht zuerst die Charaktere auf; den Romanen lockt stärker die interessante Verbindung der Handlung, die Unterordnung des Individuums unter den Zwang des Ganzen, die Spannung, die Intrigue.“

Diese vor einem Vierteljahrhundert geschriebenen Worte treffen noch heute zu: der Franzose vermag sich nicht leicht in die Charaktere seiner Figuren zu versenken, und so setzt er da den Hebel an, wo er seinen Verstand, seine Beobachtungskunst, seinen Witz, seine eigenartige Einbildungskraft frei walten lassen kann. Letztere glänzt vor allem in der Ausmalung derjenigen Gefühlsregungen, welche der Eitelkeit entspringen und mit der Ehre spielen, einem Begriff, der in dem Munde eines Franzosen meist eine ganz konventionelle Bedeutung hat. Die Galanterie, das in den höheren Gesellschaftsklassen übliche Verhältnis zwischen Liebhaber und Ehemann oder Gattin und Maîtresse à la Boulanger, das Duell, welches meist nur Spielerei und Tändelei ist oder der Reklame dient, werden auf der Bühne und im Roman mit Vorliebe zur Darstellung gebracht, weil diese Dinge eben auch im Leben eine hervorragende Rolle spielen. Die Gesellschaft läßt, ihrem Instinkte der Eitelkeit gehorchend, der Bethätigung persönlicher Vorzüge den freiesten Spielraum, sie sieht eine Art von Verdienst in den bonnes fortunes des Liebhabers, sie verhöhnt seit Molières Zeiten den betrogenen Ehegatten und sie bewundert die Geschicklichkeit, selbst wenn sie sich unehrlicher Mittel bedient, um zu Reichtum und Ehren, um in den Besitz von Ordensabzeichen, von Pfründen oder auch nur einer Einlaßkarte zu einer echt pariserischen Première zu gelangen und sich dadurch — das höchste Ziel des Franzosen! — von der namenlosen Plebs zu unterscheiden.

Generalfeldmarschall

Graf Moltkes Briefe

an seine Braut und Frau.

Berlin, den 25. Juni 1844.

Du liebe, kleine Frau, mir ist heute abend immer, als ob Du an mich dächtest. Heute bist Du nun vier Wochen fort von hier. Die 21 Bäder müßt ihr in Apenrade nehmen, und da ihr die ersten beiden Tage ausgesetzt, so werdet ihr wohl bis Sonntag über acht Tage bleiben, dann rechne ich zwei Tage zur Rückreise, zwei (höchstens) in Itzehoe und zwei bis drei Tage hieher, so daß nach meiner Rechnung ihr Sonntag den 14. spätestens in Berlin eintrefft. Bis dahin habe ich dann noch 18 Tage zu warten. Ich wollte, es regnete hier immer so fort, bis ihr kommt; es ist sehr warm dabei, äußerst fruchtbar, der Staub ist fort und die Bäume sind prächtig grün.

Heute lief Benny*) mit, als ich ausritt. Er hat mich schon mehrmals begleitet. Ich begegnete aber Hohenlohe, und es mochte ihm zu scharf gehen. Er fand sich daher veranlaßt, umzudrehen, und jetzt ist er fort und noch nicht wieder gekommen; es ist recht verdrießlich.

Im Hofjäger war heute abend ein concert monstre von sämtlichen Musikchören der Garnison zum Besten der Armee. Aber es staubt nicht; dann ist der Berliner nicht in seinem Element. Demnach wimmelt er jetzt nach Hause, denn es fängt wieder an zu regnen.

Ich hoffe bald wieder von Dir zu hören, was ihr alle Tage treibt. Ich habe gestern an meinen Vater geschrieben, vergeßt nur nicht, daß am 12. Juli sein Geburtstag ist. Gute Nacht, liebes Herz.

Donnerstag den 27. Herzlichen Dank für Deine Blättchen vom 20. und 22.; sie zeigen mir, daß Du durch grüne Eichenwälder und wogende Kornfelder spazierst. Es muß gar hübsch sein in Apenrade. Schreib mir auch recht, was ihr alle Tage macht, das interessiert mich sehr. Bei mir ist es immer dasselbe, mittags zu Meinhardt, abends geritten, nachts schlafe ich wie ein Dachs und morgens klingle ich die Leute heraus. Meine Bäder nehme ich täglich. So gut wir auch dinieren, so sehne ich mich nach einer einfachen Hausküche zurück.

Aber wie könnt ihr es verantworten, den Jungen nicht mit in die See zu nehmen? Seid ihr bange, daß er gar zu gesund wird? Gerade in dem Alter stärkt das Seebad gewiß fürs ganze Leben. Aber ihr habt wohl an dem einen Schreihals genug. Dein Hausmittel, Ernestine am Schreien zu hindern, indem Du sie unter Wasser hältst, ist bis zu einer gewissen Grenze in der Zeitausdehnung gewiß probat, bei konsequenter Durchführung desselben wird sie vielleicht gänzlich verstummen. Ich fürchte, daß es euch jetzt etwas kalt zum Baden ist; hier hat der viele Regen doch sehr abgekühlt. Wenn Dein Egerbrunnen nur die gute Badekur nicht verdirbt. Du mußt ja nicht kalt ins Seebad gehen, sondern möglichst warm, selbst transpirierend, wenn nur die Lunge nicht erhitzt ist. Deshalb kann man sich gar nicht schnell genug auskleiden. Daß Du so guten Appetit bekommst, ist das sicherste Zeichen, wie gut Dir das Bad bekommt. Ihr werdet den armen Fritz wohl ganz ausfouragieren. In Kopenhagen, als die „dicke Marie“ noch bei ihm war, führte er eine vortreffliche Küche, und ich schmecke noch die kräftige Bouillon und die großen Kalbsbraten. Nach dem Baden kannst Du gern schlafen, aber womöglich vor Tische.

Die Herrschaften reisen zum Montag ab. Sonnabend gehen wir alle nach Glienicke heraus, es ist der erlauchte Geburtstag monseigneurs. Ich sollte dann eigentlich dort bis zur Abreise bleiben, aber da der Chef wieder fort geht, so bleibt Schöler die paar Tage noch zum Dienst draußen. Bocke ist wieder hier, aber Kleist kann immer noch nicht wieder Dienst thun.

Benny paradiert heute in der Zeitung. Da er kein Eigentum, weder fahrendes noch liegendes (glücklicherweise), hinterläßt, welches nach der gesetzlichen Bestimmung wegen erster Desertion eingezogen werden soll, so wird er, falls er zur Haft gebracht werden sollte, nur mit einer entsprechenden körperlichen Züchtigung zu belegen sein.

Wem hast Du denn Deine Porzellansache geschenkt? Sind die Leute nicht außer sich über Deinen Kunstfleiß? Sophie nimmt jetzt Stunde mit Marie**) zusammen. Wenn Du zurückkommst, kannst Du verschiedene nützliche Vasen bemalen, welche Sprünge und Risse bekommen haben.

Nun will ich Dir auch noch einen sehr schwierigen, diplomatischen Auftrag übergeben. Sieh doch 'mal zu, ob es gar nicht möglich sein sollte, Fritz und Betty zu bewegen, daß sie auf längere Zeit einmal, aber im Herbst, oder wenn sie am besten können, zu uns nach Berlin kämen. Das wird freilich hard work sein, aber wenn Du Mama zur Hilfe nimmst, so zweifle ich nicht, daß Du eine Schnecke aus ihrem Haus und eine Auster überreden kannst, über die Linden spazieren zu gehen. Setze Betty 'mal recht scharf zu, Du kannst das vielleicht auch durch anhaltendes Untertauchen im Wasser bewirken. — Daß mir Mama nicht mit einer Visite von 14 Tagen entkommt! Vor allen Dingen musiziert mir nicht lange in Itzehoe. Wißt ihr denn gar nichts von Adolf?

Das neue Haus uns gegenüber, ist sehr häßlich geworden, es bekommt ein flaches Dach. Wie ist es denn mit John? Lade ihn freundlich zu uns ein. Es wäre prächtig, wenn er uns besuchte. Ich möchte ganz Holstein zu uns einladen.

O Himmel, ich kann nicht mehr. Adieu, Marie, damit Du nicht wieder an zu weinen fängst, schicke ich diesen Brief ab, obschon der Bogen erst halb voll ist. Dein für immer.

Helmuth.

Berlin, Sonnabend den 29. Juni 1844.

Meine liebe, süße Marie. Was für abscheuliches Wetter hast Du heute zum Baden und noch mehr zum Brunnentrinken. Wir haben hier nur neun Grad Wärme gehabt, und Du wirst wohl heute ausgesetzt haben. — Werde mir nur nicht krank.

Wir waren heute nach Glienicke zum Geburtstag des Prinzen. Der König, die Königin, kurz, die ganze Familie, groß und klein, kam zum déjeuner dinatoire. Prinz von Preußen erkundigte sich angelegentlich nach „der Türkin“.

Prinz Friedrich wird eine Reise nach Kopenhagen machen, aber in wirklichem Inkognito. Er geht per Dampfschiff über Swinemünde. Prinz Adalbert macht eine große Reise über Griechenland, Aegypten nach Ostindien, vielleicht nach China. Oriolla und Gröben werden ihn begleiten.

Heute hatte ich einen Brief von meinem Papa, welcher den 4. nach Apenrade per Einspänner abreiset. Adolf wird am 1. Juli von Kopenhagen abreisen; man hat ihm eine Stelle beim Oberappellationsgericht zu Kiel angeboten.

Ich lese jetzt mit größtem Interesse Consuelo und kann dabei nicht umhin, bei gänzlicher Verschiedenheit der äußeren Verhältnisse, was die Charaktere anbelangt, die größte Aehnlichkeit der Consuelo mit Dir zu finden; leider auch zwischen Anzoleto und mir. Ich bin neugierig, wie Du die Sache ansehen wirst, wenn Du das Buch lesen wirst. Ich bin zwar erst im ersten Band, aber diese gänzliche Erhabenheit über Eitelkeit, diese treue Anhänglichkeit, die feste Seelenstärke bei weicher Nachgiebigkeit ist ganz Dein Bild, und so glaube ich auch, daß Du, wirklich tief gekränkt und verletzt, gar nicht in Deiner Macht haben würdest, ein erlittenes Unrecht zu verzeihen. Consuelo geht so schön den geraden Weg, während Anzoleto nur zu sehr den Männern gleicht, welche das Leben in der Welt heran erzieht. — Fräulein Helwig zog heute eine Parallele zwischen Dir und — —, welche so recht meine Meinung war, ich war ganz stolz auf Dich. Gott schütze Dich, mein teures Herz, vor den Stürmen des Lebens; aber ich bin fest überzeugt, daß Du im Mißgeschick eine Größe des Charakters entwickeln würdest, die Du selbst nicht ahnst.

Dienstag den 2. Juli. — Sonntag war kein Brief angekommen, und ich hoffe nun auf morgen. Es ist hier immer noch kühl und regnig, und ich hoffe, daß der Tiergarten zu Deiner Ankunft noch grün statt grau sein wird. Nur für das Baden ist die Witterung schlimm. — Benny ist fort.

Consuelo sollte mit dem ersten Bande endigen und auch da das letzte Kapitel fortfallen. Nachher wird es ein gewöhnlicher Roman, in welchem nicht mehr die Charaktere, sondern wunderbare Begebenheiten das Interesse ausmachen.

Die ganze Schulgartenstraße ist gesperrt, weil dort ein Kanal zum Abzug der Rinnsteine gegraben und gemauert wird. Es kostet 12000 Thaler und befreit uns von dem Gestank der Senkgrube in unserem Hof. Der Schimmel hat einen etwas dicken Fuß. Ich lasse ihn jetzt sehr schonen und täglich ins Wasser reiten, damit Du ihn bei Deiner Rückkehr gut im stande findest. — Vor dem Schloß wird eine große Terrasse gebaut.

Jetzt nachgerade kommt mir's vor, als ob Du eine Ewigkeit schon fort wärest. Nun wird es aber doch noch vielleicht viel länger als 14 Tage dauern. Am 13., nach Vaters Geburtstag hoffe ich, daß ihr abreiset. Nur haltet euch nicht länger in Itzehoe auf.

Berlin, Sonntag den 7. Juli 1844. Gestern, mein liebes Frauchen, erhielt ich Deinen Brief Nr. 6 vom 2. des Monats, und tags zuvor war meine Epistel hier abgegangen. Du wirst sie wohl am Montag oder Dienstag erhalten, und ich erwarte ungeduldig, was ihr beschließen werdet. Ich muß Dir nur gleich sagen, daß zufolge eines Beschlusses der Hamburger die Plenarversammlung in Ludwigslust nun wohl schon auf morgen ausgeschrieben ist. Da heute auch Bocke verreist, so bin ich ganz allein hier und kann nicht daran denken, fortzureisen. Später aber die Reise nach Holstein auf drei oder vier Tage auf meine Kosten zu machen, das geht nicht, so daß ich nun jedenfalls schon hier ausdauern muß. Es wäre mir daher sehr lieb, wenn ihr kämet, aber wie gesagt, auf 14 Tage oder drei Wochen lohnt es der beträchtlichen Kosten wegen nicht. Da ihr die Kinder mit habt, zu was wollt ihr denn in Itzehoe noch warten. Am besten ist's aber wohl, daß Du dann mit Mama wieder

*) Ein Hund.

**) Tochter von Eduard Ballhorn.

zurückgehst, sollte es denn auch 14 Tage früher sein, denn wenn Du vier Wochen hier in Berlin allein sitzen solltest, so glaube ich, würdest Du krank.

Ich kann mir nicht denken, daß Adolf nach Kopenhagen zurückkehrt, ohne über Apenrade zu gehen, wo so viele Verwandte beisammen sind.

Das Schreiben gleich nach Tisch ist aber nicht gesund. Bekommt Dir denn das Brunnentrinken und bist Du noch bei gutem Appetit? Hier ist es fortwährend regnig und kalt. Des Morgens zu Deiner Badestunde haben wir selten mehr als zwölf Grad. Wie viel Bäder hast Du denn genommen? Ich hoffe, daß klein Ernestine die Feier ihres Geburtstages glücklich überstanden hat. Grüße Vater schön und sag ihm, ich ließe ihm auch für seinen freundlichen Brief danken.

Ueber Henry muß ich lachen, wenn ich ihn beim Baden in der See denke; er schnupft gewiß ganz verdrießlich. Ernestine höre ich bis hieher lachen. Sag ihr nur, daß hier keine See ist, und daß wir alle Tage Schokolade trinken.

In welcher Art wollt ihr denn zurückreisen, mit Extrapost? Wenn ihr früh abfahrt und einen Teil der Nacht durchfahrt, auch einen Laufzettel vorausschickt, so spart ihr an Nachtquartier, was die Post mehr als eine Lohnfuhre kostet.

Oelhaf ist mit dem Prinzen nach Kopenhagen. — Gestern abend war ich in der Geographischen. — Oelrichs gehen in acht oder 14 Tagen über Hamburg nach Bremen. Da kommt die Briefmappe. Adieu, mein liebes Herz, leb recht wohl, und möchte das Briefschreiben bald ein Ende kriegen. Tausend herzliche Grüße an alle in Apenrade versammelten lieben Verwandten. Dein Helmuth.

August (ohne Datum) 1844.

Lieber Brockdorff. Mit herzlicher Teilnahme an Deinem Glück haben wir die täglich erwartete frohe Nachricht von Jeannettes Entbindung*) gelesen. Meine Frau wird sich jedenfalls zur Taufe einstellen, ich werde der jungen, hübschen Wöchnerin und Dir wohl erst später meine mündlichen Glückwünsche abstatten können. Sonntag den 8. September gehe ich nach Merseburg zu den Uebungen des Armeecorps, wo ich bis zum 23. kommenden Monats bleibe. Dann möchte ich, wenn das abscheuliche Wetter es nur irgend gestattet, noch einige Seebäder nehmen. Ich weiß nicht, ob Ende September noch Dampfschiffe von Hamburg nach Helgoland oder Föhr gehen. In diesem Fall würde ich den 25. nach Hamburg kommen. Ist es dazu aber zu spät, oder ist die Witterung zu schlecht, so gehe ich vielleicht nach Ostende oder England, wo man sehr spät noch in der See baden kann. — Marie wird demnach Sonnabend den 7. oder Montag den 9. September mit dem Dampfschiff von Potsdam abgehen und zwei Tage später in Glückstadt eintreffen. Ich werde sie anfangs November von Itzehoe wieder abholen und hoffe, unsere verehrte Frau Schwiegermama dann mit zu entführen.

Wenn Du dies Jahr noch eine Traubenkur brauchen willst, so wirst Du die Taufe wohl bald ansetzen müssen. Wenn nur überhaupt welche reif werden. Wo beabsichtigst Du denn, Dich niederzulassen, am Rhein oder in Frankreich?

Bitte, sage Jeannette, wie herzlich ich mich über ihr Glück freue. Ich wünsche, daß das Töchterchen**) ihr recht ähnlich werden möge, und daß sie reiche Freude daran erlebe. — Von meinem Bruder Adolf habe ich lange nichts gehört, und wünschte wohl, ihn zum Herbst wieder in seiner heimlichen Wohnung in Glückstadt zu treffen. Wenn meine Schwester Guste noch dort ist, so bitte ich, herzlich zu grüßen.

Adieu, lieber Schwager, ich gebe mich der Hoffnung hin, Dich zum Herbst zu sehen. Verzeih mein schlechtes Geschreibsel und behalte lieb Deinen Schwager

Helmuth Moltke.

Querfurt, Mittwoch den 11. September 1844.

Ich hoffe, liebe Marie, daß Du in diesem Augenblick recht ausgeruht von Deiner Reise Dich in Glückstadt erhebst und mit Jeannette Dein Frühstück einnimmst. Heute kommt gewiß auch Dein Papa mit den Kindern herüber um Mama abzuholen. In einigen Tagen werde ich wohl Nachricht von Dir erhalten und hoffentlich lauter gute.

Heute haben die Truppen Ruhe, und ich kann Dir schreiben, wie es mir bisher ergangen. Nachdem wir am Sonntag sechs Uhr abends in Halle auf dem Bahnhof angelangt, fuhren wir auf dem bereitstehenden prinzlichen Wagen nach Skopau, fanden dort das Offiziercorps der siebenten Division versammelt und ein vortreffliches Souper bereit. Das Quartier beim Bauern war freilich sehr schlecht, besonders kann ich mich noch nicht recht an die Betten gewöhnen, die aus zahllosen, zentnerschweren Kissen von Hühnerfedern bestehen. Ich bin froh, daß ich meine Betttücher mit habe, und schlafe unter der Pferdedecke.

Am Montag war Manöver. Das Rendezvous war eine und eine halbe Meile entfernt. Wir fuhren mit dem Prinzen in vierspännigem Omnibus mit Vorreitern. Die Pferde waren vorher hinausgeschickt. Schimmel ging vortrefflich. Es wurden Attaken durch ein Feld mit riesenhaften Weißkohlköpfen gemacht, aber er machte keinen falschen Tritt. Das Wetter ist gut, aber es staubt entsetzlich, denn seit sechs Wochen hat es hier nicht geregnet, während in der ganzen übrigen Welt es nicht damit aufgehört hat. Gestern mittag war Diner beim Prinzen, wo jedoch nur die Generalität und die weimarischen Offiziere zugezogen waren. Diese sind sehr betreten über ein stattgehabtes Unglück. Einer unserer Leute ist nämlich durch eine weimarische Schützenabteilung beim Tiraillieren erschossen worden. Gestern ist der arme Kerl gestorben und bei der Obduktion hat man einen Rehposten gefunden, der ihm durch die Lunge gegangen ist. Es war der Sohn eines reichen Branntweinhändlers aus Nordhausen, er fand sich in sein Schicksal, forderte seine Pfeife Tabak und bedauerte nur, daß er das Manöver nicht mehr werde mitmachen können. Ob nun diese Kugel absichtlich eingeladen, ist schwer zu ermitteln und kaum denkbar. Andernfalls ist es eine sträfliche Nachlässigkeit bei Anfertigung der Munition. — Nach dem Diner schoben Schöler, Berde, Hohenlohe und ich Kegel im Garten und begleiteten dann den Prinzen, welcher das alte Schloß und die Kapelle besah, die aus sehr alter Zeit stammen. Abends großes Ständchen bei Fackelschein von vier Musikcorps, dann Thee beim Prinzen. Hier ist mein Quartier sehr gut, reinlich und geräumig; nur die heillosen Federkissen und Deckbetten, zwischen welchen man liegt wie eine Sardelle zwischen zwei Butterschnitten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Am 21. August 1844.

**) Die Frau des jetzigen großherzoglich mecklenburgischen Staatsrats Bock von Bülow zu Schwerin.

Das Münchener Armeedenkmal.

(Hierzu das Bild Seite 472.)

Unter den vielen Bauten, mit denen König Ludwig I. München geschmückt hat, nimmt die Feldherrenhalle einen hervorragenden Platz ein; sie ist eine Nachbildung der Loggia dei Lanzi in Florenz, aber die Münchener Residenz ist nicht der Palazzo vecchio, und München ist überhaupt nicht Florenz, sodaß die herrliche luftige Halle neben der zopfigen Theatinerkirche und hinter dem öden Odeonsplatz am Ende der Ludwigsstraße ziemlich deplaciert erscheint. Dazu kommt noch, daß sie nicht, wie ihr berühmtes Vorbild an der Piazza della Signoria mit Bildwerken gefüllt ist, nur rechts und links von der mächtigen Freitreppe ragen zwei einsame Statuen aus Erz, bayrische Feldherren, nämlich Tilly und Fürst Wrede, und der Volkswitz hat dazu den boshaften Kommentar geliefert, daß sie eigentlich beide nicht dahin gehörten, denn Tilly sei wohl ein Feldherr, aber kein Bayer, Wrede dagegen ein Bayer aber kein Feldherr gewesen. Sonst steht die Halle bisher leer und macht mehr oder weniger den Eindruck von etwas nicht ganz fertig Gewordenem, aber nicht lange mehr; schon wird fleißig gearbeitet, es gilt den Sockel herzustellen für das Armeedenkmal, welches der Prinzregent, da München noch kein Kriegerdenkmal hat, aus eigenen Mitteln zur Erinnerung an die Großthaten des bayrischen Heeres 1870/71 errichten läßt. Dasselbe, von unserem Ferdinand von Miller modelliert und gegossen, soll den ganzen mittleren Bogen der riesigen Rückwand füllen und stellt das Heer dar, verkörpert in einem antiken Krieger, welcher seinen Schild schützend hinter eine idealen Frauengestalt, den Frieden, hält, während zu seinen Füßen der bayrische Löwe wachsam um sich spähend ruht. Die Gruppe macht in ihrer ruhigen, edlen Schönheit großen Eindruck und ist sowohl des Platzes, für den sie bestimmt ist, wie auch des Zweckes würdig. Das schöne Kunstwerk, welches eine neue, prächtige Zierde Münchens sein wird, soll, wie bisher bestimmt ist, am 12. März, dem Geburtstag des Prinzregenten, feierlich enthüllt werden.

W. B.

Auf dem Waardgelders-Hof.

(Hierzu das Bild Seite 473.)

Die Erhebung Hollands und der mit ihm sich verbindenden niederländischen Provinzen gegen die spanische Tyrannenherrschaft unter Philipp II. hatte einen allgemeinen Kriegszustand daselbst bewirkt. Auch nach der heldenmütigen Abwerfung des Fremdenjochs hörte er nicht auf, weil die zur Statthalterwürde gelangten Oranier nicht nur ein großes Heer zur Verteidigung gegen äußere Bedrohung des Landes unterhielten, sondern ihre gewaltthätigen Unternehmungen gegen einzelne Städte und die ihnen feindselige Partei gelegentlich zu Bürgerkrieg Veranlassung gaben. Die holländischen Stände hatten deshalb den Magistraten der Städte im Jahre 1617 erlaubt, zum Schutze derselben Bürgerwehren zu errichten, Waardgelders genannt, was von dem Statthalter Moritz von Oranien als Befehlshaber der Kriegsmacht für einen Eingriff in seine Rechte angesehen wurde. Die holländischen Bürgerwehren ließen sich jedoch zumeist durch seine Maßregeln und Beschwerden gegen ihre Einrichtung nicht einschüchtern, hielten ihre Fahne, die sie sich gestiftet, in Ehren, und waren immer bereit, im Fall einer Feindseligkeit des Statthalters gegen ihre Stadt dieselbe zu verteidigen. Dies veranlaßte denn nach Moritz' Tode 1625 seinen Bruder und Nachfolger in der Statthalterwürde, sich milde und versöhnlich gegen die alten Widersacher im Lande zu zeigen, und wesentlich wurde das Dasein der wackeren Waardgelders dadurch ein sehr friedfertiges. In den Höfen, wo sie ihr Hauptquartier besaßen, ging es äußerst friedlich und gemütlich her, wie in Waffen gerüstet und des Waardgelders Stolze voll sie auch gelegentlich zu Appellen und Kontrolversammlungen sich daselbst einstellten. Spaßen wollten sie doch mit ihrer Sache nicht lassen; aufrecht erhalten mußte sie bleiben, und die Stadt es wissen, daß ihre eigene Bürgergarde pflichttreu auf dem Posten sei, wenn sie auch auf dem Hofe, der zu ihrem Versammlungs- und Verwaltungshause gehörte, bei einem Glase Wachholder oder Gerstensaft, den die Wirtschafterin herbringen mußte, von ganz harmlosen Vorgängen und von Staats- und gelehrten Dingen sich gemächlich unterhielten. War es doch unter Prinz Wilhelm II., dem Sohne Heinrichs, vorgekommen, daß, als er die alten Gewaltthätigkeiten seines Oheims wieder anfangen und die ihm trotzende Stadt Amsterdam überfallen wollte, die guten Vorbereitungen derselben zur Abwehr seinen Plan schmählich vereitelten. Da waren die Schleusen bei seinem Anmarsch geöffnet gewesen, die Thore der Stadt geschlossen und die Waardgelders hatten sie und die Wälle wohl gerüstet besetzt. Also, die guten Bürger wachten über das Wohl der Stadt, und wie in Amsterdam so auch anderwärts. Und diese Beruhigung erhielt den holländischen Städten ihren starken Sinn für Unabhängigkeit, der sich nach des zweiten Wilhelm von Oranien Tode im Jahre 1651 dadurch wieder bethätigte, daß sie beschlossen, für die Zukunft keinen Statthalter mehr zu erwählen, und nun in republikanischer Selbständigkeit ihre ewigen Religions- und Parteihändel austrugen.

Der holländische Maler Hermann ten Kate ist berühmt durch seine Genrebilder, in denen er das Leben und die Sitten seines Volkes, zumal in früheren Zeiten, schildert. Unsere Abbildung ist nach einem seiner besten Gemälde dieser Art wiedergegeben worden. Es stellt vor dem stattlichen Waardgeldershaus den in den holländischen Städten häufig vorhandenen umschlossenen Hof dar, welcher bei sommerlicher Jahreszeit zum Versammlungsort bürgerlicher Gardisten dient. Eine Wache, noch mit altem Eisenhelm und Partisane, hütet die Pforte nach der Straße vor unbefugten Besuchern; die berufenen Bürger nehmen ihren Eingang durch ein besonderes Thor vom Garten her. Nach und nach stellen sich die Mynheers ein, teils in ihrer leichten Waffenrüstung des siebenzehnten Jahrhunderts, teils in bürgerlichem Kleid. Auch der Fahnenträger mit dem ihm anvertrauten Palladium fehlt nicht. Wichtiges, gar Bedrohliches ist in der friedlichen Zeit nicht zu erwarten. Aber es sind doch Mitteilungen entgegenzunehmen, und das Corps muß sich einmal wieder mit seinem Kommandanten und seinen Offizieren zusammenfinden, um zu hören, was vorliegt. Inzwischen wird von den letzteren darüber schon vertraulich gesprochen und der Appetit einzelner auf eine kleine feuchte Erfrischung durch die Wirtschafterin und die schmucke Magd des Hauses befriedigt. Ein Hund darf bei einer holländischen Männerversammlung nicht fehlen, und wenn ein ganz kleiner Knirps in verkehrt aufgelegtem Harnisch, Helm und Waffe vor den Alten herumspaziert, so hat der Künstler damit andeuten wollen, daß das Stillleben der Bürgerwehr eines humoristischen Zuges nicht entbehrte und ihre alte kriegerische Bestimmung bereits zu den überwundenen Anschauungen gehörte.

Wildschweinjagd

(Hierzu das Bild Seite 476.)

Nur ausnahmsweise ist es dem deutschen Jäger noch vergönnt, den von der Kultur proskribierten ritterlichen Wildschweinen entgegenzutreten. Auch wo es noch Standhält, gehört seine vordem so imponierende Mächtigkeit nun zu den selteneren Erscheinungen. Nicht nur der Jäger, auch der Förster darf es bedauernd vermissen, denn im großen Walde, ferne von den Feldern, macht es sich durch Begünstigung der Besamung (bei seinem Brechen) und durch massenhafte Vertilgung schädlicher Insekten wesentlich nützlich. Kein Fürst legt mehr unter Berührung eines Keilerhauptes (oder eines Fasans oder eines Reihers und so weiter) ritterliche Gelübde ab. Die alten Weidsprüche und ihre „blutige“ Wahrheit:

„Auf der Hirschjagd läßen Wein und Bier,
Auf der Saujagd aber Pflaster und Barbier.“

und: „Wer Schweinsköpfe haben will, muß Hundsköpfe daransetzen“, kennt die jüngere Generation schon gar nicht mehr, und nur in Museen und dergleichen lernt sie eine Schweinsfeder oder gar den Hirschfänger anschaulich kennen. Ja, mehr als einmal bemerkte ich beim Anstellen von Schützen, daß sie, wenn die Möglichkeit des Vorkommens von Sauen angedeutet worden, ängstlich nach leicht erklimmbaren Bäumen ausschauten behufs etwaigen strategischen Rückzuges vor den grimmen „Hosenflickern“. Doch ist gottlob weder das Sauengeschlecht, seine wilde Tapferkeit, Scharfsinnigkeit und Schlauheit, noch der mannhafte, besonnene Jäger gänzlich ausgestorben. So ist der Bauernjäger aus den Karpathen auf unserem Bilde gewiß hart wie seine Berge und seine Fassung so wenig leicht zu erschüttern wie diese. Erziehung und Uebung lehrten ihn mit den primitivsten Mitteln gleichwohl seine Welt beherrschen. Seinen groben, schweren Mantel, seine Fußlappen, seinen alten Vorderlader, seine Hunde, oft von sehr fragwürdiger Abstammung, möchte er nicht mit dem modernen Rüstzeuge des Stadtherrn vertauschen. Jedenfalls war die hier gestreckte starke Bache weit entfernt in ihrem waldigen Heim angeschossen und dann von den Bracken gehetzt worden, bis zunehmende Ermattung sie zwang, auf freier Schneefläche sich den Hunden zu stellen. Fortwährend Hals gebend, riefen sie den Jäger herbei, der nach eben abgefeuertem Fangschusse nun die Genossen mit gellendem Geschrei benachrichtigt: „Hej, uz lezi!“ (Heh, heh, sie liegt!) Und freudig beantwortet das an den

Felswänden fortrollende Echo, freudig beantworten die Genossen Schuß und Schrei. Sicherlich werden unsere Hinterwäldler den „Beerdigungstrunk“ aus weitbauchiger Schnapsflasche nicht vergessen, wie auch die Hunde sich selbst an dem vom zerwühlten Schnee aufgefangenen Schweiße bereits genossen machen.

Aber auch in deutschen Tiergärten, sowie in den großen freien Wildbahnen der Mark, Ost- und Westpreußens, der Eifel, des Moselgebietes, Pommerns, Oberschlesiens, Mecklenburgs, der Reichslande und so weiter*) wird mancher Schwarzkittel durch sichere Kugel auf dem Dezemberschnee gestreckt. Denn Schnee ist für die Jagden notwendig, um dies weit umherwechselnde Wild sicher einkreisen und, gesund oder krank, verfolgen zu können. Sehr schwer ist dasselbe bei seinem feinen Gehör und Geruchsvermögen aus verschneiten Dickungen und größeren Kulturen herauszubringen an die Schützen, und es müssen Treiber, Hunde, ja selbst Feuerwerkskörper dazu helfen. Wichtig ist es, das Rudel zu sprengen, damit die vereinzelten Stücke verschiedene Schützen anlaufen, also auch weit mehr erlegt werden können, als wenn alle bei einem Stand ausbrechen.

Während diese Treibjagden, ebenso wie Anstand, Ansitz, eingestelltes Jagen und Parforcejagd darauf sich nicht wesentlich von den gleichen Jagdmethoden auf anderes Wild unterscheiden, bilden die Jagd mit dem Finder und die Hatze zwei hochinteressante, die Behendigkeit und Kraft von Mensch, Hund und Schwein erprobende und selbst schon für einen oder zwei Jäger lohnende, der Saujagd eigene Methoden. Bei der ersteren sucht ein kleiner, scharfer, dabei vorsichtiger Hund mit heller Stimme Schwarzwild auf und verbellt es, ohne es anzugreifen, worauf der Jäger, falls das Terrain es erlaubt, anschleicht und schießt; bei der zweiten aber werden, wenn der Finder Laut gibt oder wenn die Treiber auf Schwarzwild gestoßen, mehrere schwere Hatzhunde (auch leichtere dänische Doggen) gelöst, welche es einholen, direkt angreifen und, indem sie sich in dessen Gehöre oder Gebreche verbeißen, festhalten (decken) und dem herbeieilenden Weidmanne das Abfangen hinter dem Blatte mit dem Hirschfänger, selten mehr spitz von vorn mit der Saufeder, ermöglichen. Zum Schutz gegen die messerscharfen Waffen ihrer Gegner versieht man die Hatzhunde oft mit Panzerjacken, und um einem vornehmen Jagdgast das Abfangen zu erleichtern, wird von einem kräftigen Mann die Sau „ausgehoben“, das heißt ihre beiden Hinterläufe hochgehoben, damit sie nicht schlagen könne. Zuweilen

*) Außerdem geht die Verbreitungszone des Schwarzwildes durch ganz Südosteuropa (auch Belgien und Frankreich) bis hinab nach Syrien, Palästina, Nordafrika und Indien bis zum Amur.

Wildschweinjagd. Nach dem Gemälde von J. Vesin.

sind die Teilnehmer an Sauhatzen auch beritten. An den Sauschütten jedoch wolle man alles Schießen und Fangen unterlassen, denn jedes Wild sollte seine Fütterung mit Ruhe und Vertrauen entgegennehmen dürfen. Uebrigens hat man ja eigene Saufänge, in welchen dieselben angekirrt werden.

Im allgemeinen ist der Zuruf: „Hutz, Sau!“ auf den sie sich wütend in die von kraftvoller Faust und stählernem Knie vorgehaltene Klinge zu stürzen pflegte, im deutschen Walde verhallt, und wir begreifen den Jammer des alten, in der Kanzlei vor einer befleckten Tabelle sitzenden Försters, der einst so gethan, daß er nun „die Säue mit Fließpapier abfangen müsse“. **E. M. Berg.**

Begräbnis in Ober-Italien.

(Hiezu das Bild Seite 477.)

War er ein frommer Mann gewesen, der Sior Cesare? Hätte jemand eine solche Frage an einen derjenigen gerichtet, die ihn jetzt zu Grabe getragen werden sahen, so würde er wahrscheinlich die vielbedeutsame Antwort erhalten haben: Chi lo sa? Wer weiß es? Und diese Antwort hätte genug gesagt. Nein, der Sior Cesare war gewiß kein frommer Mann gewesen, wenigstens nicht, so lange er auf seinen zwei Beinen stehen und aus seinen schwarzen, funkelnden Raubvogelaugen noch auf Beute ausschauen konnte. Ja, auf Beute! Er hatte nichts verschmäht. Er schoß den Landleuten auf das Korn, die Wein- und die Olivenernte kleine Summen mit der größten Bereitwilligkeit gegen ungeheure Abgaben vor; er nahm den Weibern das Gespinnst gegen einige magere Soldi ab und — halt, fragt nur die schwarze Petronilla, die halb furchtsam, halb gleichgiltig auf die Lehne von dem Treppengeländer herniederschaut — er stellte dem Mädchen im Orte nach, daß es eine wahre Schande war. Aber wo blieben die sonst so geschwind hervorgeholten Messer der jungen, den Tod und Teufel nicht scheuenden Bursche? Ja, der Sior Cesare kannte seine Leute, und sie ihn. Waren sie ihm doch sämtlich insgeheim verschrieben, nicht mit Leib und Seele, aber mit einigen Literstücken, die auf den Festen, den Kirmessen Italiens, in Gestalt des roten Toskaners durch die Gurgel geflossen waren. Und was hatten dem Cesare schließlich all sein Wucher und alle seine Liebesabenteuer genützt? Er hätte ganz gewiß noch ein weiteres Dutzend Kratz- und Bißwunden seitens vollblütiger Schönen mit Vergnügen eingesteckt, anstatt auf seinem langen Schmerzenslager mit einenmale fromm thun zu müssen. Die Bewohner seiner Gasse wissen mit Schaudern zu erzählen, wie schön er plötzlich zur Madonna und zu allen Heiligen zu beten und ihnen Geld und Gut zu geloben verstand; denn das Fenster seines Krankenzimmers stand Tag und Nacht offen, und weit, weit hörte man sein Wimmern und Stöhnen. Und dann kam der Tod, ein gräßlicher Tod. Kein Mensch in der Gasse schloß in jener Nacht ein Auge. Und doch war der Sior Cesare, ein Junggeselle in den Vierzigern, in diesen traurigen Stunden nicht verlassen gewesen. Die Kirche hatte ihm ihren Trost gespendet, wie es ihre Pflicht ist auch den Saumseligsten der Gläubigen gegenüber. Das allmächtige Mitleid schließlich hatte einige seiner Mitbürger bewogen, und gerade die, um welche er es nicht verdient hatte, bei ihm zu wachen und ihm zur Hand zu gehen. Sie hätten es vielleicht nicht gethan, wenn der Sterbende bei Bewußtsein gewesen wäre. Dasselbe Mitleid leitete ihn zu Grabe. Die Vereinigung der „Fratelli della Misericordia“ legte für ihn ebenso willig die schwarzen Kapuzen an, wie für jeden andern. Sie haben ihn zuerst vom Sterbehause in die Kirche gebracht, wo der Herr Pfarrer die übliche Einsegnung der Leiche vollzog. Dann nahmen den Sarg die Verwandten auf, die den Sior Cesare den Schandfleck der Familie genannt und jetzt dafür sorgen werden, daß das von ihm eingeheimste Geld durch ehrliche Verwendung gesühnt wird. Durch die Berggasse zieht der Qualm der flackernden Kerzen des unheimlichen Zuges hinauf zum Lichte, zu dem im Glanze der Sonne schimmernden Bergdorfe, von welchem in kurzen, abgemessenen Schlägen die Totenglocke herniedertönt. Scharf vom lichtvollen blauen Hintergrunde heben sich die weißen Mauern, das Grün der Reben und der Steineichen ab. Aber der geheimnisvolle Zug mit seinen, die Sterbelieder plärrenden vermummten Gestalten beengt die Brust inmitten dieses fröhlichen Lichtmeers. Die Häupter der Begegnenden entblößen sich und auch die Obrigkeit, in Gestalt des unvermeidlichen Karabinierikorporals wird salutiren, wenn die sterblichen Reste des Wucherers, dessen Geschichte weit und breit ein jeder kennt, an ihm vorübergetragen werden. Der Tote hat viel gefehlt, und er ist elend gestorben. Das Herz des Italieners aber ist nicht nachtragend. Es vergibt gern. **J. P.**

Begräbnis in Ober-Italien. Nach dem Gemälde von Paul v. Ravenstein. (Seite 476.)

Zu rechter Zeit.

Roman von

Sophie Junghans.

(Fortsetzung.)

Eben als sich Marie mit gütiger Teilnahme ihrem gefällten Livreeriesen nähern wollte, kam man ihr zuvor. Es eilte nämlich durch den Vorgarten der Villa unbedeckten Hauptes eine Dame herbei, die Eigentümerin des Hündchens jedenfalls, in einem Zustande fassungsloser Aufregung über das vermutliche Schicksal ihres Lieblings, dem sie in vorwurfsvollen Klagetönen schon von weitem, als sie noch außer Sicht war, die zärtlichsten Fragen entgegenschickte: „Schlumpi, mein Herzblatt ... was thun sie dir denn? wart — ich komme ... eine solche Roheit ... ein armes unschuldiges Tier zu überfahren! Lebst Du denn noch? Ja, ja ... ich komme ... warte .. das sollen sie mir aber ..."

Bezahlen, hatte sie jedenfalls hinzufügen wollen, stockte aber jetzt mit einem lauten Aufschrei, welcher der zweifelhaften Verfassung des zu Falle gekommenen Lakaien, vielleicht aber auch nur ihrem plötzlichen Erkennen der Livree und ihrer Träger galt. „Ei du mein Himmel, Philipp — Sie sind's ... und Sie, Herr Feldmann!" — das war der Kutscher — „Ja, was hat es denn gegeben? ... sei still, Schlumpi, armes Hündchen ... Ja, ja — so, so —" das Tier strich sich winselnd an ihre Röcke, einem verwöhnten Kinde ähnlich, dessen Hauptlärm bei irgend einem Unfall hauptsächlich den Zweck hat, die Angehörigen erst einmal zu alarmiren, wonach dann, wenn sie in gehörigen Schrecken versetzt sind, das Geheul mäßiger betrieben werden kann. Sie aber — die Herrin des Hundes — hatte nach rascher Besichtigung der in die Höhe gehaltenen Pfote des Seidenpintschers sich doch davon überzeugt, daß es ihrem kleinen Köter nicht ans Leben, auch nicht an die Knochen gegangen war. Und nun, zu Mariens namenlosem Staunen, stand sie über dem im Schnee sitzenden „Philipp" und befühlte mit beiden Händen das geölte, wohlgepflegte Haupt dieses Herrn Bedienten, dasselbe dabei ungenirt an sich drückend; wie sie denn überhaupt eine Ungezwungenheit des Benehmens an den Tag legte, welche mit dem auffälligen Luxus ihrer Toilette in ganz eigentümlichem Gegensatze stand.

Sie hatte sich aber doch mehr gehen gelassen, in der Erregung des Augenblicks, als dies selbst bei ihr gewöhnlich sein mochte. Denn zu spät schien ihr einzufallen, daß der Schlitten wahrscheinlich doch auch von jemand anderem noch als ihren beiden guten Bekannten, dem Kutscher und dem Diener, besetzt gewesen sein möchte — vielleicht auch brachte der betretene Blick des Kutschers Feldmann sie darauf, oder die verlegene Hast, mit der Philipp, der Lakai, sich jetzt der Berührung dieser zarten Hände entzog und wieder auf den stattlichen gamaschenbekleideten Beinen festigte. Sie blickte zur Seite und gewahrte Marien, die, ein Bild vornehmer Ablehnung und kühlen Staunens, diesen seltsamen Vorgang beobachtet hatte. Da starrte auch die Fremde, nach Ueberwindung einer flüchtigen Verlegenheit, sie dreist, ja herausfordernd an, und so standen sich die beiden Frauen sekundenlang Auge in Auge gegenüber.

Fräulein Marie Godehus war trotz aller ihrer Weltgewandtheit und Sicherheit doch auf einem Gebiete viel zu keusch unerfahren, als daß sie sofort hätte wissen sollen, welcher Art die Person sei, die sie da vor sich habe. Sie hatte verständnislos dem Gebahren derselben zugesehen. Die Fremde war jung und auffallend hübsch, wenigstens für den, welcher an üppigen Reizen, vollen Wangen und lebhaften dunklen Augen Geschmack fand. Auffallender noch war die Eleganz ihrer Toilette; für einen Vormittag wenigstens hatte das weinrote Seidenkleid mit den Sammetärmeln, hatten die Spitzen und Schmucksachen, die sie trug, hatte selbst der umständliche hochmoderne Haaraufbau, der für Konzert und Theaterbesuch gepaßt hätte, hier im nüchternen Tageslicht etwas Befremdliches.

Am befremdlichsten für die junge Dame der Vanthorpeschen Familie war aber die augenscheinliche Vertraulichkeit dieser anderen mit des Barons Leuten. Fräulein Godehus hielt sich jedoch jetzt nicht weiter mit dieser rätselhaften Thatsache auf, sondern sagte ruhig, als ob die Fremde in Rot gar nicht vorhanden wäre, zunächst zu dem unbehaglich dastehenden Diener gewendet:

„Es scheint, daß Sie zum Glück nicht weiter verletzt sind, Philipp. Fühlen Sie sich im stande, mitzufahren? Dann weiter, Feldmann, die Pferde haben sich beruhigt." Zu dem Diener, der statt aller Antwort mit dem Hute in der Hand beflissen angetreten war, um der jungen Dame einsteigen zu helfen, sagte sie beiläufig: Sie mögen sich später erkundigen, ob das Hündchen verletzt ist und durch wessen Schuld." Und dann zogen die beiden Grauen an und der Zwischenfall war vorüber. Nicht einen einzigen Blick mehr hatte Fräulein Marie nach der Seite, wo die Dame in Rot in ihrem offenen Gitterthore stand, geworfen. Diese hatte so viel Selbstbeherrschung und so viel Konsequenz im absichtlichen Uebersehen bis zuletzt nicht für möglich gehalten und war stehen geblieben, weil sie immer noch auf jenen Blick gehofft und ihn dann in einer Weise wiederzugeben gedacht hatte, welche diese hochmütige Prinzeß sobald nicht vergessen sollte! Jetzt eilte sie wütend hinein und, als merke der verzogene Pintscher, daß er nun wieder offene Ohren finde, er verstärkte sein klägliches Gebelfer, so daß sie ihn unterwegs aufraffte, ohne Rücksicht auf das rote Seidenkleid, auf welchem die nassen Hundepfoten häßliche Spuren hinterließen, und schimpfend und zugleich den Hund tröstend vollends ins Haus eilte.

Als der jetzt wieder glatt dahin sausende Schlitten in die Nähe des Weihers kam und der Kutscher rechts in den zu demselben führenden Fahrweg einbiegen wollte, bedeutete ihm ein kurzer Ruf seiner jungen Dame: „Geradeaus fahren. Nach Hause!"

Wenn man zwei breiten Rücken und den entsprechenden, in eleganten Livreeröcken steckenden Schultern, wenn man zwei bolzengerade sitzenden, gut dressirten Dienern von hinten schon eine gewisse Verlegenheit ansehen kann — viele werden dies bezweifeln, einige wenige scharfe Beobachter aber die Möglichkeit zugeben — so war sie jenen beiden auf dem Bocke da oben abzumerken. Das gnädige Fräulein wollte also nicht Schlittschuhlaufen ... sie hatte die Lust dazu über dem kleinen Unfall verloren! Marie bemerkte an dem sich ihr auf eine Sekunde zuwendenden Viertelsgesichte des einen wie des andern, daß die beiden da oben einen raschen Blick ausgetauscht hatten. Ehe man noch die Stadt erreichte, wo eine ungeteiltere Aufmerksamkeit auf die Pferde nötig wurde, rief Fräulein Godehus ihre Leute noch einmal an:

„Sie und Feldmann kannten jene Dame, Philipp?"

Eine Verlegenheitspause — sehr kurz, aber der Fragerin doch bemerklich — wieder ein Blick des einen zum andern, und dann erwiderte Philipp, den Hut in der Hand, jetzt die Dreiviertelsansicht seines wohlgezogenen Bedientenantlitzes darbietend:

„Von früher, gnädiges Fräulein."

Von früher! Das sollte heißen, daß die Beziehungen zu der Dame in Rot, welcher Art sie nun auch sein mochten, in das Privatleben des braven Philipp hinein spielten, auf dessen Kenntnis man in Herrschaftsfamilien wie die Vanthorpesche gerne und völlig verzichtete. Natürlich, daran hätte sie eher denken sollen! Sonderbar in diesem Falle aber, daß die Herrin des Hündchens auch vertraut mit „Herrn" Feldmann, dem Kutscher, geschienen hatte, wenn auch vielleicht in etwas geringerem Grade. Und nun fiel Marien noch etwas ein. Der eigentliche Mittelpunkt des Vorfalls, der kleine Hund, war den beiden Herren Dienern auf dem Bocke da oben ebenfalls kein Fremder gewesen. Deutlich erinnerte sich die junge Dame jetzt — da das, was gefolgt war, alle Einzelheiten jener Vorgänge nachträglich noch verständlicher machte — daß der Kutscher den Hund hastig bei Namen gerufen hatte, wahrscheinlich um das unvorsichtige kleine Geschöpf von den gefährlichen Hufen zurückzuscheuchen. Und dann, da der kleine Köter wie besessen gewesen war, hatte Feldmann, in übermäßiger Besorgnis um denselben, wie es der jungen Dame jetzt scheinen wollte, die Pferde so heftig empor und zur Seite gerissen, daß dadurch der ganze Unfall mit dem Schlitten veranlaßt worden war.

Die Familie in der Villa Ludwigsberg war an diesem Abend ausnahmsweise einmal allein, ohne Gäste und bestand beim Diner nur aus vier Personen, der Baronin, dem alten Baron, Fräulein Marie und Madame L'Estoq, da auch Baron Tony, der jetzt häufig auswärts speiste, bei seiner Mutter sich hatte entschuldigen lassen. „Wo ist Tony, Mama?" hatte Marie, in ihrer gewohnten Sorglichkeit für den jungen Menschen, die Baronin beim Eintritt gefragt.

„Aber Kind, da fragst Du mich zu viel," hatte die Baronin gleichgiltig und wächsern, wie immer, geantwortet. „Er wird mit anderen jungen Leuten essen ... Oder was er sonst treibt ... Ich weiß wirklich nicht."

So nahmen denn die viere allein in dem Prachteßzimmer ihr umständliches Diner ein, zu dem die Baronin immer, auch an stillen Tagen wie der heutige, geschmückt wie Jesabel und in so großer Toilette erschien, daß sie, vermöge der ihrem Aussehen nun einmal anhaftenden Sonderbarkeit, mit der Puppenspielfigur jener bösen Königin in vergrößertem Maßstabe mehr Aehnlichkeit hatte, als mit irgend etwas anderem.

Besonders lebhaft pflegte die Unterhaltung an diesem Familientische nicht zu sein, wenn kein Gast da war. Heute aber hatte Marie etwas zu erzählen: ihr Abenteuer unterwegs, und sie berichtete dasselbe sehr anschaulich und sogar mit einem Stich ins Komische. Daß die Baronin Ludovike für letztere Nuance nicht empfänglich sein würde, war zu erwarten; sie besaß keinen Sinn für Humor. „Das erzählst Du so ruhig, liebe Marie," bemerkte sie, aber in einem Tone, der selber alles andere eher als wirklich erregt war. „Du bist merkwürdig. Gut, daß die Sache mir nicht passirt ist. Ich hätte den halben Tod davon gehabt. Feldmann verdiente übrigens fortgejagt zu werden. War er betrunken?"

„Ach, dummes Zeug Mama! Feldmann ist ein ganz ordentlicher Kerl! Du hörst ja, der Hund . . ."

Das war der alte Baron gewesen, der gesprochen hatte. Er machte dabei ein sonderbares Gesicht, fast als ob ihn etwas an der Geschichte kitzle oder amüsire, ohne daß er es sich doch merken lassen wollte. Deutlich aber hatte Marie den raschen Blick eines gewissen Einverständnisses zwischen ihm und Madame L'Estoq hin und her gehen sehen. „In der Alexandrastraße war es, Kleine?"

„Ja, Papa. Was für eine Art Leute mögen dort wohnen? Du kannst Dir nicht denken, wie sonderbar die Person war. Wie sie dem Philipp den Kopf hielt! Und ‚Herr Feldmann' sagte sie zum Kutscher . . ."

„Aber beste Marie, warum sollte sie nicht, es wird die Jungfer dort im Hause gewesen sein," meinte hier Madame L'Estoq mit außerordentlich unbefangener Miene.

„Nein," sagte Marie, sehr bestimmt das Köpfchen schüttelnd; „kein Gedanke daran. „Große Toilette; ächte Spitzen, ganz gepflegte Hände . . ."

„Und hübsch?" fragte der Baron schmunzelnd: „Hübsch, sagtest Du. Ja, ja . . ." Marie hätte wetten mögen, daß er, mehr für sich murmelnd, hier noch hinzufügte: „Ja, ja . . . ganz verteufelt hübsch soll sie sein."

„Aller Wahrscheinlichkeit nach eine schlechte Person," bemerkte hier die Baronin Ludovike gleichmütig. Es war der Baronin zuweilen beschieden, in ihrer völligen innern Gleichgiltigkeit gegen ihre Umgebung irgend eine Bemerkung hinzuwerfen, durch welche auf gewisse Verhältnisse derselben ein plötzliches Licht fiel, und weit mehr Licht in manchen Fällen, als die Beteiligten selber vielleicht wünschenswert fanden.

Marie fühlte instinktiv, daß dies ein solcher Fall war. Es fiel ihr wie Schuppen von den Augen: Frau Ludovike hatte jedenfalls recht mit ihrer Annahme. Und sie, Marie, hatte da vielleicht häßliche Dinge berührt, Dinge, über welche die Männer freilich nur lachten. Sie war schweigsam von da an, denn sie fand sich unangenehm berührt. Schweigsam, aber, wie Madame L'Estoq aus ihrem klaren Antlitz las, noch völlig ohne Argwohn.

Als Marie, am nächsten Morgen vom Frühstück kommend, ihr kleines Boudoir wieder betrat, hörte sie durch die nicht zugeklinkte Thür das Hausmädchen

Digitized by Google

in ihrem Schlafzimmer nebenan und zugleich eine andere, etwas gedämpfte Stimme. Da es die des Dieners Philipp war, war anzunehmen, daß dieser, draußen auf dem Korridor an der andern Thüre des Zimmers vorüberkommend, da stehen geblieben war, um mit seiner Freundin, dem Hausmädchen, ein paar Augenblicke zu plaudern. Fräulein Marie ging auf die Zwischenthüre zu, um dieselbe ab- und diese Dienstbotenunterhaltung auszuschließen, stockte aber unwillkürlich.

„. . . Famos, sag' ich Ihnen, Dina," hatte Philipp eben gesagt.

„Famos nennen Sie das? Ich nenne es unverschämt, war darauf Dinas schnippische Entgegnung. „Na, das müßte das gnädige Fräulein wissen!"

„Die ist sehr harmlos, wenn sie immer noch nichts merkt," spöttelte Herr Philipp hierauf. „Die Geschichte ist ja stadtbekannt . . . in unsern Kreisen pfeifen sie die Spatzen auf den Dächern."

In „unsern Kreisen" sagte er wörtlich! Ob dabei die Diener- oder Herrschafts-Kreise gemeint waren, blieb unbestimmt. Dina schien hier auf einen früher erörterten Punkt zurückzugreifen. „Brillantohrringe, sagen Sie! Und alle Tage ein anderes Geschenk! Die muß es verstehen . . ."

„Ein Paar Brillantknöpfe in die Ohren — und sehr klein sind sie noch nicht einmal; das heißt, ich meine die Ohren — für die er zwölfhundert Mark bezahlt hat auf mein Wort, zwölfhundert Mark! — Und jetzt, da ich sie mir darauf ansehe: Ihre Oehrchen sind bei Gott kleiner und hübscher, Dina."

„Ach, lassen Sie doch, Philipp . . . Sie werden auch so . . . so . . . so ein Lebemann . . . Aber wie der Herr, so der Knecht, natürlich. Und da geht das Geld hin!"

„Ein enormes Geld . . ." schob Philipp bekräftigend ein.

„Und was sagt eigentlich der alte Herr dazu?"

„O, der freut sich, daß es sein Sohn macht, wie die anderen."

Ob Marie plötzlich zum Bewußtsein der ihrer unwürdigen Lage kam? Sie machte absichtlich ein Geräusch und die Stimmen verstummten. Wie hatte sie zuhören können, bei Dingen, die nicht für ihr Ohr bestimmt waren? Sie hatte es in ihrem Leben noch nie gethan, und so stark war die Gewohnheit geraden, lautern Handelns, daß ihr Unbehagen zunächst einmal mehr dem Umstande, daß sie gehört hatte als dem, was sie gehört hatte, galt. Das dauerte aber doch nicht lange, dann fing der befremdliche Inhalt jenes Unterhaltungsfragments an, bei ihr seine Wirkung zu thun.

Und diese Wirkung war, der stillen und tiefen Natur Mariens gemäß, eine gründliche. Fräulein Godehus teilte sich keinem mit — wer hätte dies auch sein sollen? — sondern verarbeitete in sich, was sie gestern erlebt und heute gehört hatte. Sie fügte diese beiden Hälften aneinander und sie schlossen sich zusammen zum Ganzen, welches sich nun vor ihr erhob, mitten in ihrem Wege stand, mit der Brutalität der Thatsache! Da war es, und von ihm war kein Entweichen, kein Entkommen mehr!

Baron Tony, der arme Tony, der blöde Tony, hielt sich eine Maitresse, wie andere reiche junge Männer auch! Und sie schien die einzige im ganzen Hause, die nichts davon wußte, mit Ausnahme der Baronin vielleicht — die aber zählte bei allem, was nicht Festlichkeiten und sonst das rein Aeußerliche der Dinge betraf, überhaupt nicht mit.

Je länger Marie sich besann und alles zusammenreimte, desto weniger konnte sie zweifeln, daß die Sache sich so verhielt. Sie war wie umgeworfen von der Erkenntnis, innerlich halb betäubt; ohne aber zu irgend jemand darüber ein einziges Wort zu sagen, lebte sie an diesem und dem folgenden Tage ihr Leben mit der Familie weiter, dinirte, soupirte, machte Toilette, fuhr mit ins Theater, in Gesellschaft sogar, und zeigte für den gewöhnlichen Blick in ihrem Wesen, welches leicht kühl und farblos erschien, kaum eine Veränderung. Nur daß sie eines nicht über sich gewann: freundlich und hilfreich gegen Tony zu sein, wie sonst. Kein einzigesmal in diesen zwei Tagen machte sie freiwillig ihr Ohr zu seinem oder lieh anderen für ihn ihre geduldige Stimme. Auch vermied sie es sorgfältig, ihn zu berühren, wie sie es sonst wohl that, wenn, während sie ihren Mund seinem Ohr näherte, ihre leichte Hand dabei auf seiner Schulter geruht hatte.

Es gab einen reizenden Fleck in der Villa Ludwigsberg, ein kleines kreisrundes, phantastisches Gemach, welches an ein Gewächshaus stieß und durch eine große bis fast auf den Boden gehende Glasscheibe von demselben getrennt war. Die Diwans, die an den Wänden herliefen, waren mit ihren schwellenden Kissen und gold- und seidendurchwirkten Bezügen von so üppiger, schmeichelnder Bequemlichkeit, daß empfängliche Neulinge in dieser kleinen, noch dazu nur sanft erhellten und von zartem Duft erfüllten Rotunde einer Art Verzauberung zu verfallen pflegten. Es war, als ob der Millionenreichtum selber sie mit seinen weichen, gefälligen Armen umschlinge und seinen ganzen Reiz ihnen zu kosten gebe.

Fräulein Marie Godehus aber, die eben gedankenvoll in einem der Sitze lehnte, empfand diesmal von all der Pracht und Bequemlichkeit so wenig, daß sie ebenso gut auf einem Holzstuhle hätte sitzen können. Sie hatte nach dem Frühstück eine Zeitschrift mitgenommen und sich hierher zurückgezogen. Nach einer Weile kam Madame hinter ihr her und meinte:

„Ah, Sie lesen das Petit Journal; ich suchte es eben. Oder vielmehr, Sie lesen es nicht. Sagen Sie, Kleine, was haben Sie eigentlich seit ein paar Tagen?"

Marie hob ihre Augen langsam zu dem Gesicht der Französin, und sofort durchfuhr sie die Ueberzeugung, nicht nur, daß Madame ganz genau wisse, was sie nachdenklich mache, sondern auch, daß jene ihr nachgegangen sei, um hier und jetzt mit ihr eine Unterredung über eben diesen Gegenstand zu haben. Im Ganzen liebte Marie die klarstellenden Erörterungen von Madame L'Estoq, mit welchen diese Dame sie ja zuweilen begünstigt hatte, nicht. Jetzt aber war sie wahrhaft neugierig, wie die L'Estoq sich aus der Sache ziehen werde.

„Ich habe Dinge gehört, die mir zu denken geben," sagte sie zunächst in Beantwortung der Frage von Madame. Sie war sitzen geblieben, die biegsame leichte Gestalt, in den schlank an ihr niederfallenden hellen Wollgewändern, gefällig in die Purpurpolster geschmiegt, wie dazu gehörig. Wie sie ging, saß und stand, gab Marie immer ein Bild ab, welches einzig als Staffage zu diesen Prachträumen zu passen schien.

Madame trat näher und stand vor ihr. „Voyons, ob ich gut raten kann," sagte sie mit ihrem wissenden Lächeln. „Ihre nachdenkliche Stimmung datirt von vorgestern, wo Sie den Unfall mit dem Schlitten hatten. Ist es nicht so?"

Jetzt sah Marie, ohne sich aber noch aus ihrer bequemen Stellung zu rühren, die Französin fest an. „Sie wissen es also," sagte sie aus ihren Polstern heraus, in die sie sich noch tiefer hineindrückte, fast als habe sie einen Gegner vor sich, gegen den sie sich den Rücken decke. „Sie sind eingeweiht in die schmähliche Angelegenheit — das ganze Haus ist es! Bis auf die Stubenmädchen hinab ist sie keinem ein Geheimnis. Warum aber, wenn ich fragen darf" — hier bog sich Marie plötzlich vor mit einem Ausdruck energischer Forderung, über den die L'Estoq sich wunderte — „warum aber gerade mir?"

Madame war jedoch so leicht nicht aus der Fassung gebracht. Sie umfing mit ihrem Blicke die ganze Gestalt da vor ihr und augenscheinlich beifällig, und sagte dann. „Man braucht Sie nur anzusehen, wie Sie da sitzen, Kind, um Ihnen die Antwort zu geben. Für Sie sind gewisse Seiten des Lebens nichts; Sie sind ein Wesen, welches niemals ohne Not mit denselben in Berührung gebracht werden sollte."

Mariens Antwort, geradewegs aufs Ziel los gehend, war in so fern wenigstens eine unerwartete. „Das soll heißen, daß man mich über Tonys Gewohnheiten in Unwissenheit erhalten wollte. Ich sollte aber denken, wenn irgend jemand, so hätte gerade ich ein Interesse daran gehabt . . ."

Es war etwas in diesen Worten, was der Französin nicht mißfiel. Enthielten sie nicht ein gewisses Zugeständnis, daß Marie sich als eine dem jungen Manne sehr nahestehende Person, als seine künftige Frau also, betrachtete! Madame lächelte — ihr vielsagendes Lächeln war immer so gut wie ein halb Dutzend Argumente, von der cynischen Welterfahrenheit gegen die ehrliche Jugend ins Feld geführt; dann sagte sie: „Ich habe Sie stets für klug gehalten, Marie, und ich bin überzeugt, Sie werden es jetzt beweisen. Man darf manche Dinge nicht wissen wollen . . . Glauben Sie mir: man erwirbt sich das Anrecht auf ganz besondere Dankbarkeit, auf ein später um so größeres Vertrauen, wenn man mit Grazie auf ihre Kenntnis verzichtet. Es ist merkwürdig, wie viel Terrain eine gescheidte Frau auf diese Weise bei ihrem Manne gewinnen kann . . ."

Es war gut, daß Marie gelernt hatte, sich zu beherrschen — und gerade im Verkehr mit einer Person, wie die L'Estoq eine war, lernt man das — und nichts von dem Schauer des Widerwillens verriet, der bei diesen Worten durch ihren Körper lief. „Sie werden dennoch gut thun, mir alles zu sagen, was Sie darüber wissen," meinte sie jetzt, sich zusammen nehmend.

„Was ich darüber weiß!" Wieder erhielt Fräulein Marie eine plötzliche Offenbarung durch die Miene von Madame bei diesem halblauten Ausruf.

Ein wahrer Abgrund des Widerwärtigen öffnete sich vor ihren Füßen, denn sie sah es jener auf dem Gesichte an, daß sie völlig in die Sache eingeweiht war. Baron Tony war freilich auch nicht der Mann, um, sogar in solchen Dingen, selbständig handeln zu können. Er wünschte eine Geliebte zu haben, als eleganten, kostspieligen Zeitvertreib, und Madame, in allen Sätteln gerecht, trieb die Gefälligkeit so weit, ihm den Artikel zu besorgen.

Eine Ahnung wenigstens dieses, des wahren, Sachverhaltes dämmerte in Marien auf, während sie die großen Augen mit einer Art Verwunderung auf die andere richtete. „Ist es denn möglich," sagte sie langsam; „Sie heißen dies nicht nur gut — Sie haben vielleicht sogar die Hand im Spiele gehabt . . ."

Hier aber hob Madame diese Hand — eine energisch geformte, weiße, fleischige, mit mehreren Ringen geschmückte Hand — in die Höhe wie zur Abwehr. „Verstehen wir uns, meine Liebe," sagte sie, „gelangen wir nicht zu übereilten Schlußfolgerungen. Wenn Sie mich fragen, ob ich ein solches Verhältnis gut heiße, so werde ich mich hüten, darauf mit Ja zu antworten. Dagegen aber muß ich zugeben, daß ich demselben von Anfang an nicht fremd gewesen bin. Ja, ich räume Ihnen sogar so viel ein: sobald ich merkte, nach welcher Richtung des jungen Mannes Laune sich gewendet hatte, habe ich ihn darauf gebracht, mich zur Vertrauten zu machen. Ja, ja, blitzen Sie mich nur nicht so verächtlich mit Ihren hübschen Augen an, ma petite," hier fuhr Madame, auch die letzten Worte in völlig gutlaunigem Tone sprechend, mit dem Finger leicht um Mariens Kinn; „ich wußte wohl, was ich that. Und ich dächte, Sie kennten mich und meine Ergebenheit für die Familie genügend, um zu wissen, daß da nicht der Vorteil einer wildfremden Person von schlechtem Rufe als vielmehr das wohlverstandene Interesse anderer Leute" — hier sah sie Marien bedeutungsvoll an — „in Betracht kam. Sie schienen es da eben wie eine Art persönliche Feindseligkeit aufzufassen, daß ich dort die Hand im Spiel habe. Sehen Sie denn nicht ein: wenn das Spiel doch einmal gespielt werden sollte — und das wäre es, auch ohne uns — so war es nur höchst wünschenswert, daß auch ich eine Hand darin hatte!"

So recht wurde die Französin doch nicht klug aus Marien. Die junge Dame sagte nach kurzer Pause mit etwas unnatürlicher Ruhe:

„So wird also die Person von der Familie, oder von Tony mit dem Gelde, welches die Familie eingestandenermaßen dafür auswirft, bezahlt. Wer ist sie, und wo hat er sie kennen gelernt?"

Sollte dies reizende, junge Geschöpf etwa gar eifersüchtig sein? Eifersüchtig, wo ein Mensch wie Baron Tony in Betracht kam, der nur wenige Stufen über dem Blödsinnigen stand! Nun, die Natur gefällt sich in wunderbaren Spielen, und im Geist kluger, erfahrener Leute, wie Madame L'Estoq, fangen die Unmöglichkeiten beträchtlich später als bei anderen an. Sie bequemte sich jetzt, einigermaßen zur Sache zu antworten.

„Als Baron Tony auf sie aufmerksam wurde, wirkte sie im Chor des Theaters hier mit. Aber

Russische Post in der Mongolei. Nach einer Zeichnung von R. C. Woodville. (Seite 494.)

Digitized by Google

Ein Volkskonzert vor dem Wiener Rathause. Originalzeichnung von Th. Breidwiser. (Seite 4[illegible]1.)

nur vorübergehend, glaub ich. Sie soll damals allgemein durch ihre Schönheit aufgefallen sein und die Auswahl unter einer ganzen Anzahl von Verehrern gehabt haben. Was es unter den jungen Männern gegeben hat, weiß ich natürlich nicht genau — etwas wie eine Wette — ein gegenseitiges sich Ueberbieten, um der Begünstigte heißen zu können. Sie kennen Tony, eine gewisse gefährliche, fast sinnlose Hartnäckigkeit in ihm, wenn sich eine Vorstellung seiner einmal wirklich bemächtigt hat. Genug, es scheint, daß nach einer heftigen Scene die andern, die Nebenbuhler, förmlich Angst vor ihm bekamen und das Fräulein nicht minder. Sie läßt es sich seitdem gefallen, von ihm unterhalten zu werden, und sie steht sich nicht schlecht dabei. Mit der Wohnung war sie nicht leicht zu befriedigen," fuhr Madame fort in dem behaglichen Tone dessen, der auf überwundene Schwierigkeiten zurückblickt ... „Eine etwas zurückgezogene Lage war doch unbedingt erforderlich. Aber man wollte sich auch nicht langweilen, in absoluter Einsamkeit — die ist für solche Geschöpfe nicht" — hier brach ihre eigentliche Schätzung der fraglichen Person doch einmal durch — „und da —"

„Haben Sie sich verdient gemacht und die Villa in der Alexandrastraße besorgt," fiel Marie ein. „Ich kann mir denken, daß das Ihr Anteil an der Sache war ..."

„Und Sie irren sich nicht ... ich mache Ihnen mein Kompliment," sagte Madame mit ihrem angenehmsten Lächeln. „Seien Sie mir immerhin noch eine Weile böse, meine liebe Marie ... ich vermag mich da ganz gut in Ihre Empfindungen zu versetzen — mit der Zeit werden Sie mir schon Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie müssen verstehen —" hier sprach sie leiser und trat etwas näher; sie hatte die ganze Zeit gestanden — „daß ich die Person in der Hand habe ... ich, ohne daß es unser armer Tony ahnt. Sie ist auch vollständig gescheit genug, das Verhältnis so aufzufassen — sie ist überhaupt nicht auf den Kopf gefallen ... Finden wir es angezeigt, der Sache ein Ende zu machen, nun so läßt Fräulein Victorine mit sich reden, natürlich gegen angemessene Entschädigung. Sie läßt sich dann von irgend einem Ausländer entführen ... Tony wütet eine Weile und — ist wahrscheinlich für sein Lebtag kurirt vom Geschmack an derartigen Liaisons."

„Das ist ein grausames und gefährliches Experiment," sagte Marie. „Und wenn Sie so gewaltsam mit Tony glauben umgehen zu können, warum ist es denn nicht früher geschehen? Warum dann die ganze Sache überhaupt zulassen?"

Madame zuckte die Achseln. „Ich sagte schon — ob wir sie hätten verhindern können, das war mindestens zweifelhaft. Sie wissen, le pauvre jeune homme hat Momente, in denen es entschieden geratener ist, ihm einstweilen wenigstens nachzugeben, als seine Ideen zu kreuzen. Uebrigens," hier zögerte sie doch ein wenig und machte sich mit der Quaste des Diwans, neben dem sie stand, zu schaffen „übrigens spielten da Gesundheitsrücksichten mit ... der Arzt riet zu ..."

Daß das junge Mädchen unter all diesen Mitteilungen, die sie doch aber fast erzwungen hatte, in einer der Madame L'Estoq nicht recht begreiflichen Weise litt, mußte die Dame bemerken. Aber an einem brauchte sie wenigstens nicht zu zweifeln: als zuverlässige Beraterin der Familie stand sie in Mariens Augen noch immer da, was auch das Mädchen sonst bei der Rolle, die sie gespielt hatte, empfinden mochte.

Denn ihre Aufrichtigkeit war ein ausgezeichneter Kunstgriff von Madame. Sie brachte dadurch eine Wirkung hervor, ähnlich der, welche in der Sinnenwelt durch eine gewisse Zusammenstellung von Spiegeln erzeugt wird.

Da verfällt man auch der Täuschung, den Einblick in ausgedehnte Räume zu erlangen; man glaubt unendlich mehr zu sehen, als in Wirklichkeit vorhanden ist. Und so mochten die, welche sie durch ihre zuweilen überraschend offenherzigen Geständnisse begünstigte, wähnen, in dem klar und arglos erhellten Innern von Madame ganz zu Hause zu sein, in der Annahme, daß wer so viel sehen lasse, damit auch alles gezeigt habe.

Beispielsweise hatte sie aber auch hier eine entscheidende Kleinigkeit verheimlicht. Als sie damals auf Hof Almrod einen regnerischen Vormittag dazu benutzte, Briefe zu sortiren und die Einträge ihres Kontobuches in Ordnung zu bringen, war einer der letzten in der Einnahmerubrik ein gewisser Betrag von fünfhundert Mark gewesen, aufgeführt unter der Bezeichnung „Geschenk von Baron Tony beim Wohnungswechsel von V." V. stand für Victorine; Victorine war die Dame in dem weinroten Seidenkleide in der Alexandrastraße. Und der Umstand, daß ihre Bethätigung bei der Etablirung von Fräulein Victorine in der Villa ihr auf diese Weise honorirt worden war, das war der Teil der außerdem eingestandenen Wahrheit, welchen Madame in diesem Falle Marien gegenüber für sich behalten hatte.

Uebrigens war sie außerdem in völlig gutem Glauben, wenn sie zu verstehen gab, es scheine ihr das Verhältnis Tonys zu jener Person für das künftige eheliche Leben Mariens mit dem jungen Baron von sehr wenig Belang zu sein, da es bis dahin längst aufgehört haben würde. Es wäre zu viel verlangt gewesen von Madame Athenais L'Estoc, auch nur im entferntesten ahnen zu sollen, was Marie seit ihrer um jene eine Thatsache bereicherten Kenntnis empfand.

Die beiden Damen wurden jetzt unterbrochen, da man Madame zur Baronin Ludovike rief. Im Abgehen winkte sie noch freundlich zu Marien hinüber, mit einem Ausdruck, der sagen zu wollen schien: Du bist jetzt gegen mich eingenommen, und zwar ungerechterweise. Aber das thut nichts: meine redlichen Absichten werden schon wieder triumphiren über Deine Empfindlichkeit.

Kaum war sie ganz außer Sicht, als Marie aufsprang und die Rotunde mit fast wilder Hast verließ. Sie war unbeobachtet, sie ließ sich gehen, und so eilte sie durch das weitläufige Haus, die flachen Treppen hinauf, noch einen langen Gang hinunter und hielt nicht eher an, bis die Thüre ihres Schlafzimmers sich hinter ihr geschlossen hatte.

Hier, in der Mitte des weiten Gemaches, auf dem weichen dicken Teppich blieb sie erst stehen, warf die Arme über dem Kopf in die Höhe und fuhr sich dann mit den Händen an den Armen herab, von deren zarter Rundung die Aermel zurückgeglitten waren, wie jemand, dem eben Fesseln abgestreift worden sind. Und so empfand sie auch, aber sie fühlte noch kein Glück der Freiheit, sondern bis jetzt nur die Schmach der Bande, in denen sie gelegen hatte. Was hatte sie thun wollen — was würde sie gethan haben, wenn ihr nicht plötzlich und gewaltsam die Augen geöffnet worden wären!

Sie stand noch eine ganze Weile, hatte die Hände gegen den Kopf gedrückt und suchte jetzt, in diesen Minuten, die Empfindungen zusammenzudrängen, von denen sie seit Jahren unvermerkt beherrscht gewesen war und die sie ahnungslos dieser Schande entgegengetrieben hatten. Sie suchte in sich wieder wachzurufen, und dabei zu verstehen, was sie für Tony gefühlt hatte, was es ihr als möglich hatte erscheinen lassen, des fast Blödsinnigen lebenslängliche Gefährtin und Pflegerin, das heißt eben, seine Frau zu werden.

Es wurde ihr schwer ... ihre Gedanken verwirrten sich dabei so, daß es ihr war, als müsse sie von Sinnen kommen. Aber sie beharrte, und so gelang es ihr, auf Augenblicke der alten Empfindung gleichsam habhaft zu werden, sich als diejenige zu fühlen, die das hatte thun wollen, mit blitzartigem Verständnis ihr altes Selbst wieder zu begreifen, um dann aber gleich darauf mit halb ungläubigem Grauen von dieser ihr jetzt schon fast Fremden sich abzuwenden.

Und dann lachte sie bitter auf, wenn sie daran dachte, wie die Welt den Schritt, wenn sie ihn gethan hätte, beurteilt haben würde. Jeder würde geglaubt haben, daß sie sich um die Millionen verkauft ... sie konnte es keinem verdenken. Wer, unter hunderttausenden, würde begriffen haben, daß es, neben der Unerfahrenheit, ja Unwissenheit einer noch nicht erwachten Frauennatur, nur das Mitleid gewesen sein würde, das Mitleid mit dem von der Natur so grausam Verkürzten, von dem sie glaubte — da sie es ja erlebt hatte — daß niemand als sie allein auf der ganzen Welt, die Eltern ausgenommen, ihm je Liebe und Zärtlichkeit erweisen würde! Das reine, einfache Mitleid mit ihm, in dessen unvollkommenes physisches Leben sie hinein gewachsen war mehr und mehr diese Jahre hindurch, als sein Ohr, sein Mund ... so daß das Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit für ihn ihrem nur scheinbar, nur äußerlich zarten, innerlich starken und geduldigen Wesen allmälich zur zweiten Natur geworden war!

Dies alles hätte begreifen müssen, wer die völlige Umwälzung in ihr jetzt, bei der Entdeckung des Verhältnisses, in welchem Tony hinter ihrem Rücken lebte, begreifen wollte. Sie war also gar nicht die einzige, durch die der Schwachsinnige jenes matte Etwas, was für ihn anstatt Glück und Genuß stand, erreichen konnte, wie sie gewähnt hatte — o, bei weitem nicht! Da war ein anderes, fremdes Weib, welches ihm alles das, und vielleicht noch mehr leistete — ein Weib, welches, aus irgend einem Grunde, sich ihm eben so völlig hingab, wie sie gethan haben würde!

Wieder lachte Marie auf in ihres Herzens unendlicher Bitterkeit bei dem schmachvollen Gedanken, daß sie sich, ihr Bestes und ihr Alles, ihr reines Leben, da hatte geben wollen, wo, wie ihr jetzt gezeigt wurde, so unermeßlich viel weniger auch genügte und ganz dieselben Dienste that. Jenes käufliche Geschöpf gab, was sie eben geben konnte, um einen gewissen Preis — war es nicht, als ob ihr da ein entsetzliches, niedriges Zerrbild ihrer eigenen Handlungsweise vorgehalten würde, so, wie dieselbe sich nach außen darstellen mußte!

Immer wieder, und zwar mit immer verzweifelterem Hohne gegen sich selber, kehrten Mariens Gedanken zu dem Wahne zurück, der sie bisher besessen hatte, als sei sie, nur sie, die Brücke zu Glück und Leben für Tony gewesen. Herr Gott, und an diesem Wahne wäre sie um ein Haar zu Grunde gegangen! Ihr war nicht anders, als sei sie hart vor einem Abgrunde zum Bewußtsein erwacht. Noch immer stand sie, die schlanke Gestalt in dem weißen, weichen Gewande, inmitten des Luxusgemaches, völlig ohne Bewußtsein ihrer Umgebung. Dort das fast fürstlich reiche Bett mit den Atlasbehängen, mit seidenen Decken und gestickten Leinen, ringsum die Täfelung aus köstlichen Hölzern, da der Toilettentisch mit einem Spitzenreichtum, der für die Brauttoilette einer mäßigen Prinzessin genügt hätte, mit den Geräten in Silber, in Elfenbein, in Schildkrot — wie lange war ihr das alles schon so selbstverständlich, daß sie es nicht mehr beachtete. Ein Glück für sie jetzt, in diesem Augenblick. Denn sie sah diese Dinge ohne sie zu sehen, und so blieb ihr die Pein des Gedankens erspart, der, wenn auch sofort zurückgewiesen, sie dennoch besudelt haben würde in ihrem eigenen Empfinden: daß nämlich dieser Luxus von vielen, ja, von fast allen, würde für den Preis gehalten worden sein, um den sie sich verkauft habe.

Als Marie endlich ihre Stellung veränderte, da war es, um diejenige einzunehmen, welche der Keuschheit zu allen Zeiten natürlich gewesen zu sein scheint, wenn sie sich des Eingriffs höherer Mächte in ihr Leben besonders deutlich bewußt zu werden glaubte. Wo sie stand, sank Marie in die Kniee und murmelte demütig: „Gott sei Dank — ich sollte bewahrt bleiben — Gott sei Dank; es ist fast mehr, als ich verdient habe."

Und nun, und mit derselben Notwendigkeit, mit der die Luft sich des von ihr leeren Raumes sobald sie kann wieder bemächtigt, drangen Erinnerungen heran, nein, mehr als Erinnerungen, Gedanken und Empfindungen, die jene Tage auf Hof Almrod im Herbste wieder völlig zur Gegenwart machten. Sie waren die ganze Zeit her niemals weit entfernt gewesen aus Mariens vollem Bewußtsein; jetzt, nach jenen Augenblicken gewaltiger Durchschütterung, fand sie sich dorthin zurück, in jenen Bereich, den die Gestalt des einen Mannes ganz erfüllte und beherrscht, wie in ihrer Seele eigentliche Heimat.

Ja, es war das einzig natürliche, jetzt hauptsächlich an Wolfgang Volmar zu denken. Als was sie ihn sich dachte, in Bezug auf ihr eigenes Schicksal, das fragte sich Marie nicht. Ein allgewaltiges Empfinden nur beherrschte sie ganz: als sei sie von allen Menschen in der Welt ihm und ihm allein über ihre innerliche Befreiung, die sich eben, seit einer Stunde, völlig vollzogen hatte, die erste Rechenschaft schuldig.

Sie wußte nur, daß sie ihn nun wiedersehen werde und müsse. Der Zeitpunkt — ob dies ganz bald sein werde oder erst in Wochen, in Monaten gar — war

so wichtig nicht. Hier machte sich die Stille und Gehaltenheit, die ein charakteristischer Zug im Wesen der jungen Dame war, geltend. Sie konnte warten. Sie wußte, daß der alte Baron von Zeit zu Zeit Zusammenkünfte mit seinem Administrator hatte. Dieser würde vielleicht während des Winters noch einmal zu einer Besprechung herberufen. Dann würde auch sie ihn sehen. Und sie wußte, daß sie dann ganz nahe zu ihm hintreten und leise sprechen würde: „Was Sie mir damals zum Abschied sagten, auf dem Bahnhofe in Kehl, wissen Sie es noch? Ich solle es nicht thun, das, was man von mir erwarte. Der liebe Gott hat mir seitdem zur Klarheit verholfen ... ich werde es nicht thun ... Sind Sie zufrieden mit mir?"

Und dann sah sie im Geiste deutlich den hellen Schein, der bei diesen Worten sich über das männlich schöne, ernste junge Gesicht verbreiten würde, und ihr selber wurde von dem Abglanz dieser Helle schon heute warm bis ins innerste Herz hinein. Was aber jeder von ihnen dann noch weiter sagen und thun, was überhaupt ihr Leben nach diesem einen ersehnten und fest erhofften Augenblick sein würde, darüber dachte Marie nicht. Und von jetzt an würde sie, das Kleinod ihrer Freiheit gleichsam als verborgenes Juwel tief versteckt bei sich tragend, ruhig warten, bis ihr von dem Baume der Zeit der eine Tag, zu dem all ihr Denken, Dichten und Sehnen allein strebte, als reife Frucht in den Schoß fallen würde.

Dieser Tag aber sollte weit rascher kommen, als sie gedacht hatte. (Fortsetzung folgt.)

Notizblätter.

Bildende Künste.

Der Bildhauer Josef Reiß in Düsseldorf hat vom preußischen Kultusminister den Auftrag erhalten, seine „Pieta" für die Kirche St. Gereon in Köln in karrarischem Marmor auszuführen. Für die Ausführung sind dem Künstler 20000 Mark bewilligt. Die Kirche St. Gereon wird durch das Werk des ausgezeichneten Bildhauers um einen hervorragenden künstlerischen Schmuck bereichert werden.

Eine anonyme Kunstausstellung ist in Kopenhagen eröffnet worden. Sie enthält 120 Bilder, deren Meister man nicht kennt, so daß das Publikum genötigt ist, sich eine selbständige Meinung über die Kunstwerke zu bilden und sie nach ihrem inneren Werte, nicht nach der Etikette zu beurteilen. Die Idee ist aus Schweden, wo sie entstanden ist, eingeführt und hat in Dänemark guten Anklang gefunden.

Für die königliche Gemäldegalerie zu Dresden ist das bekannte Bild „Morgenrot" von Robert Haug in Stuttgart angekauft worden.

Auf den Dreibund ist eine Denkmünze geprägt worden. Dieselbe trägt auf der Vorderseite, wie unsere Abbildung zeigt, die Bildnisse der drei Herrscher mit den Namensumschriften. Auf der Rückseite sieht man in schöner Anordnung als Symbol der vereinigten Kraft, welche den Frieden schützt, die von Eichenzweigen umschlungenen Wappen der drei Staaten und als Inschrift: „Einigkeit macht stark", sowie die Jahreszahl 1892. Diese

Alliance-Münze ist in Fünfmarkstückgröße in Silber (à 7.50 M.) und in Bronze (à 3 M.) in der Berliner Medaillen-Münze Otto Oertel, Holzmarktstr. 11a, hergestellt worden.

Bühne.

Martin Greif, allgemein bekannt als einer unserer hervorragendsten Lyriker, hat auch eine Reihe von Dramen verfaßt, welchen Laube und Dingelstedt ihre besondere Aufmerksamkeit zuwandten, und von denen sie mehrere auf den ihnen unterstehenden vornehmen Bühnen erfolgreich zur Aufführung brachten; so „Corfiz Ulfeldt", „Marino Falieri", „Nero" und „Prinz Eugen", dessen bühnliche Einrichtung für das Hofburgtheater die letzte dramaturgische Arbeit Dingelstedts war. Greifs „Konradin" ist in München, Nürnberg und Gera mit großem Beifall zur Darstellung gelangt, und sein „Ludwig der Bayer" wird sowohl von der Volksbühne in Kraiburg wie am Münchener Hoftheater zur Aufführung vorbereitet. Das zuletzt im Druck erschienene Werk des Dichters ist die Tragödie „Francesca da Rimini", welche, schon vor ungefähr zehn Jahren gedichtet, früher nur im Manuskript vorlag. In der Annahme derselben ist das königliche Theater in Kassel den andern Bühnen vorangegangen, indem daselbst vor einigen Tagen die Premiere stattgefunden hat. Prag und Graz werden noch in dieser Saison nachfolgen. Die Greifsche Tragödie behandelt den besonders durch die Divina Comedia bekannten Vorgang zwischen den Fürsten von Ravenna und Rimini, welchem der jüngere Sohn des alten Malatesta und die liebliche Francesca zum Opfer fielen. Ueber dem Stück liegt die Glut eines südlichen Himmels, und auch der Wohllaut der Sprache versetzt den Zuhörer in die blühenden Thäler Italiens. Die Handlung ist eine schnell fortschreitende, die Gruppierung der Personen stets dramatisch wirksam und der Schluß erschütternd und erhebend zugleich, da das Ganze durch den Geist der wahren Poesie verklärt wird. Die Darstellung des klassisch aufgebauten Werkes war auf dem Hoftheater in Kassel eine lobenswerte, die Inscenierung eine würdige. Die Premiere hatte einen durchschlagenden Erfolg, der bei dem zurückhaltenden Kasseler Publikum doppelt hoch anzuschlagen ist. Bei der zweiten Aufführung wurde der Dichter, welcher von München eingetroffen war, mehrfach stürmisch hervorgerufen. Was den eben erwähnten Plan einer Volksbühnenaufführung des Greifschen Schauspiels: „Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldorf" betrifft, so ist zu bemerken, daß die Bewohner des uralten Marktes Kraiburg am Inn, das dem historischen Boden des Schlachtfeldes von Ampfing-Mühldorf benachbart liegt, das genannte Stück auf eigens nach dem Muster der bewährten Münchener Einrichtung erbauter Bühne in möglichst geschichtlicher Treue zur Aufführung bringen werden. Das Unternehmen findet von seiten der bayrischen Regierung den wohlwollendsten Schutz, und außerdem haben eine große Anzahl hervorragender, besonders dafür befähigter Männer ihre Unterstützung bereitwilligst zugesagt. Die Buchausgabe dieses Stücks ist ebenso wie die der Francesca da Rimini in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, erschienen.

Eine ganz bedeutende Wirkung erzielte bei seiner ersten Aufführung im Schauspielhause in Frankfurt a. M. das dreiaktige Schauspiel „Tristi amori" des Italieners G. Giacosa gegeben, welches in der vortrefflichen Uebersetzung von O. Eisenschitz den Titel „Sündige Liebe" führt. Der einfache Inhalt, den aber der Dichter mit meisterhafter Kunst dramatisch gestaltet hat, ist folgender: Der Advokat Julius Scarli hat den Sohn des verschuldeten Grafen Arcieri, Fabricius, als Mitarbeiter und Freund bei sich aufgenommen. Dieser unterhält mit Scarlis Frau, die ihm bereits vor ihrer Verheiratung lieb und wert war, ein heimliches Verhältnis, das um so drückender für die sträflich Liebenden wird, als der nichts ahnende Gatte Frau und Freund unausgesetzt mit Wohlthaten überhäuft. Eine Wechselschuld des alten Grafen Arcieri veranlaßt diesen, den Namen des Advokaten Scarli zu fälschen, und er will sich nun durch die Verheiratung seines Sohnes Fabricius an die Tochter des ihn hart bedrängenden Wucherers retten. Fabricius widerstrebt und Scarli erklärt sich bereit, dem Freunde zuliebe, den falschen Wechsel zu zahlen. Dieser weigert sich, die neue Wohlthat anzunehmen, und Scarli muß seine Frau zu Hilfe rufen, Fabricius zur Annahme des Geldes zu bewegen. Emma, im Bewußtsein ihrer Schuld, vermag dies nicht, und hier — in einer meisterhaft geführten Scene, die nachzuschildern ein vergebliches Mühen sein würde — erfährt Scarli die Schuld von Freund und Frau. Emma fühlt sich unwürdig, bei ihrem Gatten zu bleiben, sie will mit Fabricius fliehen, aber im letzten Augenblicke gedenkt sie ihres Kindes, die Mutterliebe siegt und sie bleibt. Fabricius verläßt die Stadt, um in der Fremde in harter Arbeit zu sühnen, und Arbeit für das Wohl des Kindes ist es, die beide Gatten, wenn auch seelisch getrennt, gesetzlich vereinigt halten wird.

Mit großem Erfolge wurde im Hamburger Stadttheater zum erstenmale die Oper „Eugen Onegin" von Tschaikowsky aufgeführt. Der Text ist geschickt nach dem gleichnamigen Roman von Puschkin zusammengestellt. Die Handlung, die sich auf sieben Bildern in drei Akten verteilt, ist in kurzen Worten folgende: Der Freidenker Eugen Onegin wird von seinem Freunde Lenski in das Haus der Gutsbesitzerin Larina eingeführt, deren Tochter Tatjana sich in Onegin verliebt, während die zweite Tochter, die leichtlebige Olga, mit Lenski ein Verhältnis eingeht. Obwohl Onegin diese Liebe erfährt, weist er sie zurück und will mit Tatjana nur im Verhältnis eines Bruders stehen. Auf einem Ball bei Larina reizt Onegin die Eifersucht Lenskis, indem er sich zu viel mit dessen Braut beschäftigt; es kommt zu einer sehr unangenehmen Scene, deren Folge eine Duellforderung ist. Gleichzeitig schickt Lenski seine Verlobte zurück. Im nächsten Bilde findet das Duell statt, in welchem Lenski erschossen wird. Im letzten Akt sehen wir Tatjana als reiche Fürstin Gremin in Petersburg. Da nähert ihr sich Onegin und gesteht ihr die ganze Leidenschaft seiner Liebe. Aber obwohl Tatjana erklärt, daß sie noch immer dieselbe Liebe zu ihm im Herzen trage, wie vor Jahren, will sie die gelobte Treue ihrem Gatten nicht brechen und weist Onegin aus dem Hause. Gebrochen und geächtet schwankt der Unglückliche davon. Ungleich feiner und vollkommener als das Libretto ist die durchweg originelle, ansprechende und im vornehmsten Stile gehaltene Musik.

Kultur und Wissenschaft.

Die erste Ausgabe der Bilder des Todes von Hans Holbein, gedruckt zu Lyon 1538, im ganzen 41 Holzschnitte, wurde durch den Bibliothekar Dr. Herzog in der Kantonsbibliothek zu Aarau entdeckt. Im nämlichen Bande befinden sich auch 16 Holzschnitte desselben Künstlers, Scenen aus dem alten Testament darstellend.

Das Konservatorium in Stuttgart hat die sämtlichen Musikalien des verstorbenen Königs von Württemberg, eine höchst wertvolle, über 1000 Nummern zählende Sammlung, als Vermächtnis empfangen.

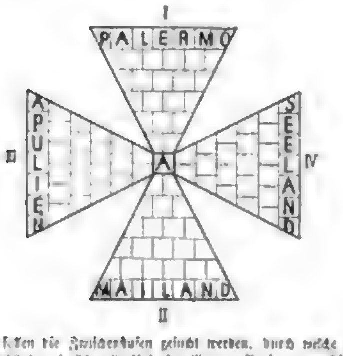
Elsaß-Lothringen hat durch kaiserlichen Erlaß ein einheitliches Landeswappen erhalten: Es ist der Reichsadler mit der schwebenden Kaiserkrone, belegt mit einem gespaltenen Brustschilde, dessen rechte Hälfte die herkömmlichen Wappen des Ober- und Unter-Elsaß enthält, während die linke Hälfte das entsprechende Wappen von Lothringen zeigt. Die heraldischen Wappenfarben für das Reichsland sind schwarz, weiß, rot.

Unter den 1000 Leichen, die bisher in Gotha durch Feuer bestattet wurden, waren 657 männliche, 316 weibliche, ferner 27 Kinder. 713 Leichen waren von auswärts nach Gotha gebracht worden. Der Gebrauch des Verbrennungsofens hat sich von Jahr zu Jahr gesteigert.

Paganinis Geige, die sich in Genua in einem Glasschrank des Rathauses befindet, wurde jüngst wieder, wie es alljährlich einmal zu geschehen pflegt, herausgenommen, und der berühmte Sivori hat auf dem wertvollen Instrument einige Sonaten gespielt. Auf diese Weise wird die Geige vor Schaden geschützt, den sie erleiden würde, wenn sie allzulange unbenutzt bliebe.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



Es sollen die Zwischenstufen gefunden werden, durch welche aus dem Buchstaben A sich allmählich die Namen Palermo, Mailand, Apulien und Seeland entwickeln. Die Zwischenstufen entstehen dadurch, daß auf jeder derselben ein Buchstabe hinzutritt. Die Reihenfolge der Buchstaben braucht nicht dieselbe zu bleiben; z. B.: a, ab, Bar, Rabe, Gerbe, Amberg, Bergamo. Die einzelnen Zwischenstufen sind: bei I 1. ein Maß, 2. ein Körperteil, 3. ein Gott, 4. eine Halbinsel, 5. eine Königin; bei II 1. ein Tier, 2. einer von zwölf Brüdern, 3. ein Fluß, 4. ein König, 5. eine Insel; bei III 1. eine Vorstadt einer deutschen Residenz, 2. eine Temperaturbezeichnung, 3. ein Soldat, 4. ein Dichter, 5. eine Stadt; bei IV 1. eine Präposition, 2. ein Name aus dem alten Testament, 3. eine französische Schriftstellerin, 4. eine französische Stadt, 5. eine französische Landschaft.

Dreisilbige Charade.

1.

Werd' ich noch so oft vertrieben
Und verfolgt mit Spötterlied,
Frage nichts nach Hassen, Lieben,
Kehre immer bald zurück.

Ist es klug von Dir gehandelt
Menschenkind, daß Du mir feind,
Da sich, wer auf Erden wandelt,
Mir doch wohl verwandt erscheint!

2. 3.

Zu den prächtigsten Geweben
Wie zum schlichten Arbeitskleid
Unentbehrlich, leicht wie schwerer
In den Stoffen gleicherzeit.

Aus den edelsten Metallen
Kannst Du uns gebildet sehn,
Doch die Pflanzenwelt vor allen
Läßt uns mannigfach entstehn.

1. 2. 3. Das Ganze.

Winzig bin ich nur gestaltet,
Doch ein Kunstwerk der Natur,
Die im Kleinsten ja entfaltet
Ihrer Wunderkräfte Spur.

Magst Du Veilchen, Rosen binden
Oder stellen Sie zum Strauß,
Jede Blüte wird es künden
Daß ich ganz bei ihr zu Haus.

Rätsel-Distichon.

Wenn's eure Herzen erfüllt, seht ihr es gerne gestillt.
Wünscht ihr es leichtlich zu lösen, müßt ihr ins Bayernland gehn.

Auflösung des Logogriphs Seite 443:

Neckar — Necker.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 443:

Altdeutsche Spielkarte.

Je mehr Glücke
Je mehr Tücke.

Die fetten Lettern sind die in der Aufgabe angegebenen Lettern in richtiger Folge eingesetzt.

Literatur.

Zu den merkwürdigsten Romanen, die in neuester Zeit geschrieben worden und erschienen sind, zählt „Weiblichkeit und Erotik" von Anne Charlotte Leffler, Herzogin von Cajanello (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Die Uebergänge in der Seele der Heldin, die anfänglich so kühl, so starr zurückhaltend erscheint, um sich schließlich einer alle Schranken durchbrechenden Leidenschaft hinzugeben, sind so überraschend, daß man sie einer minder beredten Darstellung gar nicht glauben würde. Hier aber erscheinen sie nicht nur glaubhaft, sondern unwiderstehlich überzeugend. Dieses Wesen kann in dem einen wie in dem andern Fall nicht anders handeln und wer in die fein verzweigten seelischen Triebfedern, die hier maßgebend sind, tieferen Einblick gewinnt, der erkennt, daß dieselbe Charakteranlage, die in dem einen Fall die unbesiegliche Zurückhaltung erzwang, in dem andern mit derselben Gewalt zur rückhaltlosen Hingebung drängen mußte. Wir haben zugleich den Eindruck, daß einen solch seltsamen und doch hier so begreiflich werdenden Widerstreit der Gefühle nur diejenige schildern kann, die ihn an sich selbst erlebt hat, und wenn wir den Namen der Verfasserin ins Auge fassen, die ursprünglich aus einer schlicht bürgerlichen Schwedin zu einer italienischen Herzogin geworden ist, so können

wie, indem wir diesen Umstand mit dem ähnlich verlaufenden Schicksal der Heldin des Buches vergleichen, kaum mehr zweifeln, daß wir es hier mit einem in packende Romanform übertragenen Stück Autobiographie zu thun haben. Vermag auch diese Ueberzeugung den eigenartigen Reiz des Romans kaum zu erhöhen, so verleiht sie doch die Eindrücke des wunderbar fesselnden, trotz seiner Extravaganzen im Grunde echt weiblichen Seelenlebens, das sich hier vor uns entfaltet.

So viele dramatische Schöpfungen auch neuerdings die soziale Frage zum Ausgangspunkt ihrer Entwicklungen genommen haben, hat doch keine den Kern der Sache so kräftig erfaßt, so unerschrocken bloßgelegt, wie das soziale Drama in fünf Aufzügen „Der Nächste“ von Friedrich Lange (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-Aktiengesellschaft, vormals J. F. Richter). Auf seinen eigenen Wegen, die von denen Leo Tolstois ganz unabhängige, zum Teil weit abweichende sind, gelangt der Verfasser zu ganz ähnlichen Zielen wie der vielgenannte russische Poet und Philosoph, vor allem zu dem Hauptergebnis, daß nur die Liebe die sozialen Schäden heilen kann. Weit entfernt von öder Tendenzreiterei bringt er die Gedanken, die er in seine innerste Seele aufgenommen hat und mit voller Empfindung vertritt, zu warmblütiger, echt dramatischer Entfaltung. Warum das Schauspiel wohl noch an keiner Bühne zur Aufführung gelangt ist? Hat man sich vor den theologischen Konflikten zu fürchten, die ihre Personifikation in den Gestalten des Pastors Lorenz, seines älteren Kollegen Berthan und des Kandidaten Schindler, eines gewissenlosen Strebers, finden? Gewiß nicht! Ist es doch nur die starre, dem obersten Gebote des Christentums widersprechende Unduldsamkeit einerseits und ein bequemer gedankenloser Schlendrian andererseits, die hier mit den schlimmen Gefahren, die sie im Gefolge haben, ihre Zurechtweisung finden, während den Sieg jener echt christliche Sinn erringt, von dem Christus selbst sagt: „Daran will ich erkennen, ob ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt!“ Da nun aber unseres Wissens trotz alledem bisher keine Bühnenleitung sich entschlossen hat, Friedrich Langes „Nächsten“ auf die Bretter zu bringen, empfehlen wir allen, die in der Zeit und mit der Zeit leben, angelegentlichst die Lektüre dieses Stücks, das auch im Lesen eine tiefe Wirkung nicht verfehlt.

Ja, er war ein Humorist in des Wortes bester Bedeutung, einer, bei dem der Humor aus der Tiefe einer heiter abgeklärten Lebensanschauung, eines warmen, trotz aller Welterkenntnis und aller treffenden Kritik kindlich naiv gebliebenen Gemütes quoll, der alte Friedrich Stoltze, den sie vor nicht langer Zeit in Frankfurt a. M. zu Grabe getragen haben. Seiner Bedeutung als Dichter und als Mensch sind wir anläßlich seines 70. Geburtstages gerecht geworden. Heute gilt es, den „Gesammelten Werken“ des Heimgegangenen ein Wort zu widmen, die bei Heinrich Keller in Frankfurt a. M. in vier Bänden erschienen sind. Zwei davon, die beiden ersten, enthalten die „Gedichte in Frankfurter Mundart“, eine köstliche Sammlung urwüchsiger Dialektpoesie in einer Mundart, die, da sie wie ihre Heimat die Mitte zwischen dem Süden und Norden unseres geeinten Vaterlandes hält, allen seinen Kindern leicht genug verständlich ist. Und wie glücklich hat sie Stoltze zu verwerten gewußt nicht nur in diesen Versen, sondern auch in der Prosa der nicht minder erheiternden Novellen und Erzählungen, die den dritten Band seiner gesammelten Werke füllen, während der vierte Band Stoltzes „Hochdeutsche Gedichte“ umfaßt. In ihnen lernen wir den ernsten Poeten, den innig fühlenden Gemütsmenschen kennen, der die Töne warmer Empfindung und aufrichtiger Begeisterung nicht minder meisterlich beherrschte als die der spielenden Laune. Heimat, Freiheit und Vaterland, Natur- und Menschenleben klingen hier wieder in der Sprache einer echten Poetenseele.

Für Jung und Alt berechnet und in der That im wohlgetroffenen Tone des allgemeingiltigen Volksbuches gehalten ist die Erzählung aus den morgenländischen Lehr- und Wanderjahren unseres großen Schlachtendenkers, die Paul Risch unter dem Titel „Moltkes Kriegsabenteuer in Kurdistan“ (Berlin, Max Bestkreuz) veröffentlicht hat. Seit aus dem Privatbriefwechsel des großen Generals, der nach seinem Tode zu erscheinen begonnen hat, sein wunderbar ausgeglichener Charakter von seinen liebenswürdigsten Seiten allgemein erkannt werden kann, ist das Interesse für ihn ein nur um so wärmeres geworden, und dieser Umstand wird auch dem vorliegenden Buch zu gut kommen.

Die russische Post in der Wüste Gobi.

(Hiezu das Bild Seite 480.)

Das gewaltige zentrale Steppen- und Wüstenplateau Ostasiens, welches bei den Mongolen den Namen Gobi führt, während die Chinesen es Schamo, das heißt Sandmeer, nennen, war bis in die neueste Zeit hinein eine terra incognita. Seine Kenntnis beschränkte sich lediglich auf die wenigen Karawanenwege, die seit Jahrhunderten den Verkehr zwischen China und dem Norden Asiens vermitteln. Erst in neuerer Zeit haben mehrere Expeditionen dieses weite Gebiet nach verschiedenen Richtungen hin durchforscht. Es bildet weder eine durchweg gleichförmige Ebene noch eine völlige Sand- oder Steinwüste. Nur die von durchbrochenen Felswänden eingefaßte Mitte führt mit Recht den Namen Schamo. Wenn man zwischen den letzten hügeligen Ausläufern der Einfassung heraustritt, öffnet sich vor den Blicken der Reisenden eine gewaltige unbegrenzte Einöde, vollständig glatt und ununterbrochen wie die weite Meeresfläche an schönen, sturmfreien Tagen. Eine unheimliche Totenstille liegt darüber ausgebreitet, die von keinem Lebenszeichen unterbrochen wird. Nach dem Bericht eines englischen Reisenden machen die südafrikanischen Wüsten Karoo und Kalahari nicht den unbeschreiblich trostlosen Eindruck wie dieser Teil der Wüste Gobi. Der bloße Anblick ruft einem all die Schauerberichte von dem qualvollen Verhungern und Verdursten solcher unglücklichen Reisenden, die sich in der unendlichen Weite verirrten, deutlich in das Gedächtnis zurück. Und nichts fehlt, um das düstere Bild zu vervollständigen. Rechts und links von der kaum erkennbaren Straße bleichen Knochen von Kamelen, die dem unwirtlichen Lande zum Opfer gefallen sind, namentlich zur Winterszeit, wo die Kälte fast so groß ist wie in Sibirien und mehrere Fuß hoher Schnee die Wüste bedeckt. Die ringsum herrschende Grabesruhe wird nur durch die hin- und herziehenden Karawanen unterbrochen, zu denen auch in regelmäßigen Zwischenräumen die russische Post gehört. Unser Bild zeigt einen solchen Postzug, der stets der Sicherheit gegen räuberische Ueberfälle wegen ebenso wie die meisten anderen Karawanen von Kosaken begleitet wird. Eine willkommene Unterbrechung der eintönigen Reise bildet das Zusammentreffen zweier Karawanen. Es wird Halt gemacht, die Kosaken begrüßen sich gegenseitig, und auch die mongolischen Fuhrleute fangen ein Gespräch an. Bald geht eine Flasche des unvermeidlichen Wutki im Kreise herum, und angeregt von dem geliebten Getränk vergißt alles die trostlose Umgebung, sowie die schon überstandenen und noch bevorstehenden Mühseligkeiten.

Nach einer Photographie von J. Schafgans in Bonn.

Dr. Hubert Simar, Bischof von Paderborn.

Volkskonzert vor dem Wiener Rathause.

(Hiezu das Bild Seite 481.)

Wenn die „Banda“ kommt, wird ganz Wien elektrisirt. Ganz gleich, welcher sozialen Stellung er angehört, die Musik packt den Wiener allezeit, und besonders ist dies bei Militärmusik der Fall, deren frische, flotte Weisen den Bankier wie den Hausknecht, die Modedame wie die Kammerzofe zum Fenster locken. Und bevor nicht die letzten Töne verklungen sind, darf der Gast im Café oder Gasthaus nicht auf Bedienung seitens der Kellner, oder der Lehrer nicht auf die Aufmerksamkeit seiner Schüler rechnen — vorausgesetzt, daß er selber in dem Moment einen anderen Gedanken hat, — denn Jung-Wien gleicht in dieser Beziehung ganz dem älteren. Jeder Kapellmeister ist natürlich eine populäre Gestalt; kennt doch das große Publikum sogar die Namen der Dirigenten jeder leidlich guten Zivilkapelle „von vier Mann Stärke aufwärts“. Unter diesen Umständen ist es selbstverständlich, daß die vor einigen Jahren nach italienischem Muster eingeführten öffentlichen Konzerte vor dem Rathaus alsbald zu den populärsten Volksvergnügungen geworden sind, die man sehen muß, wenn man das Wiener Leben studieren und kennen lernen will. Vor dem Mittelportale des grandiosen Palastes, den der nur zu früh verstorbene Meister Schmidt für die Stadtväter Wiens erbaut hat, dehnt sich ein halbkreisförmiger Platz, den Parkanlagen umsäumen. Hier spielen zweimal in der Woche wechselnd die verschiedenen Militärkapellen vor einem Publikum, das in buntester Weise zusammengesetzt ist, das aber mit gleichem Interesse und gleicher Begeisterung dem Konzerte lauscht. Die Konzertgäste kann man sehr leicht klassifiziren und trennen. Im engen Kreis um die Musiker stehen die begeistertsten Kunstjünger und -Jüngerinnen aus den fernsten Vorstadtgründen, dann umkränzen, als zweiter Ring, die Kindermädchen und Bonnen, welche an solchen Tagen mit ihren Pfleglingen vorzugsweise den Rathausgarten aufsuchen, die Musikkapelle, nicht von ihrem Platz weichend, bis der letzte Ton verklingt, während der dritte Ring aus- und abwandelnde Gäste sind, bei denen das Stehenbleiben gegen den guten Ton verstoßen würde. Als äußerste Kette sind dann die Inhaber der Sessel zu bezeichnen, welche zwei Kreuzer zu vermieten und rings um die Bosquets und Rasenplätze aufgestellt sind. Mitglieder der besten bürgerlichen Kreise sind unter diesen Freikonzertgästen zu finden, denn auf sie übt „an wean'rischer Tanz und an wean'risches Lied“ genau dieselbe Anziehungskraft aus wie auf die Vorerwähnten, nur zeigen sie es nicht immer so auffallend. —e.

Bischof Hubert Simar von Paderborn.

Das alte Bistum Paderborn ist neu besetzt worden, nachdem Bischof Drobe am 7. März 1891 gestorben war. Und zwar fiel die Wahl, welche in Anwesenheit des Oberpräsidenten von Westfalen, Exzellenz Studt, am 25. Juni 1891 stattfand, auf einen Mann, welcher dem kirchlichen Lehramte bis dahin in besonderer Weise angehört hatte: auf den Bonner Universitätsprofessor Dr. Hubert Theophil Simar, dessen Namen in der Welt der Theologie, speziell der Dogmatik und Moral, seit mehr denn 25 Jahren mit Ehren genannt war. Geboren zu Eupen den 14. Dezember 1835 als der Sohn eines Elementarlehrers, studirte H. Th. Simar zugleich mit einem Bruder Theologie und wurde am 2. Mai 1859 zum Priester geweiht. Nachdem er kaum anderthalb Jahre in der Pastoration verwendet war, wurde er mit Rücksicht auf sein glänzendes Examen an das Konvikt in Bonn als Repetitor berufen. Hier hatte er zugleich einige Kollegien zu lesen, weshalb er sich sofort als Privatdozent habilitirte; 1864 wurde er sodann außerordentlicher Professor, und zwar für Moral. Mit der größeren Schrift: „Die Theologie des heiligen Paulus“ führte er sich im nämlichen Jahre glänzend als theologischer Schriftsteller ein; es folgten dann seine Hauptwerke, die vollständige Moraltheologie und später die Dogmatik, je in zwei Auflagen erschienen, eine Abhandlung über „Gewissen und Gewissensfreiheit“, den „Aberglauben“ und andere. Simar hat sich dadurch einen bedeutenden Namen in der Gelehrtenwelt gemacht; von seiner eisernen Arbeitskraft, wie von seiner theologischen Allseitigkeit aber zeugte die Thatsache, daß er von dem für die katholisch-theologische Fakultät in Bonn so verhängnisvollen Jahre 1870 an, wo den Studenten von Seiten der kirchlichen Oberen der Besuch der Kollegien der altkatholisch gewordenen Professoren Langte, Reusch, Knodt und so weiter verboten wurde, neben der Moral auch noch die ganze Dogmatik dozirte, bis endlich in den achtziger Jahren die Verhältnisse wieder sich ordneten. Die berührte kirchenpolitische Episode hat überhaupt Professor Simar ins volle Licht gestellt. Noch jung, kaum einige Jahre in Bonn, sah er sich in jenen Tagen vor die ernste Entscheidung gestellt, ob er mit den teilweise viel älteren, befreundeten Kollegen gehen oder bei dem bleiben wolle, was ihm Pflicht und Ueberzeugung vorschrieben. Er wählte letzteres, machte, wo er heraustreten mußte, kein Hehl aus seiner entschiedenen Richtung, im übrigen aber lebte er still und ernst seiner Wissenschaft in der verhältnismäßig prekären Stellung eines außerordentlichen Professors. Sicherlich hat weder er, noch sonst jemand in jener Zeit geahnt, daß im Laufe der sich ändernden Zeiten er einstens noch Bischof einer Diözese des preußischen Staates werde. Mit dem allmählichem Erlöschen des Kulturkampfes kamen auch für Professor Simar die Tage der Erleichterung und Anerkennung. Er wurde ordentlicher Professor, erhielt später den Roten Adlerorden (vierter Klasse) und wurde päpstlicher Hausprälat. Zweifellos haben seine besonnene Sicherheit, sein Takt, seine Ueberlegung und sein Wissen, sowie auch die rheinländische Liebenswürdigkeit seines persönlichen Verkehrs ihm seitens der Regierung das nötige Vertrauen für die Uebernahme eines Bistums gesichert. Denn er hat es verstanden, bei aller Entschiedenheit seines Standpunktes eine vornehme Ruhe zu bewahren, wie denn sein ganzes Wesen eine große Sachlichkeit und ruhigen Ernst zum Charakteristikum hat. Am Tag nach der Wahl zum Bischof las er sein Kolleg mit unverwüstlicher Ruhe wie immer und erwiderte die begeisterte Ovation seiner Hörer nur mit ein paar schlichten Worten und dem Wunsche, daß er und die Studenten „stets gute Kommilitonen“ bleiben mögen. Indessen wäre es falsch, anzunehmen, Professor Simar sei ein einseitiger Gelehrter gewesen; er kümmerte sich recht viel um das Volksleben, nahm an der Vereinsthätigkeit lebhaft Anteil und war unter anderem mit dem jetzigen Universitätsprofessor Freiherrn T. von Hertling Gründer des Görresvereins.

Bischof Hubert Simar ist der sechzigste Nachfolger des heiligen Hathumar auf dem Stuhle von Paderborn. Nicht unbemerkt ist geblieben, daß er als Bischof seinen ersten Vornamen „Hubertus“ offiziell gemacht hat samt dem bekannten Jägersymbol im Wappen: das Kreuz zwischen einem Hirschgeweih. Man erinnert sich nämlich unwillkürlich daran, daß Simars Kollege als Professor und kirchenpolitischer Antipode, der altkatholische Bischof Reinkens, der in Bonn seine Residenz hatte, mit dem gleichen Vornamen sich zeichnet.

Bischof Dr. Simar ist eine hohe, imponirende Gestalt, sein Gesicht ist geistvoll. Schärfe und Milde sind darin eigentümlich vermählt, sein Umgang ist liebenswürdig, heiter und doch imponirend; seine Kraft und Gesundheit — er steht im 56. Jahre — derart, daß sie ihm eine lange Dauer für die Verwaltung des Bischofsamtes verheißen. —l.

Digitized by Google

Diese Seite ist insbesondere den Interessen des Hauses und der Familie gewidmet. Sie will Winke und Anregungen zu förderlichem Thun und angeregter Unterhaltung erteilen, auf beachtenswerte Erfindungen hingemäß hinweisen, gemeinnützigen Neuerungen den Weg bahnen helfen.

Unter uns.

Wünsche aus den Kreisen unserer geschätzten Leser werden thunlichst berücksichtigt. Mitteilungen über eigene Erfahrungen, soweit sie sich zur Wiedergabe an dieser Stelle eignen, mit Dank verwendet. Alles hierauf Bezügliche ist zu richten an die Redaktion von „Ueber Land und Meer" in Stuttgart.

Das photographische Doppelgängerbild.

Die geehrten Leser kennen gewiß jene Art von Photographien, auf denen sich ein und dieselbe Person in zwei oder mehr verschiedenen Stellungen befindet; zum Beispiel ein Herr, der mit sich selbst Schach spielt, ein Duett am Klavier, welches von ein und derselben Dame gesungen wird, oder auch eine Person mit zwei übereinstimmenden Gesichtern oder Oberkörpern und so weiter. Solche sogenannte „Doppelgängerbilder", die ihre erheiternde Wirkung selten verfehlen, sind keineswegs so schwierig anzufertigen, als man vielleicht glauben wird, jeder Liebhaberphotograph kann sie ohne umständliche Vorbereitung mit Hilfe des gewöhnlichen Apparates herstellen. Die einfachste Methode ist folgende: Nehmen wir an, es solle ein Herr in zwei verschiedenen Stellungen, etwa so, als ob er sich selbst eine Ohrfeige verabreiche, aufgenommen werden. Wir bedienen uns hierzu der gewöhnlichen Camera und eines schwarzen oder dunkelroten Tuchhintergrundes. Die Aufnahme kann da, wo

kein gut beleuchtetes Zimmer zur Verfügung steht, im Freien vorgenommen werden, [illegible] daß das zu starke Oberlicht durch Zuhilfenahme eines Schirmes, einer über der Aufnahmestelle sich ausbreitenden Baumkrone oder dergleichen hinreichend abgeschwächt wird. Wir bringen nun den schwarzen Hintergrund an geeigneter Stelle an und lassen die Person in der gewählten Stellung (zum Schlage ausholend) davor hintreten, aber nicht in die Mitte desselben, sondern etwas mehr nach links oder nach rechts, damit später das aus zwei Personen bestehende Bild sich in der Mitte der lichtempfindlichen Platte befindet. In dieser Stellung wird die Person in der gewöhnlichen Weise photographiert; nachdem man aber das Objektiv nach erfolgter Belichtung wieder bedeckt hat, läßt man die Person sofort in der zweiten Stellung (sich gegen den Schlag schützend) an die andere Seite des Hintergrundes treten und photographiert sie in dieser Stellung noch einmal auf derselben Platte wie vorhin. Um in beiden Fällen die richtige Aufstellung für die Person zu finden, wird man gut thun, die zum Scharfeinstellen des Bildes dienende mattgeschliffene Glasscheibe der Camera durch eine Bleistiftlinie der Länge nach in zwei Hälften einzuteilen und die Person das einemal in die Mitte des rechten, das anderemal in die Mitte des linken Feldes, oder umgekehrt, zu stellen. Auf diese Weise können die einzelnen Bilder nicht ineinanderfallen. Nach der zweiten Aufnahme wird die Platte in der gewöhnlichen Weise — die wir als bekannt voraussetzen — entwickelt. Bedingung bei dieser Art photographischer Aufnahme ist, daß der schwarze Hintergrund kein Licht reflektiert, damit während der zweiten Aufnahme das erste Bild nicht „schleiert", wie der technische Ausdruck lautet, das heißt nicht durch die wiederholte Belichtung verdorben wird. Durch geeignete Aufstellung des Hintergrundes und Anbringung von Seitenschirmen läßt sich aber das Seitenlicht leicht vermeiden. In derselben Weise kann man natürlich die Person auch in mehr als zwei Positionen aufnehmen, nur muß man in solchen Fällen beim Einstellen besonders vorsichtig sein, damit die einzelnen Bilder nicht durcheinander geraten.

H. Schn.

Mode.

Im Gegensatz zu den seither beliebten broschierten, gestreiften, karrierten Geweben, bevorzugt die Frühjahrsmode glatte Stoffe, allenfalls schillernde, farbige Tuche, mit Jacquardmustern abgesteppte Kaschmirgewebe, changierende gewebte Loden. Fast gerauhte Cheviots und im Seiden-Genre Satins mit eingewebter Sammet-Bordüre, Serge- und Crêpe-Taffte, Sammet in dunklen Farbtönen, bildenreiche Erdgewebe, die im Verein mit Sammet ganz reizende Toiletten ergeben. Zu den modernsten Besätzen zählen Borten, die wie Gold- eventuell wie Silberstickerei aussehen, sie sind vorzüglich geeignet den glatten, zumeist in dunklen Farben gehaltenen Geweben ein munteres Aussehen zu verleihen. Die Besuchstoiletten werden zumeist mit Jaquet oder Talma vom gleichen Stoff gefertigt, halbschleppend, die Taille rückwärts geschlossen, den Aermel halbweit, mit Epaulette und Stulpe garniert. Der Promenadentoilette fehlt die längst beanstandete Schleppe; man sieht den Rock unten mit breitem Sammetstreif abgegrenzt, beilig geschnitten, der blusenartig arrangierten Taille leicht aufgebauscht, oben mit Sammetapplikation oder Stickereien geziert; ein rückwärts anliegender, vorn halbweiter Paletot mit shawlartig übereinander gehenden, langen, der Taille gestalteten Vorderteilen vervollständigt die Toilette. Kostüme aus schwarzem Lindener Sammet in der neuen tiefschwarzen Indochromin-Färbung sind ein eigentlicher Saisonartikel. Die Hüte werden zumeist in der Farbe des Kleides gefertigt, die Köpfe à la poupée auffallend klein, die Krempen leicht geschweift, innen mit Sammetbügeln unterlegt, oben mit allerhand Phantasiefedern oder Jet garniert. Für die Uebergangszeit dürfte der aus Chenille und Goldpaillettentüll bestehende Hut eine Rolle spielen; er ist leicht, kleidsam, wechselvoll und praktisch, jedenfalls empfehlenswerter als die schweren Jet-Hüte, die einige tonangebende Pariser Modistinnen einzuführen suchen. Im Wäsche-Genre gibt sich, nachdem man nach hygienischen Grundsätzen Versuche mit allerhand wollenen, seidenen, reformbaumwollenen Stoffen angestellt, besondere Vorliebe für reinleinene trikotartig gewebte Stoffe kund, aus denen nicht nur Unterkleider, sondern — im Anschluß an die vom Pfarrer Kneipp in Wörishofen aufgestellten Grundsätze der Körperpflege — alle zur Leibwäsche gehörigen Stücke gefertigt werden. J. B.

Verschönerung des Gartens.

Mancher Leserin dürfte es willkommen sein, wenn ich mitteile, wie ich mit leichter Mühe und wenig Kosten mit hübsch aussehendem Steintöpfen Rasen und Grotten ziere. Beim Spaziergehen suche ich mir allmählich Kieselsteinchen, am liebsten weiße, spitz geformte. Wenn ich eine genügende Anzahl habe, kaufe ich mir vom Maurer einen ganz gewöhnlichen Blumentopf ohne Glasur (die größte Nummer kostet 50 bis 60 Pfennig), lege ihn in kaltes Wasser, damit er sich durchzieht, nehme dann ein altes Gefäß und rühre einen Teil Zement und zwei Teile weißen Sand gut feucht an, nehme dann den Topf aus dem Wasser, stülpe ihn auf ein altes, überflüssiges Brett, welches rundum eine Hand breit überstehen muß, nehme einen ausrangierten Blechlöffel, thue Zement an den umgestülpten Topf, drücke immer fest aneinander die Steinchen hinein, die spitze Seite nach außen, gebe den Steinen immer verschiedene Lagen, damit das Ganze möglichst kraus aussieht, nur müssen die Steine durch Zement gut mit einander verbunden werden. Hat man den ganzen Topf bedeckt, lasse man ihn einige Tage so zum Trocknen stehen. Ist dann der Zement ganz hart, so kehre man den Topf um und lege möglichst hübsch noch eine Schicht Steine und Zement um den Rand. Ist das dann getrocknet, so fülle man ihn mit guter Erde und pflanze irgend eine hübsche Blattpflanze hinein. Hat man die nicht, so hole man sich hübsche Farnbüschel aus dem Walde, die sehen auch ganz vorzüglich darin aus. Sind die Töpfe sorgfältig gearbeitet und gut placiert im Rasen oder vor Lauben, so sehen sie wie die besten Tropfsteintöpfe aus. M. M.

Cachierte Applikations-Stickerei.

Diese dauerhafte und zugleich effektvolle Technik eignet sich zur Verzierung solcher Stickerei-Objekte, die entweder flach aufliegen, flach hängen, oder als glatter Ueberzug benützt werden; in keinem Falle aber zur Anwendung von Gegenständen, die einen Faltenwurf bedingen, wie Portièren, Vorhänge und ähnlichem mehr. Zur Herstellung der Applikations-Stickerei ist zunächst der Grundstoff in einen Rahmen zu spannen und die Kehrseite desselben mit einem Futter zu versehen, welches beim Aufbetten [illegible] mit dasselbe nicht so fest wie der Grundstoff gespannt wird. Der auf den Grundstoff zu applizierende Stoff wird cachiert. Man legt zu diesem Behufe den Stoff mit seiner rechten Seite auf ein Brett, spannt ihn mit Reißnägeln glatt aus, bestreicht ein Skizzen-Papier mit einer dünnen Lage von Mehlkleister, legt das bestrichene Papier auf den zu cachierenden Stoff, und glättet erstens mit einem Tuch. [illegible] aus Sammet und Plüsch wird der Schonung wegen z. B. auf ein Brett, sondern in einen Rahmen gespannt. Nach dem Trocknen des Kleisters wird die Zeichnung auf die Papierseite des in Verwendung kommenden Stoffes in bekannter Weise übertragen, die Linien derselben mit einem Bleistift nachgezogen und sodann das Ornament mit einer kleinen, scharfen Schere herausgeschnitten. Ist die Zeichnung derart, daß das zu applizierende Ornament nicht bloß in einer Farbe, sondern in mehreren gehalten werden kann, so läßt sich jeder genügend große Stoffrest verwenden, nur macht die Cachierung von solchen etwas mehr Mühe, da auch bei diesen das Aufspannen [illegible] nicht erspart bleiben kann. [illegible] ausgeschnittenen Formen werden, nachdem man vorerst die Zeichnung auch auf den Grundstoff übertragen hat, an die ihnen bestimmte Stelle mittelst Kleister aufgeklebt. Nach dem Trocknen werden sämtliche Formen an den Rändern mit kleinen Stichen und Faden [illegible] als gleichfarbiger [illegible] Näherde niedergenäht, und dann mit einer Schnur von Seide, Gold, Silber oder Nickel begrenzt. Das Aufnähen der Schnur mit gleichfarbiger, feiner Seide geschieht in der Weise, daß sich die Stiche, wie auf Figur 1 ersichtlich ist, in der Drehung der Schnur verlieren. Größere Formen erhalten außer der notwendigen Begrenzungsschnur noch eine zweite, etwas feinere Schnur als Verzierung. Unser Modell in Applikations-Stickerei, Figur 2, hat als Grundstoff gelbgrauen Tuch, als Auflage dunkel-bordeaux-roten Seidensammet und als Formen-Begrenzung eine hell-bordeauxrote Seidenschnur. Bevor man die Stickerei aus dem Rahmen spannt, bestreicht man die Kehrseite der Stickerei noch mit etwas Kleister oder Tragant. L. Sch.

Lebensverkürzung.

In unserer rastlebigen Zeit dürfte es zweifellos die allerwichtigste Aufgabe der Menschen sein, ihr Leben so weit zu verlängern als nur eben möglich ist. Betrachten wir angesichts dieser Wahrheit die Alltäglichkeit rings um uns her, so finden wir zu unserer Ueberraschung gerade im Gegenteil; dazu allenthalben die Thatsache, daß die Menschen förmlich gewaltsam und nicht mehr bloß mutwillig auf die Verkürzung des Lebens ausgehen. Sollte ich eine erschöpfende Uebersicht derartiger Vorkommnisse geben, so würde ich viele, viele Spalten damit füllen müssen. Darum will ich mich darauf beschränken, nur einige der übelsten derartigen Gewohnheiten oder Mißbräuche hervorzuheben. Zunächst ist es ja allgemein üblich, daß heiße Speisen und Getränke in förmlich glühendem Zustande hinabgeschlungen werden, obwohl doch eigentlich jedermann weiß, daß dies nicht allein für die Zähne und den Magen höchst gefährlich sein kann, zur Zerstörung der ersteren binnen kürzester Frist bedeutsam beiträgt und dem letzteren bedenkliche Erkrankung bringt, sondern daß es auch in gewissen krankhaften Zuständen sogar geradezu lebensgefährlich ist. Wiederum sehen wir, daß immerfort rings um uns her kaltes, eigens auf Eis gelegtes Bier zu jeder Zeit getrunken wird, obwohl man sich doch sagen muß, daß dasselbe nicht minder unheilvoll wirkt und ein chronischer Magenkatarrh noch die geringste Folge ist. Zahllose Leute wissen es ferner nicht zu ermessen, daß sie in Wirklichkeit gar nicht ein sachgemäß lebensvolles Dasein fristen, beziehungsweise naturgemäß und grundsatzgemäß leben. Wer nicht naturgemäß atmet, das heißt, die Lunge ganz und voll lebensthätig erhält, kann doch eigentlich auf ein wirkliches, der Gesundheit entsprechendes Leben gar keinen Anspruch machen. In diesem Verhältnis stehen aber außerordentlich viele, ja leider geradezu die bei weitem meisten aller Menschen um uns her. Die Mahnung dürfte daher nicht überflüssig sein, an alle Eltern, daß sie in gewissenhafter Weise ihre Kinder daran gewöhnen, immer voll zu atmen, die Lunge bei geschlossenem Munde tiefatmend mit Luft zu füllen und diese alsdann ebenso, aber am besten mit ein wenig geöffnetem Munde wieder auszustoßen.

Dr. X.

Ein neuer Apparat für Küchenzwecke.

In jeder Haushaltung spielt das Kochsalz, „die Würze der Speisen", eine Hauptrolle. Von alters her benützt es die Hausfrau zum Konservieren von Fleisch, Fischen und Vegetabilien. Es dringt in sie ein und macht sie wasserärmer. Leider gehen aber auch in die sich dadurch bildende Pökelflüssigkeit nicht unwesentliche Mengen von Nahrungsstoffen über, welche — da erstere meistens fortgegossen wird — dem Konsum entzogen werden. Dann aber müssen auch die so entstandenen Konserven vor ihrer Verwendung von dem überflüssigen Salze befreit, wie die Hausfrau sagt, „gewässert" werden, wodurch wieder so viele Nahrungsstoffe verloren gehen, daß beispielsweise „Gedörrtes", „entsalztes" Pökelfleisch dem frisch gekochten Fleisch an Wert nachsteht. Um nun versalzene Speisen wieder genießbar zu machen und den Nachteil, welchen das „Wässern" verursacht, zu vermeiden, hat Dr. G. F. Meyer in Braunschweig unter Benützung des wissenschaftlich bekannten Vorganges der Dialyse und Osmose — einen Apparat konstruiert, welcher durch seine Einfachheit und die einem jeden leicht verständliche Anwendung sich bald Eingang in den Küchen verschaffen wird. Zwei ineinander geschaltete, oben und unten offene, vielfach durchlochte Röhrchen, von denen der innere auf den Kreuzstäben des äußeren ruht und mit Pergament- (Osmose-) Papier umhüllt ist, bilden gleichsam ein Gefäß aus Pergamentpapier, welches auf vier Füßen steht und vor seinem Gebrauche auf seine Dichtigkeit zu prüfen ist. Alle mit Salz konservierten Nahrungsmittel sind gut gereinigt in diesen Apparat zu thun und mit Sole oder Wasser zu übergießen. Alsdann wird derselbe in Wasser gestellt. Nur das Kochsalz (eventuell der Salpeter) geht durch das Pergamentpapier in das den Apparat umgebende Wasser über, während die tierische oder pflanzliche Eiweiß- und Leimsubstanz, also die eigentliche Nährkraft, den Speisen erhalten bleibt; zumal auch dieselben in der Flüssigkeit, in welcher sie sich während des Prozesses befunden — falls sie überhaupt zu kochen sind — gar gekocht werden. Sie werden auf diese Weise gehaltvoller und schmackhafter als bei anderer Behandlung, und bei Pökelfleisch wird eine wohlschmeckende Fleischbrühe erzielt. Das Verfahren geht aus physikalischen Gründen rascher als das bisherige „Wässern". Nach dem Gebrauche ist der Apparat mit Wasser auszuspülen und kann alsdann von neuem verwandt werden. Die Firma F. A. Desmert & Co. zu Quedlinburg stellt vier verschiedene Größen des Apparates her, welcher im Handel billig zu haben ist.

Drei- bis fünfteilige ausziehbare Patent-Doppelleitern.

Die Fabrik für mechanische ausziehbare Patentleitern Eugen Blasberg u. Co. in Berlin und Düsseldorf hat eine neue ausziehbare Doppelleiter hergestellt, die zum reinigen sehr hoher Bäume besonders empfehlenswert ist. Die höchste fünfteilige Leiter läßt sich bis zu 25 Meter Höhe ausziehen. Die einzelnen Leiterteile sind durch kräftige eiserne Klammern, welche längs der Holmen gleiten, verbunden. Das bequeme Aufziehen wird durch ein Getriebe mit Zahnradübersetzung bewirkt; damit die Leiter beim Hochwinden auf jeder Sprosse selbständig stehen bleibt, sind an den ausziehbaren Leiterteilen selbstthätige Fallhaken angebracht, welche auf jeder Sprossenhöhe eingreifen und das Herabfallen verhindern. Um einer so hohen Leiter Stabilität und Sicherheit zu geben, werden die beiden Leiterhälften durch kräftige Streben miteinander verbunden, so daß die Leiter bei der Arbeit stets ruhig und fest steht. Vermittelst vier kräftiger, mit Gummi überzogenen Räder läßt sich die Leiter mit Leichtigkeit von einer Stelle zur anderen schieben.

Ein Universal-Reisekissen.

Verschiedene Zwecke in sinniger Weise mit einander zu verbinden, ist eine schöne Eigenschaft eines Handgerätes, namentlich aber eines solchen, das bestimmt ist, uns auf Reisen zu begleiten. Nichts wird ja da lästiger als zu viel Gepäck, und doch sind uns allerhand Kleinigkeiten unterwegs unentbehrlich. Viele von diesen Dingen nun — namentlich Wäschestücke, die sich gut glatt legen, und ähnliches — lassen sich bequem in den von A. Ahrens in Hamburg (Abdingsmarkt 79 I) und Ostersen angefertigten, patentierten „Universalkissen" unterbringen, die zugleich als Reisetäschchen eingerichtet sind und von Damen wohl auch außerhalb der Reise als Arbeitstäschchen Verwendung finden mögen. Gefällig gefaßt, plastisch gearbeitet, praktisch eingeteilt und überaus leicht, wird diese hübsche Neuheit vor allem ihre Freundinnen finden, aber auch ihre Freunde, für die eine zierliche, in der Kissentasche zu verwahrende Reisemütze besonders vorgesehen ist. R.

Fächer aus Putenfedern.

Außer dem kulinarischen Genuß, den uns eine frische Pute durch ihren Braten gewährt, liefert sie uns auch in ihren Federn ein Material, das in seiner Art nicht zu verachten ist. Wer Gelegenheit hat, der sucht von den Federn weißer oder hellgrauer Puten die flaumigen, zartgefiederten Brust- und Bauchfedern aus, denn diese sind die für unsere Zwecke zunächst erforderlichen. Sind sie nicht ganz sauber, so werden sie mit gewöhnlicher Seife lauwarm gewaschen, an warmer Stelle getrocknet und aufgelockert, so daß sie recht daunig erscheinen. Danach nehme ich ein Palmblatt oder einen rohen Palmblattfächer, wie man ihn in Blumen- und Sämereihandlungen zu kaufen bekommt, schneide ihn nach meinem Geschmack rund, oval oder spitz, drahte diese Grundform ringsum und bekleide sie auf einer Seite mit Mull oder Gaze. Der stoffbezogenen Seite des Fächers nähe ich die Federn in ziemlich dichter Lage und Folge auf, beginne dabei am Außenrande, und zwar so, daß die Spitzen der Federn dem Rande 2–3 Centimeter breit überstehen und die Kiele nach der Mitte zu gerichtet sind. Man hat beim Aufnähen durch die letzteren zu stechen, damit die Federn sich nicht ausziehen lassen. Ist man bis zur Mitte gelangt, so deckt man diese durch kleine krause Federn oder durch eine Bandrosette. Man kann bei der Anordnung der Federn auch Muster oder eine Schattierung erzielen, je nachdem man die Federn wählt. Die Rückseite des Fächers wird mit farbigem Mull oder leichter Seide bespannt, der Stiel mit entsprechend farbigem Seidenband umwickelt und mit hübscher Schleife verziert. Die Federn können, wenn sie unsauber geworden sind, immer wieder gewaschen und von neuem benützt werden.

Br.

Mechanischer Markenaufkleber.

Nichts ist ermüdender, anstrengender und gesundheitswidriger als Brief- oder andere

Marken in größerer Zahl ohne mechanische Hilfsmittel aufkleben zu sollen. Es sind deshalb wenigstens für den einen Teil der dabei in Betracht kommenden Thätigkeit, das Anfeuchten der Marken, geeignete Vorrichtungen längst im Gebrauch. Ganz neu und dabei höchst sinnreich und zweckdienlich aber ist ein von E. Grosse in Bremen erfundener kleiner, handlicher Apparat, der von C. W. Bals & Co. in Oese, Kreis Iserlohn in Westfalen angefertigt und in den Handel gebracht wird und der mit Hilfe einfachster Handgriffe nicht nur das Anfeuchten sondern auch das Befestigen der Brief-, Invaliditäts-, Altersversicherungs- und so weiter Marken vollzieht. Ein an der Spitze angebrachtes Schwämmchen empfängt durch den mit Wasser zu füllenden kleinen Behälter, in dem es ruht, fortgesetzt die nötige Feuchtigkeit, um die Marken zu netzen, während die daneben befindliche gut gepolsterte Rolle nur ein einzigesmal über die Marke geführt zu werden braucht, um sie an den Platz, für den sie bestimmt ist, festzudrücken. Es ist damit allen, die mit Markenaufkleben öfter zu thun haben, eine wahre Wohlthat erwiesen. Sie können ihre Aufgabe unendlich viel leichter, rascher und sicherer verrichten, als es ohne dieses Hilfsmittel möglich war.

Digitized by Google

Gestorben.

Cornell, Bierzo, Pater, General des Benediktinerordens, 80 Jahre alt, Anfang Februar, in San Giuliano bei Rom.

Feris, Karl, Dr., deutsches Mitglied im Verwaltungsrate der türkischen Staatsschuld, 44 Jahre alt, am 1. Febr., in Konstantinopel.

Hofmann, E., Dr., Prof., Kustos am k. Naturalienkabinet in Stuttgart, Autorität im Fache der Insektenkunde, am 1. Februar, in Stuttgart.

Kameke, v., Alexander, k. preußischer Generallieutenant z. D., 66 Jahre alt, am 3. Februar, in Kolberg.

Kopp, Julius, k. bayr. Oberlandesgerichtsrat a. D., Mitglied der bayr. Abgeordnetenkammer, 65 Jahre alt, am 7. Febr., in München.

Launay, de, E., Graf, langjähriger italienischer Botschafter am kaiserl. deutschen Hofe, 73 Jahre alt, am 7. Februar, in Berlin.

List, Felix, Mitinhaber der bedeutenden Antiquariatsbuchhandlung List und Francke, 68 Jahre alt, am 8. Februar, in Leipzig.

Lumnitzer, Prof. der Medizin an der Universität Budapest, bekannter Chirurg, Mitglied des Oberhauses, am 31. Januar, in Budapest.

Mommsen, Friedrich, früher Präsident des Konsistoriums und Kurator der Universität Kiel, Mitglied des preuß. Staatsrates, namhafter Jurist, 74 Jahre alt, am 1. Febr., auf der Reise nach Rom.

Niederding, Karl, k. preuß. Geh. Regierungsrat, früher Gymnasialdirektor, ausgezeichneter Pädagog, Ende Januar, in Gleiwitz.

Orelli, v., Aloys, Dr., Prof. an der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich, 65 Jahre alt, am 21. Jan., in Zürich.

Palma, Paul Aloys, kath. Erzbischof von Bukarest, 61 Jahre alt, am 2. Februar, in Währing bei Wien.

Rex, v., Adolf, k. preuß. Generallieutenant z. D., 75 Jahre alt, am 17. Februar, in Wiesbaden.

Schack v. Wittenau, Arthur, Graf, kaiserl. deutscher Konteradmiral a. D., 53 Jahre alt, am 4. Februar, in Berlin.

Schmitz, Isidore Pierre, französischer General, 71 Jahre alt, am 2. Februar, in Paris.

Schubert, August, k. preuß. Kammermusiker a. D., vorzüglicher Klarinettist, 81 Jahre alt, am 2. Februar, in Potsdam.

Seidl, Franz Xaver, Dr., Gymnasialprofessor, begabter lyrischer und dramatischer Dichter, 46 Jahre alt, am 1. Febr., in Regensburg.

Sverdrup, Johann, ehemaliger norwegischer Ministerpräsident, 76 Jahre alt, am 17. Februar, in Christiania.

Thurn und Taxis, v., Egon Maximilian Lamoral, Prinz, k. u. k. Oberstlieutenant d. R., Mitglied des ungar. Magnatenhauses, 58 Jahre alt, am 8. Februar, in Wien.

Uffrecht, Jakob, Gründer der Siderolith- und Steingutfabrik J. Uffrecht & Comp., in Neuhaldensleben, bedeutender Industrieller, 74 Jahre alt, am 19. Januar, in Neuhaldensleben.

Vincke, Karl Friedrich Gisbert, Freiherr, k. preuß. Regierungsrat a. D., bekannter Dichter und Shakespeare-Uebersetzer, 79 Jahre alt, am 6. Februar, in Freiburg im Breisgau.

Zappert, Bruno, bekannter Wiener Volksschriftsteller, 47 Jahre alt, am 31. Januar, in Wien.

Schach.

(Redigiert von Jean Dufresne.)

Aufgabe 18. Von **M. Kennard.**

Erster Preis im Preisproblemturnier von „Chess Journal“.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe 15 S. 406:

Weiß.
1) D. D 2 — D 1.
Schwarz.
1) S. D 5 zieht.
Weiß.
2) S. D 3 — C 5 Matt.
A) Weiß.
1) . . . . . .
Schwarz.
1) K. D 7 — E 6.
Weiß.
2) F 7 — F 8 (wird Springer) Matt.
(Andere Spielarten leicht.)

Briefmappe.

M. M. C. in Rußland. Nicht verwendbar.

Signor P. in Chicago. 1) und 2). Bei den hohen Eingangszöllen, die Amerika zur Zeit für diese Dinge erhebt, würden deutsche Bezugsquellen für Sie wertlos sein. 3) Eine Kunstblumen-Zeitung erschien in G. Weigels Verlag, Leipzig; sie wird zwar nicht mehr fortgesetzt, aber Sie werden die erschienenen Nummern immer noch durch den Buchhandel beziehen und Belehrung daraus schöpfen können. 4) M. Elsner-Schmidt, „Künstliche Blumen aus [illegible] Material.“ Verlag von Hoffmann u. Ohnstein in Leipzig, durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Billan. Eine bewußte Beziehung besteht zwischen diesen beiden verschiedenen Enden Europas ganz unabhängig von einander entstandenen [illegible] aber nicht. Aus verwandten Seelenstimmungen hervorgegangen, [illegible] verwandte Saiten angeschlagen. Uebrigens gedenken wir demnächst [illegible] That ansprechende Gedicht Gabriel d'Annunzios in unserer Zeitschrift [illegible] „[illegible] Fremden Zungen“ zum Abdruck zu bringen und zwar in einer [illegible] der die Ihrige teilweise zu Grunde gelegt ist. Sie haben doch [illegible]

Angehender Photograph in M. Um Ihr Ziel möglichst sicher zu erreichen, thun Sie vielleicht am besten, sich an die [illegible] anstalt für Photographie, Lichtdruck und graphische Fächer von W. [illegible] in Schloß Grünenbach, bayrisch Allgäu (Linie Ulm-Lindau), zu wenden, deren erfolgreiche Thätigkeit zahlreiche Beglaubigungen vorliegen. [illegible] alle Einzelheiten der dortigen Lehrkurse zu unterrichten, beziehen Sie [illegible] schriften von dort den zu M. 1.20 käuflichen Prospekt, dessen [illegible] Ausstattung Ihnen zugleich Proben der zahlreichen daselbst [illegible] Fächer und Verfahrungsweisen vor Augen führt.

A. B. in Straßburg i. E. 1) Die Bedeutung des Wortes „Motiv“ im gewöhnlichen Leben, wo es — entsprechend seiner Ableitung vom lateinischen motio oder motus = Bewegung — so viel als Beweggrund, Ursache oder dergleichen besagen will, ist Ihnen ohne Zweifel geläufig. Demgemäß versteht man in der Malerei unter Motiv dasjenige, was den Künstler die Anregung zu einem Gemälde gegeben hat. Motiv bedeutet daher soviel, daß der Maler sich aus der betreffenden [illegible] wesentliches Anknüpfungsmoment für sein Bild geholt hat, ohne [illegible] alle Einzelheiten des Vorgefundenen gebunden zu erachten, wie [illegible] Porträtlandschaft, einer „Ansicht“ jener Punkte der Fall sein müßte. In der Musik dagegen bedeutet Motiv das charakteristische Glied eines [illegible] Gedankens, das auch hier wieder den Ausgangspunkt reicher melodischer, harmonischer und rhythmischer Entfaltungen zu bilden pflegt. — 2) Die [illegible] sind noch heute Eigentum des Bruckmannschen Verlags in München, [illegible] sie in verschiedenen Reproduktionen vervielfältigt wurden. 3) [illegible] in Sigmaringen.

Stud. Veteris in Wien. 1) Wenden Sie sich an den [illegible] Dr. R. Krüger in Heddernheim bei Frankfurt am Main. — 2) [illegible] unlängst in „Unter uns“ gegeben.

G. L. R. in Berlin. Das einzige, was wir ermitteln konnten, ist eine photographische Reproduktion, die Sie durch Hugo Grosser's Kunsthandlung in Leipzig beziehen können.

A. Sch. in Sierck. Ob das in Ihrem Besitz befindliche [illegible] Indich eine Wiederholung von Alberts eigener Hand oder eine gleichzeitige oder auch eine spätere Kopie ist, vermag nur ein bewährter Sachverständiger auf Grund eingehenden Augenscheins zu entscheiden. — Für die freundliche Mitteilung besten Dank.

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork — Baltimore
Brasilien — La Plata
Ostasien — Australien

Prospekte versendet

Bremen. — Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Vor wenigen

Tagen erschien mein neuer Frühjahrs- und Sommer-Katalog für

Damen - Mäntel.

Derselbe ist einzig dastehend und reich an [illegible] Neuheiten [illegible] Maßnahme, gratis u. franko versandt. Regenmäntel 7—40, Staubmäntel 10—42, Jaquetts 6—34, Capes 11—42, Umhänge 11—75 M. [illegible] Versand. Besucher wollen bereits schon auf [illegible] Eingang [illegible] Tauentzien 27.

Otto Altenberg. (Etablirt 1868.)
Berlin SW., Markgrafenstraße 27.

Stottern heilt **C. Denhardt's** Anstalt **Dresden-Blasewitz.** Prospekte gratis.

Die Modenwelt.

Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten.

Jährlich 24 Nummern mit 250 Schnittmustern.

Preis vierteljährlich Mk. 1.25 = 75 Kr.

Enthält jährlich über **2000** Abbildungen von **Toilette.** — **Wäsche.** — **Handarbeiten,** 14 Beilagen mit 250 Schnittmustern und 250 Vorzeichnungen. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten (Zeitgs.-Katalog Nr. 3845). Probenummern gratis u. franco bei der Expedition **Berlin** W. 35. — **Wien** I, Operngasse 3.

Champagner-Kellerei
Gegründet 1826
Grempler & Co.
Grünberg in Schlesien
Erste Marken — Landkarte, Medaille, Gold
Zu beziehen durch alle Wein-Grosshandlungen

Enthaarung.
Mundelius'sches Depilatorium für Damen, bewährt zur schnellen schmerzlosen Entfernung [illegible] Fl. 3 M. Apoth. **Mundelius, Berlin,** Lienestr. 31.

WAS SOLL ICH DEKLAMIEREN?

Unter diesem Titel hat die preisgekrönte Bühnenkünstlerin **Elise Henle** eine der besten Deklamationsbücher [illegible] herausgegeben, zu dem die **ersten deutschen Bühnengrößen**, im ganzen mehr als 200 **Künstler und Künstlerinnen,** ihre **effektvollsten Vorträge** in Poesie und Prosa beigetragen haben. Bei jeder Piece ist der **Name** des empfehlenden **Künstlers genannt.** Das **neueste deutsche Deklamationswerk,** unentbehrlich für jedes Haus, wo edle [illegible] gepflegt. [illegible] Band, Neue Folge, Dritter Band [illegible] Preis je einzeln brosch. à M 3.20, zu Geschenken eleg. geb., mit Goldschnitt à M 4.00 [illegible] Durch alle Buchhandlungen, sowie direkt franko von der

Schwabacher'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.

Seide. **Weiße Seidenstoffe** für Brautkleider, von 85 Pf. an bis Mk. 12.— per Meter, sowie schwarz und farbige Genres in enormer Auswahl zu wirklichen Fabrikpreisen porto- und zollfrei direkt an Private. Muster umgehend.
Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie in Zürich (Schweiz).

Vormals Preuskersche Vorbereitungsanstalt
für Fähnriche, Einjährigfreiwillige und Primaner.
Dresden-Neustadt, Katharinenstraße 5.
[illegible] Lehrkräfte, [illegible] Leitung des Herrn Hauptm. a. D. **Preusker;** gründlicher u. individueller Unterricht. Aufnahme jederzeit, der Prospekt [illegible]
Direktor Primke.

Jod-Soolbad BAD HALL, Ober-Oesterreich.
Stärkste Jod-Soole des Continentes gegen [illegible] und [illegible] und speziellen Uebel, bei welchen Jod ein wichtiger Heilfaktor ist. Vorzügliche Kureinrichtungen (Bäder- und Trinkkur, Einpackungen, Inhalationen, Massage, Kefyr). Sehr günstige klimatische Verhältnisse. [illegible]
Reiseroute über Linz a. D. oder Steyr.
Saison vom 15. Mai bis 30. September.
Ausführliche Prospekte in mehreren Sprachen durch die **Kurverwaltung in Bad Hall.**

Königl. Sächsische Bergakademie zu Freiberg.

An der Königl. Bergakademie beginnen die Vorlesungen des nächsten Studienjahres am 4. Oktober 1892.

Diejenigen, welche **vorher** an dem von Ostern bis Anfang August stattfindenden **praktisch-bergmännischen Vorbereitungskursus** teilnehmen wollen, haben ihre bezüglichen Gesuche bis **spätestens zum 16. April** bei der Direktion einzureichen.

Das bergakademische Statut mit den dazu gehörigen Spezialregulativen, welche Druckschriften das Nähere über die Organisation der Akademie und über die Anforderungen bei der Aufnahme enthalten, kann gratis bei der Direktion, **Freiberg i/S., Bergakademie-Gebäude,** bezogen werden.

Freiberg, den 25. Januar 1892.

Die Direktion der Königlichen Bergakademie.
Dr. Theodor Richter.

Soeben erscheint:

9000 Abbildungen. — 16 Bände geb. à 10 M. oder 256 Hefte à 50 Pf. — **16000 Seiten Text.**

Brockhaus' Konversations-Lexikon.
14. Auflage.

600 Tafeln. — **300 Karten.**
120 Chromotafeln und 480 Tafeln in Schwarzdruck.

Digitized by Google

Dr. O. in Prag-Smichow. Zertheilte Stimmenzählung. Leider müssen wir wegen großer Vorrats an Lyrik auf Annahme verzichten.

Ferdinand H. in Ebersdorf. Nein, bis jetzt nicht.

L. F. in Charlottenburg. Sie erhielten und ganz neue Ehren zwar nicht der Tante oder doch der Reinheit, wenn Sie in Ihrem anmutigen Poem über „Tanzstundenliebe" in poetischer Weise fragen:

„Und paarweis' tanzt man Polonaise,
Wobei einher man geht im Kreise."

Tod — darin haben Sie ganz recht — gehört entschieden auf die „andere Seite", wenn nur das übrige nicht zum Teil so traurig wäre.

El. B. in Budapest. Frische Lüfte und ruhige Nahrung vermögen viel dagegen. Ein Mut anzuwenden aber, gleiche es auch nur durch starken Kaffee oder Thee, ist eine gewagte Sache und muß sorgfältig vorher erprobt werden, damit nicht das Gehirn zu viel geschwächt. Besser ist es, zunächst vor kleinem, engerem, kritischem Kreise Sicherheit zu gewinnen suchen; dann ist der Uebergang zur Sicherheit vor einem großen, strengen Hörerkreise nicht mehr [illegible].

Richtige Lösungen sandten ein: „Goethe" und „Paula" in Colmar i. Elsaß. Joh. P. Steppel in Hamburg. A. Kulich in Weiden in Vorland. P. W. in O. bei Rom. Frau Palm (2). „Fekeseyi" in München (1). Margarethe Fehr in Berlin (2). Hedwig, Toni und Alex in Sachsen-Hilters-hausen (2). Ida Fischer in Sulz (1). Henriette Gimpel in Leipzig. Lela Erniks, I und I. Unterwachtmeister, auf Schloß Tenitz. Fest Besitzer des Stillen im Böhmen. P. Oberteller in Seine (1). Alexis Kellermann in Hannover. Adele Oeffinger in Crefeld. J. Prechtl in Dürkheim. Alex F. in Hamburg (1). Baronin Th. v. D. in Marburg in Steiermark (1). „Walther" in Kairo (1).

Gesundheitspflege.

Julius R., Antwerpen. Bei einem so lang dauernden Schnupfen, namentlich wenn derselbe mit Kopfschmerzen verbunden ist, ist vor allem eine genaue Untersuchung der Nase erforderlich, um die etwaigen Ursachen desselben zu entdecken. Es liegen hier nämlich oft Polypen, Vergrößerung der Nasen-muscheln, Verbiegung der Scheidewand, Katarrh der Nebenhöhlen und so weiter zu Grunde, ohne deren Beseitigung eine Heilung des Stockschnupfens nicht möglich ist.

Eine besorgte Mutter, Clifton. Auch den Kopfschmerzen Ihres Töchterchens liegt möglicherweise ein Nasenleiden zu Grunde. Bei hartnäckigen Kopfschmerzen der Kindern, für welche sonst keine Ursachen aufzufinden sind, sollte eine Untersuchung der Nase nicht versäumt werden. Machen Sie daher Ihren Arzt darauf aufmerksam.

A. T. Berlin. Auf anderweitig eingezogene Erkundigung hin erbot sich Dr. Hartwich in Landeck in Schlesien den betreffenden geschätzten Herrn in seine Pension auf die Kurzeitdauer aufzunehmen. Pensionspreise sind nicht hoch, so viel wir wissen 150—200 Mark monatlich.

H. D. in Hamburg. Um einer Ischias vorzubeugen, muß, soweit dies natürlich möglich ist, den Ursachen derselben vorgebeugt werden. So wird Ischias zum Beispiel recht selten durch einen Druck hervorgerufen, welcher im Becken auf das Gefäß des Oberschenkels einwirkt, und einen solchen bedingen sehr oft eingeklemmte harte Kotmassen im Mastdarm, daher Beseitigung der stehenbleibende Verstopfung dieser durch Regelung des Stuhlgangs. Zu weiteren Ursachen werden noch übermäßige Anstrengung, Unterdrückung habitueller Schweiße und Erkältungen gerechnet. Letztere gewiß mit vollem Recht; denn die meisten Fälle von Ischias sind wohl Folge von Erkältungen, welchen die den Nerven bedeckende Haut, besonders auf kalten Steinen, ausgesetzt ist. Ein zu Ischias Geneigter wird also gut thun, letztere möglichst zu meiden. Bei ausgebrochener Krankheit soll sobald als möglich ärztliche Behandlung eingeleitet werden.

A. E. E., Baden. Als Kurort würden wir in diesem Falle Ems oder Kissingen empfehlen und dann gegebenenfalls als Nachkur einen Aufenthalt in der Schweiz, in Tirol oder in den bayrischen Voralpen.

Dankbare Abonnentin in Karlsruhe. Sie sollten ja einmal einen Arzt zu Rate ziehen. Sollte eine Operation überhaupt nötig sein, so ist dieselbe auf jeden Fall nur sehr unbedeutend. Dr. Sch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die schöne Pauline, eine Erzählung aus Bozen von Katen von Perfall. — Der französische Nationalcharakter, von Eugen von Jagow. — Generalfeldmarschall Graf Moltkes Briefe an seine Braut und Frau, Fortsetzung. — Das Münchener Kriegerdenkmal, von M. H. — Auf dem Weihnachtsmarkte. — Wildschweinjagd, von O. M. Berg. — Begräbnis in Ober-Italien von L. R. — Zu rechter Zeit. Roman von Sophie Junghans. Fortsetzung. — Notizblätter. Literatur. — Für müßige Stunden: Silbenrätsel. Dreisilbige Charade; Rätsel. Telegraph; Auflösung des Logogriphs Seite 443; Auflösung des Bilderrätsels Seite 443. — Die russische Post in der Mitte Asiens. — Volkskonzert vor dem Wiener Rathaus. — Bischof Hubert Simar von Paderborn, von — l. — Unser Los: Das photographische Doppelspiegelbild. Mode; Verschönerung des Gartens; Conditor-Appetitation-Stuben; Lebensverlängerung; Ein neuer Apparat für Kinderzwecke; Trotz des künstlichen aufziehbaren Patent-Federhalters; Ein Universal-Briefschreiber; Fächer aus Pfauenfedern; Merkantiler Merkmaschinen. — Gestorben. — Schach. — Briefmappe. — Gesundheitspflege.

Illustrationen: Marie Moltke, geb. Burt, die Gattin des Generalfeldmarschalls. — Das Kriegerdenkmal für die Münchener Feldherrnhalle von Ferdinand von Miller. — Die Bürgergarde, nach dem Gemälde von Hermann ten Kate. — Wildschweinjagd, nach dem Gemälde von A. Kehn. — Begräbnis in Ober-Italien, nach dem Gemälde von Paul v. Spangenberg. — Russische Post in der Mongolei, nach einer Zeichnung von R. C. Woodville. — Ein Volkskonzert vor dem Wiener Rathaus. Originalzeichnung von Th. Breitwieser. — Dr. Hubert Simar, Bischof von Paderborn. — Unser Los, mit vier Abbildungen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Herausgeber: Prof. Joseph Kürschner in Stuttgart.
Verantwortlicher Redakteur: Otto Baisch in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
München: Wolfgang Brachvogel (Brunnerstraße 54 III);
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer" (Renngasse 8);
Budapest: Moritz Hecht (V. Franz Josefsgasse 6).

Gleichzeitig mit dieser Nummer wurde ausgegeben Nummer 23 des zwanzigsten Jahrgangs der

„Deutschen Romanbibliothek"

zu „Ueber Land und Meer".

Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich, in 14tägigen Heften nur 35 Pfennig pro Heft.

In dieser Nummer hat begonnen der hochinteressante Roman:

„An den Ufern des Ganges"

von

Oskar Meding (Gregor Samarow).

Der berühmte Autor behandelt hier mit einem Zug ins Große und doch zugleich mit eingehender Detailmalerei einen ebenso interessanten als in seinen feineren charakteristischen Einzelheiten wenig bekannten historischen Stoff: die Geschichte des ersten Generalgouverneurs von Britisch-Ostindien, des genialen, so glänzend aufstrebenden und so vielfach angefeindeten Warren Hastings. Geschickt eingeflochtene Episoden erhöhen den Reiz dieses ungemein fesselnden historischen Romans.

Wir laden alle Abonnenten von „Ueber Land und Meer" zum Abonnement auf unsere „**Deutsche Romanbibliothek**" als **überaus billiges** und **äußerst gediegenes** Ergänzungs-Journal freundlichst ein. Die Bestellung wolle bei der gleichen Buchhandlung, Journal-Expedition oder sonstigen Bezugsquelle gemacht werden, von welcher „Ueber Land und Meer" geliefert wird. Die Postämter nehmen nur Abonnements auf die wöchentliche Nummernausgabe entgegen.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Carl Holl in Cannstatt

Goldwarenfabrik und Versandgeschäft.

Versand g. Nachn. od. vorher. Einsendung (auch Briefmarken). Von 20 ℳ an Franko-Zusendung. Umtausch gestattet. Alles Geld retour in Nachnahme. **Ill. Katalog gratis und franko.**

Dir. import. chines. Thee in Original-Blechbüchse per Pfd. Mk. 4.65.

Monogrammbrochen und Manschettenknöpfe aus 800 fein Silber ausgeprägt, ein Buchstabe blau emailliert, der andere matt vergoldet.

Hochelegant und ungemein effektvoll.

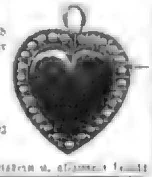
Jedes Monogramm aus 2 beliebigen Buchstaben wird geliefert.

Nr. 1651.
Monogramm-Brochen per Stück ℳ 7.50.

Monogramm-Manschettenknöpfe mit Mechanik per Paar ℳ 15.—.

Nr. 1634.
Echtes Obsidian-Herz

mit echten Perlen, als Anhänger und als Broche zu tragen, Fassung Silber vergoldet, ℳ 15.00.



Nr. 1652.
Kleeblatt-Broche

aus echtem Obsidian mit Perlen, Fassung Silber vergoldet, ℳ 12.—.

Obsidian, ein dunkelgrüner, durchscheinender, glasiger Stein, ist mit Perlen [illegible]

Königliche Bergakademie zu Clausthal.

Lehrjahr 1891/2.

Der praktische Vorbereitungskursus beginnt am 4. April, die Vorlesungen des Sommersemesters am 21. April 1892.

Programme u. sind durch das Sekretariat unentgeltlich zu beziehen.

Clausthal im Harz, den 8. Februar 1892.

Der Direktor der Königlichen Bergakademie.
O. Köhler, Bergrat.

Der beste Thee

(B Marke O. à Pfund Mark 4.—,

1 Pfd. ergibt mindestens 400 Tassen f. u. kräftigen Thee — 1 Tasse höchstens 1 Pfennig.

Niederlagen in den meisten Städten, wo nicht, sendet direkt geg. Nachnahme.

Zur Probe senden ½ Pfd. netto, franko, geg. Einsendung v. M. 1.10.

R. Seelig & Hille, Importeure. Dresden-A.

Die mildeste aller Toiletteseifen ist

LOHSE's Lilienmilch-Seife

von lieblichem Wohlgeruch; erzeugt nach kurzem Gebrauche **rosigweisse, sammetweiche Haut** und erhält dieselbe **bis ins Alter zart und geschmeidig.** Nur echt mit dem in roter Schrift auf dem Etikett befindlichen Namenszug des Erfinders „Lohse".

GUSTAV LOHSE 45 Jägerstrasse 46, BERLIN.

In allen guten Parfümerien, Drogerien etc. des In- und Auslandes käuflich.

Zacherlbräu-Flaschenbier-Export, A. Holla, München,

versendet gegen Nachnahme das in der Brauerei auf Flaschen gefüllte allein echte

Salvator-Bier.

Preis per Kiste, incl. Verpackung, ab München:

à 12 Flaschen	24 Flaschen	36 Flaschen	48 Flaschen
ℳ 9.—	ℳ 12.—	ℳ 21.50	ℳ 32.—

Wiederverkäufer erhalten Rabatt.

Das echte in der Zacherlschen Brauerei eingefüllte Salvator-Bier hält sich längere Zeit auf Flaschen, ist ein vorzügliches Tafel-Bier und insbesondere auch Rekonvaleszenten bestens zu empfehlen. Vor Imitationen wird gewarnt.

Der Versand findet alljährlich im Laufe des März statt.

CRÈME SIMON

Rue de Provence, 36, PARIS
u. Parfümerien, Apotheken und Friseure.

Von wunderbarer Wirkung um der Gesichtshaut und Händen **GESCHMEIDIGKEIT** und blendende **WEISSE** zu verleihen.

Unübertroffen gegen **AUFSPRINGEN, FLECKEN, ROETHE, JUCKEN der HAUT.**

Billige Gardinen

in crème und weiß

(Illustrierte Preisliste gratis)

[illegible] — Gesellschafts-Linder versendet um 2.50 ℳ das Fenster. Von 20 ℳ an portofrei.

Das Gardinen-Versandhaus

Adolf Sachs, Breslau,

Hoflieferant, Ohlauerstraße 88.

Kunstverlag

von **Brunet & Cie., Amsterdam.** [illegible] Katalog [illegible]

Für die schwerleidende Witwe

[illegible] seit 30 Jahren in seinem Amte [illegible] Hermann Krüger, Berlin, [illegible] 10.

Billigste Bezugsquelle für

Teppiche!

Schlafdecken Teppiche. Prachtexemplare, à 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Prachtkatalog gratis!

Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre,** BERLIN S., Oranienstr. 15.

Kaufmännische [illegible] Buchführung [illegible]

Guitarrespielern [illegible] Wien I.

Magenkrebsbeschwerden und Rückenmarksschwindsucht heilt [illegible] **Dr. [illegible], Tilsit.**

Lebensgrosse Portraits [illegible] Artist. Institut von C. HOMMEL, Frankfurt a. M., [illegible]

BLEICHSUCHT.

„Dreitheiliges Eisenmittel"

— nach ärztlichem Recept —

rasch und sicher wirkend, empfohlen und verordnet von den ersten Frauenärzten Deutschlands.

— Prospecte gratis —

Sternapotheke, Münster i. W.

HOTEL BRISTOL

nebst Restaurant

BERLIN Unter den Linden 5 BERLIN

NEBEN DER RUSSISCHEN BOTSCHAFT

NEU ERÖFFNET!

Haus allerersten Ranges. **KEIN GAS. — NUR** ELECTRISCHES LICHT. ZIMMER INCLUSIVE BELEUCHTUNG, BEDIENUNG UND HEIZUNG **VON 4 Mk. AN. Keine Extraberechnung.**

75 GESCHLOSSENE WOHNUNGEN, aus Salon, Schlafzimmer, Toilette-Zimmer und BADESTUBE bestehend. VORTREFFLICHE FRANZÖSISCHE KÜCHE. FAHRSTÜHLE FUNCTIONIREN TAG UND NACHT.

Wein-Grosshandlung Bristol.

Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld,

... Schwarze, farbige und ...

Andreas Huber,

Uhren- und Chronometermacher

königl. bayer. Hoflieferant. **München,**

Hauptgeschäft: Residenzstr. 11, Filiale: Karlsplatz 4.

Taschen-Präcisions-Uhren.

Illustrirte Preislisten und Auswahlsendungen zu Diensten

G. E. Höfgen

Dresden-N.,

Königsbrückerstr. 75.

Fabrik für Kinderwagen, ...

Patent-Kinderwagen

Preise von 12–120 Mk.

Eiserne Netzbettstellen

für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. prakt. und elegant in verschiedenen ...

Preise v. 17–60 Mk.

Kataloge mit Abbildungen u. Preisen auf Verlangen an jedermann.

En gros. Detail. Export.

Existenz und bessere **Stellung**

giebt gründliche Ausbildung durch brieflichen prämiirten Unterricht.

Schönschrift.

BUCH-FÜHRUNG

Gratis Prospekte!

OTTO SIEDE, ELBING.

Kinderwagen-Bazar

Max Grünner

Berlin SW.

Vorzügliche

Photogr. Apparate

... Jedermann ...

Josef Rodenstock,

herzogl. Hoflieferant,

München.

Riva am Gardasee.

Naturheilverfahren Sommer- und Winterkuren.

Mässige Preise. Prospekte kostenfrei.

(Ref. Dr. Lahmann, Weisser Hirsch, Dresden.)

Fettleibige

erhalten ... Dr. Jaeger's Normaltrank ...

Osk. Mühlradt, Segeberg 2.

Tausende

treuer Kunden bezeugen:

Poetko's Apfelwein ist der Beste

Versand in Gebinden von 35 Liter ...

Garantirter Natursaft prachtvollster Qualität. Export-Apfelwein-Kelterei

Ferd. Poetko, Guben.

Inhaber der Kgl. Preuss. Staatsmedaille „für besten Apfelwein“

Gebr. Loesch,

Uhren-Fabrik,

Leipzig.

Versand aller Arten abgezogener und genau regulirter Uhren zu ... billigen

Fabrikpreisen.

3 Jahre Garantie und Umtausch gestattet.

Violinen.

sowie alle sonstigen Streichinstrumente. ... **Zithern** in allen Formen. Guitarren ...

Preiscourante werden gratis und franko ...

Gebrüder Wolff.

Privat-Detektiv-Institut.

Prämiirt Wien 1873. — Gegründet 1842. — Prämiirt Hamburg 1889

Meissner & Sohn, Hamburg.

Leinen-Lager. Eigene Wäsche-Fabrik. Eigene Betten-Fabrik.

En détail = En gros = Export = Preisbuch kostenfrei

!! Braut- und Baby-Wäsche-Aussteuern !!

Hochelegantes Preisbuch Nr. 10 (733 Abbild.) kostenfrei

Leinen- und Baumwoll-Waren.	Herren-, Damen-, Kinder-Wäsche. Bade-Artikel.	Lager von Betten und Bettwaren

Spezialität: Englische

!! Metall-Bettstellen !!

sowie Draht-Matratzen

praktisch und dauerhaft

Abbildungen kostenfrei.

750

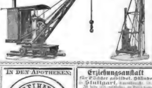
Gerstle & Löffler, München.

Dampframmen und Dampfkrähne

in allen gangbaren Größen auf Lager bei

Menck & Hambrock,

Altona-Hamburg.



ZARTESTE HAUT

LANOLIN-CREME

LANOLINCREME-SEIFE

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.

Erziehungsanstalt

für Töchter gebildet. Stände

in Stuttgart.

Paula Rothert

Billigste Bezugsquelle für Mühlenfabrikate

Reisfuttermehl

G. & O. Lüders, Hamburg.

LIQUEUR und PILLEN des

Dr **LAVILLE**

RHEUMATISMUS und **GICHT**

Eicke's ... Kaffee-Maschine,

H. Eicke. Berlin W., ... 67.

Preisliste kostenlos.

Erstes Versandtgeschäft der Conservenbranche.

Gemüse-, Früchte-, Fleisch-Conserven.

Delicatessen aller Länder.

Cons.-Fab. **S. Pollak**

MAGDEBURG.

Berlin SW.

Zu verheiraten ... unter H. 923 an Rudolf Mosse, Leipzig.

PATENTE

erwirkt und verwerthet sorgfältig durch

RICHARD LÜDERS Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

GEGEN

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden.

Paris, E. Grillon

33, rue des Archives

IN ALLEN APOTHEKEN

von L. Pietsch, Dresden-Blasewitz,

Dr. Putzars Wasserheilanstalt

KÖNIGSBRUNN BEI KÖNIGSTEIN. (Sächs. Schweiz.)

Kurort für Nervenkranke und Reconvalescenten. — Dauernd geöffnet und besucht. Ausführliche Gratis-Prospekte durch den Direktor Dr. med. Putzar.

PARFÜMERIE-PARZIVAL

W^M RIEGER, FRANKFURT a. M.

Parzival Odeur, Parzival Zahnwasser

Parzival Oel, Parzival ...

Parzival Seife, Parzival Toilettewasser

Parzival Puder, Parzival Toilette-Essig

Parzival Kopf-Wasch-Wasser.

Neueste hochfeine Parfümerien ...

Man verlange das Fabrikat

OTTO HERZ & Co

und beachte diese Schutzmarke

auf der Sohle.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Nº 24.

67. Band.
Vierunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1891 – 1892.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Die schöne Barbara.

Eine Erzählung aus Arizona
von
Anton von Perfall.

II.

Wir ritten jetzt bergab und holten die Vaqueros vor uns ein. Sie hatten schlechtes Gewissen und gaben sich alle Mühe, im Gespräche mir begreiflich zu machen, daß sie mit der gestrigen Gesellschaft und ihren Aeußerungen nichts zu thun haben wollten, sie seien nur zufällig mit den Leuten zusammengetroffen. Ich that, als ob ich ihnen Glauben schenkte. Die Gegend kam mir jetzt bekannt vor. Der Schienenstrang auf der andern Seite des Flusses war sichtbar, auch ritten wir schon über zwei Stunden, unser Ziel konnte nicht mehr fern sein. Ich bemerkte es auch an der immer größer werdenden Unruhe meiner Begleitung. Der Grund dazu lag bei den beiden Vaqueros in der Ungewißheit der Ereignisse der gestrigen Nacht, bei Garcia, wohl hauptsächlich in dem halb gefürchteten, halb heißersehnten Wiedersehen Barbaras.

Wir ritten eine steile Höhe hinauf, der Weg bog nun im rechten Winkel scharf ab. Zu unseren Füßen lag das Adobehaus, Pachecos Ranch, am Felsen hingelehnt, wir sahen kerzengerade darauf hinab, und was wir sahen, machte uns alle wie auf ein Kommandowort halten.

Auf einem Felsen neben dem Hause saß der Alte, den ich aus dem Hause zerren sah, ich erkannte sofort den weißen Bart — Don Miguel Pacheco — und flickte einen mexikanischen Sattel, das heißt, er wollte ihn flicken; ein großer, magerer Mann, der neben ihm stand, die Hände auf den Sattelknopf seines Pferdes gelegt, als wolle er eben aufsitzen, einen breiten Sombrero auf dunklen Locken, ließ ihn nicht dazu kommen. In heftigen Worten drang er auf den Alten ein, der ebenso erregt, mit beiden Armen in der Luft fuchtelnd, ihm entgegnete — Rafaele Sunol — sein Gesicht war mir am besten im Gedächtnis.

Unter der Thüre stand ein großes, für die spanische Rasse, der sie offenbar angehörte, auffallend stark gebautes Mädchen. Ein rotes Tuch, dessen Fransen in die braune Stirne hereinhingen, bedeckte zum Teil das schwarze Haar, dessen üppiger Wuchs sich jedoch überall hervordrängte, durch das schneeweiße, zerrissene Hemd blickten die braunen, vollen Achseln, die edelgeformten, in die Seite gestemmten Arme: ein wie von Dornen und Gestrüpp zerfetzter bunter Rock reichte an die Knöchel und ließ bespornte, zierliche Halbstiefel aus hellem Leder sehen. Die schöne Barbara ohne Zweifel! Ich las

Schwarzer Peter. Nach dem Gemälde von J. J. Exner.

Digitized by Google

es in Garcias Blicken, die sie verschlangen. Die ganze Erscheinung machte den Eindruck wilder Zügellosigkeit, und ich war einigermaßen enttäuscht. Dieses zerlumpte, derbknochige Mädchen soll Männer verzaubern? Ihr Gesicht war von oben nicht gut sichtbar. Ich bemerkte nur, daß sie lebhaften Anteil nahm an dem Streit der Männer, der, in spanisch geführt, bei dieser Entfernung nur zum Teile für mich verständlich war.

Garcia und die beiden Burschen horchten angestrengt.

„Das lügst Du, alter Schuft!“ schrie er jetzt so laut Don Miguel zu, daß wir jede Silbe vernahmen. „Gehängt hätten sie Dich trotz aller seidenen Bänder Deiner Barbara!“

Helles Lachen ertönte unter der Thür.

„Vergiß nur nicht blau und Silberfaden — ich muß Wort halten den guten Jungens!“

Barbara schritt zu ihm über den Platz vor dem Hause, ihr Gang war zierlich, die Last des starken Körpers ruhte auf feinen Gelenken, um die jetzt der zerfetzte Rock gaukelte; der kräftig edelgewölbte Nacken trug stolz das kleine Haupt; trotz der Lumpen lag etwas Vornehmes in der Erscheinung. Die angeborene Grandezza ihrer Rasse sprach aus jeder Bewegung.

„Also Dein letztes Wort, Miguel,“ sagte der junge Mann, ohne auf Barbara zu sehen.

Der Angeredete schlug wütend glänzende Nägel in den Sattel und gab keine Antwort. Barbara legte eine kleine braune Hand auf die Schulter Rafaeles. „Vergiß nur die Bänder nicht,“ sagte sie.

Aergerlich schüttelte er sie ab, sie lachte wieder hellauf, dann sprach er heftig zu ihr, seine Stimme klang wie von Thränen der Wut erstickt, man verstand kein Wort davon. Plötzlich schlang sie die Arme um seinen Nacken, küßte ihn und näherte ihren Mund seinem Ohr.

Der Alte schlug wütend mit dem Hammer auf das Sattelholz, sprang auf, riß Barbara aus dem Arm des jungen Mannes und wies sie scheltend in das Haus zurück; doch diese nahm eine trotzige Haltung an und wich nicht. Der junge Mann schwang sich offenbar befriedigt in den Sattel.

„Komm nur bald wieder, Rafaele,“ rief sie ihm unbekümmert um den die Fäuste gegen sie ballenden Vater zu, „es geht doch nach meinem Kopf!“

Er gab dem kleinen, struppigen Pferd die Sporen und schwenkte den Sombrero.

„Adio, Barbara!“ schallte es gell gegen die Wände, dem Alten zum Trotz.

„Vergiß die Bänder nicht!“ rief sie ihm noch lachend nach.

Rafaele sprengte uns entgegen den Berg herauf, und ich erwachte aus meinem traumhaften Beobachten des Bildes unter mir, das ich mir ganz anders wiederzusehen gedacht. Er mußte an uns vorüber, es führte kein anderer Weg den Felsen entlang.

Plötzlich hinter einem Vorsprung hervorreitend, bemerkte er uns. Er hielt sein Pferd an, obwohl er keine Ahnung haben konnte, daß wir ihn schon seit einer Viertelstunde beobachteten, schien ihm die Begegnung doch unangenehm. Zuerst traf er mit den beiden Vaqueros zusammen, die etwa fünfzig Schritte vor uns ritten. Er sprach rasch und leise mit ihnen im Vorüberreiten, mir entging es nicht. Er erkundigte sich wohl, wer ich sei, dann wich er auf der Bergseite aus, höflich den Sombrero ziehend.

„Buenos tardes, Sennor! Du hier, Garcia?“ sagte er dann in etwas spöttischem Tone, wie mir vorkam. Dieser konnte die Flamme des Hasses nicht verbergen, die ihm aus den Augen drang.

„Ich begleite den Sennor zu Don Miguel,“ erwiderte Garcia.

Ein mißtrauischer Blick traf mich aus dem verschlagenen, auf mich einen unangenehmen Eindruck machenden Gesicht Rafaeles. „Das wird dem guten Alten eine rechte Freude machen. Don Miguel ist gastfreundlich gegen Fremde — ein braver Mann, was auch über ihn gesprochen wird —“

„Das letztere ist allerdings nicht gut,“ erwiderte ich, „noch weniger, was gegen ihn gethan wurde heute nacht!“

Rafaele erschrak heftig, fragend blickte er auf Garcia, der nun seinerseits spöttisch lachte.

„Schon bekannt in Gila Bend?“

„Wie Du hörst,“ meinte Garcia.

„Dann ist es auch bekannt, wer ihn gerettet?“

„Die seidenen Bänder Barbaras,“ erwiderte lachend Garcia.

Rafaele wurde dunkelrot.

„Ich hab' es gethan, er muß es selbst zugeben.“

„Und bekommst wohl dafür auch ein neues seidenes Band von ihr. Hast es auch nötig.“

Garcia zeigte auf seinen Sombrero, den ein verwittertes blaues Seidenband mit Silberstickerei schmückte.

„Das überlaß ich Dir, Garcia,“ rief Rafaele höhnisch, sein Pferd antreibend, „ich nehme sie selbst. Buenos Dios, Sennor!“ Grüßend verschwand er hinter den Felsen.

Garcia murmelte ein bös'es Wort, das schon viel Blut gekostet hier zu Lande, zwischen den Zähnen.

Jetzt vernahm Don Miguel den Hufschlag unserer Pferde. Er blickte, die Augen gegen die Sonne schützend, herauf. Es war ihm nicht recht heimlich, wie ein gestellter Fuchs blickte er einen Augenblick prüfend nach allen Seiten umher, dann that er wieder, als sei er emsig bei der Arbeit.

Barbara zog sich in die Hütte zurück. Erst als wir vor ihm standen, erhob er sich scheinbar überrascht, mit einem kurzen, scharfen Blick mich von oben bis unten musternd; der Anblick Garcias, den er kannte, schien ihn zu beruhigen. Auf ihn machte ich offenbar nicht den Eindruck eines Sheriffs und war dessen froh — ich verhinderte deshalb auch eine Annäherung mit den Vaqueros, welche ich, jedem einen Dollar in die Hand drückend, mit einem Gruß an Tom entließ. Ungern entfernten sie sich, sie wollten zu gerne Näheres über den nächtlichen Streich vernehmen und wie es zugegangen. Endlich ritten sie ab.

Don Miguel lud uns mit echt spanischer Gastfreundlichkeit in sein Haus, hinter meinem Rücken Garcia fragliche Zeichen über mich machend. Ich kam diesem zuvor — Pacheco sollte keine Furcht vor mir haben.

„Habt Ihr heute morgen um drei Uhr den Zug von Casagrande nach Maricopa nicht passiren sehen?“ fragte ich.

Er drehte einen alten, zerrissenen Strohhut in der zitternden Hand und sah mich entsetzt an.

„Heute nacht — Sennor“ — seine Stimme war unsicher — „gerade heute nacht —“

„Schliefst Du wohl recht gut — besonders um drei Uhr, nicht wahr?“ warf ich lachend ein.

Er verlor alle Fassung und würgte an unverstandenen Worten.

„Don Miguel Pacheco,“ sagte ich, „mich treibt nur die Neugierde hieher, keine böse Absicht gegen Dich. Ich war auf dem Zug um drei Uhr, sah alles, was sich zu dieser Zeit zutrug in Deinem Hause; freue mich, Dich trotzdem wohl und munter zu sehen, und möchte gern erfahren, wie das so gekommen und wie Du Dir durchgeholfen hast. That es wirklich dieser Mann allein, dem wir eben begegnet? Er behauptete es Sennor Garcia gegenüber.“

„Dieser windige Schuft, der Rafaele! Behauptete er es wirklich, Garcia? Dieses Großmaul — dieser —“

Ich that seiner Schimpfrede Einhalt und bat ihn um eine ruhige Entwicklung der ganzen Angelegenheit.

„Vorerst aber ein Glas Wein, unsere Kehlen sind trocken.“ Ich rechnete, daß er sich unterdessen fassen und beim Wein offenherziger sein werde.

Er machte eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und trat voraus in das Haus. Garcia that mir förmlich Abbitte, daß er mich für einen Sheriff gehalten, der einen Haftbefehl gegen Don Miguel in der Tasche habe, mußte aber doch, da er mich ja selbst auf dem Zuge sah und die Zeit der That genau stimmte, an meine Aussage glauben.

In eine niedere, rußgeschwärzte Stube, spanisch schmutzig und verkommen, führte uns Pacheco. In einer Mauerhöhle die oben ein Gesims, vollgestellt mit Heiligenbildern und geweihten Kerzen, krönte, brannte knisternd Feuer, über welchem eine riesige Pfanne auf einem eisernen Dreifuß stand.

Barbara stand davor, von seinem Schein umflossen, sie wandte sich nach uns. Aus einem bronzefarbigen, edelgeformten Antlitz brannten zwei große schwarze Augen, die in einer bernsteingelben Flüssigkeit zu schwimmen schienen, hinter den roten Lippen blitzten schneeweiße Zähne. Es lag wirklich Dämonisches in der dunklen, in bunte Fetzen gehüllten, vom Feuerschein umflossenen Erscheinung.

„Buenos, Dios, Caballero!“ grüßte sie, die Melodie ihrer Sprache mit einer klangvollen Stimme verbindend; Garcia, dessen Antlitz jetzt noch dunkler erschien, erkennend, reichte sie ihm lachend die kleine, von Fett glänzende Hand. Am Tische stand Mexikaner in einer Korbflasche, schwarz wie Tinte, lagen frisch gewickelte Cigarretten.

Don Miguel hatte sich etwas erholt von seinem Erstaunen.

„Sie müssen sich Schönes denken von mir,“ begann er, die Gläser füllend, „nach dem, was Sie gesehen!“ Sein kleines graues Auge sah mich durchdringend an, als wolle er in meinem Innern lesen. Er hatte ein ausgemachtes Spitzbubengesicht. „Nun, ich werde es den Burschen schon heimzahlen! Hätten mich bei Gott aufgeknüpft wie einen Dieb, wenn mein Mädchen da nicht wäre, meine Barbara.“

Sie wandte sich dem Feuer zu und kehrte die prasselnden Tortillas um.

„Und da behauptet der Rafaele — mit mir hätten sie ihn aufgeknüpft, sage ich Dir, Garcia, in ihrer Tollheit, wenn er noch ein Wort gesprochen, und am Ende — nun, ich will schweigen. — So hören Sie, wie die Geschichte eigentlich war.“ Er zündete sich eine Cigarrette an, nachdem er uns welche geboten, schlug die dürren Beine übereinander und begann: „Es handelt sich um einen Pferdediebstahl. Es gibt ja nichts anderes zu stehlen hier in unserer armen Gegend, und allerdings, er nimmt in der letzten Zeit wieder sehr überhand, habe selbst darunter zu leiden. Es ist ja auch keine Kunst, Pferde zu stehlen, die monatelang frei in den Bergen weiden, und darum ist es ganz in der Ordnung, daß so etwas streng gestraft wird, ganz in der Ordnung, Sennor — aber mir das vorwerfen, dem Don Miguel Pacheco, der aus einem alten spanischen Geschlechte stammt, ein Caballero wie irgend einer in der Gegend ist — doch ich greife vor! Gehen da einem Farmer in der Nähe, einem gewissen Jim Bridger, einige Pferde ab — er hat Rassepferde, das ist wahr, eine wahre Freude, seine Pferde, viel Geld wert! Er läßt in der ganzen Gegend bis an die mexikanische Grenze von seinen Leuten alles absuchen, alles abfragen. Da fand einer seiner Vaqueros eines der Pferde — ich kannte es genau — ein herrlicher Falbe war's — auf der Weide eines Mexikaners. Er fragte, von wem und wo er es gekauft habe. ‚In Cojeta am Pferdemarkt,‘ erklärte dieser, ‚von einem alten Mann mit grauem Bart, einem Spanier.‘ Der Vaquero brachte Jim die Meldung nach Hause.

„Alter Mann mit grauem Bart, Spanier — das ist der Pacheco! Als ob es nicht mehr alte Männer mit grauem Bart im County gäbe — aber natürlich Don Miguel Pacheco ist arm, darum muß er stehlen. Was gäbe es sonst für einen Anhaltspunkt? Was thut er?! Ladet den Mexikaner, einen reichen Gutsbesitzer, zu sich und erklärt ihm seinen Verdacht — die Reichen halten ja immer zusammen gegen uns Arme auf der ganzen Erde. Der Mexikaner kommt, Jim reitet eines Tages hier mit ihm vorbei, absichtlich natürlich, und der schuftige Mexikaner will in mir den Verkäufer des Falben erkannt haben, obwohl ich schwören kann, daß ich nie Cojeta und nie den Mexikaner gesehen habe. Reitet ruhig weiter und grüßt mich noch freundlich. Das wunderte mich schon, er hat einen alten Haß auf mich, dieser Jim Bridger, wegen einer alten Geschichte in den Minen. Das Gericht hätte natürlich genau untersucht und hätte auf die zweifelhafte Aussage eines Mexikaners kein Urteil gesprochen. Das wußte Jim sehr wohl, darum hetzte er mir gestern seine sämtlichen Vaqueros über den Hals, die hätten die Sache kürzer machen sollen und sie hätten sie auch verdammt kurz gemacht, wenn nicht die Teufelskatze dort wäre, die Barbara. Auf die hat Jim Bridger nicht gerechnet — im Gegenteil, er wählte gerade die verschmähten Liebhaber. Sie glauben es nicht, wie sie mit den Burschen umspringt! Bei Gott, ich hätte es mir auch nicht gefallen lassen, wie ich jung gewesen war — die werden rasch zugreifen und ihr Mütchen kühlen, glaubte Jim — aber es kam anders. Erzähle es dem Sennor selbst, wie Du es gemacht hast.“

Google

„Nichts habe ich gemacht! Rafaele hat es gemacht!“ herrschte sie den Vater an. „Er machte es den Jungen klar, daß sie einen Mord begehen und selbst hingen müssen dafür. Ihr habt allen Grund, ihm dankbar zu sein.“

„Caramba!“ fuhr jetzt der Alte mit zornfunkelnden Augen auf, „das lügst Du und er, um mich zu etwas zu zwingen, was ich doch nie thue!“

Barbara zuckte die Achseln und lachte höhnisch.

„Jetzt müßt ihr's erst recht erfahren, wie es war, dann sagt selbst, ob Rafaele etwas dafür kann. Rafaele! Es ist zu toll! Garcia, sag selbst, Du kennst den Schuft ja auch — ein Mensch, den sie hassen alle zusammen“ — er zwinkerte mit den Augen auf Barbara — „Du weißt ja, warum — dem sie selbst keine Legua weit trauen — dessen Fürsprache nur verdächtigen muß — doch was red' ich — hört also! Sie zerren mich heraus aus dem Bett, die lieben Jungens, stockbetrunken natürlich, wie immer bei solchen Gelegenheiten, stellen mich unter die Agave da draußen, werfen mir einen Strick um den Hals und beginnen, sinnlos vor Rausch, gierig nach einem aufregenden Schauspiel, die Verhandlung, das heißt, sie klagen mich an, schwätzen verwirrtes Zeug, halten mit lallender Zunge große Reden, schießen mit Revolvern, schreien und brüllen durcheinander wie das liebe Vieh und lassen mich nicht zu Worte kommen. Ich kenne die Geschichte, war in jungen Jahren selbst oft dabei — ich machte mich bereit zur großen Reise. ‚Wo nur die Barbara ist?‘ dachte ich mir, ich hatte sie in dem Gedränge aus den Augen verloren. Da drängt sich ein Mann vor in den Kreis, Rafaele Sunol — ich will sagen, was wahr ist — er gab sich alle Mühe, den Leuten Vernunft beizubringen, er erklärte ihnen, daß er mich zur fraglichen Zeit in Gila Bend gesehen — alles wahr! Aber da hätten Sie sehen sollen, die Revolver hielten sie ihm vor die Nase, er sei wohl mein Mitschuldiger bei dem Falbendiebstahl und das nächstemal kämen sie zu ihm. Kurz, er durfte kein Wort mehr sprechen, sonst wäre er ein toter Mann gewesen; die Leute wollten sich ihren Spaß nicht nehmen lassen.

„Ich war gefaßt, ich habe den Tod nie gefürchtet, nur rasch sollte es gehen, und es hatte allen Anschein dazu. Da mit einemmal erschien Barbara unter den Jungens und riß ein paar davon, die sich schon an mir zu schaffen machten, beiseite.

„‚Ihr seid Caballeros,‘ begann sie, den ganzen Lärm überschreiend, ‚und keine Mörder! Ihr werdet einen armen Kameraden nicht auf das lügenhafte Zeugnis einiger reichen Männer richten, die euch aussaugen und betrügen.‘

„Eine heftige Bewegung entstand unter den Leuten. Sie waren bei der rechten Seite gepackt, das merkte ich gleich, laute, beifällige Zurufe wurden laut. Barbara immer weiter:

„‚Laßt den Mexikaner seine Aussage bei Gericht auf einen Eid wiederholen. Wie leicht kann er sich getäuscht haben, und er hat sich getäuscht, sag' ich euch! Glaubt doch eurer Barbara, die mitten unter euch aufgewachsen, die ein Vaquero ist wie ihr, die euch alle lieb hat — mehr als so einen Ausländer!‘

„‚Hurra, hurra, Donna Barbara!‘ brüllten sie jetzt und drängten sich um sie.

„‚Du, Luis‘ — sie packte einen blutjungen Menschen, der sich kaum auf den Beinen halten konnte vor Trunkenheit — ‚auch hier? Und Du, Felipe? Habt ihr mein Versprechen schon vergessen im Fandangohaus zu Pima?‘

„‚Welches Versprechen? Welches Versprechen?‘ schrie die Meute durcheinander, auf sie eindringend, eifersüchtig auf die zwei Begünstigten. Ich war gerettet, das wußte ich.

„‚Ein Versprechen, das ich hiemit allen gebe, wenn ihr ruhig nach Hause kehrt und die dumme Geschichte sein laßt!‘ rief sie laut. ‚Ein neues seidenes Band für jeden von euch um den Hut und meinen Namen darein gestickt, „Barbara“ —‘

„‚Hurra, hurra, e bella Barbara!‘“ brüllten sie jetzt. Da hätten Sie sie sehen sollen, wie toll waren sie. Sie küßten ihr schwarzes Haar, ihre Hände, sie hoben sie plötzlich auf ihre Schultern und tragen sie in das Haus, ich hinterher mit dem Strick um den Hals, ich hatte vergessen, ihn herunterzuthun, in der Aufregung. Dann drückten sie mir die Hand, baten mich um Verzeihung. Ich ließ ein Fäßchen Whisky öffnen, in einer Stunde war es leer, und die guten Jungens — ich mußte selbst darüber lachen — ritten davon unter lauten Hurras auf Barbara, die jedem einzelnen noch das Versprechen wegen des Bandes erneuern mußte. Es ist nämlich für einen Vaquero das Höchste, so ein gesticktes Band auf dem Hut von meiner Barbara.“

Er sah mit einem seligen Schmunzeln auf das Mädchen, das sich die Seiten hielt vor Lachen über den gelungenen Streich.

Garcia stierte schwermütig zu Boden. Diese Buben bekommen ein Band von ihr, Rafaele noch mehr — und er? Nichts!

„Und da will der Rafaele Sunol sich als meinen Retter ausspielen und zum Dank dafür den andern Tag mein Kind fordern!“

„Da fordert er nur etwas, worauf er schon lange ein Anrecht hat,“ mischte sich Barbara mit rücksichtsloser Offenheit in das Gespräch.

„Und das schämst Du Dich nicht zu sagen vor den Sennors hier?“ schrie der Alte außer sich.

„Durchaus nicht. Rafaele ist mein Geliebter, ich mache kein Geheimnis daraus.“

„Aber Dein Mann wird er nicht, so lange ich lebe!“

„Und warum nicht?“ fragte, energisch vor ihn hintretend, Barbara. Eine heftige Erregung belebte die starken Züge, das Auge glimmte im gelblichen Naß, die volle, tadellose Brust hob sich mächtig unter dem faltigen Hemd — jetzt war sie wirklich die schöne Barbara.

„Weil — weil er ein falscher Schurke ist,“ stieß Miguel heftig heraus, „weil Du zu gut für ihn bist, weil Du elend wirst mit ihm“ — seine Stimme klang jetzt weinerlich — „weil ich Dinge weiß von ihm —“

„Was für Dinge denn, die Dich so schrecken?“ Sie sagte das mit einem eigentümlichen, höhnischen Accent auf dem „Dich“, der mich stutzig machte. Der Alte wagte sichtlich nicht mehr weiter zu gehen. „So sag doch, welche Dinge denn?“ drang sie immer höhnischer in ihn.

„Dinge, welche ihn denselben Weg führen werden, den sie mich gestern schuldlos geführt unter die Agave — da werden Dir dann die seidenen Bänder nicht mehr helfen —“

Er vergaß in seiner Entrüstung, daß er Zuhörer hatte.

„Und doch war er bis jetzt Dein bester Freund, der Rafaele,“ fuhr Barbara fort, „und konntest ihn keinen Tag entbehren. Er ist jung und Du bist alt, das ist der ganze Unterschied — sonst“ — sie machte eine Bewegung mit der Hand, die „alles gleich!“ bedeutete — „Er gefällt mir einmal, und — so genau darf ich es auch nicht nehmen.“

„Aber ich nehme es genau,“ schrie der Alte, auf sie losspringend, „und jage ihn aus dem Hause, den Spitzbuben, wenn er sich noch einmal blicken läßt!“

„Das werdet Ihr nicht thun!“ Barbara sprach das drohend, mit blitzenden Augen.

„Und warum nicht?“

„Weil Ihr es nicht wagt!“

„Dirne, willst Du mir noch drohen?!“ Er riß eine schwere Lederpeitsche von der Wand und drang auf sie ein. Sie wich keinen Schritt und sah ihn verächtig an. Garcia sprang dazwischen und entriß ihm die Peitsche. Der Alte verbarg sein Gesicht in den Händen und fing zu weinen an vor innerer Wut.

„Dank Deinem Schöpfer, Garcia, daß sie Dich nicht will. Es ist ein Unglück, das Mädchen — Verzeihen Sie, Sennor, einem armen alten Mann — ich könnte Ihnen Dinge erzählen — Sie würden Mitleid haben mit mir.“

Ich sah ein, daß es Zeit war, mich zu entfernen, die Scene war unerquicklich.

Garcia sprach leise mit Barbara, er schien sie zu beruhigen. Ich wußte, daß er viel auf dem Herzen hatte, und verließ mit Don Miguel die Kammer. Er flehte mich an, doch der zweideutigen Rede seiner Tochter kein Gehör zu schenken, sie sei ganz toll aus Liebe zu dem Rafaele; das Kind sei verloren in seinen Händen.

Lange wartete ich, endlich trat Garcia heraus.

Er hielt die Hand Barbaras in der seinen und sah recht niedergeschlagen aus, auch sie wischte sich mit dem Aermel die Thränen aus den Augen. Ihr Gesicht hatte jetzt einen unendlich sanften, gutmütigen Ausdruck, dessen ich es früher nicht fähig gehalten hätte. — Wir bestiegen die Pferde.

„Nichts?“ fragte Don Miguel betrübt Garcia.

„Nichts,“ klang es hoffnungslos; „sie kann nicht anders.“

Barbara trat weinend in das Haus. Wir ritten wieder den Bergpfad hinauf.

„Hast Du alles versucht?“ fragte ich Garcia nach einer Weile.

„Alles! Es ist so bei uns — sie kann nicht anders!“ erwiderte er.

Dann ritten wir stumm im glühenden Sonnenbrand nach Gila Bend. (Fortsetzung folgt.)

In der Mausoleumsgruft zu Charlottenburg.

Von

R. Trinius.

Am 7. Juni 1890 hat sich ein halbes Jahrhundert gerundet seit dem Tode König Friedrich Wilhelms III., des Erbauers des Mausoleums im Parke zu Charlottenburg. Die geweihte Stätte, wo Preußens Schutzgeist, die unvergeßliche Königin Luise, an der Seite ihres Gemahls in lichtvoll verklärter Marmorgestalt ruht, ist seit Jahrzehnten ein Wallfahrtsort aller Deutschen gewesen. Nun auch noch in die stille Gruft unter dem Kapellenraume, welcher die Sarkophage des Königspaares birgt, der treue Sohn zu seinen Eltern zurückkehrte, der schon bei Lebzeiten von mythischem Glanz umwobene Kaiser Wilhelm I., sowie die Kaiserin Augusta die letzte Ruhestatt fand, wird das Mausoleum ein noch verstärkter Magnet sein, sobald die Marmorbilder dieses Herrscherpaares erst droben in der erweiterten Kapelle einmal Aufstellung gefunden haben. Vielleicht ist es dann auch verstattet, aus einem Vorraum in die schlichte Gruft einen Blick zu werfen, die so viel Teures, Großes und Unvergeßliches birgt; in die ernste Totenkammer selbst einzutreten, wird nur wenigen vergönnt bleiben.

Wer kennt nicht am Ende des dunklen Tannenganges im Parke von Charlottenburg den einfachen dorischen Bau, über dessen Freitreppe eine mit glänzendem Granit bekleidete offene Vorhalle sich aufbaut, von deren Giebeldreieck uns die Versinnlichung des Spruches entgegengrüßt: „Christus ist das A und das O, der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte“! Es war eine Lieblingsbibelstelle der Königin Luise, aber auch der Luise des Großen Kurfürsten: also ein rechtes Luisenmotto. Der schlichte, stille Tempel im Charlottenburger Parke war ein Heiligtum des preußischen Volkes und seiner Herrscher geworden. In Freud und Leid richteten sich unwillkürlich die Blicke und Herzen dorthin, wo die schwergeprüfte Frau ruhte, deren hoheitsvolle Anmut einst alle Herzen gefangen nahm und von welcher die sittliche Wiedergeburt Preußens ausging nach langen Jahren der Verweichlichung und Schmach. Bewunderung und Liebe teilten sich zugleich in diese Huldigungen. Das Volksgemüt hatte eine Heilige gefunden, deren Bild sich tief in die Herzen eingeprägt. Während an dem Geburtstag der unvergeßlichen Fürstin die kleine ihrem Angedenken geweihte Insel im Tiergarten im buntesten Frühlingsschmucke prangte, Tausenden zur herzinnigen Freude, sah jeder Sterbetag die königliche Familie im Mausoleum zum ernsten Gedenken versammelt. Nach hier sehnte sich das Herz Friedrich Wilhelms IV. so, daß man es nach seinem Tode, seinem letzten Willen gemäß, zwischen den Särgen der königlichen Eltern beisetzte; zum Sarge der Mutter zog es den greisen König Wilhelm I., als er den Fehdehandschuh eines raubblütigen, verblendeten Nachbars aufgehoben, sie zu befragen, ob er recht gethan, ob sie sein Thun segne, während draußen bereits von nah und fern deutsche Heere in langen Kolonnen singend dem grünen Rhein entgegenzogen. Als ein König nahm er an jenem schwülen Julitage 1870 hier Abschied; als sich zum erstenmale dann wieder die schweren Thüren des Mausoleums hinter dem ruhmgekrönten Feldherrn schlossen, hatte Deutschland seinen Kaiser wieder, seine Einigkeit gefunden. Und als Kaiser Wilhelm zum letztenmale hier Einzug hielt, da war er ein stiller Mann geworden, der zu den Eltern sehnend zurückkehrte, der ein weinend Volk hinter sich ließ, das einen Vater betrauerte.

So viele Denkmale in Erz und Stein sich auch, Wilhelm den Siegreichen zu feiern, im deutschen Vaterlande erheben werden, gehobeneren Sinnes und bewegter wird man zu keiner Stelle wallfahrten, als zu der stillen Totengruft im grünen Parke von Charlottenburg.

Der vor zwei Jahren vollendete Umbau war bereits die vierte Veränderung, welche das Mausoleum erfahren hat. Die erste Anlage, nach einem Entwurfe Schinkels vom Hofbaurat Genz 1810 ausgeführt, war nur eine beschränkte und bestand in der aus Sandstein hergestellten Vorhalle nebst angrenzendem Raum, der durch hohe Seitenfenster Licht empfing und allein zur Aufnahme für den Sarkophag der verewigten Königin bestimmt war, während die darunter liegende Gruft die sterblichen Ueberreste bergen sollte. Auf Anregung Rauchs scheint man dann die Seitenfenster zugemauert und dafür das blaue Oberlicht eingefügt zu haben, von welchem sich der Künstler eine tiefere Wirkung und einheitlichere Beleuchtung seines schönen Werkes versprach.

Auf ins Rettungsboot. Nach dem Gemälde von Albert Stähling. (Seite 494.)

Digitized by Google

Die letzte Zuflucht. Nach einer Originalzeichnung von C. T. Davidson. (Seite 494.)

Digitized by Google

Die Aufstellung des Sarkophags sollte sich aber nicht so rasch vollziehen. Die Hofmarschallakten berichten darüber eine fast romantische Geschichte. Rauch hatte den Sarkophag in Carrara angefertigt. Nach der Vollendung wurde derselbe auf ein Schiff gebracht, das aber auf der Höhe von Lorient von dem amerikanischen Kaper „The Lion" weggenommen wurde. Nicht lange darauf wurde nun der Lion von dem englischen Kaper „Eliza" genommen, der seinerseits die prächtige Beute rasch nach Jersey führte und hohe Prisengelder verlangte. Man kann sich die Aufregung und den Unmut des Königs und des Künstlers denken! Nach langen Verhandlungen gelang es endlich, den Sarkophag frei zu bekommen. Er wurde von den Engländern nach Cuxhaven gebracht, von wo er durch den Hofkondukteur Rabe und den Schiffer Peter Voß endlich nach langen Wirrnissen und Gefahren nach Charlottenburg überführt ward.

Nach dem Ableben Friedrich Wilhelms III. sah 1841 bis 1842 das Mausoleum seine dritte Wandlung. Auf Wunsch des Königs unternahm Hesse nach einem Schinkelschen Entwurf den Erweiterungsbau. Derselbe ward, ohne den bisherigen alten Teil zu berühren, ausgeführt. Erst nach seiner völligen Vollendung ward die trennende Wand entfernt. Das geübte Auge des Architekten wird daher leicht auch heute die unsymmetrische Anordnung der Felderdecke und die Verteilung des Oberlichts entdecken, ebenso aber im stillen bedauern, daß das so viel gepriesene blaue Oberlicht der fein abgetönten Farbenstimmung des Kapellenraums erheblich Abbruch thut.

Der bisherige Sarkophagraum mit dem die große Menge so bestrickenden blauen Oberlicht ward nun zum Vorraum, in dessen Steinfliesen man zwei Inschriftentafeln einließ, die Stellen andeutend, wo darunter die Särge des entschlafenen Königspaares stehen geblieben waren, zwischen welchen dann späterhin das Herz Friedrich Wilhelms IV. in einem herzförmigen granitenen Behälter beigesetzt wurde. Der Raum neben dieser Gruft behielt einen kellerartigen Charakter, durch jetzt von Marmorblöcken, auf welchen die Marmorsarkophage drüber in dem neuen Kapellenraum Aufstellung gefunden hatten, in dem jetzt hin und wieder gottesdienstliche Handlungen stattfanden. Dieser Kapellenraum, von einem Spruchband umsäumt, erhielt nach Norden eine kleine Apsis, in welche Pfannschmidt den thronenden, segnenden Christus in lichten Farben auf Goldgrund malte, das betende Königspaar zu beiden Seiten knieend. Ein Marmoraltar sowie ein von Achtermann angefertigtes Kruzifix schmücken ferner die Apsis, zwei nach Schinkelscher Zeichnung von Rauch und Tieck gearbeitete Wandstandleuchter vervollständigen die Ausstattung der Kapelle, die auf jeden einen unauslöschlichen Eindruck machte.

Der letzte Erweiterungsbau, 1889 bis 1890 vom Hofbauinspektor Geyer und Regierungsbaumeister Weber ausgeführt, hat an dem Charakter dieser Kapelle nichts geändert. Um für die Sarkophage des deutschen Kaiserpaares Raum zu gewinnen, ward mit bewundernswertem Geschick die halbrunde Altarnische der Kapelle unter Erhaltung ihres vollständigen Bestandes 5,5 Meter nordwärts hinausgerückt, ein Kunst- und Meisterstück, dessen Vorarbeiten wochenlange Mühen bedeuteten, während die eigentliche Bewegung nach dem neuen Standort kaum eine Stunde Zeit beanspruchte. Dieser letzte Erweiterungsbau, dessen Ausführung 230,000 Mark kostete, bezog sich aber auch auf Anlegung einer neuen Gruft; ebenso empfingen die drei bisher verputzten Außenseiten unten eine geschliffene märkische Granitbekleidung, in ihren oberen Teilen eine Verblendung aus grauem schlesischem Sandstein. Den Bemühungen der Steinmetzmeister, dieselben Gesteinarten auch jetzt wieder zu verwenden, wie dies 1826 bis 1828 gelegentlich der Granitbekleidung der bis dahin bestandenen Sandsteinvorhalle geschehen war, gebührt volle Anerkennung. Dies gilt ebenso für die verschiedenen Marmorarten des Innenraums. Erst das Studium alter Bauakten, Aufdeckung längst verschütteter Brüche ermöglichten es, das jetzt sich dem Besucher darbietende Gesamtbild so harmonisch und einheitlich auszugestalten.

Durch die Anlegung einer neuen Gruft ward die alte zu einem leer gewordenen Vorraum gemacht, der von der tiefer liegenden Gruft durch eine Gitterthür getrennt ist, durch welche vielleicht späterhin an gewissen Tagen die Schar der Mausoleumsbesucher einen Blick in die denkwürdige Totenkammer werfen darf. Die neue Gruft stellt einen dreigliederigen, durch zahlreiche Sockelfenster genügend erhellten Raum dar, dessen Wände und Decken in ihrem schlichten grauen Putz vorläufig noch einen etwas nüchtern-melancholischen Anblick gewähren. Vielleicht wird eine spätere Uebermalung einen weihevolleren und bedeutsameren Eindruck des Raumes erzielen. Der Fußboden ist aus Platten von schwarzem Nassauer Marmor hergestellt, die zwei Reihen Säulen, welche das Mittelschiff von den mit Kreuzgewölben überspannten Seitenschiffen trennen, bestehen aus geschliffenem, rotem märkischem Granit.

Vornan im Mittelgange ruht das Königspaar: links die Königin Luise, rechts Friedrich Wilhelm III. Zwischen beiden Särgen ist, in den Boden eingelassen, das Herz Friedrich Wilhelms IV. eingesenkt. Zur Rechten des Königs im Seitenschiffe finden wir den Sarg der Fürstin Liegnitz, so daß Friedrich Wilhelm III. zwischen seinen beiden Frauen Platz gefunden hat, obwohl drüben im Kapellenraum keine Tafel diese Thatsache meldet, von der auch zumeist im eigentlichen Volk, das nur von der Königin Luise weiß, jede Kenntnis fehlt. Im linken Seitenschiffe vornan ruht neben der Mutter Prinz Albrecht. Zu Füßen des Königspaares aber stehen im Mittelgange die kostbaren Paradesärge, welche die sterblichen Ueberreste Kaiser Wilhelms I. (rechts) und der Kaiserin Augusta (links) umschließen.

Gerade hier wird es uns wieder klar, daß an die Einrichtung eines wirklichen Campo santo der Hohenzollern nicht zu denken sein wird, sofern man nicht die letzten Bestimmungen und Wünsche der hohen Verblichenen einfach nachträglich noch für null und nichtig erklären wollte. Oder es würde eine gewaltige Totengruft darstellen, in welcher der Schrein, die Attrape, der Paradesarkophag gerade da eine Lücke ausfüllen müßten, wo Liebe und Verehrung oft am innigsten zum Ausdruck kämen. Kaiser Friedrich wird immer in dem neugeschaffenen Mausoleum am Friedenssee ausruhen von allen Bitternissen und Leiden, die ihm hier ein düsteres Geschick auferlegte, nachbarlich seiner ihm vorangegangenen Kinder, die mit dem Schöpfer Neu-Potsdams, Friedrich Wilhelm IV., in der stillen Friedenskirche nebenan ihre letzte Stätte gefunden haben. Weder die Garnisonkirche zu Potsdam wird den Soldatenkönig und Friedrich den Einzigen, noch die zur Havel einsam niederblickende Kirche Nikolskoe die Prinzen Karl und Friedrich Karl herausgeben, nachdem hier wie dort erst der Tod Vater und Sohn vereinte, die das Leben auseinandergehalten hatte.

Es war an einem Märztage des Jahres 1890, als es mir vergönnt war, die Mausoleumsgruft zu Charlottenburg zu besuchen. Tags zuvor hatte in Gegenwart des gesamten Hofes und einer Schar geladener Gäste die Einweihung des neuen Kapellenraumes durch einen festlichen Gottesdienst stattgefunden, worauf das kaiserliche Paar samt allen hohen Anverwandten drunten an den Särgen Kränze still niederlegte.

Vom Tiergarten bis nach Charlottenburg wandelt man fast immer unter Bäumen. Freilich das grüne Blattwerk hatte sich um diese Zeit noch nicht herausgewagt, aber in Busch und Gezweig lauschte es doch schon fröhlich und hoffnungsfroh, und ein vorangegangener leiser Sprühregen ließ jetzt alles noch frischer erglänzen. Unter den Bäumen sah es schon hübsch grün aus, und wo hie und da in den Vorgärten des Gärtners Hand gewaltet, lachte ein bunter Blumenflor vorwitziger Frühlingskinder zwischen den Gittern hervor.

Charlottenburg bietet an solch einem Wochentag ein recht stilles Bild, und kräftiger noch als sonst tritt, trotz aller Neubauten und Neuerungen, das etwas Altmodische seines Charakters in die Erscheinung. Aber gerade dieses schafft einen eigenen Reiz für den, der das vernichtete Alt-Berlin noch nicht ganz vergessen kann und mag. Es heimelt an, und alte Erinnerungen längst verschwundener Jahre werden wieder rege. Hier reden noch die Steine, und wenn dann bei einer Wegbiegung endlich zwischen Rasenflächen, beschnittenen Hecken und breit ausladenden Wipfeln die gelbe Langfront des Schlosses herübergrüßt, hoch überragt von dem strahlenden Genius der kupfergedeckten Turmkuppel, dann schlägt das Herz höher, und im Fluge zieht Preußens Geschichte vorüber, die hier in Charlottenburg, wie an keiner andern Stätte wieder, alle Wandlungen vom Auf und Nieder in leuchtenden und unvergeßlichen Spuren verewigte.

An der Schloßwache vorbei treten wir zur Linken in den Vorpark ein, um dann aus dem Durchgang zwischen Kapelle und Orangeriegebäude hinaus in den eigentlichen Schloßpark zu gelangen. Da ist's noch stiller als in dem guten, alten Charlottenburg. Nur zuweilen tönt aus der Ferne das schrille Klingeln eines Pferdebahnwagens herüber. Die berühmten Orangenbäume säumten noch nicht die königliche Terrasse, welche sich an der Rückfront des Schlosses entlang zieht, auch die mächtigen Hortensienbüsche, einst die Lieblingsblume der Königin Luise, hatten noch nicht ihren altangestammten Platz eingenommen. Fast sah es melancholisch aus. Ein paar Spatzen hüpften im Toilettenweg längs der Reihe römischer Kaiser und ihrer Frauen entlang, die etwas verschnupft in den frischen Maimorgen hinausblickten.

Ein Rundgang durch den Park soll dem Besuche der Gruft vorangehen. Und so schreiten wir die Front des Schlosses dem Laufe der Spree zu. Verhangen liegen die langen Fensterreihen. Dort droben an den hohen Fenstern des Rundsaales im Mittelgebäude, da hat in den qualvollen letzten Monaten seines Daseins Kaiser Friedrich gar oft gestanden und stumm und unbeweglich hinausgeschaut über Teich, Wiesen und Wipfel fort und hat angesichts der erwachenden Natur mit zuckendem Herzen die Summe seines Lebens gezogen. Unter diesen Fenstern trug man in Schneegeriesel und Winterkälte den Vater, Deutschlands erhabenen Heldenkaiser, vorüber nach der einsamen Gruft drüben am Ende des Tannenganges. Und dann kam der Frühling ins Land. Blumen sproßten aus der Erde, und fröhlich Zwitschern ging durch Busch und Baum. Und als die Rosen sich leuchtend erschlossen, die Nachtigallen schlugen, da kam ein mächtig Sehnen nach der Stätte seiner Kindheit über den stummen Kaiser. Er nahm Abschied von Charlottenburg, von der Welt. Am 1. Juni hielt ein Schifflein dort hinter den Erlen am Spreeufer, die Purpurfahne ward aufgehißt, ein sterbender Kaiser, „unser Fritz", fuhr die Spree und Havel hinab nach Schloß Friedrichskron, dort sich das Todesrüstbett zurechtzubetten. Der Himmel blaute, die Sonne leuchtete, Ufer, Brücken und Stromgelände waren dicht angefüllt mit grüßenden, tücherwehenden Menschenscharen. Er aber, dem alle Huldigungen galten, lächelte schwermütig in der Erkenntnis grausamer Nichtigkeit von Glanz und Ruhm. Vorbei!

Da liegt schon, halb im Schatten hoher Bäume, der „Pavillon", den Friedrich Wilhelm III. sich von Schinkel erbauen ließ, als es ihm nach dem Tode seiner Luise zu einsam in den weiten Räumen des Schlosses wurde, das einst so viel Lachen, so viel Glück gesehen. Noch ruht hier alles im Pavillon völlig unberührt, wie es der König einst verließ, den Augen des großen Publikums verschlossen. Alles atmet die Liebe zu den Entschlafenen und weckt Erinnerungen an das traute Familienglück, das Eltern und Kinder durch Jahre verband. Nicht weit vom Pavillon verbirgt sich zwischen Uferbäumen auch noch das Angelhäuschen, in dem einst Kaiser Wilhelm mit seinen Geschwistern dem Fischfang huldigte, bis dann die junge Schar sich wieder auf den Wiesen an Spiel und Sang ergötzte. Hier das Angelhäuschen, dort am andern Ende des Parkes das Mausoleum! Und dazwischen ein Leben, vor dessen Gestaltung wir stille stehen!

Da grüßt schon das Theehäuschen mit seinen grünen Fensterladen, seinen Genien auf dem kupfernen Kuppeldach und seinen Erinnerungen an Geisterspuk und Ministerbetrug, wie ihn unter Friedrich Wilhelm II. dieser geheimnisvolle Bau sah.

Ueber ein paar zierliche Brückchen zur Linken dehnt sich der runde Wasserspiegel des großen Parkteiches, dessen bemooste und berühmte Karpfen längst das Zeitliche gesegnet haben; noch ein Stück den zwischen Büschen und Stämmen, dann lenken wir in die dunkle Tannenallee ein, und vor uns steigt das Mausoleum auf, dessen Umbau dem von hier Kommenden kaum sichtbar wird. Wenige Minuten später hat ein Schloßdiener hinter meinem Begleiter und mir die schweren Thüren geschlossen, welche die jetzige eigentliche Totengruft von der vorderen Gruft trennen, in der bis vor dem Erweiterungsbau die Särge Aufstellung gefunden hatten.

Nun sind wir allein mit den großen, unvergeßlichen Toten. Sinnend gehen wir leisen Fußes von Sarg zu Sarg. Das Gespräch ist verstummt, die tiefe Ruhe dieser geheiligten Stätte übt ihren bezwingenden Zauber. Alte, längst verdorrte und verblaßte Kränze und Schleifen decken die Särge. Aber wie ein neuer Frühling haben Liebe und Verehrung ein frisches Gewand zartblumiger Lenzeskinder, Lorbeeren, Palmen und Bänderschmuck darüber gebreitet. Von der Großherzogin von Baden am Tage vor unserem Besuche gestiftet, glänzt zur Seite der Särge der kaiserlichen Eltern je ein starker goldener Zweig, an dem der Mutter eine Epheuranke, an dem des Vaters ein Lorbeerzweig. Helles Licht flutet durch den Raum und nimmt ihm den drückenden Charakter sonstiger Grüfte.

Aber zu zwei Särgen zog es uns immer wieder: zur Königin Luise und dann schräg hinüber zum Paradesarg Kaiser Wilhelms, der unter der Last blühender und verwelkter Blumen und Blätter fast verschwand.

Im Fluge zieht dies seltene Leben noch einmal an uns vorbei. Paretz, Charlottenburg, Pfaueninsel: ein sonniger Jugendtraum! Und dann der jähe Niedergang, Flucht und herbe Entbehrungen, bis das preußische Volk sich erhebt, den König mit fortreißt und auf den Schlachtfeldern Frankreichs Preußens Ehrenschild reinigt. Stille Jahre folgen. 1848 reißt eine tiefe Kluft zwischen Herrscher und Volk, und im Schatten der Schloßmauer legt ein Fischerkahn an, dem Prinzen von Preußen zur Flucht nach England zu helfen. Und zweiundzwanzig Jahre später jauchzt ihm Deutschland begeistert zu, das seinen Liebling, seinen Helden und Kaiser in ihm gefunden. Schleswig, Königgrätz und dann jener gewitterschwüle Abend auf der pulverumdampften Höhe oberhalb Sedan, als im Zwielicht des scheidenden Tages Napoleon seinen Degen dem Bezwinger Frankreichs anbietet: „welch eine Wendung durch Gottes Fügung!" Welche Fülle von Erscheinungen sahen diese Augen an sich vorüberziehen, welche Bilder, welche Wandlungen im Geschicke der Menschen und Völker! Einer nach dem andern sank ihm hin, der greise Kaiser hielt aufrecht, und selbst als ihn die Kugel des Mörders traf, schützte Gottes Hand sichtbar dieses geweihte Haupt, bis es müde zum ewigen Schlafe sich neigte und ein Zittern durch die Welt ging: „Kaiser Wilhelm ist nicht mehr!"

Wir brechen ein welkes Lorbeerreis, pflücken eine verdorrte weiße Rose vom Sarge der Königin Luise, dann noch ein letzter scheidender Rückblick, und die Thüren fallen wieder hinter uns leise ins Schloß. Durch den Tannengang geht's fort, durch Park und Vorgarten. Aber noch immer liegt's wie Traum und Erinnerung über uns. Keine geheiligtere Stätte birgt das neue deutsche Reich als das Mausoleum und die stille Totengruft im Parke von Charlottenburg!

Rettung aus Seenot.

(Siehe die Bilder Seite 492 und 493.)

Nach fast achtmonatlicher Abwesenheit von der kleinen Heimatinsel ist Kapitän Paul Cassen Pauls mit seiner Galeas „Energie" nachmittags endlich heimgekehrt. Er hat auf seinen Fahrten an der Küste von einem Hafen zum andern, von der Nordsee nach der Ostsee und zurück, gute Geschäfte gemacht. Jetzt — es ist Spätherbst geworden — liegt sein Schiff sicher verankert auf der durch Dünen geschützten Rhede des Eilandes im Winterlager, um dann im nächsten Frühjahr die Reisen aufs neue zu beginnen.

Das ist eine Freude für Frau und Kinder, als der Vater nun gemütlich abends am Tische sitzt und es sich so recht wohl sein läßt im Kreise seiner Lieben. Für jedes hat er ein freundlich Wort; seine Schiffskiste, über welche die neugierigen Knaben und Mädchen herfallen, birgt allerlei niedliche

und nützliche Geschenke. Die Alten aus dem Hinterstübchen des nicht fern vom Strande gelegenen, kleinen sauberen Fischerhauses sind auch erschienen. Wie stolz blickt der eisgraue, aber noch in seiner vollen Rüstigkeit stehende Cassen Pauls auf den bärtigen, hochgewachsenen Sohn, wie freundlich lächelt ihm die behäbige Mutter zu, wenn er von den überstandenen Gefahren, von dem vielen Neuen und Schönen erzählt, das er am festen Lande gesehen, von welchem man auf der kleinen, weltvergessenen Insel kaum eine Ahnung hat. Der alte Vater sagt kaum ein Wort, dazu ist er viel zu fleißig mit dem Flicken seines Netzes beschäftigt; nur als der draußen wütende Sturm gar zu stark an Thüren und Fensterladen rüttelt, bewegt er den Kopf hin und her und murmelt:

„Ist das aber ein Wetter! Freue Dich, Paul, daß Du draußen nicht mehr die See zu pflügen brauchst. Wer jetzt in Legerwall ist, hat Not, von der Küste frei zu bleiben."

„Da habt Ihr recht, Vater!" antwortet der Kapitän. „Zudem ziehen die holländischen Gaten so stark, daß manches gute Schiff vom Strom versetzt wird, ehe man an Bord sich dessen versieht. Das ist heute ein böses Stück Arbeit in See, — weiß Gott!"

Der Sturm heult und pfeift immer unheimlicher, sich manchmal zu solcher Heftigkeit steigernd, daß die Kinder sich ängstlich an Mutter und Großmutter schmiegen. Das Häuschen scheint in seinen Grundfesten zu beben.

Plötzlich öffnet sich die Thüre, und solch ein Luftzug dringt ein, daß die über dem Tische hängende Lampe zu schwanken beginnt. Herein kommt ein Mann in Oelzeug und Südwester, von dem heftigen Regen, der an die Fenster schlägt, förmlich triefend. Es ist der Vormann der Rettungsstation.

„Schiff in Not!" ruft er. „Dort auf dem Riff! Alle Mann hoch für das Rettungsboot! Cassen, Ihr müßt mit, das Steuerruder zu regieren. Wir sind 'was schwach an Mannschaft ... Herrgott! Kapitän Pauls, Ihr hier!? Willkommen! Das ist gut, daß Ihr da seid! Ihr könnt uns helfen. Jede Hand mehr ist 'was wert und ein Kopf wie Eurer, Eure Erfahrung ist Geld wert!"

Der Alte wirft sein Netz hin, Kapitän Pauls springt auf, die Frauen und Kinder erblassen.

„Wir sind bereit," sagt der Alte und stürzt fort.

„Ein Glück, daß meine Wasserstiefeln mit an Land gekommen sind," meint der Kapitän. „Theda, mein Zeug her!" wendet er sich an seine Frau, welche die Hände ringt und Miene macht, ihren Mann zurückzuhalten.

„Theda, es gilt Menschenleben zu retten," ruft er. „Was ich in Not von meinen Mitmenschen erwarte, das leiste ich, das bin ich schuldig, zu leisten, wenn ich andere in gleicher Not weiß — und helfen kann. Laß mich nicht warten, Frau!"

Sie geht. Er fragt den Vormann:

„Ist das Boot schon aus dem Schuppen?"

„Ja, Kapitän!"

„Ihr laßt es wohl dort an die Huck (Ecke) fahren? Vergeßt nicht, Mast und Segel mitzunehmen. Ich glaube, wir können oder müssen vielmehr eine Strecke segeln. Die Flut läuft nicht lange mehr. Es ist jetzt leidlich hell, und zudem kommt der Mond auf. Wir werden rasch drüben bei dem Wrack sein. Vater und ich sind gleich am Strande."

Der Vormann entfernt sich. In wenigen Minuten stehen die beiden Pauls gerüstet da. Die Kinder weinen laut, die Frauen verbergen ihre Thränen.

„Seid getrost," spricht der Kapitän im Fortgehen. „Gott segnet das Rettungswerk! Helfen könnt ihr mit euren Armen nicht, aber etwas thun könnt ihr doch auch: Betet ein Vaterunser! Gott befohlen! Gott mit uns und euch!"

*

Welch ein saures Beginnen, das schwere Rettungsboot durch die rasende Brandung in See zu bringen! Doch es gelingt nach vieler Mühe! Die brave Rettungsmannschaft legt die Riemen (Ruder) ein, der alte Pauls hält mit eiserner Faust die Steuerpinne. Die See geht furchtbar hoch, das Boot liegt nicht selten fast zum Kentern und ist trotz der größten Anstrengungen der Ruderer, die fast mehr wie menschliche Kräfte entwickeln, nur Zoll für Zoll vorwärts zu bringen. Kapitän Pauls, der den Schlagriemen führt, ruft dem neben ihm stehenden Vormann einige Worte zu. Der nickt einverstanden. „So geht das nicht," schreit er. „Mast und Segel in die Höhe! Wir müssen einige Gänge thun und gelangen auf die Weise wohl in die Nähe des Wracks, um dann mit Rudern langsseits zu kommen."

Bald schießt unter dicht gerefftem Segel das Boot dahin. Die See braust freilich über dasselbe hin, begräbt es im Schaum und Gischt, aber das Wasser läuft durch die Ventile im Boden ab, so daß es sich nicht zu füllen vermag. Vater und Sohn stehen am Steuer, welches vor dem gewaltigen Andrange der See kaum festzuhalten ist. Die Entfernung zwischen dem Boot und dem auf dem Riff gestrandeten Schiffe, einer Bark, deren Masten schon über Bord gegangen sind, über welches hin die in jedem Augenblick sie zu zerschellen drohenden Wogen branden, wird immer geringer. Das Jammergeschrei der Leute, die sich in die Nähe des Quarterdecks, wo fast allein noch ein notdürftiger Halt zu finden ist, und in die Kajüte geflüchtet haben, verstummt mehr und mehr, je näher das Rettungsboot kommt, und verwandelt sich endlich in ein jubelndes Hurra, als dasselbe nach den größten Anstrengungen seiner Insassen auf Seite kommt und festgemacht werden kann. Der Vormann und Kapitän Pauls klettern an Bord des Wracks — es war das eines norwegischen Schiffes — und erteilen ihre Befehle, die glücklicherweise verstanden werden, da Pauls der norwegischen Sprache mächtig ist. Jeder der Schiffbrüchigen will der erste sein, in das Rettungsboot zu kommen. Da die Bark Passagiere — Frauen und Kinder — führt, so werden diese zuerst übergenommen, und allem unberechtigten Andrange wird energisch gewehrt. Dann folgt die Mannschaft, zuletzt der norwegische Kapitän, der nur mit Widerstreben und wie ein Kind weinend sein noch vor wenigen Stunden so stolzes Schiff verläßt. Die armen Leute haben kaum mehr als das nackte Leben gerettet. Einer und der andere versucht wohl, eine Kiste und dergleichen mitzunehmen, aber das verbietet der Vormann, um das Boot nicht zu überladen.

Endlich ist das Boot wieder frei von dem auseinanderberstenden Schiff, das Segel wird gesetzt, und in kurzer Zeit erreicht es den Strand, wo schon die Frauen der Insulaner bereit stehen, die Schiffbrüchigen zu empfangen, sie in die Hütten zu führen, mit trockener Kleidung zu versehen, sie mit Nahrung und stärkenden Getränken zu erquicken.

Wie manches Dankeswort wird den wackeren Männern, die ihr Leben eingesetzt haben, um das ihrer Mitmenschen unter den schwierigsten Verhältnissen zu retten, wie mancher herzinnige Blick wird ihnen zu teil! Sie lehnen den Dank aber ab. Mehr als ihre Schuldigkeit haben sie nicht gethan, ist ihre Antwort. . . .

„Das war ein schöner Schluß des heutigen Tages," sagt Kapitän Pauls, als spät der alte Vater den Abendsegen gelesen hat. „Gott sei Dank, daß wir Rettungsstationen jetzt überall an den Küsten und auf den Inseln haben. Ich weiß doch, daß Herzen für mich schlagen, Augen wachen, Hände sich regen, wenn ich 'mal, was der Herr in Gnaden verhüte, mit der „Energie" auf Legerwall zu sitzen komme. Gott segnete unser Rettungswerk heute, Gott segne es allezeit!"

„Amen! Ich meine das auch so," setzte der Alte hinzu. „Nun laßt uns aber zur Koje gehen, Kinder! Wir haben die Ruhe verdient und werden gut schlafen. Auch die armen Schiffbrüchigen werden im Schlummer ihr Leid vergessen, um sich morgen des neuen Tages zu freuen. Sie haben viel verloren, — aber das Leben ist gerettet, die Hoffnung geblieben."

Philipp Knierk.

Zu rechter Zeit.

Roman von

Sophie Junghans.

XXIV.

Auf einer der kleinen Stationen unweit Baden-Baden hatten sich soeben zwei Züge gekreuzt, der eine von letzterer Stadt kommend, der andere ihr zueilend. Beide hatten hier kurzen Aufenthalt gehabt und einige wenige Passagiere abgesetzt, die sich jetzt rasch verloren in der allzu früh hereinbrechenden Dämmerung des bedeckten Winternachmittags.

Zwei von diesen Passagieren hatten den breiten belebteren Weg, der vom Stationsgebäude in den Ort hineinführte, nicht betreten, sondern schienen ein anderes Ziel zu haben. Es waren ein Mann und eine Frau, die übrigens nichts von einander wußten: sie war dem Badener Zuge entstiegen; er kam aus der entgegengesetzten Richtung. Der Mann, ein schlanker Gesell in dicklodigem Ueberrock, dessen Kragen er in die Höhe geschlagen hatte, so daß vorn gerade noch der blonde Schnurrbart und ein besonders wohlgeformtes Kinn sichtbar wurden, fein aussehend, trotz des verschossenen Jagdhütchens, welches er trug, schritt jetzt rasch und augenscheinlich zielbewußt, rechts von der Station ins Land hinein, auf einem Pfade, der ihn dem in einiger Entfernung schon von hier erkennbaren Gebäudekomplex, einem großen Oekonomiehofe, am direktesten zuführte. Die Frau hatte schon vor ihm eben diesen Weg eingeschlagen, ohne daß er acht darauf gehabt hätte. Jetzt gerade aber wurde ihm ihr Anblick durch die Windungen des Pfades und das Weidicht, zwischen welchem er hindurch führte, entzogen.

Die Landschaft war, an diesem Januartage, weit und breit mit Schnee bedeckt, welche Schneedecke aber schon viele Wochen lang lag, und an erhöhten und dem Winde ausgesetzten Stellen, auf weiten Ackerflächen zum Beispiel, ein so zu sagen abgetragenes Aussehen zeigte, so daß auf letztern die braune Ackerkrume an vielen Stellen durchblickte. Seit Tagen war die Kälte nur noch mäßig gewesen: gleichsam mehr ein lässiges Beharren der Temperatur auf dem unter Nullpunkte, als ein scharfer, übergreifender Frost. Heute schien es sich entschieden zum Tauwetter wenden zu wollen; der Himmel hing bleifarbig schwer und niedrig über dem Gelände, und Licht- und Luftstimmung hatten zur Stunde etwas Trübes und Drohendes, wie denn die ganze Gegend, fruchtbar, aber selbst im Sommer ziemlich reizlos, auf den empfänglichen Menschen jetzt gerade den Eindruck völliger Trostlosigkeit machen konnte.

Mit solchen Stimmungen aber gab sich der rüstig vorwärtsschreitende und aus scharfen, grauen Augen aufmerksam um sich blickende junge Herr nicht ab. Als Landwirt paßte er auf dies und jenes, was für andere Menschen gar nicht vorhanden ist, auf den letzten Schnitt der Kopfweiden nebenan die Wiese entlang, welche ihm zeigten, daß ihr jährliches Wachstum der Flechtindustrie zu dienen hatte, auf den Zustand der Gruben, auf die Flurteilung, als er sich dem Gute mehr näherte und auf ähnliches mehr, so daß er für ein Sichhineinempfinden in die Stimmung der Natur gar keine Zeit hatte. Es wäre das auch sonst schwerlich seine Sache gewesen. Denn Herr Wolfgang Volmar, der Administrator des Barons Vanthorpe, war ein Mann der That, der das Leben packte, wie er es fand, und in den Schuhen, in denen er nun einmal steckte, hatte er auch wahrlich nötig das zu sein. Eben jetzt machte er, auf dem Wege nach Baden-Baden zu dem Baron, der ihn zu einer Besprechung erwartete, einen kurzen Abstecher nach dem Sinzheimer Hofe, einer Domäne, die als Musterwirtschaft sich eines gewissen Rufes erfreute, und mit deren Pächter die Vanthorpesche Administration in Geschäftsverbindung stand. Wenn Herr Sohling, der Domänenpächter, zu Hause anzutreffen war, würde die Sache rasch erledigt sein, und Wolfgang hoffte alsdann mit dem nächsten Zuge nach Baden-Baden weiter fahren zu können.

Wie sehr er dies hoffte, das gestand er sich selber kaum ein. In dem kleinen Portemanteau, den er auf der Station zurückgelassen hatte, steckte sein Gesellschaftsanzug. Der alte Baron hatte ihm, vom gestrigen Tage datiert, geschrieben:

„Für den Fall, daß Sie zum Abend erst hier sein können, lassen Sie sich in den Zimmern der Baronin melden. Dann essen Sie dort nach dem Theater mit uns Abendbrot und können mir dabei gleich referiren, was mir um so lieber sein würde, als ich übermorgen frühe möglicherweise nach London muß. Ist's nicht anders, sehe ich Sie aber auch an dem Morgen noch."

Wolfgang hatte auf Almrod nicht abkommen können vor dem Nachmittage. Und nun fand sich, daß, wie die Züge gingen, auch noch eine kurze Besprechung mit dem Sinzheimer Domänenpächter möglich wurde, deren Ergebnis er dann dem Baron gleich mitteilen konnte. Die Sache war geschäftlich zu wichtig, als daß er es, als Administrator, hätte übers Herz bringen können, die Gelegenheit vorüber gehen zu lassen. Seine Chance freilich, noch an dem Abend in der Villa Ludwigsberg zu sein, schmolz damit auf ein geringes Maß zusammen, wie er sich nicht verhehlte, und mit ihr die einzige Hoffnung, die er etwa hätte hegen können, eine gewisse junge Dame zu Gesicht zu bekommen!

Aber das ließ sich nicht ändern, oder vielmehr, mit einer Art bitterer Härte gegen sich selber redete er sich ein, daß sich das nicht ändern lasse. Was hatte er, der in Arbeit, Sorgen und Geschäften für andere befangene Mann, überhaupt mit solchen Gelüsten — der Sehnsucht, in ein paar berückende Augen zu blicken — Gelüsten, die doch entschieden zum Luxus des Lebens gehörten, zu schaffen!

Und dennoch, trotz alle dem, klopfte ihm jetzt beinahe das Herz in der Erwartung, ob er Herrn Sohling im Hause oder doch so gelegen antreffen werde, daß er mit dem nächsten, in einer halben Stunde gehenden Zuge nach Baden-Baden weiter könne. Das hinderte ihn aber nicht, sich im Gehen aufmerksam umzusehen, wie er gewohnt war. Er hatte die Frau, die ihm eine Strecke voraus gewesen war, jetzt beinahe eingeholt und gewann eben gerade den ersten Blick auf sie, als sie von ihrem Pfade auf der andern Seite der unregelmäßigen Weidenreihe abbog und sich nach links ins freie Feld wendete.

Einige Augenblicke sah er ihr etwas betroffen zu. Sie war städtisch gekleidet und er konnte sich nicht recht erklären, wo sie hin wollte. Wenn sie mit ihm das gleiche Ziel, den Sinzheimer Hof, ge-

Google

habt hätte, so hätte sie auf ihrem bisherigen Wege bleiben müssen. So auffällig erschien immerhin die einsame Gestalt da in der winterlichen Oede des freien Feldes, daß Wolfgang sich die Mühe gab, sich darauf zu besinnen, ob er Haus, Mühle, Gehöft, irgend ein bewohntes Anwesen in der Richtung, die sie eingeschlagen hatte, kenne, zu dem ihr Pfad sie allenfalls führen mußte.

Es fiel ihm nichts ein, aber was ging ihn die Sache am Ende an? Die Person konnte ja auf einem Spaziergange begriffen sein. Obwohl etwas in ihrem Aeußern und ihrer Kleidung darauf zu deuten schien, daß sie der bevorzugteren Klasse, die zu ihrer Erholung spazieren geht, nicht angehöre.

Wie dem auch sein mochte, er hatte sie jetzt hinter sich zurückgelassen, blickte noch ein-, zweimal um und dann, da er sie gerade nicht gewahrte — eine strunkige Weide mochte sie, auf der sonst übersichtlichen Fläche, eben seinem Blicke entzogen haben — dachte er nicht mehr an sie.

Da veranlaßte ihn das Geräusch eines in kurzer Entfernung vorüberbrausenden Zuges, sich umzuwenden, wie man das fast mechanisch gewöhnlich thut, wenn das Schnauben der länderverbindenden schwarzen Schlange in der Nähe sich vernehmbar macht, so unzähligemale man sie auch gesehen hat. Der Eisenbahndamm lief hier um einige Meter erhöht durch das Gelände; der Zug zeichnete sich von der Stelle, auf welcher Wolfgang stand, schon gegen den Horizont ab; ebenso deutlich aber auch eine Gestalt, die auf dem nur zwei Geleise breiten Damm sein Herannahen zu erwarten schien.

Dieselbe war auffällig da, denn sie hatte dort nichts zu suchen, da sie, wie Wolfgangs scharfes Auge ihm zeigte, nicht die eines Bahnbediensteten war. Es war eigen, aber er wunderte sich nun schon kaum, die Frau von vorhin in ihr zu erkennen. Jetzt aber, trotz der Eile, die er eben noch gehabt hatte, wich und wankte er nicht vom Flecke, bis der Zug vorüber war. Und dann — atmete er förmlich auf, als er sie noch auf derselben Stelle stehen sah.

Und nun dachte er gar nicht daran, weiter zu gehen, bis er wußte, was sie ferner beginnen würde. Sie stand noch minutenlang, und Wolfgang wurde, trotz der Regung der Menschlichkeit, die ihn hier hielt, schon etwas ungeduldig. Da endlich kam wieder Leben in sie; sie wendete sich um und stieg auf der ihm zugewendeten Seite den Damm hinab.

Seltsam auch das, denn sie war ihm vorhin, der Haltung nach, wie eine Person in mittlern Jahren vorgekommen, für welche die steile Böschung ein recht unbequemer Weg sein mußte. Mit scharfem Blick verfolgte er jetzt ihre Bewegungen. Und noch fernere zwei Minuten, dann schien ihm ihr Ziel nicht mehr zweifelhaft. Dem Beobachter aber war es das seine eben so wenig. Den Sinzheimer Hof ließ er im Rücken und eilte querfeldein, am Herzen den scharfen Griff der Reue darüber, daß er vorhin zu gleichgiltig gewesen war!

Es zogen sich hier in der Nähe des Bahndammes ausgedehnte Fischweiher hin, die zur Domäne Sinzheim gehörten. Von den Fenstern der vorüberfahrenden Züge blickte man im Sommer auf die anmutige spiegelnde Wasserfläche, jetzt im Winter hinab auf die Eisdecke mit ihren viereckigen Luftlöchern, die der Sinzheimer Pächter für seine Fischbrut hatte hauen lassen. Und mit schwer erklärlicher aber untrüglicher Gewißheit fühlte Wolfgang Volmar, daß es an ihm war, jetzt was er an Atem in der Kehle hatte daran zu setzen, um vor jener andern drüben bei dem ersten der dunklen Löcher im Eise anzulangen, die so sicher wie kaum irgend ein anderer Ausgang, den der Lebensüberdruß wählen mag, als Thore zur andern Welt gelten konnten.

Die drüben verfolgte ihren Weg unterhalb der Böschung, jetzt unbekümmert durch den tiefen Schnee watend, da wo, wie Wolfgang wohl wußte, kein Pfad war, und sie hatte eben das Ufer des Weihers erreicht. Sie hatte aber noch ein gutes Stück bis zu der ersten Oeffnung im Eise, die groß genug war, um einen menschlichen Körper durchzulassen, und sich mitten auf dem Weiher befand. Zum Glücke gewahrte sie in ihrer Versunkenheit die Nähe eines Menschen nicht. Ihm aber, der vorsichtig, wie der Jäger an das Wild und doch mit größter Hast sich heranstahl, ihm grauste es, wie es dem kräftigen Manne selber noch nie gegraust hatte, wenn er an ihr irres Vorhaben dachte.

Wie sie, sicher umhüllt, wie sie wähnte, von der trüben Winterdämmerung, die Eisfläche betreten würde, die dünne Schicht, die sie einstweilen noch vom Tode trennte; wie rasch sie den Zwischenraum zwischen sich und der ersten Oeffnung im Eise verringern mußte, hastig den glatten Boden beschreitend, dessen drohendes Knistern, Reißen und Krachen sie ja nicht zu schrecken brauchte! Dann dicht, dicht vor den Füßen plötzlich, schwarz die viereckige Oeffnung ausfüllend, die winterkalte Flut ... fast in einer Fläche mit dem, was bisher fester Grund gewesen war. Wie leicht, wie einfach, hätte man sagen können, war nun alles ... Es bedurfte kaum noch einer Anspannung des Willens, eines Entschlusses, so wenig wie es der heftigen körperlichen Bewegung mehr bedurfte. Alle Anstrengung, die den armen Leib, die gequälte Seele vielleicht bis hierher ermüdet hatte, lag hinter ihr, war zu Ende, überstanden für immer! Ein Schritt nur noch, und dann wich der Boden unter ihren Füßen und die irdische Bühne gleichsam wich mit ihm. Sie versank, gedankenschnell und rettungslos in der engen Oeffnung: ein leichtes Gurgeln auf der Oberfläche des Wassers, welches die Gestalt eingesaugt hatte, und alles war aus. Vergeblich und tödlich würde schon eine halbe Minute nach ihrem Verschwinden ein Tauchen nach ihr und der Versuch, sie wieder ans Licht zu bringen sein, da der Zug des Wassers sie alsdann weit unter die Eisdecke fortgeführt haben mußte.

Aber Gott sei Dank, noch konnte er das vielleicht verhindern. Und wenn er wirklich nicht mehr zur rechten Zeit am Platze war — er sah ein, daß dies unmöglich sein würde — die Stimme hatte er doch, seine menschliche Stimme, die er vorausschicken konnte, damit sie gerade noch die fürchterliche Einsamkeit durchbräche, in welcher kurz vor dem Ende der Selbstmörder nur mit sich und seiner Qual sich zu befinden pflegt.

Wäre Jene die Nähe eines Menschen schon früher gewahr geworden, so würde dies allein vielleicht genügt haben, sie von ihrem Vorhaben abzuhalten.

Vater unser! Nach dem Gemälde von W. Marc.

Digitized by Google

Zu Tode gehetzt. Nach dem Gemälde von C. F. W. Klingender.

Digitized by Google

Aber wahrscheinlich nur für jetzt; sie hätte ja nur zu warten gebraucht, bis sie sich wieder unbeobachtet glauben konnte. Es war vielleicht besser so.

Sie war jetzt, am Rande des Weihers entlang gehend, der Oeffnung im Eise gegenüber angekommen und betrat nun die Eisdecke mit etwas unsicherm Gange, aber ohne rechts und links zu blicken, das Auge allein auf den Punkt gerichtet, der sie, seltsam, aus meilenweiter Entfernung wie magnetisch angezogen hatte. Dort winkte das Ziel, ein stilles, einsames, fast schmerzloses Sterben, und Sekunden an Zeit und wenige Schritte Raum nur trennten sie noch von ihm.

Sie war so weit zerrüttet, daß dem leidenschaftlichen Triebe dorthin jetzt kein anderer in ihr mehr die Wage hielt. Da mit einemmale ein lautes, kräftiges Hoho, eine im Tone schon von vibrirendem, vollen Leben erfüllte Männerstimme ganz aus der Nähe, ihr gegenüber, vom andern Ufer her, welches der Rufende eben erreicht hatte! Nun setzte auch er den Fuß aufs Eis, aber sie hatte ja einen Vorsprung vor ihm — gewiß, sie erreichte es noch — dicht vor seinen Augen konnte sie ihn, der ihr jetzt ihr schlimmster Feind schien, um die Beute betrügen — Kräfte des Wahnsinns hatte die plötzliche, furchtbare Durchschütterung durch die Menschenstimme in ihr entfacht.

Aber noch einen Feind hatte sie, dessen Griff sie plötzlich an der Kehle fühlte, als sie, mit dem vernunftlosen Blick des wilden Tieres fast, vorwärts strebte. Sie hatte in der Richtung in der sie lief den jüngst erwachten, scharfen, mit dem Froste, den er löste, gleichsam beladenen Südhauch gegen sich. Der nahm ihrer schwachen, keuchenden Brust den Atem, so völlig, als ob eine erstickende Hand sich ihr über den in Todesangst geöffneten Mund gelegt hätte. Sie rang wild nach Atem, während die Füße am Boden wurzelten. Endlich ein pfeifender, röchelnder Laut, aber nun war es zu spät — ein paar heisere Töne kreischenden Weinens stieß sie aus, bei denen dem Manne, der sie nun schon fest hielt, sich vor mitleidigem Grauen das Haar sträubte, dann hing sie zerbrochen in seinen Armen — ihr war, ähnlich wie den zum Tode verurteilten Verbrechern, die man mit grausamer Sorgfalt hütet, ein freiwilliges, kurzes Sterben nicht gegönnt gewesen!

Erschüttert blickte Wolfgang jetzt nieder auf ein noch junges, offenbar durch Krankheit zerstörtes Antlitz. Keine Mutter, kein Bruder hätte sorgfältiger, erbarmender mit diesem Elend verfahren können, als er that. Er stützte sie während des Hustenanfalles, der jetzt folgte, er wischte ihr den kalten Schweiß von der hageren Stirne, den eingefallenen Schläfen. Dann bat er freundlich: „Lassen Sie mich Sie hinüber tragen; Sie sind erschöpft und das langsame Gehen über das kalte Eis ist nichts für Sie" — und kein Wort von dem, was eben hatte sein sollen, was er verhindert hatte; nicht anders, als sei es das natürlichste von der Welt, sich hier zu treffen, in dieser öden Winterdämmerung und Einsamkeit, auf der Eisfläche des Weihers spazieren zu gehen. Sie war willenlos, und so hob er die viel zu leichte Gestalt auf und trug sie behutsam ans Land, was für seine Manneskraft ein Spiel war. Dann aber ließ er sie auf den Boden nieder, so wenig ihm der feuchte Schnee hier für ihr dünnes Schuhwerk gefallen wollte. Sie mußte aber doch etwas Nerv und Willen wieder finden, und so war die Bewegung des Gehens vielleicht schon wohlthätig für sie.

Er führte sie an seinem Arm sorgfältig, ja ritterlich, wie eine Dame, nicht wie ein verlorenes Geschöpf; unwillkürlich war er durch die Abwesenheit alles Bewußtseins ihrer selbst in ihr, durch die furchtbare Wahrheit ihres Jammers, für sie eingenommen worden. Sie hatte noch kein Wort gesprochen, und er auch keines wieder an sie gerichtet; seine Sorgfalt nur war beredt gewesen. Da, als sie aus der pfadlosen Strecke unterhalb der Böschung endlich auf den Weg gelangten, blieb sie stehen und versuchte, ihren Arm aus dem seinen zu ziehen. „Sie wollen mich doch nicht unter Menschen bringen?" sagte sie mit ihrer armen, heisern, matten Stimme, und sah ihn dabei aus den hoffnungslosen Augen an. Und dann hatte sie sich von ihm los gemacht, rang die Hände in einander und brach in ein erschütterndes Weinen aus.

„Warum hat mir der liebe Gott das angethan, daß er Sie dazwischen kommen ließ! Jetzt wäre alles vorüber! Ich kann ja doch nicht weiter leben — wo soll ich denn hin? Ich kann nicht mehr ..."

Wolfgang Volmar war keiner von den selbstgewissen Moralisten und, merkwürdig, der Vorwurf, der in den Worten der Armen auch für ihn lag, traf ihn. Er fühlte es: man hat keine leichte Verantwortlichkeit, der dann nachher durch ein paar Trost- und Mahnworte oder ein Almosen genügt wäre, wenn man so, wie er gethan hatte, hineingreift in ein vielleicht unlösbar verwirrtes Jammergeschick.

So war es auch durchaus nicht im Tone und mit der Sicherheit der glatten, fertigen Moral und stolzen Vernunft ihrer unvernünftigen Verzweiflung gegenüber, daß er jetzt zu ihr sprach, sondern ganz bescheiden, fast als habe er sich zu entschuldigen: „Armes Kind ... ich konnte Sie doch nicht vor meinen Augen so elend zu Grunde gehen lassen! Und nun müssen Sie sich ruhig mir anvertrauen, daß ich Sie vor allem unter Dach und ins Warme bringe. Und dann, wenn es Ihnen recht ist, reden wir ..."

Sie war jetzt fügsam. Aber ehe sie seinen Arm wieder nahm, dessen Stütze ihre Hinfälligkeit sehr wünschenswert machte, sah sie ihn aus den verweinten, trüben Augen eine Weile wie verwundert an und sagte langsam: „Was sind Sie nur für ein Mensch: so gut ... Und so ... so ..." sie suchte offenbar nach Worten und fand dann doch nicht das richtige — „so anständig gegen jemand wie mich. Ich habe nicht geglaubt, daß es solche Menschen gäbe, wie Sie."

Er brachte sie in ein Gasthaus, seitab von der Station, an der alten Landstraße, ein stilles, ordentliches Haus älteren Schlags und sie ließ es sich gefallen, daß sie hier zunächst nur wie eine körperlich Kranke behandelt wurde. War sie das doch — sie selber wußte es — nur allzusehr.

Die Wirtin, die den Herrn Administrator von Hof Almrod sehr wohl kannte und voll Gefälligkeit und Diensteifer für ihn war, nahm er beiseite und gab ihr seine Anweisungen. Dann trat er wieder zu seiner Begleiterin, die, ziemlich teilnahmslos und augenscheinlich etwas fiebernd, in sich zusammengesunken auf dem schwarzen Wachstuchsofa der zum Glück leeren Gaststube saß.

„Es wird ein Zimmer für Sie zurecht gemacht," sagte er freundlich, sich über sie beugend. „Das Mädchen wird kommen und Ihnen sagen, wenn alles fertig ist. Mein Vorschlag ist, Sie gehen dann gleich zu Bette und genießen da erst was Warmes ... Die Frau hier weiß schon Bescheid und wird Ihnen etwas herauf schicken .. zuerst aber ein Glas heißen Grog ..." er lächelte gütig: „das ist, was ich Ihnen speziell verordne ... mir zu Gefallen nehmen Sie das. Ich habe eine Besorgung und werde in einer Stunde etwa wieder hier sein. Wenn Sie dann nicht schlafen, möchte ich wohl ein paar Worte mit Ihnen reden. Aber verstehen Sie mich .. Sie kleiden zu Bette ... denken Sie, ich sei Ihr Arzt ..."

„Sind Sie einer?" warf sie gleichgiltig ein. Und auf sein Verneinen: „Nein, Sie sehen auch nicht so aus ... Sie sehen aus, wie ein vornehmer Herr ..." fügte sie in dem Tone dessen, der ruhig eine Thatsache anmerkt, hinzu.

Er hatte das vom Arzte gesagt in der Idee, er habe vielleicht etwas von der Scheu des jugendlichen Mädchens in ihr zu bekämpfen bei seinem Vorschlag, sie solle ihn im Bette empfangen, wohin sie dem Zustande ihrer Gesundheit nach augenscheinlich gehörte. Denn je länger je mehr sah er, wie viel jünger sie war, als er anfangs gedacht hatte.

Aber von Verlegenheit oder Scham vor ihm war ganz ebenso wenig bei ihr vorhanden, wie von der handwerksmäßigen Dreistigkeit einer gewissen Klasse. Sie war nur stumpf in ihrem Unglück, und machte ihm zudem jetzt den Eindruck einer Person, die lange in den Händen der Aerzte gewesen war, und die ein Weib war, kein Mädchen, obwohl die abgezehrten Hände keinen Ring trugen; mit andern Worten, die schon geboren hatte.

Es lag tief in seiner Natur, daß er trotzdem oder vielleicht deshalb gerade neben der mildesten Schonung ein Etwas von Respekt in den Ton legte, in dem er mit ihr redete.

Er verließ sie jetzt, um nun noch den verspäteten Gang nach dem Sinzheimer Hofe anzutreten. Und jetzt, obwohl es so viel später am Tage war, war er nicht ungeduldig mehr. Das eigene heiße Sehnen nach jener andern war gedämpft und gekühlt, jetzt, da diese breite Woge aus dem Ozean des allgemeinen Menschenelends darüber hingespült hatte.

Gegen acht Uhr abends, bei völliger Dunkelheit, trat er in dem Stübchen im ersten Stock, nach welchem sie ihn unten im altmodisch geräumigen, niedern Flur des Kronenwirtshauses hin gewiesen hatten, ein. Ein Licht brannte auf dem Sofatische; die Fremde lag im Bette, in einem reinlichen Kamisol der Wirtin, nicht mehr aschfahl wie vorhin und nicht mehr so wild verstört, sondern mit einer durch die wohlthätige Wärme leicht erhöhten Farbe und einem stilleren Ausdruck, als habe der gebrochene Körper wenigstens dem rein äußerlichen Behagen dieser Ruhe nach dem tödlichen Sturme nicht widerstehen können.

„So ist's recht," sagte er freundlich, seine kräftige, lebensvolle Hand einen Augenblick über ihre hagern, feuchten Finger legend — „Sie sind mir gefolgt ..."

„Warum sollte ich Ihnen nicht folgen," sagte sie. „Der liebe Gott muß Sie mir doch wohl in den Weg geführt haben ... Es ist ja aus mit mir, das weiß ich, so wie so. Aber wenn ich es nicht verdient habe, so hat es doch vielleicht mein armer Vater und hat es meine Mutter verdient, daß es jenes Ende nicht nehmen sollte."

„Wie, Sie haben noch Eltern!" sagte er erschüttert. „Beide Eltern noch!"

Sie bewegte bejahend den Kopf auf dem Kissen. „Und ich war das einzige Kind ... die einzige Tochter ordentlicher, solider Bürgersleute ... das sehen Sie mir wohl nicht an ... Wie bin ich gehalten worden! ... Wenn es der Mutter nach gegangen wäre, hätte ich mir nie die Finger naß zu machen brauchen ... Wir hatten es ja, obwohl wir in dem alten Hause blieben ... Wie oft hat der Vater in seinem Behagen zu mir gesagt, daß er, wenn er wollte, längst von seinen Zinsen leben könnte."

Er unterbrach sie absichtlich, auch wenn sie einmal stockte, durch keine Frage in diesen Reden, die nach und nach etwas von einem träumerischen Selbstgespräche gewonnen. So erfuhr er vielleicht in der gelindesten Weise, was er doch wissen mußte, um ihr ferner beistehen zu können.

„Aber er konnte die Werkstatt nicht entbehren," fuhr die belegte Stimme fort, „obwohl ich sie nicht leiden konnte, seit ich groß war, und das Schimpfen mit den Lehrjungen, was ihm Motion machte, wie er sagte, und den Leimgeruch. Mein Vater war Schreinermeister ... Schreinermeister Kersting in Hessenstadt," fuhr sie etwas angelegentlicher, sich sogar ein wenig aufrichtend, fort. „S i e müssen es doch wissen, im Fall ich ... im Fall mir ... Ich will es zwar der Frau hier im Hause nicht wünschen ... in einem Wirtshaus haben sie es nicht gern, wenn ihnen jemand stirbt. Aber wenn ich noch einen Blutsturz kriege, ist es aus ..."

Er glaubte es selber, während er sie mit tiefem Mitleid ansah. Aber etwas anderes hatte ihn eben lebhaft berührt ... die Namen, die sie genannt hatte. „Kersting," wiederholte er halb für sich, nach einer Jugenderinnerung suchend, „Schreiner Kersting ..."

„Ja, Sie kennen den Namen? Es sollte mich nicht wundern," sagte sie gleichgiltig. Dann, zum erstenmale den Blick länger und mit mehr Aufmerksamkeit auf sein Antlitz richtend: „mir war vorhin schon, als kennte ich Sie auch."

„Ich heiße Volmar," sagte er, „und habe in Hessenstadt gelebt. Aber das muß doch ein Irrtum sein," — daß sie ihn kenne, nämlich — „ich habe Sie nie gesehen."

Sie nickte ruhig, da sich die Erinnerungen an einander reihten und sich ergänzten. „Aber ich Sie. Sie sind zum Vater gekommen mit einer Bestellung oder einem Gruße oder was es war, von den Ihren. Ich guckte durch die Küchenthüre, nach dem schönen jungen Herrn, der Sie schon damals waren; ich war kaum konfirmirt, aber ich habe es nicht vergessen ... ich ärgerte mich, daß Sie mich nicht sahen, was ja nicht Ihre Schuld war, denn ich hielt die Thüre nur einen Finger breit offen. Blond sind Sie noch immer, aber doch dunkler ..." ihre

Augen hatten, für ein Bruchteil einer Sekunde, etwas von dem Ausdruck, den die des Linchen Kersting von damals gehabt hatten. Dann aber kam es wieder über sie: „Und Sie sind es, der hier sitzt, und ich . . . o . . ." Das hoffnungslose Elend ihres Zustandes packte sie, wie etwas Neues . . . und der Gedanke des nahen Todes, den sie ersehnt hatte, gegen den aber plötzlich, diesem kräftigen Leben gegenüber, ihre eigene Jugend sich aufbäumte, auf Augenblicke, wie gegen etwas unsäglich Furchtbares, nein Unmögliches. Das Antlitz verzog sich zum Weinen, sie wendete es herum, von ihm fort, auf dem Kissen, aber er sah, wie ein paar Thränen, wenige nur, als ob die erschöpfte Natur auch mit diesem Balsame karge, ihr unter den geschlossenen Wimpern hervordrangen. Und so jammerte sie leise: „Wer hätte das damals gedacht . . . und daß ich so früh von der Welt müßte . . . es nicht einmal bis auf zwanzig brächte . . . im März ist mein Geburtstag, und den erleb' ich nicht . . . o . . . o . . ."

Wolfgang biß die Zähne aufeinander, um seine Thränen zurückzuhalten. Aber man hörte sie doch in seiner Stimme, als er sich jetzt über das arme Geschöpf beugte: „Sie können wieder gesund werden . . . Ihr braver Vater wird Ihnen verzeihen, und Ihre Mutter wird nur zu froh sein, Sie wieder zu haben. Gott hat Ihnen längst vergeben . . . die Menschen vergessen . . . Sie können noch wieder froh werden . . ."

Sie schüttelte den Kopf, aber sie wurde ruhiger. „Nein, wenn man das erlebt hat, was ich hinter mir habe, wird man nie wieder froh," sagte sie hart, wie aus einem inneren Schauer heraus. „Und gesund werde ich auch nicht wieder. Wissen Sie, was mich wundert," sagte sie plötzlich, ihn mit klaren Augen ansehend, „daß ein Mensch all dies Elend auf der Seele haben kann, einer der gar nicht der Mensch darnach ist, daß es ihn auch nur drückt, daß er es überhaupt begreifen kann!"

„Sie sind verlassen worden," sagte er nach einer Pause, halb fragend mit leiser Stimme. „Wollen Sie mir Ihr Vertrauen schenken und mir sagen, wer . . . nein . . . ob man den Schuldigen nicht zur Rechenschaft ziehen kann?"

Sie lächelte bitter. „Der wird Ihnen ins Gesicht lachen und sagen: warum hat sich das dumme Ding mir an den Hals geworfen. Wahr ist's, ich kam ihm entgegen, damals. Aber man muß auch nur wissen, wie die Verhältnisse da noch lagen. Damals war ich, die reiche Bürgers- und Meisterstochter, eine Partie, wie er sie sich so gut nicht konnte träumen lassen. Und wenn ich nicht freundlich wäre, dachte ich, würde er nie die Courage haben, zu glauben, es sei mir ernst. Von meinen Eltern her konnten da nur die Schwierigkeiten kommen. Und weil ich es ja nur war, die sie aus dem Wege räumen konnte, deshalb meinte ich, ich thäte immer nur das Rechte und etwas Gutes, arm und in einfacher Stellung, wie er doch damals war, wenn ich ihm und unserer Neigung zu Liebe so weit ging, hinter dem Rücken der Eltern, bis zu dem heimlichen Verlöbnis. Ich war wie vernarrt in ihn: ich hielt ihn für etwas anderes, als er war. Und er hatte ja auch damals schon die schöne Stimme."

„Die Stimme?" fragte Wolfgang.

„Ja. Er ist jetzt ein berühmter Sänger. Das hätten Sie wohl nicht gedacht, daß ich, wie Sie mich hier sehen, mit so einem zu thun gehabt habe. Er verdient viele Tausende, die vornehmsten Damen schreiben Briefe an ihn. Er hat mir gestern noch gesagt — war es gestern?" unterbrach sie sich träumerisch, „es kommt mir vor, als sei es viel länger her . . . ja, gestern morgen, als er mich und mein Elend vollends von sich abschütteln wollte, hat er mir gesagt, daß ein Mann wie er eigentlich eine Prinzessin heiraten müßte."

„Gestern? In Baden-Baden also," sagte Wolfgang ahnend. „Er heißt . . .?"

Sie nannte leise den Namen, den er seit zwei Minuten erwartete. Dennoch fuhr er auf, wie von einem Hiebe getroffen. „Lippert . . . der Hund . . ." murmelte er, unwillkürlich die Hand ballend.

„Der Hund, sagen Sie . . . und Sie wissen noch gar nicht alles!" sagte hier die Kranke mit einer fast naiven Verwunderung.

„Nein, aber ich traue ihm alles zu," erwiderte er, noch zwischen den Zähnen hindurch. Sie sah ihn aufmerksam an. Dann meinte sie, mehr mit eben dem aufmerksamen, als mit unruhigem Blick: „Werden Sie aufstehen und voll Verachtung von mir fortgehen, wenn Sie jetzt hören, daß ich ein schlechtes, leichtfertiges Mädchen gewesen bin? daß —" hier wurde die Stimme doch leiser und der Blick irrte scheu von ihm fort — „daß ein Kind von mir und ihm, ein armer, totgeborener Wurm, in Mainz begraben liegt seit sechs Wochen. Nun, was sagen Sie jetzt?"

Er sagte zunächst nichts, sondern nahm ihre beiden abgezehrten Hände zwischen seine. Und dann kam die Antwort. „Armes Kind . . . konnte ich denn nicht denken, daß Ihr Unglück ein derartiges war? Wer aber so furchtbar schwer büßt — zu schwer, wie mir scheint, soll ich den auch noch verdammen?"

„Ja, zu schwer," sagte sie schaudernd. „Sie haben Mitleid mit mir . . . ich sehe es Ihnen an . . . er hatte keins."

Und nun kam, bruchstückweis, die Geschichte des unsäglichen Elends, welches sie hinter sich hatte, der Qual der Verheimlichung und gefürchteten Schande, und dann, entsetzlicher als alles, der Reise, bei körperlichem Versagen und in tiefster, innerer und äußerer Verlassenheit.

„Und das alles weiß er?" fragte Wolfgang Volmar am Ende nur.

„Ja, er fragte mich aus darnach," sagte sie. „Er war neugierig, weiter nichts. Und dann wollte er auch wohl wissen, ob nichts vorgefallen sei, woraus ihm Unannehmlichkeiten erwachsen könnten . . ."

— Unannehmlichkeiten! — Wolfgang ballte die Faust bei dem Worte. Sie fuhr fort, und jetzt suchte sie sich aufzurichten in einer plötzlichen Erregung: „Mag sein, daß es hart für ihn wäre, mich jetzt noch heiraten zu sollen, wo er einen solchen Aufschwung genommen hat. Mag sein, daß es die wenigsten thäten . . . Aber etwas, einen Funken Gefühl nur sollte er zeigen für mich und den Vater . . . Und sehen Sie, daß er so nichts, gar nichts empfand für uns, weniger, unendlich viel weniger als der fremdeste Mensch — nichts als das bißchen Aengstlichkeit für sich selber, nichts, nichts bei meinem grenzenlosen Elend . . . das war's, das hatte mich heute wie verrückt gemacht. Auf der Hinfahrt nach Baden-Baden, ehe ich ihn aufgefunden hatte, war mir schon nicht wohl zu Mute, das können Sie denken. Sonst hätte ich auch wohl die Löcher im Eise gar nicht bemerkt, an denen der Zug so dicht vorbeifährt. Ich hatte die ganze Zeit beim Fahren gedankenlos hinaus gestarrt in meinem Jammer, und gar nicht gewußt, was ich sah, oder ob ich etwas sah oder nicht. Die Oeffnungen im Eise aber, durch die gerade ein Mensch hindurch geht, die waren mir aufgefallen. Und als er heute von mir fort war und mir Geld — Geld, Geld mir! — angeboten hatte, da packte mich etwas . . Wut kann ich's nicht nennen, Ekel, ein furchtbarer Ekel war es viel eher, vor einer Welt, in der solche Dinge vorkommen können, so daß ich plötzlich nichts im Kopfe hatte, als das dunkle, viereckige Loch im Eise, in dem das Wasser bis an den Rand stand, und keinen Gedanken als: Dahin, dahin, nur schnell . . . und da hinein! Ich wußte sogar, wo es gewesen war, bei welcher Station. Und so fragte ich mich auf den Bahnhof . . . Alles schien wie ein bereiteter Weg für mich . . . ich brauchte nicht zu warten, der Zug ging gleich ab — ich erkannte die Gegend und stieg aus und fand auch sofort den Weg . . . Es war merkwürdig," fügte sie hinzu, ruhiger als sie bis dahin gesprochen hatte und wie beschaulich: „merkwürdig."

„Wie haben Sie ihn nur lieben können," sagte Wolfgang leise, nach einer traurigen Pause, und die Worte zeigten, welchen Weg seine Gedanken indessen genommen hatten.

„Ach," meinte sie, „darüber würden Sie sich so sehr nicht wundern, wenn Sie mich damals gekannt hätten. Was war ich denn anders als ein gewöhnliches, hübsches Ding von einem Mädchen? Wir paßten gut genug zu einander. Jetzt, wo das Unglück, ich weiß selber nicht was, aus mir gemacht hat, wo ich mich nicht mehr schäme noch fürchte, gerade, als wär' ich schon einmal gestorben, jetzt mag es Ihnen vorkommen, als müßte auch schon damals mehr in mir gesteckt haben. Und es mag auch sein, daß ich mehr von meinem Vater, den sie immer eisenköpfig nannten, an mir hatte, als ich selber wußte. Bei ihm, ach, da bezwang mich immer die Stimme — die schöne Stimme . . . er konnte mit mir machen, was er wollte, wenn er gesungen hatte."

„Eins sagen Sie mir noch," bat nach einer Weile Wolfgang, der klarer zu sehen wünschte. „War Ihrem Vater der Elementarlehrer nicht recht als Schwiegersohn, oder der Theatersänger? Ich meine: war Lipperts Berufswechsel schon vollzogen, als, als" — er suchte nach einem schonenden Ausdruck — „als Sie sich ihm heimlich ergaben."

„Nein — das war es eben . . . er war auf dem Punkte, umzusatteln, und drang in mich wegen der bevorstehenden Trennung. Und seine Lage war damals noch unsicher . . . ‚jetzt muß ich etwas haben, woran ich mich halte . . . jetzt muß ich fest auf Dich rechnen können,' sagte er. Ich glaube, er hat auch besonders auf meinen Vater gerechnet . . . das ist mir nachher klar geworden . . . er wollte ihn in Händen haben, falls das in Aussicht gestellte Geld für seine Ausbildung nicht reichte," fügte sie hinzu, mit einer naiven Erkenntnis der gemeinen Motive jenes Menschen, die hier etwas Furchtbares hatte.

Wolfgang murmelte etwas zwischen den Zähnen. „Wie?" fragte sie, aber ohne daß sie, als er nicht gleich antwortete, weiter an ihre Frage zu denken schien. Sie war unruhig geworden und wälzte den Kopf hin und her auf dem Kissen, wie in körperlichem Unbehagen. „Sie sind müde," sagte er, jetzt rasch aufstehend, „müde und angegriffen. Hatten Sie etwas genossen?"

„Ja," sagte sie; „getrunken. Der Thee hat mir gut gethan."

„Jetzt lassen Sie mich Ihnen noch einen kleinen Schlaftrunk hinauf schicken," meinte er. „Ich werde Ihnen etwas mischen, ich verstehe das; auf dem Lande wird man ein halber Doktor. Und bleiben Sie morgen ruhig im Bette . . . Ich darf Ihnen doch den Arzt schicken, nicht wahr?"

„Wieder den Arzt? brauche ich denn einen? Hier ein Krankenlager . . ." Es war, als fange sie an, sich leicht zu verwirren. „Es kann nicht mehr viel sein, was ich im Portemonnaie habe . . . ich darf doch keine Schulden machen."

„Das lassen Sie Ihre Sorge nicht sein," tröstete er. „Ich kenne ja Ihren Vater."

„Den Vater," murmelte sie vor sich hin. Jetzt suchte er ihren Blick und sagte eindringlich: „Ihren Vater . . . Sie sehnen sich nach ihm, nicht wahr?"

„Was kann das helfen," seufzte sie; sie wurde offenbar jetzt von körperlicher Mattigkeit übermannt.

Aber sie fügte noch mit kaum hörbarer Stimme hinzu:

„Hessenstadt sieht mich nie wieder . . . nie wieder."

„Ich habe Sie zu viel reden lassen," sagte er darauf, anstatt einer andern Antwort, die nicht leicht gewesen wäre. „Sie sind übermüdet. Morgen komme ich wieder. Gute Nacht."

Und so verließ er sie. Seltsame Fügung, daß sie die Tochter eines Mannes war, dessen Namen er in seiner Kinderzeit wie oft hatte nennen hören! Den sein Vater, der damalige Landrat, noch als wohlhabenden Handwerksmeister oft beschäftigte, aus Anhänglichkeit an manche Jugenderinnerung, und den er immer besonders geschätzt hatte.

Nun, um so besser wußte Wolfgang, an wen er sich jetzt zu wenden hatte. Denn über seinen nächsten Schritt in dieser Angelegenheit, die sein Denken für jetzt ganz in Besitz genommen hatte, war er völlig im klaren. Was dann weiter noch für das unglückliche Geschöpf geschehen konnte, mußte sich noch ergeben, besonders auch, soweit Herr Hugo Lippert in Betracht kam, den Wolfgang an diesem Abend am liebsten nur einstweilen ins Gesicht geschlagen hätte. Zunächst aber mußte er an den alten Kersting in Hessenstadt telegraphiren, daß dieser sofort zu der Tochter komme. Das war leider an diesem Abend nicht mehr thunlich. Die Depesche würde selbst von Baden-Baden aus in der Nacht doch nicht mehr befördert worden sein. Wolfgang hatte sich also bis zum nächsten Morgen zu gedulden, da dann das Aufgeben der telegraphischen Botschaft sein allerfrühestes Geschäft sein sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Faustbild.

Von
Hermann Junker.

Als mich der Gedanke erfaßte, den Versuch zu wagen, den ganzen Goetheschen Faust in einem Bilde übersichtlich und zusammengehörig darzustellen, da war es mir klar, daß ich zur „Grundidee“ des Faust greifen müsse und alles, was nicht absolut dazu gehöre, auszuscheiden habe, selbst dann, wenn das Auszugebende das denkbar Malerischste wäre.

Fausts, des strebenden Menschen „Irren“ bringt ihn auf die Bahn der Schuld, der Sünde; zur Erkenntnis seiner Schuld gelangt, beginnt er diese durch ein werkthätiges, der Menschheit und seinem eignen Heile zu gute kommendes Leben zu sühnen. Geläutert und durch die „Liebe von oben“, welche den ehrlich Strebenden aus den Schranken der irdischen sorgenvollen Welt errettet und ihn befreit von jener Verzweiflung, in welche ihn eigene Maßlosigkeit und dämonische Verführungsmächte (Mephisto) hineinzuziehen drohen, dringt er schließlich zum Lichte der erlösenden Gnade siegreich durch zur Verklärung. Der Schöpfer legte in die Brust des strebenden Menschen eine vierfache Sehnsucht zur Beherrschung seiner sündhaften Natur: die Freude an der Arbeit, das unverdrossene Streben, ein höchstes Ziel zu erreichen; die Lust an der Erkenntnis, das durch Forschen erzielte Wissen; den Veredlung bringenden Genuß am Schönen, Pflege der Künste; und zuletzt den Zug des Herzens nach dem heiligen Göttlichen, den wir Glauben nennen, und der sich in Ehrfurcht vor allem Großen und Erhabenen kundgibt. Die vier griechischen Worte, welche am treffendsten und umfassendsten diese vierfache Sehnsucht bezeichnen, sind gleichsam als die Wegzeiger zur Auffassung meines Bildes in dessen Rahmen angebracht.

Ich mußte bei der Anordnung meines Bildes, dem ich drei Längs- und drei Querteile gab, das Ende der Dichtung in den Mittelpunkt rücken, die mater gloriosa, die ewige Gottesliebe in der hehren Gestalt des „ewig Weiblichen“. Von ihr, der gnadenreich Erlösenden, strömte das reinigende, läuternde Licht aus, das Gretchen im heißem Bußgebet, in dem Schrei um Gnade zu dem allerbarmenden Vater in dunkler Kerkernacht, sterbend erfleht, und das andererseits Fausts Seele trostreich entgegenleuchtete, der als ein Held in seinem ernsten männlichen Leben und Streben sich vergeblich abgemüht hat, das Humanitätsideal zu verwirklichen. Ungestillte Sehnsucht mit Vorahnung der Vollendung bleibt das Gepräge seines Wesens. Er wird auf die Grundbedingungen der Seligkeit hingewiesen, auf die notwendige Bedingung des Selbstgerichts. „Die sich verdammen, heile die Wahrheit,“ singt der Chor der Seligen, und nur die „gnadenreiche“ Liebe neigt sich erlösend zu denen herab, welche, obwohl große „Sünderinnen“, als die „reuig Zarten“ und „Gnade bedürfend“ dem Throne der ewigen Liebe nahen. Gretchen, die zu den Sünderinnen und Büßerinnen als una poenitentium eingereiht ist und neben der magna peccatrix, der büßenden Magdalena, der legendenhaften ägyptischen Büßerin Maria Aegyptiaca und dem samaritanischen Weibe, welche alle zusammen die menschliche Schwachheit verkörpern, um ihr Heil fleht, wendet sich, als Faust, der alten Hülle entrafft, aus ätherischem Gewande in Jugendkraft hervortritt, zur Jungfrau Maria:

„Vergönne mir ihn zu belehren!
Noch blendet ihn der neue Tag.“

Die Mutter Gottes, an deren linker Seite die drei Patres Ecstaticus, Profundus und Seraphicus stehen, ist zu Häupten von den Chören der seligen Knaben, der jüngeren und der vollendeten Engel umgeben; sie selbst thront im Sternenkranze inmitten. Oben über dem geschilderten Mittelbilde, nur getrennt von einem schmalen Fries von Engelsköpfen, ist das Vorspiel im Himmel angebracht. Gott Vater sitzt hier auf dem Throne der Welt von seinen heiligen Engelscharen umgeben, in nächster Nähe die drei Erzengel, Michael, Gabriel und Rafael. Mephisto, im Vordergrunde sichtbar, ist im Begriffe mit Gott die Wette um die Seele Fausts einzugehen. Hier anknüpfend nach links abwärts über der schon erwähnten Scene in Gretchens Kerker finden sich in drei kleineren Feldern die Vorgeschichte zu dem Gretchendrama der „Schuld“ Fausts; erstens: Faust in der Studierstube, mit sich und der Welt zerfallen, nach Erkenntnis ringend, verzweifelt, reif dem Satan zu verfallen, welcher im Hintergrunde des Rufes gewärtig lauert; zweitens: die Scene in der Hexenküche: Mephisto zaubert Faust das Bild der schönen Helena vor, um seine Sinne zu reizen, ihn ins Maßlose zu treiben und so am sichersten zu verderben; drittens: Fausts Vereinigung mit Gretchen in Marthas Garten. Nun häuft sich Sünde, Blutschuld und Schande auf Fausts Seele, die der Böse verdunkelte. Die Opfer dieser Periode, die Mutter

Faust. Nach dem Gemälde

Digitized by Google

…on Hermann Junker.

Gretchens. Valentin, ihr Bruder, und das mit Faust gezeugte Kind, welches sie ermordete, liegen in einem unter Gretchens Kerker befindlichen gruftähnlichen, mondbeschienenen, halbrunden, niedern Raume übereinander gehäuft. Den Abschluß des „Schuldteils" bildet die Kerkerscene: Gretchen im Büßerhemd auf ihrem Strohlager sinkt sterbend in die Arme eines Engels, der, im lichten Strahle der Gnade erscheinend, sie entsündigt; Faust, der zaudert und schmerzlich bewegt die Stätte nicht verlassen kann, wird von Mephistopheles gewaltsam fortgerissen.

Uebergehend zum zweiten Teile, sehen wir drei kleine Bilder auf der rechten Seite gegenüber den drei kleinen Bildern der Vorgeschichte zum Gretchendrama angebracht. Sie beginnen die „Sühne". Faust, am kaiserlichen Hofe weilend, hat sich, im Besitze des Schlüssels, welchen ihm Mephisto gab, zu den „Müttern", dem Urquell alles Lebens, in die Unterwelt begeben, um den glühenden Dreifuß heraufzuholen, mittelst dessen er das Bild der Helena nochmals hervorzuzaubern im stande ist, wonach er sich glühend sehnt. Im ersten der genannten Bilder legt er schauernd den Schlüssel an den Dreifuß, um mit ihm an die Oberwelt wieder heraufzusteigen; im zweiten stürzt er mit eifersüchtigem Grimm auf Paris, der im Begriffe steht, Helena zu entführen, sie davonzutragen. In der Kleidung eines Oberpriesters, in welcher Faust den Spuk hervorzauberte, ist er eben im Begriffe, Helena mit seinem Schlüssel zu berühren, aber alles verfliegt mit einem gewaltigen Donnerschlag, und er selbst liegt wie zerschmettert am Boden. Faust ist noch nicht reif, das Schönheitsideal zu umfangen, nur durch innere Klärung und Reinigung soll ihm dies gelingen. Das dritte Bild zeigt, wie er sich auf den Rücken Chirons gesetzt hat, um sich von diesem an die Pforte der Unterwelt tragen zu lassen, hier von Manto, der Tochter Aeskulaps, begrüßt. Es folgt nun die Reihe der drei untersten Bilder. Faust hat Helena gefunden und sich mit ihr verbunden, er als der Vertreter der mittelalterlichen Romantik und Helena als die Verkörperung der griechisch-antiken Geistesrichtung durchdringen sich zu einer lebensvollen Renaissance, wie das ebensowohl in der humanistischen Bewegung der Reformationszeit wie auch in der modernen Geistesströmung nach der Sturm- und Drangperiode geschah. Goethe läßt hier das Deutschtum als Träger höherer Kultur das Erbe Griechenlands antreten. Der Verbindung entsproß Euphorion, „der leicht sich Bewegende". Er, der künftige Meister alles Schönen, dem „die ewigen Melodien durch die Glieder sich bewegen", zerstört sich selbst infolge seiner stürmischen Eigenart und findet ein tragisches Ende. Das erste untere Bild stellt die Scene dar, wie Euphorion am Rande des Berges emporschwebt, das Haupt lichtumflossen, die Leier in der Hand; Helena birgt unheilahnend ihr schönes Haupt an Fausts Brust, der schmerzbewegt dem Sohne nachschaut. Der Chor der Frauen steht klagend zu Füßen des Felsens. Das daran sich reihende zweite Bild zeigt unseren Helden mitten in vaterländischem männlichen Thun. Er steht eben im Begriffe, allerdings mit Hilfe des Teufels, dem glänzenden echten Kaiser die Schlacht gegen dessen Gegenkaiser zu gewinnen. Der Kaiser harrt in seinem Zelte vollständig gerüstet des Ausganges der Schlacht, auf der Höhe steht Faust im Feldherrenornate, hinter ihm Mephisto, der ihm die Befehle zuflüstert; vorne zu Roß hält der Stabstrompeter, die Signale zu geben; in der Tiefe wogt die Schlacht, es tanzen unheimliche Flämmchen auf den Lanzenspitzen der Reiter, und blutigrotes Gewölk verdunkelt den Horizont. Das dritte und letzte untere Bild reiht sich hier an. Faust wird durch die Gnade des beglückten Kaisers mit dem Landstrich belehnt, der sich am Meere hinzieht, und zum ersten Bürger des Reiches gemacht. Der Welt die Welt zu eröffnen ist Fausts Wunsch, durch fleißige und heiße Arbeit im Dienste der menschlichen Gemeinschaft und des nationalen Lebens der humanen Kulturaufgabe zu dienen, um so das Wahre und Schöne mit dem sittlich Guten zu einen. Und so eröffnet er „Räume vielen Millionen, nicht sicher zwar, doch thätig — frei zu wohnen." Im beglückenden Gefühle des gelungenen großen Werkes genießt er den letzten größten Augenblick, in dem er fühlt, „es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehn". Sein Auge schwelgt, verjüngt legt er den Stab aus der Hand — vorne lauert der Teufel, denn der Zeiger wird fallen und Fausts Seele, wie er meint, ihm zugehören. Aber er wird betrogen, die Engelscharen tragen Fausts von dem Lichtstrahle der göttlichen Gnade gereinigtes Unsterbliches im Hauptbilde des rechten Teiles empor, und Mephisto versinkt wutschnaubend in seine Höllenglut, jauchzend empfangen vom Chor der Dünn- und Dickteufel. Der Eingang zur Hölle ist auf dieser Seite genau gegenüber der Gruft unter Gretchens Kerker und bildet mit seinem Flammenmeer den wirksamen Gegensatz zu dieser. So schließt sich der Ring wieder bei dem Mittelbilde, der mater gloriosa.

Digitized by Google

Generalfeldmarschall

Graf Moltkes Briefe

an seine Braut und Frau.

Skopau, den 14. Ich finde wenig Zeit zum Schreiben, liebe Marie. Alle Morgen Manöver, zu welchen wir im Omnibus mit dem Prinzen herausfahren, auf dem Rendezvous zu Pferde steigen und viel Staub schlucken. Dann großes Diner mit 30 bis 40 Gedecken, Tafelmusik und abends Thee beim gnädigsten Herrn, zu welchem vier Harfenistinnen aus Wandsbeck spielen, welche wir für das Hauptquartier engagirt haben. Dabei werden Cigarren geraucht. In Oberfart haben wir nach Tische Kegel gespielt, selbst bei Fackelschein. Etwas Schnupfen und Heiserkeit abgerechnet, geht es mir sehr gut.

Den 16. Gestern am Sonntag war Vortrag beim Prinzen. Dann gingen wir zur Kirche. Mittags fuhren wir nach Lauchstädt, wo die Offiziere der Kavallerie uns ein Diner von 200 Couverts gaben. Heute früh hat es geregnet, ich reite mit Borcke, um den Paradeplatz des Armeekorps abzustecken. Der König trifft heute abend in Halle ein und wird auf der prachtvollen Saalebrücke bei Skopau unter einer Ehrenpforte durch die Bauern von 120 zum Domstift Merseburg gehörigen Ortschaften empfangen. Dann geht er nach Lauchstädt, wo wir ihn erwarten. Morgen fangen die Feldmanöver an.

Du siehst es meinem Brief an, daß ich nicht viel Muße habe zum Schreiben. Ich hoffe, daß die Ordonnanz mir heute Nachricht von Dir bringt, Du liebes Herz. Kleist ist jetzt angekommen, aber noch sehr schwach.

Lauchstädt, den 19. Heute, liebes Herz, erhielt ich Deinen Brief und danke Dir tausendmal dafür. Du hast recht pünktlich und sorgfältig über alles Auskunft gegeben. — Den Tag meiner Ankunft, weißt Du wohl, kann ich Dir mit Bestimmtheit nicht angeben.

Am Montag den 23. ist große Parade, dann Déjeuner auf dem Bahnhof zu Halle; ist es möglich, so gehe ich dann denselben Abend noch mit der Bahn nach Magdeburg, am 24. mit dem Dampfschiff nach Hamburg und am 25. nach Glückstadt. Es ist aber leicht möglich, daß es sich bis zum 26. verzögert. Dann wollen wir zusammen nach Föhr, die ordinäre dänische Post, fürchte ich, wird doch zu schlecht sein. Wüßten wir nur, ob sie des Morgens oder des Abends abgeht, und in wie viel Stunden sie nach Husum fährt. Schlimmstenfalls nehmen wir Extrapost, doch bald können wir alles mündlich besprechen. Dein Brief hat mich wahrhaft erfreut. Er ist eine Blume in dem wilden Gewühl.

Hier im Hauptquartier, welches zugleich das Hoflager des Königs ist, geht es ziemlich toll her. Heute trifft noch der König von Sachsen, übermorgen der König von Hannover ein. Unter den kleinen Fürsten ist auch der Herzog von Glücksburg. Eben haben wir ein großes Diner beim König in der Schärpe überstanden. Am 22. ist das große Fest, welches die Stände dem König im Schloß zu Merseburg geben. Adieu, liebes, süßes Herz, ich muß gleich wieder fort. Auf Wiedersehen. Herzlichst Dein

Helmuth.

Berlin, den 23. September 1844.

Liebe Marie, man sollte bei allen Vorsätzen wie die Türken inschallah! so Gott will, sagen. Reinstedt ist nicht verkauft. Asseburg versichert, daß ein vortrefflicher Handel zu machen sei, und daß er, wenn ich es nicht nehme, selbst kauft, und daß er mir das Gut, wenn es mir nicht gefällt, wieder abnimmt. Demnach will ich es wenigstens sehen und die Bedingungen des Eigentümers hören, ohne mich an irgend etwas zu binden.

Unter diesen Umständen wird nun mein Eintreffen in Holstein um ein paar Tage verzögert werden. Nun wünsche ich nur, daß dieser Brief Dir bald zugehe, damit Du mich nicht vergeblich erwartest. Erst heute nacht beim Ständefest in Merseburg, wo Graf Stolberg und Asseburg zugegen waren, habe ich die Nachricht über Reinstedt erhalten. Adieu, liebes, gutes Herz, ich muß gleich reiten, da heute große Parade ist. Der König von Hannover ist gestern abend noch gekommen. Heute schließt das ganze Manöver. Bald mündlich mehr und für immer Dein Helmuth.

(Habe den roten Adler bekommen.)

Kiel, Sonnabend, den 5. Oktober 1844.

Es ist jetzt 6¹/₂ Uhr, mein süßes, liebes Herz, und ich hoffe, daß ihr nun schon in dem gemütlichen Saal bei einer Tasse Thee versammelt seid. Die Kinder werden noch nicht zu Bette sein und jubeln wohl noch herum. Nach meiner Rechnung seid ihr vor 4 Uhr in Wrist gewesen und auch vor 6 schon in Itzehoe.

Es wurde mir ordentlich leid, Dich wieder verlassen zu haben, mein liebes Herz, und ich hatte nicht hier im Gasthof aushalten können. Nachdem die weiße Dampfwolke hinter dem Viehburger Holz verschwunden, schlenderte ich über den langen Steg nach Dorf Garden und so herum bis zum Sandkrug, wo ich eine Tasse Kaffee und eine Cigarre genoß. Ich blieb auf der Wilhelminen-Höhe und am Strande bis 4 Uhr, wo ihr in eurem Wagen sitzen mußtet. Es fing an zu regnen, aber doch nur einzelne Schauer. Ich fuhr im Segelboot über und schlenderte dann bis jetzt die Wasser-Allee auf und ab. Als es 6 schlug, dachte ich mir, daß ihr in Itzehoe wäret und ging nach dem Gasthof, wo ich eben ein Zimmer in dem alten Haus bezogen habe, in welchem, wie der Kellner sagt, mein Papa gewohnt hat, als er das letztemal in Kiel war. Obwohl ich nun den ganzen Tag fast unaufhörlich herum gegangen bin und nicht zu Mittag gegessen habe, bin ich nicht im geringsten fatiguirt; ich glaube, es muß das köstliche Bad sein, was so kräftigt. Morgen hoffe ich noch Eines zu nehmen. Möchtest Du doch nur ganz gesund angekommen sein, liebe Marie. Ich weiß, Du verstehst es, Unwohlsein zu verschlafen, und hoffentlich wirst Du diese Nacht recht ungestört und fest schlummern.

Ich bin gespannt, ob es morgen nicht stürmisch sein wird, die Luft ist so auffallend warm. Ich habe eine abscheuliche Stahlfeder, mit welcher ich nicht zu schreiben verstehe, daher alle die Kleckse. Nun ist es bald 7 Uhr und ich will mir was zu essen geben lassen.

Sonntag. Guten Morgen, liebes, gutes Herz. Hast Du gut geschlafen? Möchtest Du wieder ganz wohl auf sein. Ich besuchte gestern abend Hedemann und fand dort seinen Bruder, welcher eben aus Berlin kam. Heute ist wunderschönes Wetter, ich gehe, um mich einschreiben zu lassen, will dann baden. Es heißt, der König und Prinz Karl kommen am 8. nach Kopenhagen. Wäre ich nicht auf Urlaub, so würde ich wahrscheinlich die Reise mit Letzterem mitgemacht haben. Ich muß mich jetzt ganz inkognito halten. Ich habe eben gebadet, ging dann nach dem schönen Fleck hinter der Baumschule jenseits Düsternbrook, wo wir vor 3 Jahren als Brautleute waren. Ludwig war noch mit dort. Das Wetter ist, kleine Strichregen abgerechnet, sehr schön; aber es fängt schon wieder tüchtig an, zu wehen. Ich versichere Dich, daß ich großes Heimweh jetzt schon nach Dir habe, schämte ich mich nicht, ich glaube, ich brächte diesen Brief selbst. Adieu, süßer Engel. Dein Helmuth.

Apenrade, den 12. Oktober 1844.

Liebe, gute Marie. Heute, an Bettys Geburtstage traf ich hier ein und fand zugleich Dein freundliches Schreiben vor. Gottlob daß Du ganz wieder wohl auf bist. Meine Reise hat sich etwas verlängert. Die Ueberfahrt nach Kopenhagen war sehr gut. Am Montag um 9 Uhr waren wir da; an Bord traf ich Kapitän Harder, Staatsrat Rathgen mit Frau, Kapitän Puckmann, kurz gute Gesellschaft. Adolf überraschte ich am Arbeitstisch. Er befindet sich wohl und ist denn nun Deputirter in der Kanzlei geworden. Seine Frau wird daher jetzt wohl schon in Glückstadt sein, um den Umzug zu besorgen. Mathilde Moltke fand ich gerade am Sterbetage ihres Mannes sehr erschöpft am Krankenbette ihres Otto; indes scheint es sich mit diesem doch jetzt zum Besseren zu wenden. Bei Hegermann fand ich die alte, freundliche Aufnahme. Der alte 80jährige Mann fuhr sogleich mit nach Jägersborg zu seinem Sohne Cal. Den Tag der Ankunft mitgerechnet, bin ich 8 Tage in Kopenhagen geblieben; alle Tage habe ich gebadet, obgleich das Wasser nur 6, die Luft 5° Wärme hatte. Das bekommt mir vortrefflich. Am Donnerstag gingen wir schon um 5 Uhr bei dichter Finsternis und heftigem Wind an Bord der Caroline Amalie. Gleich beim Abfahren passirte ein Unglück. Der Wind warf das Schiff, ehe die Maschine recht anzog, an einen Pfahl. Die Treppe und das Langbord wurden zertrümmert, das eiserne Schiff aber hielt den Puff aus. Als wir über Dragør hinaus waren, ging das Schaukeln an, und in der Kjøge-Bucht und vor Möens Klint war die See so aufgeregt, daß wir nur mit Mühe und nach langsamer Fahrt durchkamen. Alle Passagiere, die nicht Seeleute, waren krank. Schon um 3 Uhr mußten wir bei Laaland vor Anker gehen und den Morgen abwarten. Am Freitag hatte sich der Wind gelegt. Die Fahrt zwischen den Inseln hindurch ist sehr unterhaltend, und man hat immer Schutz; aber erst abends 6 Uhr kamen wir nach Flensburg, und hier ließ ich mir Ruhe und fuhr heute morgen erst per Extrapost nach Apenrade, eine abscheulich lange Tour. Ich habe versprechen müssen, bis Mittwoch zu bleiben. Donnerstag früh geht das Dampfschiff von Flensburg nach Kiel, und ich hoffe, mit dem Eisenbahnzug nach Wrist zu gehen und noch am selben Abend in Itzehoe zu sein. Bis dahin, liebes Herz, müssen wir uns gedulden. Ich sehne mich auch recht darnach wieder bei Dir und in Ruhe zu sein. Grüße Mama, Papa und die Kinder herzlich und behalte lieb Deinen Helmuth.

Erfurt, den 5. April 1845.

Liebe Marie. Ich kann den heutigen Tag nicht vorübergehen lassen, ohne Dir meinen herzlichen Glückwunsch zu schreiben. Möchtest Du ihn froh und zufrieden zubringen, und gebe Gott, daß Du ihn noch oft und glücklich verlebst. Gott erhalte Dich, mein treues, liebes Herz.

Ich habe treffliches Wetter zu meiner Reise gehabt. Das Wasser in der Elbe hatte eine Brücke bei Roßlau so untergraben, daß man es nicht wagte, mit Lokomotiven darüber zu fahren. Wir wurden daher nur herangeschoben, etwa 500 Passagiere stiegen aus und fanden jenseits einen Zug, der uns weiter beförderte, nachdem wir hinüber gegangen waren. Die Nacht blieben wir in Naumburg. Am folgenden Tage trafen wir schon um 1 Uhr in Erfurt ein, wo die Lokalitäten, bis es dunkel wurde, in Augenschein genommen wurden. Heute um 6 Uhr ging ich in der Festung umher, um 9 Uhr war Konferenz, in welcher wir freilich nicht weit gediehen, weil einige nötige Vorlagen fehlten, und erst neue Ermittlungen vorgenommen werden mußten. Dann ging ich mit dem General Hedemann zur Parade und machte Besuche. Mittags war großes Diner bei Graf Keller, welches bis 6 Uhr dauerte. Ich ging dann nach dem Kasino, von wo ich jetzt 9 Uhr zurückkam. — Unsere Anwesenheit hier wird sich bis wenigstens übermorgen, Montag, verlängern. Dienstag reise ich nach Halle. Wenn das Wasser fällt, so werde ich nach Riesa und Torgau gehen und wohl erst Mittwoch oder Donnerstag in Berlin eintreffen. — Ist es wahr, daß man mit einem Stein nach dem König geworfen? Du hast gewiß Briefe von Jeanette gehabt oder erhältst sie morgen. Hoffentlich geht ihr ein paarmal ins Theater. Grüß Mama und Papa herzlich. Es ist recht gut, daß sie bei Dir sind, damit Du nicht so allein in Berlin sitzest. Adieu, mein liebes Herz. Ich bin so müde, daß ich kaum die Feder halten kann. Schlaf recht wohl. Herzlichst der Deine Helmuth.

Botzen, Mittwoch den 15. Juli 1846.
Nachmittags 5 Uhr.

Meine Briefe,*) die sich immer 24 Stunden nach einander folgen, werden Dir, liebes Herz, freilich in sehr viel späteren Zwischenräumen zugehen. — Bis jetzt ist alles ohne Unfall und sehr gut gegangen — unberufen. Um Mitternacht kam ich durch Verona an dem Due Torri vorbei. Die Thür war geschlossen, ich hätte gern 'mal nach dem Fuchs gesehen. Neptun nämlich steht gewiß noch da im Stall. In einem Café trank ich Eislimonade. An der Veroneser Klause fing es an zu tagen, und nachdem ich mich mit einer Tasse Kaffee erquickt, fuhr sich's ganz rasch und angenehm das prächtige Thal hinauf. Durch Trient ging es um 10 Uhr vormittags ohne Aufenthalt fort. Alle Wasserfälle sind vertrocknet, aber auf den höchsten Spitzen lag noch etwas Schnee. Hitze und Staub waren furchtbar. In Neumarkt trat der Postillon, ein stämmiger, hübscher Bursche, mit abgezogenem Hut an den Wagen und bedankte sich für sein Trinkgeld. Ich war in Deutschland, und ich kann sagen, daß mir das eine wahre Freude machte. Man wird ein besserer Mensch und traut auch andern wieder. Hier kam ich um ¹/₂5 Uhr an und gönne mir die längste Rast auf dieser Reise, nämlich 3 Stunden. — Wie hat das geschmeckt: Forellen, Koteletts, Backhühnerl, Mehlspeise und ein moussirender Landwein. Ach, Du liebes Deutschland! Ich bin halb schlaftrunken, halb tipsy. — Die große Wohlthat, Waschen und Wechseln der Wäsche, habe ich genossen. Adieu, gute Marie. Gott beschütze Dich, Dein armer Helmuth.

Sanssouci, den 20. Juli 1846.

All's well! Du siehst schon aus dem Datum, lieber Engel, daß ich meine Reise zurückgelegt habe, und zwar habe ich zu derselben nur 7 Tage und 7 Stunden gebraucht. Mein Itinéraire ist folgendes:

Sonntag den 12. Juli 10 Uhr vormittags Rom.

Montag den 13. Juli 10 Uhr vormittags Siena, 6 Uhr abends Florenz (Diner).

Dienstag den 14. Juli 8 Uhr morgens Bologna, 8 Uhr abends Mantua.

Mittwoch den 15. Juli 3 Uhr morgens Verona, 10 Uhr morgens Trient, 4 Uhr nachmittags Botzen (Diner), 9 Uhr abends Meran (6stündige Nachtruhe, fort um 3 Uhr morgens) Mals.

Donnerstag den 16. Juli 10 Uhr vormittags (Alpenübergang, Finstermünz, Diner 1 Forelle), 6 Uhr abends Landeck.

Freitag den 17. Juli 4 Uhr morgens Füssen (Hohenschwangau), 4 Uhr nachmittags Augsburg (per Eisenbahn nach Donauwörth).

Sonnabend den 18. Juli 6 Uhr morgens Nürnberg (Eisenbahn nach Lichtenfels, mittag in Koburg).

Sonntag den 19. Juli 9 Uhr vormittags Weißenfels (Eisenbahn nach Berlin), 8 Uhr abends Pfingstberg bei Potsdam, wo die Königliche Familie unter sich den Abend, als am Sterbetage der hochseligen Königin, zubrachte, und ich meine traurige Post bestellte.

Was nun die Reise betrifft, so ist es wirklich kein Spaß, 6 Nächte durchzufahren. Dabei habe ich weit mehr an der Kälte als an der Hitze gelitten. Bei Botzen war es sehr warm, und bei dem Südwinde ein Staub, von dem Du Dir keinen Begriff machen kannst. Die Richtung des Windes trieb ihn immer mit dem Wagen. Bei Botzen stand ein Gewitter über dem Gebirge, welches sich dann auch, als ich nach Meran kam, mit Sturm, Hagel und Donner entlud. Man erklärte es für sehr bedenklich, in dieser Nacht den Alpenpaß zu überschreiten und das bestimmte mich dann auch zu der Nachtruhe, welche ich mir gegönnt. Am folgenden Tag war die Scene verändert. Die verdorrten, glühenden Felsen mit frischer, feuchter Luft, rauschenden Bächen, unbeschreiblich grünen Wiesen mit dunkelgrünen Kastanien- und Nußbäumen vertauscht. Auf den Gipfeln glänzte der Schnee, und prächtig erhob sich die Ortels-Spitze, 12000 Fuß hoch, der höchste Berg in Europa nächst dem Mont Blanc. Meran vereint alles, was man Schönes wünschen kann. Dort fällt kein Schnee mehr, und der

*) Moltke reiste nach Berlin, um dem Könige die Nachricht von dem Ableben des Prinzen Heinrich zu überbringen.

Sommer dort nicht mehr aus. Weite Ebene und hohe Berge, köstliches Grün, frische Wasser, alte Burgen und fröhliche Menschen. Dort möchte ich wohnen. Doch schnell genug ging es davon. Kurz vor Landeck, bis wo wir spazierten, fand ich die Straße von einer Steinschuere verschüttet. Indes wurden die Pferde ausgespannt und der Wagen von Menschen herüber getragen. In dieser und der folgenden Nacht war es so kalt, daß ich gar nicht schlafen konnte. Mit den Eisenbahnen hatte ich Glück, so daß ich immer kurz vor ihrem Abgang ankam. Oft war die Reise sehr schön, oft auch sehr beschwerlich. Gegessen habe ich fast nichts unterwegs. Des Morgens trank ich Kaffee, abends wurde diniert, einen Tag etwas besser, einen andern nur eine Forelle. — Der König, die Königin, Prinz Karl und alle übrigen Herrschaften nahmen mich sehr gnädig auf. Es ist mir ein Zimmer in Sanssouci angewiesen, und ich habe auf köstlicher, weicher Matratze und feinen Laken nach 7 Nächten zum erstenmale recht köstlich ausgeschlafen. Um 5 war ich jedoch schon auf und fuhr nach Berlin, wo ich Oelrichs und Eduards besuchte. Alle fielen wie aus den Wolken, als sie mich sahen. Nun denke Dir, daß Deine Mama acht Tage bei Eduard gewohnt hat, Adolf abgewartet hat, der vier Tage später aus Kopenhagen eintraf und nur mit großer Mühe Urlaub erhalten hat. Sie sind am Freitag mit der Eisenbahn nach Altenburg abgereist, und wir sind am Sonnabend wahrscheinlich zwischen Lichtenfels und Bamberg aneinander vorüber gefahren. Welch Begegnen wäre es gewesen, hätten wir uns in den Dampfwagen erkannt und im nächsten Moment wieder aus dem Gesicht verloren. (Fortsetzung folgt.)

Notizblätter.

Bildende Künste.

Bruno Piglheins Panorama: „Jerusalem und die Kreuzigung Christi" ist jetzt von München nach Wien übergesiedelt, wo es in der Praterstraße Nr 49 seine Aufstellung gefunden hat. Die Direktion für die Wiener Ausstellung des Panoramas hat der k. u. k. Ulanen-Oberstlieutenant Egelsch Ritter von Lindenwald übernommen. Eine sorgfältige künstlerische Nachbildung des ergreifenden Panoramas ist bekanntlich in verschiedenen Ausgaben in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, erschienen

Eine Dürerausstellung bedeutsamster Art hat die Direktion des Königlichen Kupferstichkabinetts in Stuttgart veranstaltet. Einerseits durch trefflichen älteren Bestand, andererseits durch die Anstrengungen seines verdienstvollen gegenwärtigen Leiters, Professor Kräutle, der insbesondere auch die Dürersammlung eifrigst durch Blätter seltenster und schönster Art bereichert hat, ist dieses Kabinet in der Lage, das vollständige Lebenswerk des großen Meisters, soweit es sich auf Kupferstiche (einschließlich der interessanten Radierungen auf Eisen und so weiter) und Holzschnitte bezieht, in Abdrücken von großenteils vorzüglichster Schärfe und Erhaltung seinen Besuchern vor Augen führen zu können. In vollendeter planmäßiger Anordnung durchgeführt, macht diese Dürerausstellung den Eindruck höchster künstlerischer Vornehmheit und dient dazu, der Jetztzeit die hohe Bedeutung des großen Nürnberger Meisters für den deutschen Kupferstich und Holzschnitt so klar und anschaulich als möglich darzuthun.

Die bekannte Habich'sche Gemäldesammlung alter Meister in Kassel wird Ende April dieses Jahres daselbst durch H. Lempertz, in Firma J. M. Heberle (H. Lempertz Söhne, Köln) unter Zuziehung des Sachverständigen Josef Th. Schall (Berlin) zur Versteigerung gelangen.

Kaiser Wilhelm hat bei Professor Knackfuß in Kassel ein großes Bild bestellt, das den geschichtlichen Vorgang darstellt, wie dem Grafen Rudolf von Habsburg seine Wahl zum deutschen Kaiser mitgeteilt wurde. Das Gemälde ist bereits fertig, und soll seinen Platz in den Wohnräumen des Kaisers im Berliner Schlosse erhalten.

Bühne.

Zur Feier des ersten Geburtsfestes, das König Wilhelm von Württemberg auf dem Thron beging, ist Goldmarks „Königin von Saba" in glanzvoller Ausstattung und Einstudierung über die Stuttgarter Hofbühne gegangen, eingeleitet durch einen Festprolog, den die Hofschauspielerin Fräulein Dumont mit edler Wärme sprach.

Kultur und Wissenschaft.

Schon seit längerer Zeit war immer wieder der Wunsch laut geworden, über die nächstliegenden meteorologischen Elemente, Temperatur, Druck und Feuchtigkeit der Luft Tag für Tag in zuverlässiger Weise an möglichst vielen Stellen unterrichtet zu werden. Es ist daher allgemein mit besonderer Freude begrüßt worden, als ein Unternehmen begründet wurde, welches unter der Aegide der Professoren W. Förster (Königl. Sternwarte) und von Bezold (Königl. Meteorologisches Institut) zu Berlin und im Anschluß an die „Gesellschaft Urania", sich die Aufgabe stellt, Berlin und andere größere Städte mit künstlerisch ausgeführten Säulen zu versehen, deren vornehmlicher Zweck eine umfassende, allgemein verständliche und zuverlässige, fortlaufende Auskunftserteilung in meteorologischen und auch in astronomischen Dingen ist. Diese Säulen werden eben wegen der Verbindung mit der „Gesellschaft Urania" „Urania-Säulen" heißen und in größerer Anzahl schon im April dieses Jahres in Berlin zur Aufstellung gelangen. Für diesen ohne Frage gemeinnützigen Zweck sind die denkbar günstigsten Plätze von der Stadt Berlin bereitwilligst zur Verfügung gestellt worden, und in nicht allzulanger Frist wird die Zahl der dort errichteten Säulen sich auf hundert erhöhen. Es sind ganz hervorragende architektonische Kunstwerke, diese Säulen, deren Entwurf von Professor Schupmann in Aachen stammt und deren Modell durch Professor Otto Lessing in Berlin hergestellt worden ist. Sie sind vor allem mit zuverlässigen Uhren ausgerüstet, und zwar trägt jede Säule an zwei gegenüberliegenden Seiten je ein großes Zifferblatt, welches auf weite Entfernungen hin sichtbar ist. Das Uhrensystem der Gesellschaft ist der Kernpunkt der ganzen Anlage Die Uhren werden durch Verwendung von Telephonleitungen, welche bereitwilligst vom Reichspostamt für diese Zwecke zur Verfügung gestellt worden sind, in sinnreicher Weise reguliert, wobei die Einrichtung getroffen ist, daß, falls durch irgend welche Zufälle an der Uhr die Fehlergrenze von einer Viertelminute überschritten wird, das Zifferblatt sich selbstthätig verhüllt und somit das Ablesen einer falschen Zeit unmöglich macht. Gleichzeitig mit der Verhüllung des Zifferblattes erhält die Gesellschaft an ihrer Betriebsstelle ein Signal, welches ihr kund gibt, daß die Uhr an der Uraniasäule Nummer so und so sich verhüllt hat, und schleunigst erfolgt die nötig gewordene Nachhilfe. Damit nun aber auch die meteorologischen Instrumente wirklich den Zustand der Außenluft angeben, ist es notwendig, daß sie stets von einem Strome solcher Luft umspült werden. Von diesem Ge-

Eine Uraniasäule in Berlin.

danken ausgehend, hat Dr. Aßmann, wissenschaftlicher Oberbeamter am Königlichen Meteorologischen Institut, in Gemeinschaft mit dem genialen Mechaniker R. Fueß seinen Aspirations-Meteorographen geschaffen, einen Apparat, bei welchem die einzelnen Instrumente vereinigt sind und fortwährend von einem hinreichend starken Luftstrom bestrichen werden, so daß volles Vertrauen in die Zuverlässigkeit ihrer Angaben gesetzt werden kann. Um nun die bedeutenden Kosten der Anlage aufzubringen — ein einziger Meteorograph kostet schon etwa 1200 Mark — ist an den Säulen neben den genannten wissenschaftlichen und sonstigen allgemein interessanten Angaben meteorologischen, astronomischen, statistischen und geographischen Inhalts auch Raum für eine Reihe größerer Flächen, die zur Aufnahme künstlerisch ausgeführter Ankündigungen wissenschaftlicher Institute, Bäder, industrieller Etablissements und dergleichen bestimmt sind. Diesem Zwecke dienen zunächst die vier breiten Seitenflächen von etwa $1^1/_2$ Meter Höhe und $^3/_4$ Meter Breite, dann eine Anzahl kleine Flächen, welche teils in Augenhöhe teils am Sockel der Säule angebracht sind. Die Uraniauhren- und Säulen-Kommanditgesellschaft wird die zu Ankündigungen bestimmten Flächen durch Gemälde in Tempera und Oelfarben auf Leinwand, Seide, Brokat, Atlas, in Aquarell und Gouache, auch in Reliefdarstellungen ausfüllen. Dieselben werden durch Spiegelscheiben gegen die äußeren Einflüsse der Witterung geschützt. Mächtige Reflektoren mit Regenerativlampen beleuchten am Abend die Gemälde, mit einem Wort, es sind von der Gesellschaft keine Kosten gescheut worden, um dieses Kunstwerk in eleganteser Form der Oeffentlichkeit zu übergeben. Keine Stadt der Welt besitzt etwas auch nur Annäherndes. Die bekannten Kioske und so weiter in Paris, Brüssel und anderen Städten sind mit den Uraniasäulen in keiner Weise zu vergleichen.

Ein sehr großer Diamant wird gegenwärtig in Antwerpen geschliffen; er wiegt nicht weniger als 474 Karat, hat eine Länge von 7 Centimetern und einen Durchmesser von 4,75 Centimetern. Geschliffen wird er immerhin noch mehr als 200 Karat wiegen und somit der zweitgrößte Diamant sein, den man bisher überhaupt kennt. Die größte seiner Schleifflächen wird alsdann 2 Centimeter Länge und 2 Centimeter Breite, der Diamant selbst die Größe eines starken Taubeneis haben Der größte bis jetzt bekannte Diamant ist der dem Schah von Persien gehörige „Groß-Mogul", der 280 Karat wiegt, dann folgt der $193^7/_{10}$ Karat schwere, der russischen Krone gehörige „Orloff", hierauf der $139^1/_2$ Karat schwere, im Besitz der österreichischen Krone befindliche „Großherzog von Toskana", der „Regent" des französischen Staatsschatzes mit $136^3/_4$ Karat und der $102^1/_2$ Karat schwere „Koh-i-noor", der sich unter den englischen Kronjuwelen befindet. Das Schleifen dieses letzteren kostete allein 8000 Pfund Sterling und nahm mehrere Jahre in Anspruch, so daß man sich also ungefähr einen Begriff machen kann, was für Kosten das Schleifen des neuen Antwerpener Steines verursachen und wie viel Zeit es erfordern wird. Der Wert des kostbaren Edelsteines läßt sich zur Zeit noch gar nicht feststellen, da ja hierfür das Gewicht allein nicht maßgebend ist, erst nach dem Schleifen werden die Sachverständigen hierüber ein Urteil abgeben können.

Das königliche Kunstgewerbemuseum zu Dresden hat eine seltene Reliquie des Jahres 1813 erworben Bekanntlich legten im Beginn des deutschen Freiheitskrieges Mädchen und Frauen alle ihre Schmucksachen, oft das eigene Haar, auf dem Altar des Vaterlandes nieder. Seit 1813 kam man auf den Gedanken, ihnen dafür ein Erinnerungszeichen zu schenken. Man ließ Halsketten aus Gußeisen herstellen und zwar von einer filigranartigen Feinheit, wie sie sonst kaum je erreicht sein dürfte. Die vom Dresdener Museum erworbene Halskette zeigt ein kreuzförmiges Mittelstück mit reichornamentierter Ronde und drei mandelförmigen Gehängen; die übrigen Glieder sind lanzettförmige Blätter, die nach der Mitte zu größer werden.

Eine unbekannte Handschrift Torquato Tassos an das Licht zu ziehen, ist dem Chef des großen Turiner Verlagshauses L. Roux gelungen. Dieser Fund ist um so bedeutender, als gerade dieses Manuskript von einer Reise des Dichters nach Aegypten und Palästina spricht, von der bisher niemand wußte. Der Dichter hat also augenscheinlich die von ihm im „Befreiten Jerusalem" beschriebenen Stätten persönlich besucht. Auch einige Sonetten sind der Handschrift angefügt. Sie soll am 25. April, dem Todestage des Dichters, veröffentlicht werden.

Gesundheitspflege.

Von einem Pariser Arzte, Dr. Konstantin Paul, ist eine Entdeckung gemacht worden, die in wissenschaftlichen Kreisen Aufsehen erregt und jedenfalls, wenn sie sich bewährt, von hoher Bedeutung ist. Dr. Paul will nämlich die verschiedenen nervösen Leiden durch die sogenannte „nervöse Transfusion", durch Einspritzung von Hirnsubstanz, etwa des Schafes, unter die Haut heilen, wodurch er unmittelbar auf das Nervensystem wirken will. Er versichert schon die besten Erfolge mit diesem Verfahren erzielt zu haben. Irgendwelche örtliche oder allgemeine Reaktion soll nach der Einspritzung nicht eintreten, dagegen allgemeines Wohlbefinden, da die Schmerzen verschwinden, welche gewisse Erkrankungen des Rückenmarks und der Bewegungsnerven zur Folge haben.

Gestorben.

Andrieu, Jean Pierre, geschätzter französischer Maler, 71 Jahre alt, am 30. Januar, in Paris.

Aubert, H. R., Dr., Obermedizinalrat, Prof. der Physiologie an der Universität Rostock, 65 Jahre alt, am 12. Febr., in Rostock.

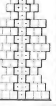
Bottero, Alessandro, berühmter italienischer Baßbuffo, 60 Jahre alt, Mitte Februar, in Mailand.

Dautresme, August Lucien, Ingenieur, Fabrikant u. Opernkomponist, ehemaliger franz. Handelsminister, 65 Jahre alt, am 19. Februar, in Paris.

Defacis, v., Dr., k. k. Geheimerat und pens. Oberlandesgerichtspräsident, am 11. Februar, in Triest.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



bi, cke, da, de, der, di, dow, fah, fo, gar, ka, kril, na, ne, ne, no, o, o, po, pop, re, rom, rios, schn, se, spn, ster.

Obenstehende 27 Silben sind buchstabenweise so in die Felder nebenstehenden Behälters zu schreiben, daß die wagerechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung geben 1. Dichtungsart, 2. Papiermaß, 3. Fluß in Sibirien, 4. Altersstütze, 5. Feldzeichen, 6. wohlriechende Pflanze, 7. Vorhang, 8. Himmelsstürmer, 9. Spielzeug, 10. Flecken in Galizien, 11. Schreibmaterial, 12. Kleinstädter, 13. Bildhauer.

Nach richtig erfolgter Einschreibung erfährt man durch Ablesung der Buchstaben auf den punktierten Feldern, was für ein Behälter nebenstehende Figur ist.

Auflösung des Rätsels Seite 433:

Diebstahl.

Rätsel.

Ein Weber flicht mit zarten Maschen
Es in ein kindliches Gewand,
Und willst du's greifen oder haschen,
Schlüpft es dir immer aus der Hand;
Ja, in sich birgt es Furcht und Schrecken,
Unheimlich klinget dir sein Ton,
Und kalter Schweiß könnt' dich bedecken,
Hört'st du von weit' den Schalk nicht schon,
Der sich im Hintergrund versteckt
Und seine Schellenkappe reckt —
Von einem Ganzen ist's ein Teilchen,
Ist flüchtig wie der Welle Schaum;
Doch denke nach ein kurzes Weilchen,
Dann kommst vielleicht du aus dem Traum.
Gehst du der Lösung auf den Grund,
So kommst zuletzt du auf den Hund!

Auflösung des Bilderrätsels Seite 433:

Von allen Flecken des Anzuges, und zwar zuerst von den Doppelringeln, dann von den grauen und zuletzt von den schwarzen runden Flecken zieht man Senkrechte zu den unten befindlichen Buchstaben resp. Punkten. Man erhält sodann, von jeder Sorte die getroffenen Buchstaben von links nach rechts abgelesen, die Worte:

1) Nur
2) immer
3) lustig!

Digitized by Google

Gamucci, Baldassare, Präsident des musikalischen Instituts in Florenz, namhafter Komponist, 69 Jahre alt, Mitte Febr., in Florenz.

Gilbert, Philipp, Prof. der Mathematik an der Universität Löwen, namhafter Fachmann, 60 Jahre alt, am 5. Febr., in Löwen.

Grant, James Augustus, Oberstlieutenant, berühmter engl. Afrikareisender, der von 1860—1863 mit Kapitän Speke die große Reise zur Erforschung der Nilquellen unternahm, 65 Jahre alt, am 12. Februar, in Nairn in Schottland.

Haß, Otto, Regierungsrat a. D., erster stellvertretender Vorsitzender des Zentralkomites des preuß. Vereins zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger, der als solcher sämtliche Geschäfte des Vereins leitete, am 9. Februar, in Berlin.

Hieser, Otto, bedeutender Architekt, Baurat des Fürsten von Hanau, 41 Jahre alt, am 8. Febr., in Hallstadt, in Ob.-Oesterreich.

Junker, Wilhelm, Dr., berühmter Afrikareisender, 52 Jahre alt, am 13. Februar, in St. Petersburg.

Jurion, luxemburg. Staatsrat, früher Minister des Innern, am 10. Februar, in Luxemburg.

Krahow, v., Karl, Graf, Erbjägermeister im Fürstentum Rügen, Regierungspräsident in Stralsund, 79 Jahre alt, am 12. Februar, auf seinem Gute Panlewitz auf Rügen.

Lasnigg, v., Josef, Ritter, k. u. k. Hofrat und Senatspräsident beim obersten Gerichtshofe, 85 Jahre alt, am 12. Februar, in Wien.

Lohmann, Joh. G., Direktor des Norddeutschen Lloyd, 61 Jahre alt, am 9. Februar, in Bremen.

Maury, Alfred, ehemaliger Professor am Collège de France, bedeutender Archäolog, 75 Jahre alt, am 12. Februar, in Paris.

Montenegro, v., Darinka, Fürstin, geb. v. Kvekitsch, Witwe des Fürsten Danilo, 54 Jahre alt, am 14. Februar, in Venedig.

Müller, Gustav, früher Gymnasialprofessor in Tübingen, bekannter Historiker, 71 Jahre alt, am 7. Februar, in Ravensburg.

Paradis, v., Leonhart Albert, k. u. k. Oberst i. P., technischer Direktor des Oesterreichischen Lloyd, 61 Jahre alt, am 26. Januar, in Wien.

Schreiber, Wilhelm Karl, Geh. Kommerzienrat, bedeutender Großindustrieller, am 13. Februar, in Nordhausen.

Serger, großherzogl. bad. Geheimerat, Präsident des Oberlandesgerichts und der ersten bad. Kammer, am 1. Februar, in Karlsruhe.

Sundberg, Christine, begabte schwedische Malerin, am 23. Januar, in Paris.

Wallis, Provo, Sir, der älteste Admiral der engl. Flotte, 101 Jahr alt, am 13. Februar, in London.

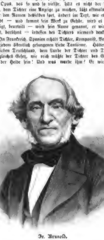
Witkamp, namhafter niederländischer Geograph und Historiker, 75 Jahre alt, Ende Januar, in Amsterdam.

Das Grab auf der Heide.

Eines Liedes fünfzigjähriges Jubiläum.

Wer kennt es nicht, das in der Ueberschrift genannte Lied Brunolds? Fünfzig Jahre sind dahin, seitdem es gedruckt im preußischen Volksfreund erschien, jenem von G. von Puttkamer herausgegebenen Pfennigblatt, das in den dreißiger und vierziger Jahren die größte Verbreitung unter allen Zeitschriften hatte und die besten Dichter und Schriftsteller zu seinen stehenden Mitarbeitern zählte. Jede Nummer des Blattes brachte ein Gedicht, und daher kam es auch, daß Komponisten dasselbe gern hielten. Wilhelm Heiser, ehedem Direktor des Gesanges der Akademie zu Rostock, dazumal in Stralsund lebend, las das Gedicht — und die Komposition, wie sie vorliegt, war im Umsehen, wie aus einem Guß, entstanden und vollendet. Es ist und bleibt die weitverbreitetste, allbekannteste Komposition des Textes. Eine zweite von R. Petzre in Breslau, die bald darauf gleichfalls erschien, ist niemals recht ans Licht des Tages gekommen, während die von Th. Kahle oftmals in Konzerten gesungene, keinen Vergleich mit der zuerst genannten Heiserschen Musik auszuhalten vermochte. Selten, wohl fast nie hat ein Lied sich so lange Zeit in der Gunst des Publikums erhalten; nicht allein in Deutschland als dem engeren Heimatland, sondern in allen Landen, wo Deutsche wohnen, ist es von Hoch und Niedrig gesungen worden. Ein Wanderbursch hört es zum erstenmal in Rußland, in Kowno. Er schreibt sich den Text auf, um nach siebenzehn Jahren heimkehrend zu erfahren, daß das Lied gedichtet vom seinem ehemaligen Lehrer, dem er so tief ob seines Unterrichts und seines Wohlwollens zu Dank verpflichtet. Andere, aus Amerika kommend, haben es dort vielfach gehört; nicht allein in den Städten, sondern auch in mancher abgelegenen Farm wurde es gesungen. In der deutschen Ausstellung zu London kam es zum Vortrag. Aus Ungarn erfolgten Anfragen in Bezug des Liedes. — Und hier in Deutschland? Während Offiziere es an preußischer Ostgrenze in Allenstein nach heiterem Mittagsmahl singen, thun in Weißenburg die Abiturienten ein Gleiches. Die Gymnasiasten in Metz kennen es, wie die meisten Berliner. Selten findet sich jemand, der das Lied nicht kennt; manches Frauenauge wurde feucht beim Hören desselben; manche Mädchenwimper hat sich gesenkt, wenn es von ferne herüberklang. — Und so wird der Verleger der Komposition wohl im Rechte sein, wenn er meint: Das Grab auf der Heide ist das bekannteste, weitest verbreitete Lied. Es ist in Wahrheit zum Volksliede geworden. Der Komponist hat seinen Lohn dahin. Wie aber steht es mit dem Dichter, was wurde ihm? Wohl sagte Felix Mendelssohn einmal: Das sei die höchste Ehre, die einem Liede widerfahren könne, daß es in Musik gesetzt und gesungen würde. — Es mag schon sein! Aber dennoch ist es andererseits gewiß ein eigenes, drückendes Gefühl für den Dichter, wenn er sieht und hört, daß der Komponist so ein Lied nimmt, wo er es findet, als wäre es vogelfrei; er setzt es in Musik, nennt es sein Opus, das so und so vielste, hält es nicht der Mühe wert, dem Dichter eine Anzeige zu machen, läßt oftmals vielmehr den Namen desselben fort, ändert im Text, wie es ihm beliebt — und kommt sein Werk zu Gehör, wird es angekündigt, beurteilt — wird sein Name genannt, er wird bekannt, berühmt — indessen des Dichters niemand denkt.

In Frankreich, Spanien erhält Dichter, Komponist, Verleger von jedem öffentlich gesungenen Liede Tantième. Hätten wir im lieben Deutschland, dem Lande der Dichter und Denker, ein gleiches Gesetz, wie reich müßte der Dichter des Grabes auf der Heide sein! Und was wurde ihm! Er wird als Dichter, als Novellist, als Jugendschriftsteller mit Ehren genannt — aber er wohnt abseits vom Wege, er gehört keiner Clique an, er hält sich fern von jedem Coteriewesen — und so ist es denn gekommen, daß seiner weniger und weniger gedacht wird, und sein achtzigster Geburtstag von der Presse fast gänzlich vergessen, vorübergegangen ist. Es kann in unserer raschlebenden Zeit kaum anders sein.



Fr. Brunold,
der Dichter des Liedes „Das Grab auf der Heide.“

Weit über hundert von Brunolds Liedern wurden bereits in Musik gesetzt; sie werden viel, viel gesungen — der Dichter vernimmt nichts davon. Allein, gänzlich vereinsamt, schreitet er täglich — wie seit Jahren — durch den Wald; nur in seinen literarischen Arbeiten findet er Freude. Wie reich, wie bekannt, wie angesehen stände er da, so man den Dichter ob seiner Kompositionen nicht vergessen hätte, wenn ihm eine Tantième geworden wäre, wie sie in Frankreich und Spanien dem Dichter gesetzmäßig zusteht! Er hätte dann gewiß auch seinen Wunsch erfüllt gesehen und auf seinem Geburtstagstisch die vierte Auflage seiner Gedichte vorgefunden — wenn nicht sogar eine Sammelausgabe seiner ausgewählten Schriften: seiner Romane, seiner Novellen. — Es sollte nicht sein.

Frühlingsahnung.

Tiefer Schnee liegt noch auf jedem Berge.
Aber drunten wühlt sich schon der Zerge,
Denn des Stromes starre Fessel wich.
Lauer weht es aus dem blauen Süden,
Und die Tauben schon, die wintermüden,
Auf dem flachen Dache schnäbeln sich.

Und ein Hauch von Grün liegt auf den Bäumen,
Durch die Lüfte geht ein leises Träumen
Von Erwachen und von Wiedersehn.
Kinder hör' ich lachen, Vögel singen —
Wart nur, eh' die Osterglocken klingen,
Wird die ganze Welt in Blüten stehn.

Ludwig Thaden.

Literatur.

Im Grunde genommen dasselbe Motiv, das Adolf Wilbrandt in seinem hübschen Einakter „Unerreichbar“ zum Ausgangspunkt einer Lustspielentwicklung genommen hat, bringt Heinrich Sienkiewicz in seinem Roman „Ohne Dogma“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 2 Bände) zu hochtragischer Entfaltung. Mit einem liebenswürdigen schönen Mädchen verlobt, zweifelt der Held, den sein Weg fern von der Geliebten in Kreise, reich an künstlerischen, seelischen und sinnlichen Anregungen führt, immer wieder, ob sie wohl auch die richtige Gefährtin für sein Leben sei, bis er sie, deren Jenseitigkeit das Unausgesprochene errät, unwiederbringlich verloren hat. Erst jetzt, da sie als die Frau eines andern ihm unerreichbar geworden ist, erkennt er ganz, welch ein Kleinod er verscherzt hat. Als seine Cousine ist sie seinem Gesichtskreis nicht entrückt, ja, sie hat ihm eine freundschaftliche, schwesterliche Teilnahme bewahrt, die ihn beglücken könnte, wenn sein krankhaft gereizter Sinn nicht im stillen ungestüm nach jener Liebe verlangte, die sie ihm nicht gewähren kann und darf. Je strenger sie ihn in seinen Schranken zu halten weiß, um so leidenschaftlicher betet er sie an. Das steigert sich durch eine Reihenfolge mannigfaltiger psychologisch hoch interessanter Situationen hindurch bis zur höchsten Exaltation, die wir miterleben, da die gewählte Form des Ich-Romans den Leser zum unausgesetzten Genossen des Helden macht, der sein Seelenleben bis in die geheimsten Falten vor ihm bloßlegt. Ohne Frage ist nach dieser Richtung hin der Roman „Ohne Dogma“ einer der feinsinnigsten und für unsere nervöse Zeit bezeichnendsten unter allen, welche die moderne Weltliteratur aufzuweisen hat.

Maiblumen! — Sie blühen zwar bis jetzt nur in den Treibhäusern; die aber, von denen ich hier sprechen will, sind keine Treibhausblüten. Was für ein gesundes Leben, was für ein frischer Duft in ihnen atmet, das erkennen wir schon beim flüchtigen Durchlesen der kurzen Vorrede zu diesen „Maiblumen“, die den ersten Band der „Gesammelten Werke“ von Lillian v. Storpeto (Hamburg, im Selbstverlage der Verfasserin) bilden. Was die Autorin in ihres Lebens Mai an ihrem Wege blühend fand, das bietet sie hier in Form anziehender Novelletten, moderner Märchen, geistvoller Plaudereien. Mit warmem Gemüt ersonnen, frisch und anmutig erzählt, haben diese Novellen und novellistischen Skizzen ihren ganz eigenen Reiz, der für den oberflächlich Genießenden unbeschreibbar ist, von dem tiefer Blickenden als der Zauber einer liebenswürdigen Persönlichkeit erkannt wird, die all diesen kleinen Lebensbildern, so verschieden sie auch nach Stoff und Stimmung sind, ihren Stempel aufgedrückt hat. Die bestrickende Wirkung verfehlt sie weder auf den einen noch auf den anderen.

Die bei anderen vielbeliebte Uebung, einen Band gesammelter Novellen einfach nach dem Titel der ersten darin enthaltenen Erzählungen zu benennen, macht Alfred Friedmann nicht mit. Seine bei Philipp Reclam jun. in Leipzig als Doppelbändchen der „Universalbibliothek“ erschienenen drei Novellen sind sämtlich auf dem Titelblatt angegeben, was entschieden sein Gutes hat. Sie lauten: „Der letzte Schuß“. — „Die Erzählung des Henkers von Bologna“. — „Ein Kind seiner Zeit“. Die erste dieser Novellen ist ein ergreifendes Bild von psychologischer Feinheit; der Dichter zeigt, wie ein Trieb, ein Spieltrieb, im Menschen schlummernd bis zur Verrohung sich auswächst. Ebenso tief angelegt und seelisch motiviert ist die Geschichte aus der französischen Stadt Macon, „Ein Kind seiner Zeit“. An einem einfachen, ziemlich beschränkten Franzosen der mittleren Klasse zeigt Friedmann, wie der unglückliche Krieg von 1870 dem Helden, einem zwecklosen Mitkämpfer der ersten Schlachten, das Leben dauernd verbittert, wie der Pessimismus ihm jede Daseinsfreude benimmt und ihn endlich mit all den Seinigen zum Untergang führt. Im „Henker von Bologna“ endlich vertieft sich Friedmann in eine entschwundene Vorzeit, die er sich durch eingehendste Studien ganz zu eigen gemacht hat. Inmitten des alten Bologna mit seinen guelfischen und ghibellinischen Parteikämpfen fesselt eine rührende Liebesgeschichte unsere Aufmerksamkeit bis zum Schlusse.

Schliemann, dem die erstaunliche Leistung gelungen ist, sich in vorgeschrittenen Jahren noch die volle Beherrschung einer ganzen Reihe ihm bis dahin unbekannt gewesener Sprachen anzueignen, hat dies bekanntlich, wie wir aus seinen eigenen eingehenden Mitteilungen darüber wissen, durch Befolgung eines ganz eigenartigen, von ihm selbst geschaffenen Systems erreicht. Er nahm Werke zur Hand, die in der betreffenden Sprache geschrieben waren, verdeutlichte sich mit Hilfe des Wörterbuches so gut es ging, Abschnitt um Abschnitt, lernte, nachdem er sich durch Hilfsbücher oder sonstige Anleitung mit den Grundbedingungen der Aussprache bekannt gemacht hatte, die einzelnen Abschnitte unter genauer Vergegenwärtigung ihrer inhaltlichen Bedeutung auswendig und erlangte so in verhältnismäßig kurzer Zeit und ohne Beihilfe eines Lehrers eine Beherrschung der fremden Sprache, zu deren Erwerbung andere lange Zeit und teuren Unterricht bedürfen. Wer, der in der Lage ist, eine fremde Sprache erlernen zu sollen oder zu wollen, sollte es nicht gelüsten, sie sich in ähnlicher vorteilhafter Weise, so zu sagen, „spielend“ anzueignen? Aber freilich, nur Wenige besitzen wohl die Energie, das so ganz aus sich selbst heraus fertig zu bringen, und deshalb sind die dankenswerten Eröffnungen Schliemanns über sein Sprachenstudium bisher ziemlich unbeachtet geblieben. Da kam ein praktischer Kopf auf den Gedanken, jenes Verfahren der Welt mundgerecht zu machen, auf ihm ganze Kurse zur selbständigen Erlernung fremder Sprachen aufzubauen, ein Unternehmen, das ohne Zweifel von Tausenden mit Freuden begrüßt und für ihre persönlichen Zwecke zur Anwendung gebracht werden wird. Paul Spindler ist es, der die Herausgabe des betreffenden, eine weite Ausdehnung gestattenden Werkes, unter dem Titel: „Methode Schliemann zur Erlernung fremder Sprachen“ unternommen hat, von dem bis jetzt als selbständige, in 20 Lieferungen abgeschlossene Abteilung „Englisch“, bearbeitet von Oberlehrer Dr. E. Penner und E. Massey in London (Verlag von Paul Spindler, Leipzig) vorliegt. An der Hand eines englischen Originalwerks unter dem Titel: „In the struggle of Life“ — „Im Kampf des Lebens“, die zunächst Wort für Wort übersetzt ist, so daß dicht unter jeder englischen Zeile die deutsche Bedeutung steht, und dann noch einmal in richtigem deutschen Satzbau wiedergegeben ist, eignet sich der das Werk Benutzende unvermerkt nicht nur einen großen Schatz englischer Vokabeln an, er lernt auch durch die beigefügten, eingehenden sprachlichen Erläuterungen die ganze englische Grammatik, Syntax, Aussprache und was immer zur Beherrschung des Englischen gehört, an praktischen Beispielen kennen, die sich viel leichter und lebendiger einprägen als die bloße tote Regel. Zur Befestigung des in jeder Lektion Erlernten dienen dann noch besondere, katechismusartig angeordnete Konversationen und ähnliche geschickt eingestreute Uebungen. Ein Aussprache-Supplement, illustrierte Uebersichten über das englische Münzwesen, ein guter Plan von London, eine Nummer des „Daily Telegraph“ bilden praktische, instruktive Beigaben dieses Werkes, das allen, die sich die englische Sprache zu eigen machen wollen, bestens empfohlen werden kann.

Digitized by Google

Wer das Leben wohlgesinnt [illegible]

Von der heiteren Seite.

[illegible]

Eine „Hauptfrage".

Warum machen die Friseure ihre Läden so früh auf?
Weil die Haare der jungen Leute so früh ausgehen!

Unbekannte Größen.

Herr: Gnädiges Fräulein, ich habe mich überall erkundigt, ich bin von Pontius zu Pilatus gelaufen, aber niemand konnte mir Auskunft geben!

Junge Dame: Pontius und Pilatus? Wir wohnen doch schon so lange hier, aber von diesen Herren habe ich noch nie etwas gehört!

Im Diensteifer.

Unteroffizier: Was thun Sie, wenn Sie im Wirtshaus sind und Feueralarm geblasen wird?

Soldat: Ich lasse mein Bier so schnell als möglich stehen und begebe mich ohne Besinnung auf den Alarmplatz!

Eigenartige Berechnung.

Bureauchef: Sie haben zu Ihrer Erholung einen achtundvierzigstündigen Urlaub erhalten, Herr Diätar, und sind netto acht Tage ausgeblieben. Warum haben Sie Ihren Urlaub überschritten?

Diätar: Nicht um eine Minute, Herr Rat, ich bin pünktlich eingetroffen. Ich habe täglich sechs Stunden Dienst, achtundvierzig Stunden Urlaub wurden mir bewilligt, sechsmal acht ist achtundvierzig — und heute bin ich wieder da!

Die alten Deutschen.

„Das kommt davon, wenn man zu jung heiratet! Bei den Teutonen durfte einer erst heiraten, wenn er sieben Bären erlegt hatte! Das war doch vernünftig!"

„Ich sehe nicht ein, worin das Vernünftige dieser Sitte lag!"

„Na, erlauben Sie, das ist doch klar! Wenn einer erst sieben Bären erlegt hatte, brauchte er vor seiner Schwiegermutter Angst zu haben!"

Der schlaue Jokele.

Lehrer: Nun, Kinder, bildet einmal Wörter mit der Endsilbe „nis", wie Hindernis, Ergebnis, Erlebnis und so weiter.

Jokele: Herr Lehrer, ich weiß eins!

Lehrer: Nun, so sag's.

Jokele: Pfeffernuß!

Lehrer: Falsch! Nun bildet einmal Wörter mit den Anfangsbuchstaben „Sk", wie Skat, Skelet, Skorpion, Sklave und so weiter.

Jokele: Herr Lehrer, ich weiß noch eins!

Lehrer: Mit „Sk"?

Jokele: Ja wohl — „'s Kamel!"

Kindliches Argument.

Mama: Arthur, gleich in die Ecke!

Arthur: Warum soll ich jetzt wieder in der Ecke stehen, Mama?

Mama: Weil Du unartig warst.

Arthur (von der Ecke her): Nun, da steh' ich. Bin ich jetzt etwa braver? Hier kann ich ebensogut unartig sein!

Mathematisches.

Gattin: Emil, wo bist Du gestern so lange geblieben?

Gatte: Ich bin ja nicht so spät gekommen, es war ein Viertel von zwölf!

Gattin: Wie kannst Du so etwas behaupten, ohne zu erröten! Ich war noch wach, als Du kamst, und weiß bestimmt, daß es drei Uhr war!

Gatte: Nun ja doch! Ein Viertel von zwölf macht drei!

Nautisches.

Professor: Wovor fürchteten sich die Seefahrer des Mittelalters besonders, ich meine, woher kam es, daß sie sich nicht ins offene Meer hinauswagten?

Schüler: Sie fürchteten sich vor der Seekrankheit!

Ein großer Wohlthäter.

Der Baron von Putzenheim hat ein so vortreffliches Herz, daß er seine besten Kleider den armen Abgebrannten schickte, worüber sich die armen Abgebrannten sehr gefreut haben.

schon zwei Jahre hier und wissen nicht einmal, wie sich ein ganz gewöhnlicher Spitzbube benimmt! — Was haben Sie denn eigentlich in der ganzen Zeit bei mir gelernt?

Resignation.

„Mir blieb nur die Wahl zwischen Schande oder Tod! Natürlich wählt' ich die Schande!"

Ein unzufriedener Erbe.

„Ich habe Sie gleich erkannt, Baron; Sie haben sehr viel von Ihrem [illegible]"

[illegible] noch mehr sein!"

In Eutin

Pastor: Sehen Sie [illegible] Luft hier [illegible].

[illegible] denn das Luft [illegible]!

Ein Roman aus dem Leben in Inseraten.

Eine ruhige Wohnung ist an eine solide Person billig zu vermieten in der Blumenstraße 11, II. Etage.

Geschäfts-Verlegung.
Am 1. April verlege ich mein Atelier nach der Blumenstraße 11, II. Etage. Emmi Stichler, Modistin.

Ein gut erhaltener Flügel wird billig zu kaufen gesucht.
August Drescher, Blumenstraße 11, I. Etage.

Junge Mädchen, welche das Putzfach erlernen wollen, aber auch Musik vertragen können, wollen sich melden bei Emmi Stichler, Modistin, Blumenstraße 11, II. Etage.

Die Beleidigung gegen Fräulein Emmi Stichler nehme ich zurück und leiste hiemit Abbitte.
August Drescher, Hausbesitzer.

Ein gut erhaltener Flügel ist billig zu verkaufen.
Blumenstraße 11, I. Etage.

Gänzlicher Ausverkauf wegen Aufgabe des Geschäfts. Emmi Stichler, Modistin.

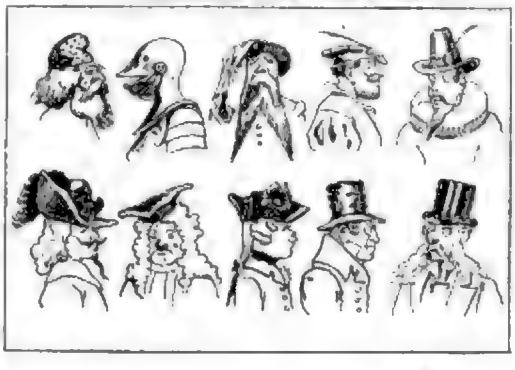
Als Verlobte empfehlen sich:
Emmi Stichler,
August Drescher.

Eine ruhige Wohnung ist an eine solide Person zu vermieten in der Blumenstraße 11, II. Etage.

Der Unterschied.

Studiosus: Ein Hauptunterschied, mein lieber Büffelmeyer, ist zum Beispiel der: „Thust Du auf dem Gymnasium nichts, wirst Du vom Professor eingeschrieben! — auf der Universität wird man erst vom Professor eingeschrieben und thut nachher nichts."

Stammbaum eines adeligen Hutes.



Auch eine Arbeit.

[illegible] ich hab' mich rechtschaffen plagen müssen, ehe ich den Geldschrank aufgekriegt habe.

Nicht bedacht.

Vater: Was! Nicht einmal gewußt hast Du, wie viel 2 × 2 ist? Na, warte, von nun an werde ich Dir Nachhilfestunde im Rechnen geben. Junge, wenn ich nicht wäre, würdest Du der größte Esel auf Gottes Erdboden sein!

Erschwerte Bekanntschaft.

„Entschuldigen Sie, waren Sie nicht vor drei Jahren in Konstantinopel?"

„Ich? Niemals!"

„Ah, da werden Sie meinen Bruder auch nicht kennen!"

„Habe wirklich nicht das Vergnügen!"

„Wissen Sie, er hätt' nämlich vor drei Jahren nach Konstantinopel reisen sollen, 's is aber nichts draus geworden!"

Kein Talent.

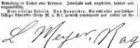
Regisseur: Hören Sie 'mal, Herr Meier, Ihr „Spiegelberg" war eine miserable Leistung. Sie sind nun

Handschriften-Beurteilung.

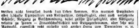
Lohengrin. Unfähig zu gleichmäßiger, überlegter, ruhiger Geistesarbeit, unfähig, in die Tiefe zu dringen und auch unfähig selbstloser Hingabe und der

Beteiligung in Sachen oder Personen. Jedenfalls auch ungebildet, haltlos und unzuverlässig.

Eine eifrige Leserin, San Francisco. Ein recht eitler und selbstgefälliger Charakter (Siehe M. u. R.); geistig unbedeutend und unklar im Urteil, auch launisch in den Gefühlen, jedoch nicht materiell genußsüchtig, und gewohnt, das Augenmerk auf höhere Dinge zu lenken. Lebhaft, unternehmend (siehe t Querstrich). Die Veranlagung steht über der Ausbildung. — Die übrigen zwei Schriftproben sind ganz ungenügend.



Theodora in Darmstadt. Nichts Kleinliches, Enges, Pedantisches haftet Ihnen an. Sie sind in allem groß angelegt, verstehen, aber es fehlt Ihnen die harmonische Abrundung, das schöne Gleichmaß wahrer Distinktion. Sie



werden nicht leidenschaftslos durch das Leben kommen. Ein warmes Empfinden oder lebhafte Sympathien und Antipathien, Lebhaftigkeit, aber auch verletzende Schärfe; Neigung zu Verschwendung, dabei große Freigebigkeit, aber Abneigung, geizig zu sparen — Freundschaftlichkeit und Entgegenkommen, aber sehr mit Auswahl, eigentlich recht exclusiv und großer Hang zum Dominieren u. u. Viel Licht je viel Schatten, aber höher geschätzt, je näher gekannt und je mehr erkannt.

L. Meyer, Ragaz.

Briefmappe.

Gustav W. auf Capri. Wir bedauern, für die Gedichte Ihres Freundes, unbeschadet ihrer Verdienstlichkeit, keine Verwendung zu haben.

„Schweigsam“. Das Sonett „Leben“ hat viel Gutes; nur stört darin der Abschluß mit dem Geistes „Spiele“ und der Umstand, daß der vorletzte und drittletzte Vers je einen Fuß zu wenig haben. „Der alte Geiger“ eignet sich nicht gut zum Vortrag, ist aber für den Abdruck in unserer Zeitschrift zu lang.

Frau Anna P. in Bad Nauheim. Die Adresse lautet: Frau E. J., Gotha, Villa Esche.

Moritz. „Vergiß zu dem übrigen“, sagt der musikalisch lebende Kammerdiener in Schillers „Kabale und Liebe“ zu Lady Milford. Wir haben keine Mahnung in Bezug auf Ihre in so verschwenderischer Zahl erschienenen Einsendungen befolgt.

O. E. in Libau. Wir nennen Ihnen die Herren Wilhelm Peter in Oppenau, Anton Keller, Kgl. Rechnungs-Revisor bei der General-Direktion der Kgl. Verkehrs-Anstalten (Postabteilung) in München, Dr. H. Brendicke, Makler der Berliner Briefmarkenbörse, Berlin W., Potsdamerstraße 41, und verweisen Sie im übrigen auf die Angebote, die des öfteren im Anzeigenteil unserer Zeitschrift erscheinen.

Frau P. in Breslau. Diese Stelle ist zu unserem Bedauern schon vollständig besetzt.

Fr. B. (Sch.) in Aschersleben. Wir teilen Ihre patriotische Begeisterung, müssen aber trotzdem aus Raumrücksichten auf den Abdruck Ihres Gedichtes verzichten.

Abonnent in Brandeis a. d. Elbe. Von Possbüchlein, 72 Kartenspiele, das bei Ernst in Halberstadt erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen ist, wird vermutlich Ihre Wißbegierde befriedigen.

August von H. in Darmstadt; Peregrinus; Karl H. in H.-G.; E. W., alias W. E. in Nürnberg. Es fehlt uns leider an Raum.

E. W. in L. Z. Wenden Sie sich mit der Bitte um eingehende Beratung in dieser Sache unter Berufung auf unsere Redaktion an die Vorstandschaft des Lehrervereins in Berlin SW., Königgrätzerstraße 10.

„Herziges Cousinchen.“ Es scheint, daß M. sich zur Zeit auf Reisen befindet. Es ist keine feste Adresse von ihm zu ermitteln.

Alte Abonnentin in Dorpat. Anton Ohorn, „Die deutschen Fürstenhäuser“, durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Fredericus R. in Berlin. Kraft, „Zinstafeln“, Verlag von Metzler in Stuttgart. — Wieland, „Anleitung zur kaufmännischen Zinsenberechnung in dem Conto corrente“, Berlin, Mode; — Kohlmann, „Zinstabellen für Kapitalien in Mark, Gulden, Franks und so weiter,“ Eilenburg, Offenhauer; — durch jede Buchhandlung zu beziehen.

H. C. in Assel. Wie in Ihrem Kreise die Behauptung entstehen konnte, es hätte am 1. Januar 1892 „rechtskräftig“ 1893 geschrieben werden müssen, ist uns unklar. Das Jahr 1892 bleibt immer 1892, wie zweimal zwei vier bleibt. Für Ihre freundliche Einladung besten Dank; leider müssen wir auf ihre Annahme verzichten.

Denn der Weg ist zu weit
Und zu kostbar die Zeit.

Frau Oberstlieutenant Antonie Herf-Wächter in Frankfurt a. M. Sie gestatten wohl, daß wir dem hübschen Wortspiel, zu dem Sie Dr. Bilfingers Aufsatz auf unserer Seite 395 begeistert hat, angesichts unseres im übrigen so stark in Anspruch genommenen Raumes an dieser Stelle ein Plätzchen einräumen:

„Neurasthenie“, die Krankheit des Jahrhunderts,
Der Aerzte Losung ist, mit nichten wundert's
Mich, daß just so sie und nicht anders heißt,
Ihr Name auf den Herd des Uebels weist.
Denn wenn der Mensch in keinem Thun sie rastet,
Nach Arbeit, Wohlstand unaufhörlich hastet,
Wenn alles an ihm, in ihm immer eilt
Und nicht wie ehmals — auch in Ruh verweilt,
Dadurch an Geist- und Körperkräften rüttelt,
Das Blut, die Nerven ohne Schonung schüttelt,
Dann wund're er darob sich nimmer, wie
Ihm nun ein Leid erblüht: „Neurasthenie.“

P. in Rußland. 1) Weber-Rumpel „Romanische Unterrichtsbriefe“, Verlag von Grobhaart in Leipzig, oder, falls Sie ein kleineres, billigeres Werk vorziehen, G. Hartenbach „Kunst, ein vorzügliches Gedächtnis zu erlangen“, Verlag von Ernst in Halberstadt; beide durch jede Buchhandlung zu beziehen, werden Ihnen gute Dienste leisten. 2) Durch Uebung, die sich durch das Lesen philosophischer Schriften besonders fördern läßt. 3) Wir haben Ihren Brief unserem Graphologen zur Charakterisierung Ihrer Handschrift übergeben, müssen Sie aber angesichts des massenhaften Andrangs zu dieser Rubrik unserer Zeitschrift um viel Geduld bitten.

Franz B. in Apolda. Wie zu jedem Erfolg gehört auch zu diesem die Vereinigung von Verdienst und Glück. Ersteres haben Sie im vorliegenden Falle an den Tag gelegt, hoffentlich gesellt sich bei der nächsten Gelegenheit auch das zweite dazu.

A. L. in St. . . . . . l. In Ihrem „Lied der Freundschaft“ singen Sie:

Gleich wie ein herrlicher Wolkentropfen
Wirket die Freundschaft aufs Leben stets ein,
Und dem Herze der bessernde Hoffen
Sollen dem Menschen die Freunde auch sein.

Schade, daß Sie auf die weiteren launigen Ausführungen verzichten, zu denen dieses schöne Bild Anlaß zu geben berufen ist!

A. Sch. in Varel. Der Verfasser jenes Aufsatzes, Sanitätsrat Dr. P., wohnt in Stuttgart, Tübingerstraße 14.

Marie St. in Breslau. Recht hübsch. Wenn es Sie uns nur nicht der Fruchtbarkeitsklänge zu viel würden!

J. St. in Darmstadt. Die Unterschiede sind, soweit wir es zu überblicken vermögen, namentlich für den Anfang, kaum so bedeutend, daß es sich nicht empfehlen würde, das am bequemsten gelegene Institut zu wählen.

Fräulein Helene L. in Lbbg. Stiften Sie doch dem lieben Papa die beiden Miniaturbüchlein „Der neue Reichstag“ und „Gekrönte Häupter“, beide von Joseph Kürschner, auf den Schreibtisch. Die Büchlein nehmen keinen Platz weg und bringen all das im täglichen Leben für jedermann Wissenswerte über die Reichstagsmitglieder und die deutschen Fürsten mit ihren Familien. Preis des ersteren Werkchens broschiert 40 Pfg., des letzteren 30 Pfg.

C. und P. G. in Colmar i. Els., J. M. in Eisenach, Th. R. G. in Königstein a. d. E., L. v. L. Nicht verwendbar.

L. E. in Berlin, E. E. in Dresden. Verschiedene der eingesandten Aufgaben werden wir gelegentlich mit Dank verwenden.

Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Man beliebe

grat. u. frko. zu verlangen meinen neuesten, mit 36 Illustration ausgestatteten Katalog für **Damen-Mäntel**. Derselbe enthält: Regenmäntel ... Jaquetts 6–54 ℳ, Capes 12–42 ℳ ... Versand nach der ganzen Welt! ...

Otto Altenberg,
Berlin SW., Markgrafenstraße 27.

Magenkrebsbeschwerden und **Rückenmarksschwindsucht** heilt über
Dr. Brunnig, Tilsit.

Um Möbel und Linoleumteppiche schöner frisch und stets wie neu zu erhalten, gibt es nichts Besseres als
VOIGT'S MÖBELPASTA
1 Musterd. 1 ℳ Garn. ... Fabrik Th. Voigt, Würzburg. Zu haben in allen ... Handlungen.

WAS SOLL ICH DEKLAMIEREN?

Unter diesem Titel hat die preisgekrönte Bühnenkünstlerin Käte Homeyer eine Auslese der besten Deklamationsstücke heiteren und ernsten Inhalts herausgegeben, zu welcher die ersten deutschen Bühnengrößen, im ganzen mehr als 200 Künstler und Künstlerinnen, ihre effektvollsten Vorträge in Poesie und Prosa beigetragen haben. Bei jeder Piece ist der Name des empfehlenden Künstlers genannt. Das vornehmste deutsche Deklamationswerk, unentbehrlich für jeden Hand, das edle Geselligkeit pflegt. Erster Band, Neue Folge, Dritter Band (letzterer enthält endlich Dialektvorträge) je einzeln brosch. à ℳ 3.20, in Geschenken eleg. gebd. mit Goldschnitt à ℳ 4.00 incl. Porto. Durch alle Buchhandlungen, sowie direkt franko von der Schwabacher'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.

Seide. Seiden-Bengalines, Foulards, Grenadines, etc., in den neuesten Genres von **85 Pf.** bis **Mk. 12.–** per Meter versendet in einzelnen Roben porto- und zollfrei zu wirklichen Fabrikpreisen an Jedermann.
Adolf Grieder & Cie in Zürich (Schweiz).

Soeben erscheint:

9000 Abbildungen. | 16 Bände geb. à 10 M. oder 256 Hefte à 50 Pf. | **16000** Seiten Text.

Brockhaus' Konversations-Lexikon.
14. Auflage.

600 Tafeln. | **300** Karten.
120 Chromotafeln und 480 Tafeln in Schwarzdruck.

Gerolsteiner Sprudel

Tafelgetränk I. Ranges.
Preisgekrönt auf allen beschickten Ausstellungen.
Aerztlicherseits empfohlen als wohlthuendes Getränk bei Magensäure, Blasen- und Nierenleiden.
Vertreter für Export: Gustav Stöhr, Hamburg.
Vertreter für Berlin: Fr. Stangen ...
Die Direktion des Gerolsteiner Sprudel in Gerolstein, Eifel (Deutschland).

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1889.

Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Haziende. Der Gedanke und die blonde Mädchen scheint uns etwas zu unvermittelt in die „Schlaraffenlage im sonnenglühenden Orangenhage“ hereingekommen, und wir fürchten, das schwarzlockige Cesarina, bloß mit Jasmin, wird mit ihrer Ausdauerabenden Mandoline schließlich den Strauß vom blauen Enzian und den Sieg über das Herz des Sängers davontragen.

J. W. 101. Nein. Das wäre mit unseren Gesetzen unverträglich.

H. W. in H. „Maria“ ganz hübsch.

J. M. in C. Ihre Frage ist schwer zu beantworten. Bei solchen Dingen kommt es auf die Schönheit und auf den Liebhaber an. Am besten, Sie zeigen es bei großen Kunsthandlungen in München, Berlin, Wien, Paris oder London vor.

Richard K. in Budapest. Nicht verwendbar.

W. L. 68. 1) Unsere „Deutsche Romanbibliothek“, die jetzt die Bildnisse der in ihr vertretenen Autoren bringt, kommt dadurch Ihrem Wunsch entgegen. 2) Das erfahren Sie ja sehr leicht durch Anfrage bei irgend einer Buchhandlung.

Abonnent und Freund in Ebingen. 1) Sollte das nicht „Goethe-Straße“ heißen? 2) Nein. 3) Kein Wechsel, nur Stuttgart. Einem Band seiner nach seinem Tod vom seinem Sohn gesammelten Gedichte ist sein Porträt als Titelbild eingefügt. 4) Augenblicklich nicht; vielleicht später einmal.

Langjähriger Abonnent in Zoppot. Solcher Anstalten gibt es viele, beispielsweise in Stuttgart die „Allgemeine Rentenanstalt.“

L. A. B. in C. Wir haben an Frühlingsliedern schon die Fülle und dürfen somit unseren Vorrat davon nicht vergrößern.

Richtige Lösungen sandten ein: Klara Hofhalter in Waldenburg in Sachsen (3). Agnes Georgi in Bromberg (4). A. B. in Châlet Viktoria in der Schweiz (2). Clara Becker in Mannheim (2). Ella Hilser in Blasewitz bei Dresden. Margarete Röhr in Breslau. „Haidekraut“ in Frankfurt a. M. (3). Alexander Gödel, k. u. k. Postoffizial in Lemberg (3). Marie Hallermann in Hannover. J. Fuchs in Diedenhofen (2). Aufrichtige in Hamburg (2). Karl J. und Fräulein Habichung. „Die kleine Frau“ in Hamburg (2). „Gold-Trudel“ und Ellis in Hamburg. „Papa Joe“ in Hamburg. „Der schöne Muckbold“ in Hamburg (2). „Mein Licht, mein Leben“ in Hamburg (2). Clemens Leo Nast in Neuwied (3). Ida Kremer in Nossen in Sachsen (3). „Deutsches Haus“ in Wenden in Livland (3). J. K. Beck in St. Charles, Mo., N.-A. Adele Hoffmann in Crefeld (2). Joh. B. Stappel in Hamburg. A. v. Lublan in Budapest (2). Menia v. P. in Tiflis (3). Wanda v. Rey in Athen (3). „Malcolm“ in Kairo (3). H. Hebbling-Tschudi in Zürich.

Inhalts-Uebersicht.

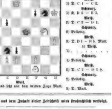
Text: Die schöne Barbara, eine Erzählung aus Aragon von Anton von Perfall. Fortsetzung. — In der Marinelomannschaft zu Charlottenburg, von A. Trinius. — Rettung aus Gefahr, von Philipp Knaut. — In trüber Zeit. Roman von Sophie Junghans. Fortsetzung. — Mein Jagdbild, von Hermann Junker. — Generalfeldmarschall Graf Moltkes Briefe an seine Braut und Frau. Fortsetzung. — Notizblätter. — Für müßige Stunden: Bilderrätsel; Auflösung des Rätsels Seite 483; Rätsel; Auflösung des Bilderrätsels Seite 483. — Das Grab auf der Heide, eines Liedes fünfzigjähriges Jubiläum. — Frühlingsahnung, von Ludwig Thoden. — Literatur. — Von der heiteren Seite. — Handschriften-Beurteilung, von L. Meyer, Ragaz. — Briefmappe. — Schach.

Illustrationen: Schwarzer Peter, nach dem Gemälde von J. J. Spert. — Auf ins Rettungsboot, nach dem Gemälde von Albert Gebhling. — Die letzte Fastnacht, nach einer Originalzeichnung von C. T. Davidson. — Batre aniz, nach dem Gemälde von W. Marc. — Zu Tode gehetzt, nach dem Gemälde von C. H. W. Klingender. — Faust, nach dem Gemälde von Hermann Junker. — Eine Uraniasäule in Berlin. — Fr. Brunold, der Dichter des Liedes „Das Grab auf der Heide.“ — Von der heiteren Seite, fünf Abbildungen.

Schach. (Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe 19. Von H. F. L. Meyer.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe 16 S. 426:

Weiß. 1) D. C 1 — C 2.
Schwarz. 1) K. D 5 — E 5.
Weiß. 2) D. C 2 — D 1.
Schwarz. 2) Beliebig.
Weiß. 3) D. D 1 — H 5. Matt.

A) Weiß. 1) . . . .
Schwarz. 1) Beliebig.
Weiß. 2) D. C 2 — D 1 +.
Schwarz. 2) Beliebig.
Weiß. 3) D. Matt.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Herausgeber: Prof. Joseph Kürschner in Stuttgart.
Verantwortlicher Redakteur: Otto Baisch in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer“ SW., Charlottenstr. 11;
München: Wolfgang Brachvogel (Heßstraße 34 III);
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer“ (Wonngasse 8);
Budapest: Moriz Hecht (V., Akazi Janosgasse 8).

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In unserem Verlage ist erschienen:

Ludwig der Bayer
oder **Der Streit von Mühldorf.**
Vaterländisches Schauspiel in fünf Akten von
Martin Greif.

Preis geheftet M. 2.50; elegant mit Goldschnitt geb. M. 4.—.

Zu den poesievollsten Gestalten unserer deutschen Geschichte gehören die beiden von früher Jugend an innig miteinander befreundeten Enkel Kaiser Rudolphs, Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne, deren ebenso tapfer geführter als edelmütig beigelegter Kronenstreit längst als einer dichterischen Darstellung wert erkannt worden ist. Zu den Dichtern, welche sich der Lösung dieser lockenden Aufgabe unterzogen, tritt nun auch Martin Greif, dessen der deutschen Geschichte entnommene Dramen: Heinrich der Löwe — Die Pfalz im Rhein — Konradin, der letzte Hohenstaufe — Prinz Eugen — ihm ein glänzendes Zeugnis darüber ausstellen, daß er den Beruf dazu in sich trägt. Er hat denn nun auch diesen Stoff mit Einsetzung seiner ganzen eminenten dichterischen Kraft zur dramatischen Darstellung gebracht und damit ein Werk geschaffen, packend und erhebend zugleich, ein Werk von so großer poetischer Schönheit und so hohem dramatischem Schwung, daß es dauernd einen hervorragenden Platz in unserer vaterländischen Literatur einzunehmen berufen ist. Allen Freunden derselben sei deshalb dieses Drama des hochverdienten Verfassers wärmstens empfohlen. Im kommenden Frühsommer soll das vaterländische Schauspiel auf einer eigens zu diesem Zwecke errichteten Bühne in Kraiburg am Inn zur Aufführung kommen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M 80 Pf. Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

G. Hennebergs Seidenfabrik
in Zürich sendet direkt an Private

schwarze, weiße u. farbige Seidenstoffe von 75 Pf. bis Mk. 18.65 p. Mtr. — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	Mk.	1.35	18.65
Seiden-Foulards	„	1.35	5.85
Seiden-Grenadines	„	1.35	11.65
Seiden-Bengalines	„	1.95	9.80
Seiden-Ballstoffe	„	0.75	18.65
Seiden-Ballkleider	„	14.80	68.50

etc. etc. porto- und zollfrei ins Haus. Muster umgehend. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
Seiden-Fabrik, G. Henneberg, Zürich, Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Goldene Medaille London 1891.

Schmücke Dein Heim!

Goldene Medaille Leipzig 1892.

Diaphanie-Fensterbilder. Prachtvolle Gelegenheits-Geschenke.

Ausstellung: Berlin, Burgstrasse 30. **Grimme & Hempel, Leipzig.** Ausstellung: Leipzig, Grimm. Str. 21.

Illustr. Katalog M. 1 — (auch Briefmarken), wird bei Bestellung von M. 20.— an zurückvergütet.

Neu erschienene Alpen-Landschaften:

Salzburg mit Untersberg. Berchtesgaden mit Watzmann. Taufers mit Schwarzenstein. Cortina mit Tofana. Suldenthal mit Suldenspitze u. Königsspitze. Trafoi mit Trafoier Gletscher. Drei Zinnen im Ampezzothal. Langkofel bei St. Ulrich im Grödnerthal.

Dieselben 8 Landschaften in hochfeinem Farbendruck werden in eleg. Mappe. 44×62 cm. gegen Einsendung von M. 25.— versandt.

Sensationelle Neuheit! Patentirt.

Das beliebteste Instrument. Bis- heriger Absatz 55000.

Nur 10 Mk.
Greizer Accord-Zither
mit gef. gesch. Stimmvorrichtung.
Mit Hülfe der 6 Manuale thatsächlich in einer Stunde zu erlernen, ohne Notenkenntnis, ohne Lehrer. Ton wundervoll. Preis incl. Schule, Lieder, Ring, Schlüssel, Karton 10 M; dazu 65 Volkslieder 2 M. Lange Wirbel Chroniaal 2 M. Stimmpfeife 50 Pf. Ringe 15 Pf. Illustr. Prospekt mit zahlreichen Dankschreiben gratis u. franko.
H. Breslau Nachf., Greiz.

Kinder werden kurzsichtig u. schief durch anwachsenden Arbeiten am Tisch, u. bisher Stühlen unpassender Höhe.

Kinderpulte.

Max Herrmann, Berlin W., Karlsbad 1.

Privat-Detektiv-Institut.

Auskünfte, Beobachtungen, Ermittelungen aller Art.

H. Stewert, ...

Wer 1 heizbaren Badestuhl h., kann t. warm baden. L. Weyl, Berlin W. 41. Fr. gr.

Kaufmännische Buchführung

F. Simon, ... Berlin SW. 34

HYGIENE DES KOPFES
Schonheit der Haare
EAU DE QUININE
VON
ED. PINAUD
PARIS 1889
Unfehlbar gegen Schuppen und Ausfallen der Haare
37, Boulᵈ de Strasbourg, PARIS
Jede ächte Flasche ist mit nebenstehender Unterschrift versehen.
GRAND PRIX

Die Räderfabrik, Eisengiesserei und Maschinenfabrik von **Hermann Michaelis** (Inhaber Heinr. Klinge und Herm. Michaelis) in **Chemnitz** empfiehlt:

Complete Transmissions-Anlagen

für alle Branchen, mit Zahnrädern, Hanf- u. Draht-Seilscheiben, Riemenscheiben, Sellerlagern, Kuppelungen, Reibungskuppelungen u. Wellen in vorzügl. Ausführung, ferner

Compound-Räder

von längster Dauer, für höchsten Zahndruck, bei geringstem Kraftverbrauch, unter Beseitigung der springenden und dadurch geräuschvollen Gangart. Deren Holzkämme können niemals durch Zahndruck gelockert werden und die Folgen zu hoher Temperatur sind leicht zu beseitigen, ohne erstere aus ihrem Sitze herausnehmen und wieder hineinpressen zu müssen.
Beschreibung, Zeichnung und Preise auf Verlangen gratis und franco.

Auflage: 80000!

Jede gebildete Hausfrau liest gern die

Deutsche Moden-Zeitung.

die billigste Moden-Zeitung der Welt.
Vierteljährlich nur
50 Pfg.
nur 80 Pfg.

Jährl. 24 Nrn. Erscheint alle 14 Tage.
Zu beziehen d. alle Buchh. u. Postanst. (Post-Kat. 1643.)
Probenummern gratis durch jede Buchhdlg. oder
Aug. Polich Leipzig.

Alexander Monski, Motorenfabrik, Eilenburg
Prov. Sachsen
liefert vorzügliche Heissluft-Pump-Maschinen zum Preise von 425 Mk. an.
zur Wasserversorgung von Gärten und Häusern.
Man verlange Prospekte.

Digitized by Google

MENZER'S Griechische Weine!

sind sehr billig, sie sind anerkannt ganz vorzügliche Frühstücksweine, Tischweine, Dessert- u. Krankenweine.

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** auch über **deutsche** und **französische** Weine von **J. F. MENZER, Neckargemünd.**

Feinste **Reklame**

Originelle, künstlerisch ausgeführte farbige
Plakate u. Reklame-Adresskarten
liefern für **alle Branchen.** Muster franco.
Grimme & Hempel, Leipzig.
Lithographische Kunstanstalt.

Künstler erhalten höchste Preise für originelle Ideen.

CRÊME SIMON
Rue de Provence, 36, PARIS
& PARFÜMERIEN, APOTHEKEN UND FRISEURE

Von wunderbarer Wirkung um der Gesichtshaut und Händen **GESCHMEIDIGKEIT** und blendende **WEISSE** zu verleihen.
Unübertroffen gegen **AUFSPRINGEN, FLECKEN, ROETHE, JUCKEN** der **HAUT.**

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

Die Wormser Brauerschule,
... beginnt den **Sommerkursus am 2. Mai a. cc.** ... die Direktion **Lehmann.** ...

VERTRETUNG
H. STORK, MÜNCHEN
Nordendstr. 3.
Echt silberne Tafelbestecke.
Modernste Modelle.
Reichhaltige illustrirte Bücher und Preislisten.
Preise und Versand ab München ...

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart
In unserem Verlage ist erschienen
Neue Gedichte
von **Sigmund Schott.**
... **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

Gebildetes Mädchen
aus guter Familie, 21 Jahre, katholisch ...
... an **Joh. Lang,** ... in **Oberammergau.**

4711
EAU DE COLOGNE
Extrait double mit gothischer Grün-Gold-Etiquette,
anerkannt als die beste durch Zuerkennung des einzigen ersten Preises auf der Ausstellung in Köln 1875.
FERD. MÜLHENS
„Glockengasse No. 4711"
KÖLN.

Unübertroffen! Ueberall käuflich.

UNBEDINGT DIE
ZARTESTE HAUT
bekommt man durch den Gebrauch von

JÜNGER & GEBHARDT'S
LANOLIN-CRÈME
LANOLINCRÈME-SEIFE

Bücher-Verzeichnis
gratis — franko
Carl Glogau, Hamburg.

Unentbehrlich für jeden Haushalt!
G. BOEHM'S »BRILLANT« SILBER-SEIFE
Billigstes **Reinigungsmittel** für **Tischbestecke, Tafelgeräthe** ꝛc.
aus jeder Art von Metall.
Bewirkt vollkommene Wiederherstellung des ursprünglichen Glanzes ohne auch selbst die feinste Versilberung anzugreifen.
Zu haben in den meisten Silberwaaren-, Seifen- u. Droguen-Handlungen
Gustav Boehm Offenbach a. M.

Patentleitern

... **labeliren und liefern**
Eugen Blasberg & Co.
Dusseldorf
Berlin SW. **Frankfurt a. M.**
Lager Hamburg.
... Prospekte gratis.

B. Linnemann & Co.
in Oelde, Westfalen,
Fabrik feiner Fleisch- u. Wurstwaaren,
empfehlen in hochfeinster Qualität ...

Kunstverlag
von **Brunet & Cie., Amsterdam,**
Photographien ꝛc. Katalog 20 Pfg.

Verlangen Sie
von Ihrer Buchhandlung oder im Falle diese selbe keine führt direkt von der
Verlagshandlung **R. Oldenbourg, München**
eine **Gratis-Probenummer** der
Liebhaberkünste.

Liste über **Jux- und Scherz-Artikel** umsonst und postfrei.
J. C. Schmidt
Erfurt.

Plakate. Etiketten.
Reklamekarten. ...
Druckarbeiten etc.
in ... Ausführung liefert billigst die Lithogr. Kunstanstalt
A. Molling & Comp.
Commandit-Gesellschaft
HANNOVER.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein Erinnerungsbuch zum 22. März
an den verewigten Kaiser Wilhelm I.

In unserem Verlage ist erschienen:

Ein Vermächtnis Kaiser Wilhelms I.

Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg.
Ein Menschen- und Heldenbild
unseres unvergeßlichen Kaisers Wilhelm I.
von **Oskar Meding.**

Erinnerungsgabe für das deutsche Volk,
mit Illustrationen ...

Unter Allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II.
herausgegeben von **Carl Hallberger.**

... Illustrationen aus den letzten Lebenstagen des hochsel. Kaisers.
Preis elegant geheftet 3 Mark, in feinstem Original-Einband 4 Mark.

... „des Kaisers Blick hat auf unserer ... und schließt dieses Buch seines Lebens."

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes.

Aromatique
feinster Magenliqueur.
Allein echt fabrizirt seit dem Jahre 1828
von **Th. Lappe,** Apothekenbesitzer Neudietendorf in Thüringen.

Prämiirt
... **Halle 1881** der einzige preisgekrönte von sämtlichen ausgestellten Liqueuren, London, Deutsche Ausstellung 1891 Ehrendiplom.
... feineren Colonialwaaren- und ...
Vor allen Nachahmungen wird gewarnt
Bitte geschützte Etiquette und Fabriksiegel zu beachten

Kaiser-Blume
feinster Sect
gesetzlich geschützte Marke von
Gebrüder Hoehl
in
Geisenheim.
... **Schaumwein-Kellerei.**
Zu beziehen durch die Weinhandlungen

LOHSE's weltberühmte Spezialitäten für die **Pflege der Haut:**

EAU DE LYS DE LOHSE
... **seit über 50 Jahren unübertroffen** als ... Hautwasser **zur Erhaltung der vollen Jugendfrische,** sowie zur ... Entfernung v. **Sommersprossen,** ... Flecken und **allen Unreinheiten des Teints.**
LOHSE's Lilienmilch-Seife,
... **reinste u. mildeste aller Toilettenseifen,** ...
... achte man stets auf die Firma
GUSTAV LOHSE, 45 Jägerstr. 46 **BERLIN.**
Fabrik feiner Parfümerien und Toilette-Seifen.
In allen guten Parfümerien, Drogerien etc. des In- und Auslandes käuflich.

№ 25.

67. Band.
Vierunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1891—1892.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Die schöne Barbara.

Eine Erzählung aus Arizona von
Anton von Perfall.

III.

Ich saß in der Vorhalle des Grand Hotel im lieblichen kleinen Städtchen Phönix, der Hauptstadt vom Maricopa County, in Arizona. Das Grand Hotel war eine kleine, weißgetünchte, einstockige Bretterbude — die Hauptstadt zählte damals achthundert Einwohner, zum großen Teil eingewanderte Mexikaner. Es war eben ein echtes amerikanisches Städtekind, das, mit den Gliedmaßen eines Erwachsenen auf die Welt kommend, sich damit drollig genug geberdet. Aber trotzdem ein blühendes, kraftstrotzendes, zu den schönsten Hoffnungen berechtigtes Kind, das in dem fruchtbaren Salt Riverthal sich recht wohl befand.

Ich kam vor einer Stunde von Denver, Colorado. Ein originelles Völkchen stand an der Bar, lag, die Füße in der Luft, an die Mauer gestemmt, rauchend, spuckend, in den Rockingchairs, derbe revolvergespickte Cowboys, kokette mexikanische Vaqueros mit riesigen Sporen in der putzsüchtigen Tracht ihrer Nation, Viehhändler, Farmer mit bartlosen Lippen, mit Kornähren in den Zähnen stochernde Miner, müßiges, zweideutiges Volk, dazwischen herumschleichend kleine, struppige Indianerweiber in Lumpen, ihre Papuses (Kinder) auf dem Rücken, auch der bezopfte Sohn des himmlischen Reiches fehlte nicht, der aus der Küche ab und zu huschende, springende, in weißes Leinen gekleidete, ewig lachende „John“. Spanisch und englisch tönten wirr durcheinander. Getreideproben wurden herumgereicht,

Schloß Molsdorf, der Landsitz des Grafen Gustav Adolf von Gotter. Originalzeichnung von Ewald Thiel. (Seite 515.)

Digitized by Google

Specimens aus den Minen, Pferde- und Viehhändel abgeschlossen, drinks allround genommen.

Ich las eben in einer alten Nummer des New-Yorker Herald, die sich bis hieher verirrt, und dampfte eine pechschwarze Mexicana. Da erhob sich plötzlich wirres Geschrei von der Straße; eine Schar halbnackter, schmutziger Jungens unternahm einen Wettlauf, von einer Wolke Staubes umgeben, gegen das Grand Hotel, große rote Zettel schwingend.

„Great excitement in Maricopa, bella Barbara captivated, longo Rafaele killed!“ klang es wie ein Schlachtruf aus heiseren Kehlen. Alles stutzte, die Gespräche verstummten, im Nu hatte jeder der Anwesenden einen roten Zettel von den kleinen Kobolden in die Hand gedrückt, die sich kaum Zeit nahmen, die zehn Cents einzukassiren, um weiterzurasen die Straße hinab, um jeder etwaigen Konkurrenz zuvorzukommen.

Es gab damals noch keine Zeitung in Phönix, und nur ganz besondere Ereignisse wurden auf diese Weise bekannt gegeben.

Auch ich hatte einen Zettel in der Hand und starrte auf die großen schwarzen Buchstaben. Es waren zwei Jahre vergangen seit meinem Abenteuer bei Gila Bend, später hatte ich noch vernommen, daß die Barbara eines schönen Tages mit Rafaele Sunol verschwunden, da der Vater unbeugsam war. Ich hatte die ganze Sache vergessen im Drang eines bewegten, ruhelosen Lebens, jetzt stand die nächtliche Scene wieder lebendig vor meinen Augen, kein Zweifel, es war dieselbe Barbara, derselbe Rafaele.

Warum wurde sie gefangen, er getötet? Was hatten sie verbrochen? „Sie ist verloren in seiner Hand,“ sagte damals der Alte. Dann dachte ich an den armen Garcia — wenn der das erfährt!

In diese Gedanken versunken, achtete ich nicht auf meine Umgebung. Der tolle Lärm, die fieberhafte Aufregung in den Gruppen, die unzähligemale genannten und gerufenen Namen Barbara und Rafaele ließen mich erst aufblicken von dem verhängnisvollen Blatte. Jetzt fiel es mir auf: bella Barbara — longo Rafaele. Diese feststehenden Attribute, ohne Familiennamen — und alles sprach ringsum wie von weltbekannten Personen — in Phönix — fünfzig Meilen von Maricopa — von einem einfachen Vaquero und seiner Geliebten! Woher kam diese Volkstümlichkeit? Ich fragte den nächsten besten, einen biedern Farmer dem Aussehen nach, der sich besonders erfreut zeigte über die Nachricht.

„Kennen Sie denn diese beiden?“

Er sah mich groß an.

„Wohl fremd hier, Sir?“ erwiderte er. „Sonst müßten Sie doch von der Landplage im Maricopa County gehört haben, den verwegensten Desperados seit Jahren. Das will was heißen hier zu Lande, Sir! Keine Post, kein Stück Vieh, kein Pferd, kein Mensch auf der Straße war ja sicher vor dem Gesindel! Na, das gibt ein Fest, wenn die aufgeknüpft wird! Das müssen Sie abwarten, das geht rasch bei uns in einem solchen Falle.“

„Aber sie war doch nur seine Geliebte?“ fragte ich weiter.

„Sie? Die Barbara? Ich danke! Sie war ja die Seele des Ganzen, der helle Teufel, sage ich Ihnen! Man war ja keines Burschen mehr sicher, ob sie ihn nicht in ihre Netze zog. Die besten, bravsten Leute hat sie zu dem saubern Handwerk verführt, es sollen ihrer dreißig sein, und sie war die Anführerin. Der Rafaele ist ein einfacher Lump, ein Pferdedieb, ein feiger Tropf, aber sie — man muß Respekt haben vor ihrer Entschlossenheit, sie that es mehr aus Leidenschaft, aus Freude an dem wilden, waghalsigen Leben. Sie soll nichts gegeben haben um Geld und Gut, alles verschenkt unter ihre Leuten. Sie gingen auch durchs Feuer für sie — sollen nur aufpassen, daß sie sie nicht wieder holen — oft schon dagewesen. Wie sie nur in diese Falle gehen konnten!“

Ich hörte gespannt der abgebrochenen Rede zu — die letzten Worte des Mannes ließen mich erst den Bericht genauer ansehen.

„Gestern gelang es Sheriff Edwards von Maricopa County, die schöne Barbara und den langen Rafaele, den Schrecken des County, in der Hütte ihres erkrankten Vaters Miguel Pacheco bei Gila Bend gefangen zu nehmen. Rafaele wurde nach heftiger Gegenwehr erschossen, Barbara gefangen genommen. Sie wird in den nächsten Tagen vor der Supreme Court in Phönix gerichtet werden.“

Mein Farmer wurde unterdessen von Bekannten umdrängt, überall bildeten sich erregte Gruppen, den Vorfall besprechend.

„Wäre mir lieber, für die Barbara die Kugel und für den Rafaele den Strick, als umgekehrt,“ meinte ein Vaquero. „Nun, verraten thut sie nichts. Die Blaubänder können ruhig auseinandergehen —“

„Wenn sie Schurken sind und sie hängen lassen,“ meinte ein mexikanisch gekleideter Vaquero.

„Was wollen sie denn thun?“ erwiderte ein Cowboy schlecht englisch.

Der Mexikaner sah ihn spöttisch an, seine Cigarette zerkauend.

„Du weißt es freilich nicht!“ Er spuckte verächtlich aus.

Von einem kunstgerechten Faustschlag unter das Kinn getroffen, rollte er zu Boden; der Cowboy hatte die Beleidigung wohl verstanden; andere warfen sich dazwischen — ein dichter Knäuel von Menschen entstand. Ich erwartete, jeden Augenblick einen Schuß aufblitzen zu sehen. Dann flogen beide, der Mexikaner und der Cowboy, plötzlich weit in die Straße hinaus unter dem Gelächter der Menge, und von neuem sprach man, als ob nichts geschehen, über die sensationelle Nachricht.

Ein Miner wollte sie vor mehreren Monaten in einem Fandangohause zu Pima selbst gesehen haben, das sie furchtlos mit einigen ihrer Leute betrat; er wurde von allen Seiten umdrängt um Auskunft, jeder wollte Näheres erfahren von der bella Barbara.

Mir war der Ausdruck „Blaubänder“ aufgefallen, den jener Cowboy gebraucht.

„Warum heißt man denn ihre Anhänger Blaubänder?“ fragte ich.

„Weil sie alle blaue Bänder um die Hüte tragen sollen mit ‚Barbara‘ in Silber drein gestickt,“ erwiderte man mir von allen Seiten.

Auch das schien eine allbekannte Thatsache, welche die Romantik des Ganzen noch erhöhte. Es war gleichsam ein Geheimbund, den dieses tolle Mädchen gestiftet.

Von weit und breit zogen junge Leute der schönen Zauberin zu, die das Gerücht bald mit einem phantastischen Nimbus umgab, nur um das blaue Band um den Hut geschlungen zu bekommen.

„Sie behext Menschen und Pferde,“ sagte damals der alte Tom in Gila Bend, und er hatte recht.

Bei den jungen Leuten umher hatte daher auch die Nachricht sehr geteilte Gefühle erweckt. Es fehlte der schönen Barbara nicht an jugendlichen Verteidigern, welche die allbekannte spanische Desperadogroßmut an ihr hervorhoben, rührende Züge von ihr zu erzählen wußten, die in keinem Räuberleben fehlen dürfen. Man befürchtete allgemein, daß es in der Nacht in den Spiel- und Fandangohäusern unter dem Einfluß des Whisky zu blutigem Streite kommen werde um die schöne Barbara.

Ich war fest entschlossen, abends nach Gila Bend zu fahren, um vom alten Tom das Nähere zu erfahren; vielleicht traf ich auch Garcia dort. Ich hatte ihn seit jenem Tag nicht mehr gesehen, und zwei Jahre waren darüber verflossen — er kannte jedenfalls am besten den Weg, den Barbara seitdem gezogen.

Unzähligemale las ich den roten Zettel: „Wurde bei ihrem auf den Tod erkrankten Vater Miguel Pacheco gefangen genommen,“ den sie noch einmal sehen wollte, von dem sie Vergebung erflehen wollte für den vielen Kummer, den sie ihm bereitet. Ich erinnerte mich ihres wehmütigen Blickes, der tiefen Trauer um ein verlorenes oder nie besessenes Glück und der unbewußten Sehnsucht darnach, die daraus sprach, der heißen Thränen, die sie vergoß beim Abschied von Garcia. Dieser gefahrvolle Besuch beim sterbenden Vater verstärkte das vorteilhafte Bild des Mädchens in meiner Phantasie. Welche dunkle, unbändige Gewalten mögen diese Brust aufgewühlt haben!

„Sie kann nicht anders,“ sagte Garcia, „es ist so bei uns!“

Ich sehnte mich nach dem schwarzlockigen, schwermütigen Burschen. Eben wollte ich den Weg zum Depot einschlagen, es ging schon gegen Abend, da ertönte das dumpfe Brausen einer erregten Volksmasse die mit Gummibäumen eingefaßte Avenue herauf, die zum Bahnhofe führte. Ich kannte diese drohenden, tierischen Laute aus unzähligen Anlässen und ihre verschiedenartigen Nuancen. Wenn mich nicht alles täuschte, galten sie diesmal einem Opfer der Volkswut, dem dumpfen Tone nach, nur hie und da mischten sich hohe, helle Laute der Freude, begeisterter Begrüßung, wie sie die Masse seinem Liebling zujauchzt, hinein, die mich ganz irre machten.

Immer näher kam es. Eine dichte Staubwolke wälzte sich voraus, Pferdegetrappel, Wagengerassel, wüster Lärm entquoll ihr — jetzt wurde sie lichter. Eine johlende, hüteschwenkende Menge, die sich um eine Schar Berittener drängte, ob aus Begeisterung oder einem andern Motiv war nicht mehr erkennbar, wurde sichtbar auf beiden Seiten, mitten im Menschenknäuel sich tummelnde Reiter, sie umwirbelnde Quasten, flatternde Bänder, auf und ab schwenkende Sombreros, in der Luft weite Kreise beschreibende Peitschen, wiehernde Pferdeköpfe mit flatternden Mähnen und aufgesperrten Nüstern. Die Berittenen in der Mitte trugen die Uniform der amerikanischen Armee. Das Rasseln eines Fuhrwerkes, das noch nicht sichtbar war, drang aus ihrer Mitte. Jetzt waren einzelne Rufe unterscheidbar — spanische, englische Flüche unter sinnlosem Geschrei. Plötzlich sprengte eine Schar junger Männer zwischen den Gummibäumen hindurch, dicht an das Militär heran — ein jeder einzelne erhob sich, den Sombrero schwenkend, in dem Steigbügel, ja, ein gewandter Reiter stieg auf den Sattel und „Hurra, hurra, o bella Barbara!“ tönte es durch den Lärm.

Ein englisches Kommandowort — die Soldaten machten Front gegen die verwegene Schar, die im Nu lachend und scherzend im Staube verschwand.

Ich stand wie angewurzelt, die Menge trug mich mit, vergebens strengte ich mich an, die Unglückliche zu erblicken — nur einen Augenblick blitzte zwischen den Uniformen etwas Rotes auf — ihr Kopftuch wohl. Ein Maultier zog den zweiräderigen Karren.

Einige Minuten darauf, schloß sich das hölzerne Thor der City Hall hinter der Eskorte, und der Mob schlug mit den Fäusten dagegen — sie zitterte bedenklich darunter; überhaupt machte das hölzerne Gebäude durchaus nicht den Eindruck besonderer Sicherheit, und — offen gesagt — ich machte mir abenteuerliche Gedanken darüber.

Zwei Tage darauf sollte die Verhandlung sein, das geht rasch hier zu Lande in solchen offenkundigen Fällen. Da war in Phönix mehr zu erfahren als in Gila Bend, und so blieb ich.

Es herrschte eine Gewitterschwüle während dieser zwei Tage in dem kleinen Städtchen. Man glaubte einen gefährlichen Gast zu haben in der City Hall, die jetzt sorgfältig bewacht war, und in der ersten Nacht horchte manches Ohr in die stille Nacht hinaus, ob sich nicht Hufschlag vernehmen ließ oder der Schlachtruf der Blaubänder, die für ihre Herrin in den Tod reiten. Aber nichts rührte sich — ich glaubte bestimmt, daß die meisten enttäuscht waren. Den Tag über war Barbara der Mittelpunkt jedes Gespräches. Sie wurde die Heldin jeder kühnen That, jeder großsprecherischen Lüge, man wettete für und gegen ihre Verurteilung zum Tode, man sprach von der morgigen Gerichtsverhandlung wie in Paris von irgend einer begierig erwarteten Theaternovität.

Auch die zweite Nacht verging ohne jedes Ereignis.

Zur Gerichtsverhandlung war außerdem ein neues Piket Reiter eingetroffen aus einem benachbarten Fort, das die jetzt zu einer ungeheuren Zahl angewachsene Schar von Vaqueros und Volk aller Art aus der Umgegend nicht mehr gefährlich erscheinen ließ.

Das war eine bunte Versammlung in dem schmucklosen, bretterverschlagenen Saale der City Hall, die da schon zwei Stunden vor Eröffnung der Sitzung durcheinander wogte, und wenn man sie näher betrachtete, stiegen einem Zweifel auf, ob es einem Richter hier möglich sein würde, ein von der Volksstimmung vollständig unbeeinflußtes Urteil zu fällen, denn derselben fehlte es nicht an Mitteln, derselben am Ende energisch Geltung zu verschaffen. Alle Arten von Waffen staken in den Gürteln, Büchsen lehnten in den Ecken, waren über die Schultern geworfen, Miner, Vaqueros, Halbindianer, theatralisch gekleidete Abenteurer in mit bunten

Fransen besetzten Lederhosen, dazwischen behäbige Farmer, Kaufleute, Soldaten, das alles drängte sich, heftig gestikulirend, höchste Erregung in Wort und Blick, durcheinander. Durch die geöffnete Thüre, durch welche immer neue Massen hereindrängten, blickte man in die geldige, im grellen Sonnenlicht glitzernde „Plaza“, von der aus über unzählige Köpfe eine dunstige, staubgetränkte, glühende Atmosphäre hereinwehte und sich mit dem dichten Cigarettenqualm zu einer grauen und heißen Wolke verdichtete, die über allem lagerte.

Ich hatte durch eine Bekanntschaft mit dem Citymayor einen guten Platz neben dem Gerichtstisch erhalten unter den staubbedeckten, fliegenbeschmutzten Bildern Washingtons und Lincolns. Die Justiz in den Territorien war damals, wenn auch in den Händen des Staates und von Washington aus gewissermaßen kontrollirt, doch noch mehr oder minder Volksjustiz und unterschied sich davon eigentlich nur in der äußern Form, welche streng aufrecht erhalten wurde. Das County wählte seinen Richter, gewöhnlich einen der meistbegütertsten, volkstümlichsten Grundbesitzer, von dem weiter keine juristischen Kenntnisse verlangt wurden als langjährige Praxis und gesunder Menschenverstand, während die Geschworenen aus allen Schichten der Bevölkerung sich zusammensetzten.

Ein Advokat aus Prescotte war telegraphisch berufen worden, um die Verteidigung Barbaras zu übernehmen, die ja, wie dieser mir selbst auf meine erstaunte Frage, wie er nur im stande sei, in zwei Tagen das ganze Material zu bewältigen, allein in der geschickt geweckten, genährten und zuletzt entflammten Sympathie der größtenteils aus Landsleuten bestehenden Jury und noch mehr des anwesenden Publikums bestehen konnte, durchaus nicht in Verdrehung und Bemäntelung der Thatsachen, wie es in zivilisirten Ländern Sitte sei. Darauf ließe sich dieses Volk nicht ein, wenn es einmal von einer Schuld überzeugt sei wie hier, das verschlimmere nur die Sache. Er trat eben, schwarz gekleidet, als verteidige er in einem New-Yorker Gerichtssaal, ein und musterte prüfend die Anwesenden. Die Zusammenstellung schien ihm wohl sehr wichtig zu sein.

„Haben Sie Hoffnung?“ fragte ich ihn.

Er zuckte die Achseln.

„Verdammt viel Militär hier,“ sagte er, auf die Fenster deutend, hinter denen die auf und ab gehenden Patrouillen sichtbar waren. „Das ist schlimm in solchen Fällen — sonst — das Publikum wäre gut, viele junge Leute, größtenteils Mexikaner, heißes Blut — keinen Dunst von Gerechtigkeit — na, will sehen, wer die Geschworenen sind — nur nicht viel Cattle-Ranchers, hoffe ich, sonst ist sie verloren, die haben ihr den Tod geschworen.“

Die Zeugen saßen in der ersten Bank, es waren nur wenige. Farmer, Vaqueros, die von Barbaras Leuten bestohlen worden; der Treiber einer Postkutsche, der geschworen, sie bei einem Ueberfall erkannt zu haben; ein Fandangohausbesitzer von Pima, in dessen Haus Rafaele einen über den Haufen schoß, der einen Streit mit seinem Gefährten anfing, dieser Gefährte soll Barbara gewesen sein.

Im großen Ganzen waren ja alle diese Räubereien und verwegenen Unternehmungen, durch welche die Schar der Blaubänder die ganze Gegend in Schrecken versetzten, im Schutze der Nacht und in sorgfältiger Vermummung geschehen, und die Urheberschaft durch Barbara und Rafaele größtenteils so wenig nachweisbar, daß dieselben in einem zivilisirten Lande dafür kaum hätten verurteilt werden können — hier aber genügten einige bewiesene Fälle vollständig, den beiden auch alles übrige zur Last zu legen, und nicht mit Unrecht, nach der nie fehlenden Erfahrung, die man hier zu Lande gemacht, daß eine Konkurrenz im Räuberwesen nie stattfindet und sich alle Ritter von der Straße, wenigstens einer Landschaft, unter einer bewährten Führung einigen.

Der Richter trat ein mit seinen Beisitzern und den Geschworenen. Ein bejahrter Mann von so reiner Yankeerasse, wie man sie in diesem Staate selten antrifft. Die ausgeschorene Oberlippe gab seinem ohnehin scharfen, ernsten Gesicht etwas auffallend Hartes. Er warf keinen Blick auf das Publikum, zog unter dem schwarzen Talar, den er nach amerikanischer, aus England importirter Gerichtssitte über einem hirschledernen Anzug trug, der vorne an der Brust sichtbar war, einen Revolver, legte ihn vor sich auf das Pult, wartete einen Augenblick, bis die Geschworenen, welche, wie ich zu meinem Schrecken sah — auch der Advokat machte ein bedenkliches Gesicht zu mir herüber — größtenteils aus amerikanischen Farmern und Grundbesitzern bestand, Platz genommen hatten, und drückte auf eine Metallglocke.

Der wirre Lärm verstummte. Lautlose Stille. Das wogende Meer von Köpfen war erstarrt; man hörte nur das Gebrumm unzähliger Fliegen, jeder Blick hing an einer kleinen Thüre rechts von der Richtertribüne.

Mir schlug das Herz bis an den Hals hinauf.

Der Richter mit der nackten Oberlippe stocherte sich die Zähne — das entsetzte mich.

Jetzt öffnete sich die Thüre. Zwei Soldaten traten heraus, hinter ihnen erblickte ich eine männliche Gestalt, gefesselt, sie traten beiseite — Barbara in männlicher Kleidung, wohl wie sie zum sterbenden Vater geschlichen war, in der Tracht der Vaqueros, nur das üppige Schwarzhaar fiel von dem unbedeckten Haupt offen über die Schultern herab und verriet ihr Geschlecht. Sie erhob den Kopf — ich fuhr zusammen — eine häßliche, schwarz unterlaufene, offenbar frische Wunde auf der Stirn und der linken Wange gab dem blassen, trotzigen Gesicht etwas dämonisch Entsetzliches. Es rührte nicht, es schreckte nur, auch kam ihre hohe Gestalt in der männlichen Kleidung nicht so zur Geltung.

Ein unheimliches Tosen ging durch die Menge und eine brausende Woge wälzte sich ihr zu, der Sympathie oder des Hasses, war schwer zu enträtseln.

Der Richter verlangte energisch Ruhe, indem er mit dem Revolver auf das Pult klopfte. Dann begannen die Formalitäten, die streng aufrecht gehalten wurden. Die Anklage lautete auf Pferdediebstahl und Raub in Gemeinschaft mit Rafaele Sunol, den der Tod der sühnenden Gerechtigkeit entzogen.

„Was hast Du darauf zu erwidern, Barbara Pacheco?“ fragte der Richter, den Advokaten ganz übersehend.

Als dieser für sie das Wort ergreifen wollte, winkte er ihm mit unerschütterlicher Ruhe ab.

„Wir wollen sie selbst hören,“ sagte er in einem echten Yankeetone. „Spreche offen, Barbara Pacheco, leugnen wird Dir wenig nützen. Du und Rafaele waren die Anführer der gefürchteten ‚bluebands‘, nicht so?“

„Ja, das waren wir!“ erwiderte sie fest.

Eine heftige Bewegung ging durch die Versammlung; man wußte es ja schon lange, aber dieses unumwundene Geständnis überraschte doch.

Der Advokat rückte ungeduldig auf seinem Sessel und war immer auf dem Sprung, das Wort zu ergreifen, doch der Richter ließ ihn nicht dazu kommen.

„Und wer sind die bluebands? Kennst Du ihre Namen?“ fragte er weiter.

Barbara lachte höhnisch auf und senkte dann wieder, ohne zu antworten, das Haupt. Auch im Zuschauerraum lachte man, sogar einige Bravos wurden laut.

Der Richter schien das alles nicht zu sehen und zu hören, mit unerschütterlicher Ruhe fragte er weiter:

„Du nennst also keinen? All right! Du verließest vor zwei Jahren Deinen Vater, um Rafaele Sunol, Deinem Geliebten, zu folgen, und dieser verführte Dich zum Verbrechen, nicht wahr?“

„Ich folgte ihm, unbekümmert, was er trieb, weil ich ihn liebte, weil ich ihm folgen mußte —“

„Und fandest Du Gefallen an seinem Räuberleben?“

„Ich freute mich, mich rächen zu können an den Reichen. Jim Bridger wollte meinen Vater hängen lassen vor zwei Jahren auf den bloßen Verdacht hin, daß er ihm ein Pferd gestohlen. An ihn dachte ich zuerst, und er hat es auch bitter büßen müssen, dann — ja, Ihr habt recht, dann fand ich selbst Gefallen daran — am Pferdestehlen, Sennor; bei einem Straßenraube, von dem Ihr sprecht, war ich nie dabei — das that Rafaele. Was liegt mir am Geld! Ich besitze ja nichts —“

„Und doch hast Du viele junge Leute zu dem Handwerk verführt.“

„Ich verführte keinen! Sie kamen alle selbst und bettelten, daß ich sie bei mir behalte, daß sie ein Band tragen dürfen mit meinem Namen um den Hut. Es waren Leute dabei, die nie einen Peso gestohlen — zuletzt war ich stolz auf die Jungens, die für mich alles thaten, und ich mußte doch auch für sie sorgen. Wir lebten schlecht, aber leben mußten wir, und zu Hause wollte keiner mehr — ich am wenigsten.“

„Da wurdet ihr zu Räubern.“

Barbara zuckte die Achseln und nickte mit dem Haupte.

„Wir mußten es werden,“ sagte sie in eigentümlicher Schlußfolgerung.

Die Erregung des Publikums während ihrer Erzählung war eine gewaltige; die jungen Leute, mexikanisches Blut, drängten sich gewaltsam vor, Partei nehmend für Barbara. Der mystische Zug, der, wie sie selbst sagte, manchen ehrlichen Kameraden ihr folgen hieß, wirkte, nur erzählt, auf diese leicht erregten Gemüter. Die Pferdediebin, die sie unzähligemale überlistet, die ihnen manche schlaflose Nacht gekostet, der sie den Tod geschworen, verschwand immer mehr, und an ihre Stelle trat die phantastische, kühne Abenteurerin, die, von Rache erfüllt für erlittenes Unrecht, dem Geliebten rücksichtslos in die Wildnis folgte und dort, umringt von einer Schar junger Männer, die ein verlockender, wilder Zauber an sie band, ein waghalsiges, wenn auch aller Ordnung Hohn sprechendes, so doch kühnes, jede Gefahr verachtendes Leben führten.

Der Advokat lachte sich in die Faust, er saß jetzt ganz ruhig. Das hätte er selbst nicht besser machen können. Er lauschte sorgfältig auf die anschwellende Brandung hinter ihm, die sich jetzt gegen den Richter heranzuwälzen schien. Der spielte ohne die geringste Bewegung in den eisernen Zügen mit dem Revolver.

„Was hattest Du bei Deinem Vater zu suchen, der Dir sein Haus verboten und mit Dir und Deinem Geliebten nichts mehr zu thun haben wollte?“ fragte er weiter.

Barbara sah ihn groß an.

„Er lag auf dem Totenbett, Sennor,“ sagte sie kurz, in einem Tone, der selbst den trockenen Richter über seine ungeschickte Frage erröten machte. Höhnisches Gelächter, drohendes Gemurmel ertönte; er wollte sich sichtlich verbessern.

„Aber Du mußtest doch befürchten, gefangen zu werden. Warum kamst Du nur mit Rafaele? Wo blieben Deine Leute?“

„Ich mußte es nicht befürchten, Sennor. Es gab einen Ausgang aus Pachecos Haus, den niemand wußte außer ich und Rafaele. Ihr hättet das ganze Haus umschließen können und hättet uns doch nie gefangen, deshalb kamen wir allein.“

„Und warum benützet ihr diesen geheimen Ausgang nicht?“

Barbara schien nur auf diese Frage gewartet zu haben. Ihre Ruhe verließ sie, sie wandte sich drohend gegen den Richter:

„Weil ich meinen sterbenden Vater nicht verbrennen lassen konnte in dem Feuer, das die elenden Buben angezündet, ohne um den unschuldig Sterbenden sich zu kümmern. Der Ausgang war nicht mehr zu erreichen, bis wir ihn aus dem Bette brachten, da nahm ich ihn in die Arme, Rafaele ging voraus zur Hausthüre hinaus, mitten unter unsere Feinde. Sie erschossen ihn, weil sie zu feig waren, ihn zu fangen, und fielen über mich her — der Vater war gestorben in meinen Armen. So wurde die Barbara gefangen.“

Ein höllischer Lärm erhob sich auf die lautlose Stille, in der sie sprach. Ausrufe entfesselter Leidenschaft, der Wut, der Begeisterung.

„Hurra, Barbara!“

„Schurken!“

„Feigheit!“

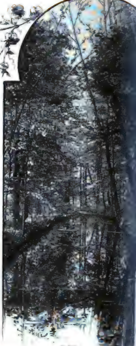
„Ins Feuer mit dem ganzen Gezücht!“

„Nur Mut, Richter, Geschworene!“ Das prasselte alles durcheinander.

Die ganze Masse war in wilder Gärung, Hände fuchtelten in der Luft, die Köpfe wogten auf und ab, Augen blitzten wie Funken dazwischen, darüber eine dicke Staub- und Rauchwolke, die jeden Augenblick lichterloh sich zu entzünden drohte von der aus hunderten von Leibern aufsteigenden Gluthitze.

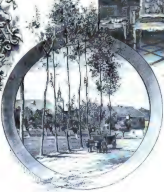
(Schluß folgt.)

Speisesaal



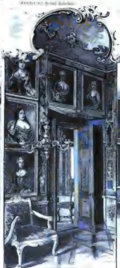
Der Park

Die Barbarina



Ein Tusculum des vorigen Jahrhunderts. Bilder aus Hol

Digitized by Google



dorf in Originalzeichnungen von Ewald Thiel. (Seite [illegible].)

Digitized by Google

Generalfeldmarschall

Graf Moltkes Briefe
an seine Braut und Frau.

Dienstag, den 22. Der König ist heute früh nach Ischl mit Ihrer Majestät der Königin abgereist und hat mir befohlen, ihn hier zu erwarten. Seine Rückkehr ist auf den 1. August festgesetzt; ich werde aber in der Zwischenzeit wahrscheinlich nach Schlesien zum Prinzen Wilhelm in Erdmannsdorf gehen. Was sich bis jetzt übersehen läßt, ist folgendes: Die Leiche des Prinzen Heinrich wird nach Berlin gebracht und zwar auf dem Seewege um halb Europa herum. Der Adjutant wird sie begleiten. Wahrscheinlich wird die preußische Kriegskorvette Amazone beordert, den Sarg abzuholen.

Es scheint mir weder zulässig noch wünschenswert für Dich, diese Tour in der schlechten Jahreszeit mitzumachen; wie Deine Rückreise nun bewerkstelligt werden soll, übersehe ich noch nicht. Verliere aber den Mut nicht, liebe Marie. Die Hauptsache ist, daß alle Herrschaften sehr gnädig gegen mich sind, und meine Reise hierher kann nur von guten Folgen für uns sein. Alles wird sich machen. Wüßte ich Dich nur in Castellamare bei der Cousine Brockdorff. Spare keine Kosten, wenn Du auch zur Begleitung jemand die Hin- und Rückreise vergüten mußt; nur sitz mir nicht allein in dem traurigen Rom. — Ich wünschte wohl, ich bekäme hier noch einen Brief von Dir, da mein Aufenthalt sich nun doch bis in die ersten Tage des August verlängert. Im übrigen bin ich guten Mutes zu glauben, daß sich alles günstig für uns gestalten werde.

Die Herrschaften, namentlich der Prinz Karlsche Hof, haben sich teilnehmendst nach Dir erkundigt. Prinz Karl, Prinzeß Louise, Zastrow, Virginie, Kalckreuth, Hagen, Dr. Weiß gehen morgen durch die Schweiz nach Genua. Unterwegs stößt Rudolphi zu dieser Kolonne und in Genua wird Prinz Friedrich aus Bonn seine Ferien zubringen.

Oelrichs wird mit seiner Frau eine Reise machen, ich habe ihn nur einen Augenblick gesprochen. Denke Dir, daß der arme Usedom seine Frau verloren hat. Er weiß es in diesem Augenblick noch nicht.

Ich habe mich hier in Sanssouci gut ausgeruht. Gestern mittag bat sich der Prinz Karl vom König ausdrücklich aus, daß ich bei ihm speisen dürfe. Abends Thee mit den Majestäten. Der Prinz von Preußen ist in Petersburg mit Königsmark und Job Witzleben. Prinzeß ist in Homburg. Manches andere Interessante mündlich. Jetzt gehe ich nach Berlin. — Wüßte ich nur, daß es Dir leidlich geht.

Den Wagen habe ich bis jetzt in Weißenfels stehen lassen. Muß ich zur See zurück, so laß ich ihn per Eisenbahn nach Berlin schicken. Er hat sich trefflich gehalten, sieht aber greulich aus von Staub und Schmutz.

Berlin, den 22. Mittwoch abend. Ich bin bei Eduard Ballhorn abgestiegen. Morgen früh reise ich nach Schlesien ab. — Wilhelm Ballhorn habe ich eben gesprochen, alle grüßen Dich so vielmal und nehmen so viel teil an Deiner jetzigen einsamen Lage. Adieu, Du gutes, liebes Herz. Halte Dich tapfer und scheue keine Kosten, um Dir den noch übrigen Aufenthalt in Italien angenehm zu machen. Ich denke so den 10. oder 14. in Rom anzulangen, wenn der König mich nur bald entließe. Bist Du dann in Castellamare, so hole ich dich dort ab. Vielleicht bleibt auch noch Zeit, einen kurzen Ausflug nach Sizilien zu machen, ehe die Amazone ankommt. Herzlich lebe wohl und auf Wiedersehen.

Dein Helmuth.

Fischbach, den 26. Juli 1846.

Du liebes, treues, gutes Herz. Wüßte ich Dich doch in Castellamare, bei Lottchen Brockdorff in schöner Umgebung, guter Gesellschaft, und fleißig die herrlichen Seebäder benützend. Es ängstigt mich, daß Du möglicherweise noch einsam in dem traurigen, glühenden Rom sein könntest. Meine Ratschläge kommen zu spät, sonst würde ich sagen, laß Dich nach Civita vecchia begleiten und geh von dort zur See. Aber ich hoffe, Du hast mit Deiner gewohnten Tüchtigkeit auch diesmal alleine zu helfen gewußt.

Seit zwei Tagen bin ich hier beim Prinzen Wilhelm, welcher traurig und einsam mit Prinz Waldemar in dem sonst so fröhlichen, schönen Fischbach haust. Nur der Hofmarschall Rochow ist noch hier. Ich habe aus meinem Fenster einen schönen Blick auf das Gebirge, die Schneekoppe mit der Annenkapelle. Einzelne Schneeflächen kleben noch an den Höhen. Uebrigens ist es hier ziemlich ebenso heiß wie in Italien, nur daß es abends viel schneller abkühlt. Aber alles ist grün und frisch, und der Sommer ist doch viel schöner hier als in Italien; der Winter freilich, da ist es anders. Heute waren wir in der Kirche und sind bei tüchtigem Regen zurückgekehrt. Morgen gehe ich nach Berlin zurück, um den König dort zu erwarten.

Ich habe an Adolf und Guste nach Kissingen geschrieben und ihnen vorgeschlagen, daß ich sie dort mit meinem Wagen abholen und bis Genua bringen will. Dort lasse ich den Wagen und reise mit ihnen per Dampfschiff nach Rom, wo sie so lange bleiben, (oder in Castellamare), wie Rudolfs Urlaub es gestattet, dann reisen sie mit Dir nach Genua und auf einem anderen Wege zurück nach Holstein. Ob sie darauf eingehen werden, weiß ich noch nicht. Freilich wird ihre Badekur dadurch auf drei Wochen beschränkt, denn in den ersten Tagen des August werde ich doch wohl expedirt werden. Mir würde das ungefähr 700 Thaler kosten, aber Du kämest, dann auf die angenehmste Art zurück. Sonst wüßte ich auch gar nicht, wie ich es machen soll, denn die Reise zur See in der Aequinoktialzeit möchte ich nicht, daß Du machtest. Dann bliebe gar nichts übrig, als daß Du Dich der Cousine Brockdorff anschließest.

Ich hoffe, daß Du meinen letzten Brief aus Berlin durch die Gesandtschaft erhalten hast.

Berlin, den 29. Juli 1846.

Dieser Monat Juli kommt mir vor wie ein Jahr, so viel ist in demselben passirt. Ich kann mir gar nicht denken, daß ich nur ungefähr vierzehn Tage von Rom fort bin. Gestern abend bin ich von Schlesien hier wieder eingetroffen und bei Meinhardt abgestiegen; ich ging zu Eduard, wo ich auch Wilhelm traf und mit allen zusammen nach Sommers Garten ging, und mich recht an Gungls Konzert erfreute. Wärst Du doch bei uns gewesen! Aber ich freue mich schon darauf, wie Du Dich freuen wirst, wieder hier zu sein. Es ist doch ein anderes Leben. Sehr erfreut war ich, bei Eduards Deinen Brief vom 15. zu finden, und noch bei Sommer wurde mir Dein zweites Schreiben vom 17. zugestellt. Meine Briefe von hier werden Dir durch die Güte der königlichen Gesandtschaft zugehen.

Sehr froh bin ich, Dich in Frascati bei der guten Motière zu wissen, denen ich recht dankbar dafür bin. Du bist wirklich eine rechte Soldatenfrau. In jener Unglücksnacht hast Du doch alles so gut gepackt, daß nicht das kleinste vergessen worden ist. Mit der armen Patow geht es schlecht. Ich erkundigte mich heute im Vorbeigehen, aber es war wenig Tröstliches zu hören.

Auch von Adolf und Mama habe ich gestern Briefe gehabt, aber noch nicht als Antwort auf meinen Vorschlag. Ich bezweifle aber sehr, daß sie ihn annehmen, denn erst am 23. dieses Monats haben sie ihre Kur angefangen, und Mitte September wollen sie zurück. Falls die Bollardsche Familie nach Deutschland reist, könntest Du Dich ihnen vielleicht anschließen. Jedoch das muß sich alles finden, und es soll auf das beste für Dich gesorgt werden.

Du hast aber unrecht, mein liebes, gutes Herz, Dich über eine kurze Trennung so zu betrüben. Mir geht es sehr gut, und die Aussichten auf die Zukunft sind die besten. Unsere pekuniären Verhältnisse machen mir keine Sorgen, und eine Reise nach Rom ist ein Vergnügen für mich. Jetzt, da ich Dich in Frascati weiß, bin ich ganz außer Sorge, außer daß ich weiß, daß Du Dir unnötige Sorgen machst. Genieße doch den schönen Aufenthalt dort, bald genug wirst Du grauen Himmel und Sandfläche haben.

Der König kommt Sonnabend abend, den 1. kommenden Monats. Es ist also möglich, daß ich schon in den ersten Tagen expedirt werde. Sehr wohl aber kann es sein, daß ich noch acht oder zehn Tage zurückgehalten werde. Jedenfalls brauche ich nicht wieder so zu jagen, sondern kann dann mit etwas mehr Komfort und Genuß reisen. Sobald ich ankomme, fahre ich nach Frascati hinaus, und wir bleiben dann, sei es dort oder wo es uns gefällt, bis zur Ankunft der Amazone. Wie wir uns dann einrichten, läßt sich noch nicht übersehen, sei aber außer Sorge, es wird sich alles gut gestalten.

Adieu, gute, liebe Seele, heute mittag esse ich bei Wilhelm Ballhorn, morgen will ich beide Brüder bei Meinhardt haben.

Berlin, 30. Juli, Donnerstag früh.

Guten Morgen, liebes, gutes Weibchen! wie hast Du geschlafen, oder wie schläfst Du wohl noch? Seit ich Dich in Frascati weiß, ist mir ein Stein vom Herzen. Schade nur, daß Du da nicht baden kannst.

Hier rücken eben Garde du Corps und Ulanen mit Trompetenschall zum Exerzieren aus. Zastrowchen sieht mich an, als ob er fragen wollte: „Befindet sich Frau Gemahlin?“ Bei Sommer traf ich die Frau Präsidentin Ronne nebst Tochter. Sie kommen eben aus Franzensbad und erkundigten sich angelegentlich nach Dir.

Heute vormittag will ich unter vielen Gängen mich auch etwas nach dem Fräulein Amazone erkundigen. Dem ministeriellen Erlaß zufolge soll sie am 1. August abgehen und am 1. Oktober schon zurück in Kuxhafen sein, was ich aber schier für unmöglich halte. Ginge dies an, so würde die Seereise noch ganz in der guten Jahreszeit abgemacht. In Kuxhafen soll der Sarg in ein Dampfschiff der Seehandlung überladen und dann mit Eskorte und Pomp die Elbe und Havel hinauf nach Berlin geführt werden.

Gestern abend war ich inkognito mit Wilhelm im Königsstädter Theater. Es ist noch eben so schlecht wie früher.

Borcke und Kleist grüßen herzlichst. Ich will sie morgen mittag einladen. — Sehr begierig bin ich auf Adolfs Antwort, aber ich zweifle sehr.

Daß wir vorerst in Berlin bleiben, scheint mir wahrscheinlich, doch ist noch nichts darüber verfügt. Du sollst dann die ganze Einrichtung nach Deinem Geschmack machen. Oelrichs habe ich noch nicht wieder gesehen, will aber heute abend zu ihm gehen. Er wird die Reise mit seiner Frau ausführen, uns aber wohl nicht mehr in Rom treffen. Ob noch Zeit sein wird, vor Ankunft der Amazone eine Reise zu machen, läßt sich noch nicht übersehen.

Adieu gutes, liebes, treues Herz. Dein alter Helmuth.

Civita Vecchia, Sonnabend $2^{1}/_{2}$ Uhr.

Theure, liebe Marie! An wen könnte ich heute wohl denken als an Dich, traurig, krank und allein mußt Du fort. Gott helfe Dir und Deiner eigenen Tüchtigkeit!

Als ich Dich verlassen, fand ich die anderen Herren noch vor dem Gasthof. Ich ging bei dem Gefängnis Kastell vorbei bis ans Ende des Molo, stieg dort auf den runden, dicken Turm und auf die oberste Zinne, so daß ich sehr sichtbar war. Du hattest Deinen Mantel umgehangen, aber das Schnupftuch vor den Augen und bemerktest mich wohl nicht, obschon ihr einen Augenblick ziemlich dicht vorüber fuhrt. Leider schaukelte das Schiff doch recht, und noch immer sehe ich es am Horizont dampfen. Der Wind scheint es aufzuhalten. — Nun, gebe Gott, daß ich Dich glücklich an Land und bei Deiner Cousine geborgen wüßte. — Ich hoffe aber das beste, denn Du wirst Dich selbst aufrichten, und hoffentlich soll der schöne Aufenthalt in Neapel Dich für die Trennung, die ja unvermeidlich war, entschädigen. Freuen wir uns darauf, wenn wir zusammen fröhlich, mit gefüllter Kasse die Rückreise antreten werden. So leicht soll uns nichts mehr scheiden.

Ich habe mir mein Essen bestellt und werde gegen Dunkelwerden an Bord gehen, um Besitz von meiner neuen Behausung zu ergreifen. Ich werde auch wohl etwas auszustehen haben, aber es wird schon gehen. Nur traurig, daß ich Dir keine Nachricht von mir geben, und noch weniger welche von Dir erhalten kann. Gott schütze Dich, Du liebes, liebes Herz, und lohne Dir all das Glück, das ich Dir verdanke.

Mein guter Engel, benütze auch Deinen Aufenthalt sowohl um zu lernen als Dich zu erheitern. Nimm Stunden, mache Partien, und vor allem mache Dir keine unnötige Sorge um mich. Wird es mir zu toll, so folge ich Usedoms Rat. — Ich werde zum Essen gerufen. Dein Schiff dampft noch am Rande des Horizontes.

Nachmittag. Weg ist mein heißes Weibchen! und die Breite von ganz Europa muß uns trennen, bis ich Dich wieder aufsuchen kann. — Mein gutes Herzchen, es hat mir gar nicht so gut geschmeckt wie gestern, und Dir wird es noch weniger schmecken. Aber: „Es ist bestimmt in Gottes Rat;“ das Lied fiel mir ein, und ich tröste mich damit, es zu summen. Und ist es nicht ein Glück, wenn man sich betrübt, weil man sich trennt. Wäre es wohl nicht schlimmer, wenn man sich freute? Nein, freuen wollen wir uns beim Wiedersehen, und mache, daß ich Dich recht gesund und froh wiederfinde.

Ein Gedanke läuft durch den ganzen dummen Brief, ich kann ihn in einem Worte wiedergeben: — Lebwohl, Du Herzens Weib! Lebwohl und Gott segne Dich.

Dein Helmuth.

An Bord der Korvette Amazone, im Hafen von Civita Vecchia.
Sonntag, den 20. September 1846.

Gestern abend um sechs Uhr verließ ich nach einem Gang um die Festung den Gasthof Orlandi und ging an Bord. Das wenige, was ich bedarf, war bald in meiner kleinen Kabine untergebracht; bis in die Dunkelheit ging ich auf dem Deck auf und ab, mit den Offizieren plaudernd. Abends trank ich meinen Thee mit dem Kapitän, welcher ihn trefflich bereitete, einen großen Danziger Käse vor uns stellte und mit der Kalkpfeife ein gemütliches Gespräch einleitete. Nach trefflicher Ruhe in dem etwas engen Bett stand ich schon um fünf Uhr auf, fand aber die Mannschaft mit dem Waschen des Decks beschäftigt, welches reinlicher ist als ein italienischer Speisetisch. Der Wind wehte stark und der Lotse erklärte, daß, obwohl hier im Hafen S.-O., er draußen nicht allein heftig, sondern S.-W., also ganz ungünstig sei. So beschloß der Kapitän, die Abfahrt zu verschieben. Um acht Dejeuner: Thee, Eier, Spickgans, Butter, Zwieback. Besuch des Konsul Philippi. Ich zeichnete an meiner Karte bis Mittag. Parade der Mannschaft.

Sonntag abend. Liebe, gute Marie, der Wind war heute so stark und dabei ungünstig, daß wir nicht fortgekommen, sondern im Hafen geblieben sind. Eben proponirt mir der Kapitän einen Spaziergang ans Land, und ich eile, Dir diese Zeilen zu schreiben, damit Du Dich wegen des heftigen Sturmes nicht ängstigst. Meinen Brief von gestern, hoffe ich, hast Du erhalten. — Gebe Gott, daß Du über Nacht nicht zu viel ausgestanden, und daß Du jetzt wohlbehalten bei Cousine Brockdorff sitzest. Ich grüße Dich tausendmal. Heute nacht geht es wohl hinaus. Glück auf. Gott segne Dich. Helmuth.

N. S. Hier an Bord stellt sich alles sehr gut. Ich lebe und esse mit dem Kapitän und finde gute Gesellschaft an den Offizieren.

In der Bucht von Cagliari auf Sardinien. Donnerstag, 24.

Wir hatten am Montag, den 21., um sieben ein Viertel Uhr die Anker gelichtet und gingen bei scharfem S.-S.-O. in See, welcher jedoch gestattete, in dem Kurs auf die Südspitze von Sardinien zu steuern. Gegen abend aber ging der Wind ernstlicher und wurde noch stärker, die See ging ziemlich hoch, die Lichter wurden auf dem Tisch festgebunden. Der Wind riß das Klüver Segel mitten durch. Ich stand etwas auf,

hielt mich aber doch und verschlief das Unwetter während der Nacht. Am Dienstag morgen befanden wir uns unweit der Straße von St. Bonifazius, zwischen Korsika und Sardinien. Da jedoch diese schwer zu passiren wegen des Westwindes, so steuerten wir bei scharfer Brise südlich und kamen gegen Abend bis nahe an die S.-W.-Spitze der letzteren Insel, Kap Bonifazius. Für immer dieselbe Duälerei, ohne zu avanciren. Ich verschlief ruhig die stürmische Nacht.

Am Mittwoch wenig Wind und unbeständig. Ich fühlte große Erleichterung und aß mit Appetit. Wir kamen aber nicht um Kap Carbonaro herum. Schönes Meerleuchten. Heute Donnerstag wenig Wind und See. Das Befinden leidlich, doch nicht sehr angenehm. Wir kreuzten in der Bucht von Cagliari. Gestern las ich den Roland von Berlin, heute kann ich zur Not schreiben, will aber doch lieber bald schließen. Die Witterung ist sehr milde, der Himmel bedeckt, der Wind erfrischend, das Meer tiefblau. Unbequem ist, daß man auf dem Lager immer hin und her gewälzt wird durch die Seitenschwankungen des Schiffes. (Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Ein in allen Einzelheiten der Charakteristik vortrefflich gezeichnetes Schwesternpaar ist es, das im Vordergrunde des auch in seinen übrigen Teilen nicht minder gelungen durchgeführten Romans von Robert Byr „Ein stolzes Herz“ (Jena, Hermann Costenoble) steht. Freilich ist Magda Starkenbach nicht nur ein stolzes, sondern auch ein starkes, ein opferfreudiges Herz, aber gerade dadurch gewinnt sie um so gewisser unsere wärmsten Sympathien, die ein Mädchen, das wie sie hinter den Bewerbungen um ihre Hand nur Spekulationen auf das bedeutende Vermögen ihres Vaters zu finden fürchtet, leicht verscherzen könnte. Magda läßt diese Gefahr keinen Augenblick. Wir sehen, daß bei ihr der Stolz, die Zurückhaltung mit den edelsten Anlagen des Gemütes verschwistert sind und den lautersten Quellen entspringen. Deshalb leiden wir mit ihr, da wir sie zur Märtyrerin ihrer Zweifel und der Umtriebe ihrer selbstsüchtigen Schwester werden sehen, und atmen auf, wenn sich der verhängnisvolle Knoten zu lösen beginnt. „Ein stolzes Herz“ wird den Freunden moderner Romanlitteratur sicher nicht geringeren Genuß gewähren, als so manches längst anerkannte Werk des namhaften Verfassers.

Eine „Geschichte des neueren Occultismus“, geheimwissenschaftliche Systeme von Agrippa von Nettesheim bis zu Karl du Prel hat **Karl Kiesewetter** im Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig herausgegeben. Der Verfasser, der im Besitz wohl der größten einschlägigen Privatbibliothek und wie kein anderer in den mittelalterlichen Geheimwissenschaften bewandert ist, bringt in diesem Werke alles, was seit 400 Jahren in Sachen der occulten Erscheinungen des Seelenlebens geleistet wurde, zur Darstellung. Wir erhalten also darin eine Entwicklungsgeschichte des Magnetismus, Somnambulismus, Hypnotismus und Spiritismus, die eine beinahe erschöpfende genannt werden kann. Die vielfachen Versuche, die seit vier Jahrhunderten gemacht worden sind, mit Hilfe der occulten Erscheinungen des Seelenlebens eine übersinnliche Weltanschauung zu konstruiren und ein ungefähres Bild vom Leben nach dem Tode zu entwerfen, erfahren hier eine scharfe Beleuchtung. Agrippas Worte: „Die Ursache so großer Wirkungen sollst du nicht außer dir suchen, in uns selbst ist ein wirkender Geist, welcher alles ohne Beleidigung Gottes und der Religion erkennt und vollbringt, in uns ist der Urheber jener Wunderdinge,“ und die des heiligen Augustinus: „Ein Wunder geschieht nicht gegen die Natur, sondern nur gegen die uns bekannte Natur“, sind dem Werk als Mottos vorangestellt und charakterisiren den Standpunkt des Verfassers; er will nicht das Licht der Naturwissenschaften auslöschen, vielmehr durch seine ungemein fleißige, umfassende Arbeit sorgfältig gesammeltes und geordnetes Material an die Hand geben, damit der Occultismus in den Bereich der naturwissenschaftlichen Untersuchung hereingezogen werde. Und von diesem letzteren Gesichtspunkte betrachtet, ist zu wünschen, daß recht viele, besonders aber die Ärzte, namentlich Seelen- und Irrenärzte, sowie Naturforscher und Geistliche sich in das Werk vertiefen.

„Das Goldene Buch der Land- und Forstwirtschaft in Oesterreich-Ungarn“, herausgegeben von Dr. Leo Peikal, Adolf Hochegger, Adolf Lichtblau und Adolf Trenkler, ist im Selbstverlag der Verfasser in Wien in zweiter Auflage erschienen. Der Umstand, daß eine solche Neuauflage binnen kurzester Zeit nötig wurde, liefert den Beweis dafür, daß dieses Buch weit über seinen nächstliegenden Zweck, der im Jahre 1890 in Wien abgehaltenen Land- und Forstwirtschaftsausstellung ein litterarisches Denkmal zu setzen, hinausgeht und die Bedingungen bleibenden Wertes in sich trägt. Es umfaßt denn auch in seinen achtunddreißig Abschnitten, bei denen die bedeutendsten Kapazitäten auf diesem Gebiete mitgewirkt haben, eine Fülle dankenswerter Anregungen und Ausführungen. Die vornehme Ausstattung des mit vierzig Bildnissen hervorragender Land- und Forstwirte, sowie land- und forstwirtschaftlicher Professoren und Schriftsteller geschmückten, hoch ansehnlichen Bandes rechtfertigt den schon durch seine Bedeutung begründeten Namen eines goldenen Buches auch nach außen hin.

Zum zweihundertsten Geburtstage des Grafen Gustav Adolf von Gotter

am 26. März 1892.

(Hierzu auch die Bilder Seite 509, 512 und 513.)

Als Friedrich der Große einmal allerhand seiner poetischen Ergüsse für den Druck sammelte, kramte er von ungefähr aus seinen Papieren auch ein Gedicht hervor: „Wie schwer es ist, einen Epikureer zu befriedigen“. Er eignete diese Epistel mit den nötigen persönlichen Aenderungen und Zusätzen dem Grafen Gotter zu, der sie handschriftlich nie gesehen und nicht gerade erbaut war, sich in dem von Seiner Majestät gnädigst übersandten Büchlein als den Empfänger dieses nicht sehr schmeichelhaften Poems genannt zu finden. Doch „er dankte der königlichen Muse, in einem [illegible] daß sie ihn in seinen unbildungsfähigen Vollmond, geruht hatte, einen alten, abgelebten [illegible] wieder aus der Dunkelheit hervorzuziehen, und ihm, am Rande der

[illegible] und [illegible] aus Molsdorf.

Sterblichkeit, ein so herrliches Unsterblichkeitsdiplom auszufertigen, in dessen Anerkennung die Nachwelt ihn wenigstens als einen

Epicuri de grege porcum

(Ein Schwein von Epikurs verrufener Herde),

unmittelbar zwischen des großen Friederichs Tischgenossen und seine Schoßhunde klassifiziren würde“. (F. W. Gotter, Zum Andenken der Frau von Buchwald. 1790.)

Jener Graf Gustav Adolf von Gotter, der diese Vertraulichkeit des Dichters von Sanssouci genoß, hatte schon vor dem Regierungsantritt Friedrichs II. eine Rolle in Berlin gespielt. Nachdem er sich durch seine staatsmännische Geschicklichkeit bereits früh, als Vertreter des Herzogs Friedrich I. von Sachsen-Gotha, zu Wien einen guten Namen gemacht, ernannte ihn Friedrich Wilhelm I. 1728 zum Wirklichen Geheimen Staatsrate, freilich ohne ihn, wie es nachher sein Sohn that, als Weinlieferanten und Generaldirektor einer Operntruppe noch nebenbei verwerten zu können. Titel und Würden ehrten ununterbrochen den berühmten Mann, den schon Kaiser Peter I. „hochgeachtet und in große Reflexion genommen“, denn man war gewiß, alles durch ihn ausrichten zu können; was er nicht als „donnernder Jupiter“ im diplomatischen Vortrage erwirkte, das brauchte der unwiderstehliche Liebling der Damen auf dem damals nicht unbeliebten mittelbaren Wege der Politik im Frauengemache nicht zweimal flüsternd zu fordern.

1735 bat Gotter, sich zurückziehen zu dürfen, aber die Ernennung zum Gesandten und bevollmächtigten Minister beim obersächsischen Kreise im folgenden Jahre gab ihm zu wissen, daß man nur an eine zeitweilige Erholung denke, die er allerdings äußerst nötig hatte. Durch seine üppige Lebensweise war er ein gebrochener Mann geworden, der ein „Wanderziel für sich Müden“ brauchte, wo er horazischer „behaglicher Muße“ pflegen konnte. Solch einen „sorgenfreien Sitz“, ein Sanssouci hatte er 1734 in Molsdorf gefunden, einem „vor allen lieblichen Winkel der Erde“, dessen Gut er sich zu einem anmutigen Schlosse im Rokokostile umwandelte und mit einem lenotreschen Parke umgab.

Heute noch kann das Schloß, durch die Pietät seines Besitzers, des Herzogs von Koburg, in gutem Stande erhalten, lebhaft erzählen von den Menschen und Zeiten von ehedem.

Es führen viele Wege nach Molsdorf. Die Station Neudietendorf ist dem Reisenden bekannt und lieb, weil ihm dort auf langer Fahrt eine kräftige Mahlzeit vergönnt ist. Auch ohnedies ist die herrnhutische Niederlassung berühmt durch einen trefflichen Kräuterschnaps, Aromatique genannt, dessen geschmackvolle Anpreisung wir auf den meisten Thüringer Haltestellen aus dem Munde des fliegenden Kellners hören — die Stätten religiöser Absonderung haben sich vielmals schon durch ein beliebtes Getränk hervorgethan. Mein Weg nach Molsdorf führt durch die saubere Hauptstraße des Ortes am Mädchenpensionate vorüber nach Altdietendorf, protestantischen Bekenntnisses, über die Brücke der Apfelstedt, deren dürftiger Wellenschlag jedoch einem etwaigen Dichter das Motiv des Selbstmordes als Resultat des Kampfes zwischen Liebe und Konfession nur bei stärkstem Hochwasser erlauben dürfte. Links gewendet schauen wir in ein schlichtes Thüringer Thal, und zur rechten die Linde auf dem Habichtsteine, die Gotterlinde, ein „Denkmal früherer Tage“, von dem Grafen gepflanzt, weist uns heute die Richtung, wie einst den Kurieren und „Geheimkämmern“ von Berlin und Gotha. Wir erklimmen diese Höhe entlang einer Obstpflanzung, und oben sehen wir nicht weit, nach der Marktstadt hin und ihren Bergen, unser Dörfchen, das durch die Bäume des Parkes das verborgene Schloß verrät. Hinter uns, manchmal verschwindend, lagern mit ihren Höhenzügen die Gleichen.

Wir finden uns nun leicht, aber den Weg zeigt uns gerne ein Kind am Wege, das uns den guten Tag bietet, neugierig, ob der Fremdling die Sprache der Menschen rede.

Hier ist Schloß Molsdorf. Tempora hic bene mutat — damals und heute. Freilich der Weinhahn im Flur steht trocken und unbenutzt, wie er, die fußlosen Willkommgläser oben im Schranke. Das Tanzzimmer wird nicht mehr von dem leichten Fuße einer Molsdorfer Barbarina geschlagen, und nackte Schönheit starrt traurig vor sich hin in das Jalousiendunkel des Badezimmers, seitdem Graf Gotter dem Schlosse Lebewohl gesagt.

Aber das Schweizermädchen lacht uns noch heute von der Treppe entgegen, vom Pinsel gebannt, so wie sie einst den zurückkehrenden Grafen begrüßte. Sie erhielt dafür die Schlüssel des Kellers, um der Frau Fischer, des Schlosses Schaffnerin, an die Hand zu gehen; das Bild dieser Frau birgt des Schloßgärtners Wohnung: in der Hand eine Wurst, blickt sie uns mit den guten Augen an, die sie zärtlich zu gewöhnt war. Herauf in das Schlafzimmer führte vom Keller aus eine heimliche Treppe. Auf diesem Wege suchte mit dem Frühtrunk, dem Frühgruß, jene Kuferin ihren Grafen auf, bis dieser sie in den sicheren Hafen der Ehe — an der Hand seines Kammerdieners — einführte.

Junge tibi uxorem, castam tibi quaere puellam,
Maritus possis continuare tuos.

(Aus dem Molsdorfer Kirchenbuche.)

Aus dem Vorplatz, wo wir unter meist verwischten Gemälden auch einen Gotterkopf in Perücke schauen, treten wir durch ein kleines Büffet in den wohlerhaltenen Speisesaal, dessen moderne Gardinen den Eindruck nicht so sehr stören, weil alles andere unverändert blieb. Ein Oelgemälde neben dem andern ziert die Wand, alle von wackeren Malern, deren Mäcen der Graf gewesen, gefertigt. Gegenüber seinem Vater hängt über dem schönen Spiegel der junge Friedrich, wie wir ihn uns wohl als den Verehrer der Orgelatz vorstellen. Im Vorgemache zum sog. Marmorsaale haben wir ihn im Bilde kurz nach seinem Regierungsantritte, sonderbar, nahe dem vierzehnten Ludwig, der expo domestique seines Staates, beschienen von dem Roi soleil (!). Prinz Eugen weiter in Lebensgröße, der Gönner des Grafen Gotter und bald sein Freund, war im Speisesaale nicht vergessen, kurz, wer ihm sonst von Gotha und Berlin her nahe stand, und die Berühmten der Zeit hatten hier Platz gefunden; Friedrich II. von Sachsen-Gotha und die gothaischen Prinzen, zwischen den derben, markigen Mienen eines Grumbkow, Schulenburg das weicher gebildete Gesicht Herzog Karls von Württemberg.

In diesem Saale hatte der Graf Logenversammlungen abgehalten, einige nur, vor allem aber tagte dort wenig fruchtbringend, doch nicht minder vergnüglich, ausgelassen wie die Götterversammlung des Deckengemäldes, der Orden des Hermites de bonne humeur, dessen Devise „Vive la joie“ in den vier Ecken des Saales prangt. In der Tracht dieses

Gottermünze, aus dem herzoglichen Münzkabinet zu Gotha.

Ordens, dessen Zweck sein Wahlspruch genügend besagt, ist nebenan im Damenzimmer seine Gründerin Louise Dorothea, die Herzogin von Sachsen-Gotha, gemalt, der gute Geist Gotters, welcher ihren Ordensnamen Dondillon nicht mit Unrecht trug.

Am Hofe zu Gotha verkehrte der Graf gerne und oft, und neben Louise Dorothea nur der Buchwald Namen zu nennen, Voltaires gefeierter Freundin, reicht aus, das vielseitige geistige Leben zu kennzeichnen, welches damals, wie vorher und hernach oft, an diesem Orte erblühte.

In der Nähe des Bildes der Herzogin fällt unter den anderen Porträts hoher und höchster Damen durch seinen

Gegensatz zu der fröhlichen Einsiedlerinnengestalt jener Fürstin eine schöne Frau in Kapuzinertracht auf. Wer sich auf Deckenverzierungen versteht, errät leicht, daß die Liebe die Ursache ihrer verhärmten feinen Züge war. Wie einst Goethe als Prälat verkleidet zum römischen Liebchen schlich, so hatte jene, man nennt sie Kaiserin Felicitas, „scherzend die geistliche Maske gewählet“, um des Grafen habhaft zu werden, den wir im anliegenden Marmorsaale als den gelehrigen Schüler des Gartenphilosophen von Athen bewundern, in seinem Jagdkostüm, mit den schwülstigen Lippen, dem krausen dunklen Haupthaar, den weintrunkenen Augen!

Gustav Adolf Graf von Gotter, nach einem gleichzeitigen Kupferstich.

Das war der Mann, der nebenan sein Schmerzenslager hatte, im Stimmungsvollen Schlafzimmer. Seine bürgerlichen Eltern hängen drinnen über dem mit dem Adlerorden (1729) dekorirten Sohn. Stillleben und fromme Bilder hielten den Geist nicht von der Einkehr ab, deren er bedurfte, wenn dem Gedanken an die Vergänglichkeit, wie sie wohl im östlichen Zimmer das unschöne Bild des alten Mannes, der ihm ein häßliches Kind und ein Totenschädel, veranschaulichen soll. Noch steht im Kabinet der Lehnstuhl und der Spieltisch, an welchem Gotter sich mit geistlichen Herren in schmerzlosen Stunden vergnügte. Früher war er wohl den Männern der Kirche ferner geblieben; zwar ein Freund des feinsinnigen Kardinals Passionei, und wenn er wirklich einmal den Gottesdienst des Dorfes besuchte, so schloß das an den Redner gerichtete, die Predigt kurz kritisirende Billet gewiß mit den Worten: „Uebrigens ist Er heute zur Tafel berufen“, und Ehrwürden mußte sitzen, wo die Spötter saßen. Auch sonst wohl kam der Pfarrsubstitut oftmals in die Lage, ein Mädchen des Dorfes von der Kanzel „abzulesen“, das den Grafen liebenswürdig gefunden. Das andere Schlafzimmer wird jetzt bewohnt, und die heuer blinden Scheiben der zahlreichen Spiegel zeigten vormals oft dem Grafen sich selbst und im Arme seine Schäferin, die er mit sich genommen hatte, unbeobachtet von den Freunden, den Hörigen, ungestört von dem Grinsen des Fauns am Weiher, hic summum bonum libertas! Denn wenn die Sonnenuhr sagte, daß die Stunde den Sommertag geraubt hatte, rief manchmal ein Zeichen vom Parke dorthin flink Bauer und Bäuerin vom Felde zusammen, wie sie so waren, alle ihrem Herrn zugethan und hold, und manche Gevattersleute von ihm darunter.

„Kommt, freundliche Schönen,
Gesellet euch hier,
Gefüllet die Scenen
Der Freude mit mir.
Den alten Betrübten
Laßt Laster und Pein
Und folgt der Geliebten
In tanzende Reih'n!“

(Gleim, Einladung zum Tanz.)

Fugaces labuntur anni. Der Graf ward ein alter Betrübter, und zudem war er nahe daran zu verarmen. Sein Molsdorf hatte ihn viel Geld gekostet. Der Degenschrank stand öfter leer denn sonst, und je mehr er gothaische und preußische Thaler empfangen hatte, je mehr war er losgeworden. Man gönnte ihm alles herzlich gern, auch seine Lotteriegewinnste, denn man liebte und schätzte ihn, weil man mit ihm genoß, bei ihm sich freute, durch ihn erreichte, was nur irgend zu erreichen war. „Es ist wahr“, sagte Prinz Eugen, „daß der Baron von Gotter einen großen Aufwand macht; ich weiß, daß man bei ihm gut ißt und noch besser trinkt, aber ich weiß auch, daß er dabei nie seine Geschäfte vernachlässigt.“ Friedrich, der ihn sogleich 1740 wieder in den Staatsdienst rief, schreibt ihm oft liebenswürdige Briefe, welche erkennen lassen, daß jene im Eingang erwähnte Epistel nur vom Neide diktirt war. Nicht mit Unrecht. Denn während der Monarch sich absorgen und herumärgern mußte in seinen Regierungsgeschäften, häuslich wenig glücklich als Gemahl eines guten, aber ungeliebten Weibes, zog der Hagestolz in Molsdorf die letzten Konsequenzen frivolsten Epikuräertums, bald wieder ausgebend an Kraft und Gesundheit, was kurze Kuren geschaffen hatten — quo rapiunt aurae. A. Menzel zeigt den gelangweilten Grafen in der Perücke (die er gewöhnlich nicht trug) auf dem bekannten Flötenkonzerte Friedrichs des Großen. „Ich erwarte Sie“, ladt dieser einmal den Freund im Dezember 1749 ein, „nicht, wie Horaz sagt, mit dem Zephyre und der Schwalbe, sondern mit dem Reife und ersten Schnee.“ „Kommen Sie bald zurück in unser Land“, schreibt ein andermal dem Vielbegehrten seine Herzogin, „wo Sie erwartet werden, wie der Messias der Juden.“

1757 scheint Gotter zum letztenmal in Molsdorf gewesen zu sein. So etwas wie Vorahnung soll ihm Abschiedsworte in den Mund gelegt haben. 1748 hatte er sein Gut in Molsdorf veräußern müssen, so sehr er sich ökonomisch aufzubessern immer wieder einmal verstanden hatte, und trotz des ihm kontraktlich zugestandenen freien Gebrauches des Hauses mochte er sich schon längst nicht mehr wohl fühlen, wo er bessere, schönere Stunden gesehen.

Am 28. Mai 1762 starb Graf Gotter in Berlin. Wer ihn kannte, betrauerte ihn. Welcher zu leben verstanden, wie er, unruhig und wild, den weiß man ungern dem Tode träge und still unterthänig.

Die Akademie der Wissenschaften ehrte ihr Mitglied durch Formeys Eloge, und Friedrich schrieb von Breslau aus dem Marquis d'Argens: „Der arme Graf Gotter! Ach, ich werde in Berlin nur Mauern und Sie, mein Freund, wiederfinden.“ „Ich beklage einen liebenswürdigen Mann,“ so lautete ein Brief des Königs an Gotter im Jahre 1745, „dessen Verlust ein Bankrott für Berlin ist, und wenn man jemanden an Ihrer Statt zum Teufel schicken könnte, so versichere ich Sie, daß ich ihm ein ganzes Kommando opfern würde, um dadurch Ihre teure und große Seele aus seinen Händen zu retten.“

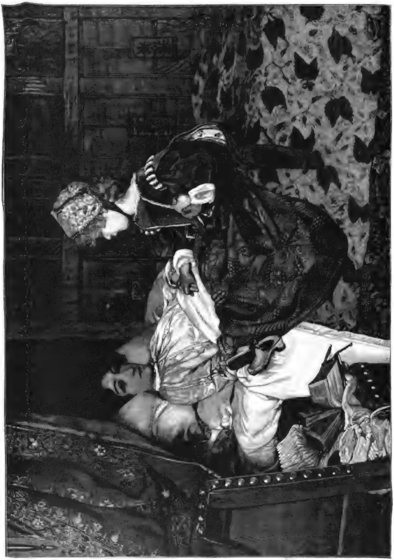
Seit Gotters Tode hat das Leben im Schlosse ganz aufgehört. Die Bäume des Parkes, gestutzt einst, „als wären's Verse Boileaus“, strecken behaglich ihre Zweige über den begrasten Weg, auf dem Weiher schwimmen biedere Enten, und die grotesken Göttergestalten lauschen auf dem Steiger zu Erfurt den Klängen der Militärmusik.

Manchmal noch, ich höre besonders am Himmelfahrtstage, ziehen frohe Menschen nach Molsdorf und spielen auf den Wiesen des Gartens. Bechstein und neuerdings Trinius machten dort Halt auf ihren Wanderfahrten und erzählen anderen von Molsdorf und seinem gleichwohl selbst in der Nähe nicht gar sehr bekannten Lustschloß. Ein ausführlicher Archivrat schilderte Gotters Leben. Der Bauer im Orte nennt diese Biographie schlechtweg „das Buch“, und er spricht und hört voll Verehrung von seinem Grafen, wie der Uhrmacher und Töpfer zu Fernen noch heute im Guten seines Voltaire gedenkt. Freut sich doch noch allweil das Molsdorfer Kind des Geschenkes aus der Gotterstiftung.

Vielleicht tragen diese Geburtstagszeilen dazu bei, den oder jenen zu einem Besuch Molsdorfs zu verlocken, dessen Schloß und Park die Hand des Künstlers einladende Bilder entnommen.

Man versäume dann nicht, so man meinen Weg einschlägt, den eigenartigen Friedhof Neudietendorfs, übrigens eine Gründung Gotters, zu besuchen, und man wird, wenn anders Gegensätze erfreuen, von diesem würdigen Orte der „Heimgegangenen“ ein gut Stück kontrastirender Stimmung mit auf den Weg nehmen, auf dem Weg zu dem Schlosse, das dem Grafen Gustav Adolf von Gotter beides, Epikuräersitz und Einsiedelei gewesen. Ich möchte diese Erinnerung an ihn mit einer sein ganzes interessantes Wesen und Wirken umfassenden Stelle Horazens beschließen, welche im Marmorsaale Pesnes Pinsel dem Baron von Keyserling, Gotters geliebtem leichtsinnigem Jugendfreunde, in das offene Buch schrieb, das er in der Hand hält. Sie lautet: Vixit puellis idoneus, et militavit non sine gloria.

Dr. Richard Bodermann.



Der erste Morgengruß.

Zu rechter Zeit.

Roman von

Sophie Junghans.

XXV.

„Finden Sie nicht, mein gnädiges Fräulein, daß sich die Mortara ungeheuer verschlechtert hat, seit wir sie in Rom gehört haben?“

„In Rom?“ entgegnete eine andere Stimme fragend, träumerisch. Es war die einer hübschen, jungen Dame; und auch die erste Sprecherin war jung und schön. Beide saßen in einer Proszeniumsloge in der Oper in Baden-Baden, einer Loge, nach welcher sich die Operngläser aus dem Parket und allen Rängen gewohnheitsmäßig zu richten pflegten, weil es dort meistens etwas zu sehen gab, was ziemlich ebenso interessant wie die Vorgänge auf der Bühne war.

Es war die Vanthorpsche Loge. Auch heute war sie in einer Weise besetzt, welche viele Blicke auf sich zog. Denn neben der jungen Dame des Hauses, deren vornehm ruhiges Gesichtchen man kannte, und die heute auch eine ziemlich einfache Toilette gemacht hatte, saß eine Fremde mit leuchtenden Augen und Zähnen, elegant, aber mit einem Stich ins Auffallende, fast Seltsame. Doch stand ihr das bunte griechische Jäckchen, eine kühne Modifikation der Theatertoilette, jedenfalls vortrefflich zu dem dunkeln, kurzen Haar, und ebenso der merkwürdige Goldschmuck um Hals und Busen, die schwere Kette, die mit amulettartigen Zieraten behängt war. Dabei war sie lebhaft, lachte und bewegte sich viel, und schon ihr fortwährendes Auf- und Zufalten eines Fächers von wahrhaft ungeheurem Umfange war genug, um harmlose Zuschauer oben im zweiten Rang zu amüsiren und in Atem zu halten.

„In Rom?“ hatte Fräulein Marie Godehus halb fragend auf jene Worte der Dame mit den Amuleten erwidert. Denn der Thatsache, daß die Mortara in Rom gesungen hatte, erinnerte sie sich wohl, nicht aber eines Umstandes, der Veranlassung zu dem „wir“ in der Bemerkung ihrer hübschen Nachbarin gegeben haben konnte. „... Seit wir sie in Rom gehört haben,“ hatte diese gesagt. Das klang, als hätten sie beide die Sängerin zusammengehört. Und Marie mochte sich besinnen, so viel sie wollte; ihr Gedächtnis hatte von einer früheren Bekanntschaft mit Fräulein Marfa Mirbach, der jungen ostpreußischen Dame da neben ihr, oder auch nur von dem flüchtigsten Zusammentreffen mit derselben in Italien, nichts aufbewahrt.

Das war unangenehm, so vergeßlich zu sein. Man kam freilich mit so unendlich vielen Leuten zusammen! Und auf den Reisen erst! Marfa aber war klug und beobachtend genug, um die leichte Verlegenheit Mariens zu bemerken. Sie lächelte, hell und reizend, und sagte:

„Sie wissen natürlich gar nichts davon, daß wir, das heißt Mama, die Tante und ich, gleichzeitig mit Ihnen in Rom waren, im Frühling vor einem Jahre?“

„Nein, es thut mir leid, aber —“ begann Fräulein Godehus. Die andere unterbrach sie, indem sie ihre hübsche volle Hand auf Mariens Arm in dem langen, feinen Handschuh legte. „Mein liebes Fräulein,“ sagte sie mit Nachdruck, „entschuldigen Sie sich nur nicht ... man begreift das ...“

„Ich entschuldige mich nicht,“ meinte Marie, leicht befremdet und ein klein wenig kühl. „Wir machen allerdings auf unseren Reisen so sehr viele Bekanntschaften, daß es mir allenfalls begegnen könnte, einmal bei einem Wiederzusammentreffen nicht gleich ganz au fait zu sein.“

Marfa biß sich auf die Lippen, das mit dem „entschuldigen“ war von ihr ein falscher Ton gewesen! Hier saß Marfa, ein Gast in der Loge der Vanthorpes, endlich wirklich in Berührung gelangt mit jenem Kreise, der ihr damals in Rom so ungeheuer imponirt hatte, und es war damit einer ihrer lebhaftesten, wenn auch stets uneingestandenen Wünsche erfüllt. Aber sie hatte auf diesem Boden noch nicht ihre volle, sonstige Sicherheit. So fand sich Fräulein Marfa diesem ruhigen Mädchen ihres Alters zum Beispiel, welches aber zugleich eine vollendete Dame der großen Welt war, nicht gewachsen, mit all ihrer Schnellfertigkeit und ihrem gewöhnlichen dreisten Ueberhinfahren. Marfa fühlte — und selten genug hatte sie etwas dergleichen empfunden — daß Fräulein Marie Godehus ihr an gesellschaftlichem Ton, und zwar dem Tone der allerbesten Gesellschaft, doch noch überlegen war.

Jetzt blieb ihr nichts anderes übrig, als das Eingeständnis, welches sie aber möglichst leichthin machte: „Wir sind damals in Rom einander gar nicht vorgestellt worden. Wir haben uns getroffen auf der deutschen Botschaft, wenn man es ein Sichtreffen nennen kann, daß ich Sie aus der Ferne bewunderte, Sie aber mich natürlich gar nicht bemerkten.“ Das helle Lächeln, Marfas bester Kunstgriff, mußte wieder gut machen, wo der leichte Stachel hinter den Worten etwa hätte ritzen können. Uebrigens verteidigte sich Fräulein Godehus noch nicht einmal groß gegen den liebenswürdig verkleideten Vorwurf. Sie hatte Marfa damals im Palast Cafarelli in der That nicht bemerkt, und dachte gar nicht daran, dies leugnen zu wollen. Dagegen erwiderte sie jetzt freundlich:

„So erklärt es sich also ganz einfach, daß ich mich Ihrer von Rom nicht erinnerte. Hätten wir jemals ein Wort gewechselt, dann würde ich Ihr Gesicht gewiß nicht wieder vergessen haben.“ Und die Worte klangen um so verbindlicher, als man ihnen anhörte, daß sie der Wahrheit entsprachen.

Marfa fühlte sich geschmeichelt und durfte es; der Reiz ihres lachenden runden Antlitzes mit der pikanten schwarzen Haarwelle über der Stirn übte also auch hier seine Wirkung! „Wir hatten in Rom einen gemeinsamen Bekannten,“ fuhr sie jetzt fort, „Herrn Okkermann ...“

„Okkermann, den Maler!“ rief Marie mit unwillkürlicher Lebhaftigkeit. „Sie kannten ihn, wirklich, verkehrten mit ihm? —“ ein wenig verwundert: „und er hat mir das nie erzählt!“

„Sie sehen, ich war ihm nicht wichtig genug,“ bemerkte Marfa, durch ihren Ton verratend, wie sie diesen Mangel an Geschmack bei Herrn Okkermann beurteilte. „Und hier weiß ich wieder einmal mehr von Ihnen, als Sie von mir unbedeutendem Geschöpf: ich weiß, daß Sie die Heilige waren, die Okkermann anbetete. Verzeihung —“ sie hatte auf Mariens Gesicht wieder jenen Zug der Abwehr bemerkt, der sie förmlich in Verlegenheit brachte, und machte ihre Sache jetzt um nichts besser mit den Worten:

„Ich meine natürlich ganz platonisch ... Künstlerschwärmerei.“

„Ich hielt viel von Okkermann, und er, glaube ich, von mir auch,“ sagte darauf Marie, jede andere Bescheidenheitswiderlegung der Worte Marfas verschmähend, und mit einer Einfachheit, an welche diese junge Dame wenig gewöhnt war. „Und doch habe ich jetzt seit Jahr und Tag nichts mehr von ihm gehört, weder direkt noch indirekt. Wie es ihm gehen mag?“

„Darüber können wir Auskunft geben, wie es sich trifft,“ schnitt hier aus dem Hintergrunde der Loge eine andere Stimme im Dialekt unserer nordöstlichen Grenzmarken Fräulein Marfa das Wort ab. Es war die von Fräulein Steppuhn; schon längst brannte die Tante darauf, Anteil am Gespräche zu nehmen. Natürlich wollte sie ihren Liebling nicht beeinträchtigen, und so beteiligte sie denn Marfa mit, indem sie fortfuhr:

„Du entsinnst Dich, Marfa'chen, der junge Kolwitz, Dein Ritter Toggenburg, wie wir ihn nannten, weil er Dich so lange aus der ‚Ferne‘ angeschwärmt hatte, erzählte uns in Interlaken die Geschichte ...“

„Welche Geschichte? Daß Okkermann, der immer ein bischen verrückt war, endlich ganz übergeschnappt sei,“ meinte Marfa heiter, indem sie zugleich einen ihrer leuchtendsten Blicke über das Theater wandern ließ. Sie sah deshalb Mariens erschrockenes Gesicht nicht, wohl aber nahm die Tante Anlaß, den steifen Oberkörper vorbeugend, halblaut und mit Nachdruck zu bemerken:

„Der Mann verdient eigentlich kein Mitleid ... Warum hatte er sich mit dem italienischen Frauenzimmer behängt? Der physische und moralische Bankerott — das ist gewöhnlich das Ende solcher verrotteten Verhältnisse.“

„So ist er also krank?“ fragte Marie mit tiefem Anteil.

Die Tante Steppuhn wies mit dem Finger auf die Stirn. „Total gemütskrank, nervenzerrüttet ... in einer Heilanstalt untergebracht ... In einer italienischen noch dazu, das ist so gut wie lebendig begraben.“

„Das wollen wir nicht hoffen,“ sagte Marie schaudernd. „Er ist gewiß heilbar; er war eine so kräftige Natur.“

Marfa hatte auf die letzten Worte von Fräulein Godehus nicht gehört. Sie war eben mit einer Umschau über den ersten Rang fertig geworden und meinte nun:

„Na, Tantchen, sie werden ihn wohl mit der Zeit als unschädlich wieder herauslassen. Die meisten Männer haben ja doch einen Stich — er wird sich dann gar nicht allzu sehr von den übrigen unterscheiden. Ich finde immer, daß die Grenzlinie zwischen den Narren, die man einsperren sollte, und denen, die frei herumlaufen dürfen, furchtbar schwer zu ziehen ist.“

Marie blieb den Beifall sowie jedes Zeichen der Uebereinstimmung mit diesen witzigen Reden schuldig. Es ging ihr eben ganz anders als ihrer schönen Nachbarin. Marfa, innerlich völlig kalt und teilnahmlos, und zudem unversöhnlich, hatte einen leisen Groll gegen Okkermann, die fein empfängliche Künstlernatur, welche damals unempfindlich gegen ihre Anziehung geblieben war, nie verwunden, und fühlte, wenn irgend etwas, jetzt wirklich eine Art von Genugthuung über sein Unglück.

Für Marien dagegen hatte der Don-Quijote-artige Maler zu den wenigen Menschen gehört, die ihr innerlich nahe standen, von denen sie sich voll gewürdigt fand; und man mag noch so anspruchslos oder gleichgültig sein — es gibt dennoch nichts Schmeichelhafteres für uns, als ein solches tief in unsere Natur eindringendes Erkennen.

Daher waren diese beiden einander viel mehr gewesen, als ihr loser gesellschaftlicher Verkehr in Rom hätte ahnen lassen, mehr, als Marie wenigstens vielleicht selber deutlich wußte. Das ihrige war deshalb aber auch ein Verhältnis gewesen, dem Entfernung und jahrelange Unterbrechung alles Verkehrs kaum viel anhaben konnten. Gerade in den letzten Tagen war die Erinnerung an Okkermann, wenn auch meist nur schwach ins Bewußtsein tretend, Marien fortwährend leise gegenwärtig gewesen, des Menschen, dem sie, das hatte sie damals wohl herausgefühlt, schon Sorge gemacht hatte! Wohl hatte sie ihm jene stumme Besorgnis damals von dem ausdrucksvollen Gesicht ablesen können, dann und wann, wenn er sie und Tony zusammen beobachtet hatte. Und das Verständnis dafür war ihr jetzt in überwältigender Weise gekommen. Einmal in den letzten Tagen hatte sie sogar mit einem peinigenden Verlangen an Okkermann gedacht, mit dem quälenden Wunsche — quälend wegen seiner Nichterfüllbarkeit: wäre er doch jetzt in der Nähe! oder könnte ich ihn wissen lassen, daß ich es nie thun werde!

„Es ...“ das Schmachvolle, was jener Freund — sie verstand ihn jetzt erst ganz — gefürchtet hatte für sie: daß sie aus der gewohnheitsmäßigen Gefährtin ihres Pflegebruders eines Tages etwas anderes — daß sie das Weib eines Schwachsinnigen werden könnte!

Fräulein Marie atmete tief auf, wie befreit. Kam sie sich doch seit einigen Tagen vor wie befreit von einer Gefahr, die in ihr selber gelegen hatte. Ein paar scharfe Augen im Hintergrunde der Loge hatten diesen halben Seufzer der Erleichterung sich nicht entgehen lassen. Madame L'Estoq hatte allen Anlaß, seit der Scene in der Rotunde Marien unausgesetzt zu beobachten. Was hätte sie jetzt darum gegeben, wenn sie die Gedanken der jungen Dame wie ein Buch hätte lesen können!

Während des heutigen gemeinsamen Theaterbesuchs, bei dem Marfa und ihre Tante die Gäste der Vanthorpes waren, war Fräulein Steppuhn naturgemäß zumeist der Französin zugefallen. Die L'Estoq amüsirte sich ein wenig boshaft über die ostpreußische Tante, aber ganz im stillen. Allem Anschein nach wurden die beiden vortrefflich mit einander fertig. Beiläufig bemerkt, war es auch Madame L'Estoq, der man das Vergnügen der

Bekanntschaft mit den Damen verdankte. Irgend ein Reiseerlebnis hatte dieselben kürzlich mit der Französin in Berührung gebracht, ganz zufällig, wenn man abrechnen will, daß Marfas entschiedenes Streben nach oben, in die high life-Kreise hinein, dem Schicksal ein wenig nachgeholfen und sie die Gelegenheit zu einem Bekanntwerden mit einer Person des Vanthorpeschen Haushaltes hatte sozusagen an den Haaren ergreifen lassen.

Madame hatte sich neulich bei der Wiederbegegnung im Kursaal in Baden-Baden der Damen, die ihr im Oberammergau so liebenswürdig einmal einen letzten zu habenden Wagen abgetreten hatten, nicht gleich erinnert. Marfa aber war unwiderstehlich gewesen in ihrem Bestreben, das Gedächtnis der Französin aufzufrischen und sie für sich zu gewinnen. Wer weiß, ob ihr dies in solchem Grade, wie der Erfolg zeigte, gelungen wäre, so umgänglich und zuvorkommend Madame auch dem Anscheine nach war. Man blieb dabei mit ihr meist auf demselben Fleck, und die Gunst einer Einführung in das Vanthorpesche Haus pflegte sie nur auf sehr solider Grundlage zu basiren.

Und die Mirbachschen Damen verdankten dieselbe nicht Marfas Liebenswürdigkeit und ihrem guten Aussehen — obgleich nichts die Tante wenigstens in diesem Glauben erschüttert hätte — sondern der Erwähnung eines ganz besonderen Umstandes, auf den bei jenem ersten Gespräche im Kursaale neulich ganz zufällig und beiläufig die Rede gekommen war. Wie hätten sie aber auch ahnen sollen, daß diese Vanthorpesche allmächtige Vertrauensdame nur insofern Interesse an ihnen nahm, als Papa einmal den jetzigen Administrator des Barons als Verwalter gehabt hatte!

Wie aber hatte Madame aufgehorcht, als dieser Umstand neulich durch eine flüchtige Wendung des Gesprächs, welches den Gegenstand gleich wieder verlassen hatte, zu ihrer Kenntnis gekommen war! Von diesem Augenblicke an datirte ihr Geschmack für die gute Tante Steppuhn, und erbaulich war die höfliche Geduld gewesen, mit der sie zugehört hatte, als die Tante später, unmerklich von ihr auf die Periode der Volmarschen Verwalterschaft gebracht, darüber ins Reden gekommen war.

Jetzt sagte sie mit einemmale leichthin, von ihrem Sessel hinter Marie aus:

„Wissen Sie übrigens, Marie, daß Okermann nicht die einzige gemeinsame Bekanntschaft ist, die wir mit den Damen haben?“

„Das mag leicht sein,“ bemerkte Fräulein Godehus gleichgiltig. „Man trifft ja überall dieselben Menschen.“

„Ah, Sie meinen wohl unsern Exverwalter?“ rief Marfa zu Madame hinüber. „Ein ganz netter Mensch, nicht wahr, dieser — wie hieß er doch ... welcher von der Serie war es, Tantchen? Volmar, ganz recht. Papa konnte sich nicht mit ihm vertragen“ — sie hatte sagen wollen: Papa hat ihn fortgeschickt, doch fiel ihr ein, daß diese Ausdrucksweise nach einem Mangel an Rücksicht auf die Vanthorpes, die Herrn Volmar doch jetzt in Lohn und Brot hatten, schmecken könnte. „Papa verträgt sich übrigens mit keinem Verwalter: ich glaube, das gehört unter die berechtigten Eigentümlichkeiten eines ostpreußischen Gutsbesitzers. Herr Volmar war Nummer fünfundzwanzig, wenn ich nicht irre. Und seitdem haben wir schon wieder den dritten.“

„So war Herr Volmar nicht lange bei Ihnen?“ fragte Marie, eigentümlich erleichtert. Die Worte klangen ruhig genug. Sie glaubte überhaupt nichts von dem tiefen Schrecken verraten zu haben, der eben bei der unerwarteten Nennung jenes Namens auf sie gefallen war.

Marfa blickte fragend zur Tante Steppuhn hinüber, der sie überhaupt ihr Gedächtnis im Betreff so unwichtiger Dinge, wie Namen und Amtsdauer und dergleichen von Papas Verwaltern, zur Aufbewahrung gegeben zu haben schien. „Wie lange, Tantchen? Einen Monat? drei Monate? sechs Monate? Ich weiß wirklich nicht.“

„Nun, Kindchen, Du mußt auch nicht thun, als sei Volmar gar nicht von der übrigen Horde zu unterscheiden gewesen; das stimmt denn doch nicht,“ sagte die Tante hier, mit einer gewissen zähen Anhänglichkeit an die Wahrheit, welche einen ehrenwerten Zug ihres grundbraven Charakters bildete. Die Tante Steppuhn war ehrlich, und wenn sie sich einer unwillkürlichen Täuschung hingab, so geschah das nur in einem Punkte: in Betreff ihrer fixen Idee nämlich, daß alle Männer, denen man begegnete, in kürzester Frist in Marfa verliebt sein müßten. „Du wirst Dich doch wohl noch erinnern, in welcher Angst wir schwebten, weil wir dachten, Volmar würde sich am Ende gar mit Deinem Vater schießen wollen. Mein teurer Schwager ist nämlich ein Tyrann,“ fuhr sie mit anerkennenswerter Offenheit zu Marien gewendet fort; „ein Prachtexemplar einer ausgeprägten Tyrannennatur, wie sie bei uns noch häufig wachsen. Nun, und dieser Herr Volmar war auch einmal ein entschiedener Charakter und zudem ein Gentleman. Mit dem ließ sich nicht umspringen, wie mit den gewöhnlichen Inspektoren. Und das paßte meinem Herrn Schwager nicht. Einen Sommer hindurch hatte sich der junge Mann ja gehalten ... erinnere Dich doch, Kindchen, ein wie angenehmer Gesellschafter er für uns Damen war ... bei Tische, wo die Inspektoren sonst den Mund nur zum Essen aufthaten —“

„Ja, und wie weit manchmal, Herr Gott —“ schob Marfa ein.

„Das stimmt. Und dieser verstand zu leben ... wir wußten gar nicht, wie uns geschah. Aber noch vor der Ernte kam jener berühmte Krach ...“

Marfa lachte hell auf. „Ganz recht ... es war toll! Aber werden wir nicht noch ausführlicher, Tantchen . . diese Reminiszenzen können die Damen unmöglich interessiren.“

Ehe Marie, deren Wangen jetzt zu glühen begannen, noch erwidern konnte, fiel Madame ein:

„O doch; es interessirt uns, von einem so tüchtigen Beamten des Barons, wie Herr Volmar ist, noch einiges zu hören. Ueber diesen Krach müssen Sie uns bei Gelegenheit erzählen ... das denk ich mir amüsant. Ich glaube nämlich —“ hier besonders zu Marien gewendet, als ergreife sie die Gelegenheit, dieser beiläufig eine die Familie immerhin etwas näher angehende Beobachtung mitzuteilen — „ich glaube nämlich, daß Volmar einer von denen ist, die der Baron nicht wieder los läßt. Er soll ja ungeheuer brauchbar sein. Und der Baron versteht sein Menschenmaterial so gut zu wählen. Er wird es dem jungen Mann der Mühe wert machen — sein Gehalt erhöhen ... ihm die Wege ebnen, wenn er sich einmal einen Hausstand gründen, aus entsprechender Sphäre sich eine Frau nehmen will ... ja, ja —“ jetzt mehr zu Fräulein Steppuhn redend Volmar hat ganz das Zeug dazu, einmal für den jungen Baron das Inventarstück zu sein, welches ich jetzt im Hause vorzustellen die Ehre habe.“

Jetzt traf ihr Auge den Blick Mariens. „Unglaublich —“ sagte diese junge Dame langsam, mit leiser Deutlichkeit, und die dunkelgrauen Augen und jeder Zug des klaren, feinen Gesichtes sprachen eine Verachtung aus, deren Ausdruck selbst Madame in ihrer langen und so ungemein mannigfaltigen Praxis doch noch keinmal auf sich gerichtet gesehen hatte.

Sie lächelte, ein wenig gezwungen vielleicht. Die beiden anderen Damen gingen höflich mit anscheinender Nichtbeachtung über das kleine Zwischenspiel hinweg. Die Tante Steppuhn, der Marie von diesem Abend an eine gewisse Zuneigung bewahrte, wechselte sogar wohl angebrachter Weise das Thema, indem sie bemerkte:

„Darf ich fragen, wer die Dame ist, die Sie eben von drüben begrüßte? Russisch? Ah — von Karlhof? Kenn ich nicht. Weißt Du, Marfa, sie erinnert mich fabelhaft an ...“

An wen die blendende Erscheinung in der Proszeniumsloge gegenüber Fräulein Steppuhn erinnerte — die Mirbachschen Damen hatten die Gewohnheit, fortwährend Aehnlichkeiten zu entdecken und so eine Art Pseudobeziehung selbst zu ihnen wildfremden Personen herzustellen — an wen also die russische Baronin erinnerte, blieb unausgesprochen, da jetzt der Vorhang sich zum letztenmale hob, und der Beginn des Aktes der Unterhaltung der Damen einstweilen ein Ende machte.

Was Fräulein Marie doch in dieser Zeit für innere Erfahrungen machte! An diesem Abend fühlte sie zum erstenmale mit voller Deutlichkeit, wie sehr sie die L'Estoq hasse und schon lange gehaßt habe.

Die kluge Französin merkte sehr wohl, was in dem Mädchen vorging. Aber dergleichen berührte sie nur mäßig. Und es that merkwürdigerweise ihrem Gefühl für die Pflegetochter des Hauses — dem Gefühl eines gewissen überlegenen Wohlwollens — nicht einmal Abbruch.

Sie hatte Marien bestimmte Dosen von etwas, was sie für Arznei hielt, zugedacht. Ob der Trank schmeckte oder nicht, das war gleichgiltig. Nein, noch mehr. Um so bitterer er schien, desto eher konnte man einer Wirkung, und zwar einer heilenden Wirkung sicher sein.

Die Vanthorpesche Equipage, in deren weißseidenen Polstern sich Marfa außerordentlich behaglich fühlte, setzte die Mirbachschen Damen vor ihrer Wohnung ab, und nun hätten die beiden anderen, wenn es auf Marie angekommen wäre, den Rest des Weges in völligem Schweigen zurückgelegt.

Dazu aber hatte Madame durchaus keine Lust. Sie konnte den Druck solcher Stimmungen nicht leiden und war der Ansicht, daß man sich selber tapfer darüber hinweg lügen müsse.

„Diese kleine Ostpreußin hat wirklich Rasse,“ sagte sie nach einer Weile, und man merkte, daß sie lächelte. „Wie gefällt sie Ihnen, Marie?“

„Nicht besonders,“ sagte Fräulein Godehus trocken.

„Sie ist allerdings underbred, wie die Engländer sagen,“ gab Madame gleichmütig zu. „Nicht fein erzogen und total verbildet. Aber Naturell ist vorhanden. Die wird im Leben noch etwas fertig bringen.“

„Ich wünsche ihr Glück dazu,“ bemerkte Marie wie zuvor.

Wieder lächelte Madame vor sich hin, aber sie würde nicht gelächelt haben, wenn sie geahnt hätte, was Marfa fertig zu bringen bestimmt war. „Wie vollständig sie 'unsern armen Volmar desavouirte,“ fuhr sie fort. „Und ich weiß doch von der andern, dieser fürchterlichen Tante, daß da etwas gespielt hat.“

„Sie haben Fräulein Steppuhn ausgeforscht, nach Ihrer Art,“ sagte Marie ruhig. „Wann eigentlich? Sie sind doch noch kaum mit der Dame zusammen gewesen. Ihre Spionirkunst, liebe L'Estoq, gedeiht wirklich zu einer fast ängstigenden Vollkommenheit.“

„Beste Marie, Sie thun mir zu viel Ehre an,“ lachte die L'Estoq gutlaunig. „Ich war vielmehr das Opfer — sie hat mich fast zu Tode gelangweilt, gestern, während ihr Billard spieltet, mit der Geschichte. In ihrer Idee wäre Volmar von der schönen Marfa hoffnungslos versengt worden, wie überhaupt alle Männer, die ihr in die Nähe kommen. Das ist ihre Auffassung. Ich würde wohl zu einer andern neigen. Eine kleine Poussage mit der jedesmaligen Herrschaftstochter — ich glaube das gehört zur Praxis bei Leuten wie Volmar und ritzt so einem kaum die Haut, während der weibliche Teil wunder glaubt, wie tief die Sache gegangen sei. Unser hübscher Administrator ist jedenfalls in erster Linie klug und nicht der Mann für ein aussichtsloses Schwärmen. Er hat sich das Vergnügen gemacht, über Tisch feurige Blicke zu wechseln mit diesen hübschen schwarzen Augen — warum auch nicht? Und Fräulein Marfa, die sich jetzt seines Namens nicht mehr erinnern wollte, ist ihm sicherlich nichts schuldig geblieben. Ah, mon enfant, on s'y connaît!“ schloß sie und lehnte sich zugleich bequemer in ihrem Sitz zurecht, als ob sie den Gegenstand nunmehr für erschöpft halte.

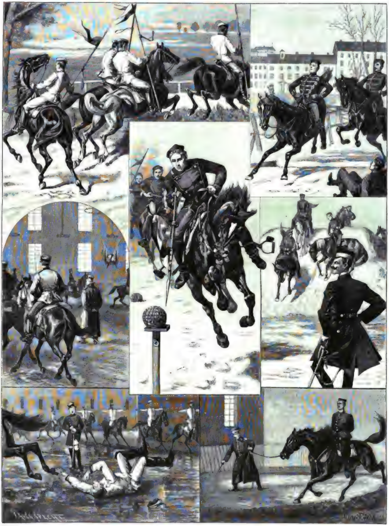
Marie war durch ihr Naturell ausgerüstet mit einer sehr wirksamen Waffe, der des Schweigens. Und sie schwieg mit Grazie gewissermaßen; ohne übellaunisch dadurch zu erscheinen, weil man ihr meist anmerkte, daß sie entweder unbewußt abgeschweift war, oder aus der Gelassenheit ihres Wesens heraus nichts zu sagen gehabt hatte.

Wenn sie daher auch jetzt nichts mehr erwiderte, so brauchte das jemanden, der sie kannte, weiter nicht aufzufallen. Die Villa Ludwigsberg war bald darauf erreicht. Beim Aussteigen, unter dem hell erleuchteten Portal des Hauses, warf Madame aber doch einen forschenden Seitenblick auf das von kostbaren Spitzen umhüllte Köpfchen neben ihr, und glaubte etwas anderes, als den vornehmen Gleichmut, den sie kannte, auf jenem klaren, feinen Gesicht zu bemerken.

Marie war die erste, welche bald darauf im Eßzimmer eintrat. Da sie dasselbe noch leer fand,

Ein Frühlingsnachmittag an der Piazza San Marco in Venedig. Nach einer Zeichnung von S. Melton Fischer.

Digitized by Google



Bilder aus der deutschen Rekruten-Reitschule. In Originalzeichnungen von A. Wald. (Seite 523.)

Digitized by Google

ging sie auf den kleinen Salon nebenan zu. Sie stand unter der mit schweren persischen Stoffen verhängten Thüröffnung still und glaubte zu träumen. Fuhr da wirklich, als ihr leichter Schritt in seiner Nähe gefallen war, ein Mann von einem der üppigen Polstersitze auf, die so niedrig waren, daß sein rasches, elastisches Emporschnellen zu kerzengerader Haltung als eine elegante Kraftleistung gelten konnte? Und trug dieser Mann das Antlitz, an welchem unausgesetzt ihre Gedanken hingen, welches sie die sehnende Phantasie hundertmal im Tage quälte hervorzubringen, bis diese eigensinnig sich weigerte und ihr die Züge der gleichgiltigsten Menschen mit lächerlicher Deutlichkeit eher erschienen als das Antlitz, nach dem sie hungerte, gerade dies eine Gesicht! Und war es zugleich derjenige, für den „kleine Voussagen mit der jedesmaligen Herrschaftstochter zur Praxis gehörten“, der im Verlauf dieser Praxis vor Jahresfrist mit der schönen Marfa Mirbach und jetzt vor kurzem mit ihr über Tische zärtliche Blicke gewechselt hatte? Und dem sie trotzdem jetzt am liebsten an die Brust, nein, wenn die Wahrheit gesagt werden soll, zu Füßen auf den Teppich nieder am allerliebsten sich geworfen hätte, an seinen Knieen hängend und flehend, er möchte es wahr sein lassen, daß er sie liebe, wirklich wahr (als ob man dergleichen erflehen könne), und es dann einmal nur aussprechen, das Antlitz verbergend, es ihm schluchzend sagen, daß sie durch ihn zum erstenmal in ihrem Leben wirklich glücklich, zum erstenmal auch wirklich elend gewesen sei!

Um dergleichen Dinge aber zu sagen oder zu thun, dazu leben wir viertausend Jahre zu spät. Fräulein Marie sagte nichts als: „Sie hier, Herr Volmar! Das ist eine Ueberraschung,“ und reichte die Hand hin, nicht mit ihrer gewöhnlichen Sicherheit der Dame der großen Welt, sondern fast schüchtern, im Bewußtsein dessen, was sie verheimlichte von Empfindung.

„Der Baron wünschte mich vor seiner Abreise zu sprechen,“ sagte Wolfgang, noch immer in der höflichen Haltung des Gesellschaftsmenschen vor ihr stehend, „und hatte mir deshalb gestattet, mich auch noch abends in den Zimmern der Frau Baronin zu melden. Ich bin aufgehalten worden und fürchtete, zu spät zu kommen. Aber glücklicherweise hat das Theater länger gedauert, als ich ...“ er zögerte ein wenig, und dann kam es doch: „als ich hoffen durfte. Der Herr Baron wird noch zum Thee erwartet?“

„Ja. Hat er Sie zum Abendbrot aufgefordert?“ sagte sie, rasch begreifend und aufleuchtend. „Das ist schön!“

Es wäre vielleicht schön gewesen, hier in dem warmen Neste des üppigen Luxus, gegenüber diesem holden jungen Geschöpf, der feinen ätherischen Blüte dieses Luxus gleichsam, wenn Wolfgang Volmar nicht eben von dem Bette, dem Totenbette wahrscheinlich, jener andern gekommen wäre!

Er hatte auf Mariens Frage bejahend den blonden Kopf geneigt, und nun saßen sie allein zusammen, auf Minuten freilich nur, wie Marie wohl wußte, denn jeden Augenblick konnte die L'Estoq eintreten, oder die Baronin. Ihr Herz klopfte in beklommener Seligkeit, um gleich darauf jäh zu stocken vor Scham und Jammer ... Sie hatte, langsam und gegen ihre eigene glückselige Scheu ankämpfend, die Augen zu ihm erhoben, gewiß, wie sie sein durfte, daß er nur auf diesen Blick wartete — und sie sah vor sich ein zerstreutes Antlitz, welches sich ihr jetzt allerdings zuwandte, ohne aber augenscheinlich in dem ihrigen das Erlöschen des glücklichen Lichtes, das es hatte wiederspiegeln sollen, auch nur zu bemerken! Da saß der Mann, der sich bewußtermaßen in ihren kühlen, keuschen Frieden gedrängt hatte. Und jetzt, anstatt daß das unerwartete kurze Alleinsein ihm wie ihr ein Göttergeschenk gedünkt hätte, dachte er, drei Schritt weit von ihr, die ganz von seiner Gegenwart erfüllt war, offenbar an etwas anderes!

Und als er jetzt sprach, war er auch nur der Administrator des Herrn Barons, welcher in Geschäften hier war, der fragte:

„Herr von Vanthorpe wird morgen früh verreisen, wie er mir mitteilt, und zwar nach London?“

„So? Ich wußte es nicht,“ sagte Marie gleichgiltig und in plötzlich müdem Tone. Sie dachte nicht, daß es für Volmar ziemlich einerlei war, was er fragte und was sie antwortete, da er es selbst jetzt, innerlich noch voll von seinem Erlebnis des Nachmittags, wie er war, als einen Genuß empfand, auch nur ihre Stimme zu hören.

Sie schien nicht aufgelegt zum Sprechen ... sie war wahrscheinlich ermüdet, müde vom Vergnügen. Und so fragte er jetzt, mit einer gewissen bescheidenen Zurückhaltung in der Stimme, welche bedeutete: antworte nur, so viel Du magst, ich bin ja von keiner Wichtigkeit

„Und haben gnädiges Fräulein Reisepläne für die nächste Zeit? Werden die Damen dem deutschen Winter standhalten oder nach Süden gehen?“

Es war ein Tag gewesen, an welchem er sie auf die Reize aufmerksam gemacht hatte, die Hof Almrod und das Landleben auch im Winter biete, mit guter Schlittenbahn und den spiegelnden Flächen seines Weihers für den Eislauf. Das hatte er offenbar an der Zeit gehalten zu vergessen. Klug, wie er in erster Linie einer so guten Menschenkennerin, wie der L'Estoq erschien, mochte er die Voussage mit der diesmaligen Herrschaftstochter, als unersprießlich für alle beide, nunmehr innerlich zum Abschluß gebracht haben.

Daß er aber gerade vorher noch in ihr, die bisher nur eine junge Dame der guten Gesellschaft gewesen war, das Weib geweckt hatte, das war vielleicht kaum seine Schuld. Marie verachtete vor allem sich selber in diesem Augenblicke; das hinderte aber die tiefe Traurigkeit nicht, die über sie gekommen war. „Wir werden die Saison hindurch jedenfalls hier bleiben,“ antwortete sie jetzt, „und dann im Frühjahr wahrscheinlich an die Riviera gehen.“

Der furchtbare Gegensatz zwischen ihrem Lose und dem jener andern machte vielleicht, daß Wolfgang Marie heute in der That wieder als etwas ihm doch unendlich Fernstehendes betrachtete. Wie sie da vor ihm saß, leicht, elegant und verfeinert, schien sie der dunklen Seite des Lebens so abgewandt, und dem Leide so unerreichbar, daß von Anfang an heute eine leise Bitterkeit sich in ihrer Gegenwart in sein Herz gestohlen hatte. Wahnsinn von ihm, ein solches Geschöpf zu lieben, hatte er wieder lebhafter empfunden als jemals. Und doch, und doch ...

Die Baronin Vanthorpe beliebte, aus guten Gründen, ein gedämpftes Licht in allen Gesellschaftsräumen des Hauses. Am Tage wurde durch Butzenscheiben, altdeutsche Glasmalereien und dergleichen, eine Art Dämmerung in den Zimmern hergestellt und abends verhüllten Spitzenschirme die Lampen und die Glasglocken der Gasflammen. Im Speisezimmer nur duldete der alte Herr dies verdammte Verfinsterungssystem, wie er sich ausdrückte, nicht. „Ich will wenigstens sehen, was ich esse,“ hatte er unhöflichermaßen einmal zu seiner Frau gesagt, „und wenn Du Beleuchtung nicht vertragen kannst, so schlage ich vor, Du hängst statt der Lampen Dein Gesicht zu.“

Und so kam es, daß ein hellerer Lichtstrahl durch die Thüre des Speisezimmers in den kleinen Salon fiel und gerade Mariens Antlitz traf, als sie bei einem Geräusch dort drinnen sich nach jener Thüre umgewendet hatte. Gleich darauf rückte Wolfgang hastig auf seinem Stuhle vor. „Mich dünkt, Sie sehen nicht so wohl wie sonst aus, mein gnädiges Fräulein ... Sie sind doch die Zeit her gesund gewesen?“

Das war ein anderer Ton als sein bisheriger, ein ganz anderer! Aber nun war es zu spät. „Was sollte mir fehlen?“ sagte Marie, mit einem matten Lächeln auf dem freudlosen Gesichtchen. „Da ist übrigens der Papa schon.“ Und sie erhob sich, die Gestalt, von der er jetzt keinen Blick mehr verwenden konnte, und trat von ihm fort in die Thüre: „Papa, Du hast Besuch; der Herr Administrator erwartet Dich.“

„Ah, famos, daß Sie da sind, Volmar!“ und der alte Herr kam lebhaft heran. „Nun werden Sie aber den Sohling nicht mehr vorher gesprochen haben. Doch! Na, lassen S'e hören ... Meine Damen kommen natürlich wieder spät, wie gewöhnlich, bis auf die Kleine, die ist immer brav.“

Er strich Marien, an ihr vorübergehend, lässig ums Kinn und setzte sich dann in einen der niedrigen Sessel. Volmar mußte neben ihm Platz nehmen. Natürlich ging die junge Dame nun durch die offen bleibende Thür ins Nebenzimmer, obwohl der Baron ihr nachrief, sie solle nur bleiben, Geheimnisse würden nicht verhandelt.

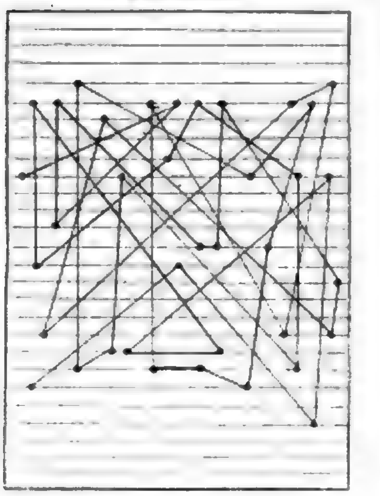
Es fand sich, daß die Damen ihrerseits heute auf den Herrn und Gebieter warten mußten. Frau von Vanthorpe und die L'Estoq traten gleich darauf ein und die Baronin war ziemlich erstaunt, ihren Gemahl zu dieser Zeit und in einem ihrer Salons Geschäfte verhandeln zu finden mit einem seiner Leute, wie sie das bei sich bezeichnete. Daß der Administrator dann, als die Herren endlich fertig waren, mit herein zu Tische kam, berührte sie weiter nicht. Der Baron brachte oft Menschen zum Essen, von denen sie nichts wußte, die sie mit harmloser Nichtbeachtung behandelte und ein paar Stunden darauf nicht wiedererkannte — wie das wirklich vorgekommen war.

Auch Herrn Volmar vergaß sie immer wieder, obwohl er ihr nun schon öfter und zuletzt mit einem etwas ungeduldigen: „aber Ludovike, kennst Du denn den Herrn Administrator noch immer nicht!“ von ihrem Gatten genannt worden war. Nein, sie kannte ihn noch nicht, auch heute nicht, ließ ihn sich wieder einmal vorstellen, mutete aber weder ihren kurzsichtigen Augen noch ihrem kurzen Gedächtnis zu, sich weiter mit ihm zu beschäftigen, so daß er ihr nach kurzer Zeit abermals entfallen und an ihrem eigenen Tische nicht für sie vorhanden war.

Diese Tafel war aber auch heute abend so ganz klein nicht, da an diesem späten leichten Abendbrot

Für müßige Stunden.

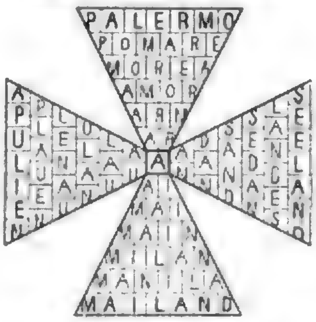
Bilderrätsel.



Logogriph.

Mit t zieht es die Gläub'ger an.
Mit n vertreibt's den Jägersmann.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 483:



Auflösung der dreisilbigen Charade Seite 483:
Staubfäden.

Auflösung des Rätsel-Distichons Seite 483:
Verlangen — Erlangen

— Thee und kalte Küche, da man ja um sechs Uhr dinirt hatte — außer den drei Damen des Hauses und den beiden Herren noch drei junge Engländer teilnahmen, Söhne einer Bekannten der Baronin, die sie neulich irgendwo aufgelesen hatte und nun mit Wärme ins Haus zog. Es waren junge Kraftmenschen, welche am Tage in Wadenstrümpfen umherliefen, wenig ausgiebig in Gesellschaft, aber die Baronin hatte eine Vorliebe für alles Englische und radebrechte mit ihnen über Tisch in ihrer Sprache, der einzigen natürlich, welche die Jünglinge verstanden. Kein Wunder, daß ein junger Mann, der nur ein Deutscher war, und zudem ein Beamter ihres Mannes, gegen dies ausländische Element in den Hintergrund treten mußte.

Die völlige Nichtbeachtung von seiten der Baronin war übrigens Wolfgangs geringster Kummer. Dafür entschädigte ihn schon das heute wirklich zutrauliche Wesen des alten Vanthorpe; der junge, der Baron Tony, nahm einmal wieder an der Familienmahlzeit nicht teil. Das maskenartige Antlitz der Baronin Ludovike vermied der Blick überhaupt gerne so lange er konnte. Jenes andere Gesichtchen aber, auf dem Volmars ganze Seele suchte nach dem holden Anteil, der ihm von dort bisher gegönnt gewesen war, dies Antlitz blieb stumm für ihn und trug zugleich einen müden und erloschenen Ausdruck. Durch seine Schuld oder durch Zufall, er hatte da heute etwas ertötet, mit dessen Fehlen nun plötzlich die ganze Welt ihm ein anderes Gesicht machte. (Fortsetzung folgt.)

Aus der deutschen Rekruten-Reitschule.

(Hiezu die Bildergruppe Seite 521.)

„Mit Geduld und Spucke fängt man manche Mucke," mahnte zwar der Rittmeister zum zehntausendstenmale, aber der Sergeant Brickelmeyer hatte so seine eigenen Ansichten von Geduld, und was das Mücken- oder Muckenfangen anbetrifft, so hegte er darüber überhaupt keine Ansicht, denn er hielt diese Beschäftigung eines königlichen Kavallerieunteroffiziers für gänzlich unwürdig. Für ihn gab es nur eine „Mücke", und das war die zwischen Magda, Martha, Methusalem, Moltke und Mut eingeschaltete junge Remonte gleichen Namens. — Bekanntlich erhält in jeder Eskadron jeder Jahrgang der neu eingestellten Quadrupeden einen mit gleichem Anfangsbuchstaben beginnenden Namen.

Bisweilen war freilich Sergeant Brickelmeyer sehr geduldig — scheußlich geduldig, meinten die Einjährigen, die er in die Geheimnisse des Sports einweihte: er konnte nämlich gerade dann oft kein Ende finden, wenn seine Abteilung den Schluß der Uebung am sehnlichsten herbeiwünschte. So die lieben Pferdchen in Betracht kamen, hielt er wohl auf rechtzeitige Beendigung, denn die guten Tierchen sollten doch ihre Ruhe haben; aber an den Marterinstrumenten in der Turnhalle, am Voltigirbock zum Beispiel, da war er ebenso unermüdlich, wie er die seinem Schutze anvertrauten Zöglinge todmüde zu machen wußte. „Lateinisch reden und Käsekuchen essen, das haben Sie in der Schule gelernt," meinte er dann wohl, „aber die Knochen jebrauchen lernen, det will ick Ihnen beibringen!" Und er brachte es uns bei.

Die „dritte Reitklasse", die Rekruten der Eskadron, galt ihm indessen seit Jahren als sein ureigenstes Wirkungsfeld, das er mit mehr oder weniger Geduld, aber mit stets gleichem Erfolg beackerte. Anfangs, in den ersten Stadien und bei den ersten Stunden, war er sanft wie ein Lamm. Wenn der jüngste Jahrgang zum erstenmale die Pferde aus dem Stalle gezogen hatte und etwas verschüchtert neben den Rackern stand, dann ging er von einem zum andern, klopfte hier einem Gaul und da einem Rekruten sanft auf den Rücken und flötete mit allem Wohllaut, dessen sein rauher Baß überhaupt fähig war: „No, mein Söhncken, man nich ängstlich. 's is ja keen Löwe, den Se an de Trense haben. — 's is ja man bloß de olle Grete, die schon mehr solchen Schafsköpfen, wie Sie hoffentlich keener sind, det Reiten jelernt hat." Und zum Nächsten: „Sie, Männecken, ick jlobe jar, Sie fürchten sich vor mir. Da thun Se bitter unrecht, denn ick bin die Jüte selber — hm, hm — das heißt, wenn ihr eure verd— Pflicht und Schuldigkeit thut, ihr liebes, junges Rackerzeug ihr, hm! — hm!"

Auch in den ersten Stunden bewahrte Brickelmeyer seine Milde, und die dummen Rekruten wollten schon nicht mehr recht glauben, was die „Alten" ihnen von dem „ollen Drabian" für Mordsgeschichten erzählt hatten. Brickelmeyer war ein Schlaukopf; er verstellte sich, um seine Würmer zutraulich zu machen und ihnen einiges Selbstvertrauen zu geben — sobald sie aber erst einigermaßen auf den Gäulen hingen, zeigte er ihnen, was seiner Meinung nach „ein Herke" war. Aus dem geduldigen, sanftmütigen, hold flötenden Lehrer wurde dann plötzlich der sackfiedegrobe, in allen Kasernenstuben gefürchtete Lehrmeister, dessen oberster Grundsatz war: „Wo gehobelt wird, da fallen Späne!"

Nicht etwa, daß Brickelmeyer seine Rekruten mißhandelt hätte! O nein, davon war er himmelweit entfernt, dazu war er ein viel zu guter Soldat, und dazu waren ja auch der Herr Lieutenant oder der Herr Rittmeister immer viel zu sehr in seiner Nähe. Aber er ließ sie schwitzen, daß ihnen Hören und Sehen verging, und daß sie nach einigen Stündchen in der Bahn „ihre Knochen im Bündel die Treppe hinauftragen konnten". Wenn er bei dem Kapitel „Freiübungen zu Pferde" angekommen war und „Zügel zusammenknoten" — „Hüften fest" kommandirte, schauderte die ganze Abteilung, und seine Methode, ihr den Sinn der Kunst des schneidigen Aufsitzens beizubringen, flößte ihr tiefes Grauen ein; nach einer kleinen Lektion „Waffenübungen" schien sich ihnen der Himmel weit zu öffnen und mit den Finessen der Hindernisbahn machte er sie in einer Art und Weise vertraut, von der sie zuerst glaubten, es koste Hals und Beine! Aber es kostete weder den Hals noch irgend ein anderes „Ihrer zarten Extremitäten, Müller, Sie ungeschlachteter Torfgräber, Sie!", sondern es kostete nur guten Willen und Anspannung! „Erstens, das sage ich euch, erstens müßt ihr die Knochen brauchen, zweitens die Beene und drittens die Schenkel. Viertens sollt ihr euern dummen Kopp brauchen, wenn ihr nämlich Helme habt, was jeder anständige Gaul sofort merkt, und fünftens müßt ihr die Zügel sozusagen so in der Hand haben, wie der Schneider 'nen Seidenfaden — und wenn ihr das sechstens nicht thut, ihr Himmelsakramenter, dann soll euch dieser und jener holen, was ich aber zunächst selber besorgen werde: Eskadron — im abgekürzten Tempo — Tra—a—ab!"

Grundgütiger Himmel, was hat er sie geschunden . . . und wie gern mochten sie ihn doch im Grunde ihres Herzens! Denn Herr Sergeant Brickelmeyer war eine Seele von einem Menschen und seine Grobheit nur die rauhe Schale eines besseren Kerns: in keiner Abteilung kamen die Rekruten schneller vorwärts, und in keinem Beritt wurde besser und väterlicher für sie gesorgt als in dem seinen. Wenn seine Augen am unheimlichsten rollten, und wenn er so recht donnerte und wetterte, dann meinte er es sicher am besten. Von irgend welcher Humanitätsduselei ahnte sein harmloses Gemüt freilich nichts, aber er hatte das Herz an der rechten Stelle. Das wußten sie alle — seine Rekruten.

Neulich sah ich ihn wieder. Nachdem er siebenzehn Jahre Rekruten ausgebildet hatte, fiel ihm ein, daß er ja längst Anrecht auf den Zivilversorgungsschein habe. Sein alter Rittmeister war auch gegangen — so wurde er denn hoch oben in Ostpreußen Gerichtsvollzieher. Dort in einem kleinen Städtchen habe ich ihn wiedergefunden und mit angesehen, wie schlecht sein gutes, edles Soldatenherz sich mit saumseligen Schuldnern und, ganz besonders, mit hartherzigen Gläubigern abzufinden weiß. Er machte kein Hehl daraus: „Die Erde ist ein Jammerthal," meinte er, „aber, Herr, ich habe 'mal gelesen, daß dort oben" — er wies nach den blauen Wolken hinauf — „alle unsere Wünsche in Erfüllung gehen. Zahlungsbefehle und Zwangsvollstreckungen gibt's im Himmel hoffentlich nicht, aber Kavallerie gibt's wie überall, wo's ordentlich zugeht, sicher; — vielleicht hat der liebe Herrgott dorten für mich noch 'mal 'ne himmlische Rekrutenabteilung auszubilden."

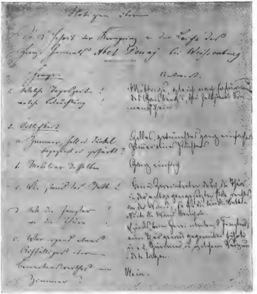
Und das war kein schlechter Witz vom alten Brickelmeyer, sondern wie er's sagte, so meinte er's wirklich.

Paul Wigner.

Kaiser Friedrich und A. v. Werners Bild:
Der Kronprinz an der Leiche des Generals Douay.

(Hiezu Facsimile auf dieser und folgender Seite.)

Angesichts des großen Kunstblattes, das wir der ersten Nummer dieses Jahrgangs beigegeben haben, tauchte vielfach die Frage auf, wie weit wohl die ergreifende Darstellung des Künstlers mit dem thatsächlichen Vorgang in genauer Uebereinstimmung stehe. Anton von Werner, dem wir diese Anfrage unterbreiteten, ist in der Lage, sie in schlagendster Weise durch ein wertvolles Dokument zu beantworten, dessen getreue Nachbildung wir unseren Lesern am Fuße dieser und auf der nächsten Seite geben. Aus ihm geht hervor, mit welch äußerster Gewissenhaftigkeit der Künstler verfahren ist, indem er, bevor er sich an die Ausarbeitung des geplanten Gemäldes begab, den Helden desselben um genaueste Angabe aller für dasselbe maßgebenden Einzelheiten ersuchte und sie auch von ihm erhielt. Es geschah dies durch eben den Frage- und Antwortbogen, den unsere Leser im Facsimile erhalten, und auf welchem sie zur Linken die Frage von der Hand des Künstlers, zur Rechten die Antworten von der Hand des damaligen Kronprinzen, späteren Kaisers, Friedrich finden. Alles weitere ergibt sich aus dem Inhalt dieses Bogens von selbst.


Notizen über

[illegible] der Kronprinz [illegible]

[illegible] Abel Douay bei Weissenburg

Frage: — Antwort.

1. Welche Tageszeit? welche Beleuchtung? — [illegible]

2. Örtlichkeit

a. Zimmer, hell od. dunkel tapeziert od. gestrichen? — [illegible]

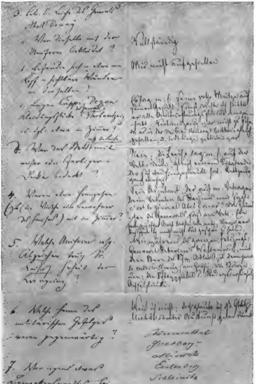
b. Möblierung desselben — Ganz einfach

c. Wo stand das Bett? — [illegible]

d. Wo die Fenster? wo die Thüren? — [illegible]

e. War irgend etwas Auffälliges oder Bemerkenswertes im Zimmer? — Nein.

Digitized by Google


Vollständig

Mir nicht aufgefallen

7. Ueber irgend etwas Bemerkenswerthes bei dem Vorgang?

Blumenthal
Albedyll
Eulenburg
Schleinitz

Notizblätter.

Bildende Künste.

Im Münchener Kunstverein nahmen jüngst die mit meisterhaftem Geschick ausgeführten Aquarellansichten von Zeno Diemer aus Oberammergau das allgemeine Interesse in Anspruch. Der noch junge Künstler, der auch als Dichter und Komponist sehr talentirt ist, führt dem Beschauer seine seit Jahren auf mühseligen und oft auch gefährlichen Bergbesteigungen gemachten Naturstudien vor Augen, die je nach der hierbei beobachteten Luftstimmung zum Teil von geradezu entzückender Schönheit sind.

Im Kupferstichkabinet der königlichen Museen in Berlin ist eine zweckmäßige Einrichtung getroffen worden. Es ist eine Hilfssammlung zum Studium des Kupferstichs und des Holzschnittes eingerichtet und der allgemeinen Benutzung übergeben worden. Sie setzt sich aus Reproduktionen alter Stiche, Radirungen, Holzschnitte und so weiter zusammen, die in Photographien, Lichtdrucken, Heliogravüren und Nachbildungen aller Art bestehen und zumeist geschenkweise im Verkehr mit auswärtigen Sammlungsvorständen und Kunstforschern erworben oder Duplikaten vorhandener Auktionskataloge entnommen sind. Dieses seit einer Reihe von Jahren hier angesammelte Material ist nunmehr systematisch nach Schulen und Meistern geordnet und in Mappen untergebracht worden. Der Zweck der Hilfssammlung ist der, eine Ergänzung der Kupferstichsammlung zu bilden und dem kunstgeschichtlichen Studium Unika auswärtiger Sammlungen, sehr seltene Stiche, Holzschnitte und anderes im Abbild zugänglich zu machen.

Bühne.

Dem Süddeutschen Hoftheater-Ensemble, das seit acht Jahren unter der Leitung des artistischen Direktors A. Pesch vom Straßburger-Stadttheater steht, wird auf Beschluß des Oberbürgermeisteramtes von Baden-Baden, wo dieses Ensemble bisher jeden Sommer einige Wochen lang erfolgreich gewirkt hat, das dortige Hoftheater in diesem Jahr für den ganzen Sommer überlassen werden. Außerdem hat vor kurzem der Stadtrat von Karlsruhe beschlossen, Herrn Pesch, der an der Karlsruher Hofbühne zehn Jahre als erster Held und Liebhaber thätig war, die Direktion des neuerbauten Stadtgarten-Theaters für den kommenden Sommer zu übertragen. Da an dem Ensemble nunmehr auch Mitglieder hervorragender nichtsüddeutscher Stadttheater teilnehmen, hat der Direktor den bisherigen Titel seines Unternehmens geändert und wird dasselbe „Ensemble Pesch“ nennen, mit welchem Namen es schon seit Jahren in Theaterkreisen bezeichnet wurde.

Kultur und Wissenschaft.

Die Wasserwerke der Römer in Nordafrika sind der Gegenstand eines besonderen Studiums von René de la Blanchère geworden, der darüber in der Académie des Inscriptions zu Paris Bericht erstattete. Nordafrika war zur Römerzeit fruchtbarer und dichter bevölkert als heute, was nur der sorgfältigen Bewässerung zuzuschreiben ist. Wasser selbst ist genügend vorhanden, es kommt nur darauf an, es zu sammeln und richtig zu verteilen, zumal der Regenfall sich nur auf kurze Zeit im Jahre beschränkt. Die Römer hatten zu diesem Zwecke ihre nordafrikanischen Provinzen mit einem System von Wasserwerken überzogen, die heute noch unser Staunen erregen, und die Blanchère zehn Jahre lang studiert hat. Sie sammelten allen fallenden Regen und verteilten den angehäuften Vorrat nach einer bestimmten Methode. Selbst in ganz kleinen Schluchten hatten sie Dämme und Teiche errichtet, und am Eingange der größeren Thäler befand sich ein System von Werken, das bei langsamem Wasserabfluß eine regelmäßige Bewässerung ermöglichte. Die Spuren der alten Wasserwerke sind fast durch ganz Numidien und Mauretanien, also von Tunis bis Marokko, nachzuweisen. Im dritten Jahrhundert blühte der Ackerbau dort in Folge der guten Bewässerung in außerordentlicher Weise. Aber die folgenden Kriege, der Einbruch der Araber und die Entwaldung der Berge machten jenem trefflichen Zustand ein Ende.

Eine Ausstellung der französischen Mode wird in Paris vorbereitet. Lebensgroße Puppen sollen die Trachten von der Zeit Karls VIII. (1480) bis auf Napoleon III. zur Darstellung bringen in Gruppen, die verschiedenartigen Lebensverhältnissen und Beschäftigungen entnommen sind. Gleichzeitig veranstalten die Pariser Haarkünstler eine geschichtliche Schau aller Haartrachten derselben Zeitabschnitte.

Die Kolonie für arme Epileptische ohne Unterschied der Heimat und Konfession Bethel bei Bielefeld bezieht das Wasser aus den Bergen und hat jetzt, da in den letzten zehn Jahren die Anzahl der Anstaltsglieder von 1000 auf 3000 gestiegen ist, eine neue Quelle in die Kolonie geleitet. Da aber die Quelle, die täglich 50,000 Liter Wasser liefert, zunächst durch einen kleinen Bauernhof fließt und dessen Wiesen bewässert, so mußte dieses Gut erworben werden, wodurch der Anstalt 60.000 Mark Schulden erwachsen sind. Durch Sammlungen wurden in drei Monaten schon 31.545 Mark zusammengebracht. Jetzt richtet der Pastor zu Bethel, F. v. Bodelschwingh, an alle mitfühlende Herzen die Bitte, durch milde Gaben, die an ihn einzusenden sind, auch noch den Rest der Schuld zu decken.

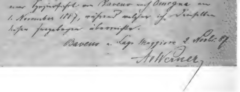
Gewerbe.

Die mecklenburgische Gewerbe- und Industrie-Ausstellung, welche in diesem Jahre in Rostock stattfindet, wird folgende vierzehn Gruppen umfassen: Metall-Industrie, — Stein-, Thon- und Glaswaren, — Hölzer und Holzwaren, — Textil- und Bekleidungs-Industrie, — Lederwaren, — Chemische Industrie, — Papier-Industrie, — Wissenschaftliche Instrumente, auch solche für die Gesundheitspflege, — Musikinstrumente, — Bau-, Maschinen- und Ingenieurwesen, — Schulwesen, — Kunstgewerbe, — Nahrungs- und Genußmittel, — Land- und forstwirtschaftliche Produkte, sowie Erzeugnisse des Gartenbaues.

Um zur Hebung der wirtschaftlichen Lage schlesischer Handweber beizutragen, hat die Breslauer Firma Bruno Schent im vorigen Monat zwanzig Handweber in Wüstewaltersdorf mit der Anfertigung von Halbleinen und Reinleinen beauftragt. Die von diesen Webern hergestellte Ware wird nun von der genannten Firma, ohne daß sie dabei einen Gewinn nimmt, zum Verkauf angeboten. Jedem Stücke liegt die Quittung des betreffenden Webers über den für die Ware erhaltenen Lohn bei. Das menschenfreundliche Unternehmen, das bei einiger Gunst des kaufenden Publikums nach Lage der Verhältnisse sehr erweiterungsfähig sein würde, verdient jede Empfehlung.

Gartenbau.

Freunde von Zwiebelpflanzen wird die Mitteilung interessiren, daß die berühmte Firma Krelage u. Söhne in Haarlem (Holland) Mitte April dieses Jahres eine Ausstellung von 600 Varietäten schönster und seltenster blühender Hyazinthen, sowie von einfachen und gefüllten Tulpen auf Beeten unter Zelten veranstaltet.


Obige Antworten sind von Seiner Kaiserl. Hoheit dem Kronprinzen eigenhändig niedergeschrieben nach einer Spazierfahrt von Baveno nach Omegna am 1. November 1887, während welcher ich Demselben diesen Fragebogen überreichte.

Baveno a. Lago Maggiore 2 Novbr. 87.

A. v. Werner

Digitized by Google

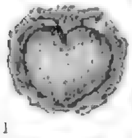
Diese Seite ist insbesondere den Interessen des Hauses und der Familie gewidmet. Sie will Winke und Anregungen zu förderlichem Thun und angeregter Unterhaltung erteilen [illegible]

Unter uns.

Wünsche aus dem Kreise unserer geschätzten Leser werden thunlichst berücksichtigt. Mitteilungen über eigene Erfahrungen, soweit sie sich zur Wiedergabe an dieser Stelle eignen, mit Dank verwendet. Alles hierauf Bezügliche ist zu richten an die Redaktion von „Ueber Land und Meer" in Stuttgart.

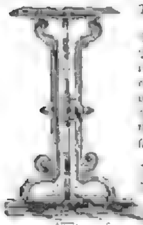
Konfirmationsgeschenke.

Wenn auch die Konfirmationsfeier eine [illegible] kirchliche ist und nicht durch äußere Dinge [illegible] werden soll, so haben Eltern und Angehörige doch das Bedürfnis, durch Gaben und Erinnerungszeichen an diesem [illegible] Tage ihre Liebe und Teilnahme [illegible]. Da nun die Auswahl der Konfirmationsgeschenke eine [illegible] ist, so [illegible], manchen Lesern einen Dienst zu leisten, wenn ich auf einige hübsche und ganz mit dem Zwecke entsprechende Arbeiten und Gegenstände hinweise. Für einen Sohn, [illegible]



1

[illegible]

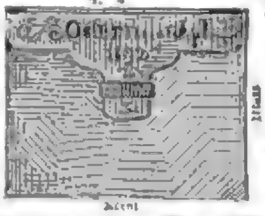


[illegible]

3.

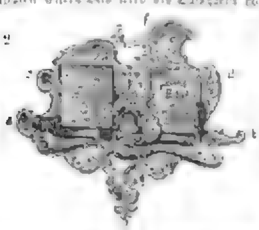
[illegible]

[illegible] gestickt, wird der Konfirmationsspruch oder ein anderer Lieblingsspruch mit Goldfäden in Plattstich und in der unteren, linken Ecke in kleiner Schrift die Quellenangabe eingestickt. Mein Modell zeigt den Spruch: „Die Gnade des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit." (Psalm 103, 17.) Der zweite Mappendeckel wird glatt mit dunkelblauem Sammet überzogen und hier ein 9 Centimeter langes, 1 Centimeter breites, mit blauem Sammet überzogenes [illegible] band in der Mitte, 5 Centimeter weit vom oberen Rande entfernt, als Riegel [illegible] Mappenverschluß b befestigt. Der [illegible] mit blauem Sammet bezogene Mappenverschluß b mißt von b bis d 14 Centimeter, von e bis f 13 Centimeter und von f bis g 6½ Centimeter. Man stickt auf ihn, wie aus der Skizze b ersichtlich, in Plattstich mit Goldfaden: „Ostern, den 17. April 1892", und in die unterste Spitze das Monogramm des oder der Beschenkten. Die inneren, [illegible] 2 Centimeter haben Ränder und der [illegible] der Mappe überzieht man [illegible] blauem Sammet und verdeckt die Spuren des Anleimens durch gedrehte Goldschnur, mit welcher man die Mappe einfaßt. — Eine geeignete Mitgabe auf den Lebensweg einer Konfirmandin ist auch eine kleine Bibelkiste, wie sie Abbildung 5 zeigt. Man überzieht ein 9 Centimeter langes, 5½ Centimeter breites und 3½ Centimeter hohes Pappkästchen mit schwarzem Sammet, stickt auf die obere Seite, wie es Abbildung 5 vorthut, in Plattstich mit Silberfäden: „Für die tägliche Andacht" darauf und kauft sich beim Buchbinder so genau in das Futteral passende weiße, mit Goldschnitt versehene Karten, auf welche man, nach eigener Auswahl, Bibelsprüche schreibt und die Quellenangabe darunter setzt. Diese mit heiligen Sprüchen versehenen Karten schiebt man in das Futteral, und wenn das Herz einmal trostbedürftig und ungetröstet schlägt, dann sollen [illegible] solche verheißungsvolle Bibelworte herausgezogen werden, um die glaubensvolle Seelenzuversicht [illegible] die [illegible] [illegible]



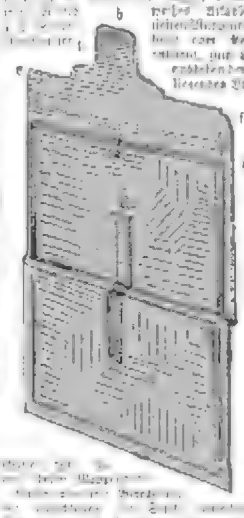
4. b

[illegible]



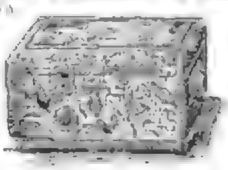
2

[illegible]

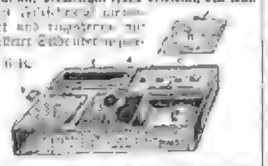


b

[illegible]



[illegible]



[illegible] ein Raum auf [illegible] ist. E. R.

Impfstoff.

Die Impfung mit Kälberlymphe als Schutzmittel gegen die Pocken ist jetzt im ganzen deutschen Reiche eingeführt. Damit ist ein sehr wesentlicher Fortschritt erreicht. Man war in der Zeit, als man vom Menschen zum Menschen impfte und sogenannte humane oder humanisierte Lymphe verwandte, nicht in allen Fällen sicher, ob nicht von dem Impfstoffspendenden auch andere gefährliche Krankheitskeime mit übertragen würden; namentlich die Tuberkulose und andere schlimme Dinge waren zu fürchten. Bei der Impfung mit tierischer Lymphe sind diese Besorgnisse so gut wie ausgeschlossen. Die zur Impfung zu verwendenden Kälber müssen vollkommen gesund sein. Dieselben werden in besonderen, für diese Zwecke erbauten Ställen gehalten. Zur Impfung werden sie auf einen Tisch gelegt und an der Unterseite und gegen die Schenkel rasiert, gründlich und sehr sorgsam gereinigt und sodann geimpft. Die Abnahme des Impfstoffes geschieht nur, wenn das Kalb ganz gesund ist und schöne Pocken zur Entwickelung brachte. Nach der Abnahme wird das Kalb geschlachtet und erst dann, wenn sich dasselbe vollkommen gesund erwies, darf der von diesem gewonnene Impfstoff [illegible] und verwendet werden. Wenn auch dadurch fast jede Gefahr für den Menschen ausgeschlossen ist, so wäre doch noch [illegible] zu wünschen, wenn der Pockenansteckungsstoff rein gezüchtet und künstlich [illegible] verwendet werden könnte, ähnlich wie der mit anderen, z. B. Milzbrand und [illegible] bei Haustieren, gemacht werden kann. Dr. A.

Patent-Lampenfüller und Dochtputzer.

Wir haben unlängst in einem längeren Aufsatz über die Petroleumlampe dargethan, daß sehr viele von den Klagen, die über diese Lampen da und dort verlauten, auf unrichtige Behandlung derselben zurückzuführen sind. Da können denn diese Hilfsmittel, die eine richtige Behandlung wesentlich erleichtern, nicht anders als hochwillkommen sein. Als solche Hilfsmittel sind die von der Firma Adolf Otto Koch in Frankfurt a. M. gefertigten und in den meisten Staaten patentierten Lampenfüller und Dochtputzer bestens zu empfehlen. Der Lampenfüller hat eine trichterartige Form und zeigt beim Gebrauch an, wenn die Lampe in entsprechender Höhe gefüllt ist, indem sich innen ein Kork sichtbar hebt und gleichzeitig der Abfluß geschlossen wird. Es kann daher weder Petroleum verloren gehen, noch können Lampe, Tisch, Hände u. s. w. beschmutzt und der Geruch in der ganzen Wohnung verbreitet werden. Einen Becher liefert die Firma dazu, in dem der Lampenfüller nach Gebrauch aufbewahrt wird. Der Dochtputzer ist ein Apparat für sich, paßt für jede Rundbrenner-Lampe, putzt alle verkohlten Teile des Dochtes glatt ab und sammelt alle Schmutzteile in zwei beiderseits angebrachte Kästchen, so daß der Brenner stets rein bleibt und der Luftzutritt ungehindert stattfinden kann. Dadurch werden alle sich im Brenner entwickelnden Gase rasch verbrannt, das Licht brennt blendend weiß, und die Zimmerluft wird nicht verunreinigt. Zu haben sind die Gegenstände in den Lampen- und Haushaltungshandlungen. K.

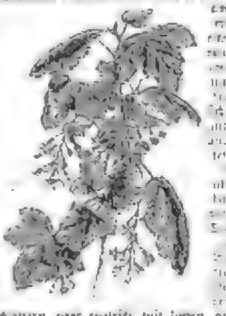
Zum Einkauf von Kanarienvögeln.

Während der Kanarienvogelhandel in früheren Zeiten ausschließlich durch umherwandernde Händler oder Hausierer betrieben wurde, ist in neuerer Zeit die Zucht der feinen Harzer Kanarienvögel und mit ihr der Kanarienhandel ein recht bedeutender Industriezweig geworden. Die hervorragendsten Züchter und Händler lassen ihre Vorräte in den bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften anzeigen, und der gesamte Handel und Verkehr auf diesem Gebiet umfaßt einen Umsatz von mehreren hunderttausend Mark. Trotzdem ziehen auch heutzutage noch einzelne Händler mit der Bürde von Vogelbauern auf dem Rücken im Lande umher. Während ich natürlich keineswegs behaupten darf, daß die letzteren Händler alle ohne Ausnahme unehrlich seien, so muß ich doch ihnen im allgemeinen gegenüber zur Vorsicht dringend mahnen. Nur zu häufig kommt es nämlich vor, daß der ganze Vogelbestand des Hausierers sich aus Weibchen zusammensetzt, zwischen denen zwei bis drei Männchen verteilt sind, die dann immerfort singen und unwissende Leute zum Ankauf reizen. Der Händler verlangt für seine Vögel einen verhältnismäßig niedern Preis, etwa bis sechs Mark und wohl noch weniger für das Stück, und zuletzt erbietet er sich sogar, einen oder mehrere Vögel auf Probe gegen die Anzahlung von anderthalb Mark zu geben. Der Käufer aber, welcher auf dieses anscheinend so biedere Anerbieten eingeht, ist trotzdem geprellt, denn der Hausierer läßt sich nicht wieder blicken, da das Weibchen doch nur einen Wert von fünfundzwanzig bis höchstens fünfzig Pfennig hat. Wer also bei derartiger Gelegenheit einen Kanarienvogel kaufen will, sollte dies niemals anders als unter Zuziehung eines Sachverständigen thun; solche aber werden sich in den Mitgliedern der Vereine, die wir heutzutage doch in allen Städten vor uns haben, jederzeit gerne bereit finden, mit Rat und That jedem Anfänger zur Seite zu stehen. Dr. K. R.

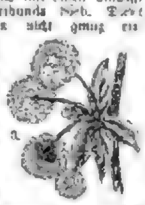
Frühblühende Sträucher.

Liebhabern von früh und schön blühenden Sträuchern kann in erster Linie Jasminum [illegible]

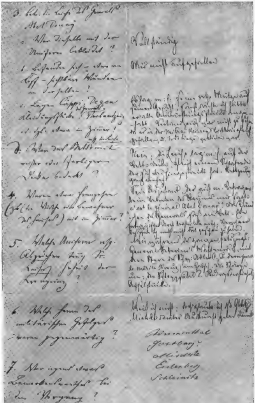
[illegible]



[illegible] Gattung oder zugleich mit [illegible] Art. Malus floribunda Sieb. Diese Bäume kann nicht genug empfohlen werden; der Blütenflor [illegible] so reich, daß kaum ein grünes Blatt zu sehen ist. Besonders reizend sind die tief rosafarbigen Knospen. Spiraea prunifolia flore pleno Sieb. et Zucc. (Abbildung 3) blüht später, ist aber eine der schönsten Strauchsorten mit sehr zierlich gefüllten weißen Blüten. R. R.



3



Notizblätter.

Bildende Künste.

Im Münchener Kunstverein nahmen jüngst die mit meisterhaftem Geschick ausgeführten Renteslansichten von Zeno Diemer aus Oberammergau das allgemeine Interesse in Anspruch. Der noch junge Künstler, der auch als Dichter und Komponist sehr talentirt ist, führt dem Beschauer seine seit Jahren auf mühseligen und oft auch gefährlichen Bergbesteigungen gemachten Naturstudien vor Augen, die je nach der hierbei beobachteten Luftstimmung zum Teil von geradezu entzückender Schönheit sind.

Im Kupferstichkabinet der königlichen Museen in Berlin ist eine zweckmäßige Einrichtung getroffen worden. Es ist eine Hilfssammlung zum Studium des Kupferstichs und des Holzschnittes eingerichtet und der allgemeinen Benützung übergeben worden. Sie setzt sich aus Reproduktionen alter Stiche, Radirungen, Holzschnitte und so weiter zusammen, die in Photographien, Lichtdrucken, Heliographien und Nachbildungen aller Art bestehen und zumeist geschenkweise im Verkehr mit auswärtigen Sammlungsvorständen und Kunstforschern erworben oder Duplikaten vorhandener Auktionskataloge entnommen sind. Dieses seit einer Reihe von Jahren hier angesammelte Material ist nunmehr systematisch nach Schulen und Meistern geordnet und in Mappen untergebracht worden. Der Zweck der Hilfssammlung ist der, eine Ergänzung der Kupferstichsammlung zu bilden und dem kunstgeschichtlichen Studium Unika auswärtiger Sammlungen, sehr seltene Stiche, Holzschnitte und anderes im Abbild zugänglich zu machen.

Bühne.

Dem Süddeutschen Hoftheater-Ensemble, das seit acht Jahren unter der Leitung des artistischen Direktors A. Prasch vom Straßburger-Stadttheater steht, wird auf Beschluß des Oberbürgermeisteramtes von Baden-Baden, wo dieses Ensemble bisher jeden Sommer einige Wochen lang erfolgreich gespielt hat, das dortige Hoftheater in diesem Jahr für den ganzen Sommer überlassen werden. Außerdem hat vor kurzem der Stadtrat von Karlsruhe beschlossen Herrn Prasch, der an der Karlsruher Hofbühne zehn Jahre als erster Held und Liebhaber thätig war, die Direktion des neuerbauten Stadtgarten-Theaters für den kommenden Sommer zu übertragen. Da an dem Ensemble nunmehr auch Mitglieder hervorragender nichtsüddeutscher Stadttheater teilnehmen, hat der Direktor den bisherigen Titel seines Unternehmens geändert und wird dasselbe „Ensemble Prasch" nennen, mit welchem Namen es schon seit Jahren in Theaterkreisen bezeichnet wurde.

Kultur und Wissenschaft.

Die Wasserwerke der Römer in Nordafrika sind der Gegenstand eines besonderen Studiums von René de la Blanchère geworden, der darüber in der Académie des Inscriptions zu Paris Bericht erstattete. Nordafrika war zur Römerzeit fruchtbarer und dichter bevölkert als heute, was nur der sorgfältigen Bewässerung zuzuschreiben ist. Wasser selbst ist genügend vorhanden, es kommt nur darauf an, es zu sammeln und richtig zu verteilen, zumal der Regenfall sich nur auf kurze Zeit im Jahre beschränkt. Die Römer hatten zu diesem Zwecke ihre nordafrikanischen Provinzen mit einem System von Wasserwerken überzogen, die heute noch unser Staunen erregen, und de la Blanchère zehn Jahre lang studiert hat. Sie sammelten allen fallenden Regen und verteilten den angehäuften Vorrat nach einer bestimmten Methode. Selbst in ganz kleinen Schluchten hatten sie Dämme und Teiche errichtet, und am Eingange der größeren Thäler befand sich ein System von Wehren, das bei langsamem Wasserabfluß eine regelmäßige Bewässerung ermöglichte. Die Spuren der alten Wasserwerke sind fast durch ganz Numidien und Mauretanien, also von Tunis bis Marokko, nachzuweisen. Im dritten Jahrhundert blühte der Ackerbau dort in Folge der guten Bewässerung in außerordentlicher Weise. Aber die folgenden Kriege, der Einbruch der Araber und die Entwaldung der Berge machten jenem trefflichen Zustand ein Ende.

Eine Ausstellung der französischen Mode wird in Paris vorbereitet. Lebensgroße Puppen sollen die Trachten von der Zeit Karls VIII. (1480) bis auf Napoleon III. zur Darstellung bringen in Gruppen, die verschiedenartigen Lebensverhältnissen und Beschäftigungen entnommen sind. Gleichzeitig veranstalten die Pariser Haarkünstler eine geschichtliche Schau aller Haartrachten derselben Zeitabschnitte.

Die Kolonie für arme Epileptische ohne Unterschied der Heimat und Konfession Bethel bei Bielefeld bezieht das Wasser aus den Bergen und hat jetzt, da in den letzten zehn Jahren die Anzahl der Anstaltsglieder von 1000 auf 3000 gestiegen ist, eine neue Quelle in die Kolonie geleitet. Da aber die Quelle, die täglich 50,000 Liter Wasser liefert, zunächst durch einen kleinen Bauernhof fließt und dessen Wiesen bewässert, so mußte dieses Gut erworben werden, wodurch der Anstalt 60.000 Mark Schulden erwachsen sind. Durch Sammlungen wurden in drei Monaten schon 31.545 Mark zusammengebracht. Jetzt richtet der Pastor zu Bethel, F. v. Bodelschwingh, an alle mitfühlende Herzen die Bitte, durch milde Gaben, die an ihn einzusenden sind, auch noch den Rest der Schuld zu decken.

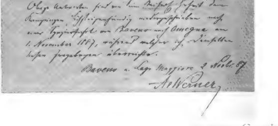
Gewerbe.

Die mecklenburgische Gewerbe- und Industrie-Ausstellung, welche in diesem Jahre in Rostock stattfindet, wird folgende vierzehn Gruppen umfassen: Metall-Industrie, — Stein-, Thon- und Glaswaren, — Hölzer und Holzwaren, — Textil- und Bekleidungs-Industrie, — Lederwaren, — Chemische Industrie, — Papier-Industrie, — Wissenschaftliche Instrumente, auch solche für die Gesundheitspflege, — Musikinstrumente, — Bau-, Maschinen- und Ingenieurwesen, — Schulwesen, — Kunstgewerbe, — Nahrungs- und Genußmittel, — Land- und forstwirtschaftliche Produkte, sowie Erzeugnisse des Gartenbaues.

Um zur Hebung der wirtschaftlichen Lage schlesischer Handweber beizutragen, hat die Breslauer Firma Benno Schent im vorigen Monat zwanzig Handweber in Wüstewaltersdorf mit der Anfertigung von Halbleinen und Reinleinen beauftragt. Die von diesen Webern hergestellte Ware wird nun von der genannten Firma, ohne daß sie dabei einen Gewinn nimmt, zum Verkauf angeboten. Jedem Stücke liegt die Quittung des betreffenden Webers über den für die Ware erhaltenen Lohn bei. Das menschenfreundliche Unternehmen, das bei einiger Gunst des kaufenden Publikums nach Lage der Verhältnisse sehr erweiterungsfähig sein würde, verdient jede Empfehlung.

Gartenbau.

Freunde von Zwiebelpflanzen wird die Mitteilung interessiren, daß die berühmte Firma Krelage u. Söhne in Haarlem (Holland) Mitte April dieses Jahres eine Ausstellung von 600 Varietäten schönster und seltenster blühender Hyazinthen, sowie von einfachen und gefüllten Tulpen auf Beeten unter Zelten veranstaltet.


Obige Antworten sind von Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Kronprinzen eigenhändig niedergeschrieben nach einer Spazierfahrt von Baveno nach Omegna am 1. November 1887, während welcher ich Demselben diesen Fragebogen überreichte.

Baveno a. Lago Maggiore 2 Novbr. 87

AvWerner

Digitized by Google

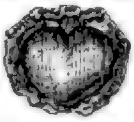
Diese Seite ist insbesondere den Interessen des Hauses und der Familie gewidmet. Sie will Rat und Anregungen zu förderlicher Thätigkeit und angenehmer Unterhaltung erteilen, auf beachtenswerte Neuerungen [illegible] hinweisen, [illegible] Neuerungen den Weg bahnen helfen.

Unter uns.

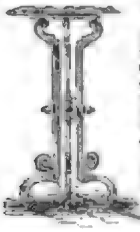
Wünsche aus dem Kreise unserer geschätzten Leser werden thunlichst berücksichtigt. Mitteilungen über eigene Erfahrungen, soweit sie sich zur Wiedergabe an dieser Stelle eignen, mit Dank verwendet. Alles hierauf Bezügliche ist zu richten an die Redaktion von „Ueber Land und Meer“ in Stuttgart.

Konfirmationsgeschenke.

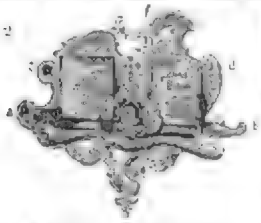
Wenn auch die Konfirmationsfeier eine rein kirchliche ist und nicht durch äußere Dinge beeinflußt werden soll, so fühlen Eltern und Angehörige doch das Herzensbedürfnis, durch Gaben und Erinnerungszeichen an diesem Lebenswendepunkt die Fülle ihrer Liebe und Teilnahme darzuthun. Da nun die Auswahl der Konfirmationsgeschenke eine schwierige ist, so hoffe ich, mancher Leserin einen Dienst zu leisten, wenn ich auf einige sinnige und ganz neue dem Zwecke entsprechende Arbeiten und Gegenstände hinweise. Für einen Sohn, der vielleicht nach der Konfirmation das Elternhaus verlassen und zum erstenmal draußen in das [illegible] Leben eingreifen muß, würde sich der auf Skizze 1 dargestellte „Herztisch“ empfehlen, welcher das Bild der Eltern in hübschem Herzrahmen tragen soll. Der Tisch ist 80 Centimeter hoch und die herzförmige 1½ Centimeter starke Platte hat einen Durchmesser von [illegible] Centimetern. [illegible] Rand der [illegible] durch ein [illegible] auf welchem [illegible] eingeschnitten: „Was zu Herzen [illegible] soll, muß vom Herzen kommen!“ Der [illegible] Fuß des Tisches, der in halber Höhe durch [illegible] gebrachten Speichen verborgene Holzschrauben zusammengehalten ist, enthält in der Mitte eine gedrechselte, 9 Centimeter hohe Säule als Verzierung, welche die Verbindung zwischen den vier Teilen des Fußes herstellt, und läuft oben in vier [illegible] Arme aus, welche die Herzplatte tragen. [illegible]



1



[illegible]



2

alle Verzierungen und Aufschriften tiefer. [illegible]

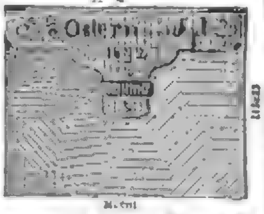
[illegible] hat in der Mitte eine [illegible] Stütze mit starker Kante und Rotholzverzierung. Die Etagère, welche mit zwei geschnitzten Bildrahmen an die Wand gehängt wird, mißt von a bis b 30 Centimeter, von c bis d 60 Centimeter und von e bis f ebenfalls 60 Centimeter. [illegible] Gern wählt man [illegible]

3.

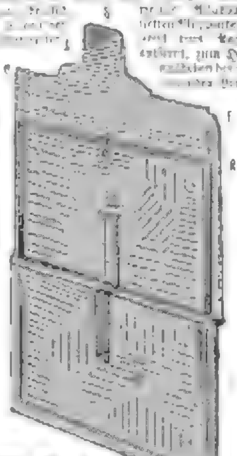
[illegible]

durch die rosa Blumenblätter beträgt. Auch hat man darauf zu achten, daß die Blätter mit peinlichster Genauigkeit über einander gelegt werden, und zwar wird immer ein Viertel des Blattes auf das vorhergehende geklebt. Nachdem man diesen anmutigen Rosenblätterrand fertig gestellt hat, malt man in den oberen Bogen, nach irgend einer guten Vorlage die Sixtinische Madonna, die man mit Hilfe des Pinsels oberhalb mit einer strahlartigen Umfassung in Goldfarbe und unterhalb mit einem graziösen Zweig blühender rosa Rosen umgibt (siehe Abbildung 4). In die vier Ecken malt man ebenfalls Rosenzweige, und in die Mitte des Kartons zeichnet man [illegible] ganz genau ausgerechnet, den Konfirmationsspruch, auf dessen feine Buchstaben man mit Gold [illegible] — Ganz [illegible]

4. b



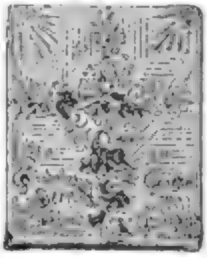
[illegible]



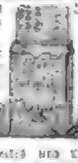
[illegible] dem oberen Klappendeckel e befestigt man mit Verwendung des Umschlages ein Stück dunkelblauen Sammet von 35 Centimeter Länge und 26 Centimeter Breite, auf welchem man sich,

wie die Skizze 4 zeigt, die Blumenkrone von Aufschriften [illegible]

4 c

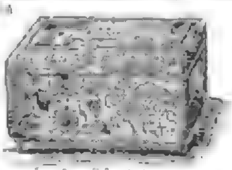


[illegible] Sammet überzogen und nur ein 9 Centimeter langer, 3 Centimeter breiter, mit blauem Sammet überkleideter, starker Lederband in der Mitte, 8 Centimeter breit vom oberen Rande entfernt, als Riegel für den Mappenverschluß b befestigt. Der ebenfalls mit blauem Sammet bezogene Mappenumschlag b mißt von b bis d 18 Centimeter, von e bis f 30 Centimeter und [illegible] 6½ Centimeter. Man stickt [illegible], wie aus der Skizze b ersichtlich [illegible] mit Goldfaden: „Ostern, den 17. April 1892“, und [illegible]



5.

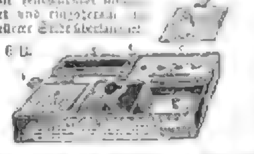
[illegible] einfügt. — Eine [illegible] Aufgabe auf dem [illegible] einer Nähmappe ist eine kleine [illegible] (Abbildung 5) zeigt. Man [illegible] ein 9 Centimeter langes, 6½ Centimeter breites und [illegible] Centimeter [illegible] mit [illegible] Sammet, [illegible] auf die obere Seite, wie es Abbildung 5 darthut, [illegible]: „Für die [illegible] Aufgabe“ [illegible]



[illegible]

Das [illegible] Werk eines [illegible] und [illegible] Atlas [illegible] in [illegible] Abteilungen geteilt, [illegible] durch eine, mit blauem Sammet bekleidete Platte geschlossen ist, auf welcher ein breiter, halb so breiter, auf Pappe gezogener, blauer Sammetstreif d mit, der hier d in gewisse ähnliche Einschnitte zur Aufnahme der Ringe hat. In die Abteilung e sind links mit blauem Sammet bezogene, 10½ Centimeter lange, 3½ Centimeter hohe, ½ Centimeter dicke Holzbrettchen der Länge nach eingeleimt, zwischen welche man die Armbänder steckt. Die beiden Abteilungen f und g, wie überhaupt das ganze Innere des Kastens mit blauem Atlas ausgeklebt sind, dienen zur Aufnahme von Ketten, Broschen, Medaillons u. s. w. und werden durch zwei außen mit blauem Sammet, innen mit blauem Atlas bezogene, 6½ Centimeter lange, 4½ Centimeter breite, viereckige Holzdeckel h geschlossen, die eine blaue Atlasschleife als Henkel haben. In dem ebenfalls mit einem Henkel versehenen Deckel der Abteilung i ist auf der oberen Seite ein runder Ausschnitt zur Aufnahme der Uhr angebracht. In dem Kasten unterhalb des Einsatzes lassen sich auch noch bequem viele Schmuckgegenstände unterbringen. Außen bekleidet man den Schmuckkasten mit, nach Art des sogenannten Zwiebelmusters bedruckten blau und weißem Cretonne, welchen die Nadelkunst durch geschickte Umrandung und Ausfüllung der Zeichnungen noch besonders reizvoll macht. Man füllt nämlich das blaue Muster des Stoffes mit blauer, in dichten, langen Stichen gestickter „Chenille-Seide“, die man mit überwendlichen Stichen dicht aneinander näht, wodurch man einen plastisch [illegible] Grund erhält, den man mit [illegible] und [illegible] Stichen überspannt

6 b



tiert, während man die Ranken, die Adern und Schnörkel in Stielstich mit Goldfäden arbeitet. Vier kleine, kugelartige, an der unteren Seite des Kastens angeschraubte Zierknöpfe dienen als Füße, und ein kleines, vom Schlosser in der Vorderseite angebrachtes Schloß mit Schlüssel vervollständigt den Kasten, der nicht allein Bijouterien umschließt, sondern selbst ein Bijou auf jedem Toilettentisch ist. E. M.

Impfstoff.

Die Impfung mit Kälberlymphe als Schutzmittel gegen die Pocken ist jetzt im ganzen deutschen Reiche eingeführt. Damit ist ein sehr wesentlicher Fortschritt erreicht. Man war in der Zeit, als man vom Menschen zum Menschen impfte und sogenannte humane oder humanisierte Lymphe verwandte, nicht in allen Fällen sicher, ob nicht von dem Impfstoffspendenden noch andere gefährliche Krankheitskeime mit übertragen würden; namentlich die Tuberkulose und andere schlimme Dinge waren zu fürchten. Bei der Impfung mit tierischer Lymphe sind diese Befürchtungen so gut wie ausgeschlossen. Die zur Impfung zu verwendenden Kälber müssen vollkommen gesund sein. Dieselben werden in besonderen, für diese Zwecke erbauten Ställen gehalten. Zur Impfung werden sie auf einen Tisch gelegt und an der Bauchseite und gegen die Schenkel rasiert, gründlich und sehr sorgsam gereinigt und sodann geimpft. Die Abnahme des Impfstoffes geschieht nur, wenn das Kalb ganz gesund ist und schöne Pocken zur Entwickelung brachte. Nach der Abnahme wird das Kalb geschlachtet und erst dann, wenn sich dasselbe vollkommen gesund erweist, darf der von diesem gewonnene Impfstoff verwendet und versendet werden. Wenn auch dadurch jetzt jede Gefahr für den Menschen ausgeschlossen ist, so wäre doch als noch vorteilhafter anzusehen, wenn der Pockenimpfstoff außerdem rein gezüchtet und künstlich [illegible] vermehrt werden könnte, ähnlich wie dies mit andern, z. B. Milzbrand und Rotlauf der Haustiere, gemacht werden kann. Dr. A.

Patent-Lampenfüller und Dochtputzer.

Wir haben unlängst in einem längeren Aufsatz über die Petroleumlampe dargethan, daß sehr viele von den Klagen, die über diese Lampen da und dort verlauten, auf unrichtige Behandlung derselben zurückzuführen sind. Da können denn kleine Hilfsmittel, die eine richtige Behandlung wesentlich erleichtern, nicht anders als hochwillkommen sein. Als solche Hilfsmittel sind die von der Firma Adolf Otto Reck in Frankfurt a. M. gefertigten und in den weitesten Kreisen patentierten Lampenfüller und Dochtputzer bestens zu empfehlen. Der Lampenfüller hat eine trichterartige Form und zeigt beim Gebrauch an, wenn die Lampe in entsprechender Höhe gefüllt ist, indem sich innen ein Kork sichtbar hebt und gleichzeitig das Ablaufrohr geschlossen wird. Es kann daher weder Petroleum verloren gehen, noch können Lampe, Tisch, Hände u. beschmutzt und der Geruch in der ganzen Wohnung verbreitet werden. Einen Becher liefert die Firma dazu, in dem der Lampenfüller nach Gebrauch aufbewahrt wird. Der Dochtputzer ist ein Apparat für sich, paßt für jede Rundbrenner-Lampe, rasiert alle verkohlten Teile des Dochtes glatt ab und sammelt alle Schmutzteile in zwei beiderseits angebrachte Kästchen, so daß der Brenner stets rein bleibt und der Luftzutritt ungehindert stattfinden kann. Dadurch werden alle sich im Brenner entwickelnden Gase mit verbrannt, das Licht brennt blendend weiß, und die Zimmerluft wird nicht verunreinigt. Zu haben sind die Gegenstände in den Lampen- und Haushaltungshandlungen. R.

Zum Einkauf von Kanarienvögeln.

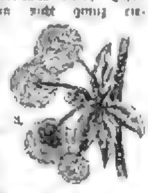
Während der Kanarienvogelhandel in früheren Zeiten ausschließlich durch umherwandernde Händler oder Hausierer betrieben wurde, ist in unserer Zeit die Zucht der feinen Harzer Kanarienvögel und mit ihr der Kanarienhandel ein recht bedeutender Industriezweig geworden. Die hervorragenden Züchter und Händler lassen ihre Vorräte in den bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften anzeigen, und der gesamte Handel und Verkehr auf diesem Gebiet umfaßt einen Umsatz von mehreren Hunderttausend Mark. Trotzdem ziehen auch heutzutage noch einzelne Händler mit der Bürde von Vogelbauern auf dem Rücken im Lande umher. Während ich natürlich keineswegs behaupten darf, daß die letzteren Händler alle ohne Ausnahme unehrlich seien, so muß ich doch ihnen im allgemeinen gegenüber zur Vorsicht dringend mahnen. Nur zu häufig kommt es nämlich vor, daß der ganze Vogelbestand des Hausierers sich aus Weibchen zusammensetzt, zwischen denen zwei bis drei Männchen verteilt sind, die dann immerfort singen und unwissende Leute zum Ankauf reizen. Der Händler verlangt für seine Vögel einen verhältnismäßig niedern Preis, vier bis sechs Mark und wohl noch weniger für das Stück, und zuletzt erbietet er sich sogar, einen oder mehrere Vögel auf Probe gegen die Anzahlung von anderthalb Mark zu geben. Der Käufer aber, welcher auf dieses anscheinend so biedere Anerbieten eingeht, ist trotzdem geprellt, denn der Hausierer läßt sich nicht wieder blicken, da das Weibchen doch nur einen Wert von fünfundzwanzig bis höchstens fünfzig Pfennig hat. Wer also bei derartiger Gelegenheit einen Kanarienvogel kaufen will, sollte dies niemals anders als unter Zuziehung eines Sachverständigen thun; solche aber werden sich in den Mitgliedern der Vereine, die wir heutzutage doch in allen Städten vor uns haben, jederzeit gerne bereit finden, mit Rat und That jedem Anfänger zur Seite zu stehen. Dr. K. R.

Frühblühende Sträucher.

Liebhabern von früh und schön blühenden Sträuchern kann in erster Linie Jasminum nudiflorum Lindl. (Abbildung 1), [illegible]

[illegible] (Abbildung 2) [illegible]

[illegible] Blüten oder zugleich mit diesen anfangs April. Malus floribunda Sieb. Dieser kleine Baum kann nicht genug empfohlen werden; er blüht in der Regel so reich, daß kaum ein grünes Blatt zu sehen ist. Besonders reizend sind die tief rosafarbigen Knospen. Spiraea prunifolia flore pleno Sieb. et Zucc. (Abbildung 3) blüht später, ist aber eine der schönsten Ziersträucher mit sehr zierlich gefüllten weißen Blüten.



3

M. E.

Gestorben.

Bates, Henry Walter, berühmter englischer Naturforscher und Reisender, 67 Jahre alt, am 17. Februar, in London.

Baumann, Christian, Chef der berühmten Emailwarenfabrik Gebrüder Baumann in Amberg, am 15. Februar, in Amberg.

Braun, v., Paul, k. bayr. Staatsrat und Regierungspräsident der Pfalz, 71 Jahre alt, am 26. Februar, in Speyer.

Campbell, George, Sir, namhafter englischer Politiker, Parlamentsmitglied, 68 Jahre alt, am 18. Februar, in Kairo.

Cegnar, Franz, slovenischer Schriftsteller, 66 Jahre alt, am 16. Februar, in Triest.

Csillag, Rosa, eine einst hochgefeierte Sängerin, 57 Jahre alt, am 20. Februar, in Wien.

Damalas, N., Professor der neutestamentlichen Exegese an der Universität Athen, bedeutender Theolog und Linguist, 51 Jahre alt, Ende Februar, in Athen.

Demel, August, k. u. k. Feldmarschall-Lieutenant i. D., 66 Jahre alt, am 2. Februar, in Wien.

Grothe, Wilhelm, ein früher sehr beliebter Roman- u. Novellenschriftsteller, 61 Jahre alt, am 13. Febr., in Friedrichshagen bei Berlin.

Hasner, Ritter v. Artha, Joseph, Dr., k. u. k. Hofrat, früher Professor der Augenheilkunde an der Universität Prag, bedeutender Augenarzt, 72 Jahre alt, am 21. Februar, in Prag.

Hering, v., k. preuß. Generallieutenant z. D., 59 Jahre alt, am 17. Februar, in Braunschweig.

Herrmann, Franz Joseph, k. u. k. Bezirksschulinspektor, früher Reichsrats- u. Landtagsabgeordneter, hochverdienter Schulmann, 82 Jahre alt, am 17. Februar, in Reichenberg in Böhmen.

Hirst, Thomas Archer, Dr., Studiendirektor des Marine-College in Greenwich, hervorragender Mathematiker, 62 Jahre alt, am 16. Febr., in London.

Kopp, Hermann, Dr., Prof. der Chemie an der Universität Heidelberg, berühmter Gelehrter und Fachschriftsteller, 74 Jahre alt, am 20. Februar, in Heidelberg.

Löher, v., Franz, Dr., k. bayr. Geheimerat, Reichsarchivdirektor a. D., Prof. an der philosophischen Fakultät der Universität München, berühmter Gelehrter, 73 Jahre alt, am 1. März, in München.

Salm-Horstmar, zu, Otto Friedr. Karl, Fürst und Rheingraf, Mitglied des preuß. Herrenhauses, 59 Jahre alt, am 16. Febr., in Bonn.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe 20. Von Ph. Klett in Stuttgart.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe 17 S. 446:

Weiß. 1) T. G 2 – G 2.
Schwarz. 1) K. E 5 n. E 6.
Weiß. 2) D. G 2 – E 4 †.
Schwarz. 2) K. E 6 – D 6.
Weiß. 3) L. D 8 – E 7 Matt.
A) Weiß. 1) . . . .
Schwarz. 1) F 7 n. E 6.
Weiß. 2) S. H 8 – G 6 †.
Schwarz. 2) K. E 5 – D 6 (F 5).
Weiß. 3) L. D 8 – E 7 (T. G 2 – G 4) Matt.
B) Weiß. 1) . . . .
Schwarz. 1) F 7 – F 5.
Weiß. 2) S. H 8 – F 7 †.
Schwarz. 2) K. E 5 n. E 6 (F 4).
Weiß. 3) D. G 2 – A 2 (L. D 8 – G 5) Matt.
(Andere Spielarten leicht.)

Briefmappe.

Eine Grübelnde in Ulm. Es ist über diese Frage schon so außerordentlich viel geschrieben worden, daß wir uns nicht wundern können, wenn zahlreiche Leser damit überfüttert sind. Gleichwohl ist das Thema noch weit davon entfernt, erschöpft zu sein. Namentlich ist die außerordentlich schwierige Frage: „Wie sollen wir unsere Mädchen erziehen, damit sie einerseits ebenso befähigt seien, gute Hausfrauen zu werden, als andererseits für den Fall, daß ihnen dieses versagt bleibt, sich auf eigenen Füßen ihren Lebensunterhalt mit Anstand und Aussicht auf guten Erfolg zu verdienen?" immer noch eine offene, wie Sie das ganz richtig empfinden. Unseres Erachtens müssen da im einzelnen Fall die persönlichen Anlagen wie die persönlichen Anschauungen entscheiden. Häuslich veranlagte und häuslich erzogene Mädchen werden, wenn sie im übrigen von Mutter Natur nicht allzusehr vernachlässigt sind, selten zu denen zählen, die ihnen bleiben. Dagegen sollen solchen Mädchen, die hervorstechende Talente, Streben und Ehrgeiz zeigen — Eigenschaften, die in ihren Keimen ziemlich früh hervorzutreten pflegen und von guten, liebevollen Beobachtern unschwer erkannt werden, von seiten des Staates wie der Familie die Wege zu ihrer entsprechenden Ausbildung nach Möglichkeit erschlossen und geebnet werden.

M. S. in K., Bayern. Die Anweisung in Nr. 19 ist freilich so gemeint, daß die Photographie in erster Linie mit einer leichten Lösung von Gummiarabikum zu überstreichen ist, die dann trocknen muß, um einen entsprechenden Untergrund für den Auftrag der Oelfarbe abzugeben. Die in ähnlicher Weise anzuwendende Gelatinelösung, die Ihnen von anderer Seite empfohlen wurde, leistet auch ähnliche Dienste. Eben durch eine solche Grundierung soll dem, was Sie das „Einsinken" der Farben nennen, vorgebeugt werden. Zeigt die fertige Malerei trotzdem matte oder blinde, sogenannte „eingeschlagene" Stellen, so wird sie, nachdem die Farben vollkommen, nicht nur oberflächlich getrocknet sind, mit einem Gemäldefirnis überstrichen, der aber ja nicht zu dick aufgetragen werden darf.

K. M. zu Worms. Die längsten eisernen Brücken in Europa sind folgende: Die Tay-Brücke, 3200 Meter, und die Forth-Brücke, 2394 Meter, in Großbritannien, die Moerdyk-Brücke, 1470 Meter, in Holland, die Wolga-Brücke, 1436 Meter, bei Syzran in Rußland, die noch im Bau begriffene Eisenbahn- und Straßenbrücke über die Weichsel bei Fordon im preuß. Reg.-Bez. Bromberg, 1325 Meter, die Eisenbahnbrücke bei Thorn, 1272 Meter, und die Eisenbahnbrücke bei Graudenz, 1092 Meter.

M. in Z. (russ. Polen). Wir raten Ihnen, die Flecke lauwarm mit guter Seifenlauge zu waschen, die Sie in jedem besseren Drogengeschäfte erhalten.

Straßburg W. M. W. Um zur Aufstellung einfacher chemischer Versuche ausreichendes kleines Laboratorium können Sie bereits für relativ wenig Geld beschaffen. Als empfehlenswerte Firmen nennen wir Ihnen C. Leybolds Nachf., Köln a. Rh., und Max Kähler & Martini, Berlin W. Sie wollen diesen Firmen angeben, zu welchem Zweck Sie die Utensilien zu benutzen gedenken, und sich hiernach Aufstellung machen lassen.

Norddeutscher Lloyd

Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	**Baltimore**
Brasilien	**La Plata**
Ostasien	**Australien**

Prospekte versendet

Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Seide. Farbige Seidenstoffe von 85 Pf. [illegible] per Meter, sowie weiße und schwarze [illegible] zu wirklichen Fabrikpreisen porto- und zollfrei direkt an Private. Muster franko.
Adolf Grieder & Cie in Zürich (Schweiz)

Berliner Tageblatt

5 Mk. 25 Pf. vierteljährlich beträgt das Abonnement auf das **täglich 2 mal** in einer **Abend-** und **Morgen-**Ausgabe erscheinende

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung

mit **Effekten-Verloosungsliste** nebst seinen wertvollen Separat-Beiblättern: Illustrirtes Witzblatt **„ULK"**, belletristisches Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle"**, feuilletonistisches Beiblatt **„Der Zeitgeist"**, „Mitteilungen über **Landwirtschaft, Gartenbau** und **Hauswirtschaft**" in allen Teilen des Deutschen Reiches.

Das **Berliner Tageblatt** besitzt die
weiteste Verbreitung aller deutschen Zeitungen
im In- und Auslande; es ist **Annoncen** zu vermitteln von bedeutender Wirksamkeit [illegible]

Durch seinen reichen, alle Gebiete des öffentlichen Lebens umfassenden gediegenen Inhalt, sowie durch **raschste** und zuverlässige Berichterstattung hat sich das **„Berliner Tageblatt"** die dauernde Gunst der
gebildeten Gesellschaftskreise
erworben. Unter Mitarbeiterschaft hervorragender Fachautoritäten auf allen Hauptgebieten als Theater, Musik, Literatur, Kunst, Ökonomie, Chemie, Technologie und Medizin, erscheinen regelmäßig
wertvolle Original-Feuilletons,
welche vom gebildeten Publikum besonders geschätzt werden. Bei dem ausgedehnten Leserkreis in Deutschland und im Auslande ist das **„Berliner Tageblatt"** die am weitesten verbreitete
große deutsche Zeitung
geworden, das „Berliner Tageblatt" entspricht aber auch **allen Anforderungen**, welche man an eine solche zu stellen berechtigt [illegible] im vollen Maße.

Im täglichen Feuilleton erscheinen die **Original-Romane** der hervorragendsten Autoren. Demnächst gelangen folgende Romane zum Abdruck
„Wer siegt?" von **E. v. Wald-Zedtwitz.** **„Helios"** von **Konrad Telman.**

CRÊME SIMON
[illegible] PARIS
Von wundervoller Wirkung um der Gesichtshaut und Händen **GESCHMEIDIGKEIT** und blendende **WEISSE** zu verleihen.
Unübertroffen gegen **AUFSPRINGEN, FLECKEN, ROETHE, JUCKEN der HAUT**

Le Répétiteur.
Journal instructif et amusant
The Repeater.
Instructive and Entertaining Journal
Verlag von **ROSENBAUM & HART** in **BERLIN W. 41**, Kurfürstenstr. 8

Militär-Pädagogium
Berlin, **BELLONA**, [illegible]

BLEICHSUCHT.
„Dreitheiliges Eisenmittel"
— nach ärztlichem Recept —
rasch und sicher wirkend,
empfohlen und verordnet von den ersten Frauenärzten Deutschlands.
— Prospecte gratis —
Sternapotheke, Münster i. W.

Soeben erscheint:
9000 Abbildungen. 16 Bände geb. à 10 M. oder 256 Hefte à 50 Pf. **16000 Seiten Text.**
Brockhaus' Konversations-Lexikon.
14. Auflage.
600 Tafeln. **300 Karten.**
120 Chromotafeln und 480 Tafeln in Schwarzdruck.

Heinrich Kleyer
Adler Fahrradwerke
Frankfurt a. Main.
Spezialfabrik für Fahrräder.
[illegible]

DER GUTE TON
in allen Lebenslagen. [illegible] 12. verb. Aufl. Prachtwerk [illegible] 10 Mk.
II. Teil. Unserer Frauen Leben. [illegible] geb. 6 Mk. [illegible] durch alle Buchh.
[illegible] JULIUS KLINKHARDT in Leipzig u. Berlin W. 35.

Richtige Lösungen sandten ein: M. Schlich in Geisenheim. Rosa Peppadopulo in Gilioro in Rumänien (3). Berthel Kemper in Altona a. d. Elbe (2). Erna Poschen in Riga (7). Margarete Mähr in Breslau. Clemens L. Rohl in Neuwied (2). Heinrich Waggenberger in Hermannstadt in Siebenbürgen (2). Woldemar Gulden in St. Petersburg (2). „Tristan und Isolde" in Almas (3). „Maria Magdalena" in Odessa (3). „Modeste" in Kairo (3).

Gesundheitspflege.

F. D. Hamburg. Die sogenannte Wanderniere kommt hauptsächlich bei Frauen vor, welche nach wiederholten Geburten sehr schlaffe und nachgiebige Bauchdecken behalten haben, ferner nach starken Erschütterungen des Körpers zum Beispiel durch Fallen von großer Höhe oder auf die Füße. Häufig ist aber gar keine Ursache nachzuweisen. Heilbar ist die Wanderniere zwar nicht, doch befinden sich die damit Behafteten, zumal wenn sie schlaffe Bauchdecken haben, gewöhnlich besser, wenn man sie eine elastische Leibbinde tragen läßt. Besondere Beschwerden bringt die Beweglichkeit einer Niere selten mit sich, auch können sonstige Beschwerden ganz fehlen.

E. K. B. Von zu langem Gebrauch des Chloralhydrats müssen wir abraten, da es so entschieden Nachteile bringen kann, während dasselbe von Zeit zu Zeit und nur in mäßiger Dosis (1 Gramm) genommen, weniger leicht schädliche Folgen mit sich bringt. Bei längerem Gebrauch kommt noch der Nachteil dazu, daß die Dosis allmählich verstärkt werden muß. Dasselbe gilt von allen anderen Schlafmitteln.

A. St. R. Wenden Sie sich doch an die nächste Bahnbehörde beziehungsweise den zuständigen Bahnarzt. Uns sind die betreffenden Bestimmungen unbekannt.

P. B. Bremen. Das einzige Mittel hierfür ist Energie und Willensstärke, den betreffenden Fehler zu überwinden.

G. J. in Rüdesheim. Die Wirkungsweise fraglicher „Heilapparate" kennen wir zwar nicht, doch raten wir Ihnen, mit der Anschaffung derartiger Heilapparate vorsichtig zu sein, da es viele darunter gibt, die den angepriesenen Erfolgen nicht entsprechen.

Alte Abonnentin. Die Frostsalbe von L. Dillenberger in Offenbach a. M. haben wir selbst versucht und können dieselbe gegen aufgesprungene, erfrorene Hände sehr empfehlen. Dr. Sch.

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die schöne Barbara, eine Erzählung aus Arizona von Anton von Perfall, Fortsetzung. — Generalfeldmarschall Graf Moltkes Briefe an seine Braut und Frau, Fortsetzung. — Literatur. — Zum zweihundertsten Geburtstage des Grafen Gustav Adolf von Gotter am 26. März 1802, von Dr. Richard Hubermann. — Zu trüber Zeit, Roman von Sophie Junghans, Fortsetzung. — Fünf vielsilbige Charaden: Bilderrätsel; Logogriph; Auflösung des Bilderrätsels Seite 483; Auflösung der dreisilbigen Charade Seite 483; Auflösung des Rätsel-Distichons Seite 483; Aus der deutschen Antarktis-Heilschale, von Ernst Wagner. — Kaiser Friedrich und A. v. Werners Bild: Der Kronprinz an der Leiche des Generals Douay. — Notizblätter. — Unter- und Konfirmationsgeschenke; Zuckersatz; Patent-Lampenhalter und Dochthalter; Zum Einkauf von Kanarienvögeln; Frühblühende Sträucher. — Gestorbene. — Schach. — Briefmappe.

Illustrationen: Schloß Molsdorf, der Landsitz des Grafen Gustav Adolf von Gotter, Originalzeichnung von Ewald Thiel. — Ein Tusculum des vorigen Jahrhunderts, Bilder aus Molsdorf in Originalzeichnungen von Ewald Thiel. — Parkpartie und Kirche von Molsdorf. — Gottermünze aus dem herzoglichen Münzkabinet zu Gotha. — Gustav Adolf Graf von Gotter, nach einem gleichzeitigen Kupferstich. — Der erste Morgengruß. — Ein Frühlingsnachmittag an der Piazza San Marco in Venedig, nach einer Zeichnung von E. Matania Fischer. — Bilder aus der deutschen Antarktis-Heilschale, in Originalzeichnungen von A. Wald. — Kaiser Friedrich und A. v. Werners Bild. Der Kronprinz an der Leiche des Generals Douay, drei Facsimile. — Unter- und, dorthin Abbildungen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Herausgeber: Prof. Joseph Kürschner in Stuttgart.
Verantwortlicher Redakteur: Otto Baisch in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
München: Wolfgang Brachvogel (Bremenstraße 24 III);
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer" (Maragasse 2);
Budapest: Moritz Jokai (V. Franz Josefgasse 4).

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 60 ₰ Reichswährung.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In unserem Verlage ist erschienen:

Francesca da Rimini.

Tragödie in fünf Akten

von

Martin Greif.

Preis geheftet M. 2.50; fein gebunden mit Goldschnitt M. 4. —

Unter den berühmten Liebespaaren gibt es wenige, die von einem solchen Zauber der Anmut und Poesie umflossen sind, wie Francesca da Rimini und ihr Geliebter Paolo. Unzählige Lyriker haben sie besungen, Dante widmete ihnen in der „Göttlichen Komödie" seine schönsten Verse und Paul Heyse und Silvio Pellico machten sie zu Helden eines Dramas. Jetzt ist auch Martin Greif an ihre Seite getreten und ringt mit ihnen um die Siegespalme. Sein neuestes Werk „Francesca da Rimini", welches auf der Kasseler Hofbühne mit durchschlagendem Erfolg in Scene gegangen ist, gehört als Dichtung zu den hervorragendsten und erfreulichsten Erscheinungen der neuesten Zeit. Martin Greifs dichterische Persönlichkeit, seine geistige Richtung ist ja eine längst bekannte. Er ist weder als Lyriker noch als Dramatiker bahnbrechend, er folgt den Spuren der Klassiker und huldigt dem Kultus des Schönen. So ist auch dies Werk ein Werk der alten Schule und nimmt in unserer realistischen Zeit mit ihrem Pessimismus, ihrer Vorliebe für das Grelle und ihrer auf das Soziale gerichteten Tendenz etwas fremdartig sich aus. Wer aber Empfänglichkeit hat für Schönheit und Wärme der Sprache, Reinheit und Tiefe der Empfindung, feine, edle Charakteristik, wird diese Tragödie immer wieder mit neuem Genusse zur Hand nehmen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Zur geneigten Beachtung!

Unter Bezugnahme auf den in dieser Nummer enthaltenen Artikel: **Kaiser Friedrich und A. v. Werners Bild „Der Kronprinz an der Leiche des Generals Douay"**, machen wir unsere geehrten Abonnenten hiemit wiederholt darauf aufmerksam, daß wir von dem allgemein mit so großem Beifall aufgenommenen, der Nummer 1 dieses Jahrgangs von „Ueber Land und Meer" als Kunstbeilage beigegebenen Bilde:

„Kronprinz Friedrich Wilhelm an der Leiche des Generals Abel Douay bei Weißenburg",

typographisches Kunstblatt in Doppel-Folio mit Tonunterdruck, nach dem Gemälde von Anton von Werner,

Extra-Abzüge auf schönem weißem Papier, mit breitem Rand (79 Centimeter breit, 59 Centimeter hoch) haben herstellen lassen, welche sich ganz besonders zum Einrahmen eignen und die wir zum Preise von **nur 1 Mark** pro Blatt liefern.

Die Bestellung wolle an dieselbe Buchhandlung, Journal-Expedition &c. gerichtet werden, bei welcher man auf unser Journal abonnirt ist. Postabonnenten wollen bei der nächstgelegenen Buchhandlung bestellen, da die Postämter die Lieferung nicht übernehmen; erforderlichenfalls ist auch die unterzeichnete Verlagshandlung in Stuttgart bereit, die Zusendung zu vermitteln.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Neuheit zu
Ostern.
Porzellanei
mit
Knabe.

Anmutig, elegant, feinste, reizende Ausführung. Für immer ein niedlicher Salonschmuck, der auch leer den Damen als Behälter für alle möglichen Dinge dienen kann. 18 cm hoch, mit Bouquet ca. 30 cm hoch, leer ℳ 4, mit Bouquet feiner lebender Blumen ℳ 6, ℳ 7, ℳ 8, ℳ 9, ℳ 10 je nach Feinheit.

Illustrirte Pracht-Preisliste über die schönsten Neuheiten
umsonst und postfrei.
Für auf die Stunde pünktliches, frisches Eintreffen leiste ich Garantie.
J. C. Schmidt, Kunst- u. Handelsgärtnerei, Telegrammadr.: Blumenschmidt. Erfurt.

Bücher-Verzeichnis gratis franko. Carl Glogau, Hamburg.

Kunstverlag von Grunst & Cie., Amsterdam. Katalog 20 Pf.

Angelgeräte-Fabrikation
von H. Stork in München,
Nordendstr. 3.

Med. London, silb. M. Berlin, gold. Medaille Oesterreich, silb. Med. Köln, silb. M. Würzburg, silb. Med. Linz, h. Med. Berlin, Med. Hessen, Med. Pommern, 10 Diplome. Grösstes Lager aller Angelgeräte. Illustr. Preislisten 60 Pfg. mit Gebrauchsanweisung.

DEUTSCHE WARTE
Vierteljährlich 1 Mark

Wer 1 heizbaren Badestuhl h., kann t. warm baden. L. Weyl, Berlin W. 41. Pr. gr.

Vorbereitung für die Freiwilligen-, Fähnrichs-, Primaner- und Abiturientenprüfung ... Moesta, Direktor, Dresden.

Enthaarung.
Mundelius'sches Depilatorium für Damen, bewährtes schnelles schmerzloses Entfernen entstell. Gesichtshaare. Flac. 3 ℳ. Apoth. Mundelius, Berlin, Lissenstr. 19.

Zur Linderung der Webernot.

Um notleidenden Webern im Eulengebirge Beschäftigung zu geben, werden nachstehend empfohlene beiden Marken in großen Mengen von meiner Firma angefertigt und zum

Fabrikations-Kostenpreise

verkauft. Jedem Stück liegt eine Quittung des Webers über den erhaltenen Weberlohn bei.

Spezialmarke: Halbleinen, 82 Ctm. breit, Meter 39 Pfg.
Spezialmarke: Reinleinen, 82 Ctm. breit, Meter 52 Pfg.
Beide Marken sind vorzüglich zu Leib- und Bettwäsche.
Proben nach auswärts franko.

Benno Schenk, Breslau.

LIEBIG Company's FLEISCH-EXTRACT
NUR AECHT
wenn jeder Topf den Namenszug J. v. Liebig in blauer Farbe trägt.

Jede gebildete Hausfrau liest gern die

Deutsche Moden-Zeitung.

Auflage: 30000!

Diese ist bei aller Reichhaltigkeit die billigste Moden-Zeitung der Welt.
Vierteljährlich nur 50 Pfg.
Mit 8 Schnittmuster-Beilagen und 1 buntem Modenbild nur 80 Pfg.

Jährl. 24 Nrn. Erscheint alle 14 Tage. Zu beziehen d. alle Buchh. u. Postanst. Probenummern gratis durch jede Buchhdlg. oder Aug. Polich, Leipzig.

LIQUEUR und PILLEN des Dr LAVILLE
RHEUMATISMUS und GICHT

GUSTAV LOHSE Kgl. Hoflieferant BERLIN
Fabrik feiner Parfümerien und Toilettenseifen, 45 Jägerstrasse 46
empfiehlt seine weltberühmte Spezialität
LOHSE'S Maiglöckchen-Parfümerie,
vom Hause Lohse erfunden und an Feinheit und Charakteristik des Duftes unerreicht:

Lohse's

Maiglöckchen-Parfüm	à Flacon M. 2.—
Maiglöckchen-Royale Eau de Cologne	„ „ „ 3.—
Maiglöckchen-Toilette-Wasser	„ 2.—
Maiglöckchen-Toilette-Essig	„ 1.50
Maiglöckchen-Brillantine	à Flacon M. 1.— u. 1.75
Maiglöckchen-Zimmerparfüm	à Flacon „ 1.—
Maiglöckchen-Kopfwasser	„ 1.50
Maiglöckchen-Toilette-Seife	à Stück „ 1.25
Maiglöckchen-Glycerine-Seife	„ „ 1.25
Maiglöckchen-Poudre	à Schachtel „ 1.75
Maiglöckchen-Haar-Crême	à Büchse „ 2.—
Maiglöckchen-Pomade	à Topf M. 2.— u. 3.—
Maiglöckchen-Wachspomade	à Stück „ 1.— u. 1.50
Maiglöckchen-Riechkissen	„ 1.— u. 1.75

In allen guten Parfümerien, Droguerien etc. des In- und Auslandes käuflich.

Digitized by Google

Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von Elten & Keussen, Crefeld,

Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschten.

Akademie Cöthen.

Ausbildung im Maschinenwesen, in der Elektrotechnik und in der chemischen Technik.

Das Kuratorium. Der Direktor:

Königliche Bergakademie zu Clausthal.

Lehrjahr 1891/92.

Clausthal im Harz, den 3. Februar 1891.

Der Direktor der Königlichen Bergakademie.
G. Köhler, Geh. Bergrat.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden.

Paris, E. Grillon
33, rue des Archives
IN ALLEN APOTHEKEN

Tausende treuer Kunden bezeugen

Poetko's Apfelwein ist der **Beste**

Versand in Gebinden von 25 Liter aufwärts à 30 Pf. p. Liter. Hamburg prämiirt. Garantirter Naturwein. Export-Apfelwein-Kelterei

Ferd. Poetko, Guben.

Inhaber der Kgl. Preuss. Staatsmedaille „für besten Apfelwein"

Privat-Detektiv-Institut.

H. Simmer, ...

Preisliste kostenlos.

Erstes Versandgeschäft der Conservenbranche.

Gemüse-, Früchte-, Fleisch-Conserven.

Delicatessen aller Länder.

Cons.-Fab. S. Pollak
MAGDEBURG.

Universal-Knet- u. Mischmaschinen

Werner & Pfleiderer, Cannstatt, Berlin, Wien u. London.

Patentirt in allen Ländern.

für die chemisch-pharmaceut. u. chemisch-techn. Industrie

für Bäckereien, Konditoreien, Fleischereien, Hotels etc. etc.

Magenkrebsbeschwerden und Rückenmarksschwindsucht heilt sicher Dr. Brunnis, Tilsit.

UNBEDINGT DIE **ZARTESTE HAUT** bekommt man durch den Gebrauch von

LANOLIN-

CREME & SEIFE ...
JÜNGER & GEBHARDT.

Rudolf Mosse

Salzbrunner Oberbrunnen

Versand der Fürstlichen Mineralwasser von Ober-Salzbrunn

Furbach & Strieboll, Salzbrunn i/Schles.

Niederlagen in allen Apotheken und Mineralwasser-Handlungen.

Damen-Loden

Grossartige Sortimente in allen Fabrikaten & Preislagen

Grösste Neuheit:

DAMEN-LODEN von Ziegenhaaren

Chic & hochmodern

engros · Export · en detail

Einzige Bezugsquelle in Deutschland

Muster & Waare franco

München — gegenüber dem Fürstenhausen — Billardtuch Manufactur

Specialität: Billardtuche ... 21 Qualitäten

R. WOLF

Magdeburg-Buckau.

Bedeutendste Locomobil-Fabrik Deutschlands.

Locomobilen

von 4–200 Pferdekraft für

Landwirthschaft

und jegliche Betriebe der

Klein- und Gross-Industrie.

Wolf'sche Locomobilen siegten auf allen deutschen Locomobil-Concurrenzen.

Pretiosa Caramellen

von L. Pietsch, Dresden-Blasewitz.

Preis pro ... 10 Pf.

Die Modenwelt.

Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten.

Jährlich 24 Nummern mit 250 Schnittmustern

Preis vierteljährlich Mk. 1.25 75 Kr.

Enthält jährlich über 2000 Abbildungen von Toilette, Wäsche, Handarbeiten, 14 Beilagen mit 250 Schnittmustern und 250 Vorzeichnungen.

Berlin W. 35. — Wien I, Operngasse 3.

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.

Lebensgrosse Portraits

C. HOMMEL.

PARFÜMERIE-PARZIVAL

Wm. RIEGER. FRANKFURT a. M.

Parzival Odeur, Parzival Zahnwasser.
Parzival Oel, Parzival ...
Parzival Seife, Parzival Toilettewasser
Parzival ..., Parzival ...
Parzival Kopf Wasch Wasser.

Berliner Morgen-Zeitung

mehr als **130000 Abonnenten**

... sorgfältig redigirte ... enorm billigen ... nur

1 Mark vierteljährlich.

Probenummern versendet ... die Berliner Morgen-Zeitung Berlin SW

Spezial-Arzt Dr. med. Meyer,

Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt alle Arten von Unterleibs- und Hautkrankheiten, ... Schwächezuständen, ... in den hartnäckigsten Fällen gründlich und schnell. Ausw. briefl.

Gehaltvolle literarische Osterfest-Geschenke

aus dem Verlage der

Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Amalie Baisch, Aus der Töchterschule ins Leben. Ein allseitiger Berater für Deutschlands Jungfrauen. Mit einem Titelbild in Heliogravüre von Emanuel Spitzer. Siebente Auflage. In elegantem Original-Einband. Preis ℳ 6. —

Amalie Baisch, Ins eigene Heim. Ein Buch für erwachsene Mädchen und junge Frauen. Zweite Auflage. In elegantem Original-Einband. Preis ℳ 6. —

Georg Ebers, Drei Märchen für Alt und Jung. Mit drei Lichtdruckbildern von R. Leinweber. Siebente Auflage. In feinstem Original-Einband. Preis ℳ 6.

Heinrich Löwner, Merk- und Spruchbuch für alle Tage des Jahres. In prachtvollem Einband mit Goldschnitt. Preis ℳ 2. 50.

Ila von der Lütt, Die elegante Hausfrau. Mitteilungen für junge Hausfrauen. Mit besonderen Winken für Offiziersfrauen. In ... Damast gebunden, mit zartem Einlage und Schnitt in echtem Gold. Preis ℳ 5. —

Georg Scherer, Deutscher Dichterwald. Deutsche Anthologie. Vierzehnte, vermehrte Auflage. Mit vielen Porträts und Illustrationen. ... Preis ℳ 7.

Lewis Wallace, Ben Hur. ... Prachtausgabe. ... Preis ℳ 1. — Billige Volksausgabe in einem Band. ... Auflage. Preis einfach gebunden ℳ 2. —, in elegantem Geschenkband ℳ 3. —

Obige Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Sensationelle Neuheit! Patentirt!

Das leichteste Instrument

Nur 16 Mk.

Greizer Accord-Zither

... ohne Notenkenntniss, ohne Lehrer. ...

H. Brecht's Nachf., Greiz.

Speisentempel

in eleganter, verdeckter Ausführung zum Aufheben von Speisen und Getränken ...

Prospekte gratis

Langerts & Bergstrom, ...

GOSSENSASS, Tyrol

Klimat. Höhen-Curort

SAISON-ERÖFFNUNG 1. Mai

Hôtel & Pension

GRÖBNER

ANGENEHMSTER FRÜHJAHRS-AUFENTHALT

PROSPEKTE AUF VERLANGEN

Dr. Putzars Wasserheilanstalt

KÖNIGSBRUNN BEI KÖNIGSTEIN. (Sächs. Schweiz.)

Curort für Nervenkranke und ... Dauernd geöffnet und bewohnt. Ausführliche Gratis-Prospekte durch den Direktor Dr. med. Putzar.

Locomobilen

mit ausziehbaren Kesseln, fahrbar und auf Tragfüßen.

Stationäre **Dampfmaschinen,** eincylindrig und Compound.

Wand- und Bock-Dampfmaschinen.

Menck & Hambrock, Altona-Hamburg.

№ 26.

67. Band.
Vierunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1891—1892.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3.50.

Die schöne Barbara.

Eine Erzählung aus Arizona von Anton von Perfall

(Schluß.)

Die Geschworenen machten ängstliche Gesichter; der Advokat sah mit vor Freude glänzenden Augen zu. Der Richter verzog keine Miene, der Zug um den Mund wurde noch herber,

Barr mit den Burgen Andlau, Spesburg und Landsberg. (Seite 535.)

Aus den deutschen Vogesen: Die Arbogastkirche in Rufach. (Seite 535.)

nicht die leiseste Röte zeigte sich auf den gelben, lederartigen Wangen. Er winkte nur einem Diener mit den Augenbrauen, der verschwand eilig und gleich darauf vernahm man das Rasseln von Gewehren, taktmäßige Schritte, die amerikanischen Uniformen erschienen an den bis zum Boden reichenden Fenstern, das ganze Haus war umstellt.

„Wenn nicht sofort Ruhe eintritt und jede Einmischung des Publikums in der Versammlung unterbleibt, bin ich gezwungen, den Saal räumen zu lassen!“ schnarrte der Richter.

Ich bewunderte den Mann, der mit stoischer Ruhe diese Worte im Angesicht dieser zügellosen, wohlbewaffneten Menge sprach; die Wahl der Landschaft war unbedingt auf den richtigen Mann gefallen, das mußte ich zugeben, so wenig günstig dieselbe auch für Barbara war, für die ich jetzt nach Anhörung des heroischen Schlusses ihrer Laufbahn wieder die alten, lebhaften Sympathien fühlte. Die Zeugen wurden vorgerufen. Sie machten unter dem Druck der Volksmassen hinter sich insgesamt sehr unbestimmte, zweifelhafte Aussagen und beriefen sich mehr auf das allgemeine Gerücht, das Barbara als Thäterin bezeichnete, als auf ihre eigene Ueberzeugung.

Dann bat der Advokat um das Wort, seine Zeit war gekommen. Mit theatralischem Pathos sich in die Brust werfend, begann er, unter lauten Hurras und Zurufen bei der angeborenen Ritterlichkeit der spanischen Nation, die leider nur zu leicht in Abenteuersucht ausarte und solche Erscheinungen erzeuge wie die schöne Barbara, und schloß nach einer Reihe von geschickt angebrachten volkstümlichen Erzählungen über diesen weiblichen Desperado, den treue Liebe in die Wildnis getrieben, die Not auf diese schlimme Bahn geführt, mit einem gefühlswarmen Appell an die Geschworenen, in dem er die tragische Scene, wie die verratene Barbara, den sterbenden Vater im Arme, sich freimütig opfert in

Digitized by Google

der ganzen ihr innewohnenden Seelengröße, in lebhaften Farben schilderte. Die Wirkung war und mußte eine durchschlagende sein. Die jungen Vaqueros sprangen über die Balustrade, die den Zuschauerraum vom Gerichtshof trennt, und hätten ihn auf ihre Schultern gehoben, wenn die Soldaten sie nicht zurückgedrängt.

Trotz alledem hielt der Richter in einer sachlichen Rede, die jedem seiner Kollegen in der alten Welt alle Ehre gemacht hätte, ohne sich verblüffen oder einschüchtern zu lassen, seine Anklage aufrecht. Die Geschworenen zogen sich zurück, nicht ohne einige ihnen aus dem Publikum zugerufenen Trohworte.

Der Advokat trat zu mir, wischte sich den Schweiß von der Stirn und lachte mir hinter dem Taschentuch vergnügt zu. „Vortrefflich gegangen — was? Höchstens drei Jahre Gefängnis!“

Im Zuschauerraum war eine verhältnismäßige Ruhe eingetreten. Man besprach in Gruppen die zu erwartende Entscheidung, und feurige Blicke schossen hinüber zu Barbara, die stumpfsinnig, offenbar von heftigem Seelenschmerz gepeinigt, in sich versunken dasaß. Wäre sie aufgestanden und hätte eine zündende Rede gehalten wie damals, als sie ihren Vater vom Tode rettete unter der Agave auf Pacheros Ranch, weiß Gott, was geschehen wäre. Sie trug jetzt einen Eisüberschlag über die wunde Stirn, der ihr auf ihre Bitte gereicht wurde, und machte den Eindruck einer schwer Leidenden, körperlich und geistig Gebrochenen. — Die Beratung währte kurz, die Geschworenen kehrten zurück.

„Wie lautet euer Spruch?“ fragte der Richter.

„Schuldig des Diebstahls, nicht schuldig des Raubes. Drei Jahre Gefängnis,“ sprach der Obmann.

Barbara hörte gleichgiltig den Urteilsspruch. Die Stirne schmerzte sie wohl heftig, sie hielt die Hand daran, und ihr totenbleiches Gesicht verzog sich schmerzlich.

Die Wände erzitterten von dem Beifallsjubel der Menge; man ließ die Geschworenen leben, Barbara, den Richter sogar, man schwenkte Tücher, Revolver, Messer.

Es war höchste Zeit, daß die Soldaten Barbara in ihre Mitte nahmen und mit ihr verschwanden, sonst hätte man sie auf den Schultern zum Saale hinausgetragen. Ich sah sie mit Wehmut scheiden — welche trübe Zukunft lag vor ihr — drei Jahre Gefängnis! Es war ja ein mildes Urteil — aber für sie, die Freiheitsliebende, Ungezügelte, war es wohl der Tod, und wenn nicht — was dann? Entstellt durch die Wunde, fremd und heimatlos? Dann wäre die Zeit für Garcia, seine Liebe zu ihr zu beweisen; sollte er sie denn ganz vergessen haben? Wenn ich ihn nur zu finden wüßte, ich würde ihm schon in das Gewissen reden, dachte ich.

Nach der Verhandlung entwickelte sich bei der Ansammlung so vieler Leute ein kleines Volksfest. Alte Bekannte, die sich jahrelang nicht gesehen, trafen sich; Geschäfte wurden abgewickelt; die Bar-Rooms, die Spielhäuser waren überfüllt.

Die Soldaten, bis auf einige, welche den Bewachungsdienst im Courthouse versahen, mischten sich ebenfalls unter das Volk und vermehrten so die Gefahr gegenseitiger Reibungen, die bei dieser erregten Masse leicht zu einer allgemeinen Explosion führen konnte. Phönix sah dem Abend und der Nacht mit Besorgnis entgegen. Der Whisky floß in Strömen und schürte die Glut des Tages; kein wildes Tier, keine Natter, kein giftiges Insekt ist gefährlicher als ein bewaffneter Mann unter dem Einfluß des Whiskys; er ist nicht mehr sein Herr, die Waffen in seinem Gürtel gehören nicht mehr ihm, der Whisky zieht sie, er verzerrt ihm die Züge seines Freundes, daß er seinen Feind zu erblicken glaubt, er macht ihn zur mordlustigen Bestie. Gelangt er zur Herrschaft, so springen die lose geknüpften Bande der Gesittung, welche diese zusammengewürfelten Massen im nüchternen Zustand zur Not im Zaume halten.

Ich trieb mich lang in den Kneipen herum. Ueberall das gleiche Bild! Ausgelassene Fröhlichkeit, mexikanische Renommisterei, grenzenlose Spielwut, hie und da ein improvisirter Fandango bei großem Mangel an jungen Mädchen; Mandolinen, Guitarrengeklimper, aber keinerlei Anzeichen ausbrechender Bestialität.

In einer spanischen Fonda ging es besonders lebhaft zu. Der wüste Lärm, der herausdrang, lockte mich an. Etwa ein Dutzend amerikanischer Soldaten spielte „Keno“ mit jungen Männern, ihren Anzügen nach Miners. Es waren Gesichter darunter, von denen ich gewiß wußte, daß ich sie heute nicht in der Verhandlung gesehen. Ich sah eine Zeit lang zu. Die Soldaten gewannen fast jeden Aufschlag und wurden immer ausgelassener in ihrer Gewinnlust, während die anderen mit auffallender Ruhe ihren Verlust hinnahmen.

„Wenn es überall so vernünftig zuginge,“ dachte ich, „sind die Befürchtungen wirklich nutzlos,“ und ging weiter, einem Fandangohaus zu; der leidenschaftliche, in jeder Figur tadellos schöne spanische Fandango hatte es mir schon oft angethan. Es waren nur wenige Sennoritas da, größtenteils aus der Küche geholte Schöne; aber die Grazie der Bewegung ist nun einmal dieser Rasse angeboren. Ich konnte mich nicht trennen von dieser das Blut entzündenden Musik, diesen in wohligem Rhythmus sich schwingenden, drehenden Leibern.

Es war schon Mitternacht, die sanft anschwellenden Hügel, die das Santa-Cruzthal einschließen, lösten sich schon in ihren Konturen von der schwarzen Nacht; da erscholl wüstes Geschrei, der Lärm Streitender, die Straße hinab. Die Töne waren nicht zu verkennen, irgendwo hatte sich das drohende Gewitter doch entladen. Alles eilte auf die Straße.

„In der Fonda des Felipe liegen sich Grauröcke mit den Boys in den Haaren!“ riefen befragte Vorübereilende. Der Lärm wuchs. Es war die Fonda, in welcher ich noch vor kurzem die Ruhe der Spieler bewunderte.

Ein Kavallerist sprengte die Straße herauf mit gezogenem Säbel, wohl, um Verstärkung zu holen. Vor der Fonda hing ein dichter Menschenknäuel. Was mir damals auffiel, war die zahme Art des Streites, man stritt nur mit Worten, man drängte sich ohne ernstliche Thätigkeit hin und her. Das ist hier zu Lande sonst nicht Sitte.

„Bohrst Du mir einen Esel?“

„Ja, ich bohre Dir einen Esel!“

„Klinge heraus — und los!“

Ganz Shakespearisch dramatisch, kein langes, modernes Geflunker, das war ich hier sonst gewohnt.

Ich hatte den Eindruck, als ob der Streit absichtlich hervorgerufen, absichtlich in die Länge gezogen würde, ohne einen stichhaltigen Grund dafür zu wissen.

Jetzt rasselte es die Straße herab — eine dunkle Reiterwolke, aus der es hie und da drohend aufblitzte. Der Knäuel zerstob — die streitsüchtigen Boys waren in der Dunkelheit verschwunden. Die herbeigeholte Patrouille machte sich lustig über die halb betrunkenen, von solchen Burschen in die Enge getriebenen Kameraden, dann trank man zusammen auf den lustigen Zwischenfall — trank noch eines — die Patrouille kehrte nicht mehr zurück zum Courthouse, woher sie zu Hilfe geeilt war, nur wenige Posten zurücklassend. Da — war das nicht ein Schuß? Die Gläser blieben an den Lippen — noch einer! — Die Soldaten springen in die Bügel — jetzt kracht eine ganze Salve — vorwärts zum Courthaus — dort knallte es.

Schon war wieder alles still. Einen Augenblick glaubte ich ein Brausen und Rauschen im Dunkeln zu vernehmen, wie von einer Schar großer Zugvögel, die über Wipfel streichen.

Ein unbeschreiblicher Aufruhr herrschte. Aus allen Kneipen strömte es heraus, aus allen Fenstern rief es, fragte es. Halbnackte standen mit Lichtern schreckensbleich unter den Thüren.

„Nach dem Courthaus!“ war die Losung, der Name Barbara auf allen Lippen.

Es war nicht möglich, näher zu kommen. Reiter mit Fackeln, deren Flackerlicht den Holzbau beleuchtete, irrten scheinbar ratlos, etwas suchend, umher — dann plötzlich sich zu einem Klumpen vereinigend, stürmten sie dröhnenden Hufschlages davon in den jetzt schon dämmernden Morgen hinaus.

Aus der Masse Gelächter, Gefluche, der Name Barbara in allen Tonarten.

Ich wußte alles! Die Blaubänder hatten sie geholt. Der Streit in der Fonda des Felipe war ein künstlicher, wie ich damals schon geahnt, um die Wache zu vermindern. Es war nicht möglich, etwas Bestimmtes zu erfahren. Die widersprechendsten Gerüchte gingen umher.

Alles blieb am Platze, den Morgen und Nachricht zu erwarten. Ein einzelner Reiter kam zurück. Die Menge hing sich wie eine Schar wilder Hummeln an Roß und Mann, er mußte Auskunft geben. Eine Schar Berittener, die Blaubänder jedenfalls, hatte das Courthaus überrumpelt in dem Augenblick, wo die Hauptpatrouille nach der Fonda des Felipe abgeritten war. Eine Wache wurde erschossen, Barbara auf bis jetzt unerklärliche Weise aus ihrem wohl verwahrten Gefängnisse befreit und mit fortgenommen; einer der Soldaten will selbst einen großen Mann mit dem Mädchen im Arme zu einem Fenster des Gerichtssaales herausspringen gesehen und darauf Feuer gegeben haben. In einem Nu sei alles vorbei gewesen und die Salve der zu spät sich sammelnden Wache sei nur ins Leere getan worden dem Lärm der Entfliehenden nach, doch nicht ohne Wirkung, ein erschossenes Pferd sei bereits gefunden und verschiedene Blutspuren.

Das alles unzusammenhängend, unwahrscheinlich, sich widersprechend erzählt, war mir ein Beweis von der vollständig geglückten, kühn ausgeführten Ueberrumpelung.

Der Morgen brachte auch keine Klarheit. Die Soldaten, um ihre Nachlässigkeit zu rechtfertigen, logen das Unglaublichste. Es ging nach ihrer Meinung nicht mit rechten Dingen zu. Die von der vergeblichen Verfolgung zurückkehrenden Reiter brachten einen blutigen Sombrero mit dem gefürchteten blauen Bande, und die Nachricht, daß die Spuren nach allen Windrichtungen auseinander gingen. Nur der eine Soldat, der angab, auf einen mit einer weiblichen Gestalt im Arm aus dem Fenster springenden Mann Feuer gegeben zu haben, schien die Wahrheit gesprochen zu haben, man fand blutige Fingerabdrücke an der weißen Brüstung des Fensters. Wäre Barbara zum Hängen verurteilt worden, so wäre die Menge sicherlich sehr erbittert gewesen über das eingebüßte, prickelnde Schauspiel der Hinrichtung. Drei Jahre Gefängnis — da war nichts zu sehen — da war diese aufregende Lösung noch besser. Man betrachtete noch stundenlang die Blutspuren am Fenster, die zertrümmerte Scheibe und die dahinter sichtbare, in einen Mantel gehüllte Soldatenleiche.

Dann verlor sich alles zu Fuß und zu Pferde — und der friedlichste, sonnigste Morgen lachte über das blütenstrotzende Phönix.

Und ich — so sehr ich mich ärgerte über den Mangel an Rechtsgefühl — ich empfand eine helle Freude. Um das Brandmal auf der Stirne verdiente sie die Freiheit, redete ich mir ein — und sie wird nimmer rauben, befreit von ihrem Dämon Rafaele Sunol. Ich malte mir ihren Befreier in meiner erregten Phantasie, wie er sie auf sein Pferd hebt, ein willenloser Getreuer, zitternd vor dem Glück, das ihm unerwartet geworden, sie an seine Brust drückt und hinausstürmt in die rettende Nacht.

„O, Garcia — warum bist Du es nicht — warum kommst Du immer zu spät? Du verdienst keine heiße Liebe!“

IV.

Mehrere Jahre waren vergangen. Mich trieben stürmische Schicksalswogen hinüber in das alte Vaterland, wieder herüber in die mir zum zweiten Vaterlande gewordene neue Welt.

Der schönen Barbara entstelltes Antlitz ging mir nicht aus dem Sinn, und oft erschien mir wie eine Vision das böse Brandmal auf einer reinen Mädchenstirne. Wieder fuhr ich eines Tages im brausenden, klappernden Zuge vorüber an Pacheros Ranch, diesmal war es Tag. Das grelle, heiße Sonnenlicht beschien eine Ruine, die schwarzen Trümmer ragten nur noch hie und da aus den üppig wachsenden Schlinggewächsen und Kakteen hervor, deren dunkelrote Blütenkelche wie frisches Flammengelodder aus allen Ritzen züngelte, das geschwärzte Mauerwerk und die in die blaue Luft melancholisch starrenden, verkohlten Sparren erinnerten mich an das Drama, das sich hier vollzogen.

Seitwärts an dem Felsen lehnte sich jetzt ein Bretterschuppen, verschiedenartiges Gerät, das umher

Digitized by Google

lag, eine feine, in die reine Luft sich erhebende Rauchsäule, ein Mustang, der an dem Ufer des Gila weidete, deuteten an, daß sie bewohnt war. Ueber der Brandstätte, auf einem kleinen Plateau, das der Felsen bildete, stand ein Kreuz. Ich erinnerte mich, daß damals ein kleiner Gemüsegarten sich dort befand mit schweren Kürbissen und Melonen. Ich sah das alles mit einem Blick vom vorübersausenden Zug aus.

Wohl der Erbe des Pacheco, der jetzt hier wohnt, da oben unter dem Kreuze wohl sein Grab.

In Gila Bend stieg ich aus. Ich hatte das schon früher beschlossen, sobald ich in die Nähe kommen sollte, der Anblick der Ruine stärkte den Entschluß. Es hatte sich nicht viel verändert für eine amerikanische Stadt in Gila Bend in diesen zwei Jahren. Noch immer die eine Straße mit den Holzbuden, Toms Saloon die erste Kneipe und angefüllt mit trinkendem, spielendem Volk. Der alte Tom betrachtete mich mit in seinem Gedächtnis suchendem Blick.

„Was weißt Du von Garcia?“ war meine erste Frage.

Tom sah mich groß an, das Volk an der Bar wandte erstaunt den Kopf nach mir — dieselbe Geschichte wie damals, als ich nach Don Miguel Pacheco fragte.

„Wir waren vor Jahren zusammen hier und ritten von da nach Pachecos Ranch. Erinnerst Du Dich nicht mehr?“

Sein Gedächtnis erholte sich wohl an meinen Zügen, die er durchforschte.

„An dem Tage nach der Geschichte mit Jim Bridgers Jungen? O ja, Sennor, ich erinnere mich wohl. Ja, damals — der arme Bursche! Aber er kann nicht anders, Sennor — sie hext noch über das Grab hinaus — er kann nicht anders!“

Das Wort traf mich. Ich glaubte es wieder aus seinem Munde zu hören, in dem melancholischen, fatalistischen Tone.

„Es ist so bei uns — sie kann nicht anders!“ Und, über das Grab hinaus? Natürlich sprach er von Barbara.

„Ist sie denn tot? Ich war abwesend zwei Jahre, seit der Verhandlung in Phönix. Hat man sie wieder gefangen? Ist sie im Gefängnis gestorben? Oder hat sie von neuem —“

„Verschwunden ist sie, einfach verschwunden nach ihrer Befreiung in Phönix — spurlos, sagt man,“ brach Tom meine Frage ab.

„Und die Blaubänder, die sie befreit?“

„Auch verschwunden. Man hörte nichts mehr von ihnen. Das ist ja sehr einfach, niemand kannte die Leute; sie haben ihr Handwerk aufgegeben und sind wieder in Dienst gegangen — man sah manches Gesicht, was man lange nicht gesehen in der Gegend — nach ihrem Tode —“

„Nach ihrem Tode — wenn sie spurlos verschwunden?“

„Das ist es eben. Die Jungens konnten spurlos verschwinden, Barbara nicht. Jeder kannte sie, in Phönix sahen sie Tausende, noch dazu mit dem Brandmal auf der Stirne. Die umfassendsten Nachsuchungen sind angestellt worden — umsonst! Da kam man auf die Blutspuren zurück — Sie erinnern sich vielleicht — die man an dem Fenster fand, zu dem ihr Befreier mit ihr hinaussprang — ein Soldat wollte auf ihn geschossen haben — die Blutspuren gingen weiter — man sagt, es sei Barbaras Blut gewesen — der Unbekannte habe eine Leiche mit fortgetragen —“

„Und was hat das mit Garcia zu thun? Du sagtest doch vorhin —“

Ich zitterte der Aufklärung entgegen, die ich ahnte. Tom zog mich beiseite, von den anderen Leuten weg, und sprach im Flüstertone:

„Warum sollen Sie es nicht wissen — es geht ja überall umher, und niemand will ihm was darum, der Unbekannte war — Garcia! — war's Esel, der ich bin — soll es gewesen —“

„Wie kommt man auf die Vermutung? Der ehrliche Bursche und die Blaubänder!“

Tom lachte.

„Was hat die Ehrlichkeit damit zu thun! Sie glauben eben nicht an Hexerei — ich aber. Garcia war ein ganzes Jahr verschwunden aus der Gegend vor der Gefangennahme Barbaras und Rafaeles, schon damals gingen verschiedene Gerüchte — er sei unter die Blaubänder gegangen — ich glaube es auch nicht. Einen Monat nach der Befreiung Barbaras wurde er plötzlich wieder gesehen. Er baute eine Hütte neben der Brandstätte des alten Pacheco — Sie sind wohl vorbeigefahren heute. Das Land ist ja nichts wert dort, magere Weide. Was wollte er dort? Man war neugierig darauf nach den Gerüchten, die über ihn gegangen. Sie kannten ja den alten Pacheco, glauben Sie, daß Garcia ihn so innig liebte und verehrte wie einen Vater, daß er eine Veranlassung dazu hatte? Einfache Bekannte waren sie — nicht?“

Ich mußte ihm recht geben.

„Gut. Glauben Sie,“ fuhr er fort, „daß ein Mann wie Garcia das Grab eines guten Bekannten jahraus jahrein mit Blumen schmückt und pflegt und davor wie ein halber Narr stundenlang sitzt und seine Zeit vertrauert? Das thut er aber am Grabe — des alten Pacheco, wie er sagt, den sie damals gleich eingescharrt haben unter dem Felsen —“

„Wie er sagt? Du sagst ja selbst, daß Pacheco dort begraben wurde.“

„Damals, ja! Seitdem kann er ja noch Gesellschaft bekommen haben, der alte Spitzbube — ein Grab wühlt man nicht gern auf.“

„Das heißt, Du glaubst, daß — die schöne Barbara —“

„Sein Kind, bei ihm liegt, die der Garcia dort eingegraben nach der mißlungenen Befreiung in Phönix,“ vollendete der alte Tom. „Darum die Blumen, das Kreuz mit dem Heiligenbild, das blöde Träumen — und jetzt frage ich Sie, ob Sie nicht auch an Hexerei glauben? So lange eine lebt, lasse ich mir's gefallen, da mag man's natürlich erklären — wir haben viel heißes, verlangendes Blut in den Adern und verlieren den Verstand über eine schöne Dirne — aber eine Tote, seit Jahren Begrabene —“ er schüttelte den Kopf. „Ein armer Teufel, der Garcia,“ fügte er hinzu, „er hat nicht einmal sein Glück genossen. Neben dem übermütigen Rafaele lief er mit, nur um in ihrer Nähe zu sein, und als dieser glücklich tot und seine Zeit gekommen war — trug er eine Leiche mit sich fort — und darum ein Leben hinträumen an einem Grabe — das soll mit natürlichen Dingen zugehen?“

Ich war ebenso tief wie Tom überzeugt, wen dieser Grabhügel barg; gegen die Hexerei sträubte ich mich, ich nannte es Liebeswahnsinn, geheimnisvolle Sympathie, schwärmerische, krankhafte Idee, alles mögliche — und am Ende fand ich das alles ebenso unerklärlich, ebenso mystisch wie den Hexen- und Zauberglauben des alten Tom.

Eine Viertelstunde darauf ritt ich den Rio Gila entlang Pachecos Ranch zu — wie wohl jeder gethan hätte. Als ob es gestern gewesen wäre, dieselbe um die roten Felsen zitternde glühende Luft, derselbe kräftig blaue, wolkenlose Himmel über der grellfarbigen, großartigen Landschaft. Die erhabene, wandellose Ruhe in dem Antlitz der Natur, die nichts ahnen läßt von den Titanenkräften, von dem tausendfaltigen, in ihrem Innern ringenden, kämpfenden, vernichtenden und erzeugenden Lebensschwall, drückte auf mich; wie erbärmlich, wie klein der Organismus „Mensch“, wo jede kleine Wallung im Innern sich auf der Oberfläche zeigt, jede zu kräftige Lebensäußerung auf ihr einen verheerenden Sturm erzeugt, der das Ganze vernichtet oder wenigstens in seinen schwächlichen Gefügen zerrüttet.

Die Ruine lag jetzt unter mir, ich sah durch das eingestürzte Dach, durch das emporstehende, geschwärzte Gebälk gerade hinab auf die steinerne Feuerstelle, wo Barbara damals die Tortillas backte.

Die Mustangs weideten herrenlos wie jetzt, die Thüre zur Hütte stand offen — kein Garcia.

Ich bog um die Ecke des Felsenvorsprunges. Vor mir, etwas unterhalb des Reitsteigs, den ich ritt, lag auf einem kleinen Vorsprung ein mit bunten, mannshohen Blumen, wie sie diese glühende Sonne erzeugt, bewachsener Hügel, den ein einfaches Holzkreuz schmückte. Pachecos Grab. Ich stieg ab und kletterte den Felsen hinab. Um das Holzkreuz war ein Band gewunden; ich bog die üppigen Blüten auseinander — es war ein verblichenes blaues Band, wie die Vaqueros auf den Hüten zu tragen pflegen als Liebespfand — „Barbara“ stand darauf in Silber. Ich betrachtete es lang, tief bewegt; eine erschütternde Menschengeschichte lag für mich in der verblichenen Schrift. Dann schlugen die duftigen Blütenkelche wieder darüber zusammen, nur der obere Teil des Kreuzes war noch sichtbar. Ich sah Barbaras bleiches Totenantlitz mit dem brandigen Mal auf der Stirne durch die Blüten hindurch.

So ungern offenbar hier ein Fremder gesehen wurde, ich wollte nicht umkehren, ohne Garcia zu sehen, und ritt hinab zur Hütte — am Ende war ich ihm ja kein Fremder.

Die Hütte war leer, das Feuer brannte noch auf dem Herd, er sah mich wohl kommen und entfloh, der Menschenscheue. Auf dem Tisch lag ein grauer Sombrero — ohne Band — ein dunkler Streifen verriet, daß man es abgetrennt. Ich rief nach allen Windrichtungen seinen Namen — nur das Echo antwortete.

Da ritt ich wieder hinauf zum Grabhügel unter dem Kreuz, der wie ein Blumenmärchen dalag inmitten der gewaltigen, öden Steinwildnis Arizonas, sprach etwas wie ein Gebet und nahm Abschied — für immer von der schönen Barbara und ihrem verzauberten Buhlen, den sie, sterbend, noch in ihrer letzten Umarmung bethört mit geheimnisvoller Liebeskraft.

„Barbaras Tomb“ wird jetzt die einsame Schlucht genannt am Rio Gila.

Ueber Diphtheritis.

Von

Dr. Bilfinger.

Die Hebung und Förderung der [illegible] [illegible] und [illegible].

Die Diphtheritis ist derzeit bei uns zweifellos die gefürchtetste Kinderkrankheit, ein eigentlicher Würgengel, der weder Palast noch Hütte verschont. Starben doch in den letzten Jahren in Preußen jährlich über vierzigtausend Kinder an der Krankheit, und in den Jahren 1882—86 waren es sogar zweihundertvierundfünfzigtausend Menschen, welche allein in diesem Königreich der Diphtheritis zum Opfer fielen. Diese Zahlen sprechen eine beredte Sprache und sind im allgemeinen kein schmeichelhaftes Zeichen für die gesundheitswirtschaftliche Erkenntnis unserer Zeit. Dagegen hilft aber kein sentimentales Klagen und Weinen, sondern nur ein richtiges Erkennen der natürlichen Vorgänge und ein demeentsprechendes Handeln.

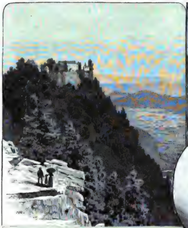
Folgende Grundsätze kann ich auf Grund einer reichen zwanzigjährigen Erfahrung in dieser Krankheit als sicher bewährt allgemein empfehlen.

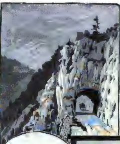
Die Diphtheritis ist mit Scharlach aufs engste verwandt und kann in den meisten Fällen geradezu als ein versteckter Scharlach betrachtet werden. Die bakteriologische Wissenschaft ist zu dem Ergebnis gekommen, daß der Krankheit nicht eine Bakterienform zu Grunde liegt, sondern mehrere. Vielfach wird aber fälschlicherweise der Glaube genährt, als seien diese Bakterien die Grundursache der Krankheit, während sie in Wirklichkeit nur die Krankheitsvermittler sind, indem tiefer liegende Ursachen die Krankheit hervorrufen.

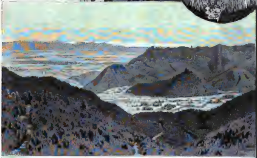
Diese Grundursachen liegen teils innerhalb, teils außerhalb des Menschenleibes. Vielfach sind es faulige, gährende Massen im Darmkanal, von denen aus die diphtheritische Erkrankung als eine gewisse Art von Blutvergiftung erfolgt. Deshalb erkranken Kinder, die an habitueller Stuhlverstopfung leiden, ganz besonders häufig an Diphtheritis. Außerdem müssen wir aber, wie gesagt, die tieferen Ursachen der Krankheit auch außer uns suchen. Unästhetisch, aber wahr ist in der Beziehung das bekannte Wort Professor Jägers: „Gestank ist Krankheit.“ Häufig genug findet man, daß die Diphtheritis in einzelnen Häusern geradezu endemisch (an den Ort geknüpft) vorkommt. Spürt man solchen Fällen mit einer hygienisch gebildeten Nase nach — ein Mikroskop ist dazu gar nicht nötig — so findet man ganz gewöhnlich, daß dies besonders häufig in Wohnungen vorkommt, welche mit schlechter Abortleitung versehen sind, oder welche übel riechende Stallungen, Dunglegen, schlechte Dohlenleitungen oder ähnliches in ihrer Nähe haben. Besonders gefährlich sind in der Beziehung die Schlafzimmer in unmittelbarer Nähe von solcher fäulnisgeschwängerter Luft. Ist das Blut durch jahrelanges Einatmen solcher schlechten Luft mit Fäulniskeimen geschwängert, dann ist damit die sogenannte Disposition für alle möglichen Erkrankungen gegeben, ganz besonders aber für die Diphtheritis.

Eine sogenannte Ansteckung findet meiner Erfahrung nach im allgemeinen nur dann statt, wenn durch obige Momente und die dadurch notwendig gesetzte Blutentmischung eine genügende Empfänglichkeit für die Krankheit gegeben ist. Im übrigen bedarf es unter solchen Umständen nur einer an sich unbedeutenden Gelegenheitsursache, wie einer sogenannten Erkältung, kaltgewordener Füße oder dergleichen, um die Diphtheritis mit all ihren Schrecken in die Erscheinung treten zu

ed by Google



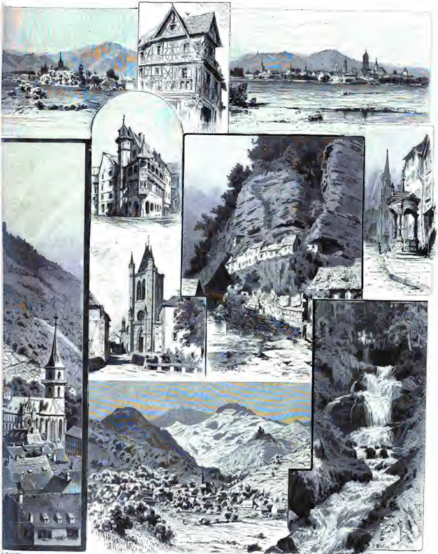




Kloster Odilienberg.
Blick auf das Münsterthal und die Alpenkette.
Zabern und die Burgen Hohbarr und Greifenstein.
Die Schlucht bei Münster.
Elsässerin.
Kolmar mit
Rappoltsweiler mit den Burgen Hohrappoltstein, Girsberg und

Aus den deutschen Vogesen.

Digitized by Google



Kirche in Niederhaslach.

Andlau am Eingang des Thales von Hohwald.

Felsenwohnungen in Graufthal.

Schlettstadt mit den Burgen Ramstein und Ortenberg bei Scherwiller.

Alter Brunnen in Oberehnheim.

Stromschnelle bei dem Hochfeld.

…ginalzeichnungen von J. Weber.

lassen. Die Behandlung, sofern sie den richtigen Erfolg haben und die Vermeidung der mit Recht gefürchteten Nachkrankheit erzielen will, muß selbstverständlich all diesen verschiedenen Entstehungsursachen angepaßt sein; sobald dies aber in richtiger Weise geschieht, so verliert damit auch die Krankheit in den meisten Fällen ihren gefährlichen Charakter.

Zunächst ist nötig, daß der Darm durch ein unschädliches Abführmittel, am besten durch eine passende Wassereinziehung in Form eines Klystiers, gehörig gereinigt wird. In vielen Fällen wird schon allein dadurch der Krankheit die Hauptquelle, aus der sie gespeist wird, in einfachster Weise entzogen. Im übrigen muß die Behandlung eine allgemeine und eine örtliche sein. Zuvörderst muß natürlich für eine möglichst gute Luft im Krankenzimmer sowohl bei Tag wie bei Nacht gesorgt werden, damit der Kranke nicht gezwungen ist, immer wieder seine eigene Giftluft einzuatmen. Unter Umständen kann dazu außer der nötigen Lüftung noch die bekannte Platinalampe oder das Verdunsten von etwas Terpentinöl zweckmäßig zu Hilfe genommen werden.

Ebenso muß das Bett, die Leibwäsche und so weiter fleißig gewechselt und gelüftet werden. Das Fieber als solches braucht man nicht besonders zu fürchten; es ist nichts anderes, als die verdoppelte und verdreifachte Anstrengung der Natur, die Giftstoffe aus dem Körper fortzuschaffen.

Dieses natürliche Bestreben der Naturheilkraft wird durch eine vernünftige Wasseranwendung am besten unterstützt. Die Haut enthält in Form der Schweißdrüsen etwa zweieinhalb Millionen kleine Schornsteine, welche hauptsächlich die Aufgabe haben, die Fremdstoffe aus dem Körper fortzuschaffen. Durch einfache Waschungen des Kranken im Bett, die nach Bedürfnis wiederholt werden, können diese kleinen Schornsteine in wohlthätigster Weise gereinigt und durch den elektrischen Reiz des Wassers zugleich gut funktionsfähig erhalten werden. In schwereren Fällen nimmt man die bekannten Packungen zu Hilfe, sei's um den Rumpf oder um die Waden, eine Dreiviertels- oder eine Ganz-Packung. Da die Füße oft kühl sind, während der übrige Körper glüht, so ist es zweckmäßig, wenn an die Füße des Kranken zugleich mit heißem Wasser gefüllte Krüge, die mit einem nassen und einem wollenen Tuche umwickelt sind, oder eine eben solche sogenannte Dampfbettflasche gelegt werden.

Natürlicherweise muß nach jeder solchen Packung, die ein örtliches oder allgemeines Dampfbad im kleinen darstellt, immer eine entsprechende Abkühlung durch Waschen oder Baden vorgenommen werden.

All diese Prozeduren sind freilich etwas mühevoll, aber sie sind dem Kranken außerordentlich wohlthätig, wenn er sich auch anfangs dagegen auflehnen will. Grundbedingung dabei ist aber, wenn ein richtiger Erfolg erzielt werden soll, daß all diese Anwendungen sachgemäß gehandhabt werden. Es ist aber kein Zweifel, die Macht der Krankheit wird dadurch am sichersten und zugleich am unschädlichsten gebrochen. Mit dieser Hautpflege muß eine zweckentsprechende Diät Hand in Hand gehen. Dieselbe soll die Kräfte erhalten, muß aber zugleich fäulniswidrig sein. Gesundes, frisches Wasser in kleinen Schlückchen, mit oder ohne Zitronensaft genügt in den ersten Tagen vollständig, wenn sonst kein Hunger vorhanden ist; je nach dem Appetit gibt man dem Kranken gekochtes Obst, leichte Suppen, Milch, Buttermilch oder ähnliches. Auch das Gelbe vom Ei, mit geriebenem Zucker und etwas Wein verrührt, ist sehr zweckmäßig.

Viel Wein ist unnötig, ebenso sind alle stärkeren Arzneimittel in größerer Gabe entbehrlich, indem sie häufig auf die Herzthätigkeit nachteilig einwirken. Dagegen sind antibakterielle Mittel, besonders Cyan-Merkur in der entsprechenden Verfeinerung ganz zweckmäßige Unterstützungsmittel, indem sie den Bakterien den Nährboden entziehen.

Gegen den örtlichen Krankheitsherd im Halse, von wo aus wiederum die allgemeinen Körpersäfte vergiftet werden können, muß ebenfalls die richtige Vorkehrung getroffen werden. Größere Kinder und Erwachsene sollen deshalb fleißig gurgeln, am einfachsten mit verdünntem Rotwein oder mit Wasser, dem etwas Weingeist zugesetzt worden ist.

In den Fällen, wo das Gurgeln nicht angängig ist, ersetzt man dasselbe am besten durch Inhalierenlassen von verdünntem Kalkwasser. Dem gefürchteten Krupp wird auf diese Weise am besten vorgebeugt. Sonstige Eingriffe im Halse können bei richtiger Allgemeinbehandlung entbehrt werden, da die Beläge sich von selbst abstoßen und ohne Schaden von dem Kranken verschluckt werden.

Eine derartige ungiftige Behandlung, die dem natürlichen Krankheitsverlauf aufs genaueste angepaßt ist, kann ich als vielfältig sicher erprobt mit gutem Gewissen empfehlen; ich wiederhole jedoch, daß die Anwendungen richtig und sachgemäß und entsprechend dem individuellen Falle geschehen müssen. Unter dieser Voraussetzung besteht aber für mich kein Zweifel, daß eine solche universelle Behandlungs-Methode, die auf der Hygiene aufgebaut ist, am sichersten der gefürchteten Krankheit den Boden entzieht.

Spruch.

Hast du viel, so magst du auch
Ein Zuviel nicht gleich beklagen:
Keiner, der zu wenig hat,
Würd' zu viel recht gern ertragen.

Otto Weller

Generalfeldmarschall

Graf Moltkes Briefe

an seine Braut und Frau.

Auf der Höhe von Algier, Sonntag den 27.

Nun sind wir eine Woche unterwegs und haben doch nur erst ungefähr den halben Weg bis Gibraltar zurückgelegt. Das Wetter ist schön, des Morgens die Luft siebenzehn, das Wasser achtzehn Grad Réaumur, der Wind günstig, aber schwach. Dies war gestern sehr unangenehm, wo noch die Dünung von Norden kam, und das Schiff, welches gegen Westen liegt, in die heftigste Schwankung versetzte. Heute ist das Meer fast ganz eben, und ein schwacher O.-S.-O. treibt uns langsam vorwärts. Alle Segel sind bei, zehn auf dem großen Mast, nämlich Ober-Bram, Bram, Mar und große Segel, dabei die Lee-Segel zu beiden Seiten. Heute bin ich zwar ganz frei von Seekrankheit, aber sehr flau und matt, wie nach großer Fatigue.

Das Reisen zur See ist doch entweder langweilig oder scheußlich, je nachdem das Wetter schön oder schlecht ist. Ich kann noch zu keinem Entschluß kommen, ob ich von Gibraltar zu Land gehe, oder mit der Amazone fortfahre. Die Entfernung ist beinahe vierhundert Meilen zu Land, die Reise wird daher sehr eilig und teuer, und ich laufe doch Gefahr, später als das Schiff nach Kuxhaven zu kommen, was mir doch sehr unangenehm wäre. Andererseits ist es eine traurige Perspektive, noch mehrere Wochen auf wahrscheinlich stürmischer See zuzubringen.

Liebe, gute Marie. Ich habe in den anliegenden Blättchen, so oft das Wetter es mir erlaubte, aufgezeichnet, was Interessantes mir unterwegs passiert. Aber es passiert eben nichts, als daß man sich in der Regel sehr unbehaglich fühlt. Im ganzen aber haben wir gut Wetter, und ich kann dann wenigstens auf dem Verdeck liegen und lesen. Recht oft sind meine Gedanken übers Meer zu Dir geflogen. Wüßte ich nur, daß Du wohlbehalten in Neapel bist. Daß Du so allein dorthin gehen mußtest, macht mir doch recht viel Sorge, und dabei habe ich so gar keine Hoffnung, fürs erste Nachricht von Dir zu erhalten.

Wenn wir nicht gerade scharfen Ostwind haben sollten, so denke ich, werden wir wohl in Gibraltar anlaufen, und ich will dann sehen, diesen Brief an Dich nach Neapel abzuschicken, da von Gibraltar zuweilen englische Dampfschiffe nach Italien abgehen.

Hoffentlich hast Du Deine Adresse auf der Post abgegeben, da ich nur nach Villa Bausant in Capo di Monte adressieren kann. Zwei frühere Briefe aus Civita Vecchia hast Du dann wohl auch erhalten.

Bis jetzt ist alles leidlich gegangen, aber das Schlimmste steht bevor, und ich wünsche herzlich, ich wäre irgendwie in Kuxhaven angekommen. Dort rechne ich Briefe, und so Gott will gute Nachricht von Dir vorzufinden. Recht unangenehm ist, daß ich gar nicht gewußt habe, daß die Offiziere sich an Bord selbst zu beköstigen haben, und daß ich auf diese Weise der Gast des Kapitäns bin. Von Gibraltar ab werde ich daher, wenn ich bleibe, entweder selbst Einkäufe machen, oder mich in Pension geben. Der Kapitän gefällt mir sehr gut. Er ist ein grader, tüchtiger Mann.

Zum Glück kann ich prächtig schlafen, und verschlafe manches Schaukeln des Schiffes. Es segelt prächtig, und alle anderen Schiffe, die wir sehen, lassen wir bald hinter uns zurück. Wenn es aber stürmisch ist, so schlägt das Wasser auch vom Vorderende bis an den großen Mast.

Ich hoffe, daß Du recht schönes Wetter in Neapel hast, und Ausflüge in die prächtige Umgegend machst. Genieße die Zeit, mein gutes, liebes Herz, und mache Dir keine unnötige Sorge. Sehr begierig bin ich, von Dir zu erfahren, wie Du Dich eingerichtet hast. Das Schreiben wird mir doch sehr sauer, bis Gibraltar muß ein Entschluß gefaßt werden und dann setze ich fort. God bless you.

Montag, den 28. Gestern abend kam eine frische Süd-ostbrise herauf. Die See war fast ganz ruhig, und das Schiff lief zehn See- oder zwei und eine halbe geographische Meilen die Stunde. Schöner Mondschein. Gestern spielte ich Schach mit dem Kapitän, welcher gut spielt. Zu Mittag tranken wir eine Flasche Champagner auf die Gesundheit unserer Strohwitwen. Heute Wind- und Meeresstille, wir laufen nur drei Knoten, aber doch im Kurs. Ich hatte gehofft, heute schon die Ufer von Afrika und Spanien zu sehen. Das Wetter ist wundervoll.

Eine merkwürdige Equipage, unsere! Die Matrosen, welche mit dem Sextanten die Sonnenhöhen messen und mit Logarithmen rechnen. Alles geht ruhig ab, ohne Strafen, selten nur ein Verweis. Wir haben zwei Offiziere (Lieutenants), zwei Lehrer, den Verwalter, den Doktor, einen Bootsmann, zwei Quartiermeister und sechsundneunzig Matrosen, davon fünfzig Schüler. Nur zwei Kranke.

Mit dem Befinden geht es mir jetzt gut, obwohl schlechter Appetit und die Aussicht auf neue Leiden. So recht wohl ist mir doch nie auf der See.

Dienstag, den 6. Oktober. Rhede von Gibraltar. Wir haben einige harte Stürme aus S.-O. gehabt. Die Amazone tanzte gewaltig, Flaschen und Gläser zerbrachen klirrend, die Suppenteller gingen auf der Diele spazieren. Ich mußte die Arme zu Hilfe nehmen, um nicht aus dem Lager zu fallen.

Auf einmal stürzte ein mehr als armdicker Wasserstrahl von oben in mein Bett. So strömte es wohl zwei bis drei Minuten fort, so daß ich gewiß dachte, das Schiff sei im Sinken. Die übrigen stürzten auf den gewaltigen Lärm herbei und suchten zu stopfen. Es fand sich, daß der Schiffsjunge das runde Glas, welches als Fenster dient, ausgeschraubt hatte, und da die Sturzwellen über das ganze Deck gingen, so war diese Ueberflutung eingetreten. Das Wasser wurde eimerweise aus meiner Kabine geschöpft.

Am unleidlichsten war die Windstille, welche nach dem Sturme folgte. Die See war gewaltig bewegt, und da das Schiff keine Stütze in den Segeln mehr fand, so schwankte es so, daß man glaubte, alle Masten würden brechen.

Der schönste Tag war gestern. Scharfer Wind und doch ebenes Meer, da wir dicht unter den hohen Bergen von Granada hinsegelten. Es war ein prächtiger Anblick. Malaga und andere Städtchen und Dörfer passierten wir so nahe, daß man mit dem Fernglas die Menschen sah.

Heute war beinahe Windstille. Dennoch erreichten wir den Felsen von Gibraltar und kamen glücklich um denselben herum. Aber seit Sonnenuntergang kreuzen wir, um die Rhede zu gewinnen.

Zehn Uhr abends.

Noch kreuzen wir zwischen Algesiras und Gibraltar hin und her, um die Rhede zu gewinnen. Ich habe mich entschlossen, dort auszusteigen, denn ich stehe gar zu sehr aus. Es ist mir schwer geworden, und wird mich vielleicht noch gereuen; aber ich bin so heruntergekommen, als hätte ich eine große Krankheit gehabt. Die See widersteht meiner Natur. Sechzehn Tage bin ich nun an Bord, und so wie die See hoch geht, bin ich eben so schwindlich, wie am ersten Tage; mit dem Kapitän habe ich mich wegen der Kost arrangiert. Es bleiben mir nun aber nur noch dreiunddreißig Napoleons. Ich hoffe wenigstens bis Paris damit zu reichen, dort muß ich sehen, Geld von der Gesandtschaft zu bekommen, was freilich auch nicht angenehm ist. Gott weiß, ob in Spanien nun Diligencen und Posten sind; noch habe ich nichts erfahren. Ich werde die Reise aufs äußerste beschleunigen müssen, um noch zu rechter Zeit in Kuxhaven anzukommen. Sie wird denn noch manches Interessante, aber auch manche Sorge bieten.

Du liebes, gutes Herz. Du bist mein Stern, an dem ich mich aufrichte. Wie ungern ich auch Deine Thränen beim Abschied sah, so lieb sind sie mir in der Erinnerung. Manchmal, wenn ich so recht hundeelend war, tröstete mich der Gedanke an Dich, und die Hoffnung, Dich froh wiederzusehen, und die Gewißheit, daß Du meiner in Liebe gedenkst. Gott erhalte Dich und schenke mir gute Nachricht von Dir.

Ich hoffe diese Zeilen per Dampfschiff an Dich zu befördern. Morgen werde ich hoffentlich an Land gehen können, das soll eine Wonne für mich sein. Alles Gepäck lasse ich an Bord und nehme nur den Pettrischen Nachtsack, den schwarzen Anzug und Wäsche mit.

Sollte ich nicht mehr Zeit finden, etwas hier zuzusetzen, so tausend herzlich Adieu, liebe gute Engels-Marie.

Dein treuer Helmuth.

Gibraltar, den 7. Oktober, Mittwoch vormittag.

Es ist doch merkwürdig, daß man die verwünschte See gar nicht vermeiden kann. So eben bin ich debarkiert. Nun ist aber gar keine Landverbindung, und ich muß heut abend wieder an Bord eines Dampfschiffs nach Kadix; von da geht es auf dem Guadalquivir nach Sevilla und Kordova, dann hoffentlich per Schnellpost nach Madrid. Arg wäre es, wenn da eine Revolution ausgebrochen wäre; man fürchtet etwas wegen der am 4. stattgehabten Vermählung der Königin. Es wird aber wohl so schlimm nicht sein. Gott sei Dank, daß ich am Lande bin. Gibraltar ist höchst interessant, und ich will mich jetzt in Bewegung setzen. Hätte ich nur mehr Geld bei mir.

Kadix, den 8. Oktober.

Ich wollte dies Schreiben in Gibraltar abschicken, aber das Dampfschiff, welches nach Italien geht, ist leider schon fort, und da nun zu Lande die Briefe über Paris müssen, so kann ich es nur selbst mitnehmen. Du armes Herz wirst recht lange ohne Nachricht sein, ich freilich noch länger. Die Hoffnung muß uns beide trösten. Prächtig ist Gibraltar. Ein gewaltiger Felsen, vierzehnhundert Fuß hoch, erhebt sich einzeln aus dem Meere und hängt nur durch eine niedrige Landenge mit Europa zusammen. Von dem Telegraphen sieht man die Stadt und den Hafen tief unter sich; gegenüber, nur zwei Meilen entfernt, erhebt sich auf der afrikanischen Seite bei Ceuta ein ähnliches Gebirg. Man sieht weit in das atlantische und mittelländische Meer. Der Gouverneur, Sir Robert Wilson, begrüßte mich mit einem Royal salute von der hohen Batterie und gab mir Erlaubnis, alle Festungswerke zu sehen. Ein gutes Diner erquickte mich nach langem Fasten, denn teils war die Kost an Bord sehr schlecht und teuer, teils konnte ich vor Uebelkeit nicht essen. Jetzt gab es gutes Fleisch, prachtvolle Weinbeeren, herrliche Malagatrauben und andere gute Dinge, und die Ersteigung des Berges hatte mir Appetit genug gegeben. Abends 6 Uhr ging ich mit dem prachtvollen Dampfer The Queen ab, sehr teuer, aber sehr gut, wie alles Englische. Es war ein

igitized by Google

herrlicher Abend, milde wie im schönsten Sommer. Der Mond ging hinter dem Leuchtturm auf, und man fuhr wie auf einem breiten Fluß zwischen Europa und Afrika hin. Selbst das atlantische Meer war vollkommen ruhig. Vor Sonnenaufgang schon waren wir im Hafen von Kadix. Ich trank meine Schokolade, aß Weintrauben und durchstreifte die Stadt. Sie ist sehr hübsch und sauber. Die Straße eng aber reinlich, sonst aber ohne besondere Merkwürdigkeiten. Hübsch ist die Alameda oder der öffentliche Spaziergang auf der Mauer am Meere, mit einigen dürftigen Bäumen besetzt. Von Vegetation sieht man hier fast ebenso wenig wie in Venedig. In Gibraltar war sie ganz afrikanisch, und alle Gärten und Alleen mit zwanzig Fuß hohen Blumenstengeln und Kaktus eingefriedigt, die voller Feigen saßen. Jetzt, zehn Uhr morgens, bin ich an Bord des spanischen Dampfschiffes, welches den Guadalquivir befährt. Die Korvette wollte auch gestern abend fort, aber es war ganz windstill, und heute Westwind, so daß sie kaum gegen den heftigen Strom ankommen kann. Ich kann nicht leugnen, ich wünsche ihr etwas Gegenwind, um Vorsprung zu gewinnen, denn sehr ungern käme ich später als sie nach Kuxhaven. Bis jetzt geht allesgut, mein liebes Weibchen. God bless you.

Madrid, den 14. Oktober.

Gutes, liebes Herz, wie soll ich Dir alles beschreiben, was ich gesehen habe. Ich war glücklich genug, gleich einen Platz auf der Diligence in Sevilla zu finden, während meine Mitreisenden acht Tage hatten warten müssen. Sevilla ist höchst interessant, die Bauart ganz maurisch. Man wohnt in den Höfen, in welchen aus Marmorfußboden Springbrunnen, mit Orangen und Palmen bedeckt, sprudeln. Ueber diesem Hofe befindet sich ein Dach von Weinlaub; unter den von schlanken Säulen getragenen Bogen finden sich Sofas, Stühle, Spiegel und Gemälde. Es ist allerliebst. Auch in Kordova ist es noch ganz arabisch, besonders die Kathedrale, eine vormalige Moschee. Wir fuhren drei Nächte und vier Tage bis Madrid.

Hier kamen wir am Tage nach der Vermählung der Königin an. Von den gefürchteten Unruhen ist nichts zu sehen; doch waren die Straßen sehr mit Gendarmen besetzt. Madrid ist sehr schön, besonders das Schloß. Sehr angenehm und nützlich ist mir die Bekanntschaft eines Franzosen, der spanisch spricht, und mit dem ich bis Paris reise. Ohne ihn wäre ich schlecht daran, denn niemand versteht hier Französisch oder eine andere Sprache. Im Wirtshaus war kein Quartier mehr frei, und nur in einem Privathause fanden wir gestern abend Unterkunft. Heute haben wir die ganze Stadt durchstreift, und ich komme eben aus einem Stiergefecht, wo wir die Königin und ihren Gemahl, die Infantin und die Herzoge von Montpensier und Aumale sahen. Wie Frauen diese Schlächterei mit ansehen mögen, weiß ich nicht. Zwanzig Pferde blieben tot auf dem Platze und neun Stiere. Menschen wurden diesmal nicht getötet, obschon sie oft unter dem Pferde und dem rasenden Stier lagen. Morgen um vier Uhr geht es weiter nach Bayonne. Gute Nacht, Du liebes Herz. Ich denke öfter an Dich, als ich schreiben kann.

Bayonne, den 18. Oktober.

Nachdem ich drei Nächte durchgefahren, kam ich heute mittag hier an, muß aber gegen meinen Willen bis morgen hier bleiben. Die Reise war anfangs sehr unangenehm, die Gegend öde und die Kälte bitterlich. Es ist doch ein unglaublich ödes Land. Je näher nach den Pyrenäen, desto interessanter wird es aber. Es gibt dort merkwürdige Gebirgsgegenden und eine schöne Aussicht aufs Meer. Heute schien die Sonne und im ganzen ist die Reise sehr glücklich gegangen. Ich habe aber nur noch dreizehn Napoleons in Kassa. Wenn die verwünschte Amazone nur nicht schneller segelt, als ich; das ängstigt mich zuweilen. Ich glaube zwar nicht. Es ist dieser Tage sehr stürmisch gewesen, und ich bin froh, auf festem Lande zu sein, obschon die Gefahr in einer spanischen Diligence größer ist, als auf einer preußischen Korvette. Gestern bogen die vordersten Maultiere, deren wir zehn vorspannen, aus und zogen die schwere Diligence mit einundzwanzig Personen in einen Sturzacker. Sie konnten uns ebenso leicht in einen Abgrund ziehen. Es war große Not, den Riesenwagen wieder auf die Straße zu bringen, doch ging alles gut ab.

Paris, den 21., Mittwoch.

Da bin ich nun in Paris, wir kamen gestern spät um elf Uhr an, fuhren an Notre-Dame vorüber. Noch hab' ich weiter nichts gesehen, und vor allem will ich jetzt diesen Brief auf die Post bringen. Heute abend oder morgen früh geht's nach Köln, denn bei dem beständigen Westwind fürchte ich, daß die Amazone mich überholt. Bis jetzt ist alles gut gegangen. Von Hamburg schreibe ich Dir sogleich, oder von Kuxhaven, wo, so Gott will, gute Nachrichten von Dir meiner warten. Ich habe nur noch acht Napoleons und komme vielleicht mit dem letzten Heller nach Hamburg, wo nicht, muß ich in Köln Vorschuß nehmen. Von dreizehn habe ich jetzt acht Nächte durchgefahren, aber ich befinde mich sehr wohl. Gott segne Dich tausendmal.

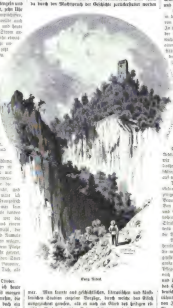
Dein Helmuth.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Vogesen.

(Mit Originalzeichnungen von J. Weber.)

Als vor zwei Jahrzehnten das Elsaß dem deutschen Reiche laut Frankfurter Frieden rechtskräftig zugesprochen wurde, ging eine freudige Bewegung durch das deutsche Volk, welche in dem Gefühle gipfelte, daß nunmehr die vor etwa 180 Jahren gegen Deutschland begangene rohe Gewaltthat des französischen Selbstherrschers Ludwig XIV. gesühnt, daß das von diesem König unrechtmäßig erworbene Gut seinem rechtmäßigen Herrn zurückgegeben worden sei. Aber wohl die wenigsten Deutschen wußten, welch wunderreiches Land ihnen da durch den Machtspruch der Geschichte zurückerstattet worden



Burg Nideck.

war. Man kannte aus geschichtlichen, literarischen und künstlerischen Studien einzelne Vorzüge, durch welche das Elsaß ausgezeichnet gewesen, als es noch ein Glied des heiligen römischen Reiches deutscher Nation bildete; doch die genauere Kenntnis von Land und Leuten hatte sich nur in engeren Kreisen erhalten können. Ganz vereinzelt drangen Deutsche auf ihren Sommerreisen in das merkwürdige Land, begnügten sich indessen meist mit einem kurzen Aufenthalte und zogen dann auf der großen Reisestraße weiter, in den Schwarzwald, in den Jura oder die Hochalpen.

Daß das Elsaß in seinen Vogesen ein wahres Schatzkästlein an Naturschönheiten besitze, daß die Vogesen ein Gebirge seien, welches den sämtlichen deutschen Mittelgebirgen an Reisewert gleichkommt, ja sie vielfach übertrifft, das wurde in Deutschland erst nach 1871 weiteren Kreisen bekannt. Sofort begann sich der Strom der deutschen Reisewelt dem neu entdeckten Wunderlande zuzulenken; von Jahr zu Jahr hat er an Breite und Tiefe zugenommen. Man kann sagen, daß sich das deutsche Reisevolk die Vogesen für seine Zwecke urbar gemacht hat, Schritt für Schritt mit seinen Ansprüchen und Reisegewohnheiten vorgerückt ist, dafür aber jetzt die Genugthuung empfindet, sich die wunderbare Gebirgswelt der Vogesen mit all ihren Reizen und Zaubern voll und ganz erschlossen zu haben. Vor zwanzig Jahren waren die Vogesen ein für die Mehrzahl der Deutschen unbekanntes Bergland, von welchem einige wenige Punkte einen gewissen Modenruf besaßen; heute ist es ein deutsches Reisegebirge ersten Ranges, dessen Ruf sich auf der aufsteigenden Linie bewegt und dessen Schönheiten alljährlich immer neue Scharen begeisterter Naturfreunde herbeiziehen. Es ist auch ein ganz eigener Reiz, den dieses schöne Land besitzt. Fast unvermittelt und ohne bemerkenswerte Vorerhebungen steigen die waldigen Berge aus der blühenden Rheinebene auf, stellenweise gleich bis zu stattlicher Höhe; breite Thäler tragen die Fruchtbarkeit der Rheinebene bis weit in das Bergland hinein; tief eingeschnittene Schluchten scheinen die herrlichen Waldungen von den Höhen herabzulocken, daß sie sich mit dem fruchtbaren Gelände vermählen, auf welchem saftiges Obst und herrlicher Wein in Fülle gedeihen. Auf den waldigen Höhen heben sich die Trümmer stolzer Burgen, in denen einst mächtige Geschlechter hausten. Wohl kein Gebirge, selbst nicht die mittelrheinischen und fränkischen Berge haben so viel Burgen aufzuweisen, wie die Vogesen. Es ist, als ob hier die Geschichte sich eine Riesenstadt der Geister erbaut habe. Die ungewöhnliche Fülle der Burgen bezeugt, daß unsere Ahnen den hohen Wert des Landes wohl erkannt hatten und sich den Reichtum an herrlichen alten Wäldern, reichen Jagdgründen, Weideland, Rebbergen, Obst- und Korngeländen zu sichern wußten.

Und wie auf den Höhen die zahllosen Burgen, so zeugen in den Thälern die Ortschaften von dem hochgemuten Sinne, von der Lebensfreudigkeit und Behaglichkeit der Bewohner. In dem blühenden Kranze von Städten und größeren Dörfern, der sich um den Fuß des Waldgebirges schlingt, finden sich wahre Kleinode alter deutscher Baukunst. In den Gassen des alten Colmar beispielsweise spiegelt sich heute noch reichsstädtischer Glanz und in dem am Eingange des waldparadiesischen Thales vom Hohwald anmutig zwischen Wäldern und Rebbergen gelagerten Städtchen Andlau finden wir noch heute die Spuren jener überquellenden Lebenskraft und Lebensfreude, durch welche sich das Elsaß und Bewohner in Gebirg und Ebene von je ausgezeichnet haben.

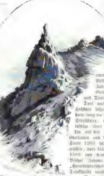
Bis in die kleinsten Ortschaften hinein treffen wir an den Bauwerken auf die Zeugnisse eines stark entwickelten Kunstsinnes, während in den Städten die Ergebnisse eines äußerst regen Kunststrebens, einer reichen künstlerischen und literarischen Thätigkeit aufgespeichert sind. Von Erwins Wunderbau in Straßburg bis hinüber zum Münster von Thann im Wesserlinger Thal, von dem zum Museum umgeschaffenen Kloster Unterlinden in Colmar bis zur Bibliothek des Beatus Rhenanus in Schlettstadt und bis hinauf zu dem Kloster Odilienberg, dem einstigen Sitze der kunstgeübten Aebtissin Herrad von Landsberg — deren Hortus Deliciarum wir bei dem Brande der unersetzlichen Straßburger Bibliothek 1870 verloren zu haben so bitter beklagen müssen — schlingt sich das geheimnisvolle, Wunder verkündende Band, auf welchem die Großthaten elsässischen Geistes eingewebt sind.

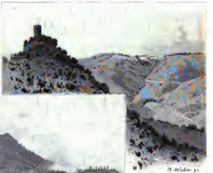
Die neue Zeit hat alles gethan, um dieses wunderreiche Gebirgsland, welches die Vorzüge südlichen Klimas mit denjenigen der Hochgebirge verbindet, auch dem an die größte Bequemlichkeit gewöhnten Reisenden leicht zugänglich zu machen. Von Zabern zieht sich über Molsheim, Barr, Schlettstadt und Colmar nach Mülhausen hart am Rande der Vogesenhöhen eine Bahn, zu welcher einerseits von dem wunderschönen Straßburg her drei Linien, und von welcher andererseits sieben, teils normalspurige, teils schmalspurige Bahnen bis dicht an die Berge, bis tief in die Thäler hineinführen.

Wer es nicht vorzieht, auf schattigen Pfaden durch die herrlichen alten Wälder zu den Höhen emporzuklimmen, kann die wichtigsten Punkte auf sorgfältig angelegten und sauber gepflegten Wegen mittelst bequemer Reisewagen erreichen. Zwei große Vereinigungen lassen sich vornehmlich die Hebung und Pflege des Verkehrs angelegen sein. Die eine ist der sofort nach Deutschwerdung der Vogesen in Straßburg begründete und über das ganze Land ausgedehnte Vogesenklub, welchem das Hauptverdienst bei der Erschließung der Vogesen für den deutschen Verkehr zufällt, und der unter der Leitung des berühmten Straßburger Gelehrten Professor Dr. Euting eine von Jahr zu Jahr sich steigernde Thätigkeit in Anlage von Wegen, Schutzhütten und dergleichen entfaltet. Die andere ist der Verein der Vogesenhotelbesitzer, welcher in seiner Thätigkeit gewissermaßen dem Vogesenklub ergänzend zur Seite tritt. Unter der thatkräftigen Leitung des Besitzers des bei Barr gelegenen Luftkurortes Hohwald, J. H. Kunz, entwickelt der Verein eine nicht hoch genug zu veranschlagende Thätigkeit für Heranleitung des großen Reiseverkehrs durch die Hebung des Hotel- und Unterkunftswesens. Aus der Mitte der beiden Vereinigungen sind auch zwei höchst nutzbare Vogesenführer hervorgegangen. Das Vogesenklubmitglied, Buchhändler Karl Mündel, hat unter Mitwirkung der Professoren Schricker und Euting bei Karl J. Trübner in Straßburg „Die Vogesen", und der zweitgenannte Verein das von dem Straßburger Schriftsteller Fritz Ehrenberg verfaßte Buch „In die Vogesen!" herausgegeben. Das letztere ist als „Europäisches Wanderbild" bei Orell Füßli & Comp. in Zürich erschienen und mit zahllosen Vogesenbildern des berühmten schweizerischen Landschaftszeichners Johannes Weber geschmückt, der auch unseren Lesern einige Proben seiner Kunst vorlegt.

Das Reisen in den Vogesen ist äußerst angenehm und läßt es kaum zum Bewußtsein kommen, daß hier noch vor wenig Jahrzehnten ein anderssprachiges Volk politisch gebot. Das Deutsche herrscht überall vor, und namentlich in den Hotels und sonstigen Unterkunftsstätten wird niemand das Bedürfnis, eine andere Sprache zu sprechen, empfinden. Der schon in alter Zeit ob der vorherrschenden Gastlichkeit und Biederkeit gerühmte Charakter des elsässischen Stammes hat sich trotz der vielen über das Land dahingebrausten schweren Stürme bis in unsere Zeit hinein treu erhalten, und wer nicht mit ganz besonders geschraubten Ansprüchen und Ansichten hervortritt, wird sich in den Vogesen bald heimisch fühlen. Es möge den Lesern gefallen, an der Hand unserer

Digitized by Google

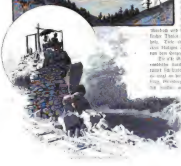

Die Judenberg bei Tibolshausen.


Die Plixburg mit Aussicht auf Drei-Aehren.

Weberschen Vogesenbilder eine kleine Wanderung durch die Vogesen antreten. Von der wunderschönen Stadt Straßburg, deren Reichtum an herrlichen alten und neuen Kunstbauten, an geschichtlichen Erinnerungen wohl jeder die Vogesen Bereisende zuvor wird auf sich einwirken lassen wollen und müssen, führt die Bahn in einer Stunde nach Zabern an den alten Völkerpaß, durch welchen im Laufe der Jahrhunderte die Scharen der Römer, Gallier, Germanen, Engländer, Franzosen und Deutschen hin und her gewogt sind.

Dort auf der Feste Hohbarr saßen Jahrhunderte lang die Bischöfe von Straßburg, nachdem sie infolge ihrer Streitigkeiten mit den Straßburger Edelleuten und Bürgern die Stadt 1263 hatten meiden müssen; dort blühte auch die 1586 von dem trinkbaren Bischof Johann gegründete „Hornbrüderschaft“, deren Trinkkünste weithin bekannt waren. Von hier bis Molsheim erreichen die meisten Berge nur eine geringe Höhe, steigen aber schnell in der Nähe des von der Bahn Molsheim-Saales durchzogenen Breuschthales. Hier gelangt man auch bei Niederhaslach an die von Chamisso besungene Stätte der Riesen, die Burg Nideck. Weiter führt die Bahn von Molsheim an der alten Hohenstaufenstadt Oberehnheim vorbei nach Barr und damit in einen der berühmtesten Abschnitte des ganzen Gebirges. Hier erheben sich in mächtigen, breitgegliederten Massen die Höhen des Ungersberges, Mennelsteins und Odilienberges, letztere beide auf ihrem Rücken außer dem gotischen Nonnenkloster die Spuren einer gewaltigen vorgeschichtlichen Ringmauer tragend. Zwischen Ungersberg und Mennelstein öffnet sich bei Andlau das 600 Meter hohe Hochthal von Hohwald, ein wahres Waldparadies, dessen bedeutender Wert als Luftkurort weithin bekannt ist. Ueber Hohwald heben sich 976 Meter hoch der weitragende Neuntenstein und der höchste Berg des Unterelsaß, das 1099 Meter hohe Hochfeld. Uralte Tannenwälder bedecken diese Höhen und Thäler, in denen auch einst die von Rückert besungene riesige „Straßburger Tanne“ gestanden hat. Der Blick von den Bergen auf die waldigen Vogesenhöhen, auf Rheinthal, Schwarzwald bis hinüber zu den im Glanze ewigen Eises schimmernden Alpen gehört zu dem Schönsten, was die Vogesen bieten. Und bei aller Großartigkeit der Gruppierungen und Fernsichten wieder die wunderbaren Idyllen im Waldinnern, wie sie uns das Bild der Serva-Fälle veranschaulicht. Diese Fälle sind am westlichen Hange des Hochfeld-Gebirgsstockes, während

Der Höhenluftkurort Hohwald mit dem Neuntenstein.



der östliche Hang durch die nicht minder schönen Andlaufälle bei Hohwald geziert ist.

Von Barr, wo auch der im Mai 1890 ins Grab gesunkene Sänger des Elsaß, Viktor Ernst Neßler (geboren 1841 zu Baldenheim bei Schlettstadt), seine Jugendzeit verlebt hat, führt die Bahn nach der ehemals mächtigen freien Reichsstadt Schlettstadt, von der aus sich Bahnen in die prächtigen, eng von burgengekrönten Bergen eingeschlossenen Thäler von Markirch und Weiler erstrecken. Am Eingange des Weilerthales liegt das viel besuchte Badbrunn bei Kestenholz. Diese idyllische Gegend war 1525 der Schauplatz einer blutigen Schlacht, in welcher das elsässische Bauernheer von dem Herzog von Lothringen völlig vernichtet wurde.

Die alte Grafenstadt Rappoltsweiler ist mit der Vogesenrandbahn durch eine Straßenbahn verbunden. Mächtig ragen sich hinter der altertümlichen Stadt das Gebirge auf; es trägt an dieser Stelle die drei mächtigen Burgen Ulrichsburg, Girsberg und Hohrappoltstein. Unter dem Schutz der mächtig gebietenden Grafen von Rappoltstein blühte hier einst das „Königtum der fahrenden Leute“. Die ehedem rechtlosen fahrenden Leute, Pfeifer, Musikanten, kurz die „Künstler“ der alten Zeit, kamen hier alljährlich zusammen und stellten unter gräflichem Schutz ihre die Zunft vertretenden „Pfeifertage“. Noch heute wird in Rappoltsweiler Anfang September ein Pfeifertag als Volksfest glänzend gefeiert.

Von Rappoltsweiler südlich [illegible]

die berühmtesten Lagen des elsässischen Weinbaues. Ueber Reichenweier, die schon in frühester Zeit umstrittene württembergische Weinstätte, dann über Bebelnheim, Barbarossas Kaysersberg, Türckheim, Gebweiler, bei Rufach vorbei, geht diese Linie bis in das Weilerlinger Thal, wo der Thann der schon im sechzehnten Jahrhundert von Johann Fischart besungene „Rangenwein“ gedeiht, der „nimpt den Rang und rengt so lang, bis er einen rengt und drangt unter die Bänk.“

Bei Colmar und Drei-Aehren schneidet das Münsterthal quer in die Vogesenkette ein, an dessen Ende die Berge ansehnliche Höhen erreichen und ein schweizerisches Gepräge annehmen. Wanderungen auf dem Grenzkamm, der Besuch der hochgelegenen Seen, der Felsen bei Tibolshausen, sowie der wildromantischen Schlucht gehören zu den vielbegehrten Genüssen dieser Gegend, deren Hauptzierde aber der am besten von Gebweiler aus zu besteigende, 1424 Meter hohe Große Belchen ist. Die Aussicht von da oben ist überwältigend, und wer es gut trifft, kann die ganze Alpenkette vom Säntis an bis zum Montblanc und Jura frei überschauen.

Es ist ein wunderbares Gebirgsland. Mit verschwenderischer Fülle hat die Natur ihre Gaben über die Vogesen ausgestreut. In den Thälern südliche Fruchtbarkeit, auf den Höhen uralte Wälder und reicher Schmuck an Burgen. Und über all diese Pracht spannt sich ein lachender Himmel, dessen tiefe Bläue an Italiens Himmel gemahnt. Das sind die Vogesen, die wir Deutschen nunmehr die unseren nennen dürfen.

Burg Hohbarr bei Zabern.

Digitized by Google

Aus „Groß-Peking.“ Ein Bild vom Kostümfeste der Wiener Künstlerschaft von Rudolf Völkel. (Seite 543.)

Google

Zu rechter Zeit.

Roman von

Sophie Junghans.

(Fortsetzung.)

Sehr liebenswürdig bezeigte sich gegen Volmar heute nur eine Dame der Gesellschaft, Madame L'Estoq. Sie legte etwas Höfliches schon in die Aufmerksamkeit, mit der sie seinen Teller im Auge behielt und für ihn sorgte. Der alte Baron zog sie, klug und gewandt und in allen Sätteln gerecht wie sie war, ganz gerne ins Gespräch, und so hatte sie denn Gelegenheit, dem Herrn Administrator, der in erster Linie klug war, ihre Sympathie zu beweisen in einer ganz besonders auf Marien berechneten Weise.

Sie teilte ihm auch über Tisch mit, daß man alte Bekannte von ihm getroffen habe, „die sich Ihrer, teilweise wenigstens, noch sehr freundlich erinnern," wie sie lächelnd hinzufügte.

Er besann sich und sah auch mit bescheidener Frage zu Marien hinüber, ob sie an dem Zusammentreffen mit beteiligt gewesen sei. Für Fräulein Godehus schien das Gespräch aber so wenig Interesse zu haben, daß sie sich gerade zu dem Engländer an ihrer Seite wandte, um diesem meist stumm da sitzenden Jüngling einmal wieder eine Aeußerung zu entlocken. „Sie müssen mir schon ein wenig auf die Sprünge helfen, hoffentlich kann ich dann mit ebenso freundlicher Erinnerung aufwarten," sagte Wolfgang darauf.

„Nun wer weiß . . . Es waren ein paar Damen natürlich," bemerkte die L'Estoq mit Bedeutung.

„Damen?" sagte er gleichgiltig. „Wenn es nicht Bekannte meiner Mutter waren, so wüßte ich wirklich nicht . . ."

Die L'Estoq lachte. „Wie reizend vorsichtig Sie sind, Herr Administrator! Von Ihnen könnte ein Diplomat etwas lernen. Aber bis zur Verleugnung guter Freunde dürfen Sie doch nicht gehen — was würde Fräulein Steppuhn dazu sagen!"

Jetzt blickte er aufmerksam hinüber und fing — sie hatte es nicht hindern können — endlich einmal wieder einen raschen Blick Mariens auf, die demnach doch trotz ihres Engländers mit einem Ohr auf dies Gespräch gehört haben mußte. „Sie meinen die Mirbachschen Damen? ah — es würde mich interessiren, sie zu treffen." — Das war, mit solcher Seelenruhe gesprochen, nun freilich nicht, was Madame hören wollte, oder vielmehr, was sie wollte, daß Marie hören sollte. Als er nun aber fortfuhr: „Die Damen reisen also wieder. Wann waren Sie mit ihnen zusammen?" da antwortete sie mit besonderer Genugthuung: „Heute abend . . . in unserer Loge," denn das hatte er jedenfalls zu hören nicht erwartet.

In der That, nein. Er war betroffen, aber doch durchaus nicht verlegen. „Der alte Herr lebt also noch?" sagte er, und nun, etwas gewaltsam und nicht gerade glücklich fragend, um Marien nur wieder ins Gespräch zu ziehen:

„Sie waren auch in der Oper, mein gnädiges Fräulein. Wie hat Ihnen Fräulein Mirbach gefallen?"

Mariens Wangen wurden heiß vor Unwillen über ihn, der sie heute nur verletzte. Aber ein kleinliches, eifersüchtelndes Bezeigen lag ihr fern. „Sie ist sehr hübsch," sagte sie. „Sonst weiß ich wenig von ihr."

Und das wenige gefällt mir nicht, hätte sie getrost hinzufügen können. So wie so las er ihr den verschwiegenen Rest des Gedankens vom Gesicht ab. Er sah sie bittend an. Aber der magnetische Strom des Verständnisses zwischen ihnen war unterbrochen. Schlimm war es für beide, daß er heute, heute gerade mit dem Jammerschicksal jenes Mädchens belastet zu Marien gekommen war, wo sie, im Gefühl, sich innerlich frei gemacht zu haben von Banden, die er für schmählich hielt, sich heiß darnach gesehnt hatte, von ihm für ihren Entschluß belohnt zu werden! Sie war in sich zurückgewiesen worden, irre gemacht und durch die L'Estoq vollends dem Zweifel und Verzichten in die Arme getrieben.

So erhielt sein Auge auch jetzt keine Antwort von ihr; sie hatte sich wieder abgewendet. „Nun, wir werden Gelegenheit haben, die Damen etwas näher kennen zu lernen," sagte Madame L'Estoq auf Mariens letzte Worte, „da die Baronin ihnen eine Aufforderung zu unsern Dienstagen hat zugehen lassen. Sie werden die alte Bekanntschaft mit den Damen dann auch erneuern, Herr Administrator? Sie wissen doch, Sie sind ein für allemal zu den Dienstagen gebeten, so oft Sie Zeit haben."

Wolfgang verneigte sich nur. „Und dann würde ich an Ihrer Stelle diese hübsche, verwöhnte und allzu vergeßliche junge Dame mit dem sonderbaren Namen einmal zur Rede setzen. Sie wollte sich Ihrer allzu wenig erinnern!"

„Daraus darf man ihr keinen Vorwurf machen," bemerkte Wolfgang trocken, „da ich einer von fünfundzwanzig oder dreißig Verwaltern war, die sie auf dem Hof erlebt hatte. Das wird Fräulein Mirbach Ihnen gewiß auch gesagt haben."

„Sie kennen sie sehr gut," sagte Madame, hierbei mit einem bedeutsamen Blicke wenigstens ihren Rückzug deckend. Der alte Baron gab in diesem Augenblicke den einen der jungen Engländer, den er eben in seiner Art ein wenig aufzuziehen versucht hatte, als trostlos ungeeigneten Gegenstand wieder auf und wendete sich den anderen und hauptsächlich dem Administrator zu, bis bald darauf die Tafel aufgehoben wurde. Die Stunde war eine ziemlich vorgerückte, Volmar hatte keinen Anlaß mehr zum Bleiben und verabschiedete sich, von der Baronin mit einem halb zerstreuten, halb befremdeten Gruß — als wundere sie sich bei dieser Gelegenheit noch einmal flüchtig über seine Anwesenheit — von dem Baron freundlich wie gewöhnlich entlassen.

Und nun stand er sich verabschiedend vor Marien. Sie nahm seine tiefe Verbeugung entgegen und sah dann sekundenlang in das gebräunte, schmale Gesicht mit dem helleren Schnurrbärtchen und in ein paar Augen, die unruhig und bekümmert auf ihrem Antlitz forschten. Bekümmert und, o, so ehrlich! Wenn denn wirklich alles zu Ende war, gewiß, so that es ihm leid, diesmal, daß es zu Ende sein mußte!

Die beiden, jungen Insulaner standen indessen noch umher, und man hatte eine Weile zu warten, bis auch sie den Zeitpunkt des Gehens für gekommen erachteten. Der Baron bewies bei solchen Anforderungen der Geselligkeit an ihn meist ziemlich viel Geduld, das heißt, er fand sich in die Langeweile so gut er konnte; in diesem Falle, indem er rauchend durch die Zimmer schritt, die Hände auf dem Rücken, und an etwas anderes dachte.

„Sehr feine, junge Leute," sagte, als sie endlich fort waren, die Baronin, mit ihrer hohen Stimme durch die leblose, wächserne Nase hindurch.

„O ja, ein paar ganz normale Exemplare — würden jeder Menagerie Ehre machen," war des Gemahls gleichmütige Entgegnung.

„Ihre Mutter ist eine Baronetstochter," fuhr die Baronin fort, völlig unberührt durch ihres Mannes Ansicht, da sie wie gewöhnlich nicht hingehört hatte.

„Na, das deutsche Gewächs gefiel mir diesmal doch besser. Ein prächtiger Kerl, dieser Volmar, he, Kleine, wie?" und der alte Herr klopfte im Vorübergehen Marien auf die Schulter, welche die leicht hingeworfenen Zufallsworte wie einen tiefen Schrecken bis ins Herz hinein empfand. „Aber der reine Pechvogel," fuhr Herr von Vanthorpe, gemächlich weiter promenirend fort. „Ein Verwandter von ihm, adliger Sonderling, den er beerben sollte, hat sich ruinirt durch Versuche mit Teerprodukten. Jetzt, nach so viel Jahren, fangen die Aktien seiner Anilinfarbwerke an, rapide zu steigen und die Familie hat keine davon. Haben ihre Kreuzer in den Bankerott gesenkt, sehr ehrenwert — und haben jetzt das Zusehen. Manche Leute sollen eben kein Glück haben," fügte der Baron mit der philosophischen Ruhe des Unbeteiligten hinzu.

„Die Aktien sind also auf dem Geldmarkte? Wie heißen sie?" fragte hier Madame L'Estoq.

„Margrethenauer Anilinfabrik. Wollen Sie welche kaufen?" fragte der Baron und sah sie an mit der leicht belustigten Miene, die er immer aufsetzte, wenn die Dame Geschäfte machen wollte. „Dann halten Sie sich dazu. Vorige Woche standen sie achtzig, heute hundertsiebenundvierzig einhalb."

„Das ist mir zu teuer," sagte die L'Estoq.

„Natürlich. Ihr Frauenzimmer wollt immer nur billig kaufen, sogar an der Börse. In diesem Falle wäre es aber nicht zu teuer, wenn das Papier nur zu haben wäre. Kuriose Geschichte wurde mir dabei erzählt. Hirsch-Wormser, damals der Hauptgläubiger, der die Geschichte übernahm, dann natürlich der Direktor der Aktiengesellschaft, welche sich daraus bildete, und zugleich Hauptaktionär, selbstverständlicher Weise, sucht seit Monaten unter verschiedenen Farben die Papiere sachte alle wieder aufzukaufen. Er hatte sie mit allerhand Kunststücken unter die Leute gebracht, als sie ungefähr soviel wert waren, wie die Nummern unseres Badeblattes hier vom vergangenen Jahr. Und das ist ihm so gut gelungen, daß jetzt eine große Partie nicht wieder zu kriegen ist, in Händen von Personen wahrscheinlich, die vom Geldmarkt so viel verstehen, wie ich vom Sanskrit, welche keine Dividende erheben, also jedenfalls vom Werte der in ihrem Besitze befindlichen Obligationen keine Ahnung haben. Eigentümlicher Fall, nicht wahr? Kommt nicht gar oft vor. Muß ich doch 'mal dem Volmar erzählen, damit er wenigstens das kleine Vergnügen der Schadenfreude genießt."

„Hast Du sie nicht auch gekannt?" fragte hier die Baronin, von der letzten Nummer des eben erwähnten Badeblattes aufblickend.

„Wen?" fragte er verwundert. „Die Aktien, die Schadenfreude, oder was?"

„Nein, Mrs. Kilinworth. Als the honourable Mrs. Kilinworth stand sie damals in Bordighera in der Fremdenliste."

Jetzt verstand er. Seine Frau hatte von dem letzten Gespräch nichts gehört, weil sie nicht acht gegeben hatte, und war noch bei ihren Engländern.

Er lachte. „Ach so . . . die Mama Deiner beiden Paviane. Ja, ja, kann sein . . . großes, starkes Frauenzimmer in Fuchspelz, nicht wahr? Gute Nacht, Kinder, ich ziehe mich zurück, muß noch einiges in den Portemanteau legen für morgen früh. Charles hat ihn gepackt, ja, natürlich. Geh zu Bett, Kleine, Du siehst blaß aus. Town einmal wieder auswärts zum Souper?" — Marie sah, wie der Baron und die L'Estoq einen flüchtigen, bedeutsamen Blick wechselten, der dem Orte, wo sie ihn beide vermuteten, galt. „Ich hätte ihn gerne noch einmal gesprochen. Nun, ich fahre ja erst um neun Uhr morgen früh. Sollten Sie ihn heute abend noch sehen," zur L'Estoq gewendet, „so sagen Sie ihm das."

Der ihr bestimmte Gemahl in schweigendem Einverständnis mit der Familie — mit dem maßgebenden Teile derselben wenigstens — bei seiner Maitresse; derjenige, der zuerst an ihr Herz gerührt hatte, von nun ab wieder ein Fremder für sie; dazu, diesen einen und sein Wohl und Wehe betreffend, eine Nachricht, die sie bekümmerte und empörte — und endlich auf ihrem Wege ein fremder neuer Schatten: die Gestalt des zuversichtlichen, kecken Mädchens, welches trotz allen heuchlerischen Leugnens doch auf die Vergangenheit jenes einen Mannes Anspruch erhob und ihr selbst die Erinnerung an die wenigen, armen Stunden mit ihm trübte — das war vielleicht genug, um die nie sehr redselige junge Dame, die das alles anging, heute abend stumm und blaß zu machen.

XXVI.

Die festgesetzten Tage oder Abende, an welchen gesellige Häuser ihren Bekannten sich öffnen, die jours fixes, haben es an sich, daß sie sehr verschieden ausfallen können unter dem Einfluß von Umständen, über welche die Gastgeber selber gar keine Gewalt haben. Da ist es einmal ganz besonders voll, gedrängt voll, weit über alle Gemütlichkeit hinaus, ein anderesmal wieder schwach besucht, frostig leer; heute vor acht Tagen war es höchst animirt, heute will keine Stimmung aufkommen, jeder findet es langweilig. Neueingeführte machen fragende, leicht vorwurfsvolle Gesichter, und die Freunde, unter deren Aegide sie hergekommen sind, vermeiden es, sich von ihnen betreffen zu lassen, weil sie die Bemerkung fürchten: Na, höre, viel ist hier aber nicht los. Ist das immer so?

Der folgende „Dienstag" der Baronin in der Villa Ludwigsberg war ein besonders begünstigter.

Die Gesellschaft war groß und zugleich glänzend und lebhaft; nicht so groß übrigens, daß sie nicht von einer neuen weiblichen Erscheinung hätte so zu sagen beherrscht werden können: der Abend stand entschieden unter dem Zeichen Marfas.

Die Tante Steppuhn feierte unerhörte Triumphe, bei denen die Phantasie diesmal wenig nachzuhelfen brauchte. Denn daß das lebhafte, schöne Mädchen heute allgemein auffiel und zahlreiche Huldigungen erhielt, war Thatsache. Sie hatte in so fern allerdings wenig Konkurrenz, als ein paar mythenhaft reiche, junge Holländerinnen, welche da waren, stattliche aber strenge Toiletten gemacht hatten und sich mit fischartigem Phlegma gaben und die englische Gruppe, Herren und Damen, wie gewöhnlich, unter sich vertraut, nach außen ungesellig, zusammenhielt. Es kümmerte sich aber auch heute weiter kein Mensch um sie, mit alleiniger Ausnahme der Baronin. Und die einzige, anwesende Dame, die, was Aussehen und unternehmende Koketterie betraf, neben Marfa sehr wohl hätte in Betracht kommen können, war allzusehr im selben Genre; fühlte gleich, daß sie, schon wegen Mangels an Neuheit, heute nur auf Nummer zwei Anspruch erheben konnte und war deshalb klug genug, von vorne herein die Partie der reizenden Polin, wie Marfa von vielen genannt wurde, zu verstärken. Es war eine junge Schauspielerin, ein allerliebstes Wesen vom Soubrettenfach. Sie wich Marfa den ganzen Abend nicht von der Seite, schwärmte sie an und schmeichelte ihr, und so war sie wenigstens mit im Mittelpunkt des Kreises, den Fräulein Mirbach immer wieder um sich bildete.

Marfa war schon oft, und von den Damen natürlich stets im mißbilligenden Sinne, auffallend genannt worden. Sie liebte das, konnte es übrigens auch kaum ändern. Das lag im Stile ihres Aeußern, welches zum Beispiel die malerischen Kostüme südosteuropäischer Halbkulturstaaten als Fassung ganz besonders gut vertrug. Sie hatte das ausprobirt auf ihren Reisen. Als was war sie nicht schon alles photographirt worden! Als kleinrussische Fischerin; in bulgarischer, ländlicher Brauttracht, im Sonntagsgewande einer Hydriotin — und all der fremdartige Schmuck stand dem runden Antlitz mit dem slavischen Reize sehr unklassischer aber lockender Form vorzüglich. Und etwas davon pflegte sie auch auf ihre europäischen Toiletten zu übertragen, einmal mit mehr, das anderemal mit weniger, häufiger aber mit wahrhaft glänzendem Erfolg.

So auch heute abend. „Ich hab's gewagt," hätte sie heute von sich sagen dürfen: nämlich, die Ausbeute einer ihrer Reisen ins Dalmatiner Gebiet, den halbbarbarischen aber reizenden, miederartigen Goldschmuck der Dirnen von Cattaro in den deutschen Salon zu verpflanzen: sie hatte es gewagt, und der Erfolg war ein Triumph gewesen. Wie diese funkelnden Kettchen und Gehänge, wie dieser reizende Filigran ringelpanzerartig über dem dunklen Sammet des Kleides die kräftigen, etwas breiten Schultern und die wohlgeformte Brust umspannte, das mußte man gesehen haben, um zu begreifen, wie die Lebemänner in diesem Salon heute abend ganz toll auf Fräulein Mirbach waren.

Und dazu war sie keineswegs nur zum Ansehen, durchaus nicht etwa ein schönes Bild nur. Sie war lebhaft, amüsant, durch den Erfolg angefeuert sogar sehr amüsant, und so schlagfertig und drollig auf Kosten anderer, wie es Leute ohne Gemüt und Herz nur zu sein vermögen.

Hatte sie wirklich kein Herz? War sie nicht doch am Ende gutmütig? Was hätte es denn anders sein sollen, als die pure Gutmütigkeit, was sie einen ihrer Bewunderer von heute abend mit solcher Geduld ertragen ließ? Es war dieser Bewunderer freilich der Baron Tony Banthorpe, der einzige Sohn dieses Millionärhauses. Aber fürchterlich war er doch, wie er sie mit seinen Dorschaugen anglotzte, stets in ihrer Nähe, ganz fasziniert, wie es schien, durch all ihr Gefunkel von Goldschmuck und Augen und Zähnen, wie ein blöder Fisch durchs Licht, und Marfa hatte schon damals in Rom im Palast Cajarelli Psui gesagt, als sie erfuhr, daß die reizende Pflegetochter des Hauses allgemein als dem Blödsinnigen bestimmt gelte. Aber heute, im eigenen Hause des armen, reichen jungen Mannes, in diesen Räumen, in denen schwerer Brokat und Sammet an den hohen Fenstern niederfloß und Kunstwerke der Malerei und Plastik die Wände zierten, oder unter der berühmten kassettirten Holzdecke des Speisesaales, die allein hunderttausende gekostet hatte — heute schien das gute Herz von Fräulein Marfa zu erwachen und ihr zuzuflüstern, daß sie mit ihrem elektrisirten Stockfisch, wie sie von nun an im Vertrauen bei der Tante Steppuhn den jungen Baron witzig nannte, gelinde umgehen möge.

Und sie that sogar mehr als das. Als sie seine komische Bezauberung erst einmal gemerkt hatte, da entzog sie sich mit Mühe und Aufwendung von allerlei Kunstgriffen ein paarmal den Huldigungen der anderen und fand sich zu ihm. Hatte er mit dem aufmerksamen Blick eines Hundes irgend eines ihrer Bedürfnisse entdeckt, ihr den Stuhl gerückt, den Fächer aufgehoben, die Spitzen des Kleides irgendwo von einer Verhakung losgemacht — so dankte sie ihm mit dem leuchtendsten Lächeln. Ihn und keinen andern bat sie, ihr Eis zu bringen, und ein stolzer Mann war Tony Banthorpe, als er sich durch den Herrenkreis zu ihr drängen durfte, um ihr das silberne Tellerchen zu präsentiren.

„La belle et la bête," flüsterte ihr die Tante zu, nachdem sie eine dieser kleinen Scenen beobachtet hatte.

„Ja, es ist toll," lachte Marfa. „Tanzen thut er übrigens menschlicher, als man denken sollte" — es wurde nicht eigentlich getanzt auf diesen jours, aber heute hatte ein gutmütiger Lieutenant ein paar Walzer gespielt — und: „Findest Du, daß er sich im Aussehen so sehr von anderen jungen Herren unterscheidet?"

„Das kann man allerdings nicht behaupten; das latschige, englische ist ja jetzt Mode," meinte die Tante. „Und wer sich so kleidet!"

Sie hatte recht. Baron Tony, wenn er schwieg, unterschied sich mit dem elegant geschorenen Kopfe und ebenso gestutzten Barte von vielen anderen jungen Herren der besten Gesellschaft in keiner Weise. Nur das mit ihm Reden war das Mißliche! Und das glückte Marfa auch am wenigsten. Seine Meinung zu ergründen, wenn er sie anbellte, war schon schwierig, aber Marfa half sich wie sie konnte und that, als verstehe sie vortrefflich. Dagegen gelang es ihr nicht, sich ihm verständlich zu machen. Auch das hätte wenig auf sich gehabt, denn Fräulein Marfa durfte sich überzeugt halten, daß keineswegs für Baron Tony allein, sondern für die meisten Herren heute hier die Sprache ihrer hübschen Augen zusammen mit dem goldenen Ringelpanzer genügt haben würde. Wenn aber Mißverständnisse sich in die That umsetzten, wenn der junge Baron durch die Säle lief, um für seine Dame das Büffet zu durchsuchen nach Dingen, die sie nicht verlangt hatte, und wegen deren er dann noch eine Scene mit der Dienerschaft machte wenn er in Aufsehen erregender Weise einen Kontretanz zu stande bringen wollte, wo sie um einen kurzen Walzer gebeten hatte, so war das schon mißlicher. Einmal kam Fräulein Marie Godehus gerade vorüber als Marfa, und zwar schon mit einer Falte der Ungeduld und des Ueberdrusses zwischen den Brauen, die er ja nicht sehen konnte, aber mit immer noch lächelndem Mund, dem jungen Baron zu wiederholtenmalen etwas in die Ohren schrie. „Nicht so laut," sagte sie da, eine leichte Hand auf Marfas Arm legend, „sonst versteht er gar nichts."

Fräulein Mirbach stutzte und sah der andern mit einem unbewacht forschenden, fast bösen Ausdruck ins Gesicht. Die heitere Ruhe dort schien aber einen Wiederschein auf dem ihren zu wecken; auch sie lächelte jetzt. „Herr Gott, welche Arbeit," versuchte sie zu scherzen, mit einem tiefen Atemzuge und nur Marien zum Gehör natürlich. „Ich wundere mich, gnädiges Fräulein, daß Sie noch nicht die Halsschwindsucht haben."

„Wenn man daran gewöhnt ist, ist es nicht allzu anstrengend," sagte Marie einfach. „Man trifft dann den richtigen Ton. Wie gesagt, man braucht nicht allzu laut zu sprechen. Nur etwas hoch und recht deutlich."

„Nun, ich habe bisher immer gedacht, die Deutlichkeit meiner Redeweise lasse nichts zu wünschen übrig," meinte Marfa mit einem komischen Seufzer. Marie Godehus war schon vorüber. Sie hatte eben im Sprechen die kostbare Blume in Tonys Knopfloch, die zur Seite gerutscht war, wieder fester gesteckt. So freundlich war sie lange nicht gegen ihn gewesen; in seiner angeregten Laune haschte er dankbar nach ihrer Hand, als sie im Fortgehen war. Gut, daß Fräulein Marfa das zufällig nicht sah. Es hätte ihr für die nächste Viertelstunde die Laune verdorben. Und zwar mit Unrecht, denn die Ursache von Tonys guter Stimmung war eine durchaus schmeichelhafte für sie, von der ja das elektrische Fluidum ausgegangen war, welches ihn heute so belebt hatte.

Mariens Heiterkeit heute hatte dagegen ihren Grund nicht in der Anwesenheit, sondern in der Abwesenheit einer Person. Der Administrator, Herr Volmar, hatte von seiner stehenden Einladung zu den Dienstagen der Baronin heute, obwohl er von Madame besonders auf den Abend aufmerksam gemacht worden war, keinen Gebrauch gemacht. Marie erinnerte sich sehr deutlich, wie die L'Estoq ihn neulich aufgefordert hatte, an diesen Dienstagen seine Bekanntschaft mit den Mirbachschen Damen zu erneuern. Er blieb aber aus, und immer leichter wurde es Marien ums Herz, je weiter der Abend vorrückte, ohne daß er erschien, und als sie zuletzt sicher sein durfte, daß er nun nicht mehr kommen werde. —

Es war an einem der folgenden Tage, daß der alte Baron in seinem Privatarbeitszimmer saß an dem gewaltigen kostbaren Schreibtisch, an dessen Seite in einem Sessel Madame L'Estoq Platz genommen hatte.

Sie sahen beide Papiere durch. Dokumente jener wohl einem jeden bekannten Gattung, in welcher rechter Hand ein paar Kolonnen von Zahlen und ihre Summen stehen, und links mehr oder weniger Text, Rechnungen mit anderen Worten. Madame hatte einen kleinen Stoß vor sich und der Baron auch, und nach der Durchsicht tauschten sie. Auf dem Gesicht der Französin war einstweilen nicht zu lesen, ob ihr die Posten und Zahlen groß oder klein, befremdlich oder selbstverständlich vorkamen. Sie hatte ein Bleistift und addirte nach, ordnete dann auch ihren Haufen Rechnungen und zog aus verschiedenen Gruppen, die sie sich gebildet hatte, die Hauptsummen — das war alles, was sie that. Von einem Kommentar zu der Sache war bei ihr nicht die Rede.

Dem machte aber der Baron jetzt ein Ende. Er hatte schon ein paarmal die Lippen zu einem ironischen Pfeifen gespitzt, dann auch wohl kurz und grimmig aufgelacht — jetzt riß er ihr ein Blatt, das er vorhin hingelegt hatte, wieder fort, sah noch einmal hinein und fragte dann plötzlich höhnisch: „Nun, was sagen Sie eigentlich dazu?"

Madame übereilte sich nicht mit der Antwort. Sie blieb ganz ruhig, nahm das Papier, welches er eben wieder hingeworfen hatte, noch einmal zur Hand und sah es abermals aufmerksam durch. Und dann sagte sie:

„Eine andere würde wahrscheinlich ebenso viel gebraucht haben."

„So . . . den Teufel auch," fuhr er sie an. „Dann müßte man sie sich aber besser ziehen. Von dem Toilettenkram will ich noch gar nicht einmal reden, obwohl es auch schon ein Kuriosum ist, daß ich aus meiner Tasche andere Leute —" hier brauchte er ein sehr starkes Wort — „kleiden soll. Vierzehn Kostüme in sechs Wochen, und keins unter drei bis vierhundert Mark! Daß sie damit dem Tony allein habe in die Augen stechen wollen, ist kaum anzunehmen. Aber das mag passiren . . . Cocotten sind eben Kuriosa im Punkte der Kleiderverschwendung. Hier aber" — er klopfte mit dem Rücken der Hand auf eines der Papiere — „die Weinrechnung . . . siebzehnhundert Mark in einem Monat . . . das ist einfach ekelhaft. Die petits soupers hätte ich sehen mögen! Wenn sie so schweres Zeug trinken, ist der Junge in einem weitern Monat physisch vollends ruinirt . . . der Sache muß ein Ende gemacht werden."

„Das kann jeden Tag geschehen," sagte Madame ohne jede Empfindlichkeit, obwohl in dem Unwillen des Barons auch ein starker Vorwurf gegen sie lag. „Wie Sie sich erinnern, haben wir Fräulein Victorine in der Hand. Wenn Sie mir Vollmacht geben, ist sie morgen um diese Zeit fort, nach Paris."

„Und das kostet?" fragte er mit einem bittern Lachen.

Google

Die Sternweiher-Grotte im Park zu Hellbrunn bei Salzburg. Nach dem Gemälde von J. F. Hennings. (Seite 542.)

Digitized by Google

Bildnis einer Dame. Nach dem Gemälde von J. Wodzinski.

Digitized by Google

Die L'Estoq zuckte die Achseln. „Sie müssen ihr natürlich eine Abstandssumme zahlen, aber —" sie schien einige Augenblicke zu überlegen — „wenn Sie mir die Papiere da einmal mitgeben wollen, so daß ich damit eine kleine Pression ausüben kann, so denke ich, halten wir sie zu guter Letzt doch in ihren Grenzen."

Er schob ihr schweigend mit kurzer Handbewegung den ganzen Stoß zu und saß, das Kinn in die Hand gestützt. Die Sache widerte ihn an. Ein leichter Ekel überkam jetzt zuweilen den glückverwöhnten Mann, vor einem Leben, dessen Verlauf ihm gerade diesen Sohn geschenkt hatte.

Madame hatte die Papiere an sich genommen, war aber noch nicht aufgestanden. „Sie soll also fort?" fragte sie.

„Am liebsten wäre es mir. Aber wir dürfen die Geschichte doch nicht forciren. Tony würde zu wütend werden. Und dann — er hat jetzt Blut geleckt . . . auf diese würde eine andere folgen."

Madame ließ eine Pause eintreten, ehe sie noch einmal begann. Dann aber sagte sie, ohne jede weitere Vorbereitung: „Wenn Sie Ihren Sohn und Marie miteinander verheiraten wollen, so sollten Sie nicht länger warten. Es wäre für beide Teile am besten."

Auch er schwieg zunächst, und zwar eine lange Weile. Vor der L'Estoq brauchte er sich ja keinen Zwang aufzuerlegen. Auch hatten solche Pausen nichts Peinliches, in denen zwei ernsthafte Menschen, jeder mit den eigenen Gedanken beschäftigt, waren. „Sie mögen recht haben," sagte er endlich. „Wie alt ist Tony? Sechsundzwanzig? Und die Kleine zwanzig . . . wie die Zeit hingeht! — Sie ist ein gutes Kind . . . und hat ihn in ihrer Weise gern, aus Mitleid." Die nächsten Worte kamen der Hörerin unerwartet: „Haben Sie sie denn in letzter Zeit einmal sondirt . . . will sie?"

Hier konnte Madame die Anzeichen einer leichten sittlichen Entrüstung darüber, daß ein solcher Zweifel auch nur möglich sei, nicht ganz bergen. „Wenn das Mädchen bei Sinnen ist, wird sie ein so fabelhaftes Glück nicht von der Hand weisen. Sie, Monsieur le baron, sind, wenn Sie mir die Bemerkung erlauben wollen, ihr diese Chance, sich ihre Zukunft zu sichern, gewissermaßen schuldig. Sie ist durch das Leben in Ihrem Hause für jede andere Existenz als die einer Millionärin verdorben worden."

„Das wird ja wohl stimmen," meinte er, noch immer nachdenklich.

„Uebrigens gelten die beiden in der Gesellschaft seit Jahren als ein für einander bestimmtes Paar," fügte Madame noch hinzu. Es war diese letztere Erwägung für ihn durchaus nicht ohne Gewicht, und er wußte, daß die L'Estoq da die Wahrheit sagte. Sie fuhr fort: „Baron Tony betrachtet Marie als seine künftige Frau, trotz" — leichtes Stocken — „trotz jener kleinen Abschweifung, mit der er ja nicht allein steht. Wir alle wissen, daß junge Männer, die vorher ein wenig wild waren, nachher als die besten Ehemänner gelten."

Hier zuckte der alte Herr ungeduldig mit den Achseln. Die kleine Abschweifung, wie Madame sich ausgedrückt hatte, erschien ihm nebensächlich von dem Gesichtspunkte aus, von dem die Persönlichkeit des „armen Tony" hier zu betrachten war. Er drückte sich, als er wieder sprach, sogar ziemlich cynisch aus, in dem Sinne etwa, daß die Kleine „froh sein könne, zu wissen, er sei Mannes genug für so etwas." Ueberhaupt bewegte sich das Gespräch jetzt auf das physiologische Gebiet hinüber. „Mit dem Geheimerat habe ich früher schon einmal gesprochen: erblich sind diese Defekte der Gehör- und Sprachwerkzeuge in den meisten Fällen nicht," murmelte er, halb vor sich hin sprechend. Und Madame, als Französin diese Dinge mit einer gewissen geistigen Freiheit behandelnd, meinte darauf: „Ihre Skrupel in Ehren, mon cher baron, aber wenn in solchen Fällen der Arzt jedesmal aufs Gewissen befragt würde, so würden sehr viele Heiraten in hohen und höchsten Kreisen vielleicht nicht stattfinden können. Aber man ist da vorsichtig: was man eben nicht wissen will, darnach fragt man auch nicht."

„So?" sagte er, mit einer Bewegung der Stirn und der buschigen weißen Brauen den Kneifer herabwerfend, durch den er gelesen hatte, und sie ansehend, „man ist aber auch nicht gerne ein Schuft, wenn es nicht gerade unumgänglich nötig ist. Und das sage ich Ihnen: moralisch gezwungen wird die Kleine zu dieser Heirat nicht!"

Madame bewegte den Kopf mit pathetischer Mißbilligung des Zwanges und mit Uebereinstimmung zugleich in seine Ansicht. „Wer spricht denn von Zwang! Wir spielen ja doch keinen Roman! Und ich versichere Sie, daß ich hier völlig auf der Seite von Mariens wohlverstandenem Interesse stehe. Ich gönne ihr die Position, für die sie in ganz besonderer Weise paßt! Ich kenne sie nicht umsonst seit so vielen Jahren. Sie ist nach einer gewissen Seite hin kühl beanlagt, mit mäßigen Bedürfnissen. Sie wird dem Baron eine gute Frau sein und dabei noch nicht einmal viel entbehren. Und dazu der Reiz der glänzenden Stellung. At the head of fashion, wie die Engländer das ausdrücken . . . Mann hin, Mann her — mit Ihrer Erlaubnis, lieber Baron," schob sie ein, sich lächelnd verbeugend — „bei dem Relief, welches Sie dem Namen des Hauses gegeben haben, ist eine Baronin Panthorpe eine der ersten Frauen der europäischen Gesellschaft. Um diese brillante Rolle durchzuführen, muß sie aber Takt haben . . . eben den feinen Takt, den unsere Kleine dank der unbewußten Vornehmheit ihrer Natur besitzt. — So viel für sie. Ihr thun wir kein Unrecht, wenn wir sie in diese Stellung bringen. Und nun noch eins. Indem sie, durch die Umstände so natürlich dafür bestimmt, dieselbe ausfüllt, hält sie daraus zugleich eine andere fern, welche ganz sicher nicht frei von berechnenden Absichten, aller Wahrscheinlichkeit nach sogar von sehr zweifelhaftem Charakter wäre. Bedenken Sie einmal, mon cher baron, wem könnte Ihr Sohn nicht in die Hände fallen? Nennen wir die Dinge beim Namen: ist er ein Mann, den eine Frau um seiner selbst willen lieben wird? Muß eine jede nicht vielmehr ganz tüchtig die Zähne zusammenbeißen, wenn sie ihn nimmt — trotz seiner Millionen?" — Wie man sieht, konnte Madame auch einmal ganz ungeschminkte Wahrheiten ins Treffen führen, sobald es für ihre Zwecke paßte. — „Nein, nein, machen wir uns nichts vor: es wäre bei den körperlichen und intellektuellen Mängeln Tonys eine — hm — eine ziemlich bare und gemeine Spekulation auf seinen Reichtum, ihn zu heiraten, von jeder andern, als gerade von Marie. Sie ist mit ihm aufgewachsen, ist an ihn gewöhnt und hat eine schwesterliche Neigung wenigstens für ihn, zu der dann das Mitleid ihres schönen Herzens und eine gewisse Genugthuung darüber, ihm wirklich viel sein zu können, hinzutreten würde. Eine andere aber . . . von abgefeimter Dreistigkeit geradezu müßte sie sein, um ihn überhaupt zu fangen, da bei seiner Beschaffenheit ja doch von ihr alle Avancen ausgehen müßten, ohne daß die Umgebung allzu viel davon merken dürfte. Eine Passion für Brillanten — ein alter, verschuldeter Name vielleicht oder eine abenteuerliche Familie . . . selbstverständlich die feste Absicht, sich über den armen Jungen hinweg zu amüsiren, wo und wie sie könnte . . ."

„Na, na, malen Sie nur nicht zu sehr ins Grobe," wehrte hier der Baron mit einem unbehaglichen Lächeln.

„Es wäre aller Wahrscheinlichkeit nach das sehr ähnliche Bild Ihrer Schwiegertochter, welches ich entworfen habe," beharrte die Französin. „Der Skandal würde nicht ausbleiben. Und bei der gesellschaftlichen Höhe, auf der Ihre Familie steht, würde derselbe gleich große Dimensionen annehmen. Ich habe solche Dinge erlebt! Sie kennen dergleichen glücklicherweise aus eigener Erfahrung nicht. Der Baronin Ludovike, wie sie nun auch sein mag, war ja in dieser Hinsicht nie das geringste vorzuwerfen."

„Nein." Er lachte brutal auf. „Den Mann hätte ich sehen mögen, der je Lust gehabt hätte, mir mit einer Wachsfigur durchzugehen, von welcher ihm dann unterwegs die Paste abgefallen wäre! Der Mensch hätte mich wegen Beihilfe zur Vorspiegelung falscher Thatsachen nachher verklagen können!"

Die L'Estoq lächelte nur flüchtig und ganz diskret zu diesem unhöflichen Scherze. „Muß er denn überhaupt heiraten?" warf hier der Baron noch hin.

Madame zuckte die Achseln. „Ein Opfer der Frauen würde er so oder so. Davon haben wir hier," mit den Augen auf den Stoß Rechnungen deutend, „einen Vorgeschmack. Sie können ihn nicht immer unter Augen haben . . ."

„Nein, und man lebt auch nicht ewig," sagte er, das Gedankenglied anfügend, welches sie unterdrückt hatte.

„Ich habe auch keineswegs gemeint, daß man das Mädchen jetzt gleich vor ein Ja oder Nein stellen sollte," fuhr die gewandte Advokatin ihrer Sache hier fort. „Das wäre jedenfalls nicht das Richtige. Nur scheint es mir gut, wenn Sie einmal mit ihr reden, etwa in dem Sinne, daß die Verbindung, wie sie ja wohl wisse, Ihr langjähriger Wunsch sei und Ihnen Freude machen würde . . . für eine sofortige Entscheidung ihr aber gar keine Chance geben . . . den Vorschlag auf sie wirken lassen . . . nach einiger Zeit darauf zurückkommen . . ." Sie dachte wieder nach und fügte hinzu: „Vielleicht wäre es sogar ganz gut, die Entfernung Victorinens durch uns — sie ahnt nämlich etwas von dem Verhältnis — damit in Verbindung zu bringen . . . so etwa, als hätten Sie um ihretwillen, um Mariens willen, jener Sache ein Ende gemacht."

Hier wurden die beiden unterbrochen. Man hatte geklopft, und die auf das Herein des Barons eintretende Person war niemand anders, als der Hauptgegenstand des zuletzt geführten Gesprächs, Fräulein Godehus selber.

Die junge Dame blieb aber in der andern Hälfte des Zimmers, vor den mit Stößen der täglich eingehenden Zeitungen gefüllten Regalen: „Entschuldige, Papa . . . ich will nicht stören," sagte sie von dort . . . „Ich möchte nur . . ."

Sie brach ab, in der gerechtfertigten Annahme jedenfalls, daß es ihn wenig interessiren werde, was sie zum Lesen zu holen gekommen war, und blickte suchend an den Regalen entlang. Die L'Estoq war aufgestanden. „Sprechen Sie jetzt mit ihr," sagte sie rasch und so leise, daß man es am andern Ende des weiten Gemaches nicht hören konnte. Und dann, ihr Paket Papiere aufraffend, laut: „Wir waren fertig, und ich hatte Sie eben rufen wollen, liebe Marie."

(Fortsetzung folgt.)

Die Sternweiher-Grotte zu Hellbrunn.

(Hiezu das Bild Seite 540.)

Bei Salzburg — dem „Mekka" der Alpenreisenden — gibt es allerlei Schlösser, welche von jedem Ferienausflügler mit Vorliebe besucht werden. Des größten Zuspruches erfreut sich wohl Schloß Aigen des Fürsten Schwarzenberg, in dessen Parke manches Elfenmärchen lebendig wird, wenn man eine Morgenstunde beim Spiel des einbrechenden Lichtes zu einer einsamen Wanderung gewählt hat. Ein anderes Ausflugsziel ist Schloß Anif, Besitzung des Grafen Arco. Hier sind es die ruhigen Wasser, welche das herrliche Grafenhaus umwallen, von denen eine geheimnisvolle Anziehungskraft ausgeht. Mitten aus einem binsenbekränzten Weiher steigt der zierliche Bau auf. Im Dickicht singen die Vögel, die Spiegelfläche des Weihers wirft die weißen Wolken zurück, welche zwischen den steinernen Pylonen der Salzburgischen Hochalpen heraufziehen.

Das dritte — wohl auch populärste Ausflugsziel ist Hellbrunn. Das kaiserliche Schloß mit seinem weitläufigen Parke liegt mitten in der südlichen Ebene der alten erzbischöflichen Residenzstadt. Weit im Westen erstreckt sich das „Feld von Wals", wo nach uralter Sage einst die letzte Schlacht auf Erden geschlagen wird; im Südwesten steht der ernste, schattige Untersberg, in dessen Felsenverließen Kaiser Karl mit seinen Paladinen schlummert. Im Süden und Südosten sehen andere Hochgipfel auf die Flur herab, in welcher einst die naive Freude des Rokokozeitalters allerlei ländlichen Zeitvertreib geschaffen hatte. Damit sind die mancherlei „Wasserkünste" gemeint, durch welche der Park von Hellbrunn große und kleine Kinder in tausendfältigem Zeitvertreib ergötzt. Schier unerschöpflich ist das Programm, mit dem der „Brunnenmeister" seinen Gästen aufwartet. In fließenden Bächen lauern steinerne Unholde, in versteckten Baumnischen umhüllen glashelle Wasserstürze Blumen und mancherlei niedliche Schaustücke. Da gibt es eine „Neptunsgrotte", in welcher Wasserstrahlen aus Dutzenden von unsichtbaren Oeffnungen hervorbrechen; Springquellen, welche Kugeln schaukeln, oder eine Krone emporheben. Die „Mensa" ist ein langer steinerner Tisch mit zehn Steinsitzen, aus denen beim Niedersetzen kräftige Wasserstrahlen hervorbrechen. Das merkwürdigste Stück aber ist das „mechanische Theater" mit einem durch Wasserkraft bewegten Orgelwerk und 154 beweglichen Figuren. Außerdem gibt es in dem Parke sonnbeschienene Wiesen, trauliche Haine und manches im Schatten verborgene Wasserbecken. Unser Bild zeigt die „Sternweiher-Grotte" mit der entsprechend stimmungsvollen Staffage aus einer naiven Zeit, wo die Schäfer-Idylle noch florirte und Heloisens Schicksale jedes empfindsame Gemüt erschütterten. Es hat indes den Anschein, daß nur das Kostüm, nicht aber die Gemütsverfassung im Laufe der Zeit sich geändert hat. Denn naive Freude an den Wasserkünsten ist noch immer vorhanden, und daß die Liebes-Idylle gänzlich ausgerottet worden wäre, wird niemand behaupten können, der neben dem Orgelsang auch das Flüstern minniglicher Paare in Hainen und Büschen von Hellbrunn belauscht hat.

Notizblätter.

Bildende Künste.

Das Hamburger Rathaus wird reichen plastischen Schmuck erhalten. Die Bürgerschaft bewilligte eine halbe Million für zwanzig bronzene Standbilder in den Nischen des Rathauses. Durch solche Standbilder sollen verherrlicht werden eine Anzahl deutscher Kaiser, holsteinischer Fürsten und Grafen und Bürgermeister Hamburgs, die sich um das Gedeihen der Stadt außerordentliche Verdienste erworben haben.

Eine Statue Alfred de Mussets ist von dem bedeutenden Pariser Bildhauern Falguière und Mercié vollendet worden. Der Dichter ist sitzend dargestellt, die Augen auf ein Buch gerichtet, vor ihm eine Muse, die Rosen entblättert.

Tonkunst.

Nach seinen rühmlichst bekannt gewordenen beiden Balladen-Bänden hat M. Plüddemann nunmehr im selben Verlage (München, Alfred Schmidt) auch „Lieder und Gesänge für Sopran oder Tenor“ erscheinen lassen. Während er bisher nur für Bariton oder Baß zu komponieren pflegte, bietet er diesmal auch höheren Männer- und Frauenstimmen manches Wertvolle, Interessante und Gediegene. Die Lieder sind zum größeren Teile nicht schwer auszuführen und dankbar für Stimme und Vortrag. Die Sammlung beginnt mit sechs altdeutschen Originalweisen, die Plüddemann sehr angemessen und ins Ohr fallend bearbeitet hat. Dagegen sind das umfangreiche „Herr Walther von der Vogelweide“ und verschiedene „Altdeutsche Lieder“ Plüddemannsche Originalkompositionen. Stark und echt empfunden ist ferner ein „Kirchliches Lied“, und sehr dankbar sind zwei die Sammlung abschließende Nummern: ein „Verdrieß's Tollicher“, lustig und übermütig dahinjagend, und das mehr elegische, in sehr weicher, gesättigter Melodik gehaltene „Gute Nacht!“. Die Sammlung ist der Schwester und Schülerin des Komponisten, der Konzertsängerin Emma Plüddemann, gewidmet. Den Gesängen voraus geht wieder, wie bei den Balladenheften, ein Vorwort, welches in musterhafter Weise über Entstehung und Vortrag der einzelnen Stücke aufklärt. Der Inhalt der billigen Sammlung (Preis 2 Mark) liefert einen schätzbaren Beitrag ebensowohl zur Hausmusik wie für den Konzertsaal.

Bühne.

Der berühmte Baritonist d'Andrade hat als Gast an verschiedenen süddeutschen Bühnen, unter anderem am Stadttheater in Mannheim und am Königlichen Hoftheater in Stuttgart ebensowohl durch den Wohllaut seines künstlerisch vollendeten Gesanges als durch sein hinreißendes, auf der höchsten Stufe schauspielerischer Vollkommenheit stehendes Spiel glänzende Triumphe gefeiert.

Kultur und Wissenschaft.

Der neue Stern in der Konstellation des Fuhrmanns, über den wir vor kurzem berichteten, hat den beobachtenden Himmelsforschern interessante Eigentümlichkeiten enthüllt. Mit Hilfe des Spektroskops hat man auf den Observatorien zu Potsdam und London gefunden, daß es sich bei dem Vorgange um zwei Himmelskörper handelt, die einander außerordentlich, vielleicht bis fast zur Berührung nahe gekommen sind, wodurch bei dem einen ein ungeheurer Ausbruch glühender Gase, vornehmlich glühenden Wasserstoffgases, verursacht wurde. Vielleicht ist auch der andere Himmelskörper bei dieser Gelegenheit stark erhitzt worden, denn vorher hat man wenigstens am Orte der beiden überhaupt keinen Stern gesehen. Höchst merkwürdig ist es nun, daß die beiden Weltkörper, bei denen das beobachtete Aufflammen stattgefunden hat, sich gegenwärtig wieder von einander entfernen und zwar mit einer geradezu ungeheuren Schnelligkeit. Selbst die Bewegung unserer Erde auf ihrem Wege um die Sonne ist dagegen sehr gering, obgleich sie doch vier deutsche Meilen in der Sekunde beträgt. Nach den photographischen Aufnahmen, welche Professor Vogels auf dem astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam gemacht hat, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die beiden erwähnten Weltkörper sich jetzt in jeder Sekunde um 100 bis 120 deutsche Meilen von einander entfernen, und zwar weicht derjenige von ihnen, welcher hauptsächlich aus glühendem Wasserstoff besteht, etwa 70 Meilen in der Sekunde in die Tiefe des Himmelsraumes zurück, während der andere sich mit etwa 50 Meilen Geschwindigkeit der Erde nähert, das heißt in der Richtung auf unsere Sonne hin durch den Weltraum eilt. Natürlich hat er keinen Bezug auf unsere Sonne und würde diese, wenn er unmittelbar auf sie zuläuft, nach den vorsichtigsten Schätzungen erst in etwa 20,000 Jahren erreichen können. Welche Bahn dieser Stern in dem Himmelsraum beschreibt, weiß man nicht genau, auch ist über die Beschaffenheit der beiden Sterne, welche durch ihr Aneinandergeraten aufglühten, noch nichts Gewisses bekannt. Der Astronom Lockyer glaubt, es handle sich bei dem ganzen Vorgange um zwei ungeheure Schwärme von Meteoren, welche bei ihrem Lauf durch den Weltraum aufeinander getroffen seien und dabei aufglühten. Es könnte auch ein Meteorschwarm mit einem schwach leuchtenden Stern zusammengetroffen sein. Jedenfalls handelt es sich um einen gewaltigen Vorgang, und die Akten darüber sind noch nicht geschlossen. Sobald weitere Ergebnisse in dieser Beziehung vorliegen, soll an dieser Stelle wieder darüber berichtet werden.

Ein wertvolles, bisher unbekanntes Porträt Franz Schuberts, aus dem Jahre 1828 stammend, wurde in Wien bei einem Trödler aufgefunden. Es rührt von dem Wiener Maler A. Wandschek her. Der Sohn des Malers, selbst Künstler, hat die Echtheit des Bildes, das von frappanter Aehnlichkeit sein soll, bestätigt; auf der Rückseite ist das Datum, sowie die Worte „Zum Andenken“ vermerkt.

Ueber die „Bergkrankheit“ hielt Dr. Egli-Sinclair im Schweizerischen Alpenklub zu Zürich einen Vortrag. Von Hochgebirgstouristen wie auch von Gelehrten sei das Vorhandensein einer spezifischen Bergkrankheit schon oft bestritten worden; man habe in ihren Symptomen nur die unmittelbaren Folgen großer Ermüdung und Ueberanstrengung erblickt. Dr. Egli bestreitet auch nicht, daß es sich in manchen Fällen so verhalten könne. Jedoch haben seine Untersuchungen mittelst des Sphygmographen unzweideutig dargethan, daß durch längeren Aufenthalt in bedeutenden Höhen infolge der Luftverminderung, das heißt infolge des geringen Sauerstoffgehaltes der Luft der Blutkreislauf geringer wird, daß man also das Wesen der Bergkrankheit am besten als „Lufthunger“ bezeichne. Das einzige Mittel gegen die Bergkrankheit sei Abstieg ins Thal.

Die königliche Akademie der Wissenschaften in Erfurt stellte eine Preisaufgabe über folgendes Thema: „Was läßt sich zur Pflege einer gediegenen, recht volkstümlichen Bildung in den Arbeiterkreisen thun?“ Der Preis ist auf die Summe von 500 Mark festgesetzt. Die Arbeiten, über die der Verfasser freies Verfügungsrecht behält, sind bis zum 15. Dezember dieses Jahres an den Akademiesekretär Professor Heinzelmann in Erfurt einzusenden.

Auf der Akropolis von Selinunt sind drei wertvolle Metopen mit Reliefs ausgegraben worden, von denen die eine den Raub der Europa darstellt und Spuren von Bemalung zeigt. Nach dem Urteil des Professors A. Salinas, des Direktors des Nationalmuseums von Palermo, sind diese drei sehr gut erhaltenen Metopen unter die allerbedeutendsten archaischen Werke der griechischen Plastik zu rechnen und bilden somit eine wertvolle Ergänzung der Metopensammlung, die den Hauptruhm des palermitischen Museums ausmacht.

Ein Preis von dreißigtausend Franken ist vom Amerikanistenkongreß für die beste Kolumbus-Biographie ausgesetzt worden. Die Arbeiten dürfen in irgendwelcher Kultursprache abgefaßt sein. Eine zweite Ausschreibung mit Preisen von 5000, 4000 und 3000 Franken gilt einem Werke über die Entdeckung Amerikas; es kann dies Werk auch eine lyrische oder epische Dichtung sein, muß aber in spanischer Sprache geschrieben werden. — Für die mit dem Kongreß verbundene Ausstellung in Madrid, die vom 12. September bis 31. Dezember 1892 währt, sind vier Abteilungen vorgesehen, eine prähistorisch-amerikanische, eine für europäische Kunst und Gewerbe aus dem 15. bis 17. Jahrhundert, und zwei für moderne Kunst und Kultur.

Gestorben.

Bernreiter, Anton, Historienmaler, namentlich durch seine trefflichen Kartons zu Glasgemälden bekannt, 50 Jahre alt, am 24. Februar, in München.

Broglio, Emilio, italienischer Politiker und Geschichtschreiber, früher Unterrichtsminister, 78 Jahre alt, Ende Februar, in Neapel.

Doyle, Henry, Generaldirektor der irischen Nationalgalerie, 65 Jahre alt, am 17. Februar, in Dublin.

Fürstenberg, zu, Joseph, Ernst Egon, Landgraf, k. und k. Wirkl. Geh.-Rat und Kämmerer, Mitglied des österreichischen Herrenhauses, 81 Jahre alt, am 6. März, in Wien.

Fyffe, Charles Alan, namhafter englischer Historiker, 46 Jahre alt, am 19. Februar, in London.

Glagau, Otto, bekannter Schriftsteller, Herausgeber des „Kulturkämpfer“, am 1. März, in Berlin.

Leese, Jacob, der Gründer von San Francisko, der 1833 das erste Blockhaus an der Stelle der heutigen Hauptstadt Kaliforniens errichtete, am 20. Februar, in San Francisko.

Mielichhofer, Ludwig, bekannter Journalist und Schriftsteller, 73 Jahre alt, am 2. März, in Salzburg.

Schöller, Alexander, bedeutender Großindustrieller der Rheinlande, der Senior des Hauses Leopold Schöller und Söhne, am 26. Februar, in Düren in der Rheinprovinz.

Sterry-Hunt, Thomas, Prof. der Geologie an dem technologischen Institut von Massachusetts, namhafter Gelehrter, 66 Jahre alt, Ende Februar, in New-York.

Uhle, Heinrich, langjähriger Chefredakteur des Leipziger Tageblattes, 55 Jahre alt, am 25. Februar, in Leipzig.

Wiebe, Eduard, Geh. Oberbaurat a. D., früher im Handelsministerium, bedeutender Eisenbahnbauer und Wasserbautechniker, 87 Jahre alt, am 22. Februar, in Berlin.

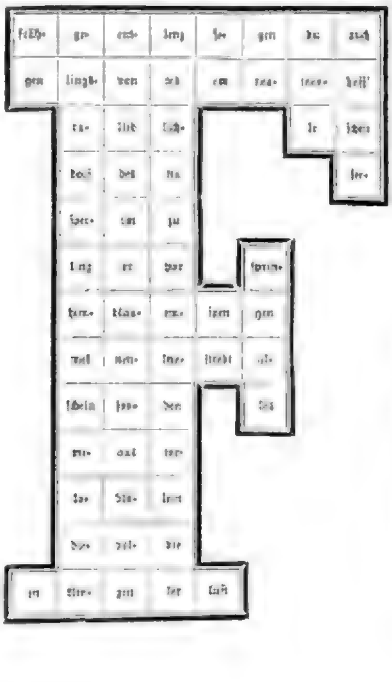
Aus „Groß-Peking“.

(Hiezu das Bild Seite 537.)

Seit der Nacht vor dem Faschingdienstag 1892 hat die weltbekannte chinesische Mauer eine große Lücke. Und zwar genau an der Stelle, wo man aus dem Stiegenhause des Wiener Künstlerheims in die der Kunst, oft aber auch übermütigem, tollem Frohsinn geweihten Räume tritt, befindet sich das große Thor, durch welches an genanntem Tage eine kleine Völkerwanderung nach „Groß-Peking“ in vorgerückter Abendstunde stattfand. Männlein und Weiblein aus Groß-Wien und Umgebung hatten zu vielen Tausenden die Reise in das durch Künstlerhand hervorgezauberte Groß-Peking angetreten, in dem sich all die Fremdlinge überraschend schnell zurecht fanden. Diese so lange Jahrtausende durch die genannte Mauer von der ganzen Welt abgesperrte Hauptstadt Chinas hatte nämlich eine ganz merkwürdige Aehnlichkeit mit der alten „Vindobona“. Und wer sich die Mühe nahm, eingehender diese Kunstschätze, Bauten und so weiter Groß-Pekings zu studieren, der machte sehr bald die Entdeckung, daß gar viele Kirchen, Denkmäler, Brücken, Plätze und Straßen Wiens von den Schöpfern Groß-Pekings in kühner Weise kopirt worden waren. Man hatte ihnen nur einen echt chinesischen Zopf (in der Kopirung des Stils) angehängt und dadurch eine gar lustig anzuschauende Stadt geschaffen. Und lustig ging es auch in dieser chinesischen Kaiserstadt zu, deren Denkmäler trotz des Zopfstiles ganz eigenartige Gebilde der realistischen Kunstrichtung waren. So realistisch waren selbst seine Maler, daß aus so mancher Leinwand ein nach vorn gestrecktes Bein direkt in einen greifbaren Stiefel überging und so weiter. Um es kurz zu machen, das lustige und witzige Wiener Künstlervölkchen hatte Groß-Wien mit allen ihm zu Gebote stehenden komisch wirkenden Hilfsquellen ins Chinesische, an manchen Stellen — würde der strenge Kritiker sagen — auch ins Japanische übersetzt, und in dieser großen Chinoiserie hielt es sein diesjähriges Winterfest ab. Wie immer bildete dieses Fest den Höhepunkt des Wiener Faschings, und aus allen Kreisen der Gesellschaft waren die Teilnehmer des Festes auf das Eifrigste bemüht gewesen, der gelungenen Idee durch geschickte Maskirung und Zusammenstellung wirksamer Gruppen einen vollen Erfolg zu bereiten. Wer dabei den Vogel abschoß, das ist wohl schwer zu sagen, denn die Verspottung gewisser Wiener Eigenheiten spielte bei der Maskirung erklärlicherweise eine große Rolle. Daß böhmisch-chinesische Musikanten eine originelle Gesellschaft bildeten, bedarf kaum der Erwähnung, denn diese böhmischen Künstler sind ja über die halbe Erde verbreitet. Auch ein Groß-Pekinger Jockeyklub hätte an anderer Stelle so gut wie hier seine Bewunderer gefunden, selbst wenn man die lokalen Anspielungen nicht verstanden, die auch hierbei erst die Hauptwirkung hervorbrachten. Sehr gelungen waren die Groß-Pekinger Hofsänger (Wiener Männergesangverein), die Verbindung „mongolia“, die chinesische Damenkapelle, der Pekinger Fiaker, Greißler und so weiter. Alles in allem gab es in Groß-Peking am 29. Februar 1892 ein sehr lustiges Fest, bei welchem bis in die frühe Morgenstunde getanzt und nicht wenig dem Bacchus und Gambrinus

Für müßige Stunden.

Frühlings-Königspromenade.



Logogriph.

Ich bin ein Fremdwort, oftmals schon bestritten,
Und dennoch hält man gern mich im Gebrauche,
Ob selbst der Franken Land mir Heimat ist.
Den ersten nenn' ich einer stolzen Reihe,
Zweitletzter bin ich von nicht minderer Folgen;
Vermählt ein kleines Zeichen mich am Schluße,
Bin ich die erste Folger Reihe wieder,
Doch manchmal auch der gleichen Reih' schon letzte
Und für den Stolz tausch' ich — des Sängers Fluch.

Rätsel.

Ich heb' und trage mächtige Gewichte,
Ein Zeichen weg, dann häng' mir an sofort
Des Egoismus allerliebstes Wort,
So taucht ein Vogel auf, der im Gedichte
Der größten Meister Dir das Herz entzückt,
Zur Heimat hier den Schneeaben entrückt
Und dort die Frevler treibt zum Strafgerichte.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 503:

O D E
R I B S
O B I
K R C O K E
F A H N E
R E S E D A
G A R D I N E
S T E R N E
P U F F E
K A N A
F E D E R
S P O R E N
S C H A D O W

Die fetten Buchstaben, auf die angegebene Weise gelesen, geben:
„Die Büchse der Pandora.“

Auflösung des Rätsels Seite 503:

Aennchens Traum im „Freischütz“ von Weber als Komponist, von Kind als Dichter.

geschädigt wurde. Natürlich litt auch Groß-Peking, wie es ja in ganz China der Fall ist, an Uebervölkerung. Es war so voll in den Straßen und Gassen, daß gar mancher im Gedränge den Zopf verlor, für den er dann irrtümlich einen „Haarbeutel“ mit heim brachte. Kl.

Litteratur.

Johannes van Dewalls fesselnder Roman „Der Spielprofessor“ hat bereits in zwei Auflagen eifrige Leser und Käufer gefunden, — ein Erfolg, wie er nur einer sehr kleinen Zahl der alljährlich erscheinenden deutschen Unterhaltungsbücher zu teil wird. Wer nun aber die von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart soeben zur Ausgabe gebrachte dritte Auflage des Dewallschen Buches zur Hand nimmt, der wird schon durch das Gewand, in dem sie auftritt, auf das angenehmste überrascht sein. An Stelle des einfachen Textabdrucks, wie er bisher vorlag, ist nunmehr eine reich illustrierte Ausgabe getreten. Der rühmlichst bekannte Zeichner G. Brandt hat den Roman mit nicht weniger als 136 Abbildungen ausgestattet, die teils ganze Seiten füllen, teils reizvoll und pikant in den Text eingestreut sind. Die Mannigfaltigkeit des Inhalts bot dem Künstler die dankbarsten Aufgaben und spiegelt sich in seinen Illustrationen getreulich wieder. Bald sehen wir die vom Verfasser so scharf umrissenen Charaktere sich im Rahmen der fortschreitenden Handlung bethätigen, bald treten vor uns die Oertlichkeiten, in denen die Geschichte spielt: Baden-Baden mit seinen bekannten Plätzen und Umgebungen, der Schwarzwald, durch den der Verfasser uns mit seinen Helden wandern läßt, und den er in so meisterlicher, frischer Weise schildert. Ohne Zweifel wird sein an sich schon so anziehender Roman in dieser neuen Gestalt, in der er sich besonders angenehm liest, auch zahlreiche neue Verehrer finden.

„Minerva“, Jahrbuch der Universitäten der Welt, herausgegeben von Dr. R. Kukula und K. Trübner, erster Jahrgang 1891—1892 (Straßburg, K. J. Trübner) bietet eine verläßliche Zusammenstellung des Lehrpersonals aller Universitäten ꝛc. der bewohnten Erde in fast absoluter Vollständigkeit.

Welche neuen Ziele immer durch die von Jahr zu Jahr weiter ausgebildeten Verkehrseinrichtungen sich der Reiselust erschließen mögen — die Zahl hoffnungsfroher Italien-Wanderer wird dadurch nun und nimmermehr vermindert. Es sind der Anziehungskräfte zu viele, über welche die schöne Italia verfügt, als daß ihre Reize so leicht ihre Zauberkraft verlieren könnten. Natur und Kunst, die Vermächtnisse einer glänzenden Vorzeit und der ewig sich erneuernde Glanz einer sonnigen Gegenwart wirken zusammen, um jedem diesseits der Alpen Wohnenden etwas von Mignons Sehnsucht nach dem Lande, wo die Zitronen blühn, in die Adern zu träufeln. Auch das jetzt bei uns eingekehrte Frühjahr wird als eine da drüben besonders paradiesische Jahreszeit wieder unzählige Wanderer über die Höhe des Brenners und durch den Tunnel des Gotthard locken. Ehe sie aber ihre Fahrt antreten, halten sie Umschau nach dem besten, bewährtesten und zugleich neuesten, allen jüngsten Verhältnissen gerecht werdenden Reiseführer. Als solcher darf in diesem Augenblicke unstreitig die soeben erschienene fünfte Auflage von Dr. Th. Gsell-Fels „Oberitalien und die Riviera“ (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, Meyers Reisebücher) bezeichnet werden. Arzt von Beruf, Kunstkenner von natürlicher Begabung und vollendeter Bildung, geübter Reisender und trefflicher Reiseschriftsteller, vereinigt der Verfasser alle Eigenschaften in sich, die ihn namentlich für Italien zu einem Ratgeber allerersten Ranges machen. Nachdem er drei mehrmonatliche Reisen durch das ganze zu behandelnde Gebiet allein der Bearbeitung dieser fünften Auflage gewidmet hat, beherrscht er den Stoff in einer Weise, die den befriedigenden Eindruck der Lückenlosigkeit macht. In allen Einzelheiten auf den neuesten Stand der Dinge gebracht, hat diese Auflage beispielsweise auch eine namhafte Vermehrung an Karten und Plänen sowie an solchen Bergtouren erhalten, die neuerdings durch den regen italienischen Alpenklub in Aufnahme gekommen sind. Die übersichtliche Anordnung, der Reichtum an orientierenden Hilfsmitteln, die ebenso praktische und bequeme als in ihrer Art elegante Ausstattung verdienen alle Anerkennung.

Ein ganz bestimmtes einheitliches Ziel verfolgt Dr. med. Alfred Damm in seinen Monatsheften: „Die Wiedergeburt der Völker“ (Wiesbaden, Dr. Damms Selbstverlag). Er führt den Niedergang der Volkskraft und Volksgesundheit, der sich in der heutigen Welt fühlbar macht, auf das zurück, was er die „Kulturkrankheit“ nennt, und erblickt in dieser Kulturkrankheit die unmittelbare Folge gewisser Verirrungen, die in der modernen Welt in besonders umfangreichem Maße Platz gegriffen haben und deren energische moralische Bekämpfung er in eindringlichster Weise predigt. Wie auch der einzelne über die hier aufgestellten und verfochtenen Theorien denken mag, auf alle Fälle entwickelt Dr. Damm so viel Beherzigenswertes und für unsere Zeit Heilsames, daß seine Monatsschrift die Beachtung aller verdient, denen das physische Wohl der Welt, ihr eigenes Wohlbefinden und das ihrer Familien am Herzen liegt.

„Das neue Programm der Sozialdemokratie“ hat Dr. Max Oberbreyer in „ein Taschenbuch für jedermann“ gefaßt und in dieser zierlichen Gestalt bei Fl. Kupferberg in Mainz erscheinen lassen. Wer sich über den Gegenstand unterrichten will, findet hier die wichtigsten Grundlagen dazu. In einer andern Schrift, die zugleich als erstes Heft des dreizehnten Bandes der „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren“, Neue Folge (Frankfurt a. M. und Luzern, A. Foesser Nachfolger) erschienen ist, behandelt derselbe Verfasser: „Die Angst der Protestanten vor den Jesuiten“, welcher er — selbst der evangelischen Kirche angehörig — eine ruhige Betrachtung und Erwägung der Dinge gegenüberstellt, die nach beiden Seiten hin Gerechtigkeit zu üben strebt.

Comenius.

Zur dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages.

Johann Amos aus Nirwitz bei Komnia in Mähren, daher J. Comenius genannt, dessen dreihundertjähriger Geburtstag am 29. März dieses Jahres gefeiert wird, ist einer der merkwürdigsten Männer seiner Zeit. Da die gesamte Jugendbildung mit dem Erlernen des Alphabets beginnen muß, war die Welt nur zu leicht in die Vorstellung hineingeraten, daß das geschriebene Wort die Grundlage alles Wissens sei. So wurde ein Geschlecht groß gezogen, welches die Welt nur aus Büchern kannte, und die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten immer mehr erweitert. Comenius blieb es vorbehalten, dem kindlichen Gemüte die Welt selbst zu zeigen; nach seiner Methode lernte der Schüler nicht das Wort allein, mit welchem der Gegenstand bezeichnet wird, sondern der Gegenstand wurde ihm teils selbst, teils wenigstens im Bilde gezeigt.

Johann Amos Comenius nat. 1592 [illegible]

Diesem pädagogischen Zwecke, dessen Durchführung die Welt allmählich umzugestalten bestimmt war, diente sein Orbis sensualium pictus, ein Bilderbuch der sichtbaren Welt, zuerst erschienen im Jahre 1657, dann unzähligemale neu aufgelegt und nachgeahmt. Das erste Bild desselben zeigt uns einen mit einer turbanartigen Mütze bedeckten Mann an einem Tische sitzend, vor dem ein Knabe steht, den Hut in der Hand haltend. „Komm her, Knabe,“ sagt der Lehrer, „lerne klug sein.“ — „Was heißt das?“ fragt der Schüler. — „Alles, was nötig ist, recht verstehen, recht thun, recht aussprechen,“ lautet die Antwort. Am Ende dieses einleitenden Gespräches erhält der Schüler „ein lebendiges und stimmbares Alphabet,“ welches sich vorläufig auf die Vokale beschränkt, von der krächzenden Krähe bis zur summenden Bremse geht, und wobei die zur Versinnlichung der Vokale dienenden Tiere abgebildet werden. Hierauf folgten Gott, die Welt, die vier Elemente, endlich alles, was dem Auge des Kindes in der äußeren Welt entgegentritt. So heißt es von der Stadt: „Aus vielen Häusern wird ein Dorf oder ein Städtchen oder eine Stadt. Die Stadt wird befestigt und umgeben von einer Mauer, dem Wall mit Schanzen und Pfahlwerk; innerhalb der Mauer ist der Zwinger, außerhalb der Stadtgraben; auf der Mauer sind die Basteien und Türme, die Warten stehen an erhöhten Orten. In die Stadt geht man aus der Vorstadt durch das Thor und über die Brücke. Das Thor hat Fallgatter, Zugbrücke, Thorflügel, wie auch Schloß und Riegel, nebst Schlagbäumen. In den Vorstädten sind Gärten, Lusthäuser und Kirchhöfe.“ Ebenso lebendig wie hier die mittelalterliche Stadt, werden dem Kinde abstrakte und konkrete Dinge des täglichen Lebens dargestellt. Besonders ist die Kunst zu bewundern, mit welcher bloße Begriffe dem Auffassungsvermögen nahe gebracht werden. Wenn zum Beispiel zu dem Satze: „Niemand soll bestohlen oder verletzt werden“, als Erläuterung der reisende Kaufmann abgebildet wird, dem ein Räuber seinen Warenpack aufreißt, so ist dies etwa so verständlich, wie Galgen und Rad den Schluß des Kapitels erläutern, in welchem es heißt: „Solche Dinge werden im fünften und siebenten Gebot Gottes verboten und billig mit Galgen und Rad abgestraft.“

Vieles hat heute für uns ein kulturgeschichtliches Interesse; so heißt es in der Beschreibung der Studierstube, oder wie man damals sagte, des Museums: „Die Reicheren gebrauchen Wachskerzen, weil das Unschlittlicht stinkt und raucht. Der Brief wird zusammengelegt, überschrieben und versiegelt. Soll er bei Nacht ausgetragen werden, so braucht man eine Laterne oder Fackel dazu.“

Bewunderungswürdig und pädagogisch wahrhaft genial ist der allmälige Fortschritt vom Leichteren zu Schwererem, von bloß objektiver Betrachtung zu reflektierender Sachbeschreibung in dem Orbis des Comenius. So lautet der Schluß der Beschreibung des Laboranten oder Goldmachers: „Es geschieht nicht selten bei ihnen, daß sie in der größten Hoffnung betrogen werden, besonders wenn der starke Löwe durchdringt und das Glas zerbricht; so verliert denn der Goldmacher, was er hat, und findet nicht, was er gesucht hat. Glückselig ist der, welcher nicht den ungewissen Stein der Weisen, sondern den wahren Eckstein, welchen die Bauleute verwerfen, zu haben trachtet, denn in diesem ist das wahre Gold und unvergängliches Leben.“ Nachdem die Herstellung einer Armbrust geschildert ist, heißt es: „Wenn man den Bogen überspannt, so bricht er, und das Gemüt, welches mit Sorgen und Arbeit allzuviel beladen wird, kann solches nicht lange aussehen; daher muß man sich bisweilen Ruhe und Frieden schaffen: dies aber ist die beste Ruhe, wenn sich die Seele in Gott freut, während der Leib eine Erholungsstunde hat.“ Auf die Schilderung des „Stück- und Glockengießers“ folgt die Betrachtung: „Die Glocke kennet man am Klang und das Herz, ob es aufrichtig sei in der Liebe zu Gott, wenn es angefochten oder versucht wird.“

Von den zahlreichen anderen Schriften des Comenius ist wohl die merkwürdigste die Panegersia (Allerweckung), aus der wir wenigstens eine Stelle ausheben wollen. „Lehren bedeutet anleiten, und dies bezeichnet eine milde, liebreiche Handlung. Irrtümer sollen nicht mit Heftigkeit bekämpft werden, sondern die Menschen sind zu ruhiger, gelassener Betrachtung der Wahrheit aufzufordern, damit dieselbe mit ihren tiefsten Wurzeln sanft in sie eindringe. Hierin will ich mit einem Beispiel vorangehen und mich in dieser, meiner Schrift bemühen, von da auszugehen, wo uns keine entgegengesetzte Meinung entzweit oder uns einander verdächtig macht; ich werde immer schrittweise und allmählich vordringen und alles sorgfältig vermeiden, was beleidigen könnte, so daß selbst ein Jude, Türke, Heide, und um so viel mehr wir, durch noch so viele Meinungen geteilten Christen meine Schrift ungekränkt lesen und darin so weit fortschreiten können, bis ein jedes dahin gekommen ist, wo er, vom Licht umglänzt und vom Gefilde der Wahrheit umflossen, aus Furcht vor Scham nicht umkehren will, noch auch, erfüllt von der Hoffnung auf höheres Licht, umkehren kann.“

Wenn Comenius an einer andern Stelle desselben Werkes ausruft: „So kommt denn alle, denen euer und eures Geschlechtes Heil am Herzen liegt, die ihr Gott fürchtet, aus jedem Volke, von jeder Zunge und Religionsgemeinschaft!“ — so gibt er damit jener Weltbürgerlichkeit Ausdruck, die sein ganzes Streben auszeichnet und auch in seinem äußeren Lebensgange zur Erscheinung kommt.

Daß Comenius Vater Müller war, ist eine unverbürgte Nachricht, sicher dagegen, daß die Familie treue Anhängerin der böhmischen Brüdergemeinde war. Erst im sechzehnten Lebensjahre wurde er auf eine gelehrte Schule geschickt; nachdem er dann in Heidelberg studiert hatte, bereiste er Holland und England. 1614 wurde er Rektor der Schule der Brüdergemeinde in Prerau, 1616 Prediger in Fulneck. 1624 verlor er mit seinen andern Amtsbrüdern sein Amt, und 1628 mußte er Mähren verlassen. Darauf erhielt er die Leitung des Gymnasiums zu Lissa in Polen, wo er seine beiden ersten, epochemachenden pädagogischen Schriften verfaßte; 1641 ging er nach England, wo seine schulreformatorischen Pläne wegen des Ausbruchs der Revolution nicht zur Ausführung kamen. Hierauf fand er einen Gönner in einem reichen Holländer, zu dem er sich nach Schweden begab, wo sich derselbe gerade aufhielt. Hier trat er Oxenstierna nahe, auf dessen Veranlassung er sich in Elbing niederließ, wo er von 1642—1648 teils theoretisch, teils praktisch thätig lebte. 1648 wurde er Bischof der Böhmischen Brüder und zog wieder nach Lissa. 1650 ging er nach Siebenbürgen, von wo er, ohne seine Pläne zur Ausführung gebracht zu haben, 1652 nach Lissa zurückkehrte. Als ein polnisches Heer Lissa 1656 eroberte, verlor er sein gesamtes Eigentum und flüchtete über Hamburg nach Amsterdam, wo er im November 1670 oder 1671 starb.

Ludwig IV., Großherzog von Hessen †.

Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen.

Der Thronwechsel in Hessen.

Am 13. März ist Großherzog Ludwig IV. von Hessen aus diesem Leben abberufen worden. Der verewigte Fürst war der vierte in der Reihe der hessischen Großherzoge. Es war am 12. September 1837, als Großherzog Ludwig IV. zu Darmstadt geboren wurde als ältester Sohn des Prinzen Karl von Hessen und dessen Gemahlin Elisabeth von Preußen, einer Cousine des Kaisers Wilhelm I. Der Prinz empfing eine sorgfältige Erziehung, die besonders von der durch Religiosität sich auszeichnenden hohen Mutter überwacht wurde. Er stand in seinem siebenzehnten Lebensjahr, als er in den großherzoglich hessischen Militärdienst eintrat, und zwar in das durch Alter und Kriegsruhm ausgezeichnete heutige 1. großherzoglich hessische Infanterie- (Leibgarde-) Regiment Nr. 115. Der Prinz mußte den Frontdienst wie jeder Leutenant thun, auf die Wache ziehen, seinen Zug führen rc. und erlangte gute militärische Kenntnisse. 1855 zum Oberlieutenant befördert, bezog Prinz Ludwig zu Ostern 1856 die Universität Göttingen und von Ostern 1857 ab die hessische Hochschule zu Gießen. Im Herbst 1856 unternahm Prinz Ludwig die erste größere Reise in das Ausland, indem er seinen Oheim, den Großherzog Ludwig III. bei den Krönungsfeierlichkeiten des Kaisers Alexander II. zu Moskau vertrat. Dort ist auch der Prinz dem Prinzen Friedrich Wilhelm, späteren Kaiser Friedrich III., näher getreten, in dessen Begleitung sich auch General Helmuth von Moltke befand. Mit Genehmigung des damaligen Prinz-Regenten von Preußen trat Prinz Ludwig nun mit seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich von Hessen, in das 1. Garderegiment zu Fuß, um auch die altberühmte preußische Militärschule kennen zu lernen. 1859 wurde er Hauptmann in diesem Regiment und am 18. Oktober 1861 — dem Krönungstage König Wilhelms I. zu Königsberg — Major. Nachdem er seine militärischen Kenntnisse vervollständigt hatte, kehrte er nach Darmstadt zurück, wurde 1862 Oberst und 1865 Generalmajor. Als der Krieg 1866 ausbrach, wurde Prinz Ludwig von Hessen Führer der Großh. hessischen Kavalleriebrigade im Mainfeldzug. Er machte die Gefechte von Aschaffenburg und Gerchsheim mit und kehrte im September 1866 nach Darmstadt zurück, wo er mit der Führung der großherzoglich hessischen Division betraut wurde.

Schon mehrere Jahre vorher — 1860 — hatte der Prinz eine Reise nach England gemacht. Prinz Ludwig lernte dort die zweite Tochter der Königin Viktoria, Prinzessin Alice kennen. Die siebenzehnjährige, feingebildete Prinzessin machte einen tiefen Eindruck auf den deutschen Prinzen, andererseits gefiel auch das männliche und natürliche Wesen des hessischen Thronfolgers der Prinzessin und ihren hohen Eltern. Der gegenseitigen Verständigung folgte am 30. November 1860 die Verlobung, und am 1. Juli 1862 legte der Erzbischof von York die Hände der Verlobten zum Lebensbunde in einander. Mehrere Tage später hielt das hohe Paar seinen festlichen Einzug in die Residenz Darmstadt, welche der englischen Prinzessin eine zweite Heimat geworden ist, und in welcher sie auch nach sechzehnjähriger, überaus glücklicher Ehe am 18. Dezember 1878 zur ewigen Ruhe gebettet wurde. Die Ehe ist durch sieben Kinder gesegnet worden: fünf Prinzessinnen und zwei Prinzen; von den ersteren starb die jüngste Prinzessin Maria am 16. November 1878, von den letzteren Prinz Friedrich, noch nicht drei Jahre alt, am 29. Mai 1873 (durch einen Sturz aus dem Fenster).

Wenden wir uns zur Laufbahn des Prinzen Ludwig von Hessen zurück, so sehen wir, daß der neue Kommandeur der großherzoglich hessischen Division in den Jahren 1867 bis 1869 besonders thätig war, um seine Truppen auf den schon damals allgemein erwarteten deutsch-französischen Krieg vorzubereiten und für ihn heranzuschulen. Im Juli 1870 zog er an deren Spitze ins Feld und kämpfte tapfer in den Schlachten bei Metz, bei Noisseville, bei Orleans und so weiter. Geschmückt mit hohen Ehrenzeichen kehrte er in die Heimat zurück und führte noch mehrere Jahre den Befehl über die großherzoglich hessische (25.) Division. Als Großherzog Ludwig III. am 13. Juni 1877 das Zeitliche segnete, bestieg Prinz Ludwig als Großherzog Ludwig IV. den Thron seiner Väter und legte das Divisionskommando nieder. In der Folge von Kaiser Wilhelm I. zum General der Infanterie befördert, wurde der Großherzog im Mai 1888 vom Kaiser Friedrich III. zum Generalinspekteur der dritten Armee-Inspektion ernannt und hat dieses wichtige Amt bis zu seinem Tode bekleidet.

Fast fünfzehn Jahre hat Großherzog Ludwig IV. die Geschicke seines Landes geleitet, bis er, ein im allgemeinen sehr kräftiger Mann, bei dem sich nur in den letzten Jahren ein Herzfehler herausgebildet hatte, durch einen plötzlichen Schlaganfall dahingerafft wurde. Er stand in seinem fünfundfünfzigsten Lebensjahr und ist während seiner ganzen irdischen Wirksamkeit stets bestrebt gewesen, nach bestem Wissen und Gewissen zu handeln und vor allem sein Volk glücklich zu machen. Er war ein milder und gerechter Fürst, einfach und natürlich, wohlwollend und gütig auch gegen den Geringsten und für jedermann zugänglich. Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, nahm er es mit seinen Pflichten als Generalinspekteur sehr genau und interessirte sich außerordentlich für den Fortschritt im Heerwesen auf allen Gebieten desselben. Zugleich hatte er ein stets aufmerksames Auge auf die Entwicklung seines Hessenlandes und seiner Residenz Darmstadt, deren Gedeihen ihm am Herzen lag, und war darum auch in den weitesten Schichten seines Volkes beliebt.

Sein Nachfolger ist sein einziger ihn überlebender Sohn Ernst Ludwig, nunmehr Großherzog von Hessen und bei Rhein. Er wurde am 25. November 1868 zu Darmstadt geboren als das dritte Kind einer bis dahin nur mit Töchtern gesegneten Ehe und erregte durch sein Erscheinen bei den Eltern ganz besondere Freude. Am 28. Dezember fand die heilige Taufe im Palais des damaligen Prinzen Ludwig von Hessen statt, in welcher der Täufling auf Wunsch des regierenden Großherzogs Ludwig III. von Hessen die alten hessischen Landgrafennamen Ernst Ludwig erhielt; die weiteren Vornamen waren Karl Albert Wilhelm. Zu Paten wurden König Wilhelm von Preußen und Königin Viktoria von England gebeten; der erstere ließ sich bei der Taufe durch den Fürsten Karl Anton zu Hohenzollern vertreten. Der junge Prinz wuchs zu einem kräftigen Knaben und Jüngling heran und trat nach seiner Konfirmation wie alle anderen hessischen Prinzen in das 1. großherzoglich hessische Infanterie- (Leibgarde-) Regiment Nr. 115. Noch jüngst wurde er als Premierlieutenant à la suite dieses Regiments geführt, doch stand er auch à la suite des Potsdamer 1. Garderegiments zu Fuß, in welchem er seine militärische Ausbildung fortsetzte. Später bezog er die Universitäten zu Gießen und Leipzig, wo er vornehmlich Vorlesungen über Staatslehre, Geschichte, Aesthetik rc. hörte. An einer starken Grippe leidend, hatte sich der Prinz erst kürzlich nach Nizza begeben, um im milderen Klima sein Leiden schneller überwinden zu können, als er an das schwere Krankenlager des geliebten Vaters berufen wurde, den er noch lebend antraf. Nach dem Hinscheiden des Letzteren erließ er eine Proklamation, in der er seinen Regierungsantritt mit den Worten einführt: „Wir erteilen den Ständen, den Beamten und den Landesangehörigen die Versicherung, daß Wir Uns die Handhabung von Recht und Gerechtigkeit angelegen sein lassen, die Verfassung hochhalten, dem Kaiser und Reiche die von Unseren Vorfahren erwiesene Treue bewahren werden."

Neue Bücher und Schriften.

Bechholds Handlexikon der Naturwissenschaften u. Medizin, ca. 12 Lief. à 50 ₰. Frankfurt a. M., H. Bechhold. Lief. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8.

Berg, Leo, Der Naturalismus. Zur Psychologie der modernen Kunst. München, M. Poeßl.

Bopp, F., Dämmerlicht. Neue Lieder. Preis 1.20 ℳ. Zürich, J. Schabelitz.

Bunge, Rudolf, Carpoint. Ein Dichterleben. Roman in Versen. Leipzig, Abel & Müller.

Cohnus, Prof. Dr. H., „Die schwerste Entbindung". Verhaltungsmaßregeln zur Vermeidung der Schmerzen und Gefahren der Niederkunft. Mit einem Anhange: „Ueber die Pflege der Kinder", von Dr. med. Clementine Lepet. 2. Auflage. Leipzig, Th. Grieben's Verlag.

Evers, Franz, Symphonie. ein Gedichtbuch von Carl Busse, Franz Evers, Georg v. Oertzen, Victor Hardung, Julius Barleben. München, M. Poeßl.

Freising, A., Leitfaden für den Tanzunterricht verbunden mit einer Anleitung zur Ausbildung des Körpers auf Grundlage der französischen Tanzschule und der vom Verfasser begründeten ästhetischen Gymnastik. Berlin, Otto Dreyer.

Grottewitz, Curt, Wir glauben? Die anderen! Modernisirung der zehn Gebote. Eine Scheidung der Geister. Pr. 50 ₰. Berlin W., H. Gottschard Verlag. VI. Teil. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

Hesse-Wartegg, Ernst von, Nord-Amerika, seine Städte und Naturwunder, das Land und seine Bewohner in Schilderungen. Mit gegen 300 Abbildungen. Wohlfeile Ausgabe der 2. Auflage in 30 Lieferungen à 50 ₰. Lief. 1. Leipzig, Gustav Weigel.

Kreuzer, Fr., Lehrer, Lehrbuch für Stotternde, eine Handreichung für Anstalten und Lehrer und zum Selbstgebrauch. Preis geb. 7.50 ℳ. Rostock, Selbstverlag des Verfassers.

Lewalter, Johann, Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen Anmerkungen. III. Heft. Preis 1 ℳ. Hamburg, Gustav Fritzsche.

Moderne realistische Literatur im Lichte der Ethik und Aesthetik. II. Heft. 3. Karl Bleibtreu von Dr. Ed. Schalden. 4. Aug. Bebel von Dr. O. F. Wippen, herausgegeben von der Allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine in Verbindung mit der Allgemeinen Konservativen Monatsschrift. Preis 50 ₰. Zu beziehen durch das Bureau der Sittlichkeitsvereine, Berlin SW., Oranienstraße 104.

Rendo, Dr. Mag., Das Gerichtsverfahren im modernen Drama. Wien und Leipzig, M. Breitenstein's Verlagsbuchhandlung.

Roth, Dr. Karl, Die Krankheiten der Nase und ihre Behandlung. Berlin, Hugo Steinitz.

Singer, Michael, Die Wahrheit siegt. Roman. Pr. 3 ℳ. Mit einer Vorrede von Dr. M. Silberstein. Budapest, Karl Grill's k. u. k. Hofbuchhandlung.

Siegemann, Hermann, Dorfdämmerung. Roman aus dem Elsaß. Zürich, J. Schabelitz.

Tibelt, Helene, Auf der Schwelle des Lebens. Herzensworte als Mitgabe für deutsche Töchter bei ihrer Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

Török Arpad von, Pro... Mitteilungen. 1. Heft. Preis 60 kr. ö. W. Budapest.

Ueber Jugend- und Volksspiele. Allgemein unterrichtende Mitteilungen des Zentralausschusses zur Förderung der Jugend- und Volksspiele in Deutschland. Herausgegeben in dessen Auftrag von E. von Schenckendorff und Dr. med. F. A. Schmidt. Hannover-Linden, Manz & Lange.

Weber, Dr. Richard, Die Neuralgie, Entstehung, Behandlung und Heilung. Für Aerzte und Leidende geschildert. Berlin, Hugo Steinitz.

Zacatus, Cl., Samuel Henzi. Trauerspiel. Pr. 2 Kronen. Basel, Benno Schwabe.

Zuber, Ludwig, Hans Flamm. Ein Bild aus Kreuznachs Vergangenheit. Nebst einem lyrischen Anhang. Geb. 2 ℳ. Kaiserslautern, Aug. Gotthold's Verlagsbuchhandlung.

Schach. (Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe 21. Von J. G. Campbell.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe 17 S. 446:

Weiß.
1) D. E 2 — B 5.
Schwarz.
1) K. E 5 — D 4.
Weiß.
2) D. D 5 — B 4.
Schwarz.
2) Beliebig.
Weiß.
3) D. oder S. Matt.
A) Weiß.
1) . . . .
Schwarz.
1) S. G 5 zieht.
Weiß.
2) S. D 2 — F 3 †.
Schwarz.
2) K. E 5 n. K 4 (E 6, E 7).
Weiß.
3) D. B 5 — B 4 (D 7, C 6) Matt.
(Auf 1) . . . 1) S. D 3 geht: 2) L. A 5 — C 3 † rc.) Andere Spielarten leicht.

Berichtigung. Auf S. 500 bitten wir, nachfolgenden Verstoß des Setzers richtig zu stellen. Es muß heißen: Auflösung der Aufgabe 16 S. 446 (nicht 17 S. 446), und ferner 1) T. D 2 — G 2 (nicht G 2 — G 21), was unsere aufmerksamen Schachfreunde das ohne Zweifel selbst bereits gefunden haben.

Schachbriefwechsel.

Herrn W. Amberg in Breslau, L. G. in Aachen, Arg. Horb in Neustrelitz. Nro. 13 R. In Nro. 12 nach 1) T. C 8 — D 7 †, K. D 5 — E 5; 2) L. B 4 — C 3 †, K. C 4 — C 3 bietet die schwarze Dame dem K. F 3 Schach. Ihr 2. Zug T. D 7 — C 7 kann daher nicht folgen. — Dr. Wolf in Heidelberg. Nr. 6 — 16 R. — Würdig in Triest. Nr. 7 — 13, ebenso das schwierige Problem V R. Freundlicher Gruß. Hermann Strödner in Stettin, M. Cars. S. Mayer in Berlin, L. v. G. in Veltheim. Nro. 11 R. und 14 R. Th. G. in Stuttgart. Nro. 8 — 15 R. aber Nro. 11 siehe falsch. Hans Ulbing in Wien. Nro. 1 — 12, ebenso Nro. 6 R. In Nro. 11 jedoch nach Ihrem Zuge 1) L. B 4 — C 3 †, bietet T. C 4 × C 3 dem weißen König Schach. R. P. in Saarbrücken und W. E. in Andernach. Wir empfehlen Ihnen das „Kleine Lehrbuch des Schachspiels" verfaßt von J. Dufresne. 5. Auflage, Verlag von Ph. Reclam in Leipzig. J. B. in Hedwigenkoog. G. Burkhard in Mülhausen. Nro. 9 R. — Bevling in Nordhorn. Nro. 7 — 15 R. Aufgaben dankend erhalten. Die dreizügige ist ein wenig zu leicht lösbar. — Mr. Calypso à Angers. Nous avons eu avec grand plaisir votre lettre derniere. La solution de No. III est tres juste. — Kritschbaum in Graz. Allerdings konnte in Nro. 9 der Thurm F 8 auch auf mehrere andere Felder der Reihe gestellt werden. Die Autoren haben, da hier eine Studie vorliegt, mit Recht das auch gewählte Feld für den Thurm gewählt. Nro. 1 — 15 R. Zur Aufgabe Nro. 15 von Hans Ulbing. Herr L. Steinmeyer in Berlin, L. R. in Jugenau und mehrere Herren Korrespondenten. Der Zug 1) T. B 2 — B 4 wird durch K. A 4 — A 5 widerlegt. In der richtigen Lösung 1) F 5 — F 6 folgt auf K. A 4 — A 5, 2) T. B 2 — A 8 und Matt mit dem nächsten Zuge. — Schanlen und Brefin in Wollschow. In Nro. 14 scheitert Ihr Zug 1) D. G 1 — F 2 zum Beispiel an K. D 6 — C 6. In Nro. 15 nach 1) T. D 2 n. F 4, S. D 5 n. F 4, 2) L. G 4 n. F 5 †, setzt L. G 4 n. F 5 nicht Matt, weil S. F 4 — E 6 das Schach deckt. Ueber Nro. 13 siehe vorher. Herr Staatsrat Zentmill in Dorpat. Die Berichtigung von Nro. 23 finden Sie neben der Aufgabe Nro. 47 abgedruckt. Der weiße Läufer muß von C 3 entfernt und auf B 4 gestellt werden. Zum Schachwettkampf Steinitz-Tschigorin. Herrn W. Bergeroth in Berlin, G. Mohner in Breslau, L. W. in Brüssel und andere Herren Korrespondenten. Steinitz hat inzwischen seinen Gegner besiegt. Im Ganzen wurden 23 Partien gespielt, von denen Steinitz 10, Tschigorin 8 gewonnen hat; 5 blieben unentschieden. Problem Nro. VI von J. G. Campbell. Weiß. König B 7, Dame D 3, Thürme C 6, C 8; Springer E 6, G 8, Läufer A 2, Bauern A 4, A 5, C 2, D 5, D 6, E 4. Schwarz. König D 7, Dame B 4, Thürme B 1, F 7, Springer A 1, A 3, Läufer G 1, Bauern B 5, E 3, G 6, G 7, H 6. Weiß zieht und setzt mit dem 4. Zuge Matt.

Briefmappe.

Friedrich H. in Danzig, J. B . . . . in Wien; A. von R. in Budapest. Wir bedauern keinen Gebrauch davon machen zu können.

Kneipp'sche Kur.
Neuer ausführlicher Prospekt gratis von der Naturheilanstalt Wiedermann, Dr. Joh. früher Assistent in München und Darmstadt.

Gläsern-Nachtlichte.

Post- und Schnelldampfer
zwischen **Bremen** und

Newyork	Baltimore
Brasilien	La Plata
Ostasien	Australien

Prospekte versendet
Bremen. Die Direction des Norddeutschen Lloyd.

Berliner Tageblatt

5 Mk. 25 Pf. vierteljährlich beträgt das Abonnement auf das täglich 2 mal in einer Abend- und Morgen-Ausgabe erscheinende

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung

mit Effekten-Verlosungsliste nebst seinen werthvollen Separat-Beiblättern: Illustrirtes Witzblatt „ULK", belletristisches Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle", feuilletonistisches Beiblatt „Der Zeitgeist", „Mitteilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft" bei allen Postämtern des Deutschen Reichs.

Das Berliner Tageblatt besitzt die **weiteste Verbreitung aller deutschen Zeitungen** im In- und Auslande, wodurch Annoncen in demselben von ... Wirksamkeit sein müssen.

Durch seinen reichen, alle Gebiete des öffentlichen Lebens umfassenden, gediegenen Inhalt, sowie durch raschste und zuverlässige Berichterstattung hat sich das „Berliner Tageblatt" die ... Gunst der

gebildeten Gesellschaftskreise

erworben. Unter Mitarbeiterschaft hervorragender Fachautoritäten ... als Theater, Musik, Literatur, Kunst, ... Technologie und Medizin, erscheinen regelmäßig

werthvolle Original-Feuilletons,

welche vom gebildeten Publikum besonders geschätzt werden. Bei dem ausgedehnten Leserkreis in Deutschland und im Auslande ist das „Berliner Tageblatt" die am weitesten verbreitete

große deutsche Zeitung

geworden; das „Berliner Tageblatt" entspricht aber auch allen Anforderungen, welche man an eine solche zu stellen berechtigt ist, in vollem Maße.

Im ... Feuilleton erscheinen die **Original-Romane** der hervorragendsten Autoren. Demnächst gelangen folgende Romane zum Abdruck:

„Wer siegt?" von E. v. Wald-Zedtwitz. „Helios" von Konrad Telman.

Erhält die zarteste Haut
bekommt man durch den Gebrauch von
LANOLIN-

CREME
SEIFE
JÜNGER & GEBHARDT
In allen Drog. u. Parfüm-Handlungen

Wer ... kann ... Berlin W. 41. Pr. gr.

Man kauft Damen

... Franko ... versendet ... Katalog m. 1. Bl. 27.

Otto Altenberg, Berlin SW., Rosstrasse 27.

Soeben erscheint:

9000 Abbildungen.	16 Bände geb. à 10 M. oder 256 Hefte à 50 Pf.	16000 Seiten Text.

Brockhaus' Konversations-Lexikon.
14. Auflage.

600 Tafeln. 300 Karten.
120 Chromotafeln und 480 Tafeln in Schwarzdruck.

Alexander Monski, Motorenfabrik, Eilenburg

vorzügliche Heissluft Pump Maschinen zum Preise von 425 Mk. an. zur Wasserbeförderung von Gärten und Häusern

Existenz und **Stellung**
gute gründliche Ausbildung durch brieflichen prämiirten Unterricht.
Schönschrift.
BUCH-FÜHRUNG
Gratis Prospekte!
OTTO SIEDE, ELBING.

Seide. **Seiden-Foulards** von 85 Pf. bis Mk. 10. — ... zu ... Roben ...
Adolf Grieder & Cie in Zürich (Schweiz).

Digitized by Google

E. K. in Saarbrücken. Ihre poetischen Versuche sind ganz stimmungsvoll und zeugen zugleich von Formtalent. Finden Sie einmal ein Thema, das weniger ausgetreten ist als die jetzt von Ihnen angeschlagenen, so könnte sich wohl auch etwas für uns Geeignetes ergeben.

A. G. in Bromberg. Mit dem verbindlichsten Dank für Ihre Zusendung bedauern wir, davon keinen Gebrauch machen zu können wegen Ueberfülle von Material.

Ph. S. in Fränkinger, O. T. in Altendorf, Rheinland, J. P. in Leipzig; H. in Bromberg-Schleusenau. Nicht verwendbar.

A. V. in Kroatien. Die Lösung heißt: Die Farben.

„Erika" aus W. Auch diesmal können wir wieder zu unserem größten Bedauern das Eingesandte nicht verwenden, hoffen aber bestimmt, daß Sie sich dadurch nicht von weiteren Versuchen abschrecken lassen, und sehen mit Vergnügen den nächsten Proben entgegen.

Abonnent in Rohr, Steiermark. Damit müssen wir Sie an die früher bereits einmal namhaft gemachte Geschäftsstelle der Zeitschrift „Kuriß", Berlin W., Kirchenstraße 27, verweisen. Wenden Sie sich dorthin unter Berufung auf unsere Redaktion, und es wird Ihnen gewiß jede in dieser Sache gewünschte Auskunft gern erteilt werden.

Anna B. im Pfarrhause L. Zu unserem Bedauern vermochten wir das nicht ausfindig zu machen.

Abonnent im Rabethal. Ihre Anfrage, „wie es mit den geschäftlichen Verpflichtungen im Kriegsfalle gehandhabt wird", läßt so wenig erkennen, worauf Sie abzielen, daß wir Sie schon ersuchen müssen, zunächst Ihr Anliegen etwas deutlicher auszudrücken.

Ines in Breslau. Ihre Anfangsstudien können Sie recht wohl an der Kunstschule Ihrer Vaterstadt machen. Wollen Sie dann Ihre Ausbildung weiter verfolgen, so empfehlen wir Ihnen namentlich die Münchener Kunstakademie. Welche Summe Ihre Studien, die jedenfalls eine längere Reihe von Jahren in Anspruch nehmen werden, erfordern mögen, läßt sich zum voraus auch nicht annähernd berechnen — am wenigsten ohne eingehende Kenntnis Ihrer Ansprüche an das Leben und seine Bequemlichkeit.

E. M. in Königsberg. Wenden Sie sich unter Berufung auf uns an Redakteur Dr. H. Brendicke, Berlin W., Potsdamerstraße 61, Makler der Berliner Briefmarkenbörse, oder an den königlichen Assessor bei der Generaldirektion der königlichen Verkehrsanstalten (Postabteilung) in München, Anton Keller, oder auch an Herrn Wilhelm Peter in Coppenau.

Josef W. in Mühlbach, Siebenbürgen. Zu Ihrem eigenen Vergnügen — ganz gut! Aber für den Druck — nein!

M. Br. in Th. Einen Bestellschein für eine Anzahl Kunstblätter aus unserer Verlagshandlung, welche Sie zu Vorzugspreisen beziehen können, finden Sie in dieser Nummer. Genau in der angegebenen Größe ist ein Oelfarbendruckbild allerdings nicht vorrätig, aber doch in annähernden Format, nämlich „Morgenbesuch", 44 Centimeter hoch, 29 Centimeter breit. Preis 1 Mark. Ihre Buchhandlung liefert Ihnen das Bild auf Bestellung.

Richtige Lösungen sandten ein: A. v. Lukács in Budapest (2). Agnes Georgi in Bromberg (3). Gustav Albrecht, Eisenbahnbeamter in Großwardein (3). Klara Fallgatter in Waldenburg in Sachsen (2). Heinrich Erisman in Berdilschew. Henriette Helbling-Tschudi in Zürich (4). Charlotte Gans in Tiefe-Plaß. Art. A.-B. Franz Rericht in Budapest (2). A. B. in Schlettstadt in der Schweiz (3). Frau Doktor Lauste in Crevits. Wil. A.-B. (2). M. Schöch in Geilenheim. Minna v. O. in Pilsen (2). Ida Kremer in Roßwein in Sachsen. Emilie Schreiß in Gießen (2). Joh. P. Stappel in Hamburg. Margarete Meyer in Werderhorst (2). Clemens Leo Kohl in Neuwied (3). Anna Boddin in Kiew in Rußland. „Heidekraut" in Frankfurt a. M. (2). „Kein Engel" in Marbach (3). Baronin Th. v. P. in Marburg in Steiermark (3). „Mascotte" in Kairo (3).

Inhalts-Uebersicht.

Text: Die schöne Barbara. Eine Erzählung aus Arizona von Anton von Perfall. Schluß. — Ueber Diphtheritis, von Sanitätsrat Dr. Pilsinger. — Sprache von Oskar Weber. — Generalfeldmarschall Graf Moltkes Briefe an seine Braut und Frau. Fortsetzung. — Die deutschen Bogelen. — Zu rechter Zeit. Roman von Sophie Junghans. Fortsetzung. — Die Eremitage-Grotte zu Hellbrunn. — Notizblätter. — Aus „Groß-Peking" von M. — Für müßige Stunden: Frühlings-Königsrommade, Logogriph; Rätsel; Auflösung des Bilderrätsels Seite 503; Auflösung der Rätsel Seite 504. — Litteratur. — Correspondenz zur bevorstehenden Wiederkehr eines Geburtstages. — Der Thronwechsel in Hessen. — Neue Bücher und Schriften. — Schach. — Briefmappe.

Illustrationen: Aus den deutschen Bogesen, Originalzeichnungen von J. Weber, vierundzwanzig Abbildungen. — Aus „Groß-Peking", ein Bild vom Kostümfeste der Wiener Künstlerschaft von Rudolf Böttel. — Die Eremitage-Grotte im Park zu Hellbrunn bei Salzburg, nach dem Gemälde von J. B. Hennings. — Bildnis einer Dame, nach dem Gemälde von J. Wodzinski. — Johann Amos Comenius. — Ludwig IV., Großherzog von Hessen †. — Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Herausgeber: Prof. Joseph Kürschner in Stuttgart.
Verantwortlicher Redakteur: Otto Baisch in Stuttgart.

Auswärtige redaktionelle Vertretungen:
Berlin: Filiale von „Ueber Land und Meer" (SW., Charlottenstr. 11);
München: Wolfgang Brachvogel (Theresienstraße 64 III);
Wien: Filiale von „Ueber Land und Meer" (Herrngasse 8);
Budapest: Moritz Kohl (V. Arany Janosgasse 8).

Unseren geehrten Abonnenten

empfehlen wir zum Einbinden des mit dieser Nummer vollständig vorliegenden ersten Bandes dieses Jahrgangs die in unserer Buchbinderei auf das eleganteste ausgeführte

Original-Einband-Decke
zu „Ueber Land und Meer"

in brauner englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpressung auf dem Vorderdeckel und Rücken. Der Preis hierfür ist 2 Mark pro Decke; dieselbe Decke, jedoch nur mit Goldrücken, ohne Vorderdeckelvergoldung, ist zu 1 Mark 25 Pfg. zu haben.

Ferner offerieren wir Mappen zur Aufbewahrung der Wochennummern in gepreßter Leinwand mit Goldtitel auf dem Vorderdeckel à 1 Mark 25 Pfg., besonders zu empfehlen allen Lesekabinetten, Gasthöfen, Cafés, Restaurationen &c.

(Zu dem Preise der Decken und Mappen kommt in Oesterreich-Ungarn noch ein kleiner Eingangszoll.)

☞ Nur durch die Herstellung in sehr großen Partien können die Preise so billig gestellt werden. Die Einzelanfertigung würde mindestens das Doppelte kosten.

Die Einband-Decken und Mappen können durch jede Sortiments- und Kolportagebuchhandlung, auch durch die Boten, welche die Nummern oder Hefte ins Haus bringen, bezogen werden, und liegt dieser Nummer ein Bestellschein zur gefälligen Benützung bei. Die verehrlichen Post-Abonnenten wollen dieselben ebenfalls bei einer Buchhandlung bestellen, da die Postämter Einband-Decken nicht liefern. Auf Wunsch und gegen Einsendung des entfallenden Betrages ist auch die Verlagshandlung in Stuttgart zur Lieferung bereit.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse, Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes, in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung.

G. Hennebergs Seidenfabrik
in Zürich sendet direkt an Private

schwarze, weiße u. farbige Seidenstoffe von 75 Pf. bis Mk. 18.65 p. Mtr. — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. u. 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v. Mk.	1.35	18.65
Seiden-Foulards	„	1.35	5.85
Seiden-Grenadines	„	1.35	11.65
Seiden-Bengalines	„	1.95	9.80
Seiden-Ballstoffe	„	0.75	18.65
Seiden-Ballkleider	„	14.80	68.50

Muster umgehend. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
Seiden-Fabrik, G. Henneberg, Zürich,
Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

LIQUEUR und PILLEN des Dr LAVILLE
RHEUMATISMUS und GICHT

EIN VATER

— anerkannt als Welt- und Menschenkenner — schrieb seinem Sohne Briefe vertraulicher Art, um ihm die Erfahrungen zu vermitteln, die in den Stürmen des Lebens seinem erspart bleiben, die aber die meisten erst mit ihrem Herzblut erkaufen müssen. Es sind dies die weltberühmten „Briefe Lord Chesterfield's an seinen Sohn", die unter dem Titel „Grundlehren der Lebensweisheit und Weltkunst" in freier deutscher Bearbeitung von Dr. Karl Munding erschienen und von unschätzbarem Werte sind für jeden, der vorwärts kommen und im Kampf ums Dasein als Sieger hervorgehen will. Preis M 3.60; zu Geschenken eleg. geb. M 4.50 inkl. Porto. (Nachnahme 30 ₰ teurer.)
Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart

Meran.
Kneippsche Heilanstalt.
Licht- u. Wasser-Kuren bei Dr. Messner durchs ganze Jahr. Prospekte frei.

Privat-Detektiv-Institut.
Auskünfte, Beobachtungen, Ermittelungen jeder Art. Strengste Diskretion.
A. Zimmer, Fischerwalde, Berlin.

Militär-Pädagogium
Berlin, BELLONA.
Die Direktion.

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrichs-, Primaner- und Abiturientenexamen in kürzester Zeit durch mein Institut. Moosta, Direktor, Dresden.

Vorzügliche
Photogr. Apparate
nebst Utensilien und Anleitung.
Illustr. Preisliste gratis u. franco.
Josef Rodenstock,
herzogl. Hoflieferant,
München.

ED. PINAUD
PARIS, 37, Bd de Strasbourg
Ed. Pinaud's Parfums
Violettes de Parme
IXORA BREONI
BRISA DE LAS PAMPAS
BOUQUET THÉODORA
Ed. Pinaud's SAVON IXORA
Die Seife der eleganten Welt.
PARIS 1889
GRAND PRIX

Handels-Institut.
Villa Longchamp, Ouchy, Lausanne.
Neuere Sprachen: Franz., Engl., Ital., Span., Handelsfächer. Prospekte d. d. Vorsteher Dr. Georgens.

PATENTE
schnell und sorgfältig durch
RICHARD LÜDERS Civil-Ingenieur
in GÖRLITZ.

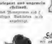
Zitherspiel
ohne Lehrer nach Baumgartners gründlichster, einfachster Methode mit 161 Musikstücken. 4. Auflage. Gegen ℳ 2.50 durch Lichtenberg in Breslau.

Emil Schäfer.

Carl Holl in Cannstatt
Goldwarenfabrik und Versandgeschäft.
Versand g. Nachn. od. vorher. Einsendung. Illustr. Katalog gratis und franko.
Dir. import. Chines. Thee in Original-Blechbüchse per Pfd. Mk. 4.65.

Monogrammbroschen und Manschettenknöpfe aus gediegenem Silber ausgelegt, Buchstaben vergoldet.
Hochelegant und ungemein effektvoll.
Jedes Monogramm aus 2 beliebigen Buchstaben wird angefertigt.

Nr. 1653
Monogramm-Broschen
per Stück ℳ 7.50.
Monogramm-Manschettenknöpfe
mit Verschluß
per Paar ℳ 15.—.



Nr. 1634.
Echtes Obsidian-Herz
mit echten Perlen, als Anhänger und als Brosche zu tragen. Fassung Silber vergoldet ℳ 13.50.

Nr. 1652.
Kleeblatt-Brosche
aus echtem Obsidian mit Perlen. Fassung Silber vergoldet. ℳ 10.—.

Obsidian, ein dunkelgrüner, durchsichtiger, feiner Stein, ist jetzt hochmodern u. allgemein beliebt.

Jede gebildete Hausfrau liest gern die
Deutsche Moden-Zeitung.
Diese ist bei aller Reichhaltigkeit die billigste Moden-Zeitung der Welt.
Vierteljährlich nur 50 Pfg.
Mit 8 Schnittmuster-Beilagen und 4 farbigen Modenbildern nur 80 Pfg.
Jährl. 24 Nrn. Erscheint alle 14 Tage.
Zu beziehen d. alle Buchh. u. Postanst.
Probenummern gratis durch jede Buchhdlg. oder
Aug. Polich, Leipzig.
Auflage: 300000!

Digitized by Google

Goldene Medaille London 1891.

Schmücke Dein Heim!

Goldene Medaille Leipzig 1892.

Diaphanie-Fensterbilder. – Prachtvolle Gelegenheits-Geschenke.

Ausstellung Berlin.

Grimme & Hempel, Leipzig.

Ausstellung Leipzig.

Illustr. Katalog M. 1 — (auch Briefmarken), wird bei Bestellung von M. 20.— an zurückvergütet.

Neu erschienene Alpen-Landschaften:

Salzburg mit Untersberg. Berchtesgaden mit Watzmann. Taufers mit Schwarzenstein. Cortina mit Tofana. Suldenthal. Trafoi mit Trafoier Gletscher. Drei Zinnen im Ampezzothal. Langkofel bei St. Ulrich im Grödnerthal.

Dieselben 8 Landschaften in hochfeinem Farbendruck werden in eleg. Mappe. 44 · 62 cm. gegen Einsendung von M. 25. versandt.

Unübertroffen! Ueberall käuflich.

Schutz Marke.

Gerolsteiner Sprudel

Tafelgetränk I. Ranges.

Preisgekrönt auf allen beschickten Ausstellungen.

Vertreter für Berlin: Fr. Stangen

Die Direktion des Gerolsteiner Sprudel in Gerolstein.

Berliner Morgen-Zeitung

132,000 Abonnenten!!

... sorgfältig redigirte Zeitung ... enorm billigen ... nur

1 Mark vierteljährlich.

Probenummern ... Berliner Morgen-Zeitung (Rudolf Mosse) Berlin SW.

Mondamin alleinige Fabr. Brown & Polson k. engl. Hofl.

Für **Kinder** und **Kranke** ... erhöht die Verdaulichkeit der Milch.

Heinrich Kleyer

Adler Fahrradwerke

Frankfurt a. Main.

Spezialfabrik für Fahrräder.

Auf der Internationalen Ausstellung für das rote Kreuz. Armeebedarf, Hygiene, Volksernährung und Kochkunst zu **Leipzig 1892** wurden u. A. prämiirt:

Mit dem Ehrenpreis des Königlich Sächsischen Staatsministeriums und der Goldenen Medaille:

Deutsche Xylolith- (Steinholz-) Fabrik, Otto Sening & Co., Potschappel.

Dresdener Gasmotorenfabrik, Moritz Hille, Dresden. Ausschliessliche Spezialität: Gas-, Petroleum- und Benzinmotoren.

Mit dem Ehrenpreise der Stadt Leipzig und der Goldenen Medaille:

Deutsche Schaumweinfabrik Wachenheim.

Wilhelm Felsche, Leipzig-Gohlis. Schokoladen- und Cacao-Fabrik.

Schülke & Mayr, General-Vertreter der „Comp. Kemmerich" für Kemmerich's Fleisch-Extrakt, Pepton etc.

Chemische Fabrik von Schülke & Mayr, Hamburg, für Lysol.

Herrmann Franke, Artern i. Thür.

Mit dem Ehrendiplom und der Goldenen Medaille:

F. W. Hasse, Bremen. Cigarren und Tabak.

Erste Culmbacher Actien-Exportbier-Brauerei, Culmbach.

Leipziger Vegetarier-Verein, Leipzig.

Mit der Goldenen Medaille:

Deutsche Schaumweinfabrik, Wachenheim.

Franz Kathreiners Nachfolger, München. Filialen in Berlin, Wien, Zürich.

Adam Rackles, Frankfurt a/M. Apfelwein, Apfelwein-Champagner.

Paul Brennicke & Co., Berlin C. Cacao.

Hartwig & Vogel, Dresden.

Mit der Silbernen Medaille:

Fritz Schulz jun., Leipzig.

F. Heyge & Co.,

Louis Schopper, Leipzig.

Mit der Bronzenen Medaille:

F. G. Thomas, Hasselfelde a/H.

Preise: Brüssel, Stuttgart, Porto Alegre, Wien.

Burk's

Arzneiweine

Gleiche Preise in ganz Deutschland.

... Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate.

Von vielen Aerzten empfohlen.

Burk's Pepsinwein (Essenz).

Verdauungsflüssigkeit.

Burk's China-Malvasier.

Ein delikates Tonicum.

Burk's Eisenchinawein.

Zu haben in d. Apotheken Deutschlands u. vieler grösseren Städte d. Auslands.

Man verlange ausdrücklich: „Burk's Pepsinwein", „Burk's China-Malvasier" ...

Firma C. H. Burk, Stuttgart.

TAMAR INDIEN GRILLON

Erfrischende, abführende Fruchtpastille gegen

VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden.

Paris, E. Grillon

33, rue des Archives

IN ALLEN APOTHEKEN

IV. Jahrgang. II. Quartal.

Verlangen Sie

von Ihrer Buchhandlung oder im Falle dieselbe keine führt, direkt von der

Verlagshandlung **J. F. Schreiber, Esslingen** bei Stuttgart

Gratis-Probenummer von

„Lothar Meggendorfers Humoristische Blätter"

farbig illustrirtes **Witzblatt.**

Abonnement Mk. 3. — pro Quartal.

№ 4711.

EAU DE COLOGNE

Unerreichte Feinheit, Frische und Haltbarkeit des Wohlgeruchs.

Anerkannt **die Beste** durch die Preisrichter aller beschickten Ausstellungen.

In allen feineren Parfümerie-Geschäften vorräthig.

Man achte genau auf die richtige Nummer.

13. Heft. 1892. Preis 20 Cents.

Digitized by Google

Inhalt des dreizehnten Heftes.

Text:

Seite

Die schöne Barbara. Eine Erzählung aus Arizona von Anton von Perfall . . . 509. 529
Generalfeldmarschall Graf Moltkes Briefe an seine Braut und Frau . . . 514. 531
Litteratur . . . 515. 544
Zum zweihundertsten Geburtstage des Grafen Gustav Adolf von Gotter am 26. März 1892. Von Dr. Richard Hodermann . . . 515
In rechter Zeit. Roman von Sophie Junghans (Forts.) . . . 518. 538
Für müßige Stunden:
Bilderrätsel. — Logogriph. — Auflösung des Bilderrätsels Seite 483. — Auflösung der dreisilbigen Charade Seite 483. — Auflösung des Rätsel-Distichons Seite 483 . . . 522
Frühlings-Königspromenade. — Logogriph. — Rätsel. — Auflösung des Bilderrätsels Seite 503. — Auflösung des Rätsels Seite 503 . . . 543
Aus der deutschen Rekruten-Reitschule. Von Kurt Wagner . . . 523
Kaiser Friedrich und A. v. Werners Bild: Der Kronprinz an der Leiche des Generals Douay . . . 523
Notizblätter . . . 524. 543
Unter uns:
Konfirmationsgeschenke. — Impfstoff. — Patent-Lampenfüller und Dochtputzer. — Zum Einkauf von Kanarienvögeln. — Frühblühende Sträucher . . . 525
Gestorben . . . 526
Schach . . . 526. 546
Briefmappe . . . 526. 546
Gesundheitspflege . . . 527
Ueber Diphtheritis. Von Dr. Bilfinger . . . 531
Spruch. Von Oskar Welten . . . 534
Die deutschen Vogesen . . . 535
Die Sternweiher-Grotte zu Hellbrunn . . . 542
Aus Groß-Peking. Von W. . . . 543
Comenius. Zur dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages . . . 544
Von der heiteren Seite:
Allerdings. — Zu viel verlangt. — Der Höhepunkt der Kunst. — Wenn zwei dasselbe thun. — Rechen-Exempel. — Der Gipfel der Unmöglichkeit. — Nie wieder. — Einleuchtend. — Mein Ideal. — Schnell kapirt. — Bedenkliche Genügsamkeit. — Eine Modekrankheit. — Ein zärtlicher Gatte. — Logisch. — Ein nützliches Uebel. — Don Juans Verlegenheit . . . 545

Illustrationen:

Seite

Schloß Molsdorf, der Landsitz des Grafen Gustav Adolf von Gotter. Originalzeichnung von Ewald Thiel . . . 509
Ein Tusculum des vorigen Jahrhunderts. Bilder aus Molsdorf in Originalzeichnung von Ewald Thiel . . . 512. 513
Parkpartie und Kirche von Molsdorf . . . 515
Gottermünze, aus dem herzoglichen Münzkabinet zu Gotha . . . 515
Gustav Adolf Graf von Gotter, nach einem gleichzeitigen Kupferstich . . . 516
Der erste Morgengruß . . . 517
Ein Frühlingsnachmittag an der Piazza San Marco in Venedig. Nach einer Zeichnung von S. Melton Fisher . . . 520
Bilder aus der deutschen Rekruten-Reitschule. In Originalzeichnungen von A. Wald . . . 521
Kaiser Friedrich und A. von Werners Bild: Der Kronprinz an der Leiche des Generals Douay. Drei Facsimile . . . 523. 524
Unter uns. Dreizehn Abbildungen . . . 525
Aus den deutschen Vogesen: Die Arbogastkirche in Rufach . . . 529
Barr mit den Burgen Andlau, Spesburg und Landsberg . . . 529
Aus den deutschen Vogesen. Originalzeichnung von A. Weber . . . 532. 533
Die deutschen Vogesen. Sechs Abbildungen . . . 535. 536
Aus Groß-Peking. Ein Bild vom Kostümfeste der Wiener Künstlerschaft von R. Völkel . . . 537
Die Sternweiher-Grotte im Park zu Hellbrunn bei Salzburg. Nach dem Gemälde von J. F. Hennings . . . 540
Bildnis einer Dame. Nach dem Gemälde von J. Wodzinski . . . 541
Joh. Amos Comenius . . . 544
Von der heiteren Seite. Fünf Abbildungen . . . 545

Inhalt des mit diesem Hefte zugleich ausgegebenen **dreizehnten Heftes** (Preis 35 Pf.) des zwanzigsten Jahrgangs von

Deutsche Romanbibliothek zu „Ueber Land und Meer“:

An den Ufern des Ganges. Roman von **Oskar Meding.** — **Rutschepeter.** Roman von **Robert Byr.** — **Aus der neuen deutschen Lyrik. O Sonne!** Von **Helene Reichsfreiin von Khünzen.** — **Rußland ist groß.** Von **Julius Lilien.**

Den geehrten Abonnenten von „Ueber Land und Meer“

empfehlen wir zum Einbinden des mit diesem Hefte vollständig vorliegenden **ersten Bandes** dieses Jahrgangs die in unserer Buchbinderei auf das eleganteste ausgeführte

Original-Einband-Decke

in brauner englischer Leinwand

mit reicher Gold- und Reliefpressung auf Vorderdeckel und Rücken

nach nebenstehender Zeichnung von Jul. Schnorr.

Preis per Decke, je für 13 Hefte oder 26 Nummern = 1 Band bestimmt, **nur 2 Mark.**

☞ **Auf den Wunsch vieler Abonnenten liefern wir diese Decken in ganz gleicher Ausstattung, jedoch nur mit Goldrücken, — also ohne Goldpressung auf dem Vorderdeckel — zu dem sehr billigen Preise von nur 1 Mark 25 Pf. per Stück.**

Zu dem gleich billigen Preise können auch **Mappen zur Aufbewahrung der Wochen-Nummern** in gepreßter Leinwand mit Goldtitel bezogen werden, besonders zu empfehlen allen ☞ **Lesekabinetten, Gasthöfen, Cafés, Restaurationen** 2c.

(In Oesterreich-Ungarn kommt zu diesen Preisen noch ein kleiner Eingangszoll.)

☞ Nur durch die Herstellung der Decken und Mappen in sehr großen Partien können die Preise **so billig** gestellt werden. Die Einzelanfertigung würde mindestens das **Doppelte** kosten.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämtliche **Kolporteure** und **Boten,** welche die Hefte ins Haus bringen, die Besorgung. **Postabonnenten** wollen sich diesfalls an eine Buchhandlung wenden, da durch die Postämter die Decken nicht bezogen werden können. Dieselben werden auf Wunsch gegen frankirte Einsendung des Betrags (am einfachsten in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) auch von der Verlagshandlung in Stuttgart direkt geliefert. Noch bemerken wir, daß die Decken nur in **brauner** Farbe zu haben sind.

NB. Da von anderer Seite ebenfalls Einband-Decken, jedoch **in ganz anderer Ausführung** angekündigt werden, so wolle man zur Vermeidung jeden Irrtums ausdrücklich die **von der Verlagshandlung angekündigten Original-Einband-Decken** verlangen und zu gefälligen Bestellungen den diesem Hefte beiliegenden Bestellschein benützen. Wird dann dennoch eine andere Decke geliefert, als obenstehende Zeichnung ausweist, so ist der Abonnent durchaus nicht verpflichtet, dieselbe anzunehmen, und steht ihm dann immer noch der Weg des **direkten** Bezugs von der Verlagshandlung in Stuttgart offen.

Zum Einbinden **früherer** Jahrgänge können jederzeit auch noch die betreffenden **Decken** nachgeliefert werden.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Kinder werden kurzsichtig

Kinderpulte.

Max Herrmann, Berlin W., Karlsbad 15.

Solide Badeeinrichtungen für 15 Mk. liefert L. Weyl, Berlin W. 41.

Dr. med. Haupt

Kurhaus für Nervenkranke und Erholungsbedürftige
Tharandt b. Dresden.

Prachtvoll gelegen u. sehr comfortabel eingerichtet. Kurmethoden. Sommer und Winter geöffnet.

Magenkrebsbeschwerden und Rückenmarksschwindsucht

Dr. Brunnig, Tilsit.

BLEICHSUCHT.

„Dreitheiliges Eisenmittel"

— nach ärztlichem Recept —
rasch und sicher wirkend,
empfohlen und verordnet von den ersten Frauenärzten Deutschlands
— Prospecte gratis —
Sternapotheke, Münster i. W.

Unentbehrlicher Toilette-Artikel

Wickersheimer's

antiseptisch. Thymol-Mundwasser.
Bestes Mittel z. Erhaltg. der Zähne durch Beseitigung d. zersetzend. Stoffe im Munde.

General-Vertrieb: Witte's Apotheke, Berlin W.

„Helm-Putz-Pomade"

ist nur acht Eingetragen. Dosen mit anderen Etiketten und nicht mit unserer Firma weise man als werthlose Nachahmung zurück.

Maschinenbau-Unterrichts-Anstalt.

Billige Gardinen

in crème und weiß
Vorzügliche Qualität. Geschmackvolle Muster
versendet von 2,50 M. das Fenster

Das Gardinen-Versandhaus
Adolf Sachs, Breslau.

Sensationelle Neuheit! Patentirt!

Nur 16 Mk.
Greizer Accord-Zither

ohne Notenkenntnis, ohne Lehrer.

H. Bewalte Nachf., Greiz.

CRÈME SIMON

Rue de Provence, 36, PARIS

Von wunderbarer Wirkung um der Gesichtshaut und Händen **GESCHMEIDIGKEIT** und blendende **WEISSE** zu verleihen.

Unübertroffen gegen AUFSPRINGEN, FLECKEN, ROETHE, JUCKEN der HAUT.

Patentleitern

fabriziren und liefern

Eugen Blasberg & Co.
Dusseldorf
Berlin SW. Frankfurt a. M.
Lager Hamburg.

Wer neben seinem Lokalblatt einer Berliner Zeitung bedarf, abonnire auf die

Deutsche Warte

Tageblatt für Politik u. Gesellschaft, geistiges u. wirthschaftliches Leben.

vierteljährlich **Eine Mark** bei allen Postanstalten und Landbriefträgern.

Neu hinzutretende Abonnenten erhalten auf Wunsch den bereits erschienenen Teil des spannenden Original-Romans aus der Berliner Gesellschaft: „Reiches Elend", von Gustav Löffel, gratis nachgeliefert.

Die Wormser Brauerschule,

Beginn des Sommerkursus am 7. Mai a. cr. Die Direktion. Lehrmann. Heidig.

Buchführung

Die mildeste aller Toiletteseifen ist

LOHSE's Lilienmilch-Seife

von lieblichem Wohlgeruch; erzeugt nach kurzem Gebrauche rosigweisse, sammetweiche Haut und erhält dieselbe bis ins Alter zart und geschmeidig. Nur echt mit dem in roter Schrift auf dem Etikett befindlichen Namenszug des Erfinders „Lohse".

GUSTAV LOHSE 45 Jägerstrasse 46, BERLIN.

In allen guten Parfümerien, Drogerien etc. des In- und Auslandes käuflich.

Riva am Gardasee.

Naturheilverfahren

Prospekte kostenfrei.

Andreas Huber,

Uhren- und Chronometermacher.
königl. bayer. Hoflieferant. München.

Taschen-Präcisions-Uhren.

Illustrirte Preislisten und Auswahlsendungen zu Diensten.

Liste über Jux- und Scherz-Artikel umsonst und postfrei.
J. C. Schmidt
Hoflieferant
Erfurt.

Stottern

heilt Rudolf Denhardt's Anstalt Eisenach

Kaiser Wilhelm II.

MODE PARFUM

Lilas de Perse, Peau d'Espagne
Violette San Remo, Corydalis
HOUBIGANT, Parfumeur, PARIS

Bücher-Verzeichnis
gratis – franko.
Carl Glogau, Hamburg.

Kunstverlag
von Brunet & Cie., Amsterdam.

Die Wiedergeburt der Völker

Schreibtisch-Aufsätze

Lemperß & Bergstofe in Düren.

Gustav Frh. v. Eberstein.

Angelgeräte-Fabrikation
von H. Stork in München.
Nerdendstr. 3.

Champagner-Kellerei

Gegründet 1826

Grempler & Co.
Grünberg
in Schlesien.

Erste Marken: Landkarte, Medaille, Gold

Zu beziehen durch alle Wein-Grosshandlungen

Feinstes Dessert

Pulsnitzer-

Gottlieb Bubnick
Pulsnitz i. Sachsen

Telegramm-Adresse: Moselwein, Trier.

Weinbau u. Handel.

Eigene Gewächse in den besten Lagen.

Moselwein Vertriebs-Gesellschaft in Trier.

Gegründet zur Verbreitung reiner Moselweine

Reichsbank-Girokonto.

CHOCOLADE UND CACAO — vereinigen vorzügliche Qualität bei mässigem Preis.

HARTWIG & VOGEL DRESDEN

Ausgezeichnet durch feinstes Aroma und grosse Ausgiebigkeit, daher billig. **CACAO-VERO**

Zu haben in allen durch unsere Plakate kenntlichen Apotheken, Conditoreien, Colonialwaren-, Delikatess-, Drogen- und Spezial-Geschäften.

Zur Linderung der Webernot.

Um notleidenden Webern im Eulengebirge Beschäftigung zu geben, werden nachstehend empfohlene beiden Marken in großen Mengen von meiner Firma angefertigt und zum

Fabrikations-Kostenpreise

verkauft. Jedem Stück liegt eine Quittung des Webers über den erhaltenen Weberlohn bei.

Spezialmarke: **Halbleinen**, 82 Ctm. breit, Meter 39 Pfg.
Spezialmarke: **Reinleinen**, 82 Ctm. breit, Meter 52 Pfg.

Beide Marken sind vorzüglich zu Leib- und Bettwäsche.
Proben nach auswärts franko.

Benno Schenk, Breslau.

Blendendweisse und gesunde Zähne erlangt u. erhält man durch den Gebrauch von: **BOEHM'S ZAHN-PASTA** zu haben in den meisten Parfumerie- und Droguenhandlungen. Fabrikant: Gustav Boehm Offenbach a. M.

Für Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nervenleiden, Säfteverderbnis, Frauenkrankheiten &c. Mäßige Preise. Prospect frei.

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt Dresden-N., Bachstraße 8.

[illegible] Dr. Kles' Diätetische Kuren, nebst Erläuterungen der Schroth'sche Kur &c. 8. Aufl. Preis 2 Mk., durch jede Buchhandlung, sowie direkt.

Stehende geschweißte Quersiederkessel

von 1—60 Pferdekräfte, allein und in Verbindung mit Eincylindrigen und Compound-Dampfmaschinen,

in allen gangbaren Größen auf Lager bei
Menck & Hambrock, Altona-Hamburg.

A. Pitzschler & Sohn Harmonikafabrik Altenburg, S.-A. Anerkannt vorzügliches Fabrikat, billige Preise.

Hauptgeschäft bietet **Restaurant** Gr. Mittagstisch à la Palais Royal, à Portion 10, 15, 25 und 35 Pf. Verz. Table d'hôte. 5 Gänge nach Wahl unter 10 Gerichten deutscher u. französischer Küche, à M. 1.50, im Abonn. M. 1.20 excl. Wein (Wein nach eigener Wahl.) Feine Diners u. Soupers u. à la Carte zu civilen Preisen

Leipzigerstr. 119 120 BERLIN W.

Wer sofort zur Herstellung des in Frankreich nach dem Recept des berühmten Arztes Prof. Tarteman [illegible] **Duflot-Wein** [illegible]

„OswaldNier."

[illegible]

„Oswald Nier."

Zum Engrospreisen, Weinhandlung Aux Caves de France.

Seit 1876: 30 Centralgeschäfte und 700 Filialen in Deutschland.

Hauptgeschäft in Berlin, Leipzigerstr. 119 120.

Höchste Auszeichnungen. En gros. En detail.

E. Epple & Ege

Königl. Hofmöbel-Fabrik

STUTTGART.

Anfertigung vollständiger Einrichtungen für Villen, Wohnhäusern und Hôtels, einzelner Holz- und Polstermöbel, Decorationen, Vertäferungen, Thüren u. Parketten in hochfeiner wie einfacher u. billiger Ausführung.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Jährlicher Versand:

ca. 1 Million Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

DAS VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland u. Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten
LEIPZIG-PLAGWITZ
hat weder Reisende, noch sonstige Vertreter, liefert auch nicht an Wiederverkäufer, sondern verkauft nur an die Privatkundschaft.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Zur Frühjahrs-Saison

empfehlen wir unser reichhaltiges Lager aller **Neuheiten** in deutschen, englischen und französischen

Kleiderstoffen.

Zugleich machen wir auf unsere in der Qualität sehr bewährten

Schwarzen Seidenstoffe,

ferner auf farbige **Merveilleux, Armures** und sonstige farbige, glatte und gemusterte Seidenstoffe ganz besonders aufmerksam.

Neu eingegangen sind folgende:

Wollene Fantasie-Kleiderstoffe.

- Art. 274. Beiw. Foulé mit schattirten Streifen. 96—97 Cm. breit, das Meter M. 1.90.
- Art. 202. Schottisch ☐ Stoffe. 98/100 Cm. br., d. Mtr. M. 1.85.
- Art. 275. Gross ☐ Crelad-Gewebe, lebhafte Farben. 100 Cm. breit, das Meter M. 2.—
- Art. 183. Englischer Plaidstoff. 100 Cm. breit, das Meter M. 2.—
- Art. 276. Karrirter Cheviot in matten Farben. 97/98 Cm. breit, das Meter M. 2.10.
- Art. 203. Farbig karrirter Plaidstoff. 98/100 Cm. br., d. Mtr. M. 1.75.
- Art. 184. Gestreifter Köperstoff. 105 Cm. breit, das Meter M. 2.10.
- Art. 277. Gestreifter Lodenstoff mit Noppe-Effekten. 98/100 Cm. breit, das Meter M. 2.20.
- Art. 278. Karrirter Cheviot-Foulé. 97/98 Cm. br., das Meter M. 2.40.
- Art. 454. Bunt genoppter Sommerloden. 105 Cm. br., das Meter M. 2.50.
- Art. 467. Feingestreifter Wollstoff mit Noppe-Effekten. 100 Cm. breit, das Meter M. 2.30.
- Art. 280. Diagonal-Köper mit farbigen seidenen Streifen. 100 Cm. br., das Meter M. 2.60.
- Art. 282. Schmalgestreifter Wollstoff mit Noppe-Effekten. 104/105 Cm. breit, das Meter M. 2.70.
- Art. 455. Feiner Wollstoff mit farbig genoppten Streifen u. kl. Karos. 105 Cm. breit, das Meter M. 2.75.
- Art. 285. Cheviot, gross ☐, in feinen, halbhellen Farben. 105 Cm. breit, das Meter M. 3.—
- Art. 465. Hochfeiner hellfarbig. Köperstoff mit Mohairschleifen. 105 Cm. breit, das Meter M. 3.20.

Woll-Mousseline.

- Art. 474. Gestreifte Muster in hellen u. dunklen Farben u. schwarzgrundig. 80 Cm. breit, das Meter M. 1.30.
- Art. 475. Bouquet-Muster in hellen und dunklen Farben und schwarzgrundig. 80 Cm. breit, das Meter M. 1.30.
- Art. 476. Streifen- u. Punktmuster in hell u. dunkl. Farben u. schwarzgrundig. 80 Cm. breit, das Meter M. 1.50.
- Art. 477. Fantasie-Muster in hellen und dunklen Farben und schwarzgrundig. 80 Cm. breit, das Meter M. 1.60.

Waschbare Kleiderstoffe.

Serie 4.	Madapolam III. 4. Mtr.	M. 0.50.
Serie 4.	Madapolam II.	0.55.
Serie 7.	Madapolam I.	0.60.
Serie 11	Madapolam extra	0.80.
Serie 14	Toile imprimé	0.90.
Serie 15.	Satin imprimé	1.—
Serie 3.	Cretonne forte	0.60.

Wollene Fantasie-Kleiderstoffe.

- Art. 468. Hochmoderner feiner Wollstoff mit Mohair-Noppen und Streifen. 105 Cm. br., das Meter M. 3.50.
- Art. 287. Lodenstoff mit genoppten Streifen. 103/105 Cm. breit, das Mtr. M. 3.75.
- Art. 288. Eleganter Cheviot, stark geköpert. 105 Cm. breit, das Mtr. M. 3.75.
- Art. 289. Feiner Wollstoff mit Himalaya-Streifen. 103/105 Cm. breit, das Meter M. 3.90.
- Art. 290. Feiner Wollpopeline mit seidenen Streifen. 98/100 Cm. br., das Meter M. 3.90.
- Art. 291. Cheviot, gross ☐, mit Noppe-Effekten. 105 Cm. breit, das Mtr. M. 4.—
- Art. 292. Foulé, gross ☐, lebhafte Modefarben. 120 Cm. breit, das Mtr. M. 4.—
- Art. 464. Sehr feiner Wollstoff in halbhellen Farben. 105 Cm. breit, das Meter M. 4.—
- Art. 294. Wollener Popeline mit lebhaften seidenen ☐. 105 Cm. breit, das Meter M. 4.25.
- Art. 459. Modernes feines Wollgewebe (sog. Diamantenkleid) mit seid. Effekten. 105 Cm. br., das Meter M. 4.50.
- Art. 463. Hochfeiner hellfarbiger Wollstoff mit Chiné-Effekten. 108/110 Cm. breit, das Meter M. 4.75.
- Art. 462. Hellfarb. feiner Wollstoff mit seidenen Streifen und Chiné-Effekten. 100 Cm. breit, das Mtr. M. 4.
- Art. 460. Hochfeines gestr. Wollgewebe mit Noppe-Effekten in hellen Farben. 120 Cm. br., das Meter M. 5.25.
- Art. 461. Hellfarbiger feiner Wollstoff mit seidener Stickerei. 105 Cm. breit, das Meter M. 6.—
- Art. 300. Chevron mit Mohair-Broché. 105 Cm. breit, das Mtr. M. 6.25.

Spezial-Kataloge u. Muster von Kleiderstoffen versenden wir auf Verlangen unberechnet u. portofrei.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Gehaltvolle Festgeschenke für Ostern!

Aus der Töchterschule ins Leben.

Ein allseitiger Berater für Deutschlands Jungfrauen.

Unter Mitwirkung hervorragender Kräfte

herausgegeben von

Amalie Baisch.

Mit einem Titelbild in Gelatinedruck von Conrad Kiesel.

Siebente Auflage. In Original-Pracht-Einband.

Preis 6 Mark.

Inhalt: Widmung. — „Deutsche Frau'n". — An die junge Leserin. — Erstes Buch. Wie soll ein Mädchen sein? I. Sonst und jetzt. II. Im Elternhause. III. Im Pensionat. IV. In der Gesellschaft. V. Am Nähtisch. VI. Am Schreibtisch. VII. Bei der Lektüre. VIII. Für das liebe Ich. IX. Bei Spiel und Sport. X. Im Brautstand. — Zweites Buch. Was kann ein Mädchen werden? I. Der häusliche Beruf. II. Die Wohltäterin. III. Die Kindergärtnerin. IV. Das weibliche Lehramt. V. Die Erzieherin. VI. Die Gesellschafterin. VII. Die Krankenpflegerin. VIII. Kaufmännische und gewerbliche Tätigkeit. IX. Auf kunstgewerblichem Feld. X. Die Musik als weiblicher Beruf. XI. Der Weg zur Bühne. XII. Im Künstleratelier. XIII. Die Schriftstellerin. XIV. Der wissenschaftliche Beruf. — Schlußwort. — Register.

Dies mit großer Liebe und ebensoviel Sachkenntnis zusammengestellte Werk begleitet, mit voller Kenntnis der Bedürfnisse der jungen Mädchenseele, dieselbe vom Austritt aus der Schule an auf Schritt und Tritt, lehrend, mahnend, warnend, ratend, führend, Wege öffnend und schließend, bis zu erfolgter Selbständigkeit, und repräsentirt in seinen zahlreichen Mitarbeitern „den idealen Hausfreund", zu dessen Besitz sich jede Familie gratuliren kann. Es sei unseren Leserinnen daher warm empfohlen. Bazar, Berlin.

Die elegante Hausfrau.

Mitteilungen für junge Hauswesen.

Mit besonderen Winken für Offiziersfrauen von

Frau Isa von der Lütt.

Inhalt: 1. Die Einrichtung des Hauses. 2. Die Lebensweise der eleganten Frau. 3. Gesellschaftliche Formen und Gebräuche. 4. Der Besuch. 5. Die Visitenkarte und ihre Verwendung. 6. Die Toilette. 7. Die Einladung. 8. Die Konversation. 9. Der Anzug. 10. Erlaubte und unerlaubte Toilettekünste. 11. Nützliches Sparen. 12. Das Geldausgeben der Damen in der Öffentlichkeit. 13. Die Dienstboten. 14. Der Schreibtisch. 15. Die Musik im Salon. 16. Unser Umgang. 17. Die Kinder.

In imitirtem Damast gebunden mit zartem Ornament und Schnitt in echtem Gold. Preis 5 Mark.

Einheitlich, praktisch, den realen Forderungen des Lebens auf jeder Seite in allen Angaben entsprechend, lehrt dieses Buch Jeden etwas Nützliches, besonders die breiten Schichten des guten Mittelstandes die Kunst, mit einfachen Mitteln elegant zu sein. Das Buch will ein Ratgeber sein für Frauen, die ein elegantes Haus machen wollen oder sollen und denen die nötige Erfahrung und Kenntnisse, oder der Glaube, daß dies auch mit einfachen Mitteln möglich ist, hiezu fehlen.

Drei Märchen für Alt und Jung.

Die Nüsse, ein Weihnachtsmärchen. — Das Elixir. — Die graue Locke.

Von **Georg Ebers.**

Mit drei Lichtdruckbildern von R. Leinweber.

Siebente Auflage. Preis in elegantem Originalband 6 Mark.

Der Meister plastischer Darstellung, der es verstanden hat, uns das alte Aegypten und die Gestalten, die es belebten, greifbar vor die Seele zu zaubern, führt uns hier mit derselben poetischen Kraft in eine phantasiegewobene Märchenwelt. Er weiß dieselbe dabei so unmittelbar an das Leben der nüchternen Wirklichkeit anzuknüpfen, daß dadurch selbst das Wunderbare Fleisch und Blut gewinnt. Vermöge solcher Eindringlichkeit der Gestaltung nimmt uns auch das warme Gemütsleben, das in diesen sinnreichen Märchen pulsirt, um so voller und nachhaltiger gefangen.

Ins eigene Heim.

Ein Buch für erwachsene Mädchen und junge Frauen

von

Amalie Baisch.

Herausgeberin des Buches: „Aus der Töchterschule ins Leben".

Unter Mitwirkung bewährter Kräfte.

Zweite Auflage. In elegantem Original-Einband Preis 6 Mark.

Inhalt: Widmung. — Geträumte Ideale, von Amalie Baisch. — Der Verlobungsring, von Derselben. — Unsere Ausstattung, von Johanna von Sydow. — Ein Hochzeitsgeschenk, von Marie von Redwitz. — An der Schwelle des Heimes, von Emmy Labben[illegible]. — Die Hochzeitsreise, von Derselben. — Im neuen Heim, von Lina Morgenstern. — Das Hausfrauen-Wohl, von Dr. med. [illegible] Kalf. — Nach den Flitterwochen, von Marie von Redwitz. — Die eigenen Herd, von L. von Stöpper, eingeleitet von der Herausgeberin. — Gemeinsames Leben, gemeinsame Arbeit, von Marie von Redwitz. — Die Kunst, gut bedient zu sein, von Amalie Baisch. — Ein fröhliches [illegible], von Marie von Redwitz. — Deine Familie, von Amalie Baisch. — Verschiedene Lebensbahnen, von W. [illegible]. — Die hohen Tage, von Amalie Baisch. — Verwirklichte Ideale, von Otto Baisch. — Register.

„Ins eigene Heim" behandelt in anziehender, vielfach novellistisch eingekleideter Form, zugleich aber mit gediegenster Sachlichkeit alles das, was erwachsenen Mädchen und jungen Frauen vor allem am Herzen liegt: die Zukunftsträume der Mädchenwelt, die Verlobung, die Hochzeit und dann als eigentlichsten Kern des Buches, die Einrichtung des eigenen Heims, sowie alles, was zu einer erfreulichen Erfüllung der Hausfrauenpflichten gehört und wodurch die junge Frau sowohl ihr eigenes Glück als das der Familie zur höchsten Blüte zu bringen berufen ist.

Ben Hur.

Eine Erzählung aus der Zeit Christi.

Von

Lewis Wallace.

General der nordamerik. Bundes-Armee und vorm. Vereinigt. Staaten-Gesandter in Konstantinopel.

Autorisirte Uebersetzung von B. Hammer.

Mit Porträt des Generals Lewis Wallace.

Pracht-Ausgabe. [illegible] Auflage.

Preis fein gebunden in 2 Originalbänden 7 M.

Billige Volks-Ausgabe in einem Band.

Zwölfte Auflage.

Preis einfach gebunden 2 Mark; in elegantem Geschenkband 3 Mark.

Ein außerordentliches Buch, das schon bei seinem Erscheinen ein ganz ungewöhnliches Aufsehen erregte und seitdem Auflage um Auflage erlebt hat. Kein Erzeugnis der neueren Literatur fand auch so allgemeine Würdigung, wie dies treffliche Buch. Die Erzählung ist ein durch seine Farbenpracht fesselndes, in Konzeption und Ausführung gelungenes Gemälde der Zeit Christi. Mit lebhaften Farben schildert der Verfasser den Kontrast der jüdischen und römischen Weltanschauung, der Weltherrschaft und der Sklaverei, der weltlichen und geistlichen Messiashoffnung.

Merk- und Spruchbuch für alle Tage des Jahres.

Von

Heinrich Löwner.

Preis fein gebunden mit Goldschnitt Mk. 2.50.

Dem Spruch wohnt eine besondere Kraft inne; er tröstet, erhebt, belehrt, er ist die Quintessenz der Lebenserfahrung, eine in Worten dargestellte Erfahrung. Aus der unerschöpflichen Fülle der verschiedensten Literaturen hat Löwner in seinem Merk- und Spruchbuch 365 der [illegible] Sprüche zusammengetragen und zugleich nach Tagen angeordnet, so daß unter jedem Spruch genügend Raum bleibt, selbst einen Gedenktag oder eine Notiz zur Erinnerung zu verzeichnen. Die Ausstattung des Buches ist allerliebst: kleines, zierliches Format, der Druck von farbiger Einfassung umrandet, das Ganze in einem geschmackvollen, gediegenen Einband. Dieses Büchlein ist im besten Wortsinne ein Gedenkwerk für Jedermann, denn Jeder kann sich seinen Inhalt freuen und ihn nützen.

—— Obige Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden. ——

Lensing's Vanill-Bisquits.

Dieses feine nahrhafte Gebäck ist ein wahrer Hochgenuß zu Wein, Chocolade, Kaffee und Thee, sollte daher in keinem besseren Haushalte, Hotel und Restaurants fehlen. Franko zu haben von 4 M. [illegible] Dose [illegible] von M. 5.25 oder [illegible] von

H. A. Lensing, [illegible]

Vorzüglichste **Photogr. Apparate** nebst Utensilien und Anleitung, wonach Jedermann photographiren kann. Illustr. Preisliste gratis & franco. Optische Fabrik

Josef Rodenstock, herzogl. Hoflieferant, **München,** [illegible]

Schweiz. [illegible] — frühere Vorsteherin der höheren Töchterschule in [illegible], und Frau [illegible] [illegible] ein [illegible] eingerichtetes

Home

für junge Mädchen aus guter Familie. Französisch, Englisch, Italienisch, Musik, Gesang und Malen [illegible] Haushaltungsunterricht [illegible] [illegible] Referenzen [illegible]

Champ Fleuri, Lausanne.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In achter Auflage ist schon erschienen:

W. Shakespeares dramatische Werke.

Uebersetzt von A. W. von Schlegel und Ludwig Tieck.

Im Auftrag der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft herausgegeben und mit Einleitungen versehen von

Wilhelm Oechelhäuser.

Ein eleganter Leinwandband in Lexikon-Oktav. Mit Holzschnittporträt als Titelbild.

Preis nur 3 Mark.

Feine Ausgabe mit Porträt in Lichtdruck als Titelbild:

Preis geheftet 5 Mark; in elegantem Halbfranz-Einband 7 Mark.

Die Werke des großen Britten, der unlöslich mit unserem geistigen Leben und unserer geistigen Entwicklung verknüpft ist, werden durch diese Ausgabe immer weiteren Kreisen und vor allem auch dem heranwachsenden neuen Geschlecht zugänglich gemacht. Der Herausgeber hat dem Band eine allgemeine, jedem einzelnen Drama eine spezielle Einleitung zur Einführung vorausgeschickt. Das Papier ist fein, der Druck klar, der Einband elegant und solid.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Ein Werk für das ganze deutsche Volk!

Eine einheitliche, strengen Anforderungen genügende Gesamtausgabe der Briefe des populärsten deutschen Dichters erscheint jetzt unter dem Titel

Schillers Briefe

Kritische Gesamtausgabe

in der Schreibweise der Originale

Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von

Fritz Jonas

ca. 270 Bogen in etwa 85 Lieferungen. 8. Preis pro Lieferung 25 Pfennig

im unterzeichneten Verlage. Der Herausgeber stützt sich dabei auf umfassende eigene Vorarbeitungen, sowie auf die des verewigten Schillerforschers Robert Boxberger. Er hat die lebhafteste Teilnahme und Unterstützung vieler, darunter bedeutender Forscher auf dem Gebiete der deutschen Literatur gefunden. Schillers Briefe werden in dieser Gesamtausgabe, soweit es irgend möglich ist, nach den Handschriften selbst, oder sonst nach den zuverlässigsten Abschriften und Drucken geboten werden, und schon die ersten Lieferungen werden eine überraschende Fülle neuer Lesarten zeigen und die Gewähr geben, daß der Herausgeber mit größter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit bemüht ist, die Ausgabe zu einer zuverlässigen zu machen. Sie soll dem Forscher eine feste Grundlage geben, der in den Lesarten am Ende jedes Bandes das Material zur eigenen Entscheidung über Abweichungen von den früheren Drucken findet, und **sie soll jedem Freunde des Dichters, dem ganzen deutschen Volke den unmittelbaren Einblick in Schillers freundschaftlichen Verkehr und seine rastlose Arbeit gewähren.** Den Eingeweihten drängt sich der Herausgeber nirgends mit Anmerkungen unter dem Text auf, und denen, die Auskunft über einzelnes wünschen, ist das Erforderliche in knapper Fassung in den Erläuterungen am Ende jedes Bandes dargeboten.

Nichts ist mehr geeignet, das Geistesleben und den Entwicklungsgang Schillers in gleicher Lebendigkeit und Deutlichkeit zu zeigen, wie die chronologische Folge seiner Briefe, von denen M. Bernays treffend sagt:

„Schillers Briefe, als ein Ganzes betrachtet, müßten wohl für die schönsten unserer Literatur gelten."

Eine Reihe von Porträts des Dichters, sowie von Persönlichkeiten, an die seine Briefe gerichtet sind, schmücken die Ausgabe und werden dem Leser auch im Bilde den Kreis von Zeitgenossen vergegenwärtigen, in und mit dem Schiller lebte.

Den Preis für die Gesamtausgabe der Briefe haben wir möglichst billig gestellt und die Einteilung in Lieferungen derart getroffen, daß auch dem, der nur über bescheidene Mittel verfügt, die Erwerbung möglich wird. Wir gehen von der Ueberzeugung aus:

wo Schillers Werke stehen, gehören auch seine Briefe hin,

als eine unabweisbare Ergänzung derselben,

deren unerschöpflicher Gedankenschatz den Geist erheben und adeln und den Sinn zum Idealen bei jedem Leser erwecken und lebendig erhalten wird.

Subskriptions-Bedingungen:

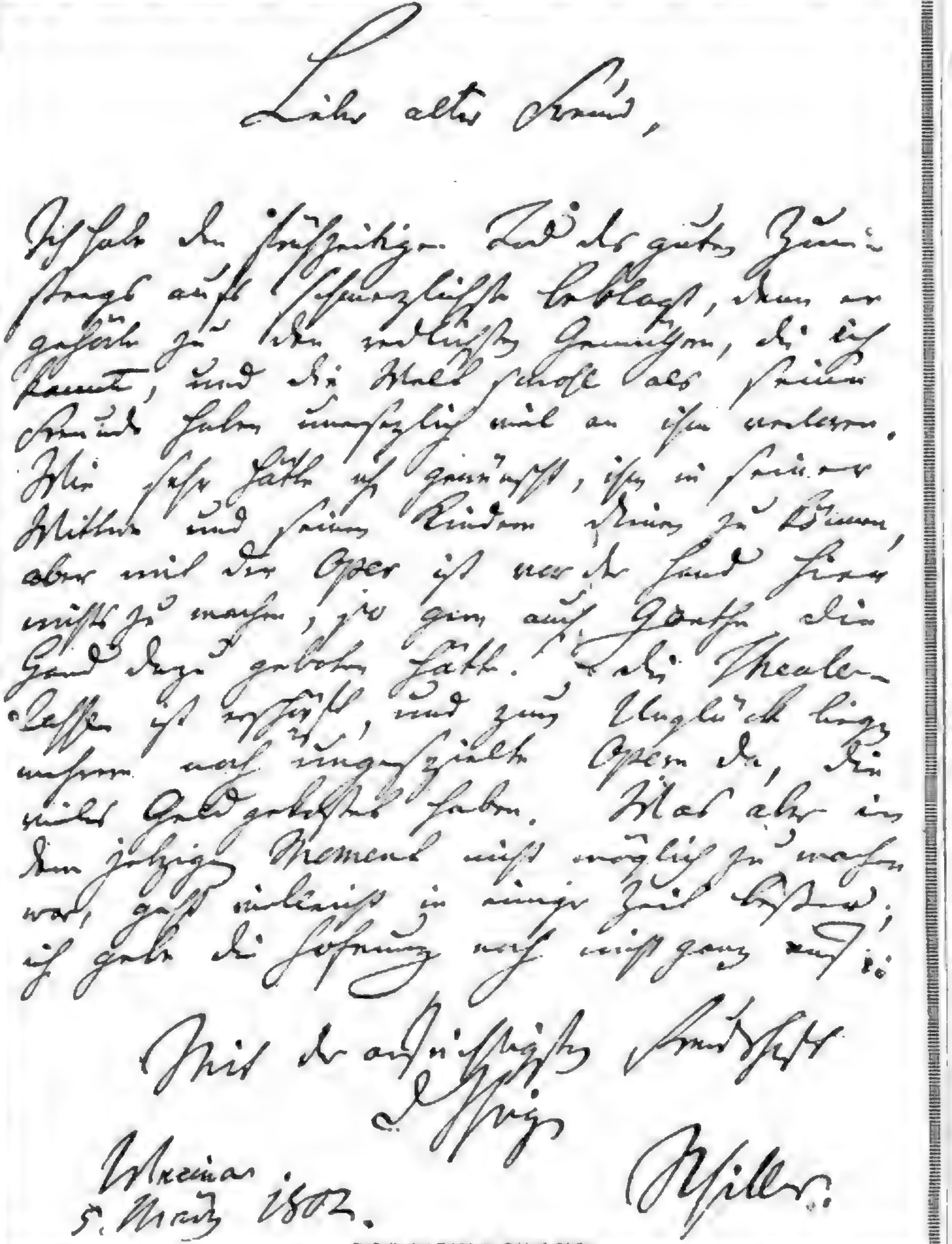
Schillers Briefe, kritische Gesamtausgabe, in der Schreibweise der Originale, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas erscheint in etwa 85 Lieferungen zum Preise von 25 Pfennig pro Lieferung.

Alle 14 Tage werden 1–2 Lieferungen zur Ausgabe gelangen. Bestellungen werden von allen Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie von jedem mit einer solchen in Verbindung stehenden Büchheragenten entgegengenommen.

Die soeben erschienene erste Lieferung wird von jeder Buchhandlung auf Verlangen gern zur Einsicht ins Haus gesandt. [illegible] wird auf Wunsch die unterzeichnete Verlagshandlung in Stuttgart die Expedition vermitteln, die auch bereit ist, auf alle einschlägigen Anfragen direkte Auskunft zu erteilen.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Anfang 1892.

Deutsche Verlags-Anstalt.



Facsimile eines Briefes von Friedrich Schiller.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

GENERAL LIBRARY,
UNIV. OF MICH.
JUN 27 1899

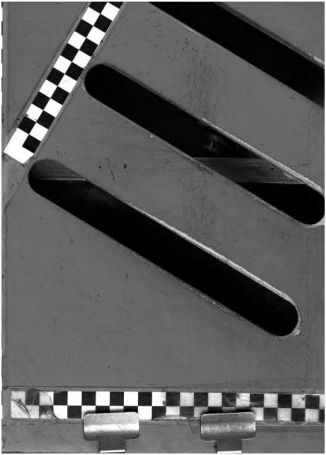
UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 04642 8945

Digitized by Google

GENERAL LIBRARY,
UNIV. OF MICH.
JUN 27 1899

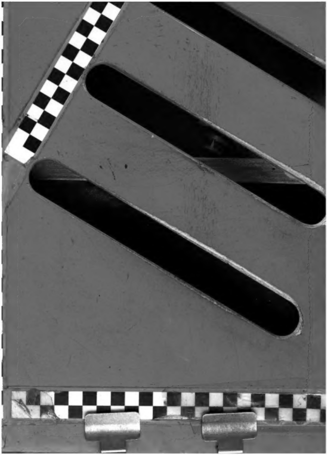
UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 04642 8945

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google